Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

EVANSTON
ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

7841

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

III. Band

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1911.

Digitized by Google

L913.05
M285
v.3-4

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorstand und Ausschuss 330
1911 neu eingetretene Mitglieder 328
Ehrenmitglied 330
Änderung der Satzungen 329
Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister) 140, 289
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister) 167, 307

Albrecht, G.: Sitzungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, Zweiggesellschaft Berlin 157
Asmus, R.: Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow (Mecklenburg) (mit 2 Textabbildungen und Tafel XX—XXVII) . . 171
Bieder, Th.: Entstehung u. Entwicklung des germanischen Rassenbewusstseins 158
Blume, E.: Zur Glasflasche von Latkowo, Prov. Posen (m. 4 Textabbildungen) 156
Blume, E.: Erwerbungen des Kaiser Friedrich-Museums zu Posen (mit 7 Textabbildungen) 289
Günther, A.: Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens (Schluss) (mit 14 Textabbildungen und Tafel I—XIII) 1
Hagen, J. O. v. d.: Der Fergitzer Burgwall (mit 15 Textabbildungen und Tafel XIV—XIX) 75
Hahne, H.: Die Moorleichen der Provinz Hannover 160
Jíra, J. A.: Neolithische bemalte Keramik in Böhmen (mit 21 Textabbildungen und Tafel XXVIII—XXX) 225
Kossinna, G.: Adresse an A. Bezzenberger (mit Tafel XXXI) . . . 167, 312
Kossinna, G.: Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung 127
Kossinna, G.: Ansprache bei der Einweihung des Museums zu Neuruppin 310
Kossinna, G.: Todesfälle: C. Heintzel 168
L. Jacobi. — R. Klebs. — E. Schmidt. — O. Müller.
J. L. Pič 327
Kossinna, G.: Zum Trichterrandbecher (mit 1 Textabbildung) 287
Kossinna, G.: Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas 316
Mötefindt, H.: Trichterrandbecher aus der Provinz Sachsen (mit 7 Textabbildungen) 283
Müller-Brauel, H.: Ein Vorgänger des Dreiperiodensystems 279
Schetelig, H.: Vorgeschichte Norwegens (mit 75 Textabbildungen) . . . 29
Schirmeisen, K.: Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung 97, 255
Schliz, A.: Erwiderung 313
Schneider, H.; Zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung 121
Schulz, W.: Das germanische Wohnhaus in vorgeschichtlicher Zeit nach den Bodenfunden 134
Walter, E.: Die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren (mit 14 Textabbildungen) 140
Walter, E.: Zwei Skelettgräber von Balm auf Usedom 158
Walter, E.: Zwei neue Hausurnen aus dem Kreise Lauenburg in Hinterpommern 326
Neue Entdeckungen vorgeschichtlicher Altertümer in den Höhlen von Dane bei S. Kanzian 131

Sachregister 331
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln 353

519856 Digitized by Google

Bücher-Besprechungen.

Seite

Birkner, Dr. F., Der diluviale Mensch in Europa, München 1910 (Girke) . 163

Branca, W., Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen, Leipzig 1910 (Girke) 300

v. Buttel-Reepen, G., Der Urmensch vor und während der Eiszeit in Europa, Jena 1911 (Girke) 300

Hahne, Hans, Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen und Völker, Bielefeld und Leipzig 1910 (Blume) 161

Knorr, Friedrich, Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein, Teil I, Kiel 1910 (Jahn) 165

Kropp, Philipp, Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weisser Elster, Würzburg 1911 (Jahn) . . . 302

Merkel, O., Katalog des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg (Mötefindt) 299

Müller-Brauel, H., Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Geestemünde, 1910 (Schulz) 164

Münsterberg, O., Influences Occidentales dans l'art de l'Extrême-Orient, Paris 1909 (Lehmann-Haupt) 302

Reinhardt, Dr. L., Die älteste menschliche Bevölkerung Europas zur Eiszeit und ihre Herkunft nach den neuesten Skelettfunden, Frankfurt a. M. 1910 (Girke) 163

Schübeler, Der Langenberg bei Langen, ein Grabhügel der älteren Bronzezeit, 1910 (Schulz) 164

Schwantes, Gustav, Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover, 1909 (Jahn) 165

Sobotta, J., Die neuesten Ergebnisse der Paläontologie des Menschen und das Abstammungsproblem der heutigen Menschenrassen, Würzburg 1911 (Girke) 163

Stettiner, R., Brettchenweberei in den Moorfunden von Damendorf, Daetgen und Torsberg (Winkler) 303

Stettiner, Rich., Das Webebild in der Manesse-Handschrift und seine angebliche Vorlage, Berlin und Stuttgart 1911 (Winkler) 303

Wiedmer-Stern, J., Das gallische Gräberfeld bei Münsingen (Kanton Bern), 1908 (Jahn) 166

Wolff, Karl Felix (Bozen), Die Germanen als Begründer der Europäischen Kultur, Bozen 1911 (Wilke). 301

Digitized by Google

Zur
Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens.

Von A. Günther, Koblenz-L.

Mit 14 Textabbildungen und Tafel I—XIII.

(Schluss.)

Bronze-Zeit.

Ältere Bronzezeit.

Auffallend spärlich ist bisher in den Fundstücken aus dem Gebiet des Beckens die ältere Bronzezeit vertreten. Bei der sonst so kontinuierlichen und verbreiteten Besiedlung des Beckens ist aber nicht zu zweifeln, dass auch sie wohl noch häufiger angetroffen werden wird, besonders da jetzt dem Gebiete, sowohl von dem Bonner Provinzialmuseum, wie auch von den beteiligten Vereinen und Lokalmuseen eine weit grössere Aufmerksamkeit zugewandt wird. Leider kommt es aber immer noch allzuhäufig vor, dass Altertumshändler in den Besitz von Fundstücken gelangen und sie weiter veräussern, wodurch dann die Stücke und die Feststellung der Fundumstände der Forschung verloren gehen.

So finde ich z. B. in Nr. 2 des Bulletin Périodique du Comptoir Ethnographique de Belgique (Dr. Louis Exsteens) zwei Absatzbeile und ein Tüllenbeil zum Verkauf angeboten, als deren Ursprungsort Koblenz angegeben ist. In Koblenz selbst sind allerdings diese Stücke sicher nicht gefunden, sie können ebensogut auch aus der Gegend von Bingerbrück usw., wie aus dem Becken sein. Jedenfalls sind sie von einem hiesigen Händler erworben worden, der zur Wahrung seiner Geschäftsverbindungen lieber an auswärtige Käufer und Abnehmer veräussert, als die Stücke den interessierten öffentlichen Sammlungen anzubieten. Im übrigen ist es auch nicht ausgeschlossen, dass derartige Handelsstücke durch die verschiedensten Hände und Sammlungen gewandert sind, oder gar Auktionen und Nachlassversteigerungen über-

Digitized by Google

standen haben, bis sie dann, mit einer neuen Ursprungsmarke versehen, abermals ihre Wanderung antreten [1]).

Mit Sicherheit aus dem Gebiete des Beckens stammend sind mir bekannt geworden:

Ein Flachbeil aus Bronze nach Fig. 2 der Typenkarte von Lissauer [2]) aus dem Rhein bei Neuwied, jetzt im Landesmuseum zu Wiesbaden.

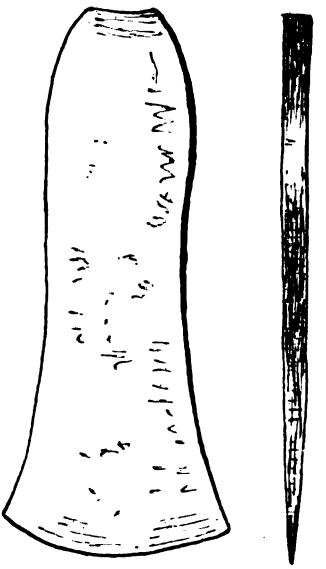


Abb. 1.
Bronze-Flachbeil von Vallendar.
1/3 nat. Gr.

Ein Flachbeil, geschweifte Form, im Oberlahnsteiner Museum, gefunden bei Vallendar. (Abb. 1.)

Eine prachtvolle Radnadel mit 3 Ösen aus Urmitz im Bonner Provinzialmuseum [3]). (Abb. 2.)

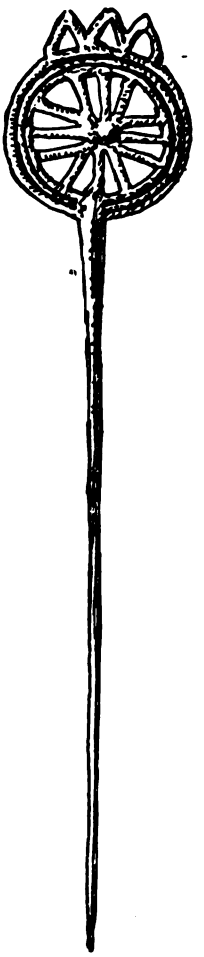


Abb. 2.
Radnadel aus Urmitz
(ca. 1/3 nat. Gr.)
nach Bonner Jahrb.
Heft 113.

Eine reich ornamentierte schwarze Tonschale aus der Gegend Weissenturm-Andernach im Mainzer Museum. (Abguss im Bonner Provinzialmuseum.)

Eine Kugelflasche mit kleinem breiten Henkel, Bauch mit schräg gestellten Linien geschmückt, aus gelblichem Ton, gefunden bei Weissenturm - Urmitz, im Bonner Provinzialmuseum.

Aus der Nachbarschaft des Beckens ist eine Radnadel mit einer Öse aus Winningen an der Mosel, im Landesmuseum Wiesbaden zu erwähnen [4]).

Jüngere Bronzezeit.

Um so reicher und verbreiteter ist die jüngere Bronzezeit vertreten. Wir treffen sie in ziemlich gleicher Entwicklung und Ausbildung der Gefässe sowohl auf der rechten, wie auf der linken Rheinseite des

[1]) So gab mir kürzlich ein hiesiger Antiquitätenhändler, bei dem ich einmal ein Absatz- und ein Tüllenbeil gesehen hatte, an, dass er diese unter altem Kupfermaterial gekauft habe.

[2]) Erster Bericht über die Tätigkeit der von der deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten.

[3]) Bonner Jahrbücher, Heft 113, S. 57.

[4]) Lissauer a. a. O.

Digitized by Google

Beckens und in seiner näheren Umgebung an. Sie hat augenscheinlich sehr lange gedauert und leitet mit sehr schönen und zierlichen Gefässformen in eine ihr sich enge anschliessende frühe Hallstatt-Zeit über. Auffallend bleibt ihr ein gewisser Mangel an Werkzeugen, noch mehr an Waffen, und Schmucksachen in Bronze.

Von Werkzeugen sind mir bekannt geworden: Ein Lappenbeil mit Öse aus dem Vallendarer Wald im Oberlahnsteiner Museum. (Abb. 3.)

Ein geschweiftes Bronze-Messer aus Niederlahnstein im Koblenzer Museum. (Abb. 4.)

Eine Doppelform aus Sandstein, zum Guss schmaler lanzettförmiger Messer aus Cobern, im Provinzialmuseum Bonn. (Abb. 5.)

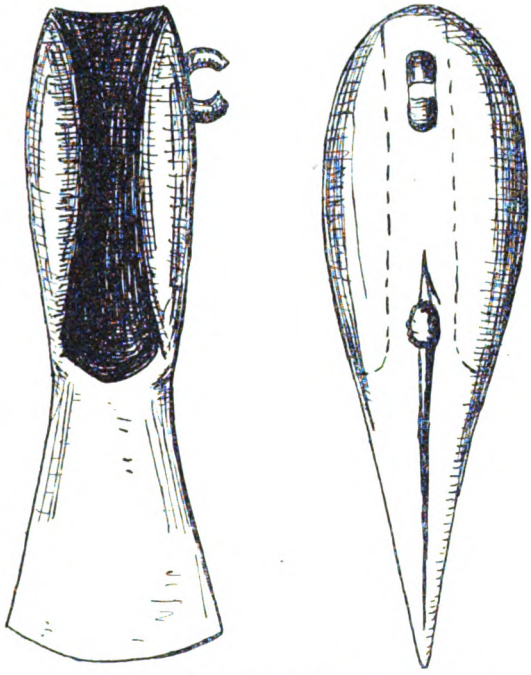


Abb. 3. Lappenbeil mit Öse aus dem Vallendarer Wald (etwa $^2/_3$ nat. Gr.).

Die Gefässe skizziert Lehner sehr gut in Heft 105 der Bonner Jahrb. S. 169: „Charakteristisch sind namentlich dünnwandige Teller mit einem scharfwinklig abgesetzten, horizontalen spitzauslaufenden Rand, Töpfe mit ebensolchen Rändern, Henkel von noch durchaus der Schnuröse nahestehender Form, wie sie gerade an bronzezeitlichen Töpfen so ausserordentlich häufig sind. Die Verzierungen bestehen zumeist aus

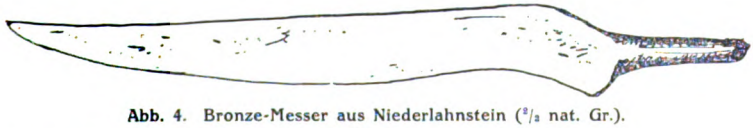


Abb. 4. Bronze-Messer aus Niederlahnstein ($^2/_3$ nat. Gr.).

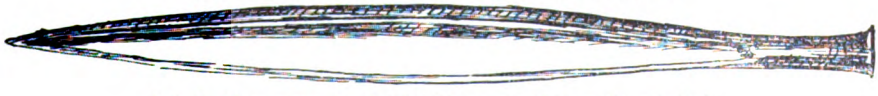


Abb. 5. Messer aus der Sandsteinform von Cobern ($^2/_3$ nat. Gr.).

ganz feinen eingeritzten Strichgruppen, die sich zum Teil um den oberen Teil des Bauches der Töpfe ziehen, zum Teil auf der Oberseite der Tellerränder angebracht sind. Daneben rauhwandige Gefässe mit und ohne Fingernageleindrücke in Menge."

525863

Digitized by Google

Hervorragend schön sind die Fundstücke vom Jägerhaus b. Urmitz (Gmde. Mülheim) [1]), besonders die schöne Verzierung grosser Schüsseln

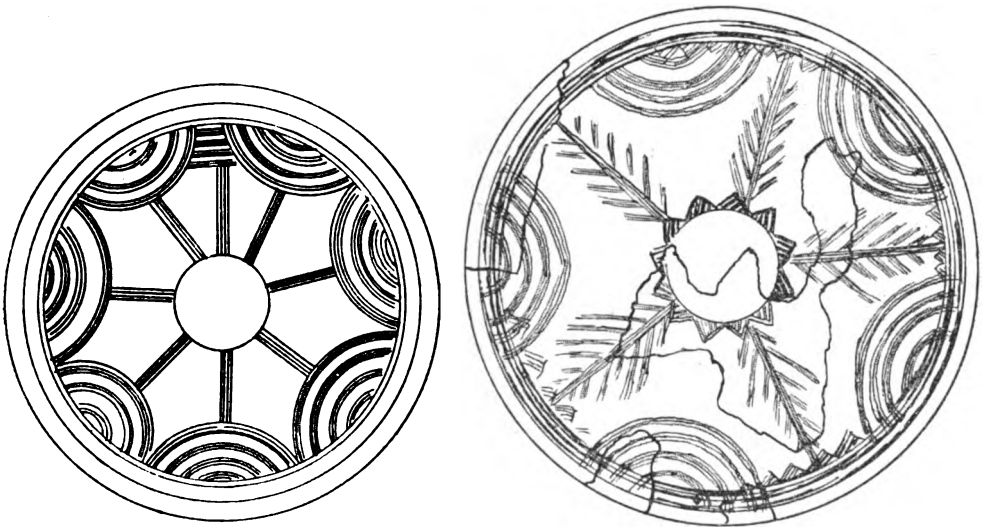


Abb. 6. Verzierte Schüsseln vom Jägerhaus b. Mülheim.

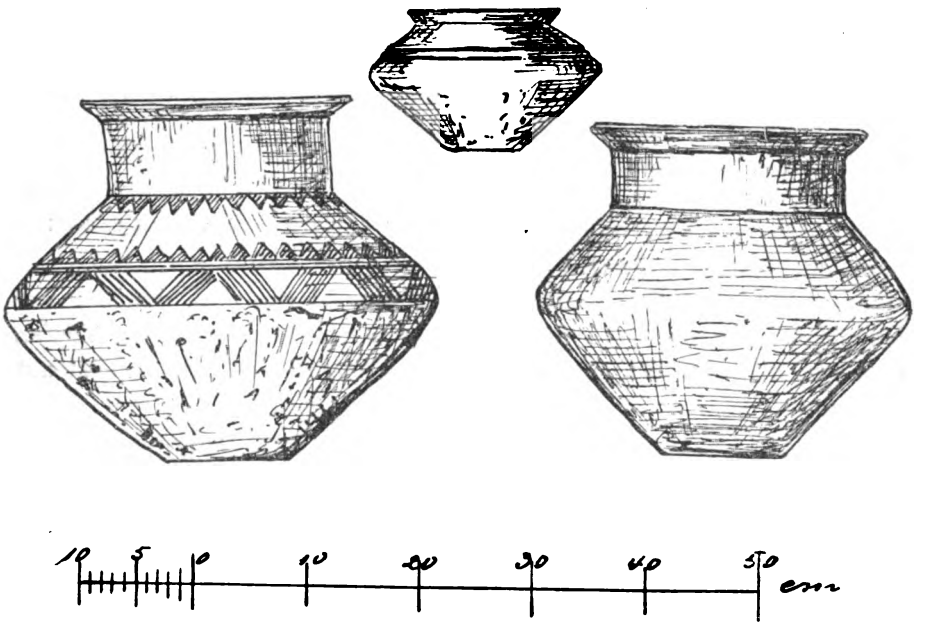


Abb. 7. Tongefässe aus Rhens-Brey.

durch palmettenartig über die innere Bodenfläche gebreitete Linienbündel und konzentrische Kreisabschnitte feiner Linienbänder vom

[1]) Günther, Bonner Jahrb., Heft 110.

Digitized by Google

Rande aus auf den Wandungen. (Abb. 6.) Auch die saubere Herstellung vieler an Metallformen erinnernder Urnen mit scharfer Bauchkante und scharf abgesetztem horizontalen Rand mit abgeschrägter Kante. Am Halsansatz läuft ein fein ausgezogenes Gurtband rund, von dem aus Bündel feiner Linien auf die Schulter herabfallen. Oder das Gurtband ist leicht eingeglättet und auf der Bauchkante sind konzentrische Halbkreise, die die Stelle von Griffwarzen vertreten, eingestrichen. Auch schraffierte Dreiecke und Winkelbandmuster dienen zur Verzierung der Gefässe. (Abb. 7, Taf. I u. II.) Interessant sind zwei kleinere Gefässe mit hohem zylindrischem Hals aus einem Bimssandfelde am Bahnhof Urmitz. (Taf. II, Fig. 6.) Der Bauch läuft in zwei zitzenförmige Spitzen aus, von denen die eine durchbohrt ist. Anscheinend sind es Saugflaschen, bei denen das Geschäft des Trinkens noch erleichtert werden konnte durch Bewegungen mit dem Handballen auf der mit schmalem Rande eingefassten zylindrischen Mündung.

Von den Gefässen am Jägerhaus dürften einige noch ziemlich früh zu datieren und der älteren Bronzezeit nahe zu stellen sein. So ein Grabfund, bestehend aus einer grauschwarzen Urne von 27½ cm Durchmesser, deren Rand abgebrochen ist und die ausser Leichenbrandresten ein zierliches Gefässchen mit fünf Paar Griffwarzen auf der Bauchkante, steilen Hals, schräg ansteigendem schmalen Rand, Linienornamenten in Gurtbändern um den Hals und auf der Schulter und von dieser herabfallenden Linienbündeln, eine Schüssel mit schräganseigender Wandung und eine Rollennadel von 9½ cm Länge mit Resten eines schlichten Armreifes enthielt. Ferner ein grauschwarzer gehenkelter Kugeltopf, dessen Bauchfläche durch eine untere Reihe leichter Tupfeneindrücke und ein oberes Gurtband senkrechter Striche zwischen Horizontallinien, weisse Farbenfüllung aufweisend, geschmückt ist."

Wie schon erwähnt, sind die Beigaben am Schmuck gering, Waffen fehlen bisher gänzlich. In Rodenbach[1]), am Jägerhaus und bei Metternich sind lange Nadeln mit dickem oben konisch verlaufendem Kopf und gedrehtem Hals und einfache Armreife gefunden. Am ersteren Orte ein fibelartiges Stück und Halskette; am Jägerhaus netzartig aus Bronzedrähten geflochtener Hals- oder Brustschmuck und Ringe, die einer Kette angehört haben können, sowie eine lange Nadel mit scheibenförmigem Kopf über einer kugelartigen Verdickung auf gerieftem Halse; in Metternich ein dreifach gewundener Fingerring.

Die Gräber, um die es sich bei den meisten Fundstellen im Becken handelt, sind einfache Flachgräber ohne Hügelaufwurf und auch meist ohne Steinsetzung. Nur einmal habe ich am Jägerhaus eine bankartige

[1]) E. v. Toll, Grabfund von Rodenbach, Bonner Jahrb., Heft 106.

Digitized by Google

Umstellung von Grauwackenplatten angetroffen. Fast durchweg enthält eine grosse Urne die Leichenbrandreste mit den etwaigen Schmucksachen, die von einer umgestülpten Schale bedeckt und geschützt sind, sowie ein oder mehrere kleinere Gefässe bezw. Scherben von solchen. Das Ganze ist mit einer grossen Schüssel oder einer dünnen Steinplatte überdeckt. Wohn- und Grabstätten gemischt finden sich am Jägerhaus vor, die ersteren meist nur als Reste von Feuerstellen. Diese sind bis auf etwa 1,40 m unter die jetzige Bodenoberfläche kesselförmig eingegraben, anscheinend als Herd- oder Kochgruben, über denen sich, nach aufgefundenen Pfostenlöchern zu urteilen, die Hütten erhoben. So erzählte mir ein Vorarbeiter, dass sie etwa in der Mitte des Feldes zwischen Eisenbahn und Landstrasse eine grosse tennenartige Fläche freigelegt hätten, um die herum sich Pfostenlöcher befanden. Diese Löcher habe er und seine Mitarbeiter gut als solche erkennen können, da sie mit „Mulm" von dem vermoderten Holz gefüllt gewesen wären.

An den Schluss der jüngeren Bronzezeit werden äusserst sauber und dünnwandig gearbeitete Gefässe nebst den sie begleitenden grösseren Urnen von mehr abgerundeter Form statt der Bauchkante zu setzen sein, deren Weiterentwicklung wir in der früheren Hallstatt-Zeit verfolgen können. Hierher gehören schwarze rundbauchige Schalen, die durch ihre glatte Oberfläche, die feine und regelmässige Einritzung der Gurtlinien, die saubere Profilierung und die Herstellung des schmalen Randes mit einer feinen Hohlkehle auf der Innenseite den Eindruck machen, als ob sie auf einer Art Drehscheibe hergestellt seien. Solche einander sehr ähnliche Gefässe kenne ich von Rübenach (Taf. II, Fig. 5), vom Jägerhaus und aus der Umgebung von Oberlahnstein. Ferner flache Schälchen oder Schüsselchen mit spitzem Boden und sauberer Randbearbeitung, zum Teil auf der unteren Seite mit konzentrischen Kreisabschnitten (Rübenach) Taf. II, untere Reihe, Fig. 1 u. 2 oder Winkelband (Oberlahnstein) mit weisser oder roter Inkrustierung geschmückt; Becherchen mit schmalem gefurchten Horizontalrand und spitzem Boden (Vallendar Taf. I, Fig. 13), flaches Tässchen mit Henkel (Taf. I, Fig. 18) von der Kartause bei Koblenz.

Als Fundstellen der jüngeren Bronzezeit sind bekannt geworden:

Auf dem linken Rheinufer: Weissenturm, Urmitz, Jägerhaus, die Mülheimer Hecken an dem Wege vom Jägerhaus nach Rübenach, Rübenach, Metternich, Rhens, die Insel Oberwerth, der Koblenzer Stadtwald und das Plateau der Kartause, das von Gräberstätten oder Siedlungen bedeckt scheint, die öfters bei militärischen Arbeiten (Grabenanlagen usw.) angetroffen und zerstört werden.

Auf der rechten Rheinseite: Neuwied, Rodenbach, Niederbieber,

Digitized by Google

Bendorf, Vallendar, das Plateau des Kratzkopfer Hofes oberhalb Pfaffendorf, Horchheim, Nieder- und Oberlahnstein.

An dieser Stelle möchte ich eine Beobachtung über die Herstellung mancher Tongefässe von der Bronzezeit bis zur fränkischen Zeit mitteilen, die ich bei der Zusammensetzung der oft in viele Scherben zerdrückten Gefässe gemacht habe und die mir von einem praktischen Töpfermeister als den Tatsachen entsprechend bestätigt wurde. Eine ähnliche Herstellungweise erfuhr ich nachträglich aus Schurz, Urgeschichte der Kultur, über die Töpferei der alten Peruaner.

Häufig bemerkte ich nämlich an den Scherben in der Nähe der Bauchkante horizontale Bruchfugen, deren Ränder innen und aussen mit Ton verstrichen und geglättet waren. Dies führte mich zu der Ansicht, dass die Gefässe aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt seien und erklärte mir auch die beliebten konischen oder verjüngten

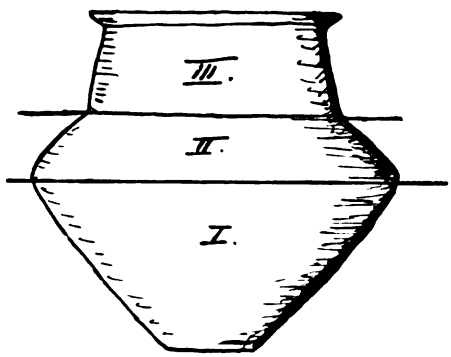


Abb. 8.

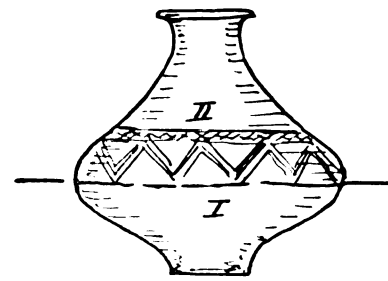


Abb. 9.

Formen der einzelnen Teile. So besteht z. B. die nebenstehend skizzierte bronzezeitliche Urne (Abb. 8) aus drei Teilen: dem Unterteil, der Schulter und dem Hals mit dem angebogenen Rand, die Latène-Flasche (Abb. 9) aus zwei Teilen: dem Unterteil und dem Oberteil mit Hals und Rand. Ich stelle mir vor, dass die einzelnen Teile über Formen hergestellt („überschlagen") wurden, was auch die stets glatten Innenflächen erklären würde und wobei die konischen Formen das Abstreifen der Gefässteile sehr erleichterten. Die Teile wurden dann, nachdem sie notdürftig getrocknet bezw. erhärtet waren, zusammengesetzt und die Fugen mit geschlemmtem Ton verstrichen und geglättet. (Dies ist besonders deutlich an den Scherben eines grossen bronzezeitlichen Gefässes aus Metternich zu sehen.) Es deckt sich diese Herstellungsart übrigens gewissermassen mit der von Hörnes veröffentlichten Zusammensetzung einer Bronzevase der Hallstattzeit aus 4 Teilen[1]). Er-

[1]) Sammlung Göschen Nr. 42, Urgeschichte der Menschheit, von Dr. Moritz Hoernes.

Digitized by Google

halten hat sie sich bis in römische, vielleicht auch noch fränkische Zeit, für die Gefässe mit Bauchkante jedenfalls sehr wahrscheinlich, bei glasierten Kännchen mit Bauchkante fast immer nachzuweisen.

Hallstatt-Zeit.

Gleich der jüngeren Bronzezeit ist auch die Hallstattzeit weit verbreitet und in gleichmässiger Entwicklung und Ausbildung im ganzen Gebiet des Beckens zu finden.

Ältere Hallstatt-Zeit.

Die ältere Hallstattzeit schliesst sich enge der jüngeren Bronzezeit an. Die hier vorkommenden Tupfenschmuckleisten[1]) und Gurte dauern fort und finden mannigfachste Anwendung, besonders an den grösseren Gefässen. Die Formen der Gefässe aber werden abgerundeter, die Herstellungsart vielfach roher, der Brand oft schwächer. Der Ton ist meist stark mit Quarzkörnern gemischt. Zierlicher hergestellt und sauber geglättet sind die Schalen und Kumpen, meist glänzend schwarz oder lederfarben, oft mit Winkelband und falscher Schnurverzierung geschmückt. Kleine und mittelgrosse Becher sind entweder dünnwandig hergestellt und mit Tupfenschmuck bedeckt, oder sie ähneln einem Flechtwerk in Bienenkorbform.

Werkzeuge aus Metall scheinen äusserst selten, vorherrschend sind Steinwerkzeuge im Gebrauch, die grösseren Stücke aus Basaltlava, Flussgeschieben und Schiefer bezw. Grauwacke, die kleineren (Messer, Schaber u. dgl.) aus Feuerstein.

Als Mahlsteine finden sich die grossen, sog. „Napoleonshüte" aus Basaltlava vor, die auch noch in der Latènezeit beibehalten werden. Spinnwirtel aus Stein und Ton finden sich bei grob hergestellten sog. Webergewichten aus Ton.

Die Grabfunde sind bisher selten. Stellenweise scheint Skelettbestattung vorgekommen zu sein, so bei einem 1872 bei Urmitz aufgedeckten Kindergrab, wo ein geknöpfelter Armring gefunden wurde. (Taf. III, Fig. 3.) Die Hügelgräber in Stadtwald und bei Waldesch enthielten Leichenbrand.

Einen reichen Beitrag zur Kenntnis der älteren Hallstattzeit lieferten mir im laufenden Jahr die Abdeckungsarbeiten der Bimssandfelder von Bahnhof Urmitz bis zur Kapelle „Am guten Mann". (Abb. 10.) An

---

[1]) Die Bezeichnung „Finger- oder Fingernageleindrücke" kann ich nicht als zutreffend erachten, da diese Verzierungsweise einfacher und leichter mit einem Instrumente als mit den empfindlichen Fingerspitzen auszuführen war. Auch spricht die Anwendung auf kleinen Gefässen und auf den schmalen Rändern gegen den Gebrauch der Fingerspitzen, wenn sie auch noch so zierlich gewesen wären.

Digitized by Google

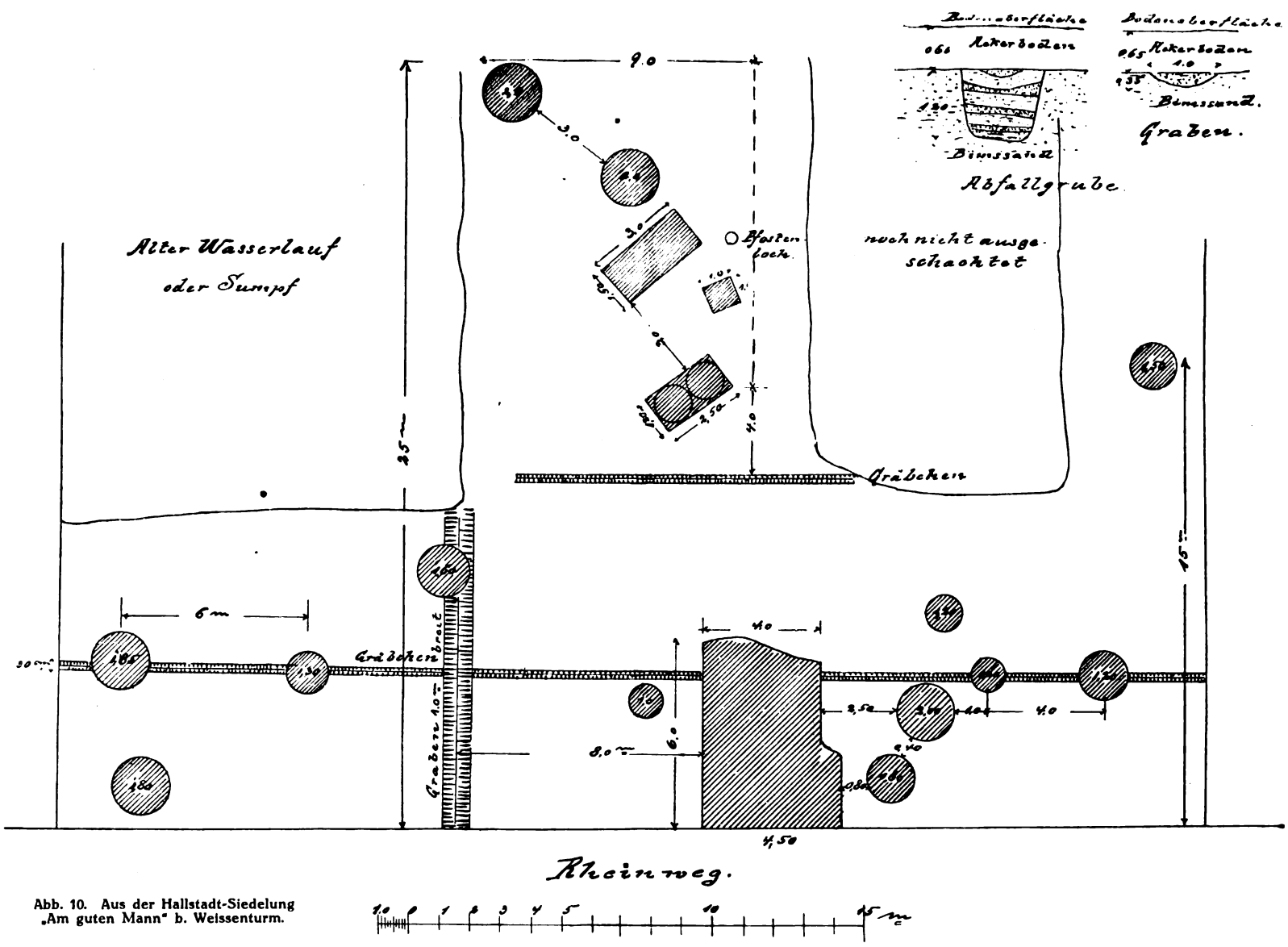


Abb. 10. Aus der Hallstadt-Siedelung „Am guten Mann" b. Weissenturm.

Digitized by Google

letzterer Stelle, unmittelbar am Rhein beginnend, ziehen sich die Reste der Siedlungen rheinaufwärts und landeinwärts bis oberhalb Bahnhof Urmitz, ziemlich dicht geschlossen und durchweg gleiches Inventar führend, hin. Meist sind es Herd- oder Aschen- bezw. Müllgruben, von 1,0—2 m weiter Kreisform und bis zu 1,70 m Tiefe in den Boden einschneidend. Aber auch rechteckige Grubenanlagen finden sich unter ihnen vor. Selten sind die Spuren von Pfostenlöchern zu finden, da sie wohl nicht tiefer als die jetzige Ackerkrume reichten, während die Gruben noch tief in den Bimssand einschneiden. Eine vereinzelte Grube fand ich in der Sohle des steinzeitlichen Festungsgrabens angelegt. Dieser wird also, wenigstens teilweise, damals noch bestanden haben.

Der Inhalt der Gruben besteht aus mit Asche durchsetztem Füllboden, Gefässcherben, Resten von gröberen Steinwerkzeugen aus Basaltlava und Rheingeschieben; Messer, Schaber u. dgl.

Auch ein Mahlstein (Napoleonshut) und ein Reibstein aus Basaltlava, ein grosser Spinnwirtel aus demselben Material, Stücke von Webergewichten aus Ton, Knochenpfrieme, Knochen und Zähne von Rind und Schwein, endlich auch Stücke von Hüttenbewurf fanden sich vor.

Nach den Scherben zu urteilen, waren die grösseren Gefässe auf der Unterseite meist berauht, entweder mit Tonbewurf oder durch Striche und Kratzen; die Oberteile geglättet und mit Tupfenschmuck in Reihen oder auch als Leisten versehen. Der Rand ist entweder glatt, oder mit Tupfenleiste eingefasst, oder mit Tupfeneindrücken versehen. An die Stelle der Tupfenleisten treten auch schnurartig gedrehte Leisten als Rand- oder Bauchschmuck. Neben den auf diese Arten verzierten Gefässen kommen auch grosse Töpfe und Urnen in schlichter Ausführung vor. Mittelgrosse Gefässe zeigen auf dem glatten Oberteil bzw. an der Schulter eingeritzte Winkelbandornamente aus Strichbändern und glatten Rand. Von Schalen und Kumpen finden sich einfache schwarz gedämpfte Stücke neben sauber geglätteten und glänzenden schwarzen oder lederfarbenen Teilen, kugelförmige Wandung neben Bauchkante und scharf absetzendem Rand, einfach glatte Aussenflächen neben Winkelbandverzierung aus eingeglätteten oder eingeritzten Strichen und in einer Art Pseudo-Schnurschmuck usw. Die kleinen und mittelgrossen Becher oder Töpfe sind entweder dünnwandig schwarz mit Tupfenschmuck, oder lederfarben in Bienenkorbform mit Korbflechtmuster ausgeführt.

Können wir hier aus dem etwa eine halbe Stunde weit gleichmässig erscheinenden Inventar oder Gefässresten auf eine grössere zusammenhängende Siedlung schliessen, so begegnen uns in Lützel-Koblenz und Rhens vereinzelte Wohnstätten mit ganz gleichen Inventarstücken. Die von mir in Lützel-Coblenz 1901 untersuchte Grube zeigte

Digitized by Google

in 1,90 m Tiefe eine horizontale Schicht von 3 cm starken Grauwackenplatten, unter der sich eine 60 cm hohe, stark mit Asche gemischte lockere Erdschicht befand, die eine Menge Gefässcherben, Tierknochen, sowie einige wohl als Werkzeuge benutzte längliche Steine enthielt. Die Scherben gehörten etwa 8 verschiedenen Gefässen an: 4 Urnen bis zu 30 cm Höhe, einer glatten schwarzen Schüssel und zwei kleineren Näpfen. Die Arbeit ist ziemlich roh, der Ton der grossen Gefässe stark mit Quarzstückchen gemischt, die Aussenseite der Urnen mit Tupfenschmuck versehen und auf dem Unterteil durch Tonbewurf berauht[1]). (Abb. 11.)

Abb. 11. Hallstatt-Wohngrube in Koblenz-Lützel.

In Rhens fand ich auf der Peters'schen Ziegelei eine Menge Gefässcherben, die den Urmitzer Stücken vollständig entsprechen, und grosse Brocken Hüttenlehm mit ausgezeichnet dargestellten Reiserabdrücken.

Jüngere Hallstattzeit.

Der jüngeren Hallstattzeit gehören unter andern die graphitierten Gefässe an, die im ganzen Becken verbreitet sind.

Am wichtigsten für die Besiedlungsgeschichte des Beckens aus dieser Zeit ist die von Soldan in den Jahren 1899 und 1900 gemachte Entdeckung einer grossen Niederlassung bei Neuhäusel, am Südostrande des Beckens[2]). Auf einer Fläche von etwa 4 ha zerstreut, fanden sich ungefähr 100 Hügel vor, die bei der an einigen entfernt von einander liegenden angestellten Aufgrabung die Reste von Wohnstätten ergaben. Stets fand sich eine künstlich hergerichtete horizontale Plattform mit

---

[1]) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrg. XXI, Nr. 11.

[2]) W. Soldan, Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald. Annalen des Ver. f. Nass. Altertumsk. u. Geschichtsf., 32. Bd. 1901.

Digitized by Google

einer aus Ton und Sand bestehenden gestampften Tenne vor, in die eine Feuerstelle eingeschnitten war. Sie war von acht, ein Viereck bildenden Pfostenlöchern umstellt. Die in den Jahren 1900 und 1901 angestellten grösseren Untersuchungen ergaben das Vorhandensein einer geschlossenen Niederlassung von sehr bedeutendem Umfang mit vorgelagerten kleineren Niederlassungen. Die Hauptgruppe hat eine Ausdehnung von West-Südwest nach Ost-Nordost von 1500 m und von Nord nach Süd von 900 m (= ca. 13½ ha). Die ganze Fläche ist mit Ausnahme der Spitze des Fichtenkopfes am Steinrausch von kleinen Hügeln, die Wohnstätten und Gräber bergen, stellenweise dicht gedrängt, bedeckt. Dieser grossen östlichen Gruppe sind einzelne kleinere Gruppen, getrennt durch einen hügelfreien Streifen, vorgelagert, zu denen die erst entdeckte und oben erwähnte kleine Niederlassung, die aus 40—50 Wohnstätten und einem kleinen Gräberfeld besteht, gehört. Das gewöhnliche Wohnhaus besass die Grundfläche eines unregelmässigen Vierecks, dessen grösste Länge etwa 6,50 m, die Breite etwa 5,50 m beträgt. Der Boden ist zum Schutze gegen Nässe den Verhältnissen entsprechend über das umgebende Gelände erhöht. Wo nötig, ist noch stellenweise ein kleiner Abzugsgraben hergestellt. Die in den Boden eingeschnittenen Feuergruben sind stellenweise so gross, dass in ihnen mehrere Personen Platz finden konnten, sich zu wärmen, andere bieten nur der am Feuer beschäftigten Person Platz. Der Zugang zur Feuerstelle hat stets die Form einer gebogenen schiefen Ebene, auch findet sich meist das ins Freie führende Zugloch, das nicht nur aus dem Innern der Hütte dem Feuer Sauerstoff zuführte, sondern neben der gebildeten Kohlensäure auch einen Teil des Rauches mit hinausführte. Die Umfassungswände der Wohnstätten waren aus Pfostenwerk gebildet, dessen Fache mit Reisig ausgeflochten und mit Lehm verputzt sind. Das Dach wird mit Stroh oder Ginster gedeckt gewesen sein. Das vom Dache herabfallende Wasser wird vielfach in mit Lehmschlag befestigte Gruben zum Gebrauch gesammelt, während die jetzt noch quellenreiche Lage der Siedlung das benötigte Trinkwasser lieferte. Die interessanteste bauliche Anlage ist ein grösseres Gebäude, etwa in der Mitte, auf dem kleinen aber steilen Bergkegel, das aus einer ganzen Gruppierung von grossen Wohn-, Hof- und Stallräumen bestand. Ein gesonderter Begräbnisplatz ist nicht festgestellt worden, dagegen fanden sich vielfach die Grabstätten neben den Hütten, die aber kein endgültiges Bild ergaben, ob Skelettbestattung oder Leichenbrand vorherrschend war. Zum Schutz gegen feindliche Angriffe und als Zufluchtsstätte in Kriegsgefahr war die Angriffsseite der Hauptsiedlung durch einen 4 m breiten und etwa 1½ m tiefen Graben mit Erdaufwurf und Torbefestigungen geschützt. Die Funde an Scherben und dgl. waren sehr gering, doch

Digitized by Google

deuten sie in Verbindung mit dem Funde einer Paukenfibel die Zugehörigkeit zur jüngeren Hallstattzeit genügend an[1]).

Hierher gehören auch die von Löschcke 1894 im Weiser Gemeindewald, in der Nähe des Burghofs, geöffneten Hügelgräber, die teilweise grosse Urnen und Schüsseln bis zu 1 m Durchmesser, Gefässe mit Graphitbemalung, rohe Kochtöpfe mit Tupfenschmuck, kleine Becher usw. enthielten[2]). Sie gleichen darin den Hügelgräbern bei Mayen, westlich vom Becken.

Des Weiteren gehören der jüngeren Hallstattzeit an: ein Fund graphitierter Gefässe aus Vallendar (Taf. IV, Fig. 7, 8, 9), die graphitierte Urne aus Metternich (Taf. IV, Fig. 6), sowie wohl auch die von Fussbahn bei Mülhofen gefundenen drei Gräber[3]) mit massivem Halsring, dünnem Halsring in doppelter Windung und Armringen, ein Wendelring im Oberlahnsteiner Museum aus der Gegend von Heimbach-Weis und die prachtvollen Hals- und Armringe aus Andernach[4]).

Latène-Zeit.

In der Latène-Zeit scheint das Becken als eine Grenzstation uns zu begegnen, denn gleich unterhalb desselben treffen wir rechts- und linksrheinisch keine keltischen (gallischen) Altertümer an, während der Hunsrück und das rechte Rheinufer vom Becken aufwärts und in dem Decumatenlande von ihnen bedeckt ist. Hier steht auch die Skelettbestattung der Kelten in der älteren Latène-Zeit den Leichenbrandgräbern der Germanen gegenüber. Das Becken selbst bleibt in gallischem Besitz bis in die jüngere Latène-Zeit, wo die Germanen das ganze rechte Rheinufer einnehmen und ihre Eroberungszüge auch auf das linke Ufer ausdehnen. Zur Zeit Cäsars gehört der linksrheinische Teil des Beckens zum Gebiet der Treverer, eines grossen gallischen Stammes, der am Mittel- und Unterlauf der Mosel wohnte und sich germanischer Abstammung rühmte, die ihm jedoch von Cäsar und Tacitus bestritten wird. Ihre Nachbarn auf dem linken Rheinufer, aufwärts die Triboker, Vangionen und Nemeter, abwärts die Aduatuker und Eburonen, werden dagegen auch von diesen als Germanen anerkannt.

Ältere Latène-Zeit.

Die Fundstücke der älteren Latène-Zeit sind im Becken auf beiden Rheinufern verbreitet und weisen völlig gleichmässige Formen und

---

[1]) Nach Soldan a. a. O.
[2]) Limesblatt Nr. 7 u. 8.
[3]) Bonner Jahrbücher Heft 44.
[4]) Bonner Jahrbücher Heft 44.

Digitized by Google

Techniken auf, ebenso mit denen im Decumatenlande, wie in Thüringen. Charakteristisch sind die Flaschengefässe, die mitunter fein ausgearbeiteten Becher und die fast durchweg auf dem Boden mit Omphalos versehenen Schalen. Am Jägerhaus habe ich auf der alten Kulturstätte, wo wir bereits den Siedlungen der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit begegnet sind, mehrfach Skelettgräber angetroffen. Die Skelette lagen lang ausgestreckt auf dem Rücken, aber ohne bestimmte Orientierung, zu Häupten meist eine Flasche, eine Schale und ein Becher. Verschiedene Male waren Flaschen, denen der Rand oder der Hals zum Teil fehlte, mit umgestülpten Schalen überdeckt. An Schmuckgegenständen fanden sich ein glatter Halsring und mehrere Arm- und Beinringe aus Bronze. Von Waffen und Werkzeugen fand ich nur ein geschweiftes langes Messer und ein kleines spitzes Messer mit Knochengriff. Die beigegebene Abbildung (Taf. V) dürfte die meist vorkommenden Gefässformen darstellen[1]).

Ein höchst wichtiger Fund ist die von Koenen gemachte Entdekkung eines gallischen Kriegergrabes bei Weissenturm[2]), wo zwei Gräber nebeneinander angetroffen wurden, von denen das eine einen eisernen Radreifen, eine Bronze-Schnabelkanne mit Palmette am Henkelansatz, eine bronzene Situla und die Eisenreste eines Holzeimers, das andere einen Tonbecher, Gefässcherben und einen gewundenen Metallring enthielt.

Grössere Siedlungen der älteren Latène-Zeit hat Bodewig bei Oberlahnstein und Braubach festgestellt[3]). Auf der rechten Rheinseite sind ferner bekannt ein Gräberfeld bei Horchheim, ein Grabfund bei Pfaffendorf und Grabfunde bei Neuhäusel und Simmern. Auf der linken Seite sind ausser am Jägerhaus und bei Weissenturm auf dem Gebiet und in der Umgebung der Urmitzer Erdfestung Siedlungen und Grabstellen festgestellt worden. Andere Fundstücke, von denen unbestimmt ist, ob sie aus Grab- oder Wohnstätten herrühren, in Koblenz-Neuendorf, bei Rübenach, in Koblenz selbst und im Koblenzer Stadtwald.

In letzterem hat Bodewig, frühere Angaben von Cohausens und Maltens prüfend, auf dem Dommelsberg eine Wallburg festgestellt. Die durch eine schmale Einsattelung geschiedene Bergkuppe erhebt sich etwa 210 m über den Rheinspiegel. Auf drei Seiten, nach dem Rhein, nach dem Königsbachtal und nach dem Siechhaustal fällt der Berg steil ab, die vierte Seite ist durch einen vierfachen Wall abgeschlossen, der

[1]) Vergl. auch A. Günther: Vorgeschichtliche Ansiedlungen am Jägerhaus bei Urmitz. Bonner Jahrbücher, Heft 110.

[2]) C. Koenen: Gallisches Kriegergrab bei Urmitz. Bonner Jahrbücher, Heft 114/115.

[3]) R. Bodewig: Vorrömische Dörfer in Braubach und Oberlahnstein. Annalen des Vereins für Nass. Altertumskunde und Geschichtsforschung. 33. Bd. 1902.

Digitized by Google

in weitem Bogen sich zum Abfall nach dem Rheintal hinzieht. Der äusserste Wall ist stellenweise durch eine etwa 1 m starke Trockenmauer verstärkt. Der zweite Wall enthält keine Mauer. Der dritte Wall zeigt wieder auf der Innenseite eine 90 cm starke Mauerbekleidung und turmartige Erhöhungen. Anscheinend war er mit Brustwehr versehen. Nicht weit vom Südende zeigte der Wall eine 6—7 m breite Senkung, die als Toröffnung mit Maueranschlag festgestellt wurde. Der vierte Wall endlich zieht sich in weitem Bogen um die niedrigere Kuppe der Bergspitze bis zum steilen Abhang des Siechhaustales. Dort zeigt er noch eine Höhe von 2—3 m, an der Sohle ist er 10 m breit. Da, wo der letzte Wall mit dem dritten zusammenstösst, ist der so von zwei Seiten gedeckte Eingang zur Burg. Die Breite des von dieser umschlossenen Geländes ist sehr verschieden, die Länge beträgt etwa 800 m[1]).

Eine schöne Hochacker-Anlage konnte ich vor einigen Jahren auf der Mostert'schen Ziegelei bei Niederberg feststellen. Der Acker lag gegen Süden geneigt, die grossen wellenförmigen Furchen zogen sich von Osten nach Westen und waren mehrfach von römischen Gebäuden durchschnitten. (Abb. 12.)

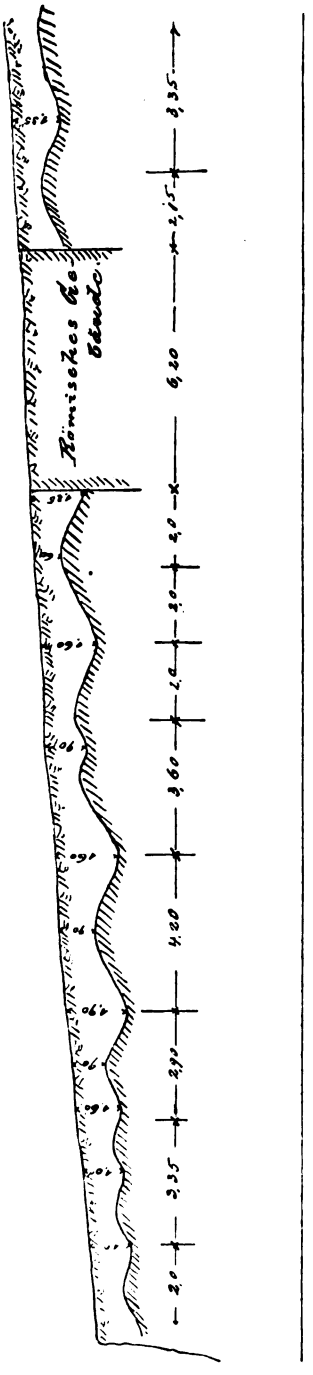


Abb. 12. Hochackeranlage bei Niederberg.

Jüngere Latène-Zeit.

Der jüngeren Latène-Zeit begegnen wir in der Nähe der Wallburg im Koblenzer Stadtwald in einigen Kastengräbern aus Grauwackenplatten von ca. 40 : 60 cm Grundfläche und 40 cm Höhe mit Leichenbrand, schlanken Urnen, ziemlich einfachen Schüsseln und den charakteristischen Eisenfibeln mit aufwärts zurückgebogener Endung des

[1]) R. Bodewig: Ein Trevererdorf im Koblenzer Stadtwald. Westdeutsche Zeitschrift, XIX. Jahrgang.

Digitized by Google

Bügels[1]). Ferner in der Nähe des Forsthauses Remstecken und auf der rechten Rheinseite bei Arzheim. (Taf. VI.) Hier fand sich 1908 ein Grab mit mehreren Tongefässen, einem langen Schwert mit Eisenscheide, Lanze, Hiebmesser, Teilen eines Bronzeeimers, Bronzearmring mit dicker Glasflussperle und einer Bronzefibel mit Kettchen. In ihrem Ausgang treffen wir sie auf den frührömischen Gräberfeldern zu Andernach, Koblenz-Neuendorf, Koblenz, sowie am Jägerhaus und bei Urmitz. In Koblenz-Neuendorf fanden sich bei den Spät-Latène-Gefässen verhältnismässig viele Waffen: Ein langes Eisenschwert, ein verbogenes schmales Hiebmesser, mehrere breite Hiebmesser, 3 konisch gewölbte Schildbuckel und ein flacher mit langer Eisenspitze, eine lange geschweifte schmale Lanzenspitze und mehrere breite Lanzenspitzen mit starker Blattrippe usw. Endlich stiess Ritterling 1896 bei Bendorf in der Nachgrabung von Kastellgräben auf Latène-Scherben und auch bei den Limes-Forschungen bei Höhr, Niederbieber usw. wurden Latène-Scherben gefunden[2]).

Wir kommen nunmehr in die Zeit der römischen Invasion und Herrschaft, wollen aber zunächst noch einen kurzen Blick auf das gallische Siędlungswesen und die Verkehrsverhältnisse werfen. Eine ganze Reihe von Ortsbezeichnungen und Flussnamen des Beckens wird sich auf die gallische Bevölkerung, wenn auch vielleicht erst unter römischer Herrschaft, zurückführen lassen. Aus der antiken Literatur ist uns zwar nur der Name Antunacum überliefert, aber aus den Endungen ich und ach, dem gallischen âcon oder âcos (acum, acus) entsprechend, dürften sich vielleicht noch eine Reihe Namen von Orten aus dieser Periode herleiten lassen, bei denen wir zum Teil schon Latène-Siedlungen gefunden haben:

Kärlich = Carliacum, Kettig = Cattiacum, Metternich = Matriniacum, Rübenach = Rufiniacum, Säntenich = Senteniacum usw.[3]). Aber auch andere Bezeichnungen gallischen Ursprunges in den beiden Weis (Moselweis und Heimbach-Weis) = Wysa, bei Vallendar und Mallendar aus den Endungen ar, die auf fliessende Wasser hindeuten, usw. Dann bei den Flussnamen: zuerst der Rhein als Rhenus, die Lahn als Lona, die Sayn als Sequana, die Brex als Brachysa; auch die Namen Tauber (bei Rhens), Nette oder Nitz und die Antel bei Andernach, die wohl in dem Namen Antunacum versteckt sein mag. Dass Gallien schon in vorrömischer Zeit ein wohlangelegtes Strassennetz besass, beweisen ausser dem Handelsverkehr und dem wohlausgebildeten Fuhrwesen der Gallier,

---

[1]) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrg. XXI, Nr. 11.
[2]) Bonner Jahrbücher, Heft 107.
[3]) Vgl. Cramer, Rheinische Ortsnamen.

Digitized by Google

das dasjenige ihrer Besieger fast übertraf und von dem diese manches übernommen haben, die schnellen Züge des römischen Heeres und dass Cäsar die schlechte Zugänglichkeit des Gebietes der Eburonen ausnahmsweise hervorhebt. Die Strassenzüge des Beckens habe ich bereits oben erwähnt und schon auf ihre vorrömische Anlage hingewiesen. Wir können aber auch an der eigentlich als römische Heerstrasse angesehenen Hauptstrasse, der jetzigen Kölner Chaussee, auf ein Merkmal hinweisen, das auch sie wenigstens zum Teil als eine uralte Strassenanlage erkennen lassen kann. Oberhalb Weissenturm schlägt sie nämlich einen durch keine örtlichen Verhältnisse bedingten, gegen Osten offenen Bogen ein, in den aber genau der Bogen der steinzeitlichen Erdfestung bei Urmitz sich einpasst. Die Strasse mag also möglicherweise ursprünglich zu einer Zeit angelegt worden sein, als noch Reste der Gräben oder Wälle bestanden, die zu der Biegung der Strasse zwangen.

Auch möchte ich nochmals die uralte Strassenabzweigung Rübenach-Jägerhaus-Kaltenengers hervorheben, an der wir beim Jägerhaus die Spuren aller Kulturen von der jüngeren Steinzeit bis zur römischen Zeit getroffen haben, die durch die an Kulturresten der verschiedensten Zeit fast ebenso reichen Mülheimer Hecken führt und oberhalb des Distriktes Säntenich bei Rübenach, der sich in gleicher Weise auszeichnet, in die Bassenheimer Strasse ausmündet. Sie erscheint aber noch besonders wichtig dadurch, dass sie zu einem Rheinübergang führt, an dem auf der rechten Rheinseite bei Bendorf die von Ritterling entdeckten alten Kastellanlagen, darunter ein Graben mit nur prähistorischen Scherben [1]) liegen und wohin Dahm [2]) Cäsars Rheinübergang im Jahre 53 legen will. Jedenfalls ist die Gegend hier ganz besonders zu einem solchen Rheinübergang und der Anlage des Praesidium Tulli geeignet und auch die Scherbenfunde der jüngsten Latène-Zeit zu beiden Rheinseiten können die Ansicht Dahms bestärken helfen.

Auf weitere Erörterungen über die Rheinübergänge Cäsars will ich hier nicht eingehen, hoffentlich bringen bei der stets mehr umsichgreifenden Entwicklung der Industrie und der Bautätigkeit auch hier die Bodenaufschlüsse in nicht allzuferner Zeit Klarheit.

Von dem Erscheinen Cäsars am Rhein ab bleibt das Becken bis zum Ende der Römerherrschaft in römischem Besitz. Ausser einer älteren Kastellanlage, die die Südostecke der Urmitzer Erdfestung schneidet und vielleicht dem Agrippa zuzuschreiben ist, stossen wir im Gebiete des Beckens auf die Spuren mehrerer von Drusus zum Schutze

[1]) Ritterling, Limesblatt, S. 569.

[2]) O. Dahm, Cäsars Rheinbrücken. „Die Saalburg", Nr. 12, 1896.

Digitized by Google

des linken Rheinufers angelegten Kastelle, so Koblenz, Koblenz-Neuendorf, ein das Agrippa-Kastell schneidendes kleineres Kastell an der Urmitzer Festung und Andernach. Auf der grossen Zwischenstrecke von Koblenz-Neuendorf bis zum Urmitzer Kastell muss noch ein Kastell gelegen haben, das aber noch nicht festgestellt ist. Zu suchen sein dürfte es wohl zwischen Sebastian-Engers und Kesselheim. Hier finden sich auch an einer Stelle im Felde eine Menge römischer Scherben, Ziegel und Tuffsteine, die aber dem Ende des 1. Jahrhunderts anzugehören scheinen.

Die unruhigen Zeiten der Jahre 68—85, der Aufstand des Vindex, die Erhebung des Vitellius, der Bataveraufstand und der Chattenkrieg, die vielfach das Gebiet der Treverer berührten, werden auch das Becken und seine Bewohner in starke Mitleidenschaft gezogen haben, da ja hier die linksrheinische Heerstrasse durchführte, deren Anlage bei Koblenz mehrfach aufgedeckt ist und durch Meilensteine von Claudius, Nerva und Traian bezeichnet war[1]). Diese Meilensteine fanden sich in den Jahren 1897/99 bei Ausschachtungen für Neubauten noch senkrecht stehend und über 2 m hoch mit Boden überdeckt, etwa 300 m oberhalb des Hauptbahnhofs am Engelsweg mit noch drei anderen Meilensteinen vor, deren Schrift absichtlich, vielleicht auch zur Neubeschreibung, ausgemerzt war. Die Anhäufung der Steine an einer Stelle (LIX. MPa (ab!) Mog(untiaco)) mag dadurch erklärt werden, dass sich etwas unterhalb die Strasse in zwei Arme teilte: in den östlichen, der zum Kastell Confluentes führte und an dem sich Gräber des 1. bis 4. Jahrhunderts hinziehen, und in den westlichen, der zu einem Moselübergange (dem Gänseführtchen) führte, in dessen Nähe ein frührömisches Gräberfeld, der Zeit von Octavian bis Vespasian angehörend, angetroffen wurde. Die Strasse selbst hatte eine Breite von 5—6 m, ihre ursprüngliche Anlage war durch eine etwa 15—20 cm hohe Packlage von Bruchsteinen und Wacken gebildet. Auf der Bergseite war sie von einem aus Bruchsteinen in Tonbettung hergestellten Kanälchen (25 : 10 cm) begleitet, das wohl zur Ableitung des Bergwassers gedient haben mag. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Strasse durch Kiesaufschüttungen und Ausbesserungen bis auf etwa 1,30 m erhöht. In diesen Aufschüttungen fanden sich bisher eine Münze des Posthumus und zwei kleine undeutliche der späten Kaiserzeit.

Der von Domitian um 85 n. Chr. begonnene Limes zieht, wie schon oben erwähnt, das Becken noch in den Bereich seines Schutzes. Zwischen Rheinbrohl und Hönningen, gegenüber dem Vinxtbach, (der bekanntlich die Grenze zwischen Ober- und Niedergermanien bildete),

[1]) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, XVIII. Jahrg., Nr. 4 u. 5.

Digitized by Google

mit einem kleinen Kastellchen auf Resten älterer Bauwerke beginnend, läuft diese Grenz-Zollwehr über die rechtsrheinischen Höhen des Beckens in etwa 6—8 km Entfernung von dem Rhein bis zur Lahn, die er bei Ems überschreitet und sich dann über den Taunus usw. fortsetzt. Die ursprüngliche Anlage bestand aus einer fortlaufenden. Palisadenwand mit Wall und Graben, Holztürmen und Erdkastellen, die unter Hadrian und den Antoninen durch Steinbauten und gemauerte Kastelle ersetzt wurden. Drei solcher Kastelle nebst einer grossen Anzahl in Sehweite von einander entfernter Türme, $2^1/_2$ bis 4 m im Viereck gross, mit 2—3 Mann Besatzung, und mehreren Zwischen- bezw. Wachtkastellen (Anhausen, Hillscheid) mit je 50—100 Mann Besatzung, bildeten den Schutz des Beckens auf der rechten Rheinseite: Niederbieber, Heddesdorf und Niederberg. Die Kastelle Heddesdorf[1]) und Niederberg[2]) haben grosse Verwandtschaft mit einander; beide sind älter als Niederbieber, um die Wende des 1. zum 2. Jahrhundert angelegt und um die Wende des 2. zum 3. Jahrhundert aufgegeben[3]).

Heddesdorf hat 154,70 m Fronte zu 183,35 m Tiefe, an den mit 18 m äusseren Radius abgerundeten Ecken befinden sich Türme von 5,20 m Länge zu 4,30 m Breite, die Tore sind von 7,05 m tiefen Türmen geschützt, jede Seite hat ausserdem noch zwei Zwischentürme. Die bürgerlichen Niederlassungen befanden sich in 400—500 m Ausdehnung südlich, östlich und westlich vom Kastell.

Die Besatzung ist nicht bestimmt, an Stempeln wurden solche von der Leg XXII, der Leg VIII, der Coh IIII Vind (elicorum) und der Coh II His (panorum equitata) bekannt. Da auf einem Inschriftstein des Bades M. Alpinius Classicianus als „Flamen" bezeichnet wird und dieses Priesteramt nur bürgerlichen Gemeinwesen zusteht, so ist anzunehmen, dass die ausgedehnte bürgerliche Niederlassung eine Gemeindeordnung besass[4]).

Das Kastell Niederberg hat 177,40 m zu 157,80 m Ausdehnung, die Ecken sind mit 12 m Radius abgerundet, die Tore durch Türme geschützt, Eck- und Zwischentürme aber nicht vorhanden. Das Lagerdorf war sehr ausgedehnt, es lag sowohl östlich wie westlich vom Kastell. Die Besatzung des Kastells bildete die Cohors VII Raetorum equitata, wie ein von ihrem Präfekten der Fortuna und ein von der Kohorte dem Genius loci gewidmeter Altarstein beweisen. Ziegelstempel wurden

[1]) ORL, XIX, Streckenkommissar Bodewig.

[2]) ORL, Streckenkommissar Oberstleutnant Dahm.

[3]) Zu diesen gehörte wohl ursprünglich die dritte Kastellanlage b. Bendorf, so dass alle drei Kastelle bedeutend näher zum Rheine, als Niederbieber, gelegen waren.

[4]) Bodewig a. a. O.

Digitized by Google

angetroffen von der Leg XXII Pr. P. F., der Leg XIIII, der Cohors IIII Vindelicorum und der Coh VII Raetorum equitata.

Das Kastell Niederbieber bildet ein Rechteck von 265,2 zu 198,50 m = 5,25 ha. Die Ecken sind mit 14,7 m Radius abgerundet und mit Türmen bewehrt. Ausser diesen springen zusammen 10 Zwischentürme von 3,25 m Breite um 2,40 m vor, an den Langseiten je 3, an den Schmalseiten je 2 Türme. Die vier Tore, die porta praetoria und die decumana fast genau in der Mitte der Schmalseiten, die principales fast genau in dem hinteren Drittel der Langseiten, waren durch Türme von 7,60 m Länge und 6,40 m Breite geschützt. Die Aussenseiten der Mauern und Türme waren in weissem Kalkputz mit roten eingeritzten Quaderlinien hergestellt. Als Besatzung konnten zwei Numeri regulärer Truppen: Divitensium und Brittonum ermittelt werden.

An Ziegelstempel waren die der Coh IIII Vind. vorherrschend, weniger zahlreich Leg VIII Augusta und nur durch wenige Stempel vertreten Leg XXII.

Die Gründung des Kastells Niederbieber fällt in die Zeit des Commodus (um 180); es wurde, wie aus verschiedenen Spuren, z. B. Unterminung der Türme, Brandtrümmer, Skelette mit Waffen, zu schliessen ist, gewaltsam erstürmt und zerstört (um 260).

Als weitere dem Schutze des Beckens bestimmte Kastelle können noch das kleine Kastell Arzbach-Augst und das Kastell Ems an der Lahn angesehen werden. Unter dem Schutze des Limes erfreute sich das Becken, besonders die linke Rheinseite, friedlicher Zustände, bis dieser den wiederholten Anstürmen der Franken und Alamanen erlag und der Rhein wieder Reichsgrenze wurde. Wenn auch Posthumus noch einmal dem Lande die alte Sicherheit wiedergeben und den Ruhm der römischen Waffen behaupten konnte, Aurelian grosse Erfolge davontrug und Probus das Decumatenland teilweise zurückgewann, so sehen wir doch, wie der Schutz der Rheingrenze jetzt durch die Befestigung der linksrheinischen Städte gesucht werden muss. Das ist die Zeit, wo die unter friedlichen Verhältnissen aufgeblühten Städte eingeschränkt und mit von Türmen bewehrten Mauern umgeben werden, die dann später in ihren Grundzügen noch das Gebiet der frühmittelalterlichen Ortschaften umschliessen und deren Reste in den letzten Jahren in Andernach und Koblenz festgestellt werden konnten. In Andernach beträgt die umbaute Fläche etwa 5,60 ha. Das Ganze bildet nach der Veröffentlichung von Lehner[1]) ein unregelmässiges Trapez, dessen Nord- und Südseite leidlich gradlinig sind und rechtwinklige abgestumpfte Ecken bilden, während die Ostseite eine Kurve in Form zweier flachen

[1]) Bonner Jahrbücher, Heft 107.

Digitized by Google

Bögen, eines aus- und eines einspringenden, darstellt. Eine Anlage, die wohl in Terrainschwierigkeiten ihre Erklärung finden dürfte. Die durchschnittliche Stärke der Befestigungsmauer beträgt im Aufgehenden 2,90 bis 3 m, gegen das Fundament hin setzt sie mit beiderseitigem unregelmässigen Sockel von etwa 30 cm Vorsprung ab. Die Mauer war von beiderseitig vorspringenden Rundtürmen bewehrt, von durchschnittlich 8 m Durchmesser und in etwa 30 m Abstand voneinander. Auf der Stromseite scheinen, wie bei Trier und Köln, die Türme gefehlt zu haben. Das Mauerwerk ist vorwiegend in Schiefer- bezw. Bruchsteinen aufgeführt, stellenweise unter Verwendung von Tuffsteinquadern. Die Aussenflächen sind mit hammerecht bearbeiteten Steinen sorgfältig verblendet, das Innere besteht aus Gussmörtelwerk.

Ganz ähnlich ist die römische Befestigungsanlage von Koblenz ausgeführt. Nach den im Laufe der letzten Jahre an verschiedenen Stellen gemachten Beobachtungen hat die Mauer etwa 3 m Stärke und einen nach innen um etwa 50 cm vorspringenden Sockel. Ein an der Liebfrauenkirche festgestellter Turm hat einen äusseren Durchmesser von etwa 10 m. Der in etwa 30 m Abstand benachbarte Turm ist zum Teil erhalten, mit einem lichten Durchmesser von etwa 5 m. Die in einem etwas unregelmässigen Rechteck ausgeführte Anlage hat von Süden nach Norden etwa 210 m, von Westen nach Osten etwa 270 m Länge. Das Gebiet umfasst etwa 5,60 ha, ist also genau so gross wie Andernach. Sein Bering ist heute noch erkenntlich aus dem Strassenzuge von der Moselbrücke, Altengraben, Plan, Entenpfuhl, Kornpfortstrasse und im Norden die Mosel. An der Mosel scheint noch der Unterbau des Kapellenturmes der alten Burg dieser Befestigung anzugehören und den Schutz der Brücke ausgeübt zu haben. Er ist in seinem Durchmesser, in der Bauart und der starken Sockelanlage ganz ähnlich dem Turm an der Liebfrauenkirche und bis zur Höhe des Erdgeschosses ganz mit römischem Bauschutt gefüllt. Vom Rhein ist die Stadt etwa $^1/_2$ km entfernt. Auf dieser Strecke lagen die bürgerlichen Niederlassungen der früheren Zeit, die Strasse zur Rheinbrücke bezw. Fähre nach dem rechten Rheinufer und am Rhein die Hafenanlagen.

Wohl gleichzeitig mit der Befestigung der Stadt durch Mauern und Türme entstand die feste Brücke über die Mosel, die das Becken mit dem rechten Moselufer und der zum Oberrhein führenden Strasse verband, welchem Zwecke früher Fähren gedient hatten. Als ein Holzbau mit 9 Stromöffnungen von je etwa 20 m Weite scheint sie, nach den Münzfunden zu urteilen und etwaige Zerstörungen und Wiederherstellungen nicht ausgeschlossen, bis in die Zeit des Arcadius bestanden zu haben. Ihre Reste, die aus zahlreichen Holzstämmen bestehenden

Digitized by Google

mächtigen Pfahlroste im Strombett, wurden in den Jahren 1864[1]) und 1894[2]) beseitigt.

Die Feinde, gegen die nunmehr die Rheingrenze zu verteidigen ist, sind am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alamannen. Mit grossem Glück kämpfen gegen sie Constantius und Constantin d. Gr., der erstere siedelt besiegte Franken im Gebiet der Treverer und Nervier an, der letzere lässt gefangene Franken und Bructerer mit wilden Tieren im Zirkus kämpfen und die Frankenkönige Ascaricus und Regaisus von Bären zerreissen (306). Constans II. wirft einen grossen Einfall der Franken (342) zurück, aber 355 nimmt der Franke Silvanus, ein magister militiae, in Köln den Purpur an, wird jedoch schon nach 28 Tagen durch Abgesandte Constantins des Zweiten ermordet. Im selben Jahre rückt Julian gegen die Franken vor, die eine Anzahl Städte auf dem linken Rheinufer und auch Köln eingenommen hatten.

Auf diesem Zuge, so berichtet Ammianus Marcellinus, sah man weder eine Stadt noch ein Kastell ausser bei Koblenz, wo die Mosel mit dem Rhein zusammenfliesst, die Stadt Remagen und einen Turm nahe bei Köln selbst. (Per quos tractus nec civitas ulla visitur nec castellum, nisi quod apud Confluentes, locum ita cognominatum, ubi amnis Mosella confunditur Rheno, Rigomagum oppidum est et una prope ipsam Coloniam turris.) Andernach und das Becken scheinen demnach gleichfalls von den Franken erobert und eingenommen gewesen zu sein, bei welcher Gelegenheit Andernach zerstört wurde. Julian baut aber mit sechs anderen Städten dieses wieder auf[3]) und seine Nachfolger stellen für eine kurze Zeit den Glanz des römischen Reiches am Rhein wieder her. Unter Gratian († 386) lebt der Dichter Ausonius, der die Mosel besingt, die, wie er am Schlusse sagt, „unter den Häfen Germaniens in den Rhein sich ergiesse". (Germanis sub portibus ostia solvis.)

Um 413 dehnen sich die Franken wieder auf dem linken Rheinufer weiter aus. Aetius besiegt sie zwar (432), nimmt aber ihre Unterwerfung an und belässt sie in ihren neuen Wohnsitzen, worauf sie als

[1]) Bonner Jahrbücher, Heft 42 (1867), die römische Moselbrücke b. Koblenz.

[2]) Bei den Baggerarbeiten 1894 wurden eine Unmenge Münzen, Schmuckstücke und selbst Bronzefiguren zutage gefördert und mit dem Kies aufs Land geworfen. Als nun das Publikum den Kies nach solchen Sachen durchsuchte, liess die Bauleitung die Baggermassen in Klappnachen laden, oberflächlich durch Kinder absuchen, und wieder am Kaiser-Denkmal versenken. Auch eine Art der Denkmalpflege seitens staatlicher Behörden!

[3]) Ammianus Marcellinus 10, 51: Et horrea veloci opere surrexerunt alimentorumque in isdem satias condita, et civitates occupatae sunt septem: Castra Herculis, Quadriburgium, Tricesimae, Novesium, Bonna, Antennacum et Bingio usw. (359 n. Chr.)

Digitized by Google

seine Hilfstruppen in der Schlacht bei Catalaunum kämpfen. Das von den Franken besetzte Gebiet am Niederrhein hiess schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts Francia, aber Koblenz und Andernach und mit ihnen wohl auch das Becken auf der linken Rheinseite waren unter Valentinian III. († 455) noch immer unter unmittelbarer römischer Verwaltung und die aus dieser Zeit stammende Notitia dignitatum imperii occidentis führt noch Befehlshaber der Besatzungen in diesen Städten auf: Koblenz: Praefectus militum defensorum, Andernach: Praefectus militum Acincensium. Die linke Rheinseite des Beckens ist also bis in die letzte Zeit ihrer Herrschaft am Rhein und in Deutschland noch in unmittelbarem Besitz der Römer. Bonn, Köln und die anderen Städte rheinabwärts werden in der Notitia nicht mehr erwähnt, sie scheinen schon in Feindeshand gefallen zu sein, so dass das Land der Franken sich bis über Bonn hinauf erstreckte. Köln kommt zwar noch einmal unter einen römischen Herrscher, als die Franken den Childerich, des Meroväus Sohn, seiner Ausschweifungen wegen vertrieben und den Aegidius, den römischen Befehlshaber am Rhein, zu ihrem König erwählten. Er regierte über sie bis 464, wo er durch die Partei Childerichs vertrieben und dieser wieder eingesetzt wurde. Als aber Aegidius sich in Köln festsetzte, eroberten die Franken die Stadt, verfolgten den flüchtigen Aegidius, verheerten das Land, nahmen Trier ein und verbrannten es 464. Hiermit waren die letzten Reste der Römerherrschaft in Deutschland endgültig zerstört.

Aus der langen Zeit der römischen Herrschaft zeigen sich an allen Orten des Beckens die Reste römischer Siedlungen und Grabstätten, auf der linken Rheinseite bis in die Zeit der Valentiniane, auf dem rechten Rheinufer bis zur Aufgabe des Limes reichend.

Ausser den bereits geschilderten Anlagen dürften zu erwähnen sein:

Im Koblenzer Stadtwald ein dem Mercur und der Rosmerta geweihtes Heiligtum mit weit ausgedehntem Dorf- bezw. Tempelbezirk, bestehend aus zerstreuten Weilern und Gehöften der gallischrömischen Bevölkerung vom 1.—4. Jahrhundert [1]).

Bei Koblenz: Rheinübergangsstelle bezw. Fähre auf der Insel Oberwerth, auf deren Ostseite bei dem Bau der Eisenbahnbrücke eine Menge Münzen der mittleren Kaiserzeit gefunden wurden; eine zweite, vielleicht Brücke, wie aus den zahlreichen Pfählen im Rheinbett anzunehmen, in der Verlängerung der Rheinstrasse; eine Moselfähre am Deutschen Eck, bezeichnet durch viele Münzfunde der ersten Kaiserzeit, und die bereits erwähnte Holzbrücke. Römische Gräberfelder: im

[1]) Bodewig: Ein Trevererdorf im Koblenzer Stadtwald. Westdeutsche Zeitschrift, XIX. Jahrgang.

Digitized by Google

Kaiserin Augusta Ring von Octavian bis Vespasian (Taf. VII), an der Löhrstrasse, am Bahnhof bis zur Herz-Jesukirche Brand-Gräber des 1. und 2. Jahrhunderts (Taf. VIII), von hier bis zum Bezirk der römischen Stadt Brand- und Skelettgräber des 3. und 4. Jahrhunderts (Taf. IX unten); am Markenbildchenweg: Skelett- und Brandgräber des 4. Jahrhunderts (Taf. IX oben).

Bei Koblenz-Neuendorf ein frührömisches Gräberfeld (Taf. X) mit zum Teil Spät-Latène-Gefässen und Waffen[1]). Zwischen Urmitz

Abb. 13. Aus den Urmitzer Töpfereien.

und Weissenturm Gräberfelder des 1. bis 4. Jahrhunderts, in der Nähe am Guten Mann eine römische Töpferei mit spätrömischen Gefässen. (Abb. 13.)

Bei Andernach: Gebäudereste usw. im Langentrog an der Nette; frührömisches Gräberfeld am Martinsberg von Octavian bis Nero; spätrömische Skelettgräber am Kirchberg; Brand- und Skelettgräber des 1. bis 4. Jahrhunderts vor dem Burgtor mit dem Grabmal des Firmus, Ecconis filius, von der Rätischen Kohorte, und ein Töpferofen ausserhalb der Stadt[2]).

Bei Rübenach Scherben- und Gefässfunde im Säntenich, spätrömische Skelettgräber im Distrikt Zaunheim. Bei Bubenheim die Reste einer römischen Villa mit runder Anlage des Baderaumes; in den Mülheimer

[1]) A. Günther, Bonner Jahrb., Heft 107.

[2]) C. Koenen, Bonner Jahrb., Heft 86; H. Lehner, Bonner Jahrb., Heft 107.

Digitized by Google

Hecken frührömische Brandgräber, bei Metternich, Kettig, Bassenheim bisher vereinzelte römische Funde.

Auf der rechten Rheinseite:

Römische Gehöfte auf der „Alteburg" bei Vallendar und auf der „Alteburg" bei Weitersburg[1]). Römische Brandgräber bei Mülhofen, Bendorf, Neuwied-Heddesdorf und Heimbach-Weis. Frührömische Grabfunde bei Engers. Brandgräber des 2. Jahrhunderts bei Arenberg, Römischer Töpferofen, I./II. Jahrhundert, bei Niederberg[2]) (Abb. 14) usw.

Abb. 14. Aus dem Töpferofen bei Niederberg.

Hochinteressant sind die frührömischen Gräberfelder mit ihrem Reichtum an Formen, an sog. belgischer Ware, auch an Sigillata und glasierten kleineren Gefässen, sowie an Spät-Latène-Beigaben. Wichtig sind aber auch die spätrömischen Gräber, besonders von Andernach[2]), durch schwarz oder rotgefirnisste Gefässe (Becher, Kannen usw.) mit weisser Bemalung und die reichen Beigaben an Schmuck und Glas. In dieser Beziehung steht Koblenz weit zurück.

Fränkische Zeit.

Von der fränkischen Besiedelung des Beckens geben uns zahlreiche Gräberfunde (Taf. XI u. XII) Kunde. Es sind Reihengräber mit Skelettbestattung, der Mann mit Wehr und Waffen, die Frau mit Schmuck, Spinnwirtel, Perlschnüren usw. beigesetzt, in Stein- oder Holzsärgen. Alle mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Fränkische Gräberfelder, zum Teil mit wertvollen Gold- und Schmucksachenfunden sind bisher bekannt aus Leutesdorf, Wollendorf, Neuwied-Heddesdorf, Niederbieber,

[1]) Limesblatt.
[2]) Röm. Germ. Korresp.-Bl. 1909 Sept.

Digitized by Google

Mülhofen, Bendorf, Vallendar und Niederberg auf der rechten Rheinseite; von Andernach (mit wichtigen Inschriftsteinen), Weissenturm-Urmitz, Kärlich, Kettig, Kaltenengers, Metternich und Koblenz (hier nur vereinzelt bisher) auf der linken Rheinseite. Engers ist der Hauptort des Engersgaues, Andernach und Koblenz sind sogar als Königssitze der austrasischen Herrscher bekannt.

Venantius Fortunatus, der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts Erzbischof von Poitiers war und mit einem Hofmann Sigberts II. eine Reise von Metz die Mosel abwärts zum Rhein unternahm, die er in einem Gedichte beschrieb, schildert von Koblenz nur die Lage:

„Tum venio qua se duo flumina conflua iungunt",

eingehender Andernach und die Rheinufer des Beckens, diese in kurzen Worten charakterisierend, die heute noch zutreffend sind:

63 Antonnacensis castelli promptus ad arces
inde peracedens sarcina perga ratis
64 Sint licet his spatiis vineta in collibus amplis,
altera pars plani fertilis extat agri:
plus tamen illa loci speciosa copia pollet
alter quod populis fructus habetur aquis

(„Rasch zu den Mauern hinab an die antonnachische Festung
Fahr ich dann nahe hinan, weiter getragen vom Boot.
Stehn auf Hügeln dahier, in geräumigen Reihen die Reben,
Dehnt Blachfeld fruchtbar sich an dem andern Gestad.
Doch vorzüglicher scheint Reichtum dort prangender Landschaft
Weil noch zweiten Ertrag erntet das Volk aus der Flut") [1]).

Auf der rechten Rheinseite bis Bendorf die rebenbepflanzten Hügel dicht an den Strom herantretend, auf der linken Seite die fruchtbare Ebene. Der ertragreiche Fischfang an den Rheinortschaften und besonders der bis zum Ende vorigen Jahrhunderts lohnende Fang von Alsen und Salmen bei Irlich, Fahr und Leutesdorf! In Andernach trifft Fortunatus die Könige beim Mahle und sich am Salmenfange ergötzend an.

Der kenntnisreiche Geograph von Ravenna (vor 496) zählt unter den Städten Rheinfrankens Confluentes und Anternacha auf, unter den Flüssen die Logna (Lahn) und die Nida (Wied). Koblenz aber bringt er nochmals als Moselstadt „Conbulantia" hinter Princastellum (Bernkastel) und Cardena (Carden).

Über Koblenz wird uns von Gregor v. Tours berichtet, der dem 15jährigen Childerich II. bei Empfang einer Gesandtschaft Guntrams

---

[1]) Eduard Böcking, Moselgedichte des Decimus Mag. Ausonius und des Venantius Hon. Clem. Fortunatus, Bonner Jahrb., Heft 7.

Digitized by Google

von Orleans, seines Oheims, zur Seite stand. Aus der Erzählung Gregors, dass die Gesandten, die bis in die Nacht beim fürstlichen Mahle verweilten, zur Überfahrt über die Mosel ein Schiff bestiegen, um zu ihren Nachtquartieren zu gelangen, ergibt sich, dass auch die linke Seite der Mosel bebaut war, also ein Lützel-Koblenz schon bestand, worauf auch dessen fränkische Namensableitung hinweist.

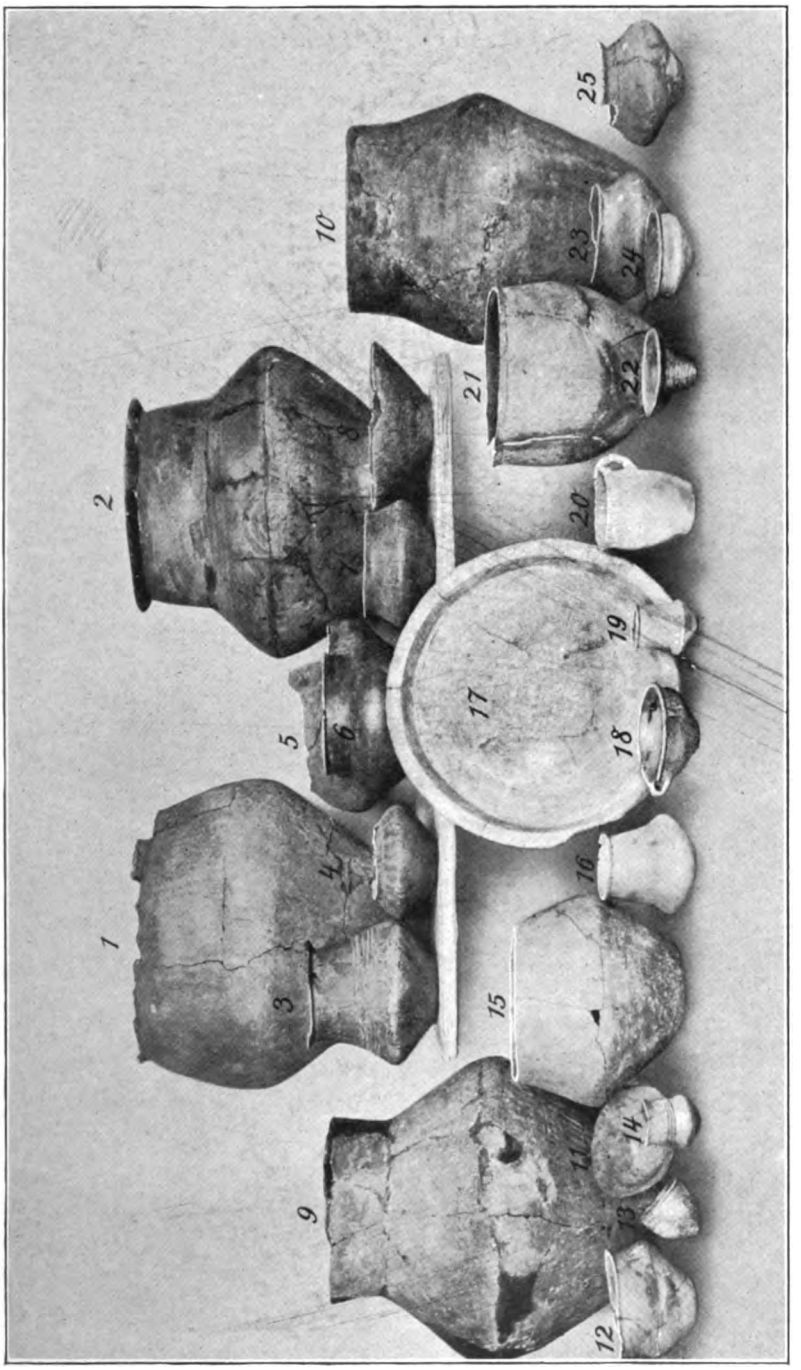
Wir kommen damit in die engere geschichtliche Zeit der Rheinlande, aus deren Beginn aber noch zwei Tatsachen von grosser historischer Bedeutung Erwähnung verdienen, die sich an den beiden Endpunkten unseres Beckens abgespielt haben:

In Koblenz finden 842 die Beratungen der Gesandten Ludwigs, Lothars und Karls, der über die Teilung des Reiches streitenden Söhne Ludwigs des Frommen, statt, die im folgenden Jahre zum Vertrage von Verdun führten.

Bei Andernach erfolgte im Jahre 876 die blutige Entscheidungsschlacht, in der Ludwig der Jüngere (Sohn Ludwigs des Deutschen) seinen königlichen Oheim, Karl den Kahlen, besiegte und zum ersten Male die Zugehörigkeit des linken Rheinufers zu Deutschland gegenüber französischen Eroberungsgelüsten sicherte.

Digitized by Google

Digitized by Google



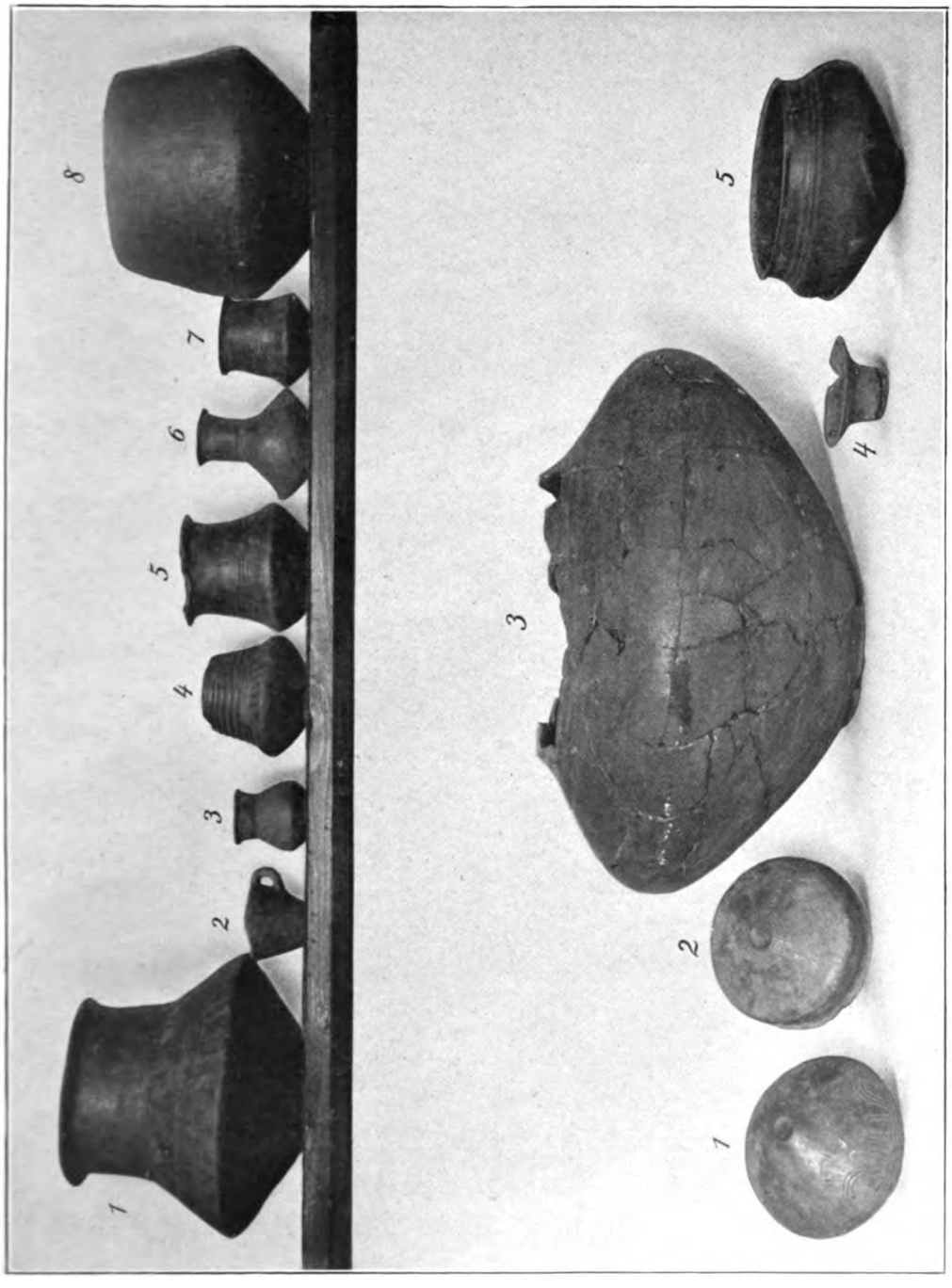
Gefässe der jüngeren Bronzezeit.

Fig. 9, 10, 11 von Metternich, Fig. 13 von Vallendar, Fig. 18 von der Kartause bei Koblenz, die übrigen vom Jägerhaus bei Mülheim.

A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

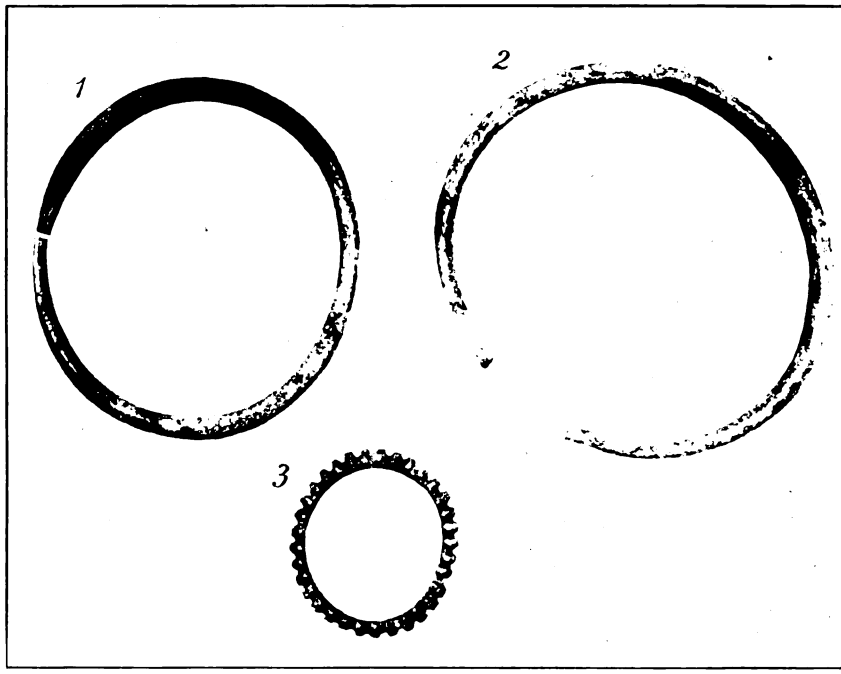


Gefässe der jüngeren Bronzezeit.
Obere Reihe Bahnhof Urmitz, untere Reihe Rübenach.

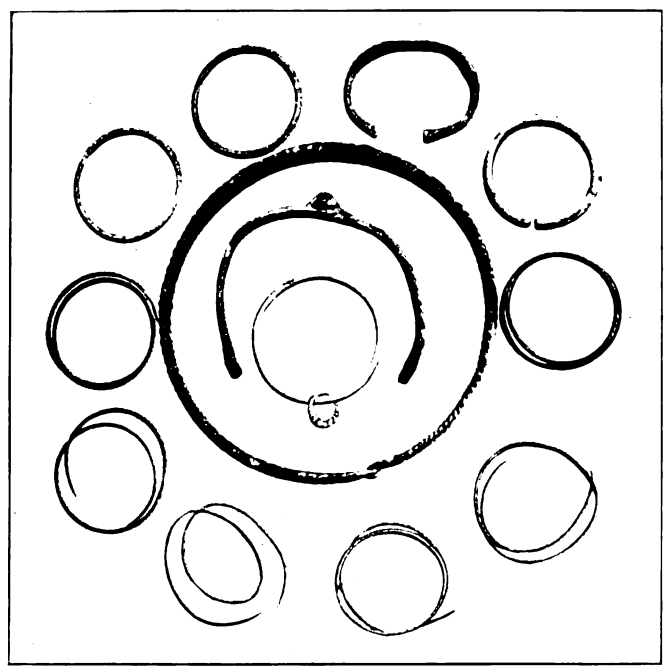
A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Hallstatt-Zeit.
Hals- und Armringe aus Bronze. Nr. 1, 2 aus Mülhofen, Nr. 3 aus Urmitz.

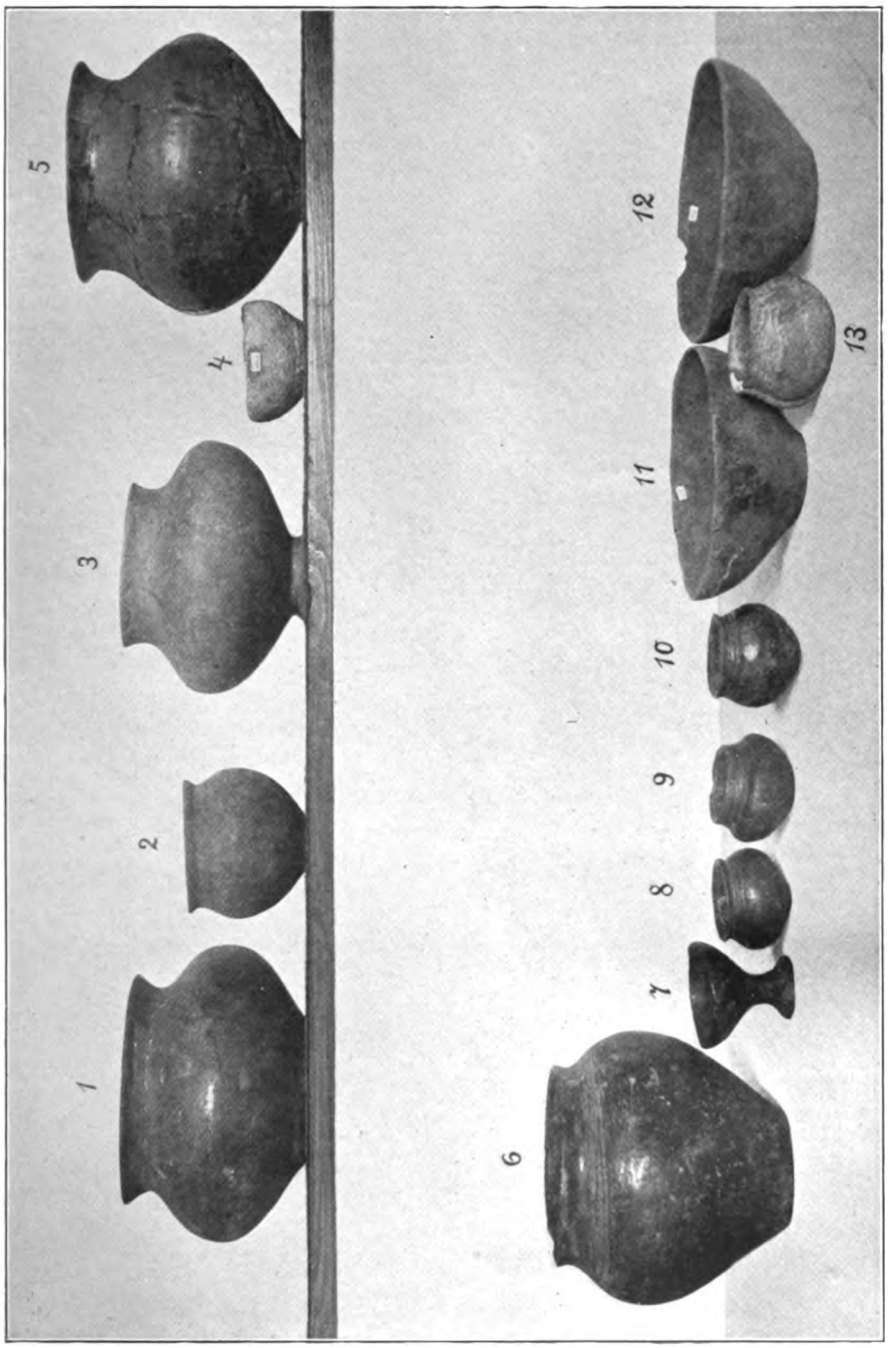


Latène-Hals- und Armringe aus Urmitz und Jägerhaus bei Mülheim.

A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



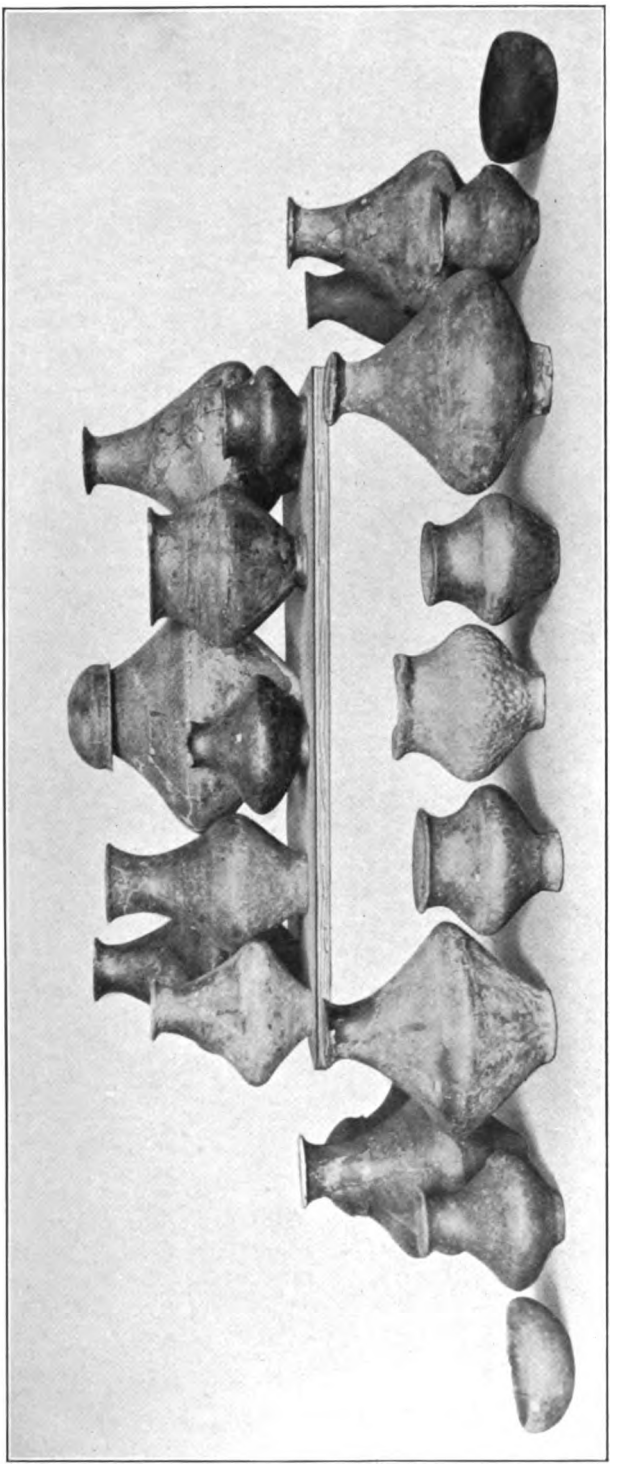
Hallstatt-Gefässe.

Fig. 1, 2 von Urmitz, 3, 4, 5 Koblenzer Stadtwald, 6 Metternich, 7, 8, 9 Vallendar, 10, 11, 12 Bahnhof Urmitz, 13 Hügelgrab Waldesch.

A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

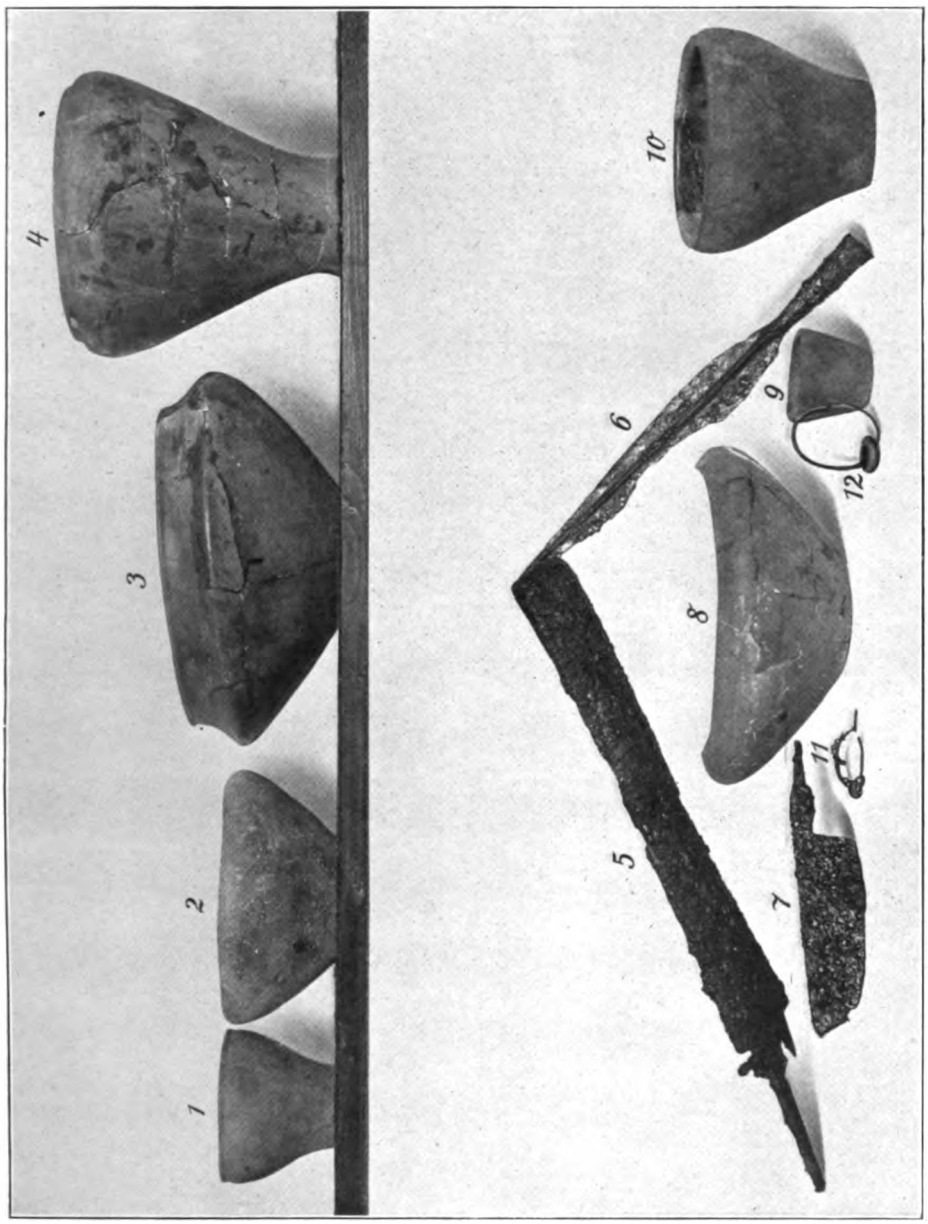


Gefässe der älteren Latène-Zeit vom Jägerhaus bei Mülheim.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



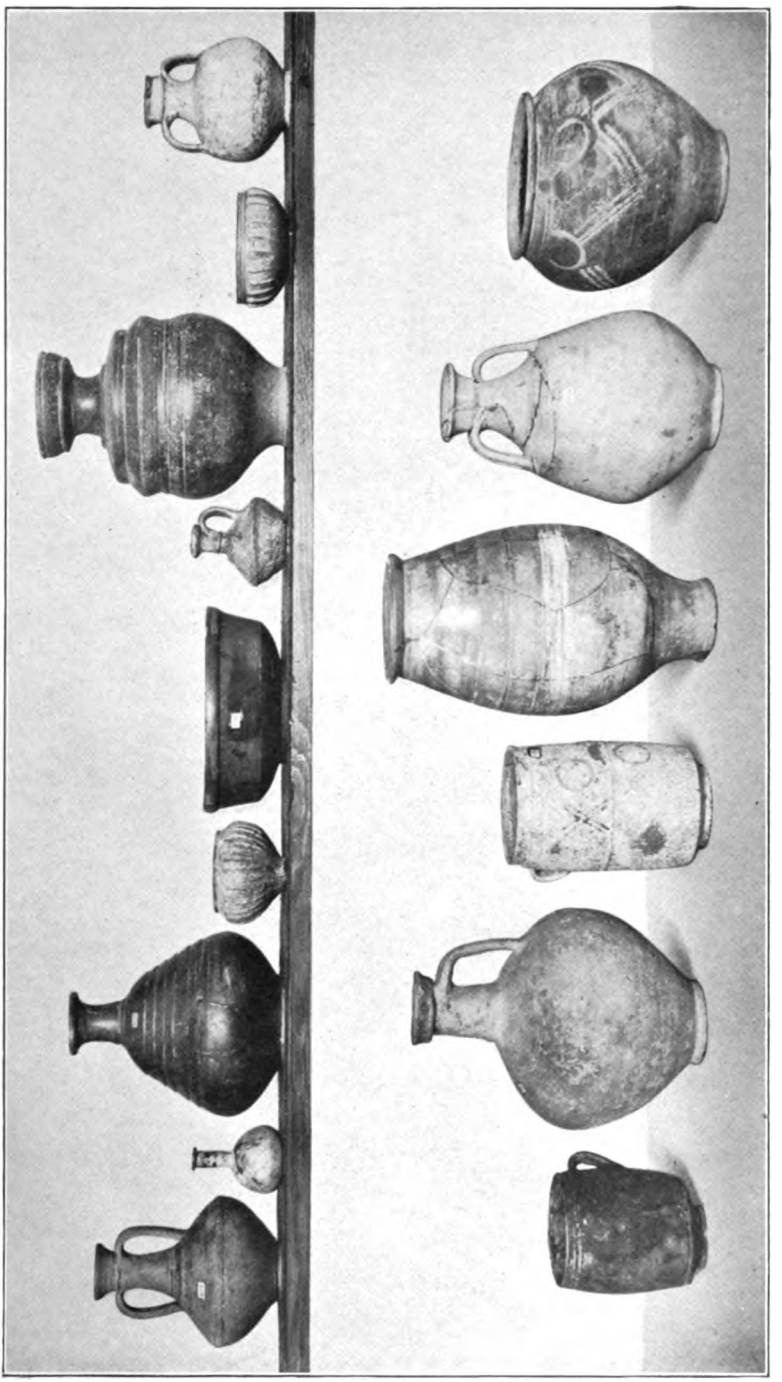
Jüngere Latène-Zeit.

Fig. 1–4. Gefässe aus Brandgräbern im Koblenzer Stadtwald. Fig. 5–12. Grabfund aus Arzheim.
Fig. 5 zusammengebogenes Schwert in Scheide, 6 Lanzenspitze, 7 breites Messer, 8 Schüssel, 9 u. 10 Tongefässe,
11 Bronzefibel, 12 Armring mit Glasperle.

A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

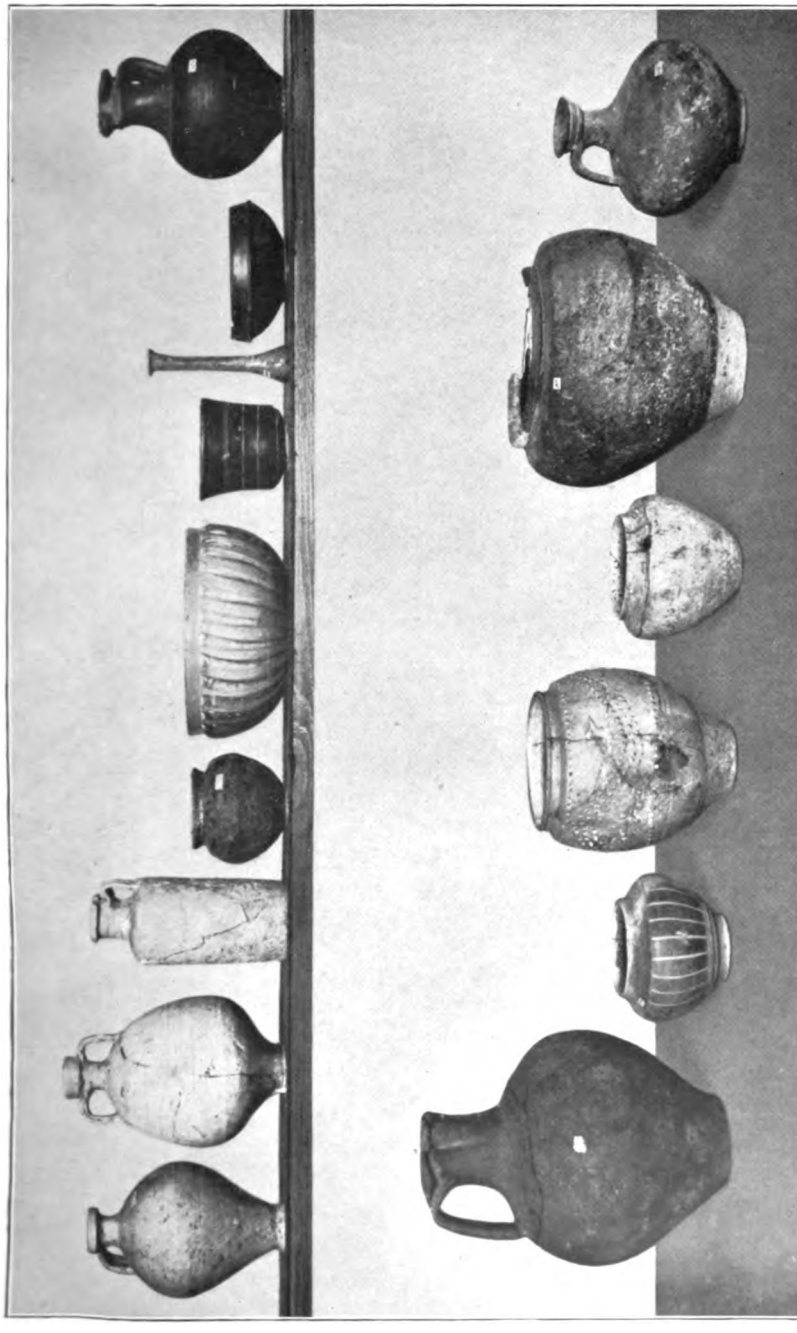


Frührömisches Gräberfeld am Kaiserin Augusta-Ring in Koblenz.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

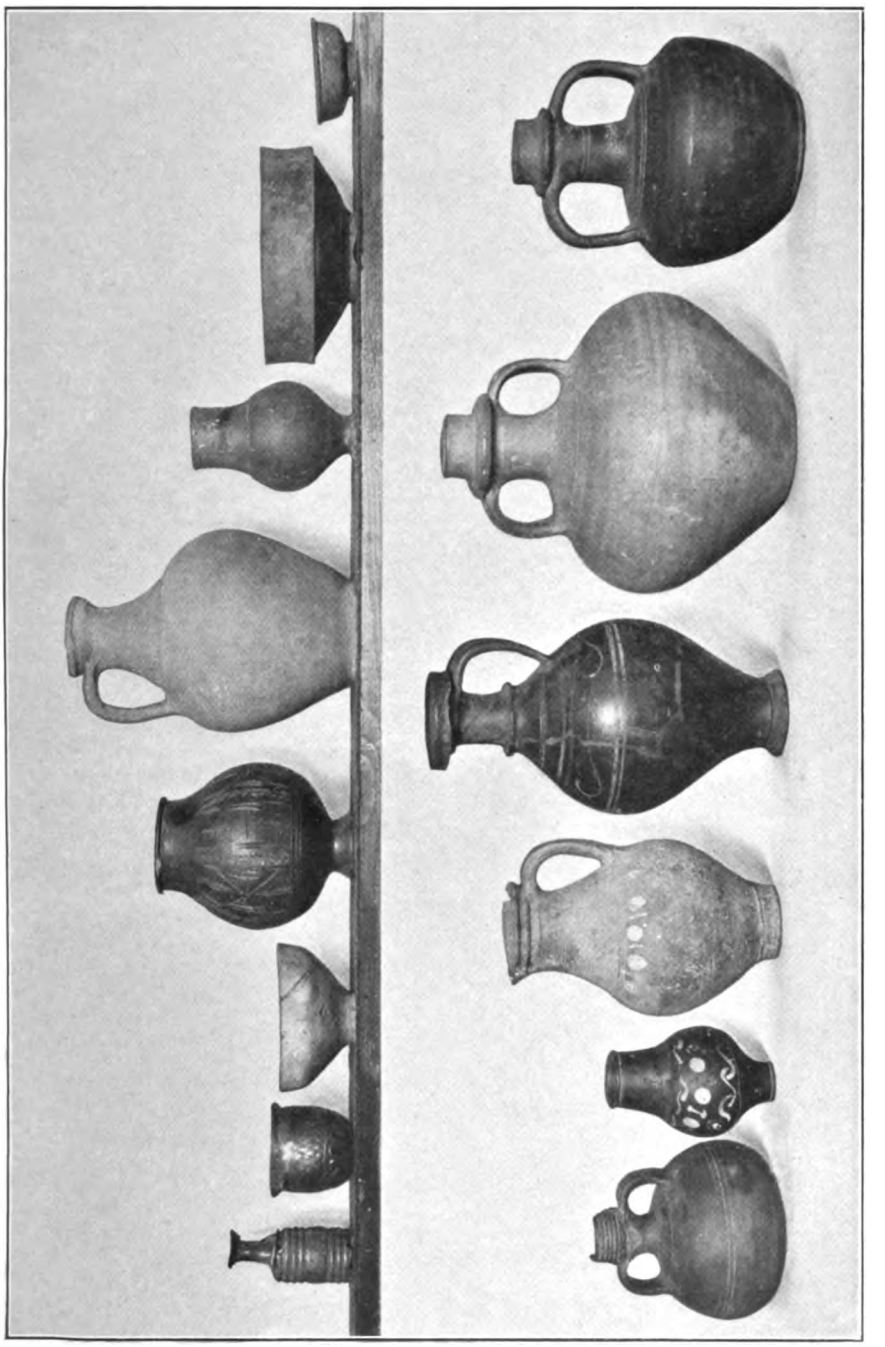


Römische Gefässe des I. und II. Jahrhunderts aus dem Gräberfeld an der Löhrstrasse in Koblenz.

A. Günther, Neuwieder Becken. Curt Kabtzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

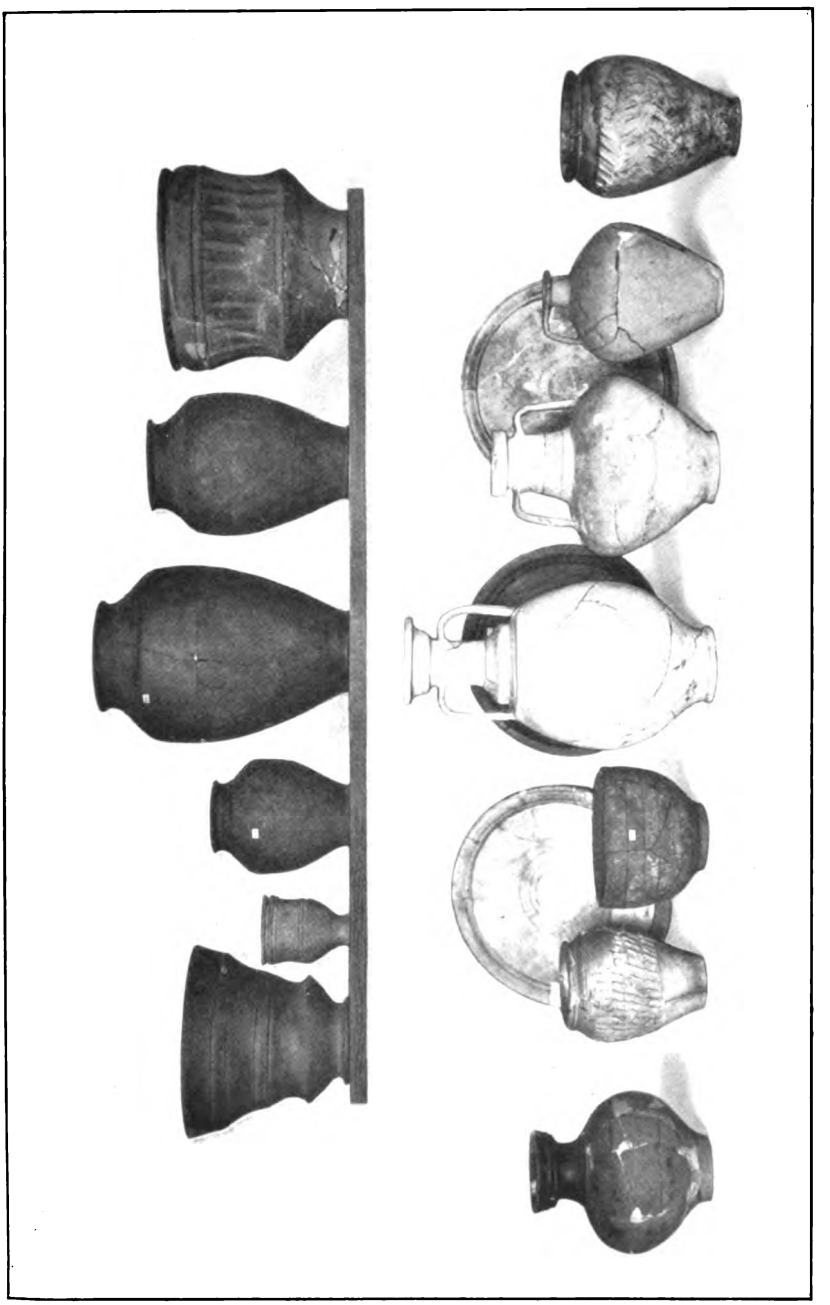


Spätrömische Gefässe des III. bis V. Jahrhunderts aus Koblenz. Obere Reihe vom Markenbildchenweg, untere Reihe von der Löhrstrasse.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



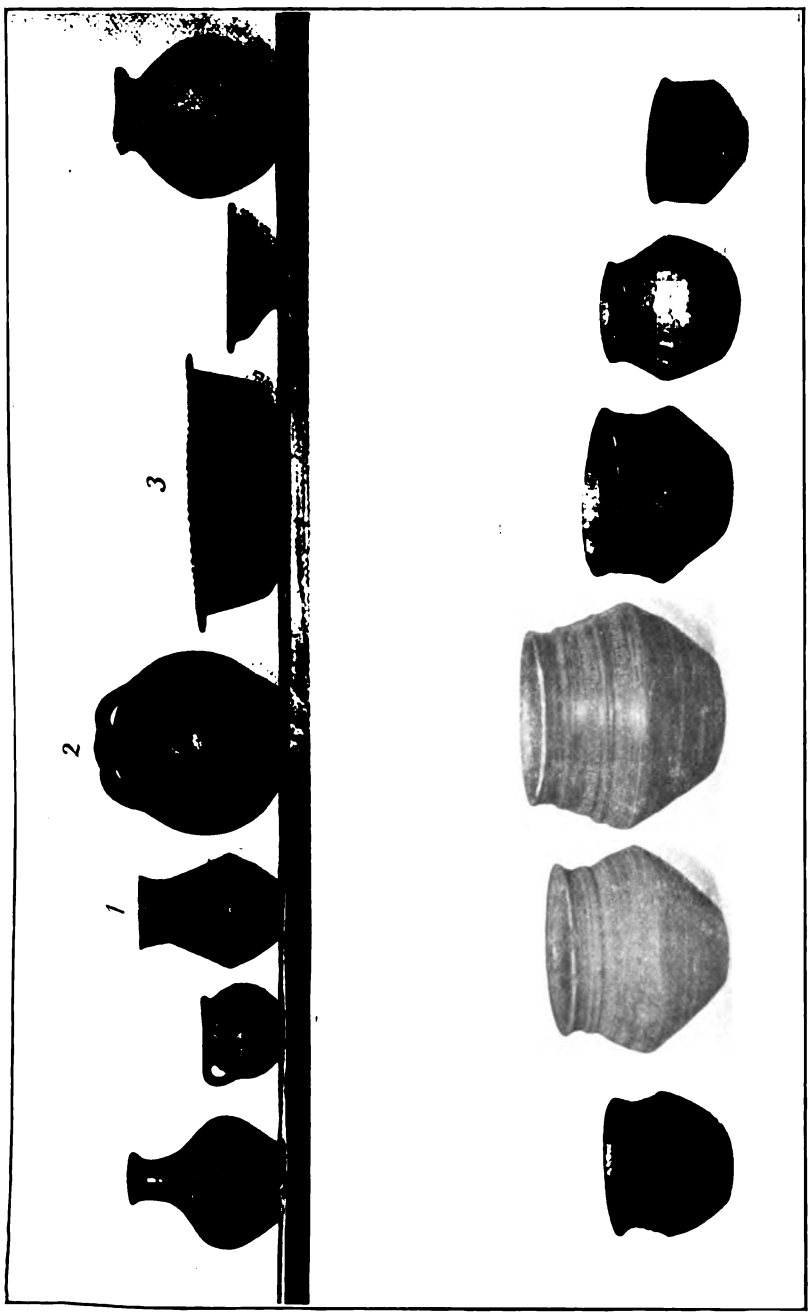
Frührömisches Gräberfeld in Koblenz-Neuendorf.

A. Günther, Neuwieder Becken.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

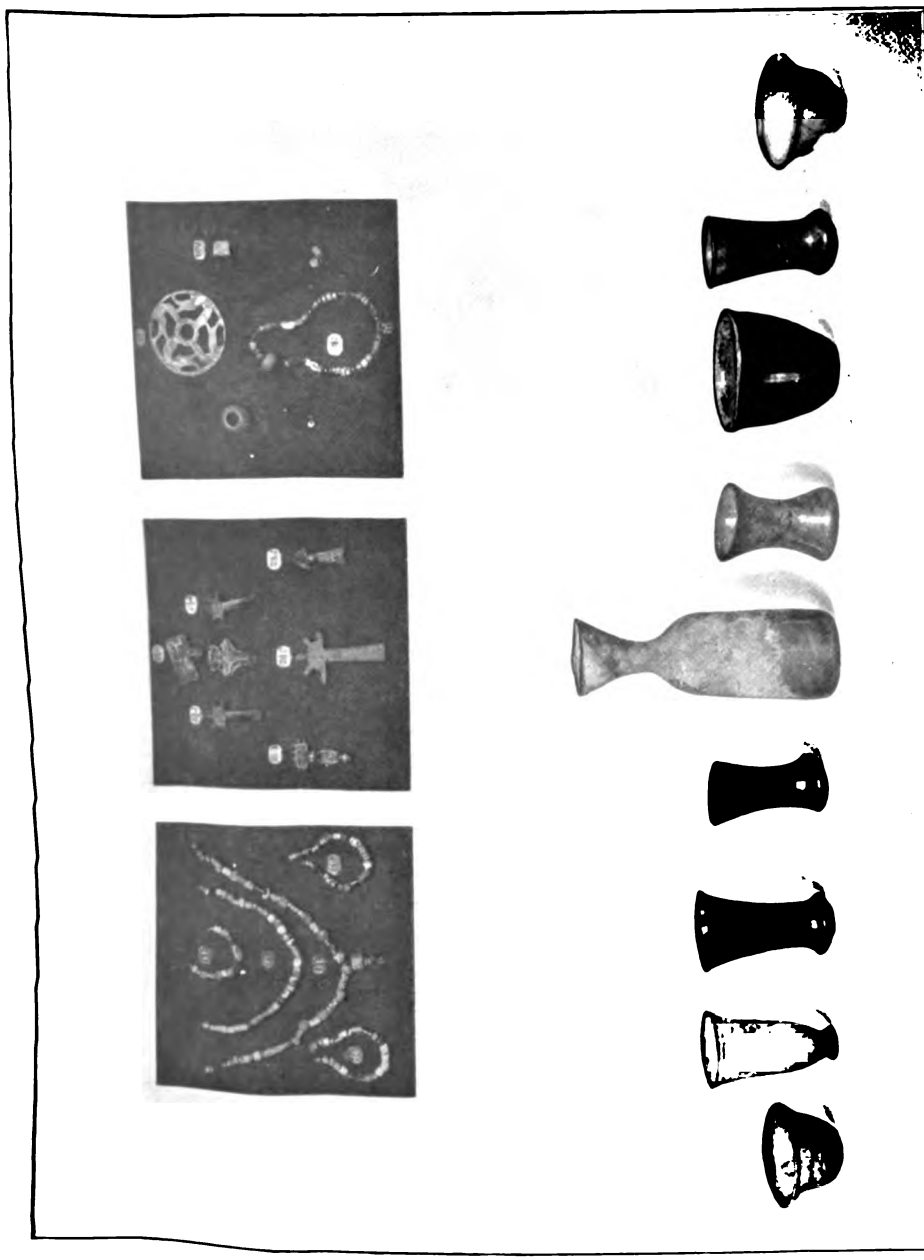


Fränkische Gefässe.

Fig. 1. Becher. Fig. 2. Feldflasche aus Metternich. Fig. 3. Bronze-Becken, die übrigen Stücke Tongefässe aus Mülhofen bei Engers.

Digitized by Google

Digitized by Google



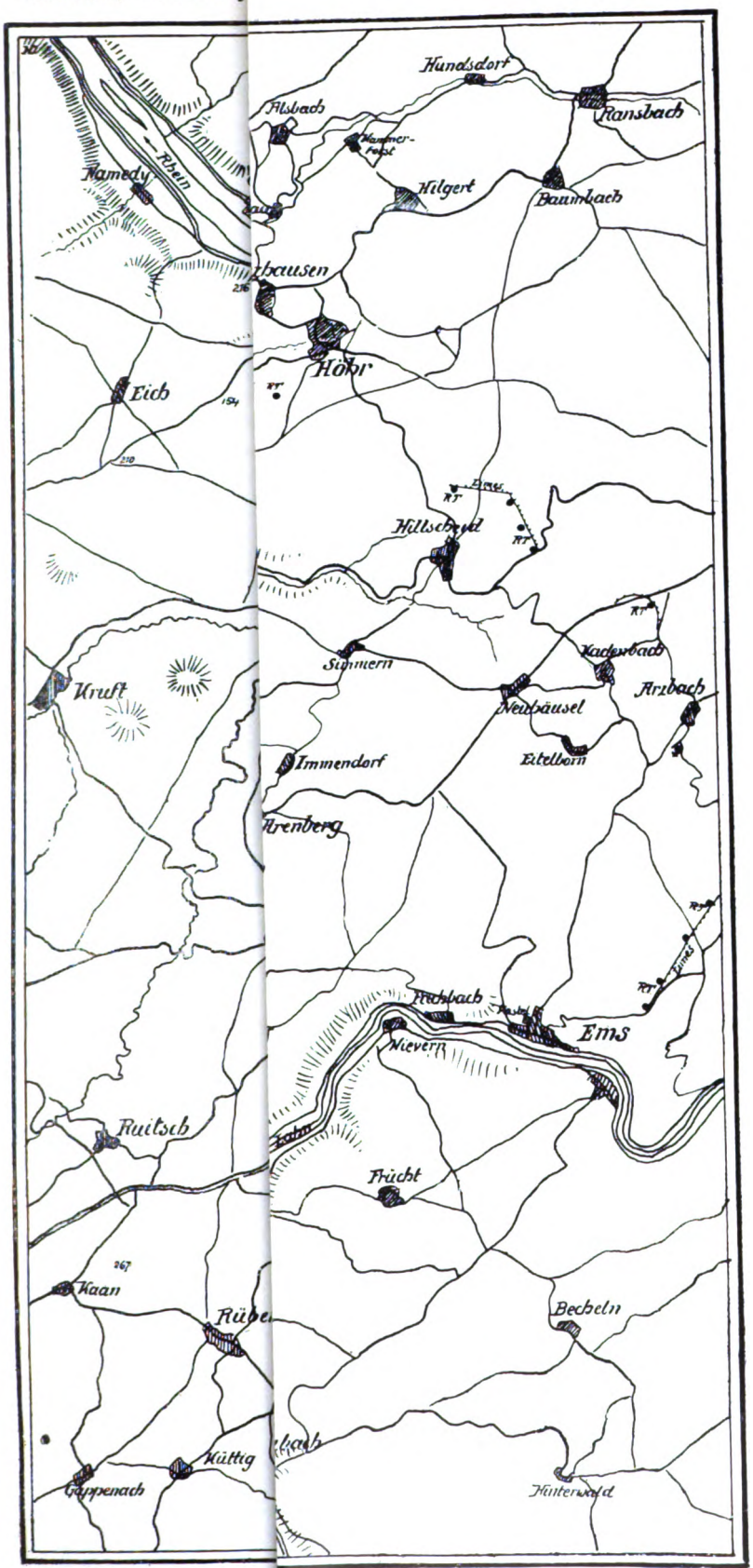
Obere Reihe: Fränkische Schmucksachen. Untere Reihe: Fränkische Gläser aus Mülhofen bei Engers.

A. Günther, Neuwieder Becken.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Vorgeschichte Norwegens.

Ergebnisse der letzten zehn Jahre.

Von Dr. Haakon Schetelig, Konservator des Bergener Museums.

Mit 75 Textabbildungen[1]).

Der Weg nach Norden, der alte Name Norwegens, der in die rein vorgeschichtlichen Zeiten zurückgeht, lässt sich in archäologischer Hinsicht noch heute ganz buchstäblich auffassen. Denn nie anderswo ist in alter Zeit ein germanisches Volk so weit wie hier nach dem Norden vorgedrungen, und die Entwickelung dieses äussersten Postens unserer Völkergruppe zu verfolgen, ist eine Aufgabe von ungemeinem Interesse nicht nur für die heutigen Norweger. Wenige Völker Europas sind so spät wie das norwegische in die geschriebene Geschichte eingetreten, aber auch wenige in glänzenderer Weise als das Volk, das nicht nur den Ruhm und die Verwüstungen der Wikingerzüge, sondern auch die altnorwegische Dichtung und Literatur hinterlassen hat.

Die Naturverhältnisse sind der Anlass, dass das Material zur Vorgeschichte Norwegens bis in die letzten Jahrzehnte sehr sparsam und lückenhaft gewesen ist. Die im Verhältnis zur Bevölkerung sehr grossen Abstände, die unvollkommenen Verkehrsmittel usw. machen alle Untersuchungsreisen schwierig und kostspielig, und dazu haben sich in Norwegen auch nur wenige Forscher den archäologischen Studien zugewendet. Kein Wunder dass die Vorgeschichte Norwegens lange von dem unendlich viel reicheren Material aus Dänemark und Süd-Schweden vollständig überstrahlt wurde und dass selbst die norwegischen Archäologen die älteste Kulturgeschichte des Landes mehr durch Vergleichung

---

[1]) Den verbindlichsten Dank für das gütige Ausleihen der Klischees, die zu dieser Abhandlung benutzt sind, bringe ich dem Herrn Universitätsrektor Dr. W. C. BRÖGGER Herrn Dr. H. REUSCH, Herrn Professor Dr. G. GUSTAFSON, Herrn Dr. A. W. BRÖGGER und Herrn Museumsdirektor Jens HOLMBOE dar. Sämtliche abgebildete Altsachen und Denkmäler sind norwegisch. Zum besonderen Dank bin ich dem Herausgeber Herrn Professor G. KOSSINNA dafür verpflichtet, dass er mir die Güte erwiesen hat, die Abhandlung im Manuskript sprachlich zu revidieren. H. S.

Digitized by Google

mit den Nachbarländern als durch selbständiges Zusammenstellen eigenen Materiales darzulegen suchten. Durch den fortschreitenden Zuwachs der Fundmasse ist es aber immer fraglicher geworden, ob die Kulturverhältnisse der skandinavischen Halbinsel zu allen vorgeschichtlichen Zeiten sich wirklich ganz parallel mit denen in Dänemark und Schonen entwickelt haben, und es darf heute gesagt werden, dass Norwegen, obwohl ein Teil der grossen nordeuropäischen Provinz, schon seit den frühesten Zeiten seine eigene, durch geographische und wohl auch durch anthropologische Bedingungen, ausgeprägte Sondergeschichte aufweist.

Die geographischen Bedingungen sind in den verschiedenen Gegenden Norwegens sehr verschieden. Der östliche Teil des Landes ist wie die Gegend von Drontheim ein Waldland mit niedrigen Bergen, von Tälern, die sich oft in grossen Seen erweitern, durchdrungen. Die Küstengegenden und die Umgebungen der grossen Seen sind hier niedrig, und jetzt dicht bevölkert. Ganz anders ist das Küstenland gegen Westen und Norden, wo die riesenhohen Berge steil aus dem Meere emporsteigen. Nur an wenigen Stellen (wie Lister und Jäderen an der Südwestküste) gibt es hier zwischen dem Meere und den Bergen eine flache Landstrecke, die für zusammenhängende Besiedelung geeignet ist. Und doch ist es gerade diese Küste, die beim ersten Anblick so unheimisch und öde aussieht, die dieses sehr ausgedehnte Land zu einem ganzen zusammenbindet, diese Küste, die mit den unzähligen Fjorden und Inseln von einem Landesende bis zum anderen den immer offenen Weg bildet. Diese Verhältnisse, die noch heute von grosser Bedeutung sind, müssen vor allem in Betracht gezogen werden, wenn man die vorgeschichtliche Kulturentwickelung Norwegens richtig verstehen will. Die erste Besiedlung folgte, wie wir später sehen werden, fast ausschliesslich dem Küstenweg.

Ehe wir die Darstellung der Steinzeit Norwegens anfangen, muss auch in aller Kürze an die wohlbekannte geologische Tatsache erinnert werden, dass die letzte grosse Glazialperiode das ganze Land mit Gletschern bedeckte, und dass damit notwendig die obere Grenze unseres Wissens über die Vorgeschichte Norwegens festgesetzt ist. Es ist zwar denkbar, dass das Land schon in interglazialer Zeit bevölkert war, aber alle Reste, die diese eventuelle Bevölkerung hinterlassen haben möchte, sind jedenfalls während der späteren Eiszeit spurlos verwischt worden. Da wir folglich nie hoffen können, die Vorgeschichte Norwegens über die neolithische Zeit hinaus zurückzuführen, bleibt uns nur übrig nachzuweisen, wie weit in postglazialer Zeit die ältesten norwegischen Funde und Altsachen zurückgehen.

Digitized by Google

I. Die Steinzeit. Klassifizierung des Materials.

Vor ungefähr zehn Jahren noch wurde die Steinzeit Norwegens allgemein in zwei scharf abgegrenzte und leicht erkennbare Gruppen eingeteilt [1]). Die eine, die „arktische" Steinzeit, die als nur die ganz ausgeprägten Schiefersachen umfassend und der lappischen Bevölkerung im nördlichen Skandinavien zugehörig aufgefasst wurde, und die eigentlich norwegische Gruppe, die in der Hauptsache nur als eine dem dänischen Neolithikum ganz analoge Abzweigung zu verstehen war. Durch die neueren Ausgrabungen der verschiedenen Museen, sowie durch die ausführlichen Arbeiten von Dr. A. W. BRØGGER, stehen jetzt diese Fragen in viel klarerer Beleuchtung. Dazu ist auch in Schweden während der späteren Jahre ausserordentlich wichtiges Material hinzugekommen, und die finnländische wie überhaupt die baltische Steinzeit ist ebenfalls besser bekannt geworden, wodurch auch auf die älteste Entwickelung Norwegens in vielen Beziehungen neues Licht geworfen ist. Eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung des ganzen neolithischen Materials Norwegens mit den Verhältnissen im Baltikum, Südskandinavien und Norddeutschland ist jüngstens von Professor G. KOSSINNA publiziert worden. Die Arbeit KOSSINNAs zeugt von der ungemein hervorragenden Material- und Literaturkenntnis des Verfassers, ist aber nicht mehr in allen Hinsichten mit den neuesten norwegischen Untersuchungen übereinstimmend [2]).

Ältere Steinzeit. Spalter und andere Feuersteinsachen.

Die älteste Periode, die in Norwegen repräsentiert ist, ist diejenige der dänischen Muschelhaufen (kjøkkenmøddinger), indem die Überreste des noch früheren Abschnittes der nordischen Steinzeit, der Periode von Maglemose, in Norwegen bis jetzt noch gänzlich fehlen. Von der typischen Leitform der Muschelhaufen, dem grossen Spalter (tranchet)

[1]) O. RYGH: Antiquitès Norvegiennes, Christiania 1885. — Für die spätere Auffassung im allgemeinen siehe: G. GUSTAFSON: Norges Oldtid, Kristiania 1906. Doch haben auch die letzten vier Jahre in dieser Hinsicht viel Neues gebracht, wie aus den Hinweisungen im folgenden hervorgeht.

[2]) Gustaf KOSSINNA: Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten. Mannus I, S. 17. Besonders S. 23—52. — Das norwegische Material wird hier in allen Hauptzügen sehr korrekt vorgeführt. Der Verfasser hat aber — von den Angaben Dr. A. M. HANSENs ausgehend — die arktische Schieferkultur als eine nördliche Abzweigung der Nöstvetgruppe aufgefasst, was sich jetzt als unhaltbar erwiesen hat. Vergleiche auch: O. SOLBERG: Eisenzeitfunde aus Ostfinmarken, Videnskabs-Selskabets Skrifter, Kristiania 1909, II, no. 7.

Digitized by Google

ist dagegen eine hinreichende Anzahl vorgefunden, um uns den Nachweis einer Besiedelung Norwegens während dieser Periode zu ermöglichen. Die meisten sind in den Küstengegenden um den Kristianiafjord und westlich bis Lister und Jäderen aufgedeckt. Doch kommen auch einige im Innern des Landes vor, wie in Hedemarken. (Abb. 1)[1]).

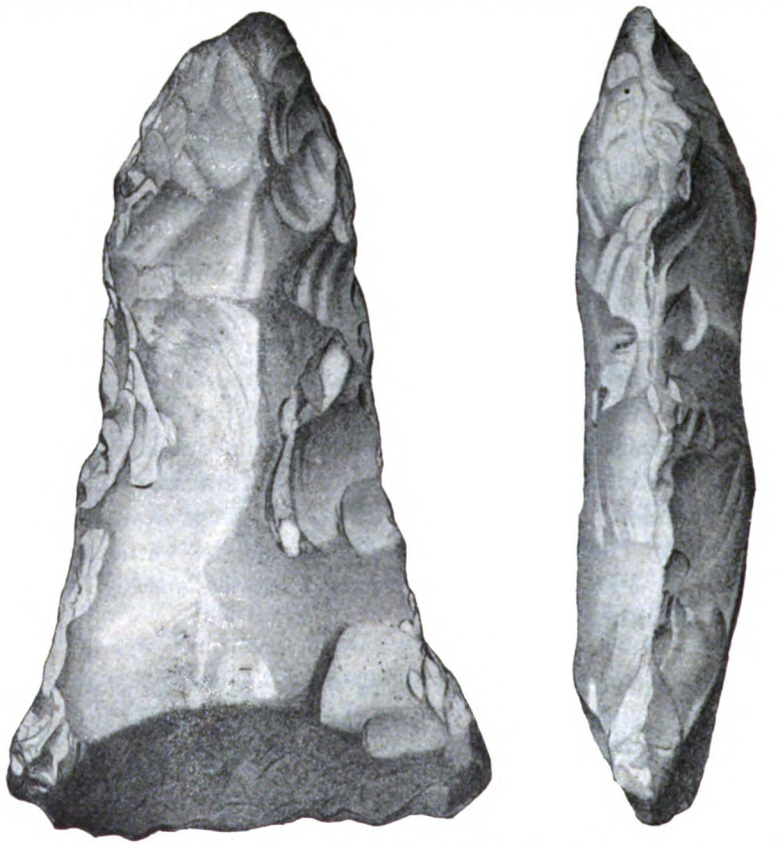


Abb. 1. Scheibenspalter, Feuerstein. 1/1. Nach W. C. BRøGGER.

Vor kurzem sind auch an der nordwestlichen Küste (bei Kristiansund) recht reichhaltige und gut charakterisierte Funde aus dieser Periode, die noch nicht veröffentlicht vorliegen, gemacht worden[2]).

[1]) Eine Reihe in Norwegen gefundene Scheibenspalter sind von Prof. Dr. W. C. BRØGGER abgebildet worden: Strandliniens Beliggenhet under Stenalderen, Taf. I—III. Norges geologiske Undersøgelse, no. 41, Kristiania 1905. — Siehe übrigens G. GUSTAFSON, a. a. O. Dr. A. W. BR GGER: Øxer av Nøstvettypen, Taf. VII, Norges geologiske Undersøgelse no. 42, Kristiania 1905. — Derselbe, Vistefundet, Stavanger 1908, Taf. III, und Norges Vestlands Stenalder, Bergens Museums Aarbog 1907, no. I. S. 7.

[2]) Die Mitteilung von diesen Funden verdanke ich dem Entdecker, Herrn .ANUMMEDAL und Herrn K. RYGH, Direktor des Museums zu Drontheim.

Digitized by Google

Wo umfassende, zusammengehörige Funde gehoben sind, sind die Spalter auch von anderen charakteristischen Feuersteinsachen, Schabern und Pfeilspitzen u. d., begleitet, wie es bei Viste und Kristiansund der Fall war[1]). Besonders diese letztgenannten Funde deuten bestimmt darauf hin, dass das bis jetzt ziemlich lückenhafte Material von norwegischen Feuersteinsachen aus dieser Periode sich durch künftige Funde vervollständigen wird, und dass wir die damalige Bevölkerung des Landes nicht zu niedrig schätzen dürfen. Die typischen Wohnplätze, die zwar noch selten angetroffen sind, zeigen ganz denselben Kulturstandpunkt, den wir aus den dänischen Muschelhaufen so wohl kennen.

Abb. 2. Zweiseitiges Beil. Feuerstein. 2/3

Der Wohnplatz von Viste, in der Nähe von Stavanger[2]), hat sich durch die Ausgrabung von Dr. A. W. BRØGGER als ein typischer Muschelhaufen-Wohnplatz, in charakteristischer Lage unterhalb eines überragenden Obdachs, herausgestellt. Die Ausdehnung des Platzes war im ganzen nur etwa 45 m². Unterhalb einer oberen Schicht von steinfreier Humuserde, 30 cm dick, befand sich die Kulturschicht des Wohnplatzes, eine Muschelschicht wesentlich aus Schalen von Ostræa, Littorina und Patella bestehend. Zwischen den Muschelschalen fanden sich als Abfälle von den Mahlzeiten Tierknochen in ziemlich grosser Anzahl zerstreut, ferner verschiedene Knochengeräte, Splitter und Späne, spärlich Geräte aus Feuerstein und ganz sparsam auch aus anderen

[1]) Dieser Periode gehörte wahrscheinlich auch ein Wohnplatz bei Minde an, in der Nähe von Bergen, der, ehe eine Untersuchung stattfinden konnte, von den Arbeitern gänzlich zerstört wurde. Siehe G. GUSTAFSON in Bergens Museums Aarbog 1897, no. 14, S. 4. Auch SCHETELIG: Vestlandets ældste Kulturhistorie, Bergen 1909, S. 8.

[2]) Im Sommer 1910 hatte ich die Gelegenheit an der fortgesetzten Ausgrabung dieses Platzes Teil zu nehmen, und kann somit aus eigener Beobachtung die Beschreibung Dr. BRØGGERs völlig bestätigen. Die hier angeführten, kurzgefassten Angaben sind den folgenden Arbeiten von Dr. BRØGGER entnommen: Vistefundet, Stavanger 1908. „Naturen", Bergen 1908, S. 97, und ebd. 1910, S. 332, „Ymer", Stockholm 1908, S. 122.

Digitized by Google

Gesteinsarten, endlich auch Scherben von Tongefässen. Auch mehrere Herdstellen wurden in der Kulturschicht entdeckt. Die Dicke der Kulturschicht war 30—40 cm.

Von besonderer Bedeutung sind die Fisch- und Jagdgeräte aus

Abb. 3. $^1/_3$.

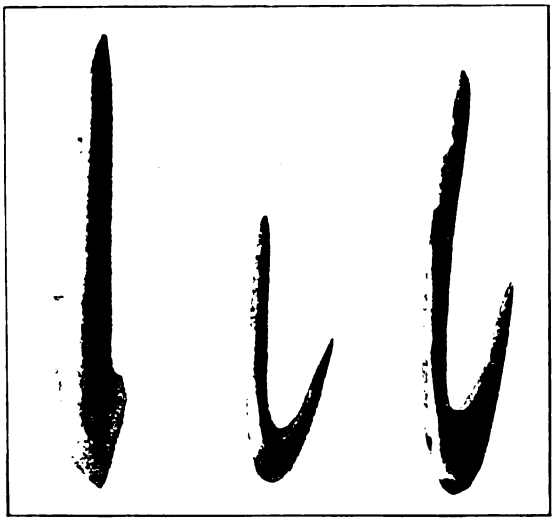


Abb. 4. $^1/_1$.

Abb. 5. $^1/_1$.

Abb. 6. $^1/_1$.

Abb. 3—6. Fundstücke von Viste, nach A. W. BRØGGER.
Abb. 3. Knochenharpun. Abb. 4. Angelhaken. Abb. 5. Knochenglätter. Abb. 6. Tonscherbe.

Knochen, die der Fundplatz von Viste in bedeutender Anzahl geliefert hat, Angelhaken, Harpunenspitzen mit eingesetzten Feuersteinsplittern oder mit Widerhaken, eine eigentümliche Pfeilspitze, ein kleines knöchernes Beil, ein Knochenglätter. (Abb. 3—6.) Die Sachen sind teilweise mit einfachen eingeritzten Mustern verziert. Die meisten Fundstücke, wie der Spalter, die Knochenharpune usw. sowie auch die Beobachtung über die Fauna des Wohnplatzes, die durch eine Anzahl Arten ganz evident

Digitized by Google

auf ein wärmeres Klima als das jetzige hindeutet (Wildeber, Iltis u. a.), zeigen mit Bestimmtheit an, dass dieser Fund der älteren nordischen neolithischen Steinzeit angehört. Auch die Flora mit den zahlreichen Kohlenresten von Eiche stimmt mit dieser Annahme. Auffallend ist nur, dass die Knochenharpunen, die in Dänemark einer älteren Kulturstufe als diejenige der Muschelhaufen zu entstammen scheinen, bei Viste mit den Spaltern zusammen auftreten. Obschon wir diesen Umstand, dass sich also die Knochenharpunen in Norwegen länger als in Dänemark in Gebrauch erhalten haben, zwar noch nicht zu erklären im Stande sind, darf es nicht zu sehr überraschen, dass die Kulturentwickelung in den nordischen Ländern nicht überall ganz gleichmässig verlaufen ist, und man wird nicht berechtigt sein, eine Änderung in der sonst gut gestützten, chronologischen Bestimmung dieserhalb in Vorschlag zu bringen [1]). Wir werden im folgenden auf das scheinbar überraschende Verhältnis zurückkommen, dass der Fund auch einige ganz geschliffene Grünsteinbeile enthält, die dem geläufigen Kulturbild der Muschelhaufen ziemlich fremd gegenüberstehen.

Die Nøstvetgruppe. Schon lange ist man darauf aufmerksam gewesen, dass in Dänemark der Reichtum des Landes an Feuerstein ein sehr wichtiges Moment zur Beförderung der Entwickelung der materiellen Kultur gewesen ist, und dass die glänzende Entfaltung der Feuersteintechnik in diesen Gegenden auf jene Ursache zurückgeht. Wie es Sophus MÜLLER dargelegt hat, sind in Dänemark schon während der Periode der Muschelhaufen reine Luxusstücke aus Feuerstein angefertigt worden [2]). Umgekehrt ist es nicht zu erwarten, dass die Gegenden, die an natürlich vorkommendem Feuerstein arm sind, diese Entwickelung der Steintechnik mitgemacht haben können, auch wenn sie in anderer Hinsicht als derselben Kulturgruppe angehörig zu betrachten sind. Eben dieser Schwierigkeit begegnete die ältere neolithische Kultur in ihrer Verbreitung nach Norwegen, wo in den meisten Gegenden der Feuerstein nur sehr spärlich vorkommt, und wo folglich die Einwohner ein anderes Material zur Verfertigung von Geräten und Waffen zu suchen genötigt waren [3]). Es entsteht dadurch die eigentümliche Abzweigung des älteren nordischen Neolithikum, die Dr. A. W. BRØGGER als die Nøstvetgruppe beschrieben hat [4]).

[1]) Vergl. besonders die Äusserungen von Dr. BRØGGER in „Naturen" 1910, S. 337—343.

[2]) Sophus MÜLLER: Nye Stenalders Former, IX, Aarbøger f. n. Oldk. Kjøbenhavn 1896, S. 377.

[3]) Für das natürliche Vorkommen von Feuerstein in Norwegen, siehe W. C. BRØGGER: Strandliniens Beliggenhet usw. S. 68—75.

[4]) A. W. BRØGGER: Øxer av Nøstvettypen.

Digitized by Google

Ganz ohne Erfahrung in der Bearbeitung verschiedener Eruptivgesteine war die damalige Bevölkerung auch in Dänemark nicht. Vereinzelte Grünsteinbeile kommen in mehreren der Muschelhaufen vor, und es ist ausgemacht, dass schon zu einer Zeit, da der Feuerstein nur durch einfaches Zuschlagen behandelt wurde, das Schleifen in der Bearbeitung des Grünsteins nicht unbekannt war[1]). Es ist demnach

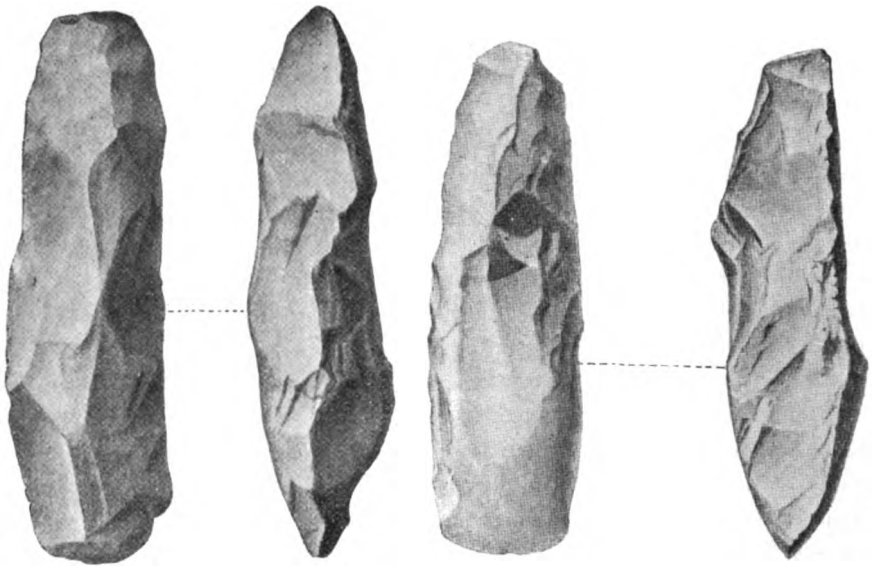


Abb. 7. 1/2. Abb. 8. 1/2.

Abb. 7. 8. Grünsteinbeile, Nøstvet, nach A. W. BRØGGER[2]).

sehr natürlich, dass in den silexarmen Gegenden Norwegens eben der Grünstein — die populäre Bezeichnung verschiedener dichten bis feinkörnigen Eruptivgesteine und Hornfelse — ganz überwiegend als Rohstoff für die Steingeräte aufgesucht und benutzt wurde, wodurch auch die eigentümliche Facies der älteren neolithischen Steinzeit im östlichen Norwegen bedingt ist. Diese Kulturgruppe, die uns jetzt in einer Reihe reicher Wohnplätze bekannt ist, charakterisieren vor allem die grob zugeschlagenen, entweder ganz ungeschliffenen oder sehr unvollständig geschliffenen, Grünsteinbeile, von denen zwei (Abb. 7, 8) abgebildet sind. Die Form ist ausgeprägt oblong, der Querschnitt dreieckig, trapezoidisch oder rhombisch. Die Schneide immer sehr kurz. In den späteren Wohnplätzen treten dazu die stumpfnackigen Beile auf (Abb. 32),

[1]) A. P. MADSEN, Sophus MÜLLER u. a.: Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark, Kjøbenhavn 1900, S. 54.

Thomas THOMSEN og A. JESSEN: Brabandfundet, Aarb. f. n. Oldk. 1906, S. 11.

A. W. BRØGGER: Vistefundet. Naturen 1910, S. 345.

[2]) Siehe auch G. KOSSINNA, Mannus I, Taf. VII. VIII.

Digitized by Google

die ja auch anderswo aus derselben Kulturstufe bekannt sind. Die Scheibenspalter sind, weil der Grünstein für diesen Zweck weniger geeignet ist, in der Nøstvetgruppe sehr selten. Von Feuerstein kommen auf den Wohnplätzen meistens nur kleine Stücken vor, wie unbedeutende Späne, Abfallsplitter u. a.

Der Wohnplatz von Nøstvet, wonach die ganze Kulturgruppe genannt wird, liegt am inneren Ende des Kristianiafjords. Die Höhe über dem Meer ist jetzt etwa 60 m, aber die Verhältnisse zeigen mit Bestimmtheit an, dass der Platz zur Zeit der steinzeitlichen Besiedelung nur sehr wenig — wenn überhaupt — von dem Ufer entfernt war. Die Steinsachen wurden jetzt einfach in der Erde in geringer Tiefe eingebettet vorgefunden, indem alle organischen Überreste wie Muschelschalen, Knochen usw. in Folge der klimatischen und geologischen Verhältnisse vollständig aufgelöst waren. Eine ungemein grosse Anzahl von charakteristischen Grünsteinbeilen ist hier gehoben worden, sowie auch Schleifsteine von Sandstein und eine recht bedeutende Menge von Feuersteinsplittern. Schon die grosse Zahl der Fundstücke ergibt mit Sicherheit, dass der Platz während einer längeren Zeit bewohnt war.

Eine Reihe Wohnplätze, die mit demjenigen von Nøstvet genau übereinstimmen, sind rings um den Kristianiafjord angetroffen worden. Die Einzelfunde gehen bis ins westliche Norwegen, wo ganz typische Grünsteinbeile dieser Gruppe vorliegen und wo sich dieselben mit der feuersteinreicheren Kulturgruppe von Viste begegnen. Im westlichen Norwegen kommt schon während der älteren neolithischen Zeit noch eine Eigentümlichkeit dazu, und zwar in der Entwickelung der Schleiftechnik. Es sind hier die stumpfnackigen Grünsteinbeile nicht durch Abstossen der Oberfläche, sondern ganz durch Zuschlagen und Schleifen hergestellt. Eben am Wohnplatz von Viste wurden facettiert geschliffene Grünsteinbeile dieses Typus gehoben.

Aus den hier angeführten Tatsachen können wir den Schluss entnehmen, dass dieselbe Kulturstufe, die wir aus den dänischen Muschelhaufen kennen, gleichzeitig auch in Norwegen verbreitet war. Die entsprechende Bevölkerung, und höchst wahrscheinlich auch dasselbe Volk, hatte auch hier, sich fast ausschliesslich von Fischfang und Jagd ernährend, hauptsächlich die Küstenstrecken des Landes besiedelt, aber zufolge der verschiedenen Naturverhältnisse, vor allem des geringeren Zugangs an verwendbaren Feuersteinen, nahm die Entwickelung der materiellen Kultur, besonders was Formen und Technik der Geräte anlangt, in Norwegen eine eigentümliche Richtung, die auch in den verschiedenen Teilen des Landes nicht immer gleichartig ist. Wir werden sehen, wie auf dieser Grundlage sich hier die spätere neolithische Kultur entwickelt hat. Dazu kommt aber im nördlichen und westlichen

Digitized by Google

Norwegen noch eine allerdings jüngere Kulturgruppe, die mit dem älteren Neolithikum in Südskandinavien nichts zu tun hat. Wir müssen zuerst diese Gruppe in Betracht ziehen.

Jüngere Steinzeit. Die arktisch-baltische Gruppe[1]).

Es kann nicht auffallen, dass ein nach Norden so weit ausgedehntes Land wie Norwegen in seinen verschiedenen Teilen sehr abweichende Kulturverhältnisse aufweist[2]). Die frühe Kulturgruppe, die wir bis jetzt behandelt haben, ist ausschliesslich auf die südliche Hälfte des Landes beschränkt. Aus den ungemein weiten Küstenstrecken nördlich von Drontheim ist bis jetzt kein einziger Fund, der einen Zusammenhang mit der älteren neolithischen Kultur Südskandinaviens andeuten könnte, bekannt geworden. Dagegen liegen hier zahlreiche Funde vor, die bestimmt angeben, dass die erste Besiedelung des nördlichen Norwegens etwas später und von ganz anderer Seite her stattgefunden hat. Die sog. arktisch-baltische Gruppe der nordischen Steinzeit, die jüngstens von Dr. A. W. BRØGGER in einer vorzüglichen Arbeit dargestellt worden ist, hat ihr Hauptgebiet an der Ostseite der Ostsee, in Finnland, dem südbaltischen Gebiete und auf den grossen Ostseeinseln. Sie ist von dort aus ins mittlere und nördliche Schweden und weiter in die Gegend von Drontheim verbreitet, von wo sie der norwegischen Küste entlang sowohl in nördlicher als in südlicher Richtung ausstrahlt. Nur ganz vereinzelt sind dieselben Kulturelemente aus Mittelschweden in die oberen ostnorwegischen Waldgebiete eingedrungen[3]). Es folgt somit, dass in Norwegen die Gegend von Drontheim der Verbreitungsmittelpunkt der arktisch-baltischen Steinkultur gewesen ist. Es ist auch sehr wahrscheinlich, wie es von Dr. BRØGGER behauptet wird, dass diese Kulturverbreitung eine wirkliche Völkereinwanderung begleitete, um so mehr weil die arktisch-baltische Kultur überhaupt die erste Besiedelung des

[1]) A. W. BRØGGER: Den arktiske Stenalder i Norge. Videnskabs-Selskabets Skrifter, Kristiania 1909, II, no. 1. Sehr ausführliche Darstellung mit vollständigem Literaturverzeichnis.

[2]) Es darf vielleicht daran erinnert werden, dass der geradelinige Abstand zwischen Kristiansand und Hammerfest, dem Süd- und Nordpunkte Norwegens, genau derselbe ist wie zwischen Kristiansand und Mittelitalien.

[3]) Es ist nicht richtig, wenn Dr. STJERNA (L'Anthropologie XXI, 1910) in einer übrigens vorzüglichen Kartenskizze das östliche Norwegen als ein Gebiet, das eine Mischung von arktischen und südskandinavischen Kulturelementen aufweist, bezeichnet hat. Im östlichen Norwegen folgt, wie wir sehen werden, unmittelbar nach der Nøstvetgruppe die Einbürgerung der rein südskandinavischen neolithischen Formen. Die arktischen wie die speziell westnorwegischen Typen sind im östlichen Teile des Landes nur durch ganz vereinzelte Importstücke vertreten. Siehe A. W. BRØGGER: Studier over Norges Stenalder. Videnskabs-Selskabets Skrifter, I, 1906. no. 2. Kristiania 1906, S. 58 und 85—90; besonders S. 89.

Digitized by Google

nördlichen Norwegens anzugeben scheint. In reiner Form sind die Funde dieser Gruppe nur im nördlichen Teile des Landes vorhanden, während das westliche Norwegen, wohin sich der arktisch-baltische Einfluss allmählich ausstreckte, eine Mischung dieser Gruppe mit den älteren südskandinavisch-neolithischen Elementen aufweist. Dr. A. W. BRØGGER

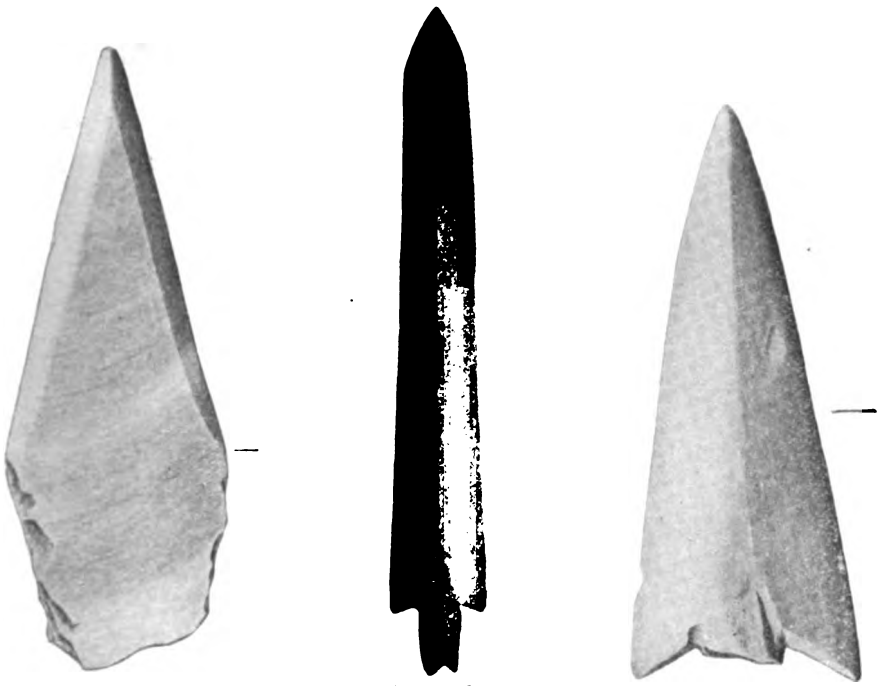


Abb. 9. 1/4 Abb. 10. 1/2. Abb. 11. 1/2.

Abb. 9—11. Pfeil- und Speerspitzen, Schiefer. Nach A. W. BRØGGER.

Abb. 12. 1/2. Schiefermesser. Nach A W BRØGGER.

hat es aus archäologischen und geologischen Gründen erwiesen, dass die arktisch-baltische Gruppe Norwegens dem jüngeren skandinavischen Neolithikum, und zwar der Zeit der Periode der Dolmen (dysser) und der Ganggräber (jättestuer) entspricht, also den Perioden MONTELIUS 2 und 3[1]).

Die arktisch-baltische Gruppe erweist sich, ganz wie die der dänischen Muschelhaufen, als eine ausgeprägte Jäger- und Fischerkultur, und ist auch

[1]) Oscar MONTELIUS: De förhistoriska Perioderna i Skandinavien, Månadsbladet 1893, Bihang.

Sophus MÜLLER ist der Meinung, dass die arktisch-baltische Kultur im nördlichen Skandinavien schon zur Zeit der dänischen Muschelhaufen bestanden hätte. Nye Stenalders Former, I, Aarbøger f. nord. Oldk. 1896, S. 316 f.

Digitized by Google

hauptsächlich durch Besiedelung der Küsten gekennzeichnet, zeigt aber dazu ein grösseres Vermögen sich auch die binnenländischen Täler und Waldgebiete zu unterwerfen. Es geht dies schon daraus hervor, dass der Einwanderungsweg nach der Gegend von Drontheim quer durch Schweden vom Bottnischen Busen hinüberführt, und dass ein von der

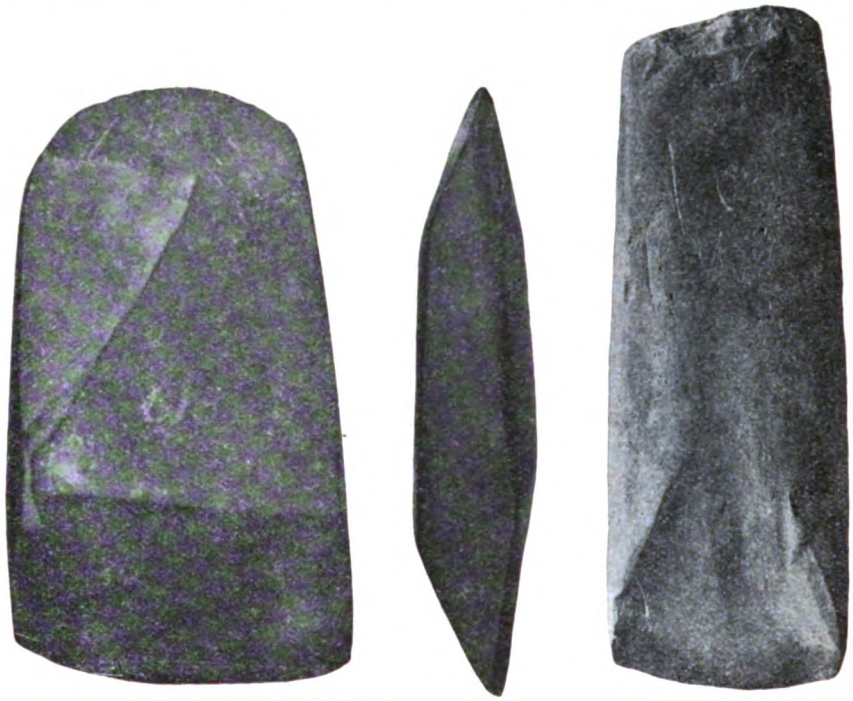


Abb. 13. 1/1 Abb. 14. 2/3.

Abb. 13. 14. „Arktische" Beilformen, Schiefer. Nach A. W. BRØGGER.

Küste ganz abgeschlossenes Gebiet wie Jämtland zahlreiche Steinzeitfunde dieser Gruppe aufweisen kann.

Die Typen des arktisch-baltischen Kulturkreises sind eigentümlich und leicht zu erkennen [1]). Allbekannt sind die Messer, die Speer- und Pfeilspitzen aus Schiefer (Abb. 9—12). Dazu kommen die querschneidigen Flachbeile (Abb. 13), deren Form offenbar durch die schieferige Struktur des Gesteinmaterials bestimmt ist, der karelische Beiltypus und verschiedene Beile mit ausgehöhlter Schneide (Abb. 14). Seltenere Formen sind die Keulenköpfe mit Furche zum Festbinden des Stiels, und scheibenförmige Keulen, woraus die sonderbaren stern-

[1]) Für weitere Abbildungen siehe auch G. KOSSINNA, Mannus I, Taf. IX, doch mit der Beschränkung, dass die dort angeführten Knochengeräte (Angelhaken, Pfeilspitzen, Löffel usw.) sich als der späteren Eisenzeit angehörig erwiesen haben. O. SALBERG, Eisenzeitfunde aus Ostfinmarken.

Digitized by Google

förmigen Keulensteine sich entwickeln (Abb. 16—18). In einem Wohnplatz bei Stenkjær (unweit Drontheim), wo die organischen Überreste wie Muschelschalen, Knochen usw. erhalten waren, wurden auch Knochen-

Abb. 15. 1/1. Schmuck, Schiefer.

Abb. 16. 2/3. Keulenstein.
Nach A. W. BRØGGER.

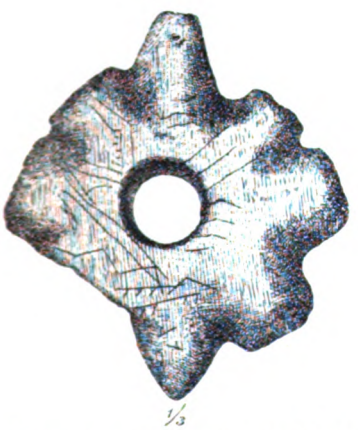


Abb. 17. Keulenstein, nach A. W. BRØGGER.

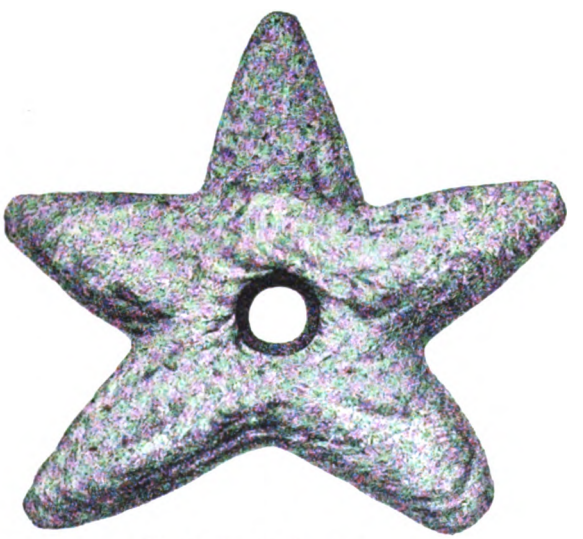


Abb. 18. 1/3. Keulenstein.

geräte (Abb. 19, 20) und ein Querbeil aus Elchgeweih (Abb. 21) gehoben[1]). Sonst kennen wir aus der Steinzeit Norwegens sehr wenig

[1]) O. RYGH: Affaldsdyngen ved Stenkjær. Aarsberetning (Jahresbericht des Vereins zur Erhaltung norwegischer Denkmäler, Kristiania) 1871, S. 100. — Auch BRØGGER: Den arktiske Stenalder, S. 12. — Jüngstens ist auch ein Höhlen-Wohnplatz der arktischen Kultur untersucht worden. Th. PETERSEN: Hestneshulen, Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter Trondhjem 1910, Nr. 2. Ein neuer Muschelhaufen derselben Zeit ist vor kurzem von O. NORDGAARD und K. RYGH beschrieben worden, „Beskrivelse av Busetbopladsen", ebd. 1909, Nr. 9.

Digitized by Google

von derartigen Sachen. Von der Keramik, die in den baltischen Ländern sehr wichtig ist, können wir hier auch absehen, weil sie in den norwegischen Funden ausserordentlich spärlich vertreten ist. Einige Proben

Abb. 19, 20. Knochengeräte. ½.

Abb. 21. Beil aus Elchgeweih. ½.
Abb. 19–21. Fundstücke von Stenkjær.
Nach A. W. BRØGGER.

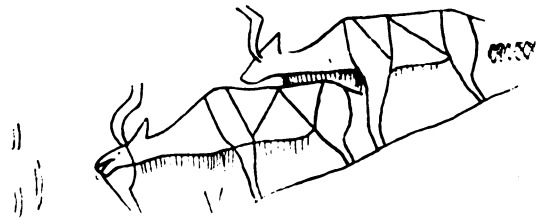
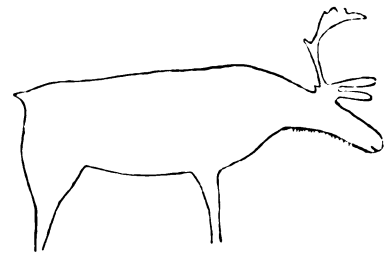


Abb 22. Felsenzeichnung, Hell. Nach K. LOSSIUS.



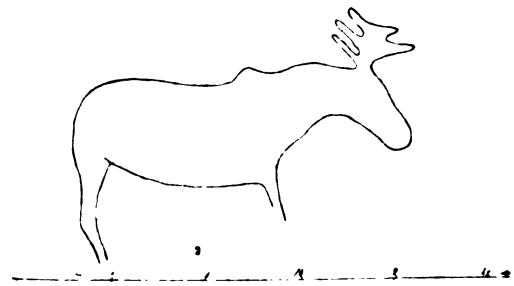


Abb. 23.
Tierfiguren aus der Felsenzeichnung bei Fykanvatn.
Nach A. HELLAND.

dieser primitiven Tonware sehen wir in den unten abgebildeten Scherben (Abb. 27, 31).

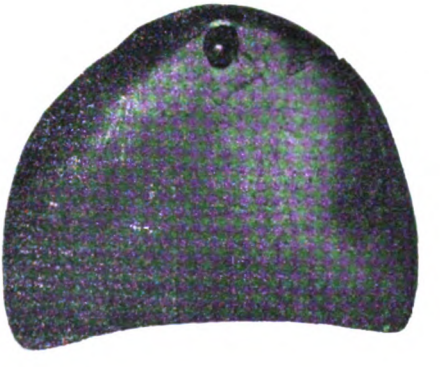
Ein wesentliches und charakteristisches Element der arktisch-baltischen Steinzeitkultur sind die Felsenzeichnungen, Felsenmalereien und Kleinskulpturen, die in dem ganzen Verbreitungsgebiet dieser Kultur vorkommen[1]). Die Felsenzeichnungen, immer sehr naturalistisch darge-

[1]) Literatur: Dr. Andr. M. HANSEN: Landnåm i Norge, Kristiania 1904, S. 323. A. W. BRØGGER, „Naturen", Bergen 1906, S. 356, und derselbe, Den arktiske Stenalder, s. 105. G. HALLSTRÖM: Nordskandinaviska Hällristningar, Ymer,

Digitized by Google

Abb. 24. Schiefermesser. 1/1. Nach K. RYGH.

Abb. 25. Tierfigur, Bernstein. 1/1. Nach A. W. BRØGGER.



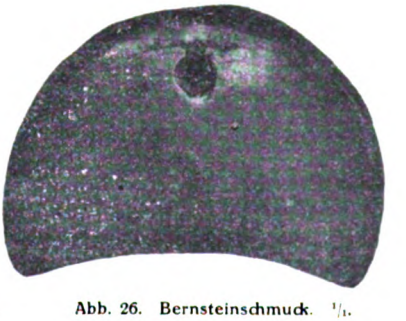


Abb. 26. Bernsteinschmuck. 1/1.

stellte Tierfiguren (Abb. 22, 23), sind im nördlichen Norwegen recht häufig aufgedeckt worden, darunter in der Gegend von Drontheim das

Stockholm 1907, S. 211, und Fornvännen, Stockholm 1907, S. 160, 1908, S. 49 und 1909, S. 55 und 126. G. KOSSINNA: Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen usw., Mannus I, S. 41–45. K. RYGH: En nyfunden helleristning, Det Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter, Trondhjem 1909, Nr. 8.

Digitized by Google

bekannte Beispiel einer solchen Zeichnung, die mit Sicherheit älter als eine an demselben Felsen eingeritzte bronzezeitliche Darstellung zu erklären ist. Die Kleinskulpturen sind in Norwegen auf einige am Schaftende der Schiefermesser angebrachte Tierköpfe beschränkt (Abb. 24). Eine ganze Tierfigur aus Bernstein im Funde von Linnes (Abb. 25) ist wie andere Bernsteinsachen der nordwestlichen Küstenstrecke Norwegens gewiss aus Ostpreussen eingeführt worden (Abb. 26). Diese letztgenannten Funde sind dann eine wertvolle Andeutung der weit verbreiteten Handelswege, die das ganze arktisch-baltische Kulturgebiet verbinden [1]).

Jüngere Steinzeit der Westküste Norwegens[2]). Die arktisch-baltische Kultur, deren hauptsächlichen Merkmale wir hier ganz gedrängt besprochen haben, tritt in Norwegen nördlich von Drontheim in reiner Form auf, offenbar weil hier keine ältere Besiedelung vorhanden war, während sie in ihrem Vordringen gegen Süden einer älteren, dort schon bestehenden Kulturgruppe begegnet, die wir oben erwähnt haben (Funde von Viste und Kristiansund; Ausläufer Nøstvetgruppe). Das Fundmaterial aus den späteren Wohnplätzen an der Westküste zeigt eine völlige Mischung der beiden Kulturgruppen. In den Funden, die durch wissenschaftliche Untersuchungen gehoben und folglich ganz zuverlässig sind, wie denen von Holeheien (GUSTAFSON) und Vespestad (SCHETELIG und BRØGGER), treten beide Bestandteile, die aus der älteren Steinzeit stammenden und die der arktisch-baltischen Gruppe entlehnten, zusammen und gleichzeitig auf [3]). Beispiele der Altsachen aus den genannten Funden sind Abb. 27—31 zu finden. Sachen wie die grob zugeschlagenen Nøstvetbeile, die stumpfnackigen oder spitznackigen Beile mit rundem Querschnitt, die hie und da auch noch vor-

[1]) A. W. BRØGGER: Et norsk Ravfund fra Stenalderen. Bergens Museums Aarbog 1908, no. II. Auch: Den arktiske Stenalder, S. 185.

[2]) A. W. BRØGGER: Norges Vestlands Stenalder, Bergens Museums Aarbog 1907, no. I. Das Material ist hier in trefflicher Weise zusammengestellt, die Schlussfolgerungen aber werden jetzt auch vom Verfasser selbst nicht mehr aufrecht gehalten. Der späteren Auffassung Dr. BRØGGERs, wonach dieser Abschnitt der jüngeren Steinzeit Westnorwegens unbedingt der arktischen Gruppe zugerechnet wird, kann ich auch nicht völlig beistimmen. Vergleiche Dr. Knut STJERNA: Les groupes de civilisations en Scandinavie à l'époque des sépultures à galerie. L'Anthropologie, T. XXI, 1910.

[3]) Einzeldarstellungen der vom Bergener Museum ausgeführten Ausgrabungen finden sich in Bergens Museums Aarbog 1899 und ebd. 1901. Vergleiche BRØGGER: Den arktiske Stenalder, S. 3. — Ein sehr bedeutender Fund von Garnes bei Bergen ist noch nicht veröffentlicht. Die Untersuchung wurde hier von BRØGGER, SCHETELIG und de LANGE unternommen.

Digitized by Google

kommenden Scheibenspalter aus Grünstein, stehen der ganzen arktisch-baltischen Kultur durchaus fremd gegenüber. Dagegen sind die kurzen Flachbeile mit Querschneide, die Pfeilspitzen aus Schiefer, die Beile

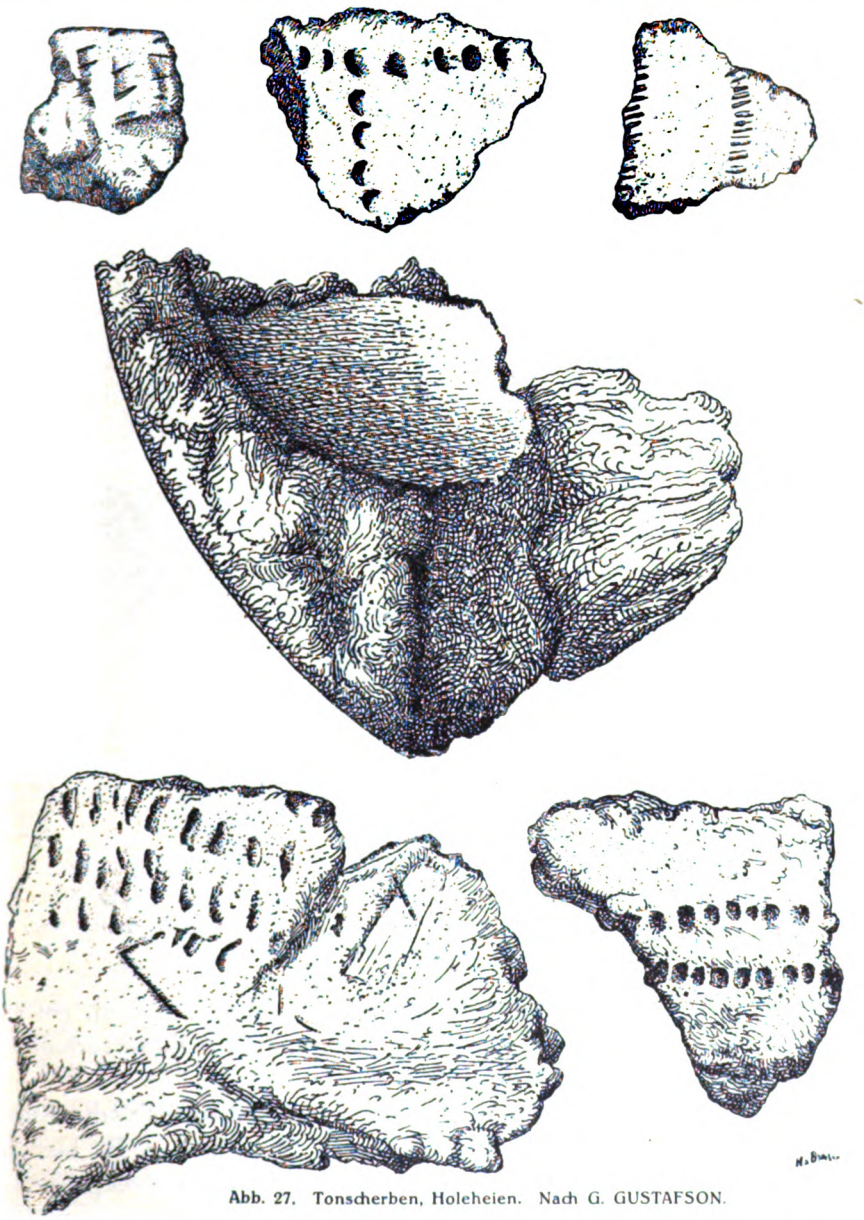


Abb. 27. Tonscherben, Holeheien. Nach G. GUSTAFSON.

von karelischem Typus, wohl auch die verzierten Tongefässe, gewiss von Norden her ins westliche Küstenland eingedrungen. Die Träger der beiden Kulturen standen als Jäger und Fischer in der Hauptsache

Digitized by Google

auf derselben Kulturstufe und wir sehen darin die Erklärung dafür, dass die zwei Kulturgruppen sich so leicht und vollständig mischen konnten, als sie im westlichen Norwegen mit einander in Berührung kamen. Aus dem Zusammenstoss beider Kulturgruppen ergab sich auch

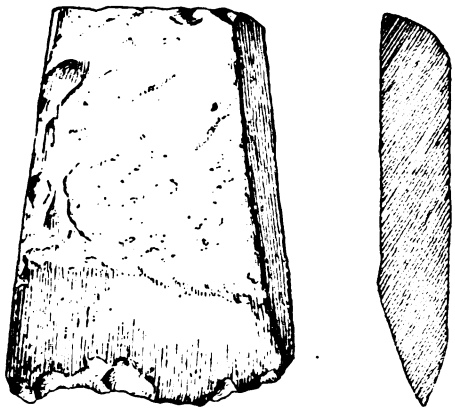


Abb. 28. Grünsteinbeil. 1/1.

Abb. 29. Grünsteinbeil. 1/1.

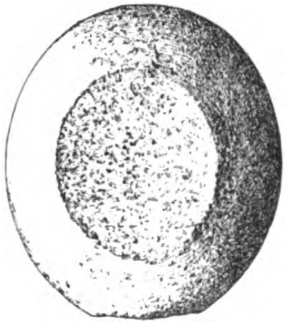


Abb. 30. Schlagstein. 1/2.

Abb. 31. Tonscherben.

Abb. 28—31. Fundstücke von Vespestad.

der Formenreichtum der jüngeren, westnorwegischen Steinzeit, ein Umstand, der mit Hinblick auf die sonst sehr primitiven Kulturverhältnisse recht auffallend ist.

Doch wurde bei weitem nicht das ganze arktisch-baltische Kulturinventar an der Westküste eingebürgert. Es fehlen z. B. hier alle Formen der Schiefermesser. Auch die arktischen Kunsterzeugnisse, die Felsenzeichnungen und die Kleinskulpturen, sind bis jetzt im westlichen Norwegen nie angetroffen worden.

Die Wohnplätze entsprechen der Lage und dem Inhalt nach vollständig denen der Nøstvetgruppe. Sie sind immer dicht am Meeres-

Digitized by Google

ufer belegen. Die Steinsachen sind in dunkler „Kulturerde" eingebettet, und öfters sind Herde, die nur aus ganz einfachen Steinlegungen bestehen, angetroffen worden.

Dieselbe primitive Lebensweise, die während der älteren neolithischen Periode im ganzen Norden herrschte, ist an der Westküste wie im rein arktischen Gebiete sehr lange festgehalten worden. Erst mit den spätesten südskandinavischen Steinzeitformen, den dicknackigen und den breitschneidigen Beilen und den Dolchen aus Feuerstein, werden diese Zustände im westlichen Norwegen von einer höher entwickelten Kultur abgelöst. Um dies ausserordentlich wichtige Ereignis recht zu verstehen, müssen wir zuerst die Entwickelung des östlichen Norwegens ins Auge fassen.

Jüngere Steinzeit im östlichen Norwegen. Wie wir gesehen haben, entsprechen hier die zahlreichen Funde der Nøstvetgruppe der Periode, die in Dänemark durch die Muschelhaufen vertreten ist, und das Auftreten des stumpfnackigen Beiles mit rundem Querschnitt (Abb. 32) ist auch mit den dänischen Verhältnissen ganz übereinstimmend. Für die weitere Entwickelung bilden wie bekannt die Beiltypen besonders wichtige Leitformen, indem die verschiedenen Formen, die als spitznackige, breitnackige, dünnnackige usw. bezeichnet werden, schon längst als die geläufigen Merkmale der Perioden anerkannt sind [1]). Im östlichen Norwegen tritt schon die älteste dieser Formen, das spitznackige Beil, zahlreich auf, und es ist offenbar, dass dieser Typus ganz wie in Dänemark und Schonen das alte stumpfnackige Beil unmittelbar abgelöst hat. Da auch die ganze Reihe der folgenden Formen ununterbrochen vorliegt, während die arktischen und ausschliesslich westnorwegischen Typen im östlichen Gebiete gänzlich fehlen, so geht daraus hervor, dass die Entwickelung der materiellen Kultur hier mit den südskandinavischen Verhältnissen parallel verlaufen ist. Die primitiven Wohnplätze am Meeresufer hören jetzt auf, und die Bevölkerung hat damit die alte Lebensweise als Jäger und Fischer aufgegeben. Gewiss wurde dieser Fortschritt, einer der wichtigsten in der ganzen Geschichte des Landes, auch durch den Kultureinfluss von Südskandinavien hervorgebracht.

Der Mangel an natürlich vorkommendem Feuerstein, der während der älteren Periode der Nøstvetgruppe einen so eigentümlichen Charakter gegeben hatte, blieb auch in späterer Zeit nicht ohne Folgen. Die jüngeren Typen sind in Ostnorwegen zwar nach dem Vorbilde der Feuersteinbeile Dänemarks und Südschwedens hergestellt, meistens aber aus einem der verschiedenen Eruptivgesteine, die im Lande selbst zu-

[1]) Siehe G. KOSSINNA, a. a. O., wo die Entwicklungsreihe auch in Abbildungen zusammengestellt ist.

Digitized by Google

gänglich waren. Am häufigsten ist dies der Fall bei den ältesten Formen, während die jüngeren zahlreicher in Feuerstein vorkommen, und zwar der Zeit nach in wachsender Anzahl. Die ältesten Beile sind

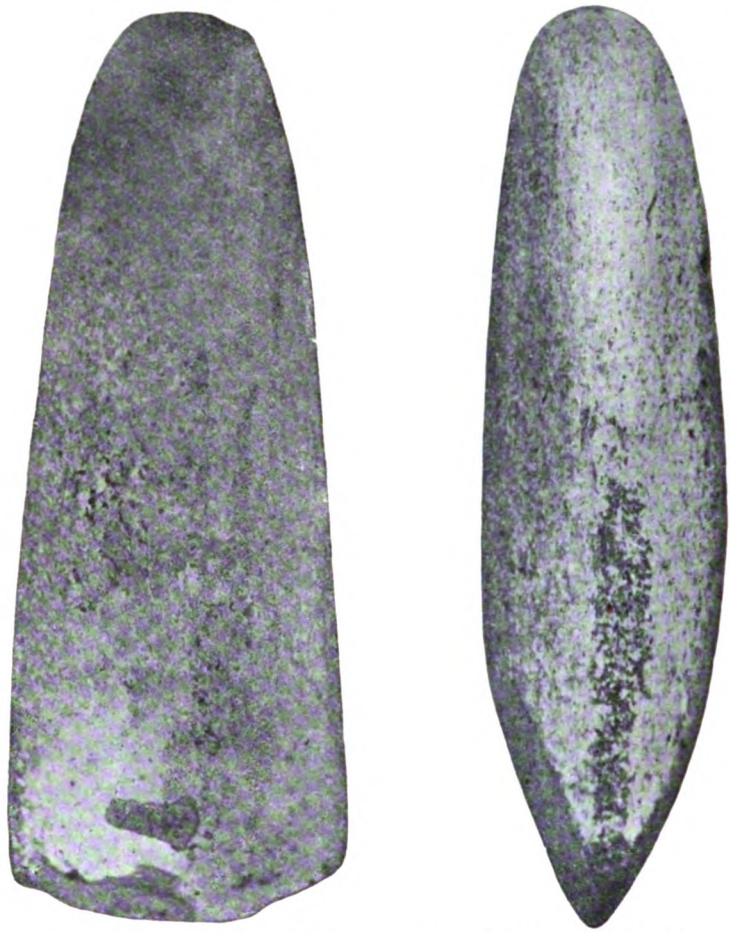


Abb. 32. Stumpfnackiges Walzenbeil. 15 cm lang. Nach A. W. BRØGGER.

fast ausnahmslos aus einheimischen Gesteinen hergestellt, während von den jüngsten gegen 75% aller Stücke aus Feuerstein sind. In ganz überzeugender Weise ist diese Tatsache von Dr. A. W. BRØGGER dadurch erklärt worden, dass während der jüngeren Steinzeit eine bedeutende Einfuhr von Feuerstein aus Südskandinavien sich entwickelte [1]).

[1]) BRØGGER: Studier usw. S. 109 — 111. — Ein gutes Beispiel der Gleichartigkeit der jüngsten Steinzeit im ganzen Skandinavien bieten die Steine zum Feuerschlagen. Vergl. SCHETELIG: Pierres à Feu Néolithiques de la Norvège, Bergens Museums Aarbog 1908, no. 9.

Digitized by Google

Trotz der in vieler Hinsicht gleichartigen Kulturentwickelung und des regen Verkehrs zwischen Ostnorwegen und den südlichen Nachbargebieten bleibt doch ein wichtiger Unterschied, den wir noch nicht hinreichend zu erklären vermögen. In Norwegen fehlen nämlich alle älteren megalithischen Gräber, die ja in Dänemark und gewissen Gegenden von Schweden überaus zahlreich vorhanden sind. Nur von

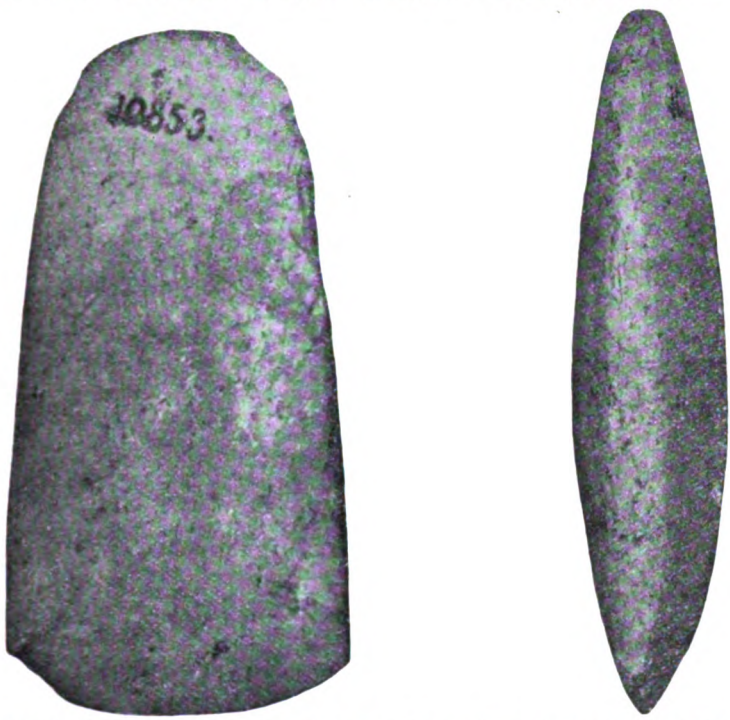


Abb. 33. Breitnackiges Beil. Eruptivgestein. 13,2 cm lang. Nach A. W. BRØGGER.

den allerjüngsten dieser Gräber, den grossen Steinkisten, sind auch einige im östlichen Norwegen entdeckt worden. Während der langen Periode der Dolmen und der Ganggräber ist in Norwegen kein einziges Denkmal dieser Art errichtet worden [1]). Es könnte dies vielleicht nur darauf beruhen, dass die Kulturelemente, die auf rein geistige Umstände zurückgehen, wie es mit den Grabformen der Fall ist, sich viel schwieriger verbreiten, als die einfach materiellen Fortschritte wie Geräte und Wirtschaftsformen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass

[1]) Die steinzeitlichen Steinkistengräber (Hellekister), die damals bekannt waren, sind von W. C. BRØGGER: Strandliniens Beliggenhet, S. 235—243 verzeichnet. Später sind noch mehrere von Professor GUSTAFSON nachgewiesen, aber noch nicht veröffentlicht worden. Das Vorkommen dieser Gräber beschränkt sich bis jetzt auf das östliche Norwegen.

Digitized by Google

auch besondere Verhältnisse, denen wir nicht mehr nachzuspüren im Stande sind, vielleicht Rassenverschiedenheiten, dazu beigetragen haben können, dass die megalithischen Gräber in Norwegen sich nicht eingebürgert haben.

Schluss der Steinzeit. Wir haben gesehen, dass die Kulturverhältnisse Norwegens sich während der Steinzeit ziemlich verwickelt gestalten, hauptsächlich weil das Land ursprünglich von verschiedenen Seiten her bevölkert wurde und wegen der grossen Ausdehnung nur sehr langsam in ein Ganzes zusammengearbeitet werden konnte. Dies geschah indessen während der letzten Periode der Steinzeit, die durch die Feuersteindolche, die dicknackigen und die breitschneidigen Beile charakterisiert ist, und zwar in der Weise, dass die südskandinavische Kultur, die schon längst im südlichen Norwegen vorherrschend war, sich auch die Gebiete der arktischen und der westnorwegischen Kulturgruppen unterwarf. Damit wurden auch die höher entwickelten Formen in Lebensweise, Wirtschaft und Handel in fast alle Teile des Landes eingeführt. Nur in den nördlichsten Gegenden und auch, wie die Untersuchungen der zwei letzten Jahre es gezeigt haben [1]), teilweise in den Hochgebirgen des inneren Landes wurde die primitive Steinzeitkultur der Jäger und Fischer noch erheblich länger fortgesetzt. Diese durchgreifende Veränderung der Kulturverhältnisse, wodurch Norwegen für alle folgenden Zeiten von den östlichen Gebieten abgetrennt und an

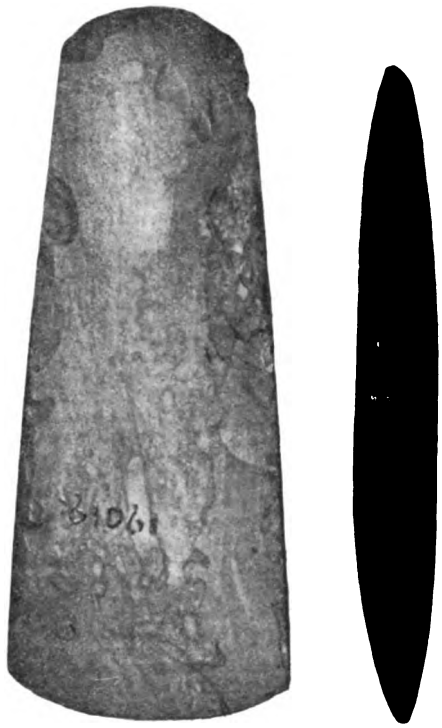


Abb. 34. Dünnackiges Beil. Feuerstein. 12.5 cm lang. Nach A. W. BRØGGER.

[1]) Die Untersuchungen wurden für das Bergener Museum von Infanteriehauptmann Hj. NEGAARD angestellt. Mehrere alte Wohnplätze wurden im Hochplateau Hardangervidda ausgegraben und gaben Funde von Schieferspitzen, Feuersteinsplittern usw. Die Umstände deuten darauf hin, dass diese Funde nach der absoluten Chronologie in eine spätere Zeit als die Steinzeit der Küstenbevölkerung zu verlegen sind, sicher aber bedeutend früher als die letzten Perioden der Eisenzeit. Die Veröffentlichung Herrn Negaards wird in Bergens Museums Aarbog 1911 vorliegen. — Vergleiche B. E. BENDIXEN, Aarsberetning 1892, S. 28.

Digitized by Google

die Entwickelung der südlichen Nachbarländer geknüpft wurde, muss nach der Chronologie von Montelius in die Zeit um 2000 v. Chr verlegt werden.

Abb. 35. Dicknackiges Beil, Feuerstein. 135 cm lang. Nach A. W. BRØGGER.

II. Die Einführung der Metalle. Bronzezeit[1]).

In Norwegen wie in den anderen skandinavischen Ländern zeigen die spätesten steinzeitlichen Typen — die Dolche und Beile aus Feuerstein, die Beile mit Schaftloch usw. (Abb. 37—41) — eine unleugbar

[1]) Allgemeine Darstellungen: G. GUSTAFSON: Norges Oldtid, S. 39—58. SCHETELIG: Norske Kulturforhold i Bronzealderen, Aarsberetning 1907, S. 1—21, wo auch ältere Literatur vollständig angeführt wird. Spätere Beiträge sind im Folgenden zitiert.

Digitized by Google

sehr nahe Verwandtschaft mit denen, die in Mitteleuropa der sog. Kupferzeit angehören. Die Kupfersachen selbst sind zwar in Norwegen noch nicht angetroffen worden, wie sie im ganzen Norden überhaupt sehr selten sind, aber der gegenseitige Verkehr zwischen den skandinavischen

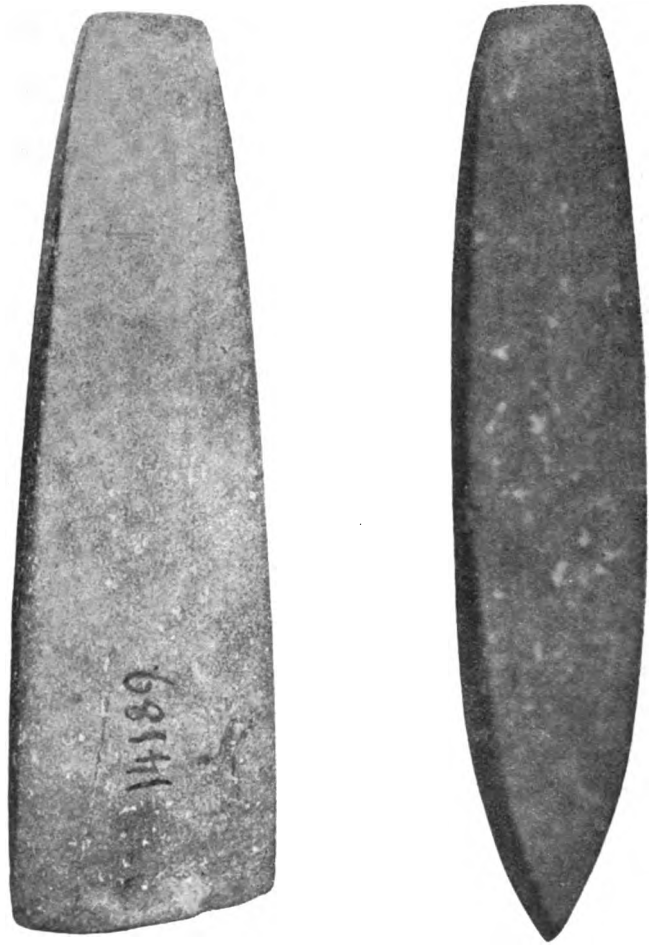


Abb. 36. Dicknackiges Beil, Labradorporphyrit. 16.8 cm lang. Nach A. W. BRøGGER.

Ländern war jetzt so entwickelt, dass das Metall in grösserer Menge nicht in Dänemark und Schonen eingeführt werden konnte, ohne zur selben Zeit auch das ganze nordisch-neolithische Gebiet zu durchdringen. Dies geschah auch als die Bewohner Norddeutschlands und Skandinaviens in den ersten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends mit der Zinnbronze bekannt wurden. Schon die Typen, die für die erste Periode in Dänemark und Schonen charakteristisch sind, liegen auch in norwegischen Funden vor (z. B. Abb. 44, 45), und es ist offen-

Digitized by Google

bar, dass die Metalleinfuhr sogleich und ohne Schwierigkeit den Wegen folgte, die durch den Feuersteinhandel eröffnet waren.

Die norwegischen Kulturverhältnisse der Bronzezeit sind insofern viel einfacher als die der vorhergehenden Periode, da jetzt der Strom

Abb. 37. Breitschneidiges Beil, Feuerstein. 13,5 cm lang. Nach A. W. BRøGGER.

der Kultureinflüsse, wie die Einfuhr von Bronze, fast ausschliesslich aus Süden kommt. Nur vereinzelt finden sich Spuren des alten Verkehrsweges nach dem Osten. Ein norwegisches Bronzebeil aus der Gegend von Drontheim ist in Finnland gefunden worden, und einige Bronzebeile, die eigentlich an der schwedischen Ostküste zu Hause sind, kommen bis ins westliche Norwegen vor (Abb. 42, 43)[1]. Merkbare Kultureinflüsse

[1]) A. HACKMAN, Aabo Stads historiska Museum 1907, S. 40. — A. W. BRØGGER: En celttype fra Norges yngre bronsealder, in „Kunst og Kultur", Festskrift til Professor Lorentz Dietrichson, Kristiania 1909.

Digitized by Google

bringen diese östlichen Verbindungen nicht. Der Mittelpunkt des rein nordischen Gebiets, Dänemark und Schonen, hatte jetzt eine Entwickelung und einen Reichtum erreicht, die für andere Einflüsse keinen Raum

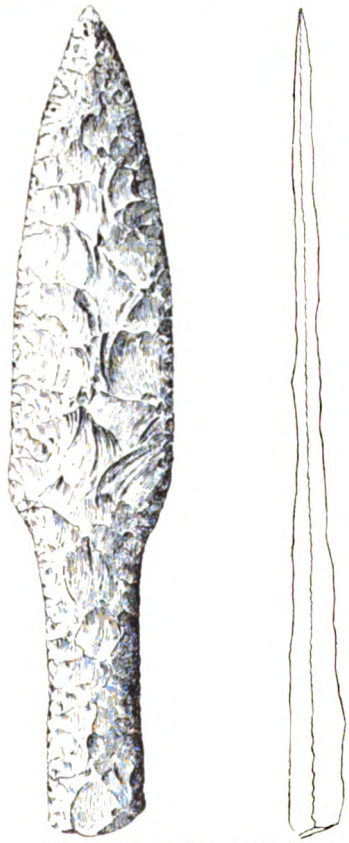


Abb. 38. Dolch, Feuerstein. 1/2.

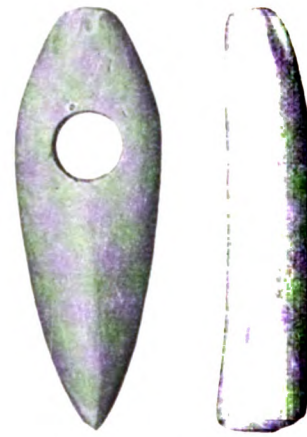


Abb. 40. 1/2.

Abb. 39. Speerspitze, Feuerstein. 1/2.

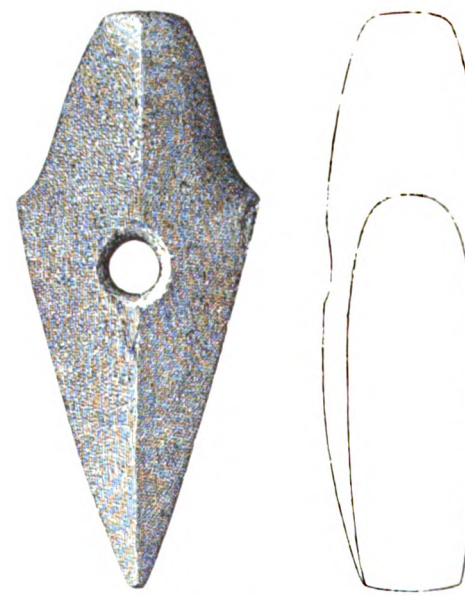


Abb. 41. 1/2.

Abb. 40, 41. Steinäxte mit Schaftloch.

Digitized by Google

mehr übrig liessen. Die ganze Bronzezeit Norwegens war von den südskandinavischen Verhältnissen abhängig und stand dadurch auch mit den mittel- und südeuropäischen Kulturbewegungen in reger Verbindung.

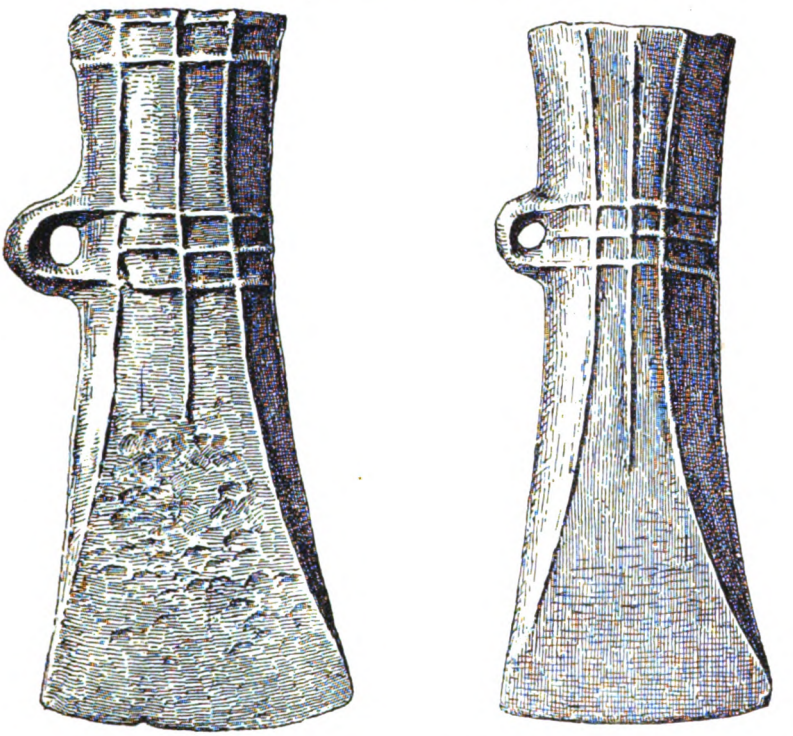


Abb. 42, 43. Bronzebeile, ostschwedischer Typus. 1/1. Nach A. W. BRØGGER.

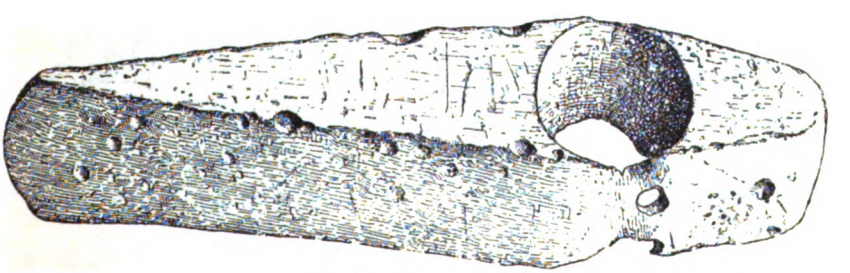


Abb. 44. Bronzeaxt. 2/3.

Die Dolche mit grossen Nietköpfen, die schweren Beile mit Schaftloch (Abb. 44), die Flachbeile mit ausgeschweifter Schneide usw., alle Sachen, die von Italien bis Dänemark die erste Periode der Bronzezeit kennzeichnen, kommen auch in norwegischen Funden derselben Zeit vor.

Digitized by Google

Formen und Verzierungen folgen während aller Perioden genau den Schwankungen, die in südlicheren Gegenden stattfinden [1]).

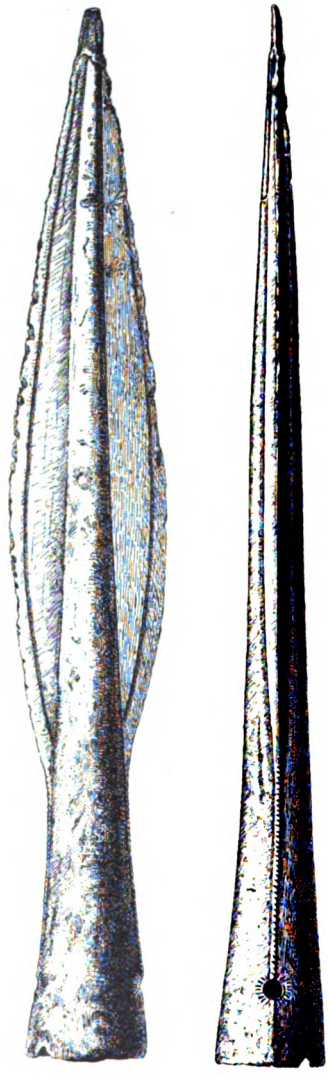


Abb. 45. Speerspitze, Bronze. 1/2.

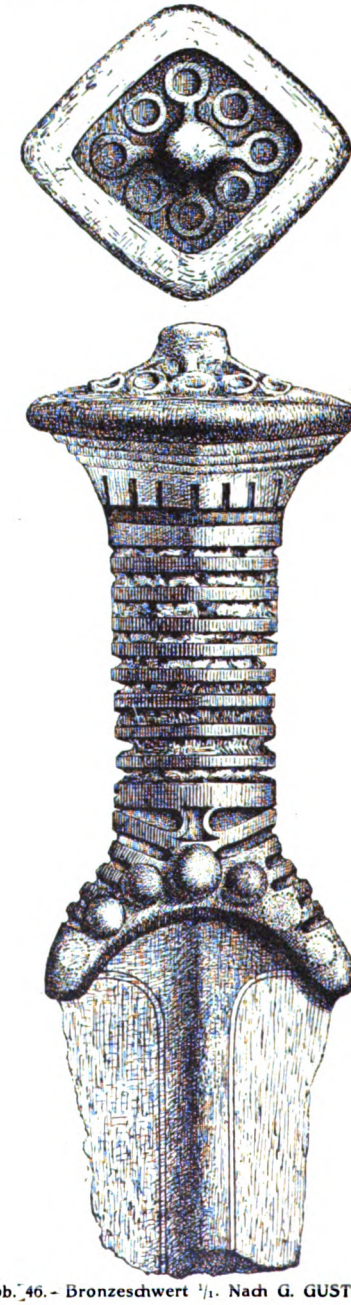


Abb. 46. - Bronzeschwert 1/1. Nach G. GUSTAFSON.

[1]) Die allgemeinen Kulturverhältnisse im Norden während der Bronzezeit werden hier als bekannt vorausgesetzt. Siehe die ausgezeichneten Gesamtdarstellungen: Sophus MÜLLER: Nordische Altertumskunde. Strassburg 1897—98. O. MONTELIUS: Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1907.

Digitized by Google

Wie Dänemark seinen Bedarf von Bronze aus dem Süden durch den Bernsteinhandel bezog, wurde die Bronzezufuhr für Norwegen über Dänemark vermittelt, gewiss auch durch Handelsverbindungen, deren Art im Einzelnen darzulegen wir jedoch nicht im Stande sind [1]). Ein bedeutender Beitrag zum Verständnis dieser Handelsverbindungen in Skandinavien ist der Nachweis, dass in Dänemark die meisten erhaltenen Gussformen dieser Periode aus Topfstein angefertigt sind. Dieses Gestein kommt in Dänemark sehr wenig oder überhaupt nicht vor, und der Stoff zur Herstellung der Gussformen, der nur in Norwegen oder Schweden zu finden war, muss folglich bei dem Warenaustausch zwischen den Völkern eine gewisse Rolle gespielt haben [2]). Sonst wissen wir ja überhaupt nichts von den Tauschmitteln, wodurch die damaligen Norweger sich die Bronze ankaufen konnten. Die Bedeutung des Verkehrs mit Dänemark ist übrigens auch in der landschaftlichen Verteilung der norwegischen Funde ausgesprochen. Während der älteren Bronzezeit, als in Dänemark Jütland das reichste Gebiet war, kann in Norwegen die Westküste die bei weitem reicheren und besseren Funde aufweisen. Die jüngere Periode hat in beiden Ländern das umgekehrte Verhältnis herbeigeführt.

Chronologie und Kulturverhältnisse. Die chronologischen Bestimmungen, die für Skandinavien im allgemeinen schon erreicht sind, können unbedingt auch für Norwegen geltend gemacht werden, und das sehr sparsame Material dieses Landes gestattet überhaupt keine selbständige Prüfung der Ergebnisse. Es ist bei näherer Betrachtung der Bronzezeit Norwegens eine sehr überraschende Tatsache, dass hier alle Stufen dieser mehr als tausendjährigen Periode durch gute und typische, zum Teil hervorragende Altsachen vertreten werden, die aber alle nur in verhältnismässig sehr geringer Anzahl vorliegen. Es ist dies gewiss rätselhaft und in verschiedener Weise zu erklären versucht worden. Früher wurde gewöhnlich angenommen, dass in Norwegen eine Bronzezeit eigentlich nie bestanden habe und diese Periode hier nur als eine verspätete Steinzeitkultur anzusehen sei, die durch die vereinzelten Einfuhrstücke aus Bronze sozusagen nur gefärbt würde. Diese Auffassung lässt sich nicht mehr aufrecht halten. Schon die Gussformen, die gewisse Abweichungen von den dänischen Exemplaren aufweisen, zeigen, dass die Bearbeitung der Bronze in Norwegen selb-

[1]) Von den frühbronzezeitlichen Verbindungen zwischen Skandinavien und den britischen Inseln, die in dänischen und schwedischen Funden sicher erkennbar sind, ist Norwegen, soweit wir sehen können, ganz unberührt geblieben. O. MONTELIUS: Chronologie der ältesten Bronzezeit. Joseph DÉCHELETTE: Manuel d'Archéologie, II, I, S. 353.

[2]) Carl NEERGAARD: Haag-Fundet. Aarbøger f. n. Oldk. 1908, S. 328

Digitized by Google

ständig betrieben wurde[1]). Dasselbe wird auch durch einige lokal auftretende Eigentümlichkeiten in den Typen bestätigt, wie es für gewisse Beile schon oben erwähnt worden ist. Dazu kommt, dass die einzelnen Altsachen, wie Schwerter, Bronzegefässe, Blashörner (Luren), Halsringe, Gürtelplatten usw., die überall in Norwegen auftreten, gar keine übergrosse Armut an Bronze vorauszusetzen scheinen. Auch sind neue überraschende Funde fortwährend zu erwarten, wie in der Gegend von Drontheim ein grosser Grabplatz aus der Bronzezeit in den letzten Jahren entdeckt und untersucht wurde[2]).

Abb. 47.
Bronzedolch mit Horngriff. 1/3.

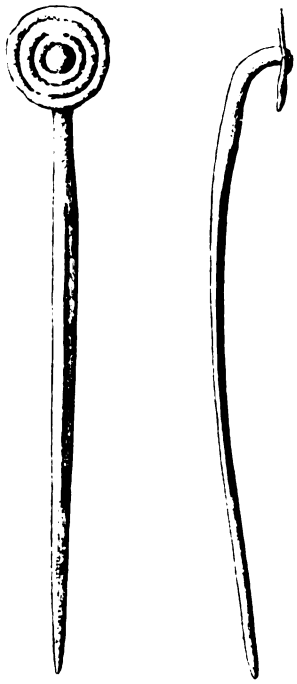


Abb. 48.
Schmucknadel, Bronze. 1/1.

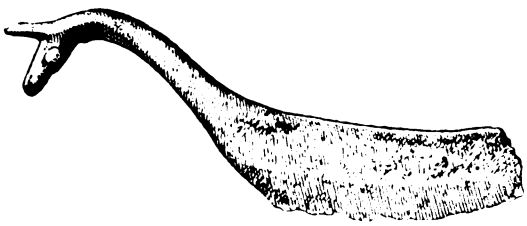


Abb. 49. Bronzemesser. 1/1.

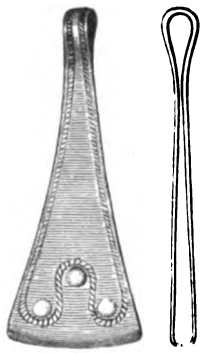


Abb. 50. Pinzette, Bronze. 1/1.

Die ganze Periode ist jetzt derart belegt, dass an ihrem Vorhandensein nicht mehr gezweifelt werden kann[3]). Ein leicht erklärliches

[1]) Carl NEERGAARD, a. a. O.

[2]) K. RYGH: En gravplads fra bronzealderen, Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter, Trondhjem 1906, no. 1. — Brieflich hat mir Dr. BRØGGER mitgeteilt, dass er diesen letzten Sommer mehrere neue Bronzezeitgräber in Jäderen aufgefunden hat. Gleichzeitig sind solche auch in Hardanger von Eyvind de LANGE nachgewiesen worden.

[3]) Die sehr fragwürdigen Annahmen Dr. Andr. M. HANSENs sind in archäologischer Hinsicht ganz unhaltbar. Oldtidens Nordmænd, Kristiania, 1907, S. 26—34. Aarsberetning 1908, S. 1—62.

Digitized by Google

Verhältnis ist es dagegen, dass Norwegen damals ein viel ärmeres Land war als Dänemark, da der Bernstein, der sehr wertvolle Ausfuhrartikel Dänemarks, der skandinavischen Halbinsel vollständig fehlte. Doch finden wir in einer Hinsicht besonders in Norwegen eine wirklich merkwürdige Kulturentfaltung, die den Beweis liefert, dass die relative Armut des Landes den geistigen Mitteilungen keine ernste Schwierigkeiten in den Weg zu legen vermochte. Die grossen Felsenzeichnungen, die über die ganze nordeuropäische Provinz der Bronzezeit verbreitet sind, treten nirgends häufiger und reicher auf als in Norwegen und Schweden. Sie finden sich sehr zahlreich am Kristianiafjord, mehr zerstreut im Innern des Landes, an der Westküste und nördlich bis Tjøtta, Helgeland, ungefähr 66° n. B.[1]).

Wie es Professor Montelius dargelegt hat, sind diese Zeichnungen als eine sehr primitive Schrift aufzufassen, die mit den gleichartigen und teilweise gleichzeitigen Erscheinungen am Mittelmeere und in Westeuropa in Verbindung steht[2]). Es ist sehr zu beachten, dass diese Zeichnungen, eines der merkwürdigsten geistigen Kulturelemente des Zeitalters, in solchem Grade das nördlichste Land Europas durchdrungen haben. Wie bekannt sind die Felsenzeichnungen zum grössten Teil religiösen Inhalts, und besonders Sonnenbilder, wie Kreise, Rad- und Sternfiguren u. dgl. kommen auf ihnen in Menge vor (Abb. 52)[3]). Überall wo die Zeichnungen vorkommen, müssen denn auch dieselben religiösen Vorstellungen eingebürgert gewesen sein. Die Anbetung der Sonne, die als der Mittelpunkt dieser Religion erscheint, war im nördlichen Norwegen, wie in Dänemark, in Italien und Griechenland verbreitet. Die bronzezeitlichen Einzelfunde gehen noch weiter nördlich als die Felsenzeichnungen, und zwar bis ungefähr an den Polarkreis, an der Nordgrenze der Provinz Helgeland[4]). Noch nördlicher kann nur ein vereinzelter Fund angeführt werden, ein Beilschaft aus Hirschgeweih (Abb. 53) in Bzrk. Salten gefunden (etwa 67° n. B.), der dem Typus nach der Bronzezeit zugeschrieben wird[5]).

---

[1]) K. RYGH: Helleristninger av den skandinaviske type i det nordenfjeldske Norge. Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter, Trondhjem 1908, no. 10. — G. HALLSTRÖM, Fornvännen, 1908, S. 50.

[2]) O. MONTELIUS: Chronologie der ältesten Bronzezeit. Archiv für Anthropologie, XXV und XXVI.

[3]) SOPHUS MÜLLER: Solbilledet fra Trundholm, Nordiske Fortidsminder I, S. 313.

[4]) G. GUSTAFSON: Norges Oldtid. S. 55. — Vergl. G. HALLSTRÖM, Fornvännen, 1908, S. 50.

[5]) JAMES A. GRIEG: Hjortens udbredelse i Norge i forhistorisk tid. Naturen, 1909.

Digitized by Google

Der Verbreitung der Felsenzeichnungen entsprechend herrschen jetzt auch die südskandinavischen Begräbnissitten in ganz Norwegen. Die Skelettgräber der älteren und die kleinen Brandgräber der jüngeren

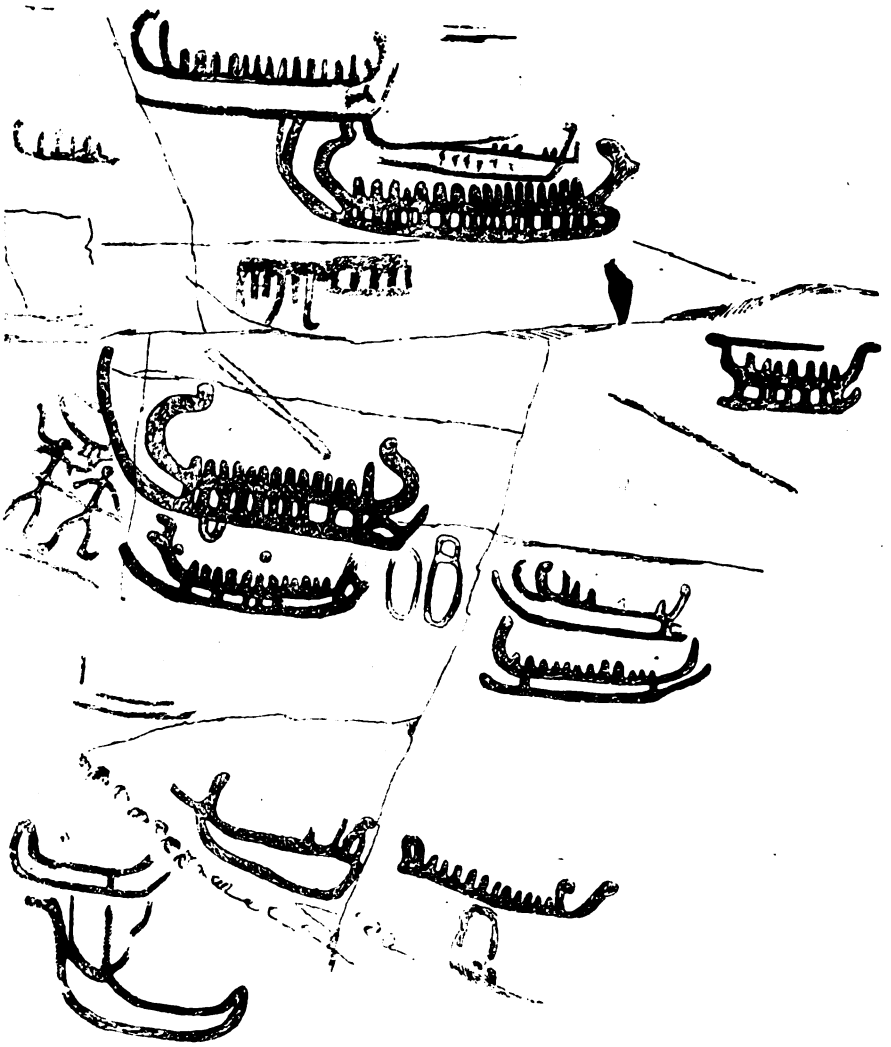


Abb. 51. Teil einer Felsenzeichnung. Nach G. GUSTAFSON.

Bronzezeit kommen überall vor, und wie in Dänemark sind die Gräber ausnahmslos von einem Hügel bedeckt. Der hauptsächliche Unterschied zwischen den beiden Gebieten besteht darin, dass in Norwegen — und auch in vielen Gegenden von Schweden — der Grabhügel ausschliesslich

Digitized by Google

aus Steinen aufgebaut wurde (Abb. 54), während in Dänemark die Erdhügel durchaus vorherrschend waren. Nur an einigen Strecken der Westküste (Lister, Jäderen, Karmøen), die in ungemein enger Verbindung mit Jütland standen, kommen die schönen, grossen Erdhügel häufiger vor (Abb. 56). Meiner Ansicht nach kann dieser Unterschied nicht als ein zufälliger erklärt werden. Vielmehr muss er auf eine bestimmte, abweichende Auffassung, wie man ein Grab anlegen dürfte, beruhen [1]). Auch in dieser Hinsicht ist also eine gewisse Selbständigkeit in der Entwicklung zu spüren. Die Gräber selbst sind ganz wie in Südskan-

Abb. 52. Sonnenbilder in norwegischen Felsenzeichnungen. Nach G. GUSTAFSON.

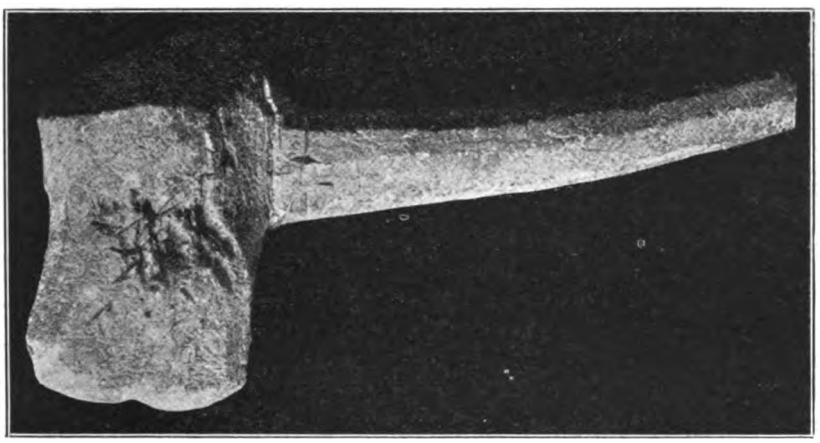


Abb. 53. Beilschaft, Hirschgeweih. Nach J. A. GRIEG.

dinavien gebaut, am häufigsten mit gemauerten Wänden, seltener bestehen sie aus senkrecht gestellten Steinplatten. Die Brandgräber der jüngeren Periode sind fast ausschliesslich kleine Steinkisten, die in den schon vorhandenen Grabhügeln der älteren Periode angelegt wurden. (Abb. 55) [2]). Gewöhnlich sind die verbrannten Knochen in einem Tongefäss verwahrt. Nicht selten sind dieselben jedoch ohne Urne frei in die Kiste niedergelegt (Abb. 57). Auch die Ausstattung der Gräber ist in keiner

[1]) SCHETELIG, Aarsberetning, 1907, S. 11.

[2]) Siehe z. B. SCHETELIG: To Bronsealders Røiser i Hardanger. Bergens Museums Aarbog, 1910, Nr. 5.

Digitized by Google

Weise von den dänischen und schwedischen verschieden, nur scheinen die norwegischen durchgehend etwas ärmer. Besonders in den Steinhügeln zeigen sich die Gräber oft ganz ohne Altsachen. Aber es muss

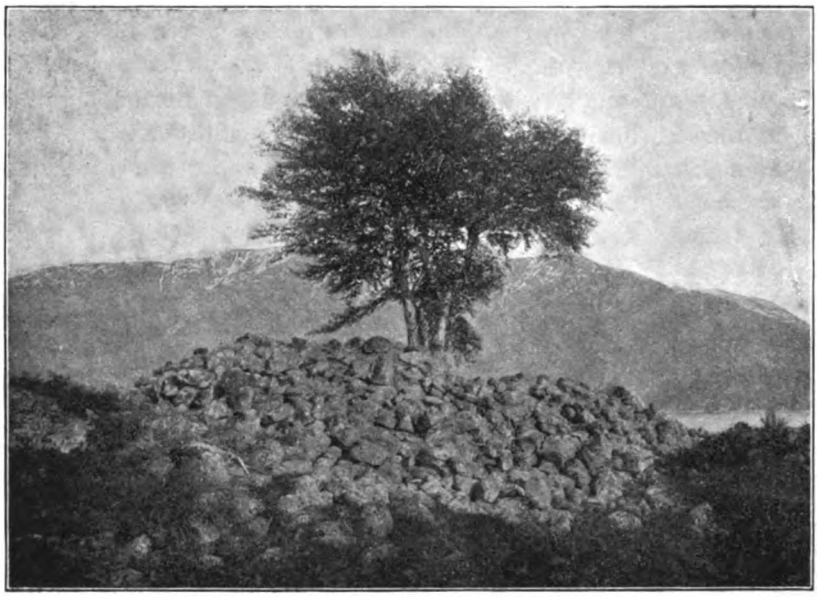


Abb. 54. Steinhügel aus der Bronzezeit. H. S. phot.

Abb. 55. Brandgrab mit Urne in der Hügel-Abb. 53. H. S. phot.

hier daran erinnert werden, dass diese Hügel einen sehr unvollkommenen Schutz gegen die Witterung abgeben und gewöhnlich auch sehr frei auf den Klippen am Meere belegen sind[1]).

[1]) Hinsichtlich der bronzezeitlichen Depotfunde, Votivfunde usw. in Norwegen ist im letzten Jahrzehnte wenig Neues zugekommen. Ein schöner Fund von

Digitized by Google

Nach einer Statistik, die 1908 von Professor A. HELLAND veröffentlicht wurde, sind in Norwegen jetzt etwa 300 Funde aus der Bronzezeit bekannt. Die Zahl der Felsenzeichnungen beträgt etwas mehr als 200[1]).

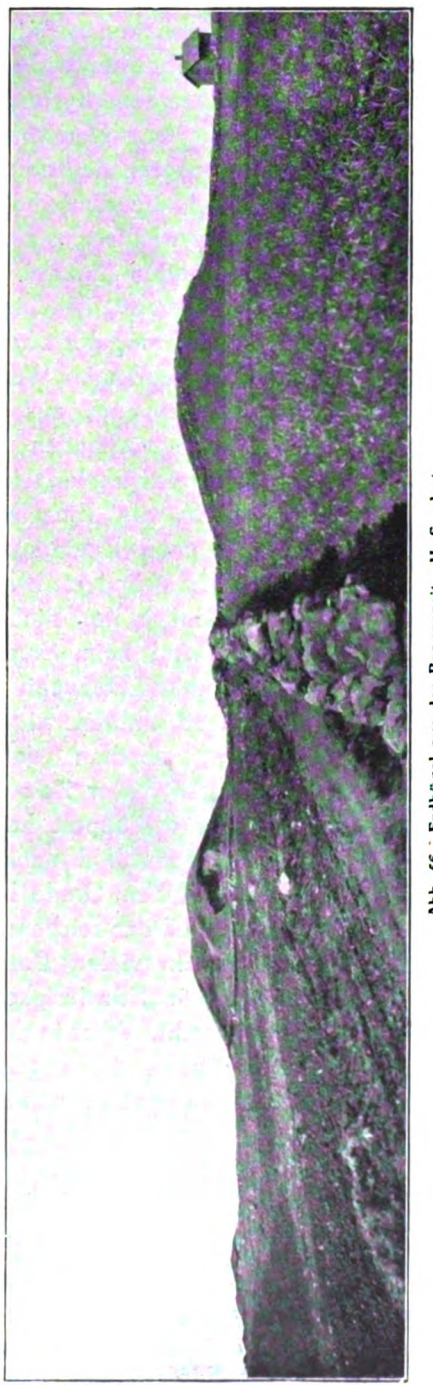


Abb. 56. Erdhügel aus der Bronzezeit. H. S. phot.

III. Eisenzeit.

Anfang und Einteilung der Periode.

Bis an das Ende der Bronzezeit wurden die auswärtigen Verbindungen Norwegens fortgesetzt, wie es der Fund eines eingeführten Bronzeschwerts von Hallstätter Typus zeigt (O. RYGH: Antiquités Norvégiennes, Fig. 102), und auch hier kam das Eisen ziemlich früh in Gebrauch. Nach der Chronologie von MONTELIUS muss dieser sehr wichtige Fortschritt in der Zeit um 500 vor Chr. stattgefunden haben, eine Angabe, die zwar in erster Reihe für das südskandinavische Gebiet aufgestellt wird, die wir aber auch für Norwegen verwenden können. Professor GUSTAFSON hat, in einer schon oft erwähnten Übersichtsarbeit, dies durch Zusammenstellen vorrömischer Funde aus Norwegen in überzeugender Weise ausgemacht. Das Material aus den ersten Jahrhunderten der Eisenzeit ist ge-

---

Ringsaker (1903) darf besonders erwähnt werden, GUSTAFSON, a. O. S. 57. Abb. 166. Siehe übrigens SCHETELIG, Aarsberetning 1907, S. 17.

[1]) A. HELLAND: Oldfundene og Norges Folkemængde i forhistoriske Tider. Kristiania 1908.

Digitized by Google

Abb. 58. Schwert mit römischem Fabrikstempel. 81 cm lang.

wiss nicht sehr reichhaltig, gestattet aber schon den Quellen dieser bedeutenden Kulturbewegung und ebenfalls interessanten Verschiedenheiten zwischen den Landesteilen nachzuspüren [1]).

Die Kulturentwickelung Norwegens entspricht in der Hauptsache dem System, das von Professor MONTELIUS aufgestellt ist. Die vorrömische Periode 500 vor Chr. bis Anfang unserer Zeitrechnung, die Hallstatt- und Latène-Zeit umfassend, die römische Periode, bis ungefähr 400 n. Chr., die Völkerwanderungszeit, 400 bis 800 n. Chr. — beide letztere weiter in zwei Abschnitte eingeteilt — und endlich die Wikingerzeit, 800 bis 1050 n. Chr., wo mit der vollständigen Einführung des Christentums die gleichzeitige Geschichtsschreibung anfängt. Wenn wir von der vorrömischen Zeit absehen, ist auch aus allen diesen Perioden das Material so reichlich vorhanden, dass schon längst die Hauptzüge der Kulturentwickelung festgesetzt werden konnten und auch eine Fülle von Einzelheiten allmählich hinzugefügt wurde. Wirklich neue Entdeckungen, die eine frühere Auffassung wesentlich geändert haben, wie es hinsichtlich der Steinzeit der Fall ist, sind beim Studium der norwegischen Eisenzeit in den letzten 20 Jahren nicht vorgekommen, obschon das Fundmaterial in dieser Zeit sich weit mehr als verdoppelt hat. Doch ist das Gesamtbild natürlich dadurch in hohem Grade bereichert worden, und das reichere Material hat auch in vielen Beziehungen unerwartete Schwierigkeiten mit sich gebracht. Aber in der Hauptsache können die Ergebnisse, die von I. UNDSET und O. RYGH aufgestellt wurden, jetzt als endgiltige betrachtet werden [2]).

Abb. 57. Urne aus dem Grabe Abb. 55. 1/3.

[1]) Norges Oldtid, S. 60–61. — In einer ausführlichen Schrift über die westnorwegischen Eisenzeitgräber, die eben im Druck begriffen ist, werden diese Fragen eine eingehendere Erörterung finden. SCHETELIG: Vestlandske graver fra jernalderen, Bergens Museums Skrifter, 2 den Række, II, No. 1, (noch nicht erschienen).

[2]) Die zusammenfassende Darstellung von Professor GUSTAFSON: Norges Oldtid, gibt eine vorzügliche Übersicht des Eisenalters in Norwegen.

Digitized by Google

Was bei einer Betrachtung der Kulturgeschichte Norwegens während der Eisenzeit in erster Reihe das Interesse fesselt, ist die Entwickelung, die das Land allmählich aus der vollständigen Abhängigkeit von der südskandinavischen Kultur befreit, so dass es gegen Ende der Periode eine den Nachbarländern völlig ebenbürtige Stellung einnimmt und in gewisser Hinsicht sogar als das leitende im Norden erscheint. Die Geschichte Norwegens im Mittelalter, von etwa 1000 bis 1300, ist wie bekannt eine ganz merkwürdige, und wir können in den archäologischen Verhältnissen die Vorbereitung dieses grossen Zeitalters Norwegens darlegen, indem die zunehmende Selbständigkeit des Landes in der materiellen Kultur gewiss auch von einer steigenden Bevölkerung und wachsendem Reichtum begleitet war. Schon während der früheren römischen Periode sind einige Typen der Altsachen für Norwegen eigentümlich [1]), obgleich doch die ausländischen Handelsverbindungen auf diejenigen mit Dänemark und Schweden beschränkt zu sein scheinen. Während des jüngeren Abschnittes derselben Periode wird das Land in sehr enge Verbindung mit den westgermanischen Völkergruppen gebracht, die um die Mündung der Elbe sesshaft waren [2]). Zur selben Zeit hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine teilweise Einwanderung von südgermanischen Völkerelementen in Norwegen stattgefunden, Stämmen oder Familien, die viele aus der klassischen Kultur entlehnte Züge — wie z. B. die Runenschrift — zu verbreiten beigetragen haben [3]). Eben in Norwegen treten die älteren Runeninschriften zahlreich auf Es sind deren fünf nur in den letzten 10 Jahren entdeckt worden (Beispiele Abb. 60, 61). Wie nahe die Beziehungen zur klassischen Kultur während dieser Periode waren, geht auch aus einigen Eigentümlichkeiten in den Begräbnissitten hervor. So ist sogar der griechische Gebrauch einen Charonspfennig in den Mund des Todes zu stecken, bis ins westliche Norwegen nachgewiesen [4]).

Abb. 59. Denar von Antoninus Pius.

[1]) O. ALMGREN: Altgermanische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, Stockholm 1897, S. 54, Taf. V, Fig. 107, 108.

[2]) SCHETELIG: The Cruciform Brooches of Norway, Bergens Museums Aarbog, 1906, Nr. 8, S. 18 und 26, — Magnus OLSEN og Haakon SCHETELIG: En indskrift med ældre runer fra Fløksand i Nordhordland, ebd. 1909, Nr. 7, S. 4—6.

[3]) Bernhard SALIN: Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, S. 353. Månadsblad 1896, S. 46.

[4]) SCHETELIG: Færgepengen, Sproglige og historiske afhandlinger viede Sophus Bugges minde, Kristiania 1908, S. 1. — Vergl. Oscar ALMGREN: Ett guldmynt från en Gottländsk graf. Studier tillägnade Oscar MONTELIUS, Stockholm 1903. Knut STJERNA: Sköldshädanfärd. Festskrift till professor Schück, Stockholm 1905.

Digitized by Google

Die Völkerwanderungszeit, die in den norwegischen Museen sehr reich vertreten ist, hat die ausländischen Verbindungen weiter ent-

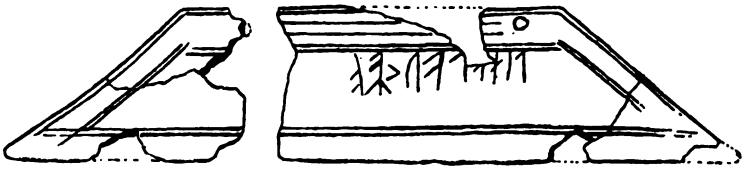


Abb. 60. Knochengerät mit Runeninschrift (Flöksand) 4. Jahrhundert. 1/1. Nach Magnus OLSEN.

Abb. 61. Runeninschrift (Eidsvaag) um 600 n. Chr.

wickelt und zwar in die Richtung, dass ein unmittelbarer Handelsverkehr zwischen Norwegen und den westeuropäischen Ländern jetzt eingeleitet wurde. Schon UNDSET hat darauf hingewiesen, dass gewisse westeuropäische Bronzegefässe, Gläser usw. aus dieser Zeit in Norwegen sehr zahlreich sind, während dieselben in Dänemark und Schweden fast gänzlich fehlen. Sie müssen folglich direkt nach Norwegen eingeführt worden sein. Der unbestreitbare Beweis für diese Annahme ist jetzt durch den Fund einer geliefert worden[1]). (Abb. 62.)

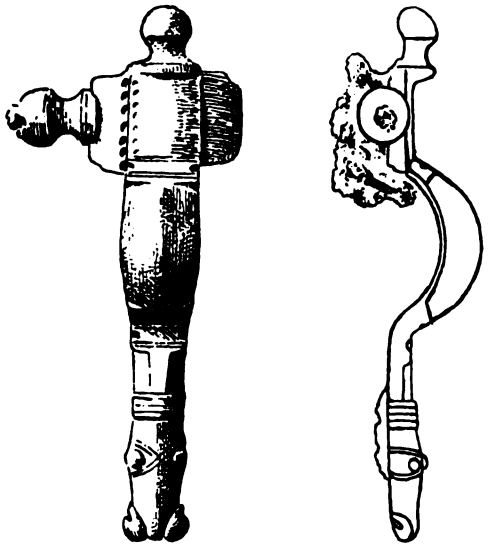


Abb. 62.
Angelsächsische Bronzefibel, in Norwegen gefunden. 1/1.

angelsächsischen Fibel in Norwegen Dazu finden wir auch Typen, die im

[1]) Cruciform Brooches, S. 113.

Digitized by Google

Lande selbst ganz unabhängig entstanden sind. Solche sind die kleinen eimerförmigen Tongefässe (Abb. 63, 64), die auch für das technische

Abb. 63. Tongefäss, 13,5 cm hoch. Nach E. de LANGE.

Verfahren interessante Neuerungen aufweisen [1]). An der Ausarbeitung der nordischen Tierornamentik, die zu dieser Zeit ihre erste Blüte erreicht, nehmen ebenfalls die Norweger in erster Reihe Teil. Eine grosse Anzahl der besten Arbeiten dieser barbarischen Kunst sind in Norwegen gefunden und gewiss auch hier gearbeitet worden, wie aus gewissen Einzelheiten zu erkennen ist. Eine Reihe der grossen Prachtfibeln veranschaulichen die ornamentale Entwickelung. (Abb. 70—72.)

Abb. 64. Tongefäss. 1/3.

Vor kurzem sind Überreste von Wohnhäusern aus dieser Periode entdeckt worden. Jedes Haus (Abb. 73) ist als ein einziger, langgestreckter Raum angelegt, die Aussenwände waren Erd- und Steinwälle. Dem Dache gaben innere Säulenreihen die nötige Höhe. Der Boden war nur die am Platze natürlich vorkommende Tonerde. Der Herd war ungefähr

[1]) SCHETELIG: Spandformete lerkar fra folkevandringstiden. Aarsberetning 1904, S. 42.

Digitized by Google

in der Mitte des Raumes als eine einfache Grube angelegt, die noch mit Kohlen und verbrannten Steinen gefüllt vorgefunden wurde. Diese Anlage des Hauses entspricht in der Hauptsache dem „Saale" der frühesten norwegischen Gedichte[1]).

Ein Problem, das sehr lange ungelöst blieb, war der Übergang zwischen den beiden letzten vorgeschichtlichen Perioden Norwegens, der Völkerwanderungszeit und der Wikingerzeit. Während in Schweden immer neue Funde aus der späteren Völkerwanderungszeit zu Tage gefördert wurden, schienen derartige Sachen in Norwegen fast ganz zu fehlen, und der Gegensatz zwischen den zwei aneinander grenzenden Perioden wurde hier auch von den Forschern scharf hervorgehoben. Durch neuere Untersuchungen und durch die fortschreitende Bearbeitung des Materials ist dieser unerklärliche Bruch in der Kulturentwickelung aufgehoben worden, indem eine bedeutende Fundmenge, die früher der Wikingerzeit zugerechnet wurde, sich als der vorhergehenden Zeit angehörig herausgestellt hat. Die eigentümliche materielle und geistige Zivilisation, die die Wikingerzeit kennzeichnet, war schon seit 200 Jahren früher in Vorbereitung, und wir können jetzt nachweisen, wie die Einzelheiten dieses Kulturbildes während der späteren Völkerwanderungszeit sich allmählich in diese einfügen. Vor allem ist zu erwähnen eine Reihe von wichtigen Funden in der Gegend von Drontheim. Dazu

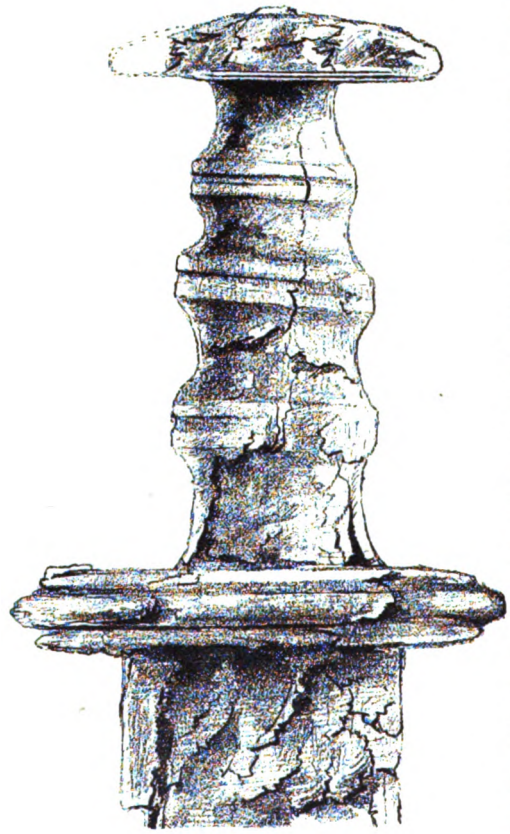


Abb. 65.
Schwertgriff aus dem 5. Jahrh. $^2/_3$.
Nach G. GUSTAFSON.

[1]) SCHETELIG: En ældre jernalders gaard paa Jæderen, Bergens Museums Aarbog, 1909, no. 5. — HERM. M. SCHIRMER: Horg og Hov, Aarsberetning, 1906, S. 49. — Vergl. K. RHAMM: Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, II, Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet, I, Braunschweig 1908, S. 375.

Digitized by Google

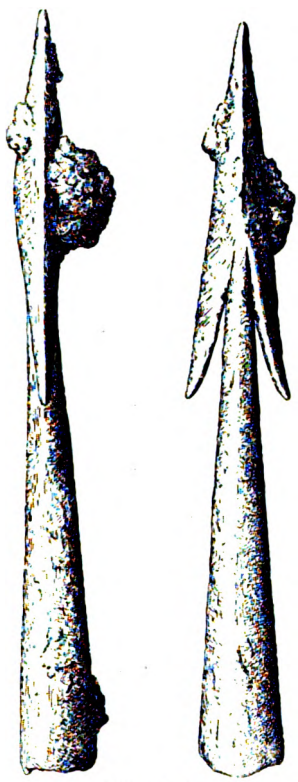


Abb. 66. 1/3.

Abb. 67. 1/3.

Abb. 68. 1/3.

Abb. 69. 1/2.

Abb. 66—69. Waffen aus dem 6. Jahrh. Nach E. de LANGE.

Digitized by Google

kommen auch Entdeckungen im westlichen Norwegen[1]). Die Funde, die wir demnach dem 7. und 8. Jahrhundert zuschreiben können, bilden

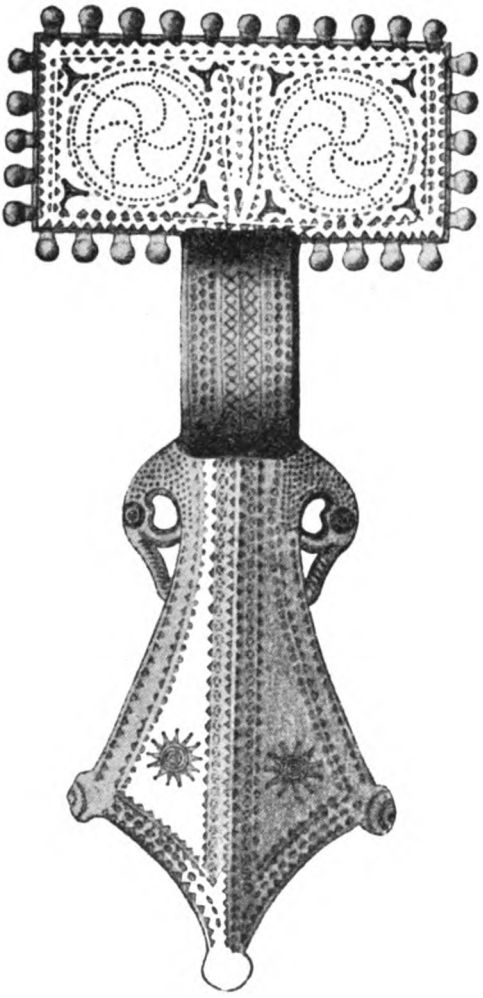


Abb. 70. Silberblechfibel. 1/1. Nach O. RYGH.

Abb. 71. Gegossene Silberfibel. 2/3. Nach O. RYGH.

schon eine ganz reichhaltige Darstellung dieser Zeit und haben entschieden auch sehr zu einem besseren Verständnis der eigentlichen Wikingerzeit beigetragen.

[1]) Th. PETERSEN: Fortsatte utgravninger i Namdalen, Aarsberetning, 1904, S. 200, ebd. 1905, S. 353, ebd. 1906, S. 342. Derselbe: A Celtic Reliquary found in a Norwegian Burial-Mound. Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter, Trondhjem 1907, Nr. 8.

SCHETELIG: Gravene paa Myklebostad. Bergens Museums Aarbog, 1905, Nr. 7. Für die Entwickelung der Begräbnissitten vergl. auch Ship Burials, Saga Book of the Viking Club, Vol. IV, Part. II (1906). — GUSTAFSON: Norges Oldtid. S. 92–93.

Digitized by Google

Wir sehen, dass während dieser zwei Jahrhunderte Norwegen enge Beziehungen zum mittelschwedischen Kulturzentrum in Uppland unterhielt. Dazu finden wir aber andere Altsachen, die in Schweden zu fehlen scheinen, vor allem die Waffen, Schwerter, Beile usw. von fränkisch-merovingischem Typus, die von ganz anderen Kulturverbindungen zeugen. In der Gegend von Drontheim sind die Funde besonders reich. Wir begegnen hier einer schönen Entfaltung der Ornamentik, Bronzesachen mit rotem Schmelze verziert, usw., in allem mit den glänzenden Funden von Uppland übereinstimmend. An der Westküste sind die Funde zwar bedeutend ärmer, zeugen aber deutlich von einem ganz vorherrschenden Verkehr mit den westeuropäischen Ländern. Verschiedene Verhältnisse deuten darauf hin, dass die Kolonisierung von Shetland, vielleicht auch von Schottland, schon früher als die geschichtlich bekannten Wikingerzüge angefangen hat [1]). Diese Periode ist wie ein Vorspiel, das die nordischen Völker so gruppiert, wie wir sie in der frühesten Geschichte vorfinden. Sie ist auch die nordische Heldenzeit, aus der einzelne hervorragende Persönlichkeiten und merkwürdige Ereignisse durch spätere Dichtung und Überlieferung schon bekannt sind.

Abb. 72. Gegossene Silberfibel. 1/1.

Die Wikingerzeit, die Frühgeschichte Norwegens, ist uns sowohl aus archäologischen wie aus geschichtlichen Quellen besser bekannt als alle die vorhergehenden Perioden. Zufolge der sehr reichhaltigen Ausstattung der Gräber ist die Fundmasse Norwegens aus dieser Zeit schon längst ausserordentlich gross gewesen und die Kulturverhältnisse im Ganzen sicher dargestellt (vornehmlich in Arbeiten von Professor O. RYGH, Aarbøger f. n. Oldk. 1877. Antiquités Norwégiennes, 1885). Die Forschung der letzten 10 Jahre ist denn hauptsächlich auf die

[1]) SCHETELIG: Vestlandets ældste Kulturhistorie, S. 61.

Digitized by Google

Durchbearbeitung der Einzelheiten ausgegangen, die aber hier nicht näher erörtert werden können ohne die Grenze, die für diesen Aufsatz gezogen ist, zu überschreiten. Die unten angeführte Literatur wird vom

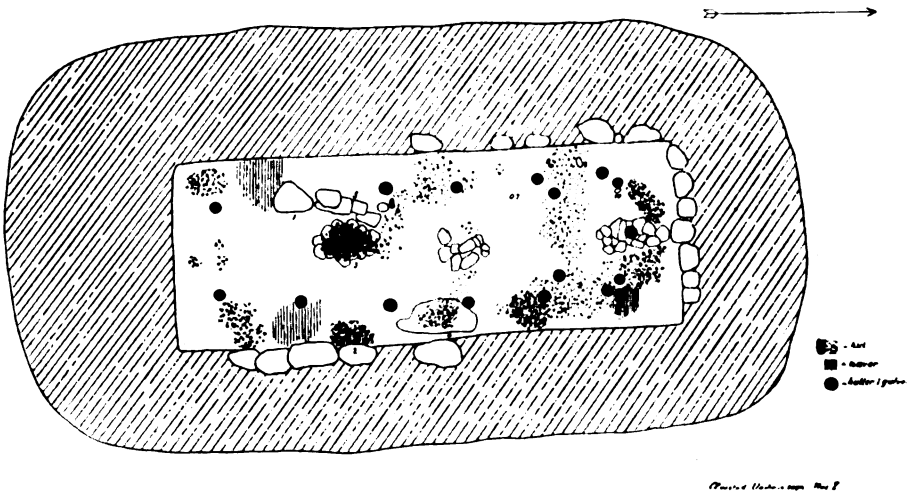


Abb. 73. Grundplan eines Hauses aus der Völkerwanderungszeit. H. S. del.

Zuwachs des Stoffes und von den Fortschritten der Bearbeitung einen Eindruck geben [1]).

[1]) Für Norwegen: Oscar ALMGREN: Vikingetidens grafskick i verkligheten og i den fornnordiska literaturen. Nordiska Studier tillägnade Adolf Noreen, Stockholm 1904. — G. GUSTAFSON: Osebergfundet, Aarsberetning 1904. — G. GUSTAFSON: Notes on a decorated Bucket from the Oseberg Find. Saga Book of the Viking Club, vol. V. part II. London 1908. — Th. PETERSEN: Nogle bemerkninger om de saakaldte hellige hvide stene. Kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter Trondhjem 1905, Nr. 8. — Magnus OLSEN og Haakon SCHETELIG: De to runestener fra Tu og Klepp paa Jäderen, Bergens Museums Aarbog 1909, Nr. II. — SCHETELIG: Austreimstenen, en billedsten i Nordfjord. Bergens Museums Aarbog 1907, Nr. II. — SCHETELIG: A Coin of Offa found in a Viking Age Burial at Voss Norway. The British Numismatic Journal, V. 1909. — SCHETELIG: Urnesgruppen, Det sidste avsnit av vikingetidens stilhistorie. Aarsberetning 1909. — SCHETELIG En orientalsk stilindflydelse i Norge. Ringerikstenenes gruppe. Kunst og Kultur I, Bergen 1910. – SCHETELIG: Traces of the custom of „Suttee" in Norway during the Viking Age. Saga Book of the Viking Club, vol. VI, part. II, 1910.

Für die norwegischen Kolonien in der Wikingerzeit ist es sehr schwierig, die Literatur vollständig zu verzeichnen. Ich kann mit diesem Vorbehalt folgendes anführen: Joseph ANDERSON: Notice of Bronze Brooches from a Ship Burial of the Viking Time usw. Proceedings of Soc. Ant. Scot. Edinburgh 1906—7. — Daniel BRUUN og. Finnur JONSSON: Undersøgelser og udgravninger paa Island 1907—09. Geografisk Tidsskrift, Kjøbenhavn 1910, B. XX. BRUUN og JONSSON: Om hove og

Digitized by Google

Nur sehr zusammengedrängt habe ich hier eine Übersicht der späteren Forschungsergebnisse zur Vorgeschichte Norwegens geben können. Es wird aber doch daraus hervorgehen, wie der wachsende Stoff und die steigende Bearbeitung im Verein dazu beigetragen haben, dass sowohl die grossen Züge der Entwickelung wie die Einzelbilder der verschiedenen Perioden immer deutlicher hervortreten. Die grossen

Abb. 74. Brandgrab mit Waffen u. a. Eisensachen, Ende der Völkerwanderungszeit. H. S. phot.

Probleme der Steinzeit, mit denen solange vergebens gearbeitet wurde, scheinen sich jetzt ihrer Lösung zu nähern. Die Bronzezeit, die in Norwegen früher wenig in Betracht gezogen wurde, ist jetzt als das erste frühe Aufblühen des Landes anerkannt. Besonders die ältere Bronzezeit war gewiss eine Zeit von ungemein grossen und raschen Fortschritten, die ihrer Bedeutung nach in der Geschichte Norwegens

hovudgravninger paa Island. Aarbøger f. n. Oldk. 1909. — BRUUN og JONSSON: Dalvik-fundet. En gravplads fra hedenskabets tid paa Island. Aarbøger f. n. Oldk. 1910. — P. DU CHANTELIER et L. LE PONTOIS: La Sépulture scandinave à barque de l'ile de Groix. Bulletin de la Société archéologique du Finistère, T. XXXV, Quimper 1908. — George COFFEY: Scandinavian Objects found at Island-Bridge and Kilmainham. Proceedings Roy. Ir. Ac. XXVIII, Sect. C, Nr. 5. Dublin 1910. — SCHETELIG: Ship Burial at Kiloran Bay, Colonsay, Scotland. Saga Book of the Viking Club, London 1907. — Reginald SMITH: Zerstreute Beiträge in Proceedings S. A. L. 2 Ser. XIX, S. 298, XXI, S. 63, XXI, S. 72, London

Digitized by Google

nur der römischen Eisenzeit, der Wikingerzeit und dem 19. Jahrhundert an die Seite zu stellen ist. Der Anfang der Eisenzeit wird jetzt besser als früher aufgefasst, obschon für künftige Untersuchungen hier noch viel übrig geblieben ist. Sehr lange schon war dagegen die grosse Bedeutung der römischen Einflüsse, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten Norwegen erreichten, dargestellt worden. Die spätere Forschung hat dazu eine richtige Schätzung gefügt, welche grosse Rolle die Überlieferung der klassischen Kulturelemente für die folgende Zeit spielte, und wie aus dem vielseitigen Kulturleben der Völkerwanderungszeit die Voraussetzungen für die sehr eigenartige Wikingerkultur hervorgingen.

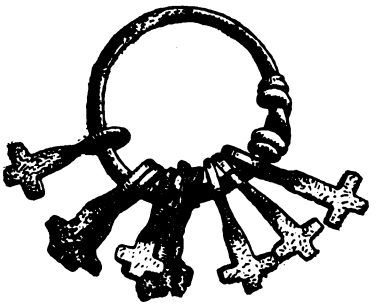


Abb. 75. Ring mit „Torshämmern". Eisen. 1/1

Digitized by Google

Der Fergitzer Burgwall.

Von J. O. v. d. Hagen.

Mit 15 Abbildungen.

Zu den wenigen, noch gut erhaltenen vorgeschichtlichen Wallanlagen Norddeutschlands, die in ihrer ganzen Ausdehnung stark geglühtes und verschlacktes Material enthalten, gehört die Uferumwallung der unter dem Namen „Fergitzer Burgwall" bekannten, in der Mitte der südlichen Hälfte des langgestreckten Ober-Uckersees zwischen den Dörfern Fergitz und Melzow liegenden Insel (Abb. 1). Sie bildet die Endkuppe eines mitten durch den See in der Längsrichtung von Südwesten nach Nordosten bis an die Landzunge bei Seehausen reichenden Höhenzugs. Dieser liegt durchschnittlich 3 m unter dem Wasserspiegel; sonst ist der See in der nächsten Umgebung der Insel 15 bis 20 m tief. Die Insel hat eine Grösse von 1 1/2 Hektar; davon fällt auf die Umwallung und den von ihr eingeschlossenen Raum ungefähr 1 Hektar, den Rest nimmt das an der Südwest- und Nordostseite vorgelagerte Wiesenfenn ein. Der ringförmig geschlossene, vom Wasserspiegel bis zu 4 m ansteigende, am Fuss 12 bis 16 m breite, 400 m lange Wall besteht aus einer Aufschüttung von loser Erde mit aufgelagerter gebrannter, grösstenteils verschlackter, tonreicher Lehmmasse. Er hat eine ovale, nach Westen zu sich verjüngende Form. Der jetzt mit Grasnarbe bedeckte Wallraum ist nach der Mitte zu

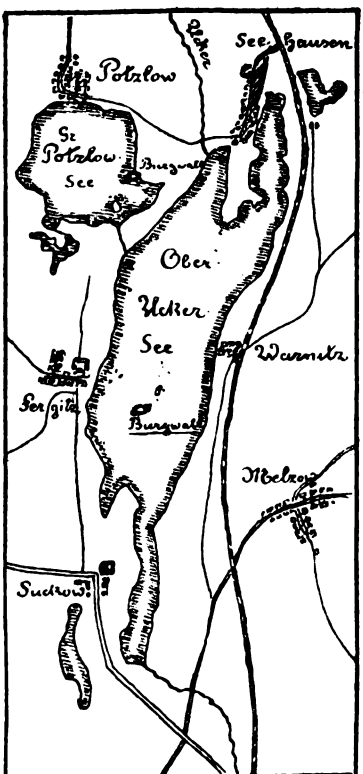


Abb. 1.

Digitized by Google

leicht gewölbt und erhebt sich bis zu 2 m Höhe über dem Wasserspiegel. Die äussere Wallböschung ist an der Ost- und Westseite, sowie grösstenteils an der Südseite auch mit Grasnarbe bedeckt, sonst aber wie die Wallkrone und die innere Böschung dicht mit Strauchwerk, vorwiegend mit Schleedorn, Hollunder, Gänseflieder, wilden Rosen-, Johannisbeer- und Brombeersträuchern bestanden, am Uferrand wachsen Erlen, Flatterpappeln und Werftbüsche, in der Mitte des Wallraums steht ein alter Weissdorn. Wo der Wall mit Buschwerk bestanden ist, liegen die verschlackten Stücke, von denen manche so porös und blasig aufgetrieben sind, dass sie im Wasser schwimmen, frei an der Oberfläche (Abb. 2, 3 und 4: Taf. XIV).

Der mächtige Schlackenbestand mit seinen Schwimmsteinen hat die Natur- und Altertumsfreunde von jeher gewiss ebenso gefesselt wie die reizvolle Lage des idyllischen, schilfumsäumten Eilands mit der grünen Uferumwallung und kranzartigen Buschwerkbekrönung, namentlich von den langgestreckten, den südlichen Teil des Ober-Uckersees bei Fergitz und Melzow umgebenden Höhenzügen aus betrachtet. Zahlreiche, oft recht deutliche Spuren an dem Schlackenwall zeugen von den wiederholten Besuchen mancher Altertumsfreunde und Schatzgräber, Der Sage nach soll dort einst eine Burg gestanden haben, bei deren Zerstörung ein jahrelang anhaltender Brand entstanden sei. Demgemäss äussert sich der Prenzlauer Stadtchronist Christoph SURING (von 1654 bis 1673 Pfarrer an der Sabinenkirche) in einer der Chronik vorangestellten Beschreibung der Uckermark (Geh. Staatsarchiv R. 16. III. p. 4. a. 1.):

„Vor dem soll auch ein Schloß oder Burg gestanden sein, auff dem so genannten Burgwall, in der Ucker, gegen Vergitz überliegend, wie dann auch noch rudera davon daselbst zu sehen sind, und liegen da Mauersteine, die sehen aus alß verbrannte, daher die gemeine Rede ist, es soll da ein Schloß, durch Brand, in alten Jahren verstöret sein, und weiter, daß es viel Jahr gebrant habe. Und weil auch die Mauer- und Ziegelsteine, so da liegen und gefunden werden, oben waßer schwimmen sollen, wan man sie hineinwirfft, meinen etliche auch, es müßen dieselbigen ein vestigium Signum oder Zeichen des Zorns Gottes sein. Man stellet dis dahin; sonst wird berichtet, daß zu Pittane, einer Stadt in Assa, in Mysia, und zu Calento, einer Stadt in Hispanien, Ziegel gemacht werden, welche, wan sie trucken worden sind, auff dem waßer schwimmen, dieweil sie von einer leichten Erden, so sich dem pumici Bimß oder Binsenstein vergleichet, gemacht werden, und sollen geben ein überaus festes Mauerwerk. In Syrien soll auch ein See sein, darin die Ziegel oben schwimmen, und alle schwere Dinge, so hineingeworffen werden, nicht untergehen. Marens Frytschius de Meteoris Methodo 9 de fon. et fluv. p. 63."

Ein Jahrhundert später berichtet noch J. Ch. BEKMANN in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg (Teil I. S. 1115) von demselben Burgwall:

Digitized by Google

„Und scheinet darauf ein Schloß oder Gebäude gestanden zuhaben, welches ein Raubschloß, Burgfrede oder Caminata gewesen; wie dann nicht allein noch auf der seite nach Vergitz überbleibsel von einer durch einen thurm verwahrten Brukke, sondern auf dem Wall selbst noch merkmahle einer Burg zusehen, welche scheint in feuer aufgegangen zu sein, weil die allda befindliche mauersteine aussehen als wären sie geschmolzen, haben auch dieses besondere an sich, daß sie im wasser schwimmen, welches dann eine anzeige ist, daß sie durch den brand sehr porös müssen gemacht worden sein."

Urkundlich wird der Fergitzer Burgwall erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwähnt. In einem Tauschvertrag zwischen dem Kurfürsten und Otto von Arnim vom Jahre 1577 verleiht der Landesherr seinem Vasallen gegen Überlassung des Lehnsbesitzes zu Biesenthal das Sabinenkloster in Prenzlau, sowie mehrere Güter in der Uckermark, unter diesen Suckow und „den gantzenn Ferbitzenn Burgwall, wie der inn seinenn umbkreiß, Reviren und Zirkel gelegen unnd begriffenn." (RIEDEL, cod. dipl. BRAND. A. 12. S. 228.)

Nachdem die Burgwall-Forschung durch die eingehenden Untersuchungen hervorragender Altertumskenner wie LISCH und VIRCHOW soweit gefördert worden war, dass die alten irrigen Ansichten über Ursprung, Bauart und Zweck solcher vorgeschichtlichen Anlagen berichtigt werden konnten, gelangte man auch auf der Uckerinsel zu der Überzeugung, dass hier nicht verwitterte Steinreste eines durch Brand zerstörten mittelalterlichen Schlosses oder eines ähnlichen Bauwerks, auch nicht später vorgenommene Aufschüttungen verschlackter Ziegelsteine, sondern lediglich Bestandteile einer vorgeschichtlichen, wahrscheinlich slawischen, an Ort und Stelle gebrannten Befestigung vorhanden seien. Zu einer eingehenden Erforschung des Fergitzer Burgwalls kam es zunächst noch nicht. Bei der im September 1878 auf Einladung der städtischen Behörden in Prenzlau von einer Kommission des Märkischen Provinzial-Museums unter FRIEDELs Führung vorgenommenen Besichtigung der Insel blieb es bei einer oberflächlichen Untersuchung des Schlackenwalls und bei einigen Nachgrabungen in dem Wallkessel, deren Befund VIRCHOWs Annahme von dem Vorhandensein einer spätwendischen Niederlassung bestätigte. (Ztschr. „Der Bär". IV. S. 222.) Weitere Ermittelungen wurden erst auf der im Juni 1902 von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft in Gemeinschaft mit dem Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein veranstalteten Exkursion dorthin angestellt. Durch eine unter Leitung des Konservators Ed KRAUSE ausgeführte Grabung am Walle selbst, die sich allerdings wegen der Härte des Materials und aus Mangel an Zeit nicht tief genug erstrecken konnte, wurde festgestellt, dass die Verschlackung der Masse je nach der Tiefe verschiedene Grade erreicht hatte, die oberen Schichten stark verschlackt, aufgetrieben oder verglast, die tieferen

Digitized by Google

weniger verschlackt waren und zum Teil nur aus rot gebrannten, ziegelartigen Stücken bestanden, ferner dass der Wall aus lehmiger, reichlich Ton enthaltender Erde, in welche bei dem Aufbau, zur besseren Erhaltung der Form, Schilf, Reisig und Baumstämme eingefügt worden waren, bestand und zweifellos an Ort und Stelle entweder absichtlich gebrannt worden oder zufällig in Brand geraten war. Andere, auf der die Mitte des Wallraums einnehmenden Erhebung vorgenommene Grabungen lieferten Funde, welche vermuten liessen, dass der Burgwall in slawischer Zeit nicht allein als Ansiedlungsstätte sodern auch als Begräbnisplatz gedient hatte, und dass er auch schon in früher vorslawischer Zeit, wenn nicht bewohnt, so doch besucht und begangen war. (Ztschr. f. Ethn. Verh. 1902. S. 272 ff.)

Die nicht genügend aufgeklärte Konstruktion des interessanten Schlackenwalls veranlasste den Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein zu einer weiteren, möglichst eingehenden Erforschung desselben. Die dazu erforderliche Genehmigung erteilte der Grundbesitzer, Majoratsherr von Arnim-Suckow, in dankenswerter Weise. Für die im Laufe des Monats September 1909 ausgeführte Untersuchung, deren Leitung mir als Kustos des Uckermärkischen Museums zufiel, wurden ein Gehilfe und zwei im Ausgraben erfahrene Arbeiter verwendet und ungefähr 160 Stunden Arbeitszeit gebraucht. Die Nachforschungen erstreckten sich zunächst auf den Wall selbst. An 6 Stellen wurden mehr oder weniger vollständige Durchschnitte ausgeführt (Abb. 5), dazu waren im ganzen etwa 120 Arbeitsstunden erforderlich, dann folgten die Ausgrabungen im Wallkessel, die 40 Arbeitsstunden in Anspruch nahmen. Bis auf den einen, ein deutliches Wallprofil darbietenden und deshalb offen gelassenen Durchschnitt an der südlichen Längsseite sind alle bei der Untersuchung aufgegrabenen und durchbrochenen Stellen wieder eingeebnet und ausgefüllt worden. Die im Interesse einer Erhaltung der ursprünglichen Form und des Gesamtbildes vorgeschichtlicher Anlagen notwendige Wiederherstellung des vorgefundenen Zustands ist bei den früher unternommenen, befugten oder unbefugten Nachgrabungen auf der Burgwallinsel leider nicht, oder nicht immer geschehen, sodass der früher gleichmässig geschlossene Wall an manchen Stellen zerklüftet und auseinandergerissen erscheint. Die schadhaften Strecken befanden sich besonders an der nördlichen Längsseite, wo die Schlackenmasse an beiden Seiten leichter erreichbar war als an den anderen Seiten. Hier sind wohl auch die meisten Schlackenstücke ausgebrochen worden, die als Andenken mitgenommen wurden, oder die, in grösserer Anzahl abgehoben, als Merkwürdigkeit und Zierart irgendwo, z. B. im Park von Babels-

Digitized by Google

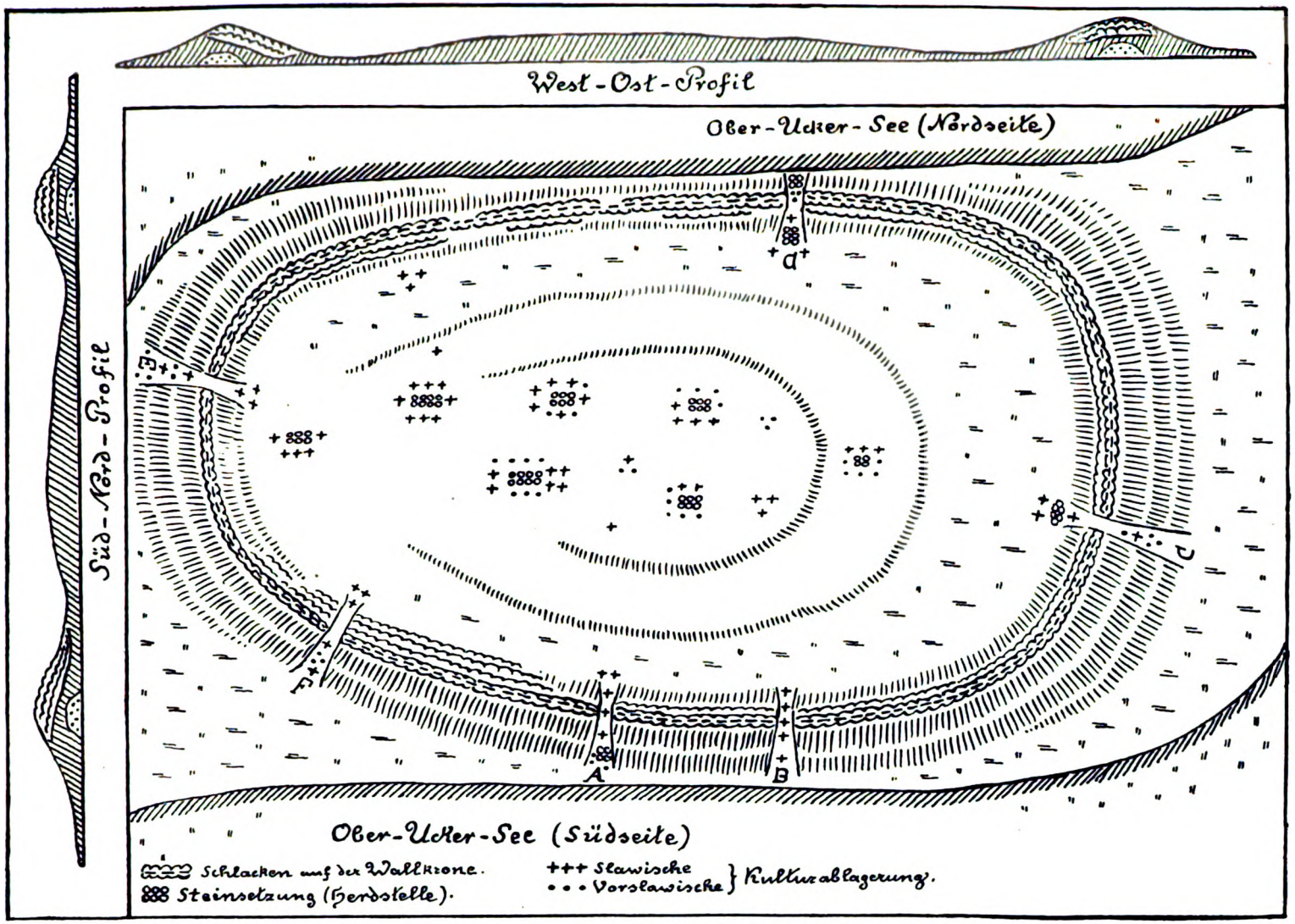


Abb. 5. Plan und Profile vom Fergitzer Burgwall. Massstab: 1 : 1000.

Digitized by Google

berg und in der Einsiedlergrotte im Neuen Garten bei Potsdam, Verwendung fanden (Brandenburgia, Monatsblatt, Jg. XVIII, S. 106).

Die zuerst bei der Exkursion im Juni 1902 bemerkten Spuren von einer Besiedlung in früher vorslawischer Zeit zeigten sich auch diesmal an fast allen aufgegrabenen Stellen, besonders in den tiefer liegenden Kulturschichten, sowohl an dem Wall selbst als auch auf der die Mitte des Wallraums einnehmenden Anhöhe. Überall fanden sich deutliche Spuren von Wohn- und Abfallgruben. Gleich bei der Herstellung des Durchschnitts A wurde an der Basis der den äusseren Teil des Walls bildenden Erdaufschüttung eine mit dunkelgrauem, fast schwarzen Kulturboden angefüllte Wohngrube aufgedeckt. Die Herdstelle war mit kopfgrossen, rundlichen Feldsteinen, bei denen sich auch der hintere Teil eines stark abgenutzten Mahlsteins befand, ausgesetzt. Die reichlich vorhandenen Tierknochen rührten von Rindern, Schweinen und Schafen her, die grösseren Röhrenknochen waren meistens aufgespalten, auch Stücke von Rothirschgeweihen und Hauer vom Wildschwein lagen zwischen den Resten der Haustiere. Die zahlreichen Scherben gehörten zu dickwandigen, im Bruch grobkörnigen, aussen ganz oder teilweise gerauhten Tongefässen. Einige dünne, an der Oberfläche sorgfältig geglättete Scherben waren glänzend schwarz oder ledergelb gefärbt, manche waren kammstrichartig oder mit einzelnen, unregelmässig eingestrichenen, senkrechten Linien von der Standfläche bis zur Mündung verziert. An Gebrauchsgegenständen wurden ein rundlicher Reibestein mit zwei glatten, leicht gewölbten Flächen, ein Tonwirtel und ein Bruchstück von einem eisernen Gürtelhaken gefunden (Taf. XVIII, Nr. 1, 18, 21). In der höher gelegenen, aber von unten her aufgeschütteten, schon mit slawischen Scherben und mit hellgrauer Asche durchsetzten Erde lagen eine trianguläre Feuersteinpfeilspitze mit rundem Ausschnitt an der Basis und ein Stück von einem schmalen, mit getriebenen Buckeln verzierten Reifen aus Bronze (Taf. XVIII, Nr. 2 u. 3). Dieser ausschliesslich germanische Wohnraum von annähernd rechteckiger Form war ungefähr 3 m breit und 6 m lang mit der Längsrichtung von Süden nach Norden. Die Herdstelle befand sich an der Südostseite, etwa in der Mitte derselben. Anlage und Bauart der Hütte liessen sich genauer nicht ermitteln, da die hierzu erforderliche Untersuchung der Grundlage, insbesondere das Aufsuchen und Feststellen von Pfostenlöchern, wegen des von unten hervordringenden Wassers unterbleiben musste. Schon die Herdanlage befand sich fast in gleicher Höhe mit dem zur Zeit der Untersuchung verhältnismässig niedrigen Wasserstand. Dieser wird bei der Besiedlung der Insel noch bedeutend niedriger gewesen sein, vielleicht war er nur so gering, dass der Höhenzug, der von der Insel aus nordostwärts

Digitized by Google

zunächst noch dicht unter der Wasserfläche liegt, auf etwa 50 m Entfernung von der Insel eine zweite, kleinere von ungefähr 25 Ar Wiesenfläche bildet, dann allmählich tiefer geht und durchschnittlich 3 m unter dem Wasserspiegel läuft, bei Anlage einiger Holzbrücken an den tiefer gelegenen Stellen, begangen und die Burgwallinsel zu gewissen Zeiten auch ohne Benutzung von Fahrzeugen vom Festland erreicht werden konnte. Überreste von solchen Holzbrücken sind allerdings an den betreffenden Stellen trotz eingehender Nachforschung nicht bemerkt worden. Eine andere germanische Wohngrube befand sich an der Aussenseite des Walls bei Durchschnitt D. Die aus Feldsteinen gesetzte Herdstelle lag hier 10 cm tiefer als der Wasserspiegel. Die fast schwarze Erde enthielt verkohltes Holz, Tierknochen, Bruchstücke von Hirschgeweihen, Feuersteinspäne und Scherben von grossen dickwandigen und kleinen gehenkelten, unverzierten Töpfen oder Kannen. Auch bei Durchschnitt F scheint eine solche Wohn- oder Abfallgrube gelegen zu haben. Der Inhalt derselben war grösstenteils bei der in späterer Zeit vorgenommenen Wallerhöhung ausgehoben und bei der Erdaufschüttung mit anderem Boden vermischt worden. In der verschieden gefärbten Erde lagen Tierknochen, Holzkohlen, vorslawische und slawische Topfscherben durcheinander.

Eine Vermischung der verschiedenartigen Kulturablagerungen zeigte sich bei fast allen aufgenommenen, höher gelegenen Stellen des Erdwalls und ebenso auf der Anhöhe im Wallraum. Auf diesem, etwa 30 Ar umfassenden Stück Land waren die ursprünglichen Siedlungsanlagen von den Slawen bei der Benutzung desselben Grundstücks ganz oder teilweise zerstört worden. Die damals noch etwa unberührt gebliebenen Stellen mögen dann in späterer Zeit bei den mit besonderer Vorliebe an dieser verheissungsvollen Anhöhe wiederholt vorgenommenen Nachforschungen von Schatzgräbern und Altertumsfreunden durchwühlt und mit den höher gelegenen Kulturablagerungen vermischt worden sein. Es konnte nur im allgemeinen festgestellt werden, dass die vorslawische Bevölkerung auch den hochgelegenen Teil des Wallraums als Wohnplatz benutzt hatte. Spuren von Grabanlagen wurden nicht bemerkt. Die vorslawischen Wohn- und Abfallgruben waren nur an den Tonscherben zu erkennen; sicher germanische Wirtschaftsgeräte kamen hier nicht zum Vorschein. Die Scherben stimmen vorwiegend mit denjenigen Tongefässen überein, die in den auch in der Uckermark, und ganz in der Nähe der Insel aufgedeckten Gräberfeldern der Hallstatt- und Latènezeit vorkommen. Bemerkenswert sind folgende, auf dem Burgwall gefundene Scherben: das Randstück einer schwarzbraunen flachen Schale mit Gruppen radialer Linien an der Aussen-

Digitized by Google

seite, das Henkelstück einer dunkelgrauen kleinen Kanne oder Tasse mit zwei kleinen hornförmigen Vorsprüngen am oberen Henkelansatz, ein rotbrauner Scherben mit sparrenförmig gestellten Liniengruppen zwischen horizontalen, das Randstück eines dunkelgrauen Topfes mit schrägen, kammstrichartig eingezogenen Linien, das Bruchstück eines etwa 28 mm hohen, schwarzbraunen Napfes, das Randstück eines dickwandigen rotbraunen Topfes mit einer 10 mm breiten, horizontal verlaufenden Leiste, der Scherben eines kleinen grapenförmigen Gefässes mit einem von den kurzen, schräg nach aussen gestellten Füssen, der Scherben eines gelblichgrauen Gefässes mit kurzer, bogenförmiger Leiste als Ersatz für den Henkel, der Scherben eines dickwandigen, gelblichgrauen Gefässes mit einer horizontal verlaufenden Leiste, die sich zu einem aufwärts gerichteten Vorsprung als Ersatz für den Henkel verstärkt, unterhalb desselben der obere Teil eines Ornaments aus einer Gruppe sparrenförmig gestellter Linien, darüber zwei scheibenförmige Vertiefungen, die durch einen die Spitze des Ornaments bildenden kurzen Strich von einander getrennt sind, ein gelblichgrauer Scherben mit vertikalen Reihen von Tonaufschiebungen, das Randstück eines aussen gelblich-, innen schwarzgrauen Gefässes mit eng aneinandergereihten, kurzen, schrägen Einstrichen dicht unter der Mündung, das Randstück eines gelblichgrauen Gefässes mit Spuren von Bemalung (schmale, vertikal verlaufende rote Streifen), mehrere Henkelstücke von kurzhalsigen Töpfen oder Tassen, an der Oberfläche rauh, Bruchstücke von einem wiederhergestellten hohen, in der Mitte etwas ausgebauchten, am Halse eingezogenen, rötlichgelben, graugefleckten Topf (Durchmesser der geraden Standfläche 15 cm, der grössten Weite 27 cm, der Mündung 23 cm, Höhe 35 cm, Gewicht 6 Kilogr.) (Abb. 6 auf Taf. XV u. Abb. 7).

Abb. 7.

Einige von den grossen dickwandigen und den kleinen dünnwandigen, mit Graphit geschwärzten, unverzierten Gefässscherben mögen aus einer früheren Zeit stammen und der Periode der grösseren, in der Uckermark häufig angelegten, bronzezeitlichen Steinkistengräber angehören (Per. III u. IV Mont.).

Der neolithischen Zeit können zwar mit Sicherheit keine Gefässreste zugewiesen werden, doch ist die Insel wahrscheinlich damals schon benutzt und bewohnt worden. Aus der jüngeren Steinzeit sind in der nächsten Umgebung, namentlich auf den Feldmarken von Warnitz, Melzow, Fergitz und Flieth, sowie in der nahen Gramzower Forst, viele Grabstätten und zahlreiche Einzelfunde der verschiedensten Art ermittelt

Digitized by Google

worden. (H. SCHUMANN, Steinzeitgräber der Uckermark, E. BLUME, Verz. d. Sammlg. d. Uckerm. Mus. u. neuere, noch nicht bekannt gemachte Funde.)

Die Besiedlung der Insel in vorslawischer Zeit wird wahrscheinlich bis zu der im 4. Jahrh. n. Chr. begonnenen Abwanderung der Germanen aus Ostdeutschland gedauert haben. In der älteren römischen Kaiserzeit war die Gegend am Ober-Uckersee, wie aus dem Befund eines in der Nähe von Melzow ermittelten Gräberfeldes hervorgeht, noch von Westgermanen besetzt, und der Grabfund von Damme (Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch.-Vereins I. 8. 49) lässt darauf schliessen, dass die Uckermark auch in der jüngeren Kaiserzeit, vermutlich von Ostgermanen, noch bevölkert war.

Für eine sehr lange Besiedlungszeit in vorslawischer Zeit spricht die an vielen Stellen angetroffene, tief hinabreichende, mit zahlreichen Resten vorslawischer Tongefässe durchsetzte Kulturablagerung. Besonders der südliche, östliche und westliche Teil der Insel scheint wegen seiner vorteilhaften, höheren Lage mit genügendem Vorland für den Einbau von Hütten besonders geeignet gewesen und häufiger benutzt worden zu sein, als der nördliche mit seiner flachen Absenkung zum Wasser. Es ist nicht anzunehmen, dass die Germanen hier nur in offener Siedlung gehaust haben. Ihre Wohnungen lagen sowohl vor dem Wall, an der offenen Seite nach dem Wasser zu, als auch auf dem vom Wall umgebenen Raum. Wahrscheinlich ist die Insel damals schon ganz oder teilweise mit einem Erdwall umgeben gewesen. Dieser wird durch die Anlage von Wohnungen allmählich entstanden sein und vielleicht zum Schutz gegen räuberische Überfälle eine einfache Umwehrung aus Holzplanken oder Flechtwerk erhalten haben. Es ist auch möglich, dass schon in vorslawischer Zeit eine Befestigung in Gestalt einer durch verankerte Holzwände gehaltenen Erdmauer, wie bei der sogen. Römerschanze in der Nähe von Potsdam, vorhanden gewesen ist (Prähist. Zeitschrift I. S. 209 ff.).

Nachdem sich die Slawen im 7. oder 8. Jahrhundert am Uckersee niedergelassen hatten, ist wohl auch die in dem oberen Teil desselben liegende Insel bald wieder besetzt und bewohnt worden. Die Sicherheit dieser, schon durch ihre Lage geschützten alten Ansiedlungsstätte wurde gewiss auch von den Slawen durch irgend eine künstliche Umwehrung erhöht. Die als Ruine erhalten gebliebene, gebrannte und grösstenteils verschlackte Wallbefestigung gehört erst der spätslawischen Zeit an. Für eine Anlage derselben in nachwendischer Zeit sind nicht die geringsten Kennzeichen vorhanden. Die letzte starke Kulturablagerung ist slawisch.

Die Art der Inselbefestigung ist aus der inneren Beschaffenheit

Digitized by Google

der Wallruine an mehreren Stellen deutlich zu erkennen. Wie aus dem bei Durchschnitt A erhaltenen Wallprofil von 16 m Länge und 4 m Höhe ersichtlich ist, besteht die Uferumwallung an dieser Stelle aus einer dachförmigen, an der Basis etwa 12 m breiten, bis zu 2 m Höhe gleichmässig ansteigenden Erdaufschüttung, deren Absenkung nach dem Wallkessel zu mit einer bis zu 2 m hohen, grösstenteils die Wallkrone bildenden Verstärkung aus mehr oder weniger hart gebrannten tonreichen Lehmschichten bedeckt ist. Der auf dem gewachsenen Boden sich erhebende Erdwall enthält an der Aussenseite, nach dem Wasser zu, unten dunkelgrauen, stellenweise schwarzen Kulturboden und oben hellen Ufersand und hellgraue, aschige Erde, in der Mitte, unterhalb der verschlackten Wallkrone, Ufersand und an der Innenseite, nach dem Wallkessel zu, wieder dunkelgrauen Kulturboden. Unmittelbar über der dem Wallkessel zugewendeten Seite der Erdschüttung lagert eine 20 bis 25 cm dicke, nach den Enden hin sich verjüngende, feste, aber nicht gebrannte Lehmschicht, deren Oberfläche fast ganz mit verkohltem Holz bedeckt ist. Über diesem schwarzen Streifen liegen zunächst nur schwach gebrannte, noch lehmfarbige, dann stärker erhitzte, ziegelrote und weiter nach oben stark gebrannte, mehr oder weniger fest aneinander haftende, oft vollständig verschlackte, glasig oder schwammig aufgetriebene, meistens blaugraue, auch rötliche und hellgraue Lehmmassen. Die gebrannte Verstärkung senkt sich nach dem Wallkesssel zu fast bis auf den gewachsenen Boden, steigt dann wieder etwas an und verliert sich allmählich in dem Kulturboden des Wallkessels. Der obere Teil der gebrannten Masse, besonders die Wallkrone, liegt frei und ist nicht wie der untere von Grasnarbe bedeckt. Die Oberfläche bilden abgesprungene, von den Wurzeln des Buschwerks gesprengte, verwitterte, häufig mit Moos bewachsene Schlackenstücke (Taf. XVI, XVII).

An den weniger stark gebrannten Stellen des Durchschnitts A war die Struktur des Befestigungsbaus deutlich zu erkennen. Unmittelbar über der mit verkohltem Holz und Asche, die Basis der ganzen Brandmasse bildenden Lehmschicht lagen an einigen Stellen neben- und übereinander geschichtet Lehmklumpen in der Form rundlicher, etwas breit gedrückter Brote oder Kuchen, 10 bis 20 cm im Durchmesser, einige noch mit den Abdrücken der Handflächen und Finger. Sie waren an ihrer Lagerstelle der Einwirkung der Glut ganz oder teilweise entzogen gewesen, daher nur hart getrocknet oder geröstet. Einige liessen sich noch ganz unversehrt abheben. Zwischen ihnen lagen auch gleichförmige Feldsteine und Stücke von angekohltem, armdicken und stärkeren Eichenholz. Andere, schon stärker erhitzte, hatten noch ihre ursprüngliche Form und zeigten deutliche Abdrücke von ausgeglühten, runden oder gespaltenen Holzstücken, auf die sie

Digitized by Google

in noch weichem Zustand gelegt worden waren (Abb. 11). Weiter nach dem Innern des Walls folgten ziegelrot gebrannte Schichten, schon aneinander haftend, aber noch bröcklig, wie schwach gebrannte Backsteine,

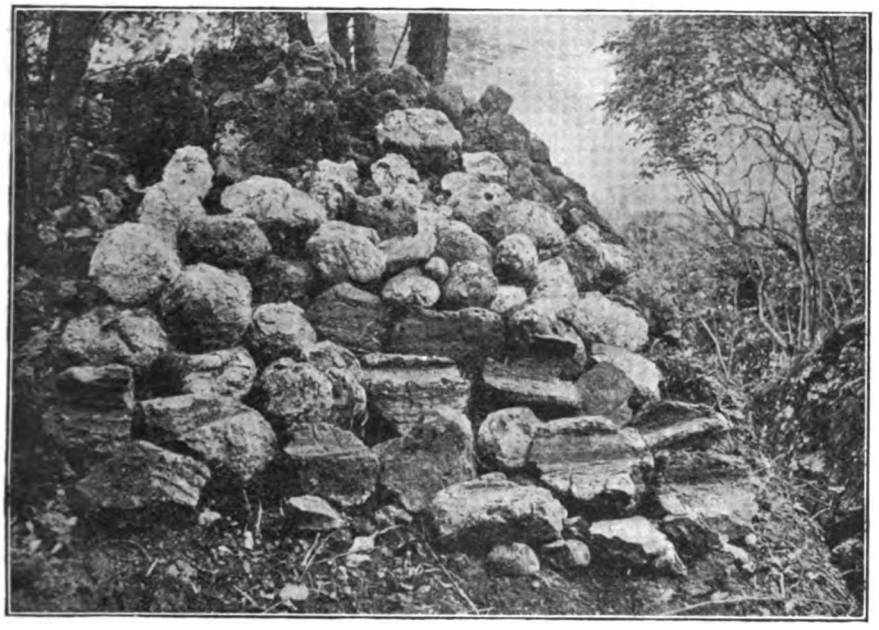


Abb. 11. Rundlich geformte, zur Wallmauer verwendete Lehmklumpen, bei dem Wallbrand geröstet oder durchglüht, mit Abdrücken von den Handflächen und Fingern und von den aufgeschichteten Holzstücken, aus der Masse des Durchschnitts A.

mit Hohlräumen, die von den horizontal gelagerten, kreuzweise übereinander geschichteten, ausgebrannten Holzeinlagen herrührten. Die Hohlräume waren zuweilen bis über 1 m lang und von verschiedener Form und Stärke, je nach der Beschaffenheit des dazu verwendeten Holzes; es fanden sich Abdrücke von runden oder aufgespaltenen schwachen Stämmen mit und ohne Borke, von Ästen und dünnen Zweigen; einer der grössten Hohlräume rührte von einem Bohlenstück her, das den 8. Teil eines Stammendes von etwa 40 cm Durchmesser gebildet hatte. Die schon verschlackte, formlose Masse enthielt keine Hohlräume mehr, doch waren an einzelnen Stücken noch Abdrücke von den eingelegten Holzstücken zu erkennen. Sie lag vorwiegend in der Mitte und in dem oberen Teil des Walls, reichte aber an einigen Stellen noch in die schwächer gebrannten Schichten hinein. Die bei Herstellung des Durchschnitts A zu beseitigende Schlackenmasse von fast 2 m Höhe, 1 1/2 m Breite und 2 m Länge war nur mit grosser Mühe vermittelst der Spitzhacke zu entfernen; dabei konnten selten grössere, zusammenhaltende Stücke ausgebrochen werden.

Digitized by Google

Dieselbe Anlage und Bauart wie bei Durchschnitt A zeigte sich an der östlichen und westlichen Seite des Burgwalls, bei den Durchschnitten C und E, sowie bei einem anderen Durchschnitt der Südseite (F). Der hoch aufgeschüttete Erdwall bestand auch hier überall aus dunkelgrauem, fast schwarzen oder hellgrauen, aschigen Kulturboden und hellgelbem Ufersand. Bei Durchschnitt F lagen die verschiedenen Bodenarten durcheinandergemischt, den unteren dunklen Boden durchzogen abwechselnd, strichweise, Schichten von Sand und hellgrauer, aschiger Erde. Dazwischen lagen Tierknochen und Scherben von Tongefässen, germanischen und slawischen, durcheinander. Die der inneren Böschung des Erdwalls aufgelagerte Befestigungsmasse zeigte an den aufgenommenen Stellen im wesentlichen dieselben Bestandteile und Formen wie bei Durchschnitt A: eine aufgetragene dunkelbraune Lehmschicht, an der Oberfläche Spuren von verkohltem Holz, darüber mehrere Schichten von ziegelrot gebrannten, zusammenhaltenden Lehmstücken mit Holzabdrücken, dazwischen Hohlräume von den ausgeglühten Holzeinlagen und im oberen Teil die mächtige, kompakte Schlackenmasse.

An der ganzen nördlichen Wallstrecke, wo aus Mangel an Erde keine so hohe Aufschüttung wie an den anderen Seiten vorhanden ist, liegt die aufgebaute Wallverstärkung nicht schräg auf der inneren Böschung des Erdwalls, sondern sie erhebt sich auf einer fast horizontalen, nur leicht nach der Mitte zu gewölbten Unterlage von aufgehöhtem Kulturboden und Ufersand. Die gebrannte Masse bildet hier im Querschnitt ungefähr ein gleichschenkliges Dreieck. Bei dem an der Nordseite ausgeführten Durchschnitt D ergab sich, dass der obere, gebrannte Teil des Walls nur an dem Ende nach dem Wallkessel zu auf einer Lehmschicht, sonst auf einer solchen von gelblichem Sand ruhte. Dazwischen lag ein schwacher Streifen Holzkohle. Die Erdaufschüttung bestand an der Seite nach dem Wasser zu aus einer bis $1\,^3/_4$ m tief hinabreichenden, schwärzlichen Kulturablagerung mit germanischen und slawischen Gefässcherben, Tierknochen und verkohlten Holzstücken, in der Mitte aus Ufersand und hellgrauer Erde, an der anderen Seite wieder aus dunkler Erde mit rot gebrannten Lehmstücken, Tierknochen und slawischen Scherben (Abb. 10). An dieser Seite hat vielleicht vor dem Aufbau der Wallbefestigung ein slawisches Wohnhaus gestanden. Die Kulturschicht dehnte sich am Fuss des Walls zu beiden Seiten des Durchschnitts und nach dem Wallkessel zu noch weiter aus, bei einer Tiefe von durchschnittlich 50 cm hatte sie eine Länge von 6 m und eine Breite von 4 m, von der Herdstelle waren nur einige durchglühte, schwarz gefärbte Feldsteine übrig geblieben.

Die Bauart der aus Lehm mit Holzeinlagen errichteten Wallbefestigung liess sich auch bei dem Durchschnitt D an der bis 2 m

Digitized by Google

hohen Brandmasse deutlich erkennen, besonders in dem unteren Teil derselben, wo noch keine Verschlackung eingetreten war. Der Durchbruch erfolgte an dieser Stelle von der dem Wasser zugewendeten Seite her. Nachdem die von der Wallkrone abgebröckelten und abgestürzten Schlackenstücke und die unter diesen lagernden Schuttmassen abgeräumt worden waren, erschienen an den regelmässig gepackten, zusammenhaltenden, ziegelrot gebrannten Lehmklumpen deutliche Abdrücke von mehreren horizontal übereinander, in gewissen Abständen voneinander

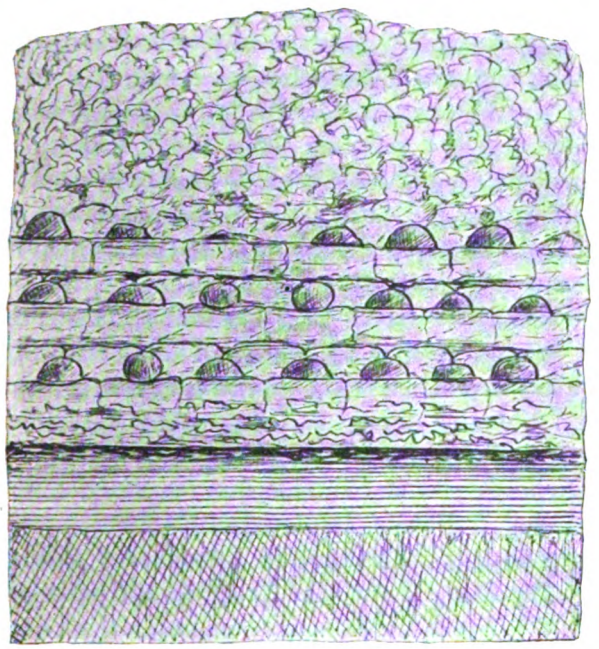


Abb. 12. Längsprofil der gebrannten Lehmmasse an der Südseite bei Durchschnitt F. Massstab 1 : 20.

liegenden Holzstücken und zwischen diesen, auch voneinander getrennt, die Hohlräume der rechtwinklig zu ihnen gelegten Querhölzer. Den Abdrücken nach waren Stangen und Äste, Bohlen und Schalen, an der Spalt- oder Schnittfläche bis 15 cm breit, verwendet worden. In einige Hohlräume konnte ein Stab bis auf 1 1/2 m Tiefe hineingesteckt werden. In den einzelnen Schichten lagen zwischen je zwei Holzstücken gewöhnlich zwei Reihen geformte Lehmklumpen. Diese Bauart stimmt mit der bei dem Walldurchbruch F an der Südseite beobachteten ziemlich genau überein, nur waren die Lagerhölzer dort enger aneinander gelegt, sodass in den einzelnen Schichten auf 1 m Länge 5 Querhölzer kamen und zwischen je zwei von diesen nur eine Reihe Lehmkuchen lag. Die Anordnung der Lagerhölzer war in der Regel so, dass die in noch weichem Zustand aneinander gepackten Lehmklumpen das Holz

Digitized by Google

überdeckten und sich dabei gegenseitig berührten. So enthielt jede Schicht eine gleichmässige Stärke und Oberfläche. Vor dem Auftragen einer neuen Schicht scheint die schon festgelegte noch mit zerkleinertem Reisig, Schilf oder Stroh leicht bedeckt worden zu sein (Abb. 12).

Eine horizontale Lagerung der gebrannten Masse zeigte sich auch an einer Stelle der Südseite bei Durchschnitt B. Hier befand sich in dem sonst höher aufgeworfenen Erdwall dieser Südseite eine etwa 2 m breite Lücke, die mit gebrannter Masse ausgefüllt war, und zugleich eine Einsenkung der Wallkrone. Sie war von altersher als Übergang benutzt worden. Unmittelbar über dem planierten Kulturboden lag eine gelblich-braune Lehmschicht mit verkohlten Holzstücken und über dieser die gebrannte Masse, in der Mitte ganz verschlackt, nach den beiden Enden zu weniger scharf geglüht; zwischen dem Schutt lagen noch rundlich geformte Lehmstücke, auch Feldsteine, verkohlte Holzstücke und Asche. Eine regelmässige Schichtung der Brandmasse war bei diesem Durchbruch in einer Breite von 2 m nicht zu erkennen. Am Fuss der inneren und äusseren Wallböschung lag dunkelgrauer, mit zerbröckelten gebrannten Lehmstücken durchsetzter Kulturboden slawischer und vorslawischer Zeit. Wahrscheinlich ist der Wall an dieser Stelle mit einem etwas erhöhten, durch ein Holztor verschliessbaren Durchgang versehen gewesen. Über die Anlage und Bauart des Tors konnte nichts Sicheres ermittelt werden; die für eine breite Untersuchungsfläche abzuräumenden Schlacken- und Schuttmassen, sowie der nasse Untergrund erschwerten das Auffinden bestimmter Merkmale ausserordentlich. Überreste von Pfosten oder anderen Teilen eines Holzbaus wurden nicht gefunden, der Brand hatte das Tor wahrscheinlich ganz zerstört, die Wangen der Wallmauer waren zusammengestürzt und hatten den Torweg verschüttet, nur ein Paar starke eiserne Haspen, die zu einem ein- oder zweiflügligen Holztor gehört haben können, lagen etwa 2 m von dem Mittelpunkt des Walls nach aussen hin innerhalb der fast bis auf die Lehmtenne hinabreichenden Schlacken dicht nebeneinander. Unter der Einwirkung der Glut sind die Haspen zwar etwas verunstaltet, sonst aber in ihrer Form und Gliederung noch ganz deutlich erkennbar. Die Länge der beiden gleichförmigen Eisenbänder beträgt 23 bis 25 cm, ihre grösste Breite an den rundlich ausgeschnittenen Enden 12 bis 14 cm. Die zur Aufnahme der Hasphaken dienende Öse hat einen Mündungsdurchmesser von 45 mm und eine Tiefe von 50 mm. Die Flügel haben je 3 Löcher, in denen noch die zur Befestigung an den Holzleisten dienenden eisernen Nägel mit flachem, etwas gewölbten Kopf und von mindestens 10 cm Länge, oder Spuren von solchen steckten. In der einen Öse befindet sich noch der starke Hasphaken. (Abb. 13, Nr. 4 auf Taf. XVIII).

Digitized by Google

Nach dem Ergebnis der bei den verschiedenen Walldurchschnitten gewonnenen Einblicke ist der Befestigungsbau auf der Insel in folgender Weise ausgeführt worden. Zunächst wurde rings um die Insel ein möglichst starker Erdwall aufgeworfen, und zwar an der südlichen, östlichen und westlichen Seite dachförmig, durchschnittlich 12 m breit und 2 bis 3 m hoch, an der nördlichen Seite trapezförmig mit fast horizontaler Oberfläche, ebenso breit, aber nur 1 bis 2 m hoch. Der Erdwall erhielt eine aus Lehm mit Holzeinlagen schichtenweise aufgetragene Verstärkung, diese erhob sich bei den dachförmig angelegten Strecken von dem Fuss der inneren Erdwallböschung, an diese gelehnt, bei den trapezförmig gestalteten Strecken auf fast horizontaler Basis zu einer mauerartigen Bekrönung des ganzen Erdwalls. Bei dem Aufbau wurden runde oder gespaltene Hölzer in der Längsrichtung des Walls nebeneinander und in gewissen Abständen auch parallel hintereinander niedergelegt und die Zwischenräume mit dicht aneinander gepackten, rundlich geformten, noch weichen Lehmklumpen, gelegentlich auch mit passenden Feldsteinen ausgefüllt, so dass überall eine horizontale, gleichmässige Schicht von Lehmmasse mit Holzeinlagen vorhanden war. Auf die unterste, noch mit zerkleinertem Reisig, Schilf und Stroh bedeckte Schicht folgte eine zweite aus demselben Material, nur so angelegt, dass die Holzeinlagen kreuzweise, d. h. rechtwinklig zu denen der untersten Schicht und dementsprechend auch die Füllungen lagerten. In dieser Abwechslung erhoben sich die einzelnen, an den freiliegenden Aussenseiten stufenweise nach oben abgesetzten Schichten übereinander zu einer schräg von beiden Seiten ansteigenden festen Mauer. In welcher Weise die Mauer nach oben abgeschlossen war, lässt sich nach der vollständigen Zerstörung durch Brand nur vermuten. Vielleicht hatte sie einen kastenförmigen, auch aus Lehm mit Holzeinlagen aufgebauten Aufsatz, der oben mit einem Lauf- oder Wehrgang und an der Aussenseite mit einer aus Holz oder aus Lehm mit Holzverkleidung errichteten, mit dem Unterbau fest verbundenen Brüstung versehen war (Abb. 10 auf Taf. XVII). Solche nach Art der gallischen Mauern ausgeführte Befestigungen aus loser Erde, Lehm oder Steinen mit Holzeinlagen, sogen. Trockenmauern, wurden noch in spätslawischer Zeit errichtet. Das schichtenweise eingelegte Rundholz oder Strauchwerk diente dazu, das lose Material zusammen zu halten, die Lagerfestigkeit und Tragkraft zu vermehren (v. COHAUSEN, Befestigungsweisen der Vorzeit. S. 60 u. f.).

Das für den Befestigungsbau erforderliche Holz konnte die Insel zum Teil liefern, vorausgesetzt, dass sie damals mit Bäumen und Gebüsch bestanden und das in dem früher angelegten Erdwall etwa steckende Holzwerk zu den Einlagen noch verwendbar war. Im übrigen

Digitized by Google

bot der Holztransport von dem Festland nach der Insel keine grossen Schwierigkeiten, weder bei offenem Wasser noch bei einer haltbaren Eisdecke, und an den nötigen Arbeitskräften war damals gewiss kein Mangel. Das Füllungsmaterial wurde den sich noch jetzt als breite, muldenförmige Vertiefungen markierenden Stellen an der inneren Wallböschung ringsherum entnommen. Auf der ganzen Insel lagert unter dem Kulturboden und angeschwemmten Sand sehr tonreicher Lehm und Wiesenmergel, auch guter Töpferton, der wohl schon in früher vorgeschichtlicher Zeit zur Anfertigung von Gefässen verwendet worden ist.

Wohl die meisten slawischen Burgwälle waren bestimmungsgemäss befestigte Wohnplätze. Die Umwehrung dürfte in erster Linie zum Schutze der Wohnungen errichtet worden sein. Es ist nicht anzunehmen, dass sie vorwiegend als Abwehr- oder Zufluchtsorte, sogen. Fliehburgen angelegt worden sind, auch nicht als Kultusstätten (BEHLA, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, S. 40 ff.). Der Fergitzer Burgwall nimmt in dieser Beziehung keine Sonderstellung ein. Die an dem Wall, besonders am Fuss der inneren Böschung, sowie auf dem erhöhten Raum des Wallkessels zum Vorschein gekommenen Funde deuten nur auf einfache Wohnungsanlagen hin und bezeugen, dass die Inselbewohner hauptsächlich in der Viehzucht, Jagd und Fischerei ihre Beschäftigung und ihren Lebensunterhalt gefunden haben. Die aus Holz mit Reisiggeflecht und Lehmbewurf aufgebauten Hütten standen etwas vertieft in der losen Erde, es waren entweder einfache Pfostenbauten oder die Wände ruhten schon auf Schwellen, der Fussboden war in spätslawischer Zeit gewöhnlich mit festgestampftem Lehm oder Ton bedeckt und die Herdstelle aus geschlagenen Steinen in Lehm gesetzt. Die über den Wohnstellen lagernde Erde enthielt meistens verkohltes Holz, Asche, Topfscherben und Bruchstücke von Wirtschaftsgeräten, z. B. Wirtel aus Ton oder Sandstein, Knochenpfrieme und eiserne Messer, auch der vordere Teil eines massiven Schläfenringes aus Bronze wurde in einer solchen gefunden. In den Abfallgruben lagen zahlreiche Scherben, Knochen von Haustieren und von Wild, einige von diesen mit Einkerbungen versehen, bearbeitete Hirschgeweihstücke, Fischgräten und haufenweise Fischschuppen (Abb. 13, Nr. 5—17 auf Taf. XVIII).

Die aus den massenhaft gefundenen Scherben erkennbaren Tongefässe von verschiedener Grösse und Form, 5 bis 26 cm hoch und bis 30 cm weit, mit abgerundeter oder stumpfwinklig gebrochener Wandung und mit der flüchtigen, wunderlichen Verzierungsweise gleichen dem in der nächsten Umgebung der Insel auf den Ansiedlungsstätten bei Potzlow, Melzow, Stegelitz und Schmiedeberg vorkommen-

Digitized by Google

den Material. Die Scherben des Fergitzer Burgwalls gehören grösstenteils der spätslawischen Zeit an, nur ein geringer Teil trägt die Kennzeichen der älteren Keramik: grobe, mit Steingrus vermischte, in vereinzelten Fällen noch schwach gebrannte Masse, steil aufsteigender oder nur wenig nach aussen umgebogener Gefässrand, Ornamente auf dem oberen Teil des oft noch mit geglätteter Oberfläche versehenen Gefässes, gerade oder nur wenig eingewölbte, zuweilen mit einer kleinen zentralen Vertiefung versehene Standfläche. Die spätslawischen Gefässe sind von feinerer Masse, schärfer gebrannt, vorwiegend mit der Scheibe geformt, an der Oberfläche meistens rauh und stumpf, der Rand ist scharf profiliert, manchmal fast ganz rechtwinklig nach aussen umgebogen, abgerundet oder kantig abgestrichen, der Hals kurz und eingezogen, das an der Mündung und an den Schultern weit ausgebauchte Gefäss verjüngt sich allmählich zu einer verhältnismässig kleinen Standfläche. Auch Bruchstücke von Gefässdeckeln mit einem Knopf in der Mitte und einem Randfalz, an der Oberfläche mit konzentrischen Kreisen verziert, fanden sich zwischen den spätslawischen Scherben. Zu den häufig vorkommenden Ornamenten gehören die mit einem mehrzinkigen, kammartigen Gerät horizontal oder vertikal eingezogenen wellenförmigen Linien, die in derselben Weise hergestellten, um den Gefässhals laufenden Rund- oder Spitzbogen und Zickzackbänder, sowie die ebenfalls mit einem ähnlichen Instrument eingedrückten Punkt-, Tupfen- oder Strichreihen, horizontal oder vertikal, auch sparrenförmig angelegt. Die Linien-Ornamente sind oft in zwei Reihen übereinander angeordnet, zuweilen auch mit Punkt-, Tupfen- oder Strichreihen kombiniert. Viele Scherben haben das auf spätslawischen Gefässen häufig vorkommende Ornament der Riefelung, horizontal eingezogene schmale und breite, gewöhnlich flache Rillen, die in mehr oder weniger grossen Abständen, selten regelmässig und parallel, das ganze Gefäss mit Ausnahme eines breiten Streifens am Rand und an der Standfläche reifenartig umziehen. Auf solcher geriefelten Oberfläche befinden sich dann oft noch Linien- oder Tupfenornamente, bei einigen läuft auch in Schulterhöhe ringsherum ein mit schrägen, spiralig gestalteten, tiefen Einkerbungen versehener schmaler Wulst in der Form einer aufgelegten dicken Schnur. Mehrere eingewölbte, mit einem aus der Gefässwandung gebildeten Rand versehene Bodenstücke tragen an der Aussenseite die in spätslawischer Zeit als Fabrik- oder Eigentumsmarken gebräuchlichen, erhaben dargestellten Figuren. Dass diese mittelst einer Form oder eines Stempels in den noch weichen Ton eingedrückt wurden, bezeugt das Bodenstück eines Topfes, auf dessen Standfläche, ungefähr in der Mitte, neben einem deutlich ausgeprägten Zeichen, einem sogen. Krückenkreuz, genau dasselbe, nur weniger klar

Digitized by Google

und in etwas schräger Stellung zu jenem, aber mehr in der Mitte der Standfläche erkennbar ist. Das Krückenkreuz ist vielleicht ebenso wie das Hakenkreuz nur eine Verstümmelung oder Verkürzung des häufig als Stempel vorkommenden vierspeichigen Rades; die Kreuzarme sind als Speichen und die Krücken, welche anderweitig auch konzentrisch gebogen erscheinen, z. B. auf einem Bodenstück vom Burgwall bei Schwedt a. Oder, als Felgen zu deuten. Das Stück mit dem zweimal eingestempelten Krückenkreuz lag mit vielen anderen Scherben und einigen Tierknochen in der Nähe eines aus geschlagenen Steinen in Lehm gesetzten Herds auf der Anhöhe im Wallkessel und gehörte zu einem hohen, im oberen Teil stark ausgebauchten

Abb. 15.

Topf. Die noch dazu gehörigen Scherben liessen sich zu der einen grösseren Hälfte zusammensetzen, sodass das Gefäss wieder ergänzt werden konnte. Es ist 26 cm hoch, in Schulterhöhe 30 cm, an der Mündung 25 cm weit und hat eine Standfläche von nur 10,5 cm. Die stumpfe Oberfläche ist mit Ausnahme eines schmalen Streifens an dem Rande und an der Standfläche mit horizontalen Riefen und an der Schulter mit einem ringsumlaufenden, spiralig gekerbten Wulst verziert, seine Farbe ist aussen und innen bis auf einige, besonders im Innern am Halse und Rande ringsherum sich hinziehende Rauchflecken teils gelblich- teils rötlichgrau. Der aus Gips ergänzte Topf wiegt 3,5 Kilogr., sein ursprüngliches Gewicht wird etwa 4 Kilogr. betragen haben. (Taf. XVIII, Nr. 19 u. 20, Taf. XIX u. Abb. 15.)

Schon aus dem Befund der Keramik geht hervor, dass die Slawen etwa vom Beginn des 8. bis Ende des 11. oder Mitte des 12. Jahrhunderts auf der Uckerinsel gehaust und im 11. Jahrh. die eigenartige, später durch Brand zerstörte, durchglühte und verschlackte Befestigung angelegt haben. Mitten in der verschlackten Masse wurden an verschiedenen Stellen stark geglühte und überbrannte spätslawische Topfscherben gefunden.

Die Funde aus slawischer Zeit waren, wie bei den meisten Burgwällen, innerhalb des Wallraums viel häufiger als ausserhalb desselben, während die aus vorslawischer Zeit ziemlich gleichmässig verteilt lagen. Slawische Gräber oder Spuren von solchen wurden an keiner auf-

Digitized by Google

genommenen Stelle gefunden. Die bei der Exkursion im Juni 1902 auf der Anhöhe im Wallraum ausgegrabenen Skelettreste können auch aus einer späteren Zeit stammen. Der spätslawische Wohnplatz lag in dem durch die hohe befestigte Umwallung geschützten Raum. Dieser gewährte den Inselbewohnern eine gute Deckung gegen ungestümes, auf der weiten Wasserfläche mit verstärkter Gewalt tobendes Wetter. In dem geschützten Wallkessel konnten geräumige aus Holz mit Flechtwerk und Lehmbewurf errichtete und mit Rohr gedeckte Wohnungen und Stallungen frei in der Mitte oder an die innere Wallböschung gelehnt stehen. Die Haustiere waren wie in einem abgeschlossenen Hofraum unter Aufsicht. Die starke Ringmauer bot aber auch gegen etwaige räuberische Überfälle und feindliche Angriffe wehrhaften Schutz.

Slawische Fischer werden die letzten ständigen Bewohner der Insel gewesen sein. Von den etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Uckermark dauernd sesshaften deutschen Kolonisten sind auf der Insel keine Spuren von Besiedlung zum Vorschein gekommen. Wahrscheinlich wurde die befestigte Insel, bei der endgültigen Unterwerfung der Slawen durch Waffengewalt, bezwungen und der starke Wehrbau durch Brand zerstört. Vielleicht war sie den immer weiter verdrängten Slawen noch eine letzte, heftig bestürmte und hartnäckig verteidigte Zufluchtsstätte. Es ist aber auch möglich, dass schon vor dem Eindringen der Deutschen, oder erst nach demselben, für den Fall, dass den sich unterwerfenden Slawen die Insel als Wohnsitz belassen wurde, ein verheerendes Feuer daselbst entstand und die entflohenen Bewohner diesen Sitz ganz aufgaben, weil nunmehr eine Ansiedlung auf dem Festland leichter ausführbar war und im allgemeinen doch grössere Vorteile gewährte. Jedenfalls hat einst in vor- oder frühgeschichtlicher Zeit auf der Insel ein grosser, nach der noch jetzt in der Umgegend bekannten Überlieferung 7 Jahre anhaltender Brand gewütet und überall deutliche Spuren hinterlassen, nicht nur an dem Wall selbst, sondern auch auf dem von ihm umschlossenen Raum, wo an vielen Stellen verkohlte Holzstücke und gebrannter Hüttenlehm zu finden sind. Der Brand scheint allerdings sehr stark gewesen zu sein, da die ganze mächtige Befestigungsmasse bis auf den Grund durchglüht und grösstenteils verschlackt ist. Das auf der Uckerinsel zum Bau verwendete Füllungsmaterial enthielt viele Bestandteile von vergangenen Pflanzen und war daher für eine leichte Entwicklung und Verbreitung der einmal entfachten und wohl durch sehr starken Luftzug beförderten Glut ganz besonders geeignet. Vermöge seines reichen Gehalts an kohlensaurem Kalk wurde der tonreiche Lehm an den besonders der Glut ausgesetzten Stellen in eine zähe, zusammengefrittete Schlackenmasse verwandelt.

Digitized by Google

Nach dem Ergebnis der bisherigen Ermittelungen unterliegt es keinem Zweifel, dass die Verschlackung des Fergitzer Burgwalls infolge eines Zerstörungsbrandes entstanden ist. Bei den in Böhmen und Schlesien, besonders in der Oberlausitz häufig vorkommenden slawischen Burgwällen mit stark geglühtem und verschlacktem, hauptsächlich aus Basalt und Granit bestehenden Material soll das Ausglühen, nach der von Hermann SCHMIDT in Löbau noch neuerdings angestellten Untersuchung und vertretenen Ansicht, absichtlich herbeigeführt worden sein. Es wird angenommen, dass zu diesem Zweck in einem aufgeschütteten Erdwall der Länge nach ein Graben von 1 bis 2 m Breite angelegt, in diesem reichlich Holz entzündet und nach Entwicklung einer starken glühenden Kohlenschicht faust- bis kopfgrosses Gestein darauf geworfen, dann wieder Holzfeuer gemacht, Steinmaterial aufgeschüttet und in dieser Weise fortgearbeitet worden sei, bis die infolge der Hitze und Glut sich bildende Schlackenschicht die erforderliche Höhe erreicht habe, oder dass man in dem Graben abwechselnd viel kleines Holz und Steine sehr locker geschichtet, mit Erde bedeckt und das Holz dann entzündet habe. Das Ausglühen des zum Aufbau des Walls verwendeten Gesteins und Erdbodens sei in erster Linie deshalb geschehen, um die zum Schutz gegen Kälte, Nässe und Wind in oder dicht an dem Wall errichteten Wohnungen, Viehställe und Vorratsräume noch mehr gegen Witterungseinflüsse zu sichern, besonders die hintere Wand derselben trocken zu halten. Die Entstehung der Schlackenwälle wird in die Zeit rein slawischer Besiedlung (6. bis 9. Jahrh.) verlegt. (Jahresheft d. Gs. f. Anthr. u. Urgesch. d. Oberlausitz II. S. 165 ff. Mannus I. S. 285.) Bei dem Fergitzer Burgwall ist ein absichtliches Ausglühen der aufgebauten Masse nicht anzunehmen. Der Schlackenwall in seiner zusammengesunkenen, oben abgerundeten Form bot den Inselbewohnern nur wenig Schutz gegen stürmisches Wetter oder feindliche Überfälle, und zur Befestigung von ein- oder angebauten Hütten war er wenig zweckmässig angelegt. Weder in der nächsten Umgebung der Insel noch weiterhin in der Uckermark sind bis jetzt derartige ausgeglühte Befestigungsanlagen oder Spuren von solchen nachgewiesen worden. Wo sich anderweitig, in benachbarten Landesteilen, z. B. auf der Insel des Lübbensees bei Königswalde i. d. Neumark oder auf dem Poggenwerder bei Alt-Ruppin, in Mecklenburg oder Pommern vereinzelt Überreste von Verschlackungen finden, liegen wohl auch nur unbeabsichtigte, natürliche Folgeerscheinungen von Bränden, insbesondere Zerstörungsbränden vor.

Die von den Uckerwenden mühsam angelegte Inselbefestigung hat als merkwürdige Ruine nun schon viele Jahrhunderte überdauert. Ver-

Digitized by Google

möge ihrer günstigen, isolierten Lage und ihrer Zugehörigkeit zu einem gesicherten Grossgrundbesitz ist sie vor dem Schicksal manches anderen vor- oder frühgeschichtlichen Denkmals, wegen nutzbringender Verwendung des Materials beseitigt oder als Verkehrshindernis aus dem Wege geräumt zu werden, bewahrt geblieben. Durch das schon mehrmals erlassene und noch kürzlich in verschärfter Form in Erinnerung gebrachte Verbot, die Insel ohne vorher eingeholte Erlaubnis zu betreten, ist seitens des Grundherrn in dankenswerter Weise dafür gesorgt worden, dass die sich zu weit ausbreitende und oft rücksichtslos vordringende Wanderlust und Forschungssucht des Publikums, zu Wasser und zu Lande, mit den manchmal recht unangenehm und störend wirkenden Begleiterscheinungen an der Burgwallinsel vorüberziehen und weitere, unnötige Beschädigungen der interessanten vorgeschichtlichen Anlage vermieden werden. Die Genehmigung zur Besichtigung des Fergitzer Burgwalls ist nur durch Vermittlung des Vorstands des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu erhalten; sie wird denjenigen, die ein wissenschaftliches Interesse daran bekunden, gewiss gern erteilt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 2. Der Fergitzer Burgwall vom Warnitzer Ufer aus.

Abb. 3. Westliche Böschung des Burgwalls.

Abb. 4. Der Wallkessel mit der Anhöhe (von Westen aufgenommen).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

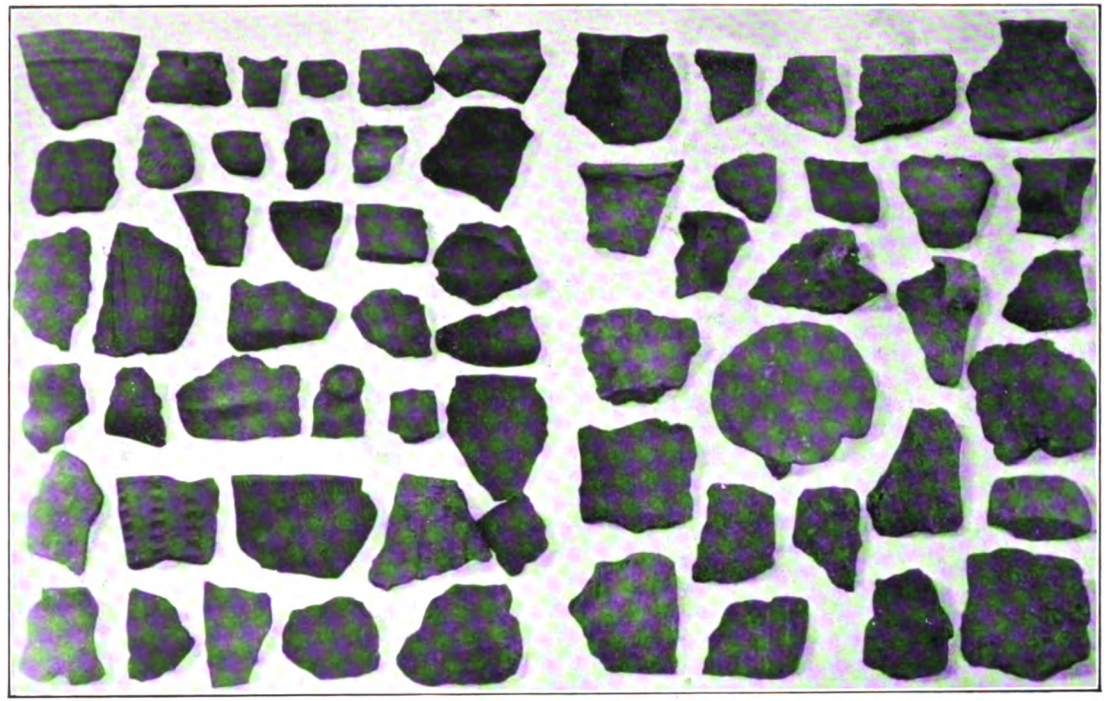


Abb. 6. Vorslawische Gefässreste vom Fergitzer Burgwall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 8. Walldurchschnitt A (an der Südseite) von aussen (Seeufer).

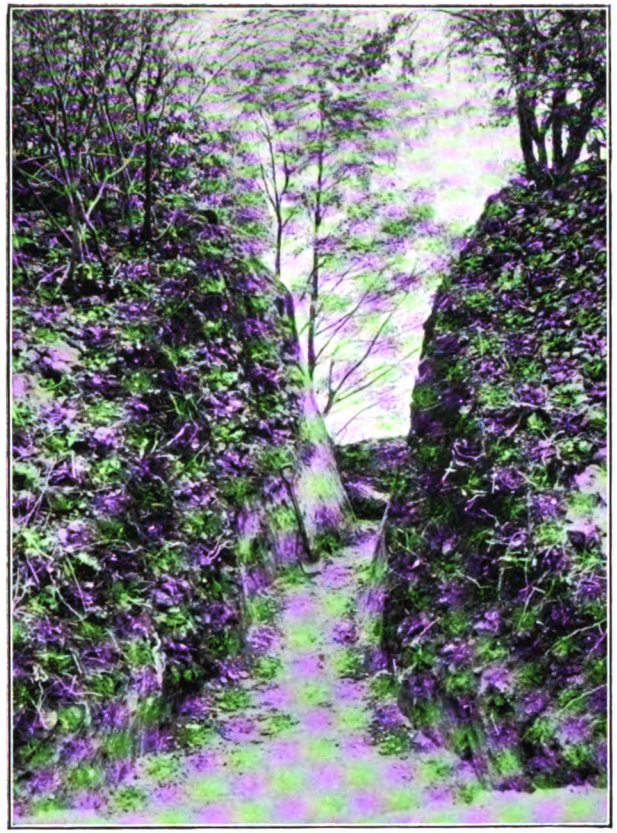


Abb. 9. Walldurchschnitt A (an der Südseite) von innen (Wallkessel).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

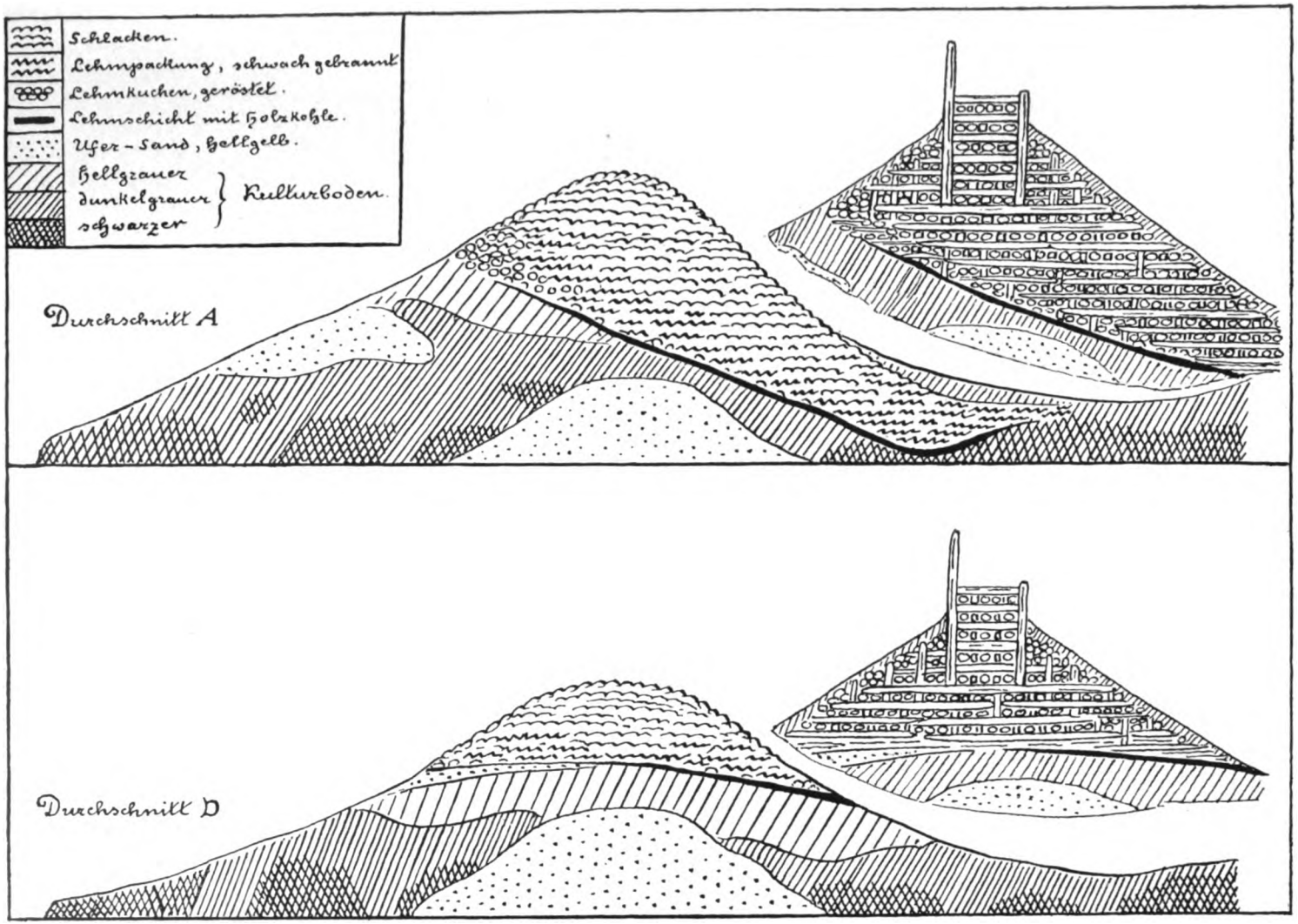


Abb. 10.

Quer-Profile des Fergitzer Burgwalls bei Durchschnitt A und D.
Daneben Quer-Profile der Wallbefestigung aus Holzwerk mit Lehmpackung, wie sie vor dem Brand beschaffen gewesen sein kann. Massstab 1 : 100.

Digitized by Google

Digitized by Google

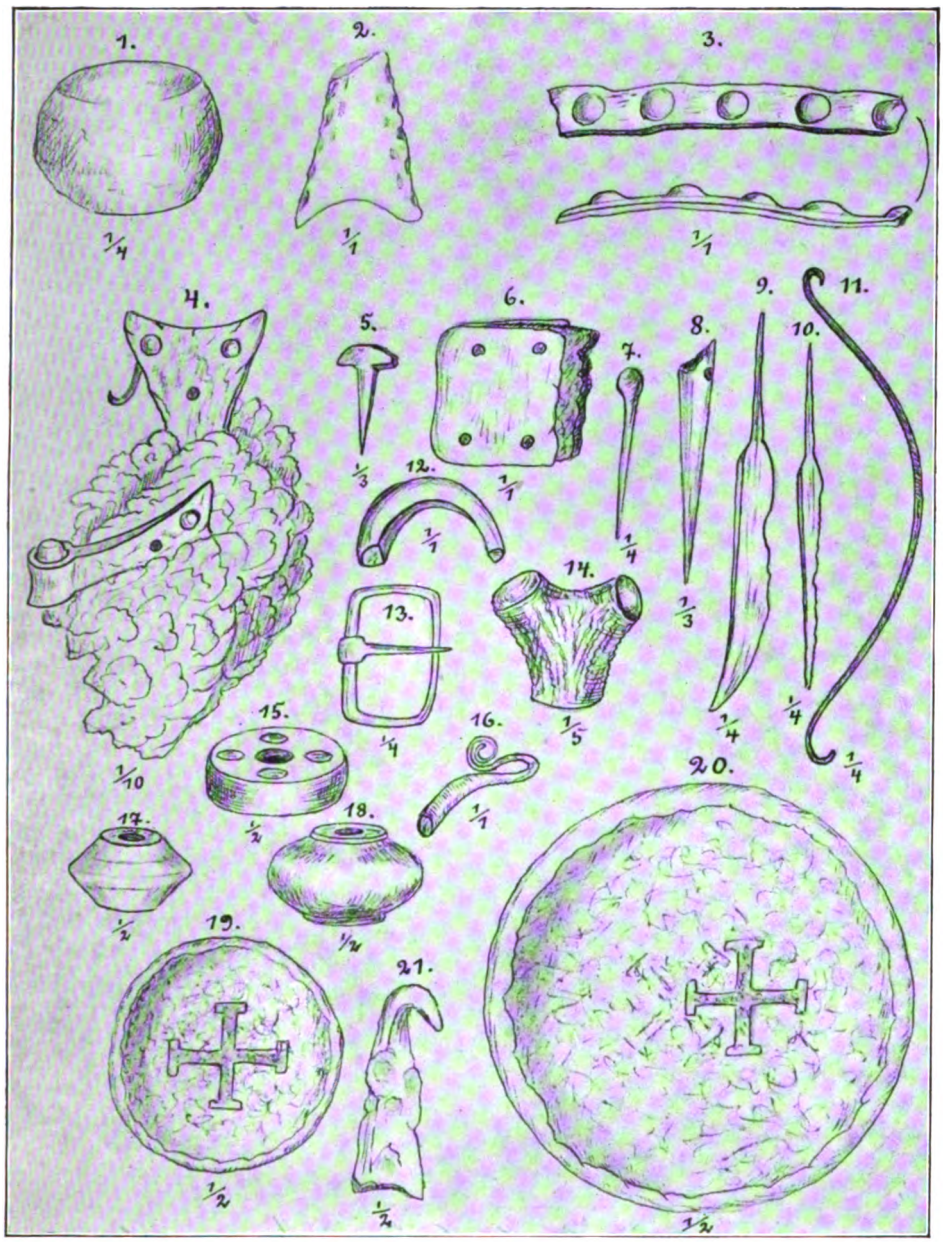


Abb. 13.

1. Reibstein (Granit).
2. Pfeilspitze (Flint).
3. Armreifen mit erhabenen, von innen herausgearbeiteten Buckeln (Bronze).
4. Zwei Haspen (Eisen), in einem verschlackten Lehmklumpen.
5. Nagel (Eisen).
6. Riemenbeschlag, umgebogen (Bronze), mit anhaftendem Lederstreifen.
7. Pfriem (Knochen).
8. Desgl. mit Tülle (Eisen).
9. Messer mit beiderseits abgesetztem Griffdorn und aufwärts gerichteter Schneide (Eisen).
10. Desgl. mit gerader Schneide (Eisen).
11. Eimer-Henkel (Eisen).
12. Ringstück (Glas).
13. Schnalle (Eisen).
14. Rothirschgeweihstück, ausgesägt.
15. Wirtel mit Schalenverzierung (Sandstein).
16. Schläfenringstück (Bronze).
17. Wirtel (Ton).
18. Desgl.
19. Gefässboden mit erhabenem Krückenkreuz als Marke (Ton).
20. Desgl., derselbe Stempel zweimal eingedrückt.
21. Gürtelhaken (Eisen).

v. d. Hagen, Fergitzer Burgwall. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

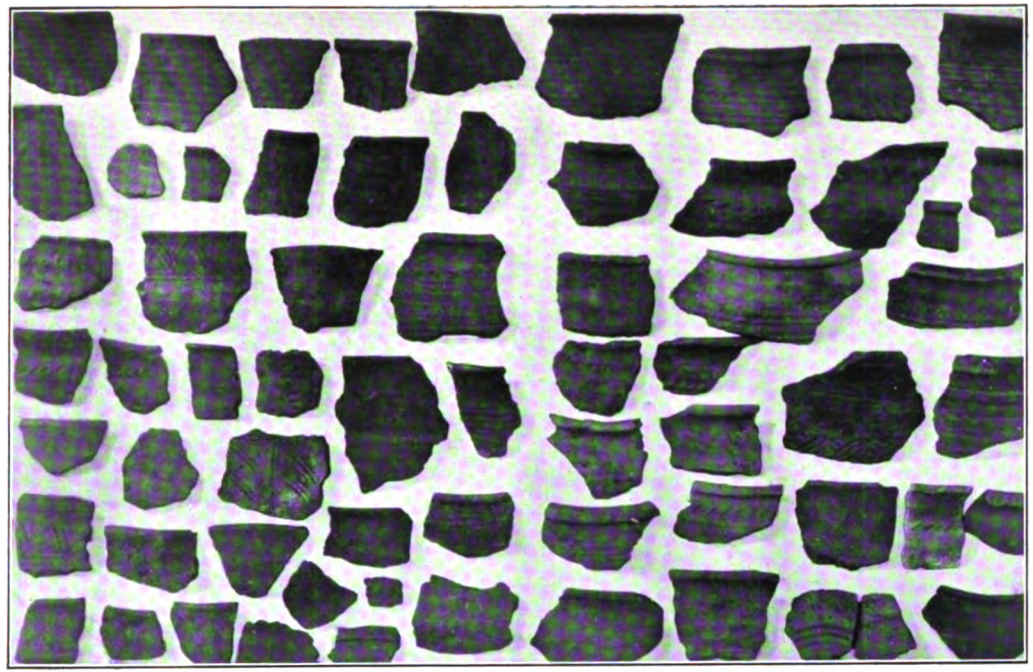


Abb. 14. Slawische Gefässreste vom Fergitzer Burgwall.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung.

Von Karl Schirmeisen, Brünn.

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Abhandlung von K. SCHIRMEISEN wurde mir von dem Herrn Verfasser bereits im Jahre 1909, allerdings in wesentlich anderer Gestalt, als Beitrag für den Mannus eingesandt. Es folgte dann eine längere Korrespondenz zwischen dem Verfasser und mir über eine Reihe starker Anstösse, die sich nicht auf Einzelheiten, sondern auf Gesamtauffassungen bezogen. Wenn ich die Abhandlung jetzt dem Drucke übergebe, so ist mir natürlich sehr wohl bewusst, dass sie noch mancher Reinigung und Vertiefung bedurft hätte. So fehlt z. B. Erwähnung und sicher auch Kenntnis der von Otto von FRIESEN aufgestellten und anscheinend erwiesenen Ansicht, dass das Runenalphabet, mit Ausnahme weniger Zeichen wie ᚠ = lat. F, in Südrussland aus der spätgriechischen Kursive entlehnt worden ist (Om Runskriftens Härkomst. Uppsala 1904). Es fehlt aber auch völlig — und das ist eine bösere Lücke — eine Berücksichtigung der minoischen (urkretischen) Hieroglyphen- und Zeilensilbenschrift, jener berühmten durch A. EVANS gemachten Entdeckung, die doch nun schon seit 16 Jahren bekannt ist und die für das hohe Alter und die Unabhängigkeit der griechischen Schrift vom phönikischen Alphabet ganz neue Stützpunkte geboten hat. Der Art sind meine Anstösse, die aber schliesslich für den Gesamtinhalt und die ganze Richtung der Arbeit doch als unerheblich zu bezeichnen sind. Indessen habe ich mir dem Verfasser gegenüber ausdrücklich das Recht vorbehalten, in einer einleitenden Anmerkung meine besonderen Vorbehalte zu machen.

Die Philologen und die Sprachforscher reiner Observanz werden sich vielleicht oder vielmehr gewiss über ganz andere Dinge dieser Abhandlung bekreuzigen, ich meine die Ableitung der indogermanischen Einzelsprachen aus einer Ursprache, der die germanische Ursprache und die der germanischen Ursprache so nahe wie möglich gestanden hat, weit näher als die südeuropäischen Sprachen dieser Ursprache stehen. Nun, ich kenne keine Dogmen. Jede wissenschaftliche Anschauung, und mag sie noch so verbreitet und tief eingewurzelt sein, die als ein Vorurteil nachgewiesen werden oder wenigstens wahrscheinlich gemacht werden kann, lasse ich gern und ohne Schmerz fahren. Dies entspricht meiner persönlichen wissenschaftlichen Veranlagung und diese Anlage ist bei mir noch verstärkt worden durch mein Spezialfach. In der Vorgeschichte müssen wir seit Jahrzehnten fortdauernd mit eingewurzelten Vorurteilen aufräumen, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann die Umkehr der Ergebnisse, die früher nur dem Süden und dem Orient hold waren, nunmehr aber

Digitized by Google

das hohe Alter mittel- und nordeuropäischen Kulturbesitzes von Tage zu Tage deutlicher und greifbarer ans Licht treten lassen, — wann diese Umkehr der Wissenschaft ein Ende nehmen wird. Und so gebe ich denn mit gutem Gewissen und in völliger Unbesorgtheit um meinen wissenschaftlichen Ruf und um den Ruf des Mannus diese Abhandlung der Öffentlichkeit, überzeugt, dass, wenn auch schliesslich manches in ihr sich nicht halten lassen mag, sie doch ihren Nutzen gestiftet haben wird, indem sie zeigt, dass die Grundlagen unserer wissenschaftlichen Überzeugungen vielfach recht ungewisse sind, dass mit anscheinend gleicher Befugnis Häuser der verschiedensten Art darauf sich errichten lassen, und dass auch dasjenige, das aus den Lehr- und Handbüchern als das einzige bewohnbare bekannt ist, seine sehr fühlbaren Mängel aufweist. **G. K.**

Erster Teil.

Die Ansicht, dass die Buchstabenschrift zu einer der vielen von der Sage berichteten phönikischen Erfindungen gehöre, dass sie von diesem Volke zu den Griechen, von diesen zu den Römern und dann von Italien aus zu den Germanen vorgedrungen sei und sich hier, dem zur Verwendung gelangenden spröden Schreibmaterial (Holz, Stein und Metall) entsprechend, zu einer eigentümlichen Abart, der Runenschrift, entwickelt habe, ist gegenwärtig in wissenschaftlichen Kreisen zu einem Dogma geworden, an dem zu rütteln ein ausserordentlich missliches Unterfangen darstellt. „Die griechischen Alphabete sind Modifikationen und zum Teil individuelle Weiterbildungen eines und desselben Uralphabets, das aus dem phönikischen von 22 Zeichen abgeleitet ist." So lautet der erste und wichtigste Satz dieses Dogmas, ein Satz, zu welchem A. KIRCHHOFF in seinen „Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets" (4. Aufl., Gütersloh 1887, S. 168), zusammenfassend gelangt. Den zweiten Satz, „dass die Italer ihr Alphabet, bezw. ihre Alphabete, nicht unmittelbar von den Phönikiern, sondern durch Vermittelung der Griechen erhielten", können wir z. B. der Darstellung Joh. SCHMIDTs in Pauli-Wissowas Realenzyklopädie I, S. 1627 entnehmen. Der dritte Satz, dass die Runenschrift vom lateinischen Alphabete, und zwar „sogar speziell von dem lateinischen Alphabet in seiner jüngeren Gestalt" ausgeht und wahrscheinlich erst im 3. Jahrhundert nach Chr. „bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme gebildet wurde", stellt das Ergebnis der ausführlichen Untersuchungen des dänischen Runenforschers L. F. A. WIMMER („Die Runenschrift", deutsch von F. HOLTHAUSEN, Berlin 1887, S. XXII f., dazu S. 89—140, 171—176) dar. E. SIEVERS hält allerdings (PAULs Grundriss der Germanischen Philologie I, S. 249) „eine noch frühere Entstehung" der Runenschrift als am Ende des 2. oder am Anfang des 3. Jahrhunderts für „keineswegs ausgeschlossen" und G. NECKEL nimmt (Germanisch-Romanische Monatsschrift I, S. 12) sogar an, dass

Digitized by Google

Northwestern University Library

lange vor WULFILA Goten in den Donauländern die lateinischen Buchstaben zu eckigen Zeichen umgeformt hätten [1]). An dem Dogma selbst ändern aber diese kleinen Zugeständnisse nicht das Geringste.

Bei diesem Stande der Dinge scheint es, wie gesagt, höchst überflüssig zu sein, irgend welche neue Untersuchungen über die Entstehungszeit und den Entstehungsort der Buchstabenschrift vorzunehmen. Indessen sind trotz der scharfsinnigen Untersuchungen KIRCHHOFFs, WIMMERs u. a. Forscher bisher noch immer einige hieher gehörige und durchaus nicht unwichtige Tatsachen unerklärt geblieben, wie z. B. die, „dass zahlreiche Runenzeichen sich nur gezwungen oder gar nicht aus dem lateinischen Alphabet ableiten lassen, dass in letzterem weder die Zahl, noch die Reihenfolge, noch die Namen der altgermanischen Runen ein Vorbild haben, dass mehrere der ältesten Runenschriften linksläufig oder *βουστροφηδόν* [2]) abgefasst sind u. a." (O. SCHRADER: Reallexikon der Indog. Altertumskunde, Strassburg 1901, S. 736). Und da ferner die lateinischen Alphabete mit den griechischen doch nicht so recht in der erforderlichen Übereinstimmung stehen und die Buchstaben ⊀ (ʾaleph) und O (ʿajin) als blosse Bezeichnungen für die Verschiedenheit des Vokaleinsatzes im phönikischen Alphabet (das die Vokale durch Punktierung bezeichnet) eine etwas seltsame Rolle spielen, so ist eine derartige Untersuchung doch nicht von vornherein als ganz unangebracht und aussichtslos zu bezeichnen.

I.

Dass sich nicht nur die ägyptische Hieroglyphen- und die sumerisch-assyrische Keilschrift, sondern auch die europäische Buchstabenschrift aus Bildern und Symbolen entwickelt hat, ist wohl kaum zu bezweifeln. Die Entstehung einiger solcher Zeichen dürfte aber dann ziemlich weit in die Vorgeschichte der Menschheit zurückreichen. Symbole finden sich nämlich bereits in der unmittelbar der Eiszeit folgenden Epoche, der „mesolithischen" Zeit. Die bemalten Kieselsteine aus der Höhle Mas-d'Azil [3]) weisen neben verschiedenen Punktreihen, geraden und gebrochenen Linien, Kreisen, Kreuzen usw. sogar eine Anzahl von Zeichen auf, die mit Buchstaben eine grosse Ähnlichkeit besitzen, weshalb sie PIETTE als die Quelle der „phönikischen" Schrift ansah. Die Tatsache jedoch, dass sich fast alle diese Zeichen [4]) unschwer auf

[1]) Vergl. dazu E. MOGK: Germ. Mythologie (Sammlung GÖSCHEN, S. 103 f.)

[2]) Furchenförmig hin- und hergehend.

[3]) Provinz Ariège in Frankreich, vergl. Ed. PIETTE: L'Anthropologie VIII, S. 385 ff.

[4]) Vergl. bei PIETTE a. a. O. besonders die Figuren 79—88.

Digitized by Google

drei Grundformen (gerade Linie, Haken und Dreizack) zurückführen lassen, deutet offenbar darauf, dass sie blosse Symbole, vielleicht Symbole der damaligen Götterdreiheit, sind. Ähnliche Symbole sind wohl auch die im „Salon noir de Niaux" (des Pyrenäenstädtchens Tarascon) auf der Höhlenwand gezeichneten Vogelfedern, Pfeile und Keulen (Steinhämmer?) [1]). Denn es dürfte kaum ein Zufall sein, dass die Pfeilzeichen stets nur auf den Abbildungen des Bisons und nicht auf denen des Hirsches, des Steinbocks oder des Pferdes erscheinen. Pfeil und Stier sind nämlich die üblichen Symbole des neolithischen Himmelsgottes, der als Pfeilerfinder und Zähmer seines vornehmsten Jagdtieres, des Rindes, gilt [2]).

Die systematische Zusammenstellung derartiger Bilder und Symbole zu einer der erwähnten Schriftarten muss freilich erst zu einer ziemlich späten Zeit vorgenommen worden sein. Beweisend für diese Annahme ist vor allem die Tatsache, dass die Erfindung der Schrift in den einzelnen Göttersagen stets nur den jüngsten Gottheiten zugeschrieben wird, und zwar meist den mit dem Planeten Merkur in mehr oder weniger inniger Verbindung stehenden Windgottheiten. So wird z. B. als Erfinder der Buchstabenschrift entweder HERMES, der griechische Wind- und Merkurgott, selbst [3]) oder eines seiner menschlichen Abbilder, z. B. Kadmos oder Palamedes bezeichnet.

Ich habe nun in meiner Schrift „Die arischen Göttergestalten" nachzuweisen versucht, dass Merkur und Saturn erst mit dem allgemeinen Kulturaufschwunge des Bronzezeitalters als Wandelsterne erkannt wurden und dass sich um diese neuen göttlichen Anziehungsmittelpunkte die kulturellen Errungenschaften der damaligen Zeit als Attribute niederschlugen. Der grosse Aufschwung der Schafzucht z. B. brachte es damals mit sich, dass Hermes so innig mit dem Widder in Verbindung steht (indem er denselben bald führt, bald unter dem Arme oder auf den Schultern trägt etc.) und fast immer mit dem wollenen Filzhut dargestellt wird. Auch sein zweites Tierattribut, der Hahn, ist ein Kulturgut der vollentwickelten Bronzezeit. Die speziell ihm zugeschriebene Erfindung von verschiedenen Musikinstrumenten steht gleichfalls in vollster Übereinstimmung mit den Angaben der Vorgeschichte. Die Ausbildung des Handels in jener Zeit verursachte offenbar den bekannten Zusammenhang des Gottes mit dem Kaufmanns-

---

[1]) L'Anthropologie XIX, S. 15 ff.

[2]) Vergl. K. SCHIRMEISEN: Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten, Brünn 1904, S. 17 ff. und: Die arischen Göttergestalten, Brünn 1909, S. 13 ff.

[3]) Vergl. z. B. O. GRUPPE: Griechische Mythologie, München 1906, S. 635_0 und 1339_3.

Digitized by Google

stande (Beutel!) und dem öffentlichen Verkehr, die Anhäufung grösserer Reichtümer und das damit in ursächlicher Verbindung stehende häufigere Vorkommen von Diebstählen usw. seine merkwürdigen Beziehungen zu Dieben, Räubern und Wegelagerern. Neue religiöse Anschauungen über das Leben nach dem Tode machten Hermes zu einem Totenführer und die in der damaligen Zeit immer festere Formen annehmenden Ideen von der Bedeutung und dem Werte des Königstums sowie einer adeligen Abstammung und Zeugung machten den griechischen Gott zu einem Verleiher des Zepters, zu einem Träger des königlichen Heroldstabes und zu einem ithyphallischen Gotte.

Wird also Hermes als Erfinder der Buchstabenschrift bezeichnet, so heisst dies nach meinem bereits in der „Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten" angegebenen Gesichtspunkte, dass die Anfänge der Buchstabenschrift schon in die Bronzezeit fallen müssen. Dieses Zeitalter mit seinem grossartigen Kulturfortschritte war ja schliesslich für diese Erfindung ausnehmend geeignet und der damals zur Anwendung kommende Heroldstab diente, wie man weiss, hauptsächlich zur Vermittlung von Botschaften und zur Fixierung von Verträgen aller Art.

Über die Herkunft der Buchstabenschrift ist die Tradition nicht einig. Während sie einerseits, wie eben erwähnt, als Erfinder derselben entweder Hermes selbst oder (neben anderen Heroën wie Orpheus, Musaios) seine Abbilder Kadmos und Palamedes bezeichnet, spricht sie anderseits diese Erfindung den Phönikiern zu und nennt die Buchstaben „phönikische Schriftzeichen" (*Φοινικήια*). Wohl hauptsächlich aus diesem Grunde hält man daher vielfach Kadmos für eine alte morgenländische Gottheit und Palamedes für eine Verkörperung der phönikischen Kultur, allem Anscheine nach jedoch mit Unrecht. Was die traditionellen Vermutungen über die phönikische Herkunft der Buchstabenschrift anbelangt, so ist daran zu erinnern, dass nicht immer derjenige als der Erfinder genannt wird, der im Prinzipe eine Erfindung wirklich gemacht hat, sondern gar oft derjenige, der sie praktisch verwertet und verbreitet hat. In dieser Hinsicht haben bekanntlich die Phönikier einen nicht unansehnlichen Teil ihres alten Erfinderruhms bereits eingebüsst. Tatsache ist, dass sie sich als Asiaten naturgemäss ursprünglich der Keilschrift bedienten, und zwar, wie die Tontafel-Funde von Tell-el-Amarna[1]) beweisen, selbst noch im 14. Jahrhundert v. Chr. Für diese oder für eine nicht viel spätere Zeit werden

[1]) Vergl. z. B. A. KLOSTERMANN: Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem 2. Jahrtausend v. Chr., Leipzig 1902.

Digitized by Google

aber von verschiedenen Forschern bereits die Anfänge der griechischen Buchstabenschrift festgesetzt [1]) und da auch die Frage nach dem Ursprung der „phönikischen" Zeichen trotz der vielen einschlägigen Untersuchungen „bisher noch ungelöst" [2]) ist, so steht die übliche Hypothese von ihrer Herkunft auf nicht sehr starken Füssen. Man führt gewöhnlich auch den semitischen Charakter der Namen *aleph, beth, gimel* usw. ins Treffen. Dem steht jedoch [3]) die Tatsache entgegen, dass diese Namen dem Wortschatze der semitischen Sprachen fast durchwegs fehlen und nur durch ähnlichlautende vertreten sind. Mit demselben Rechte könnte man daher auch griechische Wörter wie *ἀλφός, γάμος* etc. zur Erklärung der Buchstabennamen heranziehen.

Versuchen wir in Anbetracht dieser unklaren Verhältnisse aus dem Mythus einige Anhaltspunkte zur Herkunftsbestimmung der Buchstabenschrift zu gewinnen! Es wären hiebei folgende Sätze zu berücksichtigen:

1. Bei der Berührung oder Vermischung zweier Völkerschaften findet in der Regel auch ein Austausch, bezw. eine Mitteilung der von diesen Völkerschaften verehrten Gottheiten statt. Wir wissen ja, dass z. B. der römische Götterhimmel von den Städten der römischen Umgebung, von Griechenland, von Ägypten, von Persien usw. aus immer mehr und mehr bevölkert wurde.

2. Mit dem Gotte sind aber auf das innigste seine, bezw. seines Volkes, Erfindungen und Erfahrungen verbunden und der fremde Gott wird hauptsächlich nur wegen dieser an seine Person sich knüpfenden Kulturfortschritte gastfreundlich aufgenommen.

3. Es ist aber auch klar, dass solche rezipierte Gottheiten, auch wenn sie Hauptgottheiten sind, selten imstande sein werden, sich in dem neuen Götterstaate zur Oberherrschaft emporzuschwingen, sondern fast immer nur mehr oder weniger untergeordnete Stellungen einnehmen werden. Dass aber eine untergeordnete Gottheit des einen Götterstaates zu einer Hauptgottheit des anderen werden könnte, ist schwer denkbar.

Nun hat weder Hermes, der Buchstabenerfinder, im griechischen Olymp eine besonders hervorragende Stellung eingenommen, noch ist uns dies von irgend einer Wind- und Merkurgottheit des phönikischen Götterhimmels bekannt. (Auch Thot, der ägyptische, und Nebo, der assyrische Hermes, sind keine Götterfürsten.) Wir finden dagegen bei den Thrakern eine oberste, von den Griechen dem Hermes gleich-

[1]) Vergl. V. GARDTHAUSEN: Germ. Roman. Monatsschrift I, S. 279.

[2]) W. LARFELD: Handbuch der griechischen Epigraphik I, Leipzig 1907, S. 332 ff.

[3]) Vergl. z. B. die Bemerkungen K. FAULMANNs in seiner populären „Geschichte der Schrift", Wien 1880, S. 124 f.

Digitized by Google

gesetzte Gottheit, von der abzustammen sich die thrakischen Könige rühmten, die sie am meisten verehrten und als würdigste Schwurgottheit anerkannten [1]). Und wir finden dieselbe Gottheit als Hauptgottheit der Gallier wieder und erkennen unschwer, dass sie mit dem Götterfürsten der Germanen, mit Wodan-Odhin, durchaus identisch ist. Wie ich in der „Entstehungszeit der german. Göttergestalten" S. 27 ff. nachzuweisen versuchte, gehört dieser Gott nach allen seinen Attributen (Speer und Schild, Helm und Schwert, Hut und Mantel, Seelenführerschaft und Beziehung zur Leichenverbrennung usw.) bereits dem Bronzezeitalter an. Es wäre daher die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass Hermes nicht das Vorbild, sondern im Gegenteil ein blosses Abbild Wodans ist.

Auf die ausserordentlich grosse Ähnlichkeit der beiden Göttergestalten besonders hinzuweisen, ist hier wohl unnötig [2]). Zu berücksichtigen ist, dass bei Wodan einige besonders charakteristische Eigenschaften stärker hervortreten als bei Hermes. Auch Wodan ist z. B. gleich diesem ein Gott der Räuber — denn was waren etwa seine vornehmsten Verehrer, die Wikinge, anderes als kühne Seeräuber? — und erweist sich bei der Erwerbung des Dichtermetes als Dieb. Aber er, bezw. sein Volk, hat, wie es scheint, für diese Verbrechen sogar eine neue Todesstrafe, das Hängen, erfunden, eine Todesstrafe, die in Süddeutschland, der echten Heimat Wodans, noch heute gebräuchlich ist, während die Seegermanen und die ihnen nahestehenden Völker die Strafe der Köpfung bevorzugen. Und wie der alte Himmelsgott Ziu-Tyr die von ihm erfundene, bei Fälschung eines Gottesurteils zur Anwendung gelangende Strafe des Handverlustes an sich selbst erfahren muss und wie ferner Mimir bei den Wanen, den Gottheiten der Seegermanen, nach dem dort üblichen Strafverfahren sein Haupt einbüsst, so muss auch Wodan nach germanischer Anschauung die von ihm erfundene Strafe an seinem eigenen Leibe erdulden. Er wird zum „Hängegott", der nach der Edda (Hâvamâl 139) von sich selbst berichtet:

Ich weiss, dass ich hing am windigen Baum
Neun volle Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Wodan geweiht,
Ich selber mir selbst,
An jenem Baume, der allen verbirgt,
Aus welchen Wurzeln er wuchs.

Bei dieser Selbstopferung erfindet nun Wodan die Runen, jene

[1]) Herodots Geschichten V, 7.
[2]) Vergl. z. B. W. H. ROSCHER: Hermes der Windgott, Leipzig 1878, S. 104 ff.

Digitized by Google

Zauberzeichen, durch deren Anwendung er zum Herrn der ganzen Welt wird [1]:

Man brachte mir nicht Brot noch Trank,
Da spähte nach unten mein Aug',
Singend hob ich herauf die Runen
Und fiel zu Boden alsbald.

Auch an anderen Stellen wird der germanische Götterfürst, und nur er, als Erfinder der Runen bezeichnet, so z. B. Völuspâ 60, wo es von den Asen heisst, dass sie nach dem Untergange und der Wiederverjüngung der Welt sich „an Fimbultyrs (Wodans) alte Runen" erinnern werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Tatsache, dass diese von dem bronzezeitlichen Hauptgotte der Germanen erfundenen Zeichen anfangs nicht zu schriftlichen Mitteilungen, sondern zur Erforschung des Götterwillens und zu Zauberhandlungen aller Art verwendet wurden. Dieser Umstand lässt nämlich die Annahme zu, dass die eigentlichen Runen, die Losstäbe, von denen schon Tacitus (Germania 10) spricht, von den späteren germanischen Schriftrunen verschieden sein konnten, dass sie von ihnen „abgelöst" wurden oder „wenigstens mit ihnen verschmolzen" [2]), dass sie vielleicht sogar älter sind als die südeuropäischen Schriftzeichen und diese daher möglicherweise von ihnen abstammen. Stellten nämlich die Losstäbe nicht nur verschiedene Symbole dar, sondern entsprachen sie auch den einzelnen Lautwerten, die den Loswerfenden zu einer bestimmten Gruppe von Stabreimen zu führen hatten, dann lag es für irgend einen praktischen Kopf ziemlich nahe, diese Stäbe auch direkt als Schriftzeichen zu verwenden.

Welcher Zusammenhang besteht aber zwischen der Runenerfindung und dem Hängen Wodans am Galgen? Deutungen wurden schon oft versucht. Vielleicht ist ein Zusammenhang der beiden Vorgänge u. a. auch in der besonderen Form der ältesten Losstäbe begründet. Berücksichtigen wir nämlich den Umstand, dass abgebrochene Zweige wohl seit den ältesten Zeiten von Jägervölkern als Wegmarken usw. verwendet wurden, dass Wegweiser, Hermen und Galgen in ähnlicher Weise in diesen Ideenkreis einzubeziehen sind und dass der ursprünglich dreisprossige Heroldstab eigentlich selbst ein derartiges Zweigsymbol darstellt: so kommen wir zu der Vermutung, dass die ältesten Runen mehr oder weniger galgenförmig gestaltete Zweigstücke waren. Diese Vermutung wird durch die Tatsache bestärkt, dass die meisten der uns bekannten ältesten Buchstabenformen wirklich

---

[1]) Hâvamâl 140.

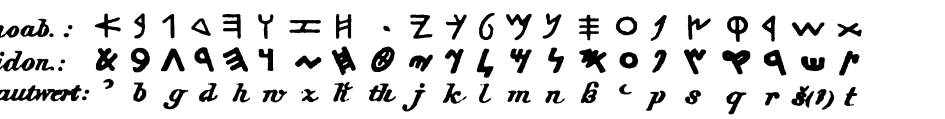
[2]) Eug. MOGK: Germ. Mythologie [2], Strassburg 1907, S. 114.

Digitized by Google

Stäbe darstellen, an deren Enden die eigentlichen Zeichen galgenähnlich ausladen.

II.

Betrachten wir die ältesten phönikischen Buchstaben, wie sie uns in dem wahrscheinlich aus dem 9. Jahrhundert vor Chr. stammenden moabitischen und dem viel späteren sidonischen Alphabete vorliegen [1]), und ziehen zur weiteren Vergleichung auch andere semitische



Alphabete heran, so sehen wir, dass zwar die Mehrzahl der Lautzeichen echte Stäbe aufweist, deren oberer oder unterer Teil entsprechend ausgestaltet ist (wie z. B. das Y (waw), das Y (kaph), das P (sade), das L (lamed) usw.), dass aber auch einige dieser Zeichen nicht nach diesem Typus gebaut sind. Wir erkennen aber bei einer genaueren Untersuchung, dass die andersgestaltigen Zeichen nicht nur in Bezug auf ihre Form, sondern auch auf ihren Lautwert blosse Abänderungen einzelner echtstabigen Formen darstellen.

Zur Bezeichnung der Zischlaute hat das phönikische Alphabet vier Zeichen, das zajin X, das samekh H, das sade P und das sîn (šin) W. Ein einziges von ihnen hat die normale Stabform, das sade, die anderen sind ziemlich deutlich als Umformungen dieses echten Buchstaben zu erkennen. Das zajin und das sîn scheinen durch blosse Weglassung des Stabes, das samekh durch Verstärkung der Zickzackform entstanden zu sein. Alle vier Zeichen sind vielleicht schematische Bilder der zischenden und sich windenden Schlange (vergl. die griechischen Formen σ, ς, ζ und ξ); die moabitischen Formen X und H dürften daher schon sehr weitgehende Schematisierungen darstellen.

Zur Bezeichnung des H-Lautes sind zwei Zeichen vorhanden, das he E und das h'êth B. Letzteres stellt aber offenbar nur eine durch Anbringung eines zweiten Stabes hervorgebrachte Verstärkung des echtstabigen he dar.

Auch der T-Laut ist (wenigstens im sidonischen Alphabete) durch zwei Zeichen vertreten, durch das taw X, P (T, T) und durch das têth O (⊕). Das erstere Zeichen erscheint zwar im moabitischen Alphabete stablos, besitzt aber sonst überall die stabförmige t-Form. Das têth dagegen gibt sich ganz unzweideutig als eine Verstärkung des taw kund, hervorgebracht durch eine Umkreisung dieses Zeichens.

---

[1]) Vergl. z. B. die Abbildung bei WIMMER: Die Runenschrift, S. 25.

Digitized by Google

Schliesslich finden sich im phönikischen Alphabete noch zwei Zeichen für den Q-Laut vor, das qôph Ϙ und das einen ähnlich klingenden Hauchlaut darstellende ʿájin O. Auch hier ist deutlich zu erkennen, dass das qôph der echte ursprüngliche Buchstabe, das ʿájin aber das durch Weglassung des Stabes abgeleitete Zeichen ist.

Setzen wir daher voraus, dass, wie es ja einer natürlichen Entwicklung entspricht und u. a. durch den mangelhaften Konsonantismus der kyprisch-griechischen Silbenschrift[1]) offenbar wird, ursprünglich ein einziges Zeichen für den S-Laut und ebenso für den H-, den T- und den Q-Laut ausreichte, dass also erst mit der zunehmenden Unterscheidungsfähigkeit sich das Bedürfnis einstellte, neue Zeichen für die differenzierten Laute zu bilden, so erhalten wir ein älteres phönikisches Alphabet, das aus 16 durchwegs echten Buchstaben besteht:

𐤀 𐤁 𐤂 𐤃 𐤄 𐤅 𐤆 𐤇 𐤉 𐤊 𐤋 𐤌 𐤍 𐤏 𐤐 𐤒 𐤓 𐤔 𐤕.

Dieses Grundalphabet wäre dann in der Weise erweitert worden, dass man aus entsprechenden Buchstaben die Zeichen für sanftere Laute durch Weglassung des Stabes (𐤅, 𐤔, O), für schärfere Laute durch passende Verstärkung (𐤊, 𐤄, 𐤐) bildete.

Es ist nun zum mindesten sehr merkwürdig, dass auch die griechische Sage von dem Vorhandensein eines ursprünglichen, nur aus 16 Buchstaben bestehenden Alphabets berichtet[2]). Der Erfinder oder Anordner dieser 16 Buchstaben (α β γ δ ε ι κ λ μ ν ο π ϱ σ τ υ) ist entweder PALAMEDES selbst, oder er hat zu den 16 Zeichen des KADMOS noch 4 hinzugegeben (weitere 4 noch später SIMONIDES). Vergleichen wir diese 16 Ur-Buchstaben unter Berücksichtigung ihrer ältesten uns bekannten Formen (in den Alphabeten von THERA, MELOS und CAERE) mit den 16 durch Reduktion erhaltenen phönikischen Zeichen, so finden wir eine fast vollständige Übereinstimmung

urgriechisch: Α Β Γ Δ Ε Ϟ Κ Ρ Μ Ν Ο Π Ϸ Ϟ Τ Υ
urphönikisch: 𐤀 𐤁 𐤂 𐤃 𐤄 𐤆 𐤊 𐤋 𐤌 𐤍 𐤐 𐤒 𐤓 𐤕 𐤅

sowohl in der Gestalt wie im Lautwert. Die geringen tatsächlich vorhandenen Unterschiede kommen zum Teil auf Rechnung der verschiedenen Schreibrichtung (griechisch rechts-, phönikisch linksläufig), zum Teil sind sie darauf zurückzuführen, dass im griechischen Alphabet bereits die Vokalbezeichnung durchgeführt ist. Es entspricht das ʾâleph dem a, das jôd sowohl dem j als auch dem i, das he dem e, das wâw dem u und das qôph dem o. Die letztere Gleichung scheint nicht zu stimmen; die Wechselbeziehung zwischen dem q und dem o ist aber

[1]) Vergl. z. B. LARFELD, a. a. O., S. 326 ff.
[2]) Vergl. insbesondere Plinius: Nat. hist. 7, 192 und Tacitus: Ann. 11, 14.

Digitized by Google

eine so innige — wir finden z. B. in altgriechischen Inschriften das ϙ (qoppa) fast nur vor dem o, selten vor u oder vor Konsonanten angewendet — dass beim Übergang vom Konsonantismus zum Vokalismus mit Notwendigkeit gerade diese Ersetzung eintreten musste.

Bei diesem Tatbestande ist daher kein zwingender Grund vorhanden, die von den Alten so beharrlich festgehaltene Überlieferung von einem aus 16 Buchstaben bestehenden griechischen Uralphabete in das Reich der Fabeln zu verweisen, wie dies meist geschieht. Man könnte allerdings annehmen, die alten Grammatiker wären auch auf dem Wege der Überlegung zu dem Resultate gekommen, dass die Zeichen für die rauhen Laute ϑ φ χ, für die Doppellaute ζ ξ ψ und für die langen Vokale η ω erst in späterer Zeit entstanden seien. Als ein „übler Widerspruch" dieser Annahme bliebe aber dann bestehen, „dass dieselben Grammatiker einerseits H als Vokalzeichen für nicht ursprünglich hielten, anderseits aber von demselben Zeichen erklärten, es habe von Haus aus zur Bezeichnung des rauhen Hauches gedient"[1]).

Welche Schlüsse ergeben sich nun aus dieser auffallenden Übereinstimmung des durch Abstraktion erhaltenen urphönikischen und des sagenhaften urgriechischen Alphabets? Ist das erstere von letzterem oder das letztere von ersterem abgeleitet? Hier eine bestimmte Entscheidung zu treffen, wäre voreilig. Die Tatsache ist einfach die, dass ein Uralphabet vorliegt, welches sowohl von den Griechen als auch von den Phönikiern verwendet wurde, von den ersteren zur Bezeichnung sowohl der Mit- als auch der Selbstlaute, von den letzteren als reines Konsonantenalphabet. Weitere Aufschlüsse sind erst von eingehenderen Untersuchungen zu erwarten.

III.

Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass das südeuropäische Uralphabet tatsächlich bloss aus 16 Buchstaben bestand, so haben wir uns mit der Beantwortung der Frage zu befassen, aus welchen Gründen denn dieses Alphabet später um eine ganze Reihe von neuen Zeichen vervollständigt werden musste[2]).

Für einige dieser neuen Zeichen scheint die Beantwortung der Frage nicht schwierig zu sein, so z. B. für das letzte derselben, das um mindestens 700 vor Chr. auftretende Ω. Nicht so für andere. Im allgemeinen werden hier drei Faktoren gewirkt haben: Auf Veränderung der Sprechweise beruhende Lautabsonderung und Lautverschiebung, zu-

[1]) LARFELD, a. a. O., S. 345 f.
[2]) Vergl. dazu LARFELD, a. a. O., S. 343—402.

Digitized by Google

nehmende Unterscheidungsfähigkeit und schliesslich auch Berücksichtigung praktischer Bedürfnisse.

So brachte es die einheitliche Aussprache der Lautverbindungen *φσ*, *βσ* und *πσ* wohl mit sich, dass dieselben durch ein neues Zeichen (Ψ oder Ж) dargestellt wurden, ebenso wie schon früher die Lautverbindungen *χσ*, *γσ* und *κσ* durch ein eigenes Zeichen (Ξ oder Χ) ihre Darstellung gefunden hatten. Ähnlich scheint dies bei der Neubildung des *ζ* (ⲍ oder ∾) gewesen zu sein, das ursprünglich wohl nur zur Bezeichnung des aus einem älteren *δj* [1]) entstandenen Lautes diente, später aber allgemeinere Anwendung fand.

Die Neubildungen *χ* (Ψ oder Χ), *ϑ* (⊕) und *φ* (Φ) scheinen aber bereits auf das innigste mit der sogenannten indogermanischen Lautverschiebung zusammenzuhängen.

Bekanntlich stimmen die einzelnen indogermanischen Sprachen in einer grossen Anzahl von Wörtern miteinander fast vollständig überein. So entspricht z. B., wenn wir vorläufig nur die eben erwähnten drei Schriftzeichen berücksichtigen,

das gotische steigan (steigen) dem griechischen *στείχω*
„ „ daur (Tor) „ „ *θύρα*
„ „ bairan (tragen) „ „ *φέρω*.

Die Entsprechung des gotischen g und des griechischen *χ* lässt sich am einfachsten durch die folgenden zwei Annahmen erklären: 1. Germanen und Griechen bildeten in der Vorzeit entweder ein einziges Volk oder sie waren damals zwei sehr nahe verwandte, benachbarte Völker. 2. Das g besass ursprünglich den Lautwert gh und dieses schwächte sich einerseits zu einem einfachen g, anderseits zu einem aspirierten Reibelaut ab, der in der ersten Zeit ungenau durch kh, später vielleicht durch *χ*h bezeichnet wurde, schliesslich aber unter Verlust der Aspiration zu einer einfachen Spirans *χ* herabsank.

In ähnlicher Weise lässt sich die Entsprechung des gotischen d und des griechischen *ϑ* am einfachsten erklären, wenn wir annehmen, dass ein „indogermanisches" dh sich durch einfache Abschwächung zu einem d, durch doppelte Abschwächung (über *ϑ*h hinüber) zu einem Reibelaute *ϑ* umwandelte.

Auf demselben Wege gelangen wir auch zu einer befriedigenden Erklärung der Neubildung *φ*. Ein „indogermanisches" bh ging durch einfache Abschwächung in b, durch doppelte (über *φ*h hinüber) in *φ* über [2]).

Es ist selbstverständlich, dass der Zeitpunkt der ersten Verwendung der neuen Formen *χ*, *ϑ* und *φ* durchaus nicht mit dem Eintritte der

---

[1]) Vergl. z. B. *πεζός* = *πεδjός*.

[2]) Germ. γ, đ und þ kann hier unberücksichtigt bleiben.

Digitized by Google

Lautverschiebung zusammenfallen muss. Es konnten ja, teils infolge der mangelnden Unterscheidungsfähigkeit, teils infolge eines gewissen geistigen Beharrungsvermögens, das sich bei jeder Neuerung mehr oder weniger bemerkbar macht, durch längere Zeiträume auch die ungenauen Formen kh, th und ph verwendet worden sein.

Wir gelangen nun zu dem schwierigen Rätsel der Neubildung des 𐤇 = h'êth. In ursächlichen Zusammenhang mit dieser Neubildung bringen wir die Tatsache, dass das im lateinischen Alphabete an dritter Stelle stehende, also dem griechischen Γ (g) entsprechende Zeichen C bei den italischen Völkern niemals den g-Laut vertrat, sondern stets als k ausgesprochen wurde, während das griechische K wieder im Lateinischen immer ein fremder Buchstabe blieb. Das lateinische G aber wurde bekanntlich erst später aus dem C durch Anbringung eines Häkchens gebildet.

Eine einfache Lösung dieses Problems ergäbe sich durch die Annahme, dass auch das griechische Γ ebenso wie das lateinische C früher wirklich den k-Laut bezeichnete, während das griechische K ehemals dem Hauchlaute h entsprach. Durch eine Lautverschiebung wäre dann das (höchst wahrscheinlich aspirierte) ehemalige k (Γ) zu einem g und das ehemalige h (K) zu einem k geworden, wodurch sich dann eben die Notwendigkeit herausgestellt hätte, für den Hauchlaut ein neues Zeichen zu bilden. Diese Annahme stände auch mit den lautgesetzlichen Gleichungen

germanisch k = griechisch γ
germanisch h = griechisch κ [1])

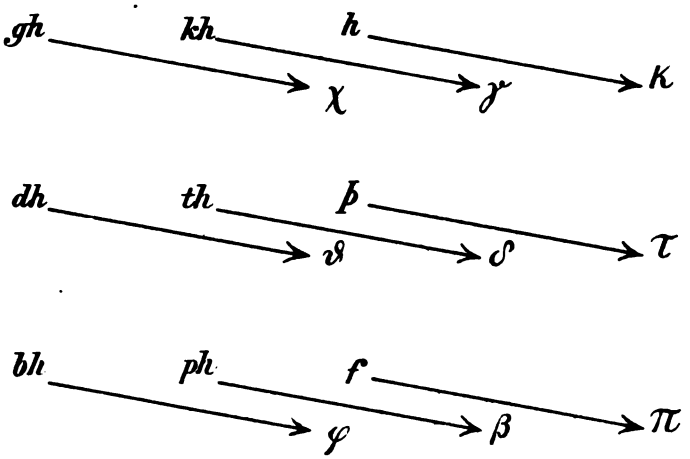
in vollster Übereinstimmung und wir hätten, analog den früher besprochenen Fällen, aus diesen Lautübergängen auf eine entsprechende „Abschwächung" der zwei „indogermanischen" Laute kh und h zu schliessen.

Damit kämen wir aber auch zu der weiteren Annahme, dass die „indogermanische Lautverschiebung" überhaupt nur derartigen auf Erleichterung der Aussprache und Beschränkung der zur Hervorbringung der einzelnen Laute erforderlichen Menge von Atemluft hinzielenden „Abschwächungen" ihr Dasein verdankt, und würden für die Verschiebung der Explosivlaute und der ihnen entsprechenden Spiranten bei blosser Berücksichtigung der griechischen Sprache das folgende Schema erhalten:

---

[1]) Vergl. z. B. got. kuni (Geschlecht) = griech. γένος.
got. hunds (Hund) = griech. κύων.

Digitized by Google



Die einzelnen Laute sind nach der Schwierigkeit der Aussprache von links nach rechts angeordnet.

In den germanischen Sprachen würde sich nach diesem Schema die Abschwächung bloss auf den Verlust der Aspiration beschränkt haben, während die Spiranten überhaupt unverändert geblieben wären. Es entspräche also

das t in got. itan	=	ἔδω	einem	indogerm.	th
„ þ „ „ þ reis	=	τρεῖς	„	„	þ
„ p „ „ hups	=	κύβος	„	„	ph
„ f „ „ filu	=	πολύ	„	„	f.

Dieser Aspirationsverlust macht sich übrigens im Hochdeutschen fast gar nicht bemerkbar, da hier das k auch heutzutage noch meist wie kh und das t (ausser in den Verbindungen ft, ht und st, wo es auch keiner weiteren Lautverschiebung unterworfen ist) häufig wie th ausgesprochen wird, während das von vornherein sehr seltene ph (oder pf?) fast durchwegs in f überging, ähnlich wie sich auch vielfach kh in ch, th in z verwandelten (hochdeutsche Lautverschiebung).

Bei allen diesen, die Neubildung des ⱶ erklärenden Annahmen, die übrigens auch mit dem Auftreten des F in innigster Beziehung stehen, befinden wir uns jedoch in direktem Widerspruche zu den Ergebnissen der Sprachforschung. Es entspricht nämlich nach den gegenwärtigen Anschauungen nicht

got. k,	ahd. ch,	griech. γ	einem	idg. kh,	sondern einem	**g**
„ h,	„ h,	„ κ	„	„ h,	„	„	**k**
„ t,	„ z,	„ δ	„	„ th,	„	„	**d**
„ þ	„ d,	„ τ	„	„ þ	„	„	**t**
„ p,	„ f,	„ β	„	„ ph,	„	„	**b**
„ f,	„ f,	„ π	„	„ f,	„	„	**p**

Wie kam aber die Sprachforschung zu diesem Ergebnis? Nach

Digitized by Google

einer sehr einfachen, freilich nicht immer unfehlbaren Abstimmungsmethode. Da nämlich germ. f nicht bloss im Griechischen, sondern auch in sämtlichen anderen indogermanischen Sprachen dem Verschlusslaute p entspricht, so sind diese anderen Sprachen dem Germanischen gegenüber einfach in der Mehrheit und die hypothetische indogermanische Ursprache muss nach dem Majoritätsrechte in diesem Falle offenbar den Laut p und nicht den Laut f verwendet haben. Die Annahme, dass hier zufällig auch einmal die Minderheit im Rechte sein könnte, wurde nicht weiter in Erwägung gezogen. Und so haben, man weiss leider nicht warum, einzig und allein nur die germanischen Völker die Verschiebung des p zu f vorgenommen.

Die Lehre von der germanischen Lautverschiebung konnte Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu einer Zeit erheben, in der man nach allgemeiner Anschauung die Urheimat der indogermanischen Völker in Asien ansetzte und die Germanen von dort aus nach Europa auswandern liess. Die veränderten Lebensverhältnisse in Verbindung mit der neuen Umgebung konnten da recht wohl als Ursache einer ziemlich bedeutenden Sprachveränderung angenommen werden, obzwar es dann noch immer sehr merkwürdig bleiben musste, dass nicht ein oder das andere der gleichfalls in Europa eingewanderten Völker in ebenso starker Weise verschob. Seit man aber von den verschiedensten Seiten aus zu dem Ergebnis gelangt ist, dass die Wiege der indogermanischen Völker nicht in Asien, sondern in Europa und hier sogar speziell in den germanischen Gebieten stand, fällt selbstverständlich auch dieser Grund für die germanische Verschiebung hinweg, ja diese Verschiebung erscheint geradezu als ein Hindernis bei dem Ineinandergreifen der logischen Schlussfolgerungen, die zum Ansetzen der indogermanischen Urheimat in den germanischen Gebieten führen [1]). Und da schliesslich die Sprachwissenschaft bisher durchaus nicht imstande war, einwandfreie Gründe für das Zustandekommen der von ihr angenommenen Art der Lautverschiebung vorzubringen, so ist man nicht unberechtigt, an der Richtigkeit der betreffenden Ansätze zu zweifeln.

Meine eben vorgebrachte Annahme über die Art der indogermanischen Verschiebung habe ich [2]) folgendermassen näher zu begründen gesucht:

---

[1]) H. HIRT: Die Indogermanen I, Strassburg 1905, S. 196: „Suchen wir sie (die Urheimat der Indogermanen) aber in dem alten germanischen Gebiet, so muss es allerdings auffallen, dass sich das Germanische verhältnismässig früh stark verändert hat, und das ist der einzige Grund, der mich abhält, die Urheimat der Indogermanen mit voller Entschiedenheit der der Germanen gleichzusetzen".

[2]) Die arischen Göttergestalten, S. 28 f.

Digitized by Google

„Man wird sich vor allem der Anschauung nicht verschliessen können, dass die Ausbildung von Unterschieden zwischen den ältesten Ursprachen zu einem nicht geringen Teile auf Verschiedenheiten des Körperbaues im allgemeinen, der Schädelform, der Gaumen- und Kieferbildung im besonderen zurückzuführen ist. So wird die mit dem hohen Körperbau der langköpfigen Rassen in Verbindung stehende verhältnismässig stärkere Entwicklung der Brust wahrscheinlich eine Bevorzugung von Lauten mit sich geführt haben, die viel Atemluft erfordern, wie z. B. des h, kh, th, f und ph, während die hohen und schmalen Kiefer derselben Rasse mit einer Bevorzugung von Kehllauten in Verbindung stehen dürften. Die schwächere Entwicklung des Körpers und der Brust bei den kurzköpfigen Rassen wird mit einer besonderen Vorliebe für die wenig Atemluft erfordernden Verschlusslaute k, t und p, die breiten und kurzen Kiefer sowie der breitgewölbte Gaumen bei denselben Rassen mit einer gewissen Prädisposition für Zischlaute in ursächlichen Zusammenhang zu bringen sein. In Übereinstimmung mit dieser Annahme weisen z. B. die Sprachen der langköpfigen, hochkieferigen Semiten einen grossen Reichtum an Kehllauten neben einer sehr geringen Zahl von Zischlauten auf, während wir anderseits wieder in mehreren asiatischen Schriften neben einer grösseren Anzahl von Buchstaben für Zungen- und Zischlaute keine Zeichen für f und h vorfinden". Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass „die Bevorzugung z. B. des h, *p* und f in der germanischen Sprache von vornherein auf dem Bau der Sprachwerkzeuge der germanischen Rasse und die Ersetzung dieser Laute durch k, t und p in den anderen indogermanischen Sprachen darauf beruht, dass diese Sprachen durch Übertragung des Germanischen auf asiatische Idiome entstanden sind". Zur Stütze für diese Annahme werden vor allem die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung heranzuziehen sein. Diese Ergebnisse dürften sich in folgende vier Sätze zusammenziehen lassen: 1. Nach dem Zurückweichen der Eiszeitgletscher wandert von Süden oder Südwesten aus in die von den Sümpfen, Mooren und Steppen allmählich befreiten mittleren und nördlicheren Gebiete Europas eine hochgewachsene langschädlige Rasse von Ackerbauern und Viehzüchtern ein (Ur-Indogermanen). 2. In den Küstengebieten treffen diese Neolithiker mit mesolithischen, mehr kurzköpfigen Fischervölkern zusammen, mit denen sie zum Teil im Laufe der Zeiten verschmelzen (Land- und Seegermanen). 3. Gleichzeitig schieben sich von Osten aus kurzköpfige Völker keilförmig längs der mitteleuropäischen Gebirge bis nach Frankreich, England und Irland vor, die sich mit der hier ansässigen Bevölkerung vermischen (Kelten und Slawen). 4. Von den germanischen Gebieten aus finden schliesslich mehr oder minder umfangreiche Völkerwanderungen nach Süden und Südosten statt (Völkerverschiebungen

Digitized by Google

bei den Italern und Griechen, Vordringen der Arier bis nach Indien)[1]).

Diesen Vorgängen entspricht durchaus die Entwicklung der indogermanischen Mythologie. Der mit der Pfeilerfindung und der Zähmung des Rindes in Verbindung stehende frühneolithische Himmelsgott hat sich nur im Süden, in der Nähe seines Ursprungsgebietes, dauernd als Hauptgott (Zeus) erhalten. Bei den Landgermanen wurde er schon in neolithischen Zeiten durch einen ähnlich gestalteten bäuerlichen Gewittergott von der ersten Stelle verdrängt und sank allmählich zu einem blossen Schlachtengott (Ziu-Tyr) herab. Nur der älteste und edelste Stamm der Landgermanen, die Semnonen, scheinen ihn noch zu Tacitus Zeiten in sehr hohen Ehren gehalten zu haben. Bei den indischen Ariern ist dagegen das Andenken an diesen Himmelsgott (Dyaus) schon in den Zeiten des Rig-Veda stark verblasst und schwindet in späterer Zeit fast vollständig. Der Unterschied in den religiösen Anschauungen der Land- und Seegermanen zeigt sich darin, dass letztere nicht die Gottheiten der ersteren, die Asen, sondern die mit der Zähmung des Hundes und des Schweines in Verbindung stehenden Wanen verehren. Der Krieg der Asen mit den Wanen und die nach dem Friedensschluss erfolgte Aufnahme Njords, Freyrs und Freyjas in den Kreis der Asen zeigen deutlich die allmähliche Verschmelzung der beiden Völkerschaften und ihrer Religionen. Bei Kelten und Slawen weist das Auftreten besonderer, ziemlich frühen Zeiten angehöriger Pferde- und Reitergottheiten (Epona, Reiterzwillinge) auf das Stammland der Pferdezucht, auf Asien, hin. Bei den Ariern schliesslich zeigt, wie ich in meiner Schrift „Die arischen Göttergestalten" nachgewiesen zu haben glaube, der Götterhimmel eine Vereinigung der eben besprochenen europäischen Gottheiten mit spezifisch iranischen. Und ganz ähnlich ist die Sache, wie ich an anderen Orten nachzuweisen hoffe, bei den Italern und Griechen[2]).

Sehr wichtig ist es, dass der tiefgründige Sprachforscher und Sanskritist A. LUDWIG auch ohne Berücksichtigung der Prähistorie und Mythologie, bloss auf sehr einfache und durchaus einleuchtende Annahmen über die Vorgänge bei der Sprachentwicklung gestützt, gleichfalls zu dem Ergebnis gelangt, dass das Hellenisch-Italische zwar älter als das Germanische, dieses aber wieder älter als das Slawolettische

---

[1]) Vergl. über die hierher gehörigen, allerdings vielfach strittigen Fragen zuletzt G. KOSSINNA im „Mannus" I, S. 17 ff., 225 ff., II, S. 59 ff.

[2]) Bemerkt möge hier noch werden, dass infolge der vielfachen Berührungen im Osten und Westen einzelne Göttergestalten der Kelten und Slawen mit denen der Seegermanen grosse Ähnlichkeit besitzen.

Digitized by Google

und Iranisch-Indische sei [1]). Die Erklärung des indogermanischen Lautwandels unterliegt auf diesen Tatbestand hin keinen weiteren Schwierigkeiten. Teils infolge einer flüchtigeren und nachlässigeren Sprechweise, teils und hauptsächlich infolge der auch bei den Italern und Griechen allmählich zunehmenden Kurzköpfigkeit und Verkleinerung des Brustraumes tritt ganz naturgemäss die von uns angenommene stufenweise Abschwächung der Verschlusslaute und Spiranten ein. Bei den Slawoletten macht sich der noch besonders innige Zusammenhang mit den kurzköpfigen Asiaten dadurch bemerkbar, dass sie sogar die Kehl- und Gaumenlaute in Zischlaute verwandeln. Bei den Ariern widersteht wenigstens der stärkste Verschlusslaut (gh) dieser Umwandlung. Die Germanen als das eigentliche Stammvolk der Indogermanen verharren jedoch in dem alten sprachlichen Urzustande und lassen meist nur einen Verlust der Aspiration und eine Umwandlung der aspirierten Tenues in (Affrikatae und) Spiranten eintreten.

Kehren wir nach dieser längeren, aber für unsere Zwecke unumgänglich notwendigen Abschweifung zu unserem eigentlichen Thema wieder zurück. Fragen wir uns jetzt bei Berücksichtigung der Tatsache, dass die Vokale ursprünglich gar nicht bezeichnet wurden, durch welche der 16 alten Buchstaben wohl das Konsonantensystem der indogermanischen Ursprache am entsprechendsten dargestellt werden könnte, so gelangen wir zu der folgenden Zusammenstellung:

gh (ghv)	= ᚠ	*kh*	= ᚴ	*h (χ)*	= ᚼ	*j*	= ᛁ	*ŋg*	= ᛜ (?)
dh (þ)	= ᚦ	*th*	= ᛏ	*s*	= ᛋ	*r*	= ᚱ	*n*	= ᚾ
bh	= ᛒ	*ph (f)*	= ᚴ	*w*	= ᚢ	*l*	= ᛚ	*m*	= ᛘ

IV.

Die südeuropäischen Schriftzeichen stimmen, wie bereits in der Einleitung angegeben wurde, auch mit den in germanischen Gebieten als Schriftzeichen verwendeten Runen vielfach überein. Nach WIMMER besass das älteste gemeingermanische Runenalphabet 24 Zeichen. „Ein älteres Stadium in der Entwicklung der Runenschrift lässt sich nicht nachweisen und kann nicht vorausgesetzt werden“ [2]). Diese 24 Zeichen sollen nach ihrer wahrscheinlichen Urform, ihrem Lautwert und ihrer Anordnung folgende sein:

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚷ ᚹ : ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛇ ᛈ ᛉ ᛊ : ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛚ ᛜ ᛟ ᛞ

f u þ a r k g w h n i j ? p(?) z s t b e m l ŋg o đ

---

[1]) A. LUDWIG: Die Genesis der grammatischen Formen des Sanskrit und die zeitliche Reihenfolge in der Selbständigwerdung der indo-europäischen Sprachen, Prag 1891, (Abh. d. B. Ges. d. Wiss.)

[2]) WIMMER: Die Runenschrift, S. XXII, S. 139 f.

Digitized by Google

Bestimmend für diese Reihenfolge und meist auch für die Gestalt der einzelnen Runen sind namentlich die Buchstabenfolgen auf dem Brakteaten von Vadstena und der Spange von Charnay.

Eine einfache Betrachtung dieser 24 Zeichen lehrt aber, dass wir es auch hier offenbar mit einer grösseren Anzahl neugebildeter Formen zu tun haben, die auf den Namen „Stab" keinen rechten Anspruch haben. Zeichen wie

ᚲ ᚷ ᚺ ᛖ ᛗ ᛜ ᛟ ᛞ

können nach den in der Einleitung gewonnenen Gesichtspunkten keine ursprünglichen Buchstaben sein.

Es existiert aber ein Runenalphabet von 16 echten Stäben, das als „speziell nordisch im strengsten Sinne angesehen werden muss", das „durch Überlieferung bis in späte Zeit hinein" bewahrt wurde, dessen Zeichen in ihrer Reihenfolge durch ein altes norwegisches Runengedicht und einige isländische Runenreimereien zu erklären versucht werden, das uns in verschiedenen Darstellungen „auf Steinen, Glocken und anderen Gegenständen aus den nordischen Ländern" überliefert ist und in Verbindung mit drei weiteren Zeichen zur Darstellung der 19 goldenen Zahlen „allgemein in Kalendern gebraucht" wurde, das schliesslich dieselbe Einteilung wie das längere Runenalphabet hat und mit ihm ganz offenbar verwandt ist[1]). Es ist das folgende:

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚼ ᛁ ᛅ ᛋ ᛏ ᛒ ᛚ ᛘ ᛦ

f u þ ? r k h n i a s t b l m ?

Ein Schwanken in Bezug auf die Reihenfolge ist nur bei den zwei Runen ᛚ = l und ᛘ = m vorhanden, eine Unbestimmtheit im Lautwert hauptsächlich bei den Runen ᚨ und ᛦ.

Dieses Runenalphabet galt früher als das älteste und als die Grundlage der deutschen und angelsächsischen Alphabete. Im Jahre 1874 trat jedoch WIMMER mit der neuen Lehre auf, dass dieses Alphabet gerade im Gegenteil das jüngere sei und aus dem älteren, 24 Zeichen enthaltenden, nach und nach von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts nach Chr. durch Vereinfachung gebildet worden sein müsse.

Gegen diese, früher auch schon von LAUTH und BUGGE aufgestellte Hypothese wurden allerdings von verschiedenen Seiten schwere Bedenken erhoben. Vor allem erschien es schwer glaublich, dass ein vollständiges Alphabet ohne zureichenden Grund zuerst zu einem unvollständigen reduziert wird — wobei gleichzeitig sechs neue Zeichen

[1]) WIMMER, a. a. O., S. 179 f.

Digitized by Google

(ᚴ ᚽ ᚿ ᛋ ᛉ ᛦ) eingeführt werden — worauf dann wieder wegen der mangelhaften Lautbezeichnung dieser neuen Runenreihe aus einzelnen Runen durch Punktierung neue Zeichen (nach WIMMER um das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrhunderts) gebildet werden müssen. Heute freilich scheint diese Hypothese bereits ganz allgemein und ohne jeden Vorbehalt gebilligt zu werden; selbst L. WILSER, der eifrige Verfechter der nordischen Abstammung der Buchstabenschrift, hat sie sich zu eigen gemacht [1]).

Nichts liegt aber näher als die Annahme, dass das kürzere Runenalphabet doch vielleicht ein Erbstück aus uralten Zeiten sei, ein kostbares Erbstück, das vom Volke zähe festgehalten wurde und sich anfangs zwar von den unaufhaltsam vordringenden südlichen Schriftzeichen bis in den äussersten Norden verdrängen liess, hier aber wieder diese Schriftzeichen allmählich in ihrer Gestalt beeinflusste und in ihrer Zahl verminderte, bis schliesslich der alte Zustand mehr oder weniger vollkommen erreicht ward.

Für diese Annahme spricht nichts deutlicher und eindringlicher als eine einfache Vergleichung der Formen und Lautwerte der nordischen Runenreihe mit den südeuropäischen Uralphabeten:

Phönikisch: 𐤀 𐤁 𐤂 𐤃 𐤄 𐤅 𐤆 𐤇 𐤉 𐤊 𐤐 𐤒 𐤓 𐤔 𐤕
Griechisch: Α Β Γ Δ Ε Ϝ Ζ Η Ι Κ Μ Ν Ο Π Ρ Τ Υ
Nordisch: ᚠ ᛒ ᚱ ᚦ ᚽ ᛁ ᛋ ᛚ ᛘ ᛦ ᛅ ᚿ ᚴ ᚼ ᛏ ᚢ

Bei 11 Zeichen (Α-ᚠ-*a*, Β-ᛒ-*bh*, Δ-ᚦ-*þ*, Ϝ-ᛁ-*i,j*, Γ-ᛚ-*l*, Μ-ᛘ-*m*, Ν-ᚿ-*n*, Ρ-ᚱ-*r*, Σ-ᛋ-*s*, Τ-ᛏ-*t* und Υ-ᚢ-*u,w*) ist eine fast vollständige Übereinstimmung in Form und Lautwert vorhanden. Die unbestreitbare Ähnlichkeit des griechischen Ε = e mit der Rune ᚽ führt zu der Annahme, dass diese mehrdeutige Rune ursprünglich entweder den e-Laut selbst besass oder einen schwachtonigen Laut, der mit dem e verwandt war. Die einzig mögliche Zusammenstellung der Rune ᛦ mit dem südeuropäischen Zeichen für älteres q und jüngeres o lässt uns einige Anhaltspunkte für die Bestimmung des ursprünglichen Lautwerts dieser gleichfalls mehrdeutigen Rune gewinnen [2]), wobei nicht unbeachtet bleiben darf, dass griechisches ch (= idg. gh) in den meisten Alphabeten durch das Zeichen Χ wiedergegeben wird, das J. TAYLOR für eine blosse Modifikation des Φ hält [3]). Die Identität der Runen ᚴ-*k*, ᚼ-*h* und ᚠ-*f* mit den griechischen Buchstaben Γ-*g* (idg. kh), Κ-*k* (idg. h) und Π-*p* (idg. ph) führt schliesslich zu der Folgerung

[1]) Vergl. z. B. L. WILSER: Die Germanen, Eisenach und Leipzig 1903, S. 353.
[2]) Vergl. dazu WIMMER, a. a. O., S. 243—251 und S. 287.
[3]) Vergl. LARFELD: Handbuch I, S. 369.

Digitized by Google

dass das nordische Runenalphabet vielleicht gar älter ist als der Lautwandel [1]).

Damit ist aber selbstverständlich nicht gesagt, dass die vorliegende Form der nordischen Runen auch tatsächlich durchwegs die ursprüngliche sei. Die Verschiedenheit der Zeichen für den i-Laut z. B. lässt vermuten, dass seine Rune ehemals vielleicht die Gestalt eines ᛚ besessen habe. Eine ähnliche Überlegung wäre auch für das Zeichen ᚴ am Platze usw. Doch dürften diese Änderungen nur unwesentliche sein und die nordischen Runen daher im grossen ganzen den von Tacitus erwähnten Zeichen der Losstäbe (oder gar diesen Losstäben selbst) entsprechen.

Dagegen ist es auch jetzt noch nicht möglich, aus der blossen Ähnlichkeit und lautlichen Übereinstimmung der Runen mit den südeuropäischen Schriftzeichen irgend einen Schluss auf das höhere Alter der ersteren oder der letzteren zu ziehen. Denn ebenso wie durch vorgeschichtliche Handels- oder sonstige Beziehungen des Nordens zum Süden die Runen nach Südeuropa gelangt sein konnten, war ja auch der umgekehrte Vorgang möglich. Weitere Anhaltspunkte zur Klärung dieser kulturgeschichtlich so wichtigen Frage müssen wir aus der Anordnung und der Bedeutung der Zeichen selbst zu gewinnen trachten.

Die nordische Runenreihe erscheint ebenso wie die südlicheren in drei Gruppen („aettir" = Geschlechter) eingeteilt, und zwar:

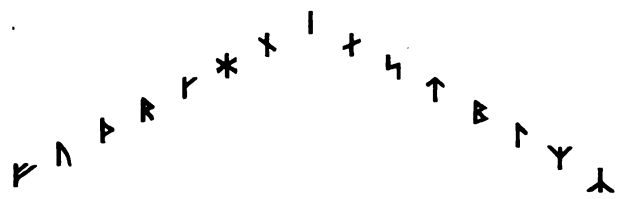
Freys aett ᚠ ᚢ ᚦ ᚭ ᚱ ᚲ
Hagals aett ᚼ ᚾ ᛁ ᛅ ᛋ
Tys aett ᛏ ᛒ ᛘ ᛦ ᛦ

Es fällt nun sofort auf, dass im ersten Geschlechte nicht fünf Runen vorhanden sind, wie in den beiden anderen Geschlechtern, sondern sechs: eine schwer erklärliche Unregelmässigkeit, falls man voraussetzt, dass der ursprüngliche Aufbau der drei Geschlechter, der damaligen Wichtigkeit der Sache entsprechend, wohl ein durchaus gleichartiger gewesen sein dürfte. Der Schluss, dass auch das erste Geschlecht anfangs nur fünf Runen aufwies und dass hier später aus irgend einem Grunde eine sechste hinzugefügt wurde, ist sehr nahe liegend. Ein solcher Verdacht richtet sich gegen die mehrdeutige Rune ᚦ und wird bestätigt durch die Tatsache, dass in den sogenannten Helsingrunen [2]) diese Rune wirklich fehlt. Wir gehen daher zu einer näheren Untersuchung des durch Weglassung der ᚦ-Rune übrigbleibenden Alphabets von 15 Zeichen über:

---

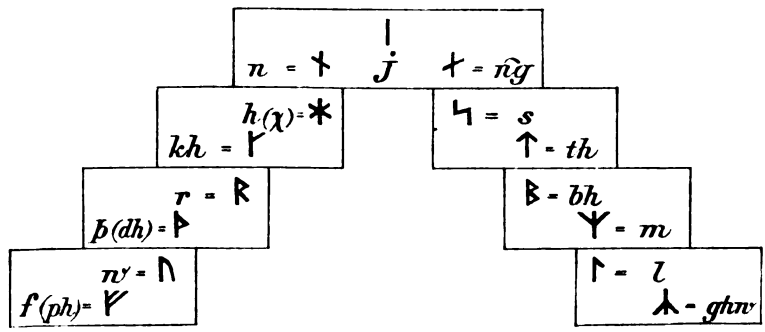
[1]) Vergl. auch G. GUNDERMANN: Litbl. f. Germ. u. Rom. Phil. 1897, S. 430.
[2]) Vergl. WIMMER, a. a. O., S. 291 f.

Digitized by Google



Der Aufbau scheint von der Mitte ausgegangen zu sein, da sich hier die einfachste Rune (ᛁ) vorfindet, ihr zu beiden Seiten die symmetrischen Zeichen ᚾ und ᛇ stehen und auch die zusammengehörigen Runen ᚱ und ᛒ eine gewisse Übereinstimmung zeigen. In der Verfolgung dieser Annahme und in Anbetracht des Umstandes, dass durch den Ausfall der Rune ᚴ der Vokalbestand dieses Alphabets ohnedies schon ein unvollständiger wird, gelangte ich zu der Vermutung, dass die älteste Runenreihe ebenso wie das phönikische Alphabet vielleicht eine blosse Konsonantenreihe gewesen sei. Der der u-Rune ᚢ entsprechende Buchstabe V wurde ja früher und wird noch heute zur Bezeichnung des w-Lautes verwendet, das ᛁ = i ist der Gestalt nach identisch mit dem j und die Entstehung des o aus dem q- (oder ghw-) Laute ist nach der vorhergehenden Ausführung sehr wahrscheinlich. Es bleibt also einzig nur der Vokal a (ᛇ) übrig, der ja auch im phönikischen Alphabet, wie schon erwähnt, eine nicht besonders klare Stellung einnimmt. Durch die Ähnlichkeit und die symmetrische Stellung der *n*-(ᚾ) und der *a*-(ᛇ) Rune sowie durch die Tatsache, dass in allen erweiterten Runenfolgen das Zeichen für velares n (◇ = *ng*) vorhanden ist und dieser Laut sowohl im indogermanischen wie im germanischen Lautsystem eine sehr wichtige Rolle spielt, liess ich mich zu der Annahme führen, dass die Rune ᛇ ursprünglich diesen velaren n-Laut bezeichnete und erst später, beim Übergang zum Vokalsystem zur Bezeichnung des a-Lautes Verwendung fand.

Die Anordnung



Digitized by Google

in welcher, dem Schwanken in der Aufeinanderfolge des l und m entsprechend, ausserdem noch der letztere Buchstabe vorangestellt wurde (WIMMER hält diese Reihenfolge für die einzig richtige), enthält nicht nur alle jene Laute, die nach S. 113 dem Konsonantensystem der indogermanischen Urzeit entsprechen; sie ist auch eine überraschend gesetzmässige. Sie enthält nämlich der Reihe nach je zwei (in der Mitte drei) naheverwandte Laute von gleichem oder sehr ähnlichem Verschlussansatze, von denen immer der eine mehr oder weniger ein explosiver Laut, der andere ein Dauerlaut ist. Auch findet ein ziemlich regelmässiger Übergang von Lippen- über Zungen- zu Gaumenlauten und wieder zurück statt. Es sind:

F (ph, pf) und w zwei Lippenlaute, der erstere ein stimmloser Explosiv-, der letztere ein stimmhafter Dauerlaut.

þ (dh) und r zwei Laute, die durch Engenbildung zwischen dem schwingenden vorderen Zungenrande und den Oberzähnen, bezw. Alveolen entstehen, der erstere ein Explosiv-, der letztere ein Dauerlaut.

Kh und h (χ) zwei Gaumen- und Kehlkopflaute, von denen wieder der erstere in Explosiv-, der letztere ein Dauerlaut ist.

N, j und *ñg* eine zusammengehörige Lautgruppe, die durch einen Verschluss zwischen der Zunge und dem Gaumen gebildet wird; n und *ñg* mit, j ohne Nasenresonanz. Diese Laute bilden einen Übergang von den Gaumen- zu den Zungenlauten.

S und t (th) zwei echte Zungenlaute, die durch einen Verschluss zwischen der Zungenspitze und den Oberzähnen entstehen; der eine wieder ein Dauer- der andere ein Explosivlaut.

B (bh) und m zwei Lippenlaute, der eine abermals ein Explosiv-, der andere ein Dauerlaut.

L und gw (ghw) schliesslich ein Anhang zweier zusammengehöriger Laute desselben Unterschiedes wie in allen Gruppen.

Diese gesetzmässige Anordnung der nordischen Runen bildet wohl einen recht bedeutsamen und nicht zu unterschätzenden Anhaltspunkt für die Vermutung, dass der Norden dem Süden in der Zusammenstellung der Buchstabenreihe vorangegangen sei. Man könnte zwar noch immer annehmen, dass die Buchstaben dennoch dem Süden entstammen und im Norden bloss in eine gesetzmässige Reihenfolge gebracht wurden. Da sich aber diese Gesetzmässigkeit nur bei der Zusammenstellung von 15 Buchstaben ergibt und durch den Hinzutritt eines sechzehnten

Digitized by Google

(gleichgiltig ob er nun dem griechischen e oder dem phönikischen h entspricht) vollständig gestört wird, so ist der Gedanke unabweislich, dass die nordische Konsonantenreihe tatsächlich den ursprünglichen Zustand darstellt, einen Zustand, der erst beim Übergang zum Vokalsystem eine durchgreifende Änderung erfahren musste. Dieser Übergang bildete vielleicht auch den Grund für die Neuanordnung der Buchstaben in der bekannten alphabetischen Reihenfolge.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung.

Der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zum Stiftungsfeste 1911*).

Von Privatdozent Dr. Hermann Schneider, Leipzig.

Die Vorgeschichte ist wie alle Wissenschaften zuerst von Liebhabern und Sammlern merkwürdiger Dinge in der Kinderstube der Raritätenkabinette und der Atmosphäre der Wunder und Märchen gehegt und gepflegt worden. Funde, die Aufmerksamkeit und Erstaunen erregten, wurden aufbewahrt und sammelten sich an günstigen Stellen an; allerlei Deutungen wurden versucht, naturwissenschaftliche („Donnerkeile") und geschichtliche, bis der Stoff genug gewachsen und einzelne Erklärungsversuche so weit angenommen waren, dass fortgeschrittenere Wissenschaften auf die junge Genossin aufmerksam wurden.

Als Hilfswissenschaft der Geschichte fand die Vorgeschichte zuerst die ernsthafte Beachtung wissenschaftlicher Kreise, langsam (konnte doch noch vor nicht allzuvielen Jahren ein grosser Historiker von ihr als der „Wissenschaft des nicht Wissenswerten" sprechen) errang sie als solche allgemeine Anerkennung. Die Geschichte erkannte ihr Interesse, bestimmte Zustände und Überlieferungen, bestimmte Rassen und Völker über die Zeit der geschriebenen Quellen und sicheren Datierungen hinauf zu verfolgen; hier schien das vorgeschichtliche Material fruchtbar verarbeitet werden zu können; so stellte die Geschichte der Hilfswissenschaft ihre Aufgaben, bot ihr in den geschriebenen Quellen, die bestätigt, erläutert oder richtiggestellt werden sollten, das Hauptmittel zur Deutung ihres Stoffes und fesselte die Vorgeschichtsforschung dadurch an sich.

Sie schien damit nichts zu tun, was nicht der werdenden Wissenschaft durchaus gemäss gewesen wäre; „Vorgeschichte" ist dem Namen nach „Geschichte"; denkt man ihre Arbeit vollkommen getan, so stellt sie ein Stück Geschichte dar; die Hilfswissenschaft kann selbständig werden als ein Gebiet der Geschichtswissenschaft; innerhalb der Geschichte grenzt sich ein Arbeitsgebiet ab, wie andere Arbeitsgebiete; neben die alte, mittlere und neue Geschichte tritt eine älteste Geschichte,

*) Dieser feinsinnige Aufsatz gelangte leider zu spät in meine Hände, als dass er bei der Festsitzung zur Feier unseres Stiftungsfestes, die am 7. Januar d. J abgehalten wurde, noch verwertet hätte werden können. G. K.

Digitized by Google

neben die Geschichte der „geschichtlichen" Völker tritt die älterer Völker, ihrer Ahnen und Verwandten.

Bald gesellte sich aber zu der Geschichte eine zweite Wissenschaft, die das vorgeschichtliche Material für ihre Zwecke in Anspruch nahm, die Biologie, eine Naturwissenschaft. Sie hatte eben das natürliche System der lebenden Wesen, den grossen Stammbaum alles Lebens auf der Erde, geschaffen und fand das Menschentier, das Kulturmensch werden und endlich sich selbst als Endziel aller Entwicklung begreifen sollte, als jüngstes und wichtigstes Glied ihres Stammbaums vor. Auch dieses Tier musste naturwissenschaftlich erforscht werden, wie seine Vorfahren und Mittiere; es musste Gegenstand morphologischer Untersuchungen werden, als Art abgegrenzt, in Unterarten zerlegt werden, es musste genetisch erfasst werden, seinen eigenen Menschenstammbaum bekommen, an dessen Ende sich die lebenden Menschen finden mussten; seine geographische Verbreitung war zu erforschen, die Urausbreitung, die Spaltungen und Mischungen in späteren Wanderungen; die Fähigkeiten und Gewohnheiten des Tiers mussten festgestellt werden, seine Waffen und Nester, seine sozialen Beziehungen, seine Kämpfe und Spiele. Die Vorgeschichte konnte nur ein Teil der Naturwissenschaft werden; ihr Ziel war die Ausfüllung der Lücke zwischen Biologie und Geschichte, die Angliederung der Geschichte an die Biologie, an die Naturwissenschaft, der sie nur von zurückgebliebenen Vertretern eines anthropomorphen Aberglaubens künstlich ferngehalten wurde.

Die Biologie konnte, wie die Geschichte, gewichtige Gründe für ihre Forderung einer naturwissenschaftlichen Vorgeschichtswissenschaft anführen. Das Material der Vorgeschichte war ganz natürlich, wo es an bestehende Sammlungen angeschlossen worden war, naturwissenschaftlichen Instituten, geologischen und geographischen, zoologischen und ethnologischen Beständen angereiht worden; bot die Geschichte für einen kleinen Teil der vorgeschichtlichen Denkmäler in ihren Quellen manche Deutung, so gaben Naturwissenschaften, Zoologie und Anthropologie, Geologie und Mineralogie, Physik und Chemie, Geographie und Ethnologie, dazu die Handwerke und häuslichen Fertigkeiten unendlich mannigfaltigere Hilfsmittel zum Verständnis des Materials in allen seinen Teilen an die Hand. Im Grund liess sich das vorgeschichtliche Material viel unbefangener und mit weit grösseren Perspektiven als ein Stück Naturkunde behandeln.

Die Geschichte arbeitet fast ausschliesslich mit geschriebenen Denkmälern; wo sie mehr sein will als einfache chronologische Anreihung von Tatsachen, braucht sie ein grosses redendes Material zur Rekonstruktion psychologischer Zusammenhänge, ob sie ihre Aufgabe darin sieht Persönlichkeiten oder Völker und Volksschichten zu charakterisieren. Die Vorgeschichte besitzt fast keine Schriftdenkmäler, sehr wenig Reste „höherer" Geistestätigkeit, beinahe nur Knochen und Erzeugnisse der materiellen Kultur ihrer „Helden". Ihr Ziel ist freilich, diese stummen Denkmäler reden zu machen, wenn nicht Persönlichkeiten so doch Völker und Menschheitsstufen psychologisch zu gewinnen; aber bei der Ärmlichkeit und psychologischen Vieldeutigkeit ihrer Denkmäler ist die Gefahr, auf alle Fragen Antworten zu bekommen, die man dem Stoff erst untergeschoben hat, sehr gross. Die Biologie hat bei Erforschung

Digitized by Google

des Seelenlebens höherer Tiere ähnliches Material und ähnliche Schwierigkeiten wie die Vorgeschichte; wo der Mensch aus der Reihe höherer Tiere durch die stärkere Entwicklung seines Geistes sich löst, muss er beinahe Tier und noch lange nachher wenig anders als ein Tier gewesen sein; während der enge Anschluss der Vorgeschichte an die Geschichte die Gefahr voreiliger Deutungen bedingt, kann der an die Biologie Zurückhaltung und Skepsis gegen alle Deutungen, Beschränkung auf das Tatsächliche lehren.

So steht die Vorgeschichte zwischen einer Naturwissenschaft, der Biologie, und der Geschichtswissenschaft in der Mitte, von beiden als Hilfswissenschaft und als Teil in Anspruch genommen. Ihr Gebiet beginnt beim ersten Tier, das anthropologisch behandelt, als Mensch angesprochen werden kann, es endet beim schreibenden Kulturmenschen, den die Geschichte psychologisch analysiert. Sie ist nach Methode und Ziel Naturgeschichte des Menschentiers bis herauf zu einer Schriftkultur oder Kulturgeschichte vergangener Menschen bis hinab zum Tier.

Eine solche Wissenschaft selbständig gedacht (und jede Wissenschaft muss selbständig werden, wenn sie ihre Aufgaben, auch solche die ihr andere Wissenschaften stellen, möglichst vollkommen lösen will) ist ein Unding, ein armseliger Zwitter für den Vertreter einer Theorie des logischen und methodischen Gegensatzes der Natur- und Geschichtswissenschaften; sie ist verurteilt, ewig ein unglückliches Halbwesen zwischen zwei ganzen Wissenschaften zu bleiben.

Aber die Theorien eines methodischen Gegensatzes zwischen Natur- und Geschichtswissenschaften sind nur vorübergehende Erzeugnisse eines Augenblicks der allgemeinen logischen Entwicklung, der schon heute zurückliegt; von der herrschenden Naturwissenschaft des vergangenen Jahrhunderts, der Physik, und von der herrschenden Geschichtswissenschaft der NIEBUHR und RANKE haben ihre Schöpfer das zeitlose Ideal jeder Natur- und Geschichtswissenschaft ableiten wollen; die alten Einteilungen der Wissenschaften nach dem Inhalt genügten ihnen nicht mehr, sie sollten durch logisch tiefere nach der Methode ersetzt werden — aber es kam nur zu einem Kompromiss zwischen Altem und Neuem in der Lehre von der Identität zweier Methoden der Begriffsbildung mit zwei Stoff-Welten, der Naturwelt und der Kulturwelt; schon im Augenblick der Aufstellung dieser Theorien gab es Geschichtswissenschaften, wie die „moderne" Geschichtswissenschaft LAMPRECHTs, Naturwissenschaften, wie die Biologie, die das Schema widerlegten und mit Ausreden abgetan werden mussten; strenge Logik erlaubt aber keine Ausreden — wenn ein Schema auf Grund eines ausschliessenden Gegensatzes gebildet ist und sich dann herausstellt, dass die Erscheinungen, zu deren Klassifikation es entworfen wurde, nicht vollkommen darin aufgehen, so darf nicht mit Übergängen, mit „relativ historischem" und „relativ naturwissenschaftlichem" die Unzulänglichkeit der logischen Arbeit verhüllt werden, sondern das Schema muss umgearbeitet werden, bis es seinen Zweck erfüllt, oder es muss fallen.

Wissenschaft hat überall, gleichgültig welcher Stoff ihr dargeboten ist, die beiden Hauptaufgaben, zu beschreiben, d. h. übersehbar zu machen, und zu erklären, d. h. nutzbar zu machen. „Beschreiben"

Digitized by Google

heisst immer einen Gegenstand oder einen Ablauf analysieren, in Teile oder Momente logisch zerlegen ohne andere Absicht als die, ihn zu übersehen oder einer Übersicht einzuordnen; ob dabei das besondere Augenmerk des Beschreibenden auf ein zeitloses Sein oder ein zeitliches Werden (oder umgekehrt), auf ein Gemeinsames oder ein Besonderes, auf ein Einmaliges oder ein Wiederholtes gerichtet ist, ob das Ziel der Beschreibung zuletzt eine einheitliche (zeitlose) Begriffspyramide oder ein einheitlicher Ablauf ist, bleibt vollkommen gleichgültig; in allen Stoffgebieten der Wissenschaft kommen alle Formen der Beschreibung vor und haben gleiche Berechtigung.

Wenn der theoretische Zweck der Übersicht und Ordnung dem praktischen des Verstehens und Nutzens weicht, so wird aus dem Beschreiben das Erklären oder Deuten. Wer erklärt sagt von dem Gegenstand oder Ablauf, der erklärt werden soll, nicht nur aus, dass er in bestimmte Teile und Momente zerlegt werden kann, sondern dass diese Teile und Momente in einem bestimmten über- und ausserlogischen Zusammenhang stehen; er stellt nicht nur ein Neben- oder Nacheinander fest, sondern er behauptet seine Notwendigkeit; der Zusammenhang muss sein, wie er ist, d. h. er ist immer wieder so, man kann auf ihn rechnen, man kann ihn unter gleichen Umständen immer erwarten, man kann ihn nutzen, weil man ihn richtig erklärt, verstanden hat. Wiederum ist es gleichgültig ob ein Sein oder ein Werden, ein Gemeinsames oder ein Besonderes, ein Einmaliges oder ein Wiederholtes erklärt oder zur Erklärung benutzt wird; in allen Stoffgebieten sind alle Erklärungsarten willkommen; ob ich das Handeln einer Persönlichkeit wie Bismarck auf eine bestimmte Kombination psychischer und äusserer Faktoren zurückführe und damit als notwendig erweise, ob ich ein Naturgesetz ableite — immer verlasse ich das Gebiet des Beschreibens und erkläre; freilich besteht ein Unterschied zwischen verschiedenen Erklärungen: es gibt Erklärungen, die ich immer wieder an der Erfahrung nachprüfen kann und die daher schliesslich vollkommen geklärt und sichergestellt sind, es gibt andere, die nicht nachgeprüft werden können und deshalb immer ungeklärt und umstritten bleiben müssen; das gibt den Wissenschaftsgebieten, in denen Wiederholungen möglich sind, einen Vorsprung vor den anderen und kann den Anschein erwecken, als seien sie allein Ort der Erklärung, während in den andern nur mit mehr oder weniger Kunst beschrieben werde. Das theoretische Ziel aller Erklärungen ist der einheitliche kausale oder genetische Zusammenhang, die Erklärung von der objektiven Ursache oder vom objektiven Zweck aus, weil beide objektiv, d. h. den Irrungen persönlicher Interessen möglichst entrückt sind.

Innerhalb der Entwicklung wissenschaftlicher Arbeit in einem bestimmten Stoffgebiet wird Beschreibung und Erklärung immer nebeneinander hergehen; jede Beschreibung weist auf mögliche Erklärungen hin, jede Erklärung regt zu neuen Beschreibungen an; freilich wird eine umfassende Erklärung erst möglich sein, wenn eine umfassende Beschreibung vorhergegangen ist; wem eine künstlerische Beschreibung mit ihren ästhetischen Reizen „absolut" wertloser erscheint, als eine nutzbare Erklärung, dem kann beschreibende Wissenschaft als minderwertig neben der erklärenden erscheinen; objektiv besteht so viel ich sehe

Digitized by Google

nur die Aufgabe, in allen Wissensgebieten alle möglichen Übersichten und alle möglichen Erklärungen zu suchen und an der Wirklichkeit, dem Objekt und dem Subjekt, auf ihren Wert für die Menschen nachzuprüfen.

Die Vorgeschichte ist unter diesen Kategorien betrachtet eine Wissenschaft, die ihrem Stoff nach Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft sein muss, die ihrer inneren Entwicklung nach heute auf dem Punkt angekommen ist, wo die Hauptaufgabe, eine umfassende ausführliche und exakte Beschreibung und Ordnung des Materials, unabhängig von den Ansprüchen benachbarter Wissenschaften, selbständig sein muss, damit dann eine einheitliche Erklärung des ganzen Stoffes und zugleich eine Befriedigung der Nachbarwissenschaften möglich wird.

In konkreten Forderungen ausgedrückt heisst das, dass der Vorgeschichtsforscher heute und in den nächsten Jahren seiner Wissenschaft am besten dient, wenn er — abgesehen von den grossen Agitations- und Organisationsarbeiten, die ihm die Aufgabe der Rettung seines schnell verschwindenden Materials in sichere Sammlungen stellt — sich wesentlich darauf beschränkt, seinen Stoff zu sichten (d. h. die Zuverlässigkeit älterer Angaben über die Funde zu prüfen), zu beschreiben und zu ordnen. Am besten wäre für die Wissenschaft, wenn alles Schielen nach biologischen und geschichtlichen Wünschen aufhörte, vor allem aber der Rattenkönig von unbewussten Voraussetzungen und Vorlieben, der in Rassenbegriffen und psychologischen Schlagwörtern Unheil stiftet, ausgerottet werden könnte. Das wird nun allerdings kaum gelingen. Dagegen lässt sich vielleicht im Lauf der Zeit ein geographisches und relativ chronologisches Karten- und Fundschichtenschema schaffen, in dem jedes vorgeschichtliche Denkmal seine Stelle hat; in dies Schema wären dann die Volkstypen (am besten durch Zahlen oder Buchstaben, nicht durch Namen lebender Rassen zu bezeichnen!) und die typischen Werkzeuge, Waffen, Bauten usw. einzufügen; so müssten sich schliesslich für jeden Ort der Karte und für jede Schicht jedes Ortes Entwicklungsreihen und -querschnitte ergeben, die zusammengefasst das rein sachliche Bild der Entwicklung des ganzen Gebiets und des Standes in jedem Augenblick rekonstruieren lassen müssten.

Nun erst sollten die Deutungsversuche wieder aufgenommen werden.

Zunächst bieten sich hier zur Herstellung einer Verbindung der relativen vorgeschichtlichen Chronologie und der schematisch bezeichneten Völker mit der absoluten Chronologie und den individuell benannten Völkern der Geschichte die verschiedenen Quellenwerke der Geschichtswissenschaft, die auf vorgeschichtliche Zustände Bezug nehmen; für die Zeit ihrer Entstehung, d. h. für die jüngsten Teile der Vorgeschichte geben sie, kritisch benutzt, gute Anhalte.

Zum Verständnis älterer Zeiten und der Denkmäler, über die die geschichtlichen Quellen nichts aussagen, lassen sich ethnologische Quellen öffnen; wo wir in der Völkerkunde eine materielle Kultur finden, die in Technik und Bedürfnissen bestimmten Querschnitten der vorgeschichtlichen Entwicklung entspricht, werden wir verwandte Fähigkeiten annehmen dürfen und die reichliche Auskunft, die lebende Völker durch zahlreichere Denkmäler und die mündliche Erläuterung derselben

Digitized by Google

geben können, analogistisch benutzen dürfen, um die stummen Reste der Vergangenheit reden zu lassen. Doch ist auch hier grösste Vorsicht in der Verwertung der Auskünfte am Platz. Die Primitiven von heute haben alle eine lange Geschichte; die Schöpfer ihrer Kulturen können höher gestanden und anders gedacht haben, als die lebenden Vertreter derselben; Missverständnisse, verschobene Verhältnisse, allerlei fremde Einwirkungen können das Verständnis für die eigene Kultur getrübt haben. Vor allem aber schleichen sich in die ethnologischen Auskünfte der Primitiven durch das Medium der Beobachter fast unfehlbar völker- und kinderpsychologische Hypothesen ein, die bei dem heutigen Stand der Psychologie voll Unklarheit und Widerspruch der Schulmeinungen sein müssen.

Hier Ordnung und klare Verhältnisse zu schaffen kann nur die Aufgabe einer Geschichtsphilosophie sein, die an die Stelle aller Psychologien eine Geschichte der Begriffsbildung von wenigen bewussten logischen Voraussetzungen aus als künftigen Mittelgrat für alle Wissenschaften von der Entwicklung des Menschen zu setzen sucht. Diese Geschichtsphilosophie muss zunächst im Gebiet der Kulturvölker mit fester Chronologie typologische Reihen und Querschnitte tatsächlichen Charakters in allen Teilen der Kultur schaffen, dann an der Hand des gesicherten Entwicklungsschemas nach gleicher Methode ins Primitive, Vorgeschichtliche und Geschichtslose hinabsteigen. Dabei müssen die typologischen Reihen der voraussetzungslosen Vorgeschichtsforschung unmittelbaren Anschluss an die Reihen finden, die aus geschichtlichen Kulturen gewonnen sind. So wird sich zuletzt die Möglichkeit zeigen, von unsicheren und vielfältigen Deutungen zu einer sicheren und einheitlichen Deutung des vorgeschichtlichen und allen geschichtlichen Materials und damit zu einem brauchbaren Gesetz der Menschheitsentwicklung zu kommen; „Gesetz" nennen wir die Form der Erklärung, die unter Berücksichtigung alles erreichbaren Erfahrungsstoffes zu der jeweils vorliegenden Frage eine Reihe von Erscheinungen mit logischen Mitteln auf eine einfachste, allgemein einleuchtende Ablaufsformel bringt und damit die grösste erreichbare Sicherheit der Voraussagen und die beste Grundlage zur praktischen Ausnutzung der Erfahrung gewährt.

Die Entwicklung der Vorgeschichtsforschung ist im vollen Fluss; ihre Selbständigkeit ist von einzelnen Forschern längst gefordert, ihre Methoden und nächsten Aufgaben sind aus der Praxis heraus von ihnen formuliert und in der Praxis geübt und erprobt; die philosophische Betrachtung konnte nur aus dem bewegten Bild einzelne Züge herausheben, mit ihren Mitteln, durch logische Abgrenzung, logische Klärung und durch Einfügung in einen grössten theoretischen Zusammenhang, die Bestrebungen bedeutender Forscher (KOSSINNA u. a.) unterstützen, um so an ihrem Teil beizutragen, dass sie bewusster Allgemeinbesitz werden, damit in voller Einigkeit und Klarheit ein möglichst schnelles Fortschreiten der jungen Wissenschaft erreicht werde.

Digitized by Google

Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung

von Gustaf Kossinna.

Was SCHNEIDER hier von der hohen Warte des Philosophen aus über Vorgeschichtsforschung vorgetragen hat, zeugt von eindringendem Verständnis für den gegenwärtigen Stand und die heutigen Aufgaben dieser Wissenschaft und ist darum eine wertvolle und hochwillkommene Gabe, für die wir dem Verfasser von Herzen dankbar sind.

Als wichtig möchte ich namentlich hervorheben, dass SCHNEIDER anerkennt, die Vorgeschichte ist eine Wissenschaft, die ihrem Stoff nach Naturwissenschaft und Geschichte ist, ohne dabei etwa eine Zwitterstellung einzunehmen. Die eigenartige Mittelstellung zwischen Naturwissenschaft und Geschichte teilt die Vorgeschichte mit der Erdkunde. Auch gegen die Berechtigung der Erdkunde als Sonderwissenschaft haben sich Jahrzehnte lang übelwollende Stimmen verneinend ausgesprochen, weil sie angeblich von allen möglichen Wissenschaften etwas sich erborge, ohne irgend ein Sondergebiet aufweisen zu können, so dass man diese Wissenschaft nicht einmal genau definieren könne. Die Pfleger der Erdkunde sind über solche Einsprüche mit Recht zur Tagesordnung übergegangen.

Die Hauptsache bei jeder Wissenschaft ist, dass sie einen Stoff so genau durcharbeitet, wie keine andere, auch nicht die nächste Grenzwissenschaft, dann, dass sie dies mit einer eigenen Methode tut, endlich dass sich Gelehrte finden, die diesen Wissensstoff mit dieser besonderen Methode zu ihrer Lebensaufgabe machen. Sind diese drei Punkte erfüllt, so ist die Wissenschaft als solche selbständig: somit ist auch die Vorgeschichte völlig selbständig.

Bisher sind die Vertreter dieser Wissenschaft von den verschiedensten Zweigen der Natur- und Geschichtswissenschaft ausgegangen und zur Vorgeschichte übergetreten. Sie allesamt haben dazu beigetragen, der Vorgeschichte ihre Methode zu schaffen. Natürlich ist diese längst keine einheitliche, wird es auch wohl kaum je völlig werden, ebensowenig wie bei der Erdkunde, aber die grossen Züge der Forschung sind doch allgemein anerkannt und angenommen. Weil aber die Vorgeschichtsforscher bisher aus ganz verschiedenen Lagern herkamen, besteht gegenwärtig noch ein erheblicher Mangel an Verständigung und gegenseitiger Wertschätzung unter ihnen. Je mehr aber junge Kräfte in die Vorgeschichte eintreten, die nicht als Autodidakten, sondern nach systematischer Universitätsschulung in diesem Fach die Forschung weiterführen, desto schneller werden die schroffen persönlichen Gegensätze innerhalb unserer Wissenschaft, die ja in der Hauptsache auf sachlicher Grundlage ruhen, weichen und ein gewisser Ausgleich sich einstellen.

Vielleicht geben SCHNEIDERs Äusserungen dem Fernerstehenden an dieser oder jener Stelle Anlass zu Missdeutungen; darum möchte

Digitized by Google

ich — nach eingehender mündlicher Aussprache mit dem Verfasser und im Einverständnis mit ihm oder vielmehr auf seinen Wunsch — noch ein paar Sätze hinzufügen.

Das Verfahren, das SCHNEIDER insgemein für unsere künftige Forschungsweise vorschlägt, ist in seinem ersten Teile durchaus dasjenige, das ich vor mehr als 20 Jahren zuerst mir zurechtlegte und seitdem stets befolgt und weiter ausgebildet habe, wie die intimeren Fachgenossen ja längst wissen und wie ich es ja in knappster Kürze auch in meinen Schriften angedeutet habe. Ich bin ausgegangen von der ältesten geschichtlichen Überlieferung, die mein ursprüngliches Arbeitsgebiet war, und kehre letzten Endes stets dorthin wieder zurück. Ich legte für diesen letzten, weitest zurückliegenden geschichtlich erreichbaren Zeitabschnitt die beiden von der Geschichte und von der archäologischen Forschung gelieferten Bilder der Kulturverhältnisse auf einander und siehe da, es ergaben sich, wie dies nicht anders zu erwarten war, die schlagendsten Übereinstimmungen der Umrisse und Züge dieser beiden Bilder, nur dass das von der Archäologie gelieferte Bild in den meisten Einzelheiten ein viel genaueres, klareres, bestimmteres ist. Nun bin ich von diesem Bilde des ältesten geschichtlichen Zeitabschnittes aus weiter rückwärts gegangen auf Grund des tausendfach erprobten methodischen Grundsatzes, dass sich die Begriffe Volk und Kulturgruppe decken; für diese älteren Zeiten, die nur archäologisch erreichbar sind, bedarf ich daher nicht notwendig eines neuen Führers, sobald ich nur den lückenlosen Zusammenhang mit den Anfängen der Geschichte niemals aus den Händen verliere.

SCHNEIDER empfiehlt (oben S. 131) für die Zeiten, wo der Leitfaden der Geschichtsüberlieferung selbst abreisst, die Ethnologie der sogenannten Kulturvölker als Vorbild zur Erklärung der europäischen Vorzeit; er nimmt dann aber sofort diese Empfehlung mindestens zur Hälfte selbst zurück: sehr mit Recht. Ich kann vor einer stärkeren Heranziehung der Völkerkunde nur warnen. Europäische Kultur und Aussereuropa: das sind stets zwei ganz verschiedene Welten gewesen. Europa war, soweit wir auch zurückgehen, stets ganz anders, d. h. unendlich weit höher veranlagt als Aussereuropa. Die Annahme, dass die soziale Einrichtung des sog. Mutterrechts in der indogermanischen Vorzeit, in Resten sogar bis in die geschichtlichen Zeiten hinein eine Rolle gespielt habe: das war so eine der eklatantesten Irrungen, die wir der Völkerkunde verdankten und der in jungen Jahren wie z. B. LAMPRECHT so auch ich selbst zum Opfer gefallen war. Ohnehin könnte die Naturvölker-Analogie nur für die vorneolithische Zeit versucht werden. Aber auch dann beträfe sie doch immer nur Einzelheiten, gewissermassen Seltsamkeiten, sei es für unser Denken, sei es für unser Empfinden oder vorläufig Unerklärbares.

Wir hätten hier also eine ganz andere Art Führer oder Analogievorbild, als es vorher die älteste Geschichtsüberlieferung war. Die Prüfung der archäologischen Verhältnisse an der frühesten Geschichte erfolgt bei mir in dem wichtigsten Punkte, der Umgrenzung der Kulturgebiete, durch Niederschlag der stofflichen Kulturhinterlassenschaft auf die Landkarte. Und diese Siedlungsarchäologie ist die Methode, die in der Hand des streng geschulten Chronologen und scharfsichtigen

Digitized by Google

Typologen auf dem Schritt für Schritt in immer höhere Altersstufen zurückgelegten Wege über Zusammenhänge und Gegensätze, Fortsetzungen und Abbrüche von Kulturen in einer Weise aufklärt, die einen hohen Grad von Zuverlässigkeit und Sicherheit besitzt.

Diese Methode ist anwendbar für alle Zeiten und steht somit auf einem ganz anderen Brett — man verzeihe diese abgegriffene Wendung — als etwaige Hilfen durch die vergleichende Völkerkunde. Suchen wir ethnologische Parallelen auf, so haben wir sie übrigens viel besser, bequemer, einleuchtender in Europa bei denjenigen Völkern, die sich grossenteils heute noch in einem vorgeschichtlichen Kulturzustande befinden, d. h. also namentlich bei den Bewohnern Ost- und noch mehr Südeuropas.

Diese meine Methode hat SCHNEIDER ja allerdings bereits kurz vorher besprochen, aber nicht in dem Sinne, dass sie Deutungen bringe, sondern dass sie nur zur Sichtung des Stoffes verwendet werde. Meine Methode führt aber, wie gesagt, den wahren Fachmann, wenn er sein ganzes Material gesammelt und gesichtet vor sich liegen hat, ohne weiteres zur Deutung. SCHNEIDER ist, wie er in der mündlichen Aussprache mit mir hervorgehoben hat, der Meinung, dass, nachdem ich auf Grund einer grossen Überschau meine Deutungen des Materials gegeben habe, alle diejenigen, die über ein geringeres Material verfügen, die Wissenschaft nicht mit neuen Deutungen aufhalten mögen, sondern dass zunächst einmal von allen Seiten der Stoff massenhaft veröffentlicht werde, um meine Deutungen einstens zu sichern und zu vertiefen oder zu widerlegen; dass es aber nicht angebracht, sondern verpuffte Kraftanstrengung sei, wenn jeder Lokalforscher auf Grund seines geringfügigen Materials sogleich seine eigens fabrizierten neuen Deutungen in die Welt setze. Ich stimme dem in gewisser Weise wohl bei, verkenne aber doch nicht, dass damit eine Art Monopol für Deutungen auf mich geladen würde, dass ich im Interesse der Wissenschaft nicht beanspruchen kann und will.

Allerdings solche grundlose und unreife Behauptungen, wie sie kürzlich Phil. KROPP in seinem sonst so nützlichen Buche über die „Latènezeitlichen Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weissen Elster" (Würzburg 1910), geäussert hat, dass die ungermanische Kultur der jüngeren Bronzezeit im Südosten der Provinz Sachsen gegenüber der gleichzeitigen „eigentlich karpodakischen" in Ostdeutschland minderwertig erscheine und „d a r u m" nicht karpodakisch sein könne, sondern germanisch sein müsse (!) [1]), solche Deutungen sind nicht nur höchst überflüssig, sondern geradezu schädlich.

Ähnlich muss ich leider auch über manche Hypothese des ebenso ideenreichen wie über hervorragende Materialkenntnis verfügenden trefflichen Forschers SCHLIZ urteilen, dessen hohe Verdienste um unsere Wissenschaft im übrigen hier nicht erst berührt zu werden brauchen. Was soll man aber dazu sagen, wenn er aus seiner südwestdeutschen

[1]) Ich bemerke, dass das ganze Kapitel über die Kultur vom Lausitzer Stile in Sachsen-Thüringen vom Verfasser jener Schrift erst während des Druckes eingeschoben worden ist, was ich nicht verhindern wollte, um nicht als selbstherrlich zu erscheinen. Überwindung aber hat es mich gekostet, derartiges in einem Hefte meiner „Forschungen" selbst herausgeben zu müssen.

Digitized by Google

Ecke heraus, ohne eingehendere Kenntnis der ostdeutschen Kulturen, jetzt vorschlägt, die Karpodaken statt von Ungarn, wie ich es tue, doch lieber von Südwestdeutschland herkommen zu lassen, denn auch in Württemberg gebe es „Buckelurnen". Nun, ich habe das einzige Ausführliche, was ich bisher über die Herkunft der karpodakischen Kultur mitgeteilt habe — in einem Vortrage, den ich im Januar 1902 zu Breslau gehalten habe — leider noch immer nicht drucken lassen können, da ich stets zu viel wissenschaftliche Probleme in Arbeit habe. So muss ich es erleben, dass jetzt von mehr als einer Seite — namentlich bei Gelegenheit der neuen spätbronzezeitlichen Hausfunde in der Umgebung Berlins — recht unverständige und sachunkundige Erörterungen der karpodakischen Frage stattfinden. Um so weniger hätte ein Mann wie SCHLIZ sich an diesen Husarenritten ins karpodakische Land beteiligen sollen.

Echte alte Buckelurnen der dritten Periode der Bronzezeit gibt es nicht nur in Württemberg, sondern auch in Südbayern, in Baden, im Elsass und in Ostfrankreich, d. h. im ganzen Südstrich desjenigen sehr viel grösseren Gebietes, wo die keltische Kultur- und Volksgrenze seit Beginn der 2. Bronzezeitperiode sich gebildet hatte. Nordwärts reicht dies grosse Gebiet bis zum Teutoburger Wald und zum Harz. Dies Verhältnis zeigt schon, dass die Buckelurne nichts Keltisch-Nationales ist, wie es z. B. die mit ihr gleichzeitige Kerbschnittkeramik in hervorragendem Masse geworden ist. Übernommen wurde die Buckelurne von Ungarn her auf dem Donauwege, rein als Kultureinfluss, da im übrigen innerhalb der 3. Periode der Bronzezeit süddeutsche Kultur und mittel- und ostungarische Kultur keine sonderliche Übereinstimmung mehr zeigen, ebensowenig wie süddeutsche (keltische) und ostdeutsche (karpodakische), während ostdeutsche und ungarisch-thrakische sehr reiche Übereinstimmungen aufweisen, nicht nur in der Keramik, sondern ebenso sehr in den Typen der Bronzen, was ich stets betont habe, was aber immer wieder unbeachtet bleibt — gewiss, weil niemand ausser mir dieses Material genügend kennt.

Doch ich breite meine nur angehängten Erörterungen schon zu weit aus, zumal ich, wie auch SCHNEIDER, befürchten muss, es werde das ungebrochene Selbstbewusstsein enger Lokalforschung bei uns sich auch künftig nicht nehmen lassen, gleich an die Lösung der letzten Aufgaben der Wissenschaft mutig und munter heranzutreten.

Digitized by Google

Neue Entdeckungen vorgeschichtlicher Altertümer in den Höhlen von Dane bei S. Kanzian.

Die erste Entdeckung, die P. SAVINI machte, war der zufällige Fund eines Bronzehelmes, der altitalischen Epoche angehörig, in der Fliegengrotte bei S. Kanzian, woraufhin dann das Naturhistorische Hof-Museum in Wien durch Herrn SAVINI systematische Ausgrabungen machen liess, die von aussergewöhnlichen Erfolgen begleitet waren. Im folgenden lassen wir Herrn SAVINI selbst darüber sprechen.

Der Boden von S. Kanzian, sagt er, ist ein unvergleichliches Bergwerk von vorgeschichtlichen Resten. Seine Lage, auf dem Durchzuge der Völker von den Ufern des klassischen Timavus gegen die umherliegenden Gebirge, hat es zum Zeugen zahlreicher Völker-Kulturen gemacht; seine natürliche kalkige Beschaffenheit und die damit in Verbindung stehenden zahlreichen natürlichen, über das ganze Gebiet zerstreuten Höhlen dienten den von Feinden und wilden Tieren bedrohten Menschen als Zuflucht.

Eine einzige Höhle, Fliegenhöhle genannt, im Jahre 1891 vom Höhlenforscher MARINITSCH entdeckt und auch von dem grossen Höhlenforscher Frankreichs, MARTEL, erwähnt, hat überaus viel Stoff gegeben, um viele Jahrhunderte anfänglichen Menschenlebens zu beleuchten. In ihr fanden sich unter anderem einige tausend Gegenstände, teils ganz, teils zerbrochen, und eine Menge von zu schmelzendem Material, das offenbar von einer grossen Arbeitswerkstätte und von Schmelzprozessen der Bronze herrührt.

Unter den bronzenen Produkten des Gewerbfleisses herrschen die Waffen vor, woraus man folgern kann, dass die alten Bewohner des Ortes nicht den Friedenskünsten ergeben waren, wie die sie umgebenden Nachbarn von Sa. Luzia, denn sie waren gezwungen sich so gut als möglich gegen die Angriffe anderer Menschen, anderen Familien und anderen Zünften angehörig, mit denen sie oft harte Kämpfe zu bestehen hatten, zu verteidigen. Das bezeugen die zahlreichen Wallburgen (Castellieri oder gradišcě), die auf den umliegenden Hügeln emporragen.

Unter den Bronze-Waffen sind die Pfeil- und Lanzenspitzen die häufigsten; sie sind alle mit einem hohlen Schafte versehen. Ihre Menge ist bemerkenswert, niemals wurden in diesen Gegenden oder in

Digitized by Google

anderen Ländern der Ostalpen solche Mengen gefunden; nicht weniger ihre Verschiedenheit und Mache. Häufig werden auch Hohlmeissel, Tüllenbeile, Dolche, Messer und Schwerter gefunden; die letzteren kurz, mit wenig breiter Klinge, blattförmig, zweischneidig und bisweilen mit Längsfurchen versehen. Der Griff ist kurz, geschäftet oder mittelst Nägeln an der Klinge befestigt; das berechtigt zur Annahme, dass sie von sehr kleinen Händen gebraucht wurden, oder dass man sich des Griffes in sonderbarer Weise bediente. Auch Schmucksachen fehlen nicht, so z. B. Armbänder, Ringe, Halsketten, Gehänge, Fibeln, Haarnadeln und Anhängsel, die für Amulets gehalten werden könnten. Unter den Metallgegenständen sind auch einige Eisen-Lanzen inbegriffen, die gleichsam die Morgenröte des Eisenzeitalters verkünden.

Viele Völker, eines nach dem anderen, kamen und hinterliessen ihre Kulturreste, die einen über den anderen, in dieser tiefen Höhle, mit einer Öffnung senkrecht über dem Abgrunde. Die Unzugänglichkeit dieser Höhle, sowie die der Umgebung, bewirkte, dass ihre Hinterlassenschaft bis in unsere Zeit fast unberührt geblieben ist.

Eine sehr reiche Ausbeute von vorgeschichtlichen Gegenständen jeder Art wurde auch in der „Knochen-Höhle" (Skelett-Höhle) gemacht, die ihren Namen von der ungeheueren Menge der darin enthaltenen menschlichen Skelette erhalten hat. (Dieses Vorkommen erinnert an die Beinhäuser der Alpen [1]).) Die Höhle öffnet sich in den Kalkfelsen über dem westlichen Ausläufer der grossen Umrandung gegen Süden von S. Kanzian.

Man kann bezüglich ihrer Lage und der Natur ihres Terrains annehmen, dass sie mit der „Fliegengrotte", die nicht einmal 200 Meter entfernt ist, in unterirdischer Verbindung stehe. Während in der „Fliegengrotte" der Eingang enge geworden und nur für einen Menschen allein in kurzen Abständen zugänglich ist, findet sich in der Knochenhöhle der Eingang völlig verstopft, infolge des Nachsenkens der ihn umgebenden Terrainschichten. Schwierig gestaltet sich in ihr auch der Abstieg, da man über eine senkrechte, 21 Meter tiefe Wand herabsteigen muss; die Entdeckungen in derselben waren deshalb sehr lohnend.

Der Boden dieser Höhle, welcher zum Teil von mächtigen sedimentären Schichten bedeckt ist, enthält die Reste aus allen drei vorgeschichtlichen Zeitaltern. Aus den unteren Schichten, in 4 Meter Tiefe lagernd, sammelte Herr SAVINI kalzinierte Knochen, die mit Kohle und vom Feuer geschwärzten Steinen gemischt waren. Unter den Kleinodien dieser Höhle nehmen den ersten Platz die menschlichen Skelette ein, die in den oberen Schichten gefunden wurden. Die Skelette waren in einen feinen tonigen und rötlichen Mergel gebettet, liegend unter Haufen von Steinen und Sand, überdeckt mit Felsbruchstücken, die sich von der Wölbung und den Wänden der Höhle loslösten. Um die Skelette herum, wie auch in anderen Teilen dieser Höhle, lagen die Knochen höhlenbewohnender Fleischfresser und verschiedener noch jetzt lebender

[1]) Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurden bei der Erweiterung des Kirchen-Einganges in Ielsane, Istrien Hohlräume aufgedeckt, in die viele Jahrhunderte hindurch die aus dem kleinen Ortsfriedhofe ausgehobenen Skelette geschafft worden waren. Ich erhielt leider erst Nachricht hiervon, als diese unterirdischen Beinhäuser bereits verschüttet waren. Anm. des Übersetzers.

Digitized by Google

Säugetiere. Dabei wurden einige Bronzefunde gemacht, wie Waffen und Schmuck, alle der Bronzezeit angehörig. Endlich fanden sich auch Gegenstände aus der Eisenzeit und solche, die den Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit vermitteln. Unter den Fundgegenständen dieser beiden letzten Perioden, der Übergangszeit und der Eisenzeit, finden sich ebenfalls Waffen und allerhand Gebrauchsgegenstände. Aus dem Inbegriff der aufgesammelten Reste dieser Höhle schliesst Herr SAVINI, dass sie nicht als Wohnstätte, wohl aber als Begräbnisstätte, wie dies die zahlreichen menschlichen Skelette beweisen, diente.

Aus dem in den letzten Tagen des Monats Februar geförderten menschlichen Knochen-Material und der Prüfung desselben, konnte Herr SAVINI den Eindruck gewinnen, dass dieses einer primitiven, charakteristischen Menschenrasse angehöre, deren Schädel dem reinsten brachyzephalen Typus angehören. Die Knochen der Gliedmassen, proportioniert und gedrungen, deuten auf eine geringe Körpergrösse von 1,55 bis 1,65 m. Der runde Kopf ist klein, nach vorn sich verbreiternd. Die niedrige Stirn ist fliehend nach rückwärts, die Wölbung des Schädels (Craniums) wenig ausgesprochen. Das Gesicht ist klein; die Augenwülste sind deutlich vorspringend, und die Zähne ein wenig nach auswärts gerichtet. Die in der Knochenhöhle gemachten Funde sind daher vom historischen und ethnographischen Gesichtspunkte aus interessanter, als jene der Fliegengrotte. Während in der letzteren die Bronze-Zeit bis zu den Anfängen der Eisenzeit vorherrscht, sieht man in der Knochenhöhle genau alle Perioden der Metallzeit vertreten, und es ist wahrscheinlich, dass man bei Fortsetzung systematischer Ausgrabungen sichere Kenntnis der Aufeinanderfolge der Völker und der Entfaltung ihrer Kultur in unseren Gegenden wird erwerben können. —m—.

Digitized by Google

Arbeiten aus dem Germanischen Seminar der Universität Berlin.

I.

Das germanische Wohnhaus in vorgeschichtlicher Zeit nach den Bodenfunden.

Von Walther Schulz, Minden.

Die Frage nach dem Aussehen des altgermanischen Wohnhauses ist sehr verschieden beantwortet worden. Einige Forscher glaubten, die Wohnstätten unserer Vorfahren mit den Hütten niedrigstehender Völker vergleichen zu können. Diejenigen aber, die aus den heutigen Bauernhäusern auf altgermanischem Boden den alten Wohnbau zu erschliessen suchten, neigten mehr der Ansicht zu, dass die Germanen zwar einfache, jedoch unseren Bauernhäusern nicht ganz unähnliche Behausungen besassen. Doch gerade die Bodenfunde, die den Beweis zu erbringen hatten, schienen vielfach gegen letztere Ansicht zu sprechen. Denn die in die Erde gearbeiteten, mit mannigfaltigen Kulturüberresten gefüllten Gruben, die zum Teil kaum einem Menschen Raum boten, sollten, mit Reisig überwölbt, die Wohnung unserer Vorfahren sein. Zum Vergleich zog man dann noch die runden Hausurnen und die Rundhütten der Markussäule in Rom heran. Doch im Laufe der Zeit hat sich herausgestellt, dass alle die grösseren und kleineren Gruben, die man unter dem Namen „Wohngruben" zusammenfasste, ganz verschiedene Bestimmung hatten. Sie waren Abfallsgruben, Herdgruben, Vorratsgruben, oder auch Löcher zur Aufnahme von Pfosten. Die grösseren haben allerdings wohl auch als Wohnstätten für gelegentlichen Aufenthalt, wie heute unsere Köhlerhütten, oder sogar für dauernden Aufenthalt ärmerer Leute gedient. Wir wissen durch Tacitus, dass im Winter Erdgruben aufgesucht wurden, und durch Plinius, dass bei den Germanen in unterirdischen Räumen gewebt wurde. Im allgemeinen aber war das eigentliche Wohnhaus über dem Erdboden errichtet, oder sein Fussboden nicht tief in die Erde gesenkt; so ist es zu erklären, dass seine Spuren grösstenteils verwischt sind, während nur die Teile, die tiefer in den Boden hineinragten, wie etwa die Herdgrube oder die Pfostenlöcher, sich bis auf den heutigen Tag erhielten. Hinzu kommt auch noch, dass die Häuser gewöhnlich aus vergänglichem Materiale erbaut waren. Vielfach wird nun angenommen, dass sich das viereckige Haus aus der Rundhütte entwickelt habe, dass also letzterer ein höheres Alter zukomme. Jedoch beide Bauformen können auch selbständig

Digitized by Google

nebeneinander entstanden sein. Den Ursprung des viereckigen Hauses hat man dann in dem Dachhause, dem auf den Erdboden gestellten Dache, zu erblicken. Beide Bauarten, die kegelförmige Dachhütte und das Dachhaus, konnten erweitert werden, indem man im Innern den Boden eintiefte, oder, bei fortgeschrittenerer Technik, indem man das Dach durch die Wand vom Erdboden erhob. Damit ist im wesentlichen die Entwicklung der Rundhütte vollendet; das Dachhaus jedoch und das aus ihm hervorgegangene Haus war noch einer unbeschränkten Erweiterung in die Länge fähig. Es ist daher erklärlich, dass das viereckige Haus die Rundhütte zu einem untergeordneten Bau herabdrückte und später fast verdrängte, während es sich selbst im Laufe der Zeit noch mannigfach weiter entwickelte und schliesslich zu den verschiedenen Haustypen führte, die wir heute auf germanischem Boden erblicken.

Betrachten wir zunächst das Haus der Nordgermanen. Das einfachste heutige nordische Bauernhaus ist ein rechteckiger Blockbau, der durch eine Wand an der Giebelseite in die Vorhalle und den annähernd quadratischen Wohnraum geteilt ist. In den Wohnraum führt die Tür durch die Vorhalle. In der Mitte des bis zu dem Dache ungeteilten Hauptraumes findet sich auf dem lehmgestampften Fussboden der Herd, dessen Rauch durch eine Öffnung im Dache, die auch zum Einlass des Lichtes dient, entweicht.

Gehen wir in die frühgeschichtlichen Zeiten zurück, so geben ein allerdings nicht deutliches Bild des nordischen Hauses der Wikingerzeit die Überreste des alten Birka auf der Insel Björkö im Mälarsee. Die Häuser bestanden dort aus Lehmfachwerk oder waren gezimmert, und die Fugen mit Lehm und Moos verdichtet, wie man aus den aufgefundenen Lehmstücken schliessen muss. Es ist wohl möglich, dass diese Bauten dem vorher beschriebenen Hause geglichen hatten. Die Reste einer nordischen Halle, aus der Wikingerzeit, sind zu Augerum in Blekinge gefunden worden. In der Mitte des Fussbodens liegt die längliche Feuerstelle; zu ihren beiden Seiten zieht sich eine Reihe von vier Pfostenlöchern hin. Die äusseren Wände werden durch Pfostenlöcher bezeichnet, die im Oval die innere Pfostenstellung umgeben. An der einen Schmalseite war der Eingang, der durch eine kleine Vorhalle geschützt wurde. Ein weiteres Beispiel einer nordischen Halle, ein westgotisches Werk, ist noch heute erhalten in dem oberen Stockwerke der Kirche Sa Maria de Naranco bei Ovideo in Asturien. Die Eingänge des fensterlosen Saales mit ihren Vorhallen liegen in der Mitte der beiden Langseiten. Der Bau stammt nach HAUPT, der in dem Buche „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" S. 209 den Grundriss der Halle gibt, aus der Zeit um 750 n. Chr.

Durchaus verschieden von dem heutigen nordischen Bauernhause einfachster Gestalt sind die aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. stammenden sogenannten „kämpagrafvar", die zahlreich aus Öland und Gotland bekannt geworden sind. Die gewaltigen aus Erde und Stein erbauten Wohnhäuser erinnern eher an die Hallen der nordischen Heldensagen. Sie besitzen im allgemeinen bei einer Breite von 8 bis 15 m eine Länge von 20 bis 40 m und sind zugänglich von der einen Giebelseite, oder von beiden. Die 1,50 bis 2 m dicken Wände sind 1 m hoch. Bei einigen Gebäuden scheint ein Oberbau aus Holz vorhanden

Digitized by Google

gewesen zu sein. Das Dach war ein Walmdach. Die im Innern des Hauses von Åby längs der beiden Langseiten aufgereihten Steine dienten wohl als Unterlage für Pfosten; es würde dann eine dreischiffige Anlage vorliegen. Möglicherweise waren einige der Bauten durch Querwände in verschiedene Räume geteilt. Die längliche Feuerstelle kehrt auch hier wieder. Ganz ähnliche Gebäude etwa aus dem 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. sind in Norwegen, in Jäderen, gefunden worden. Die im Boden hinterlassenen Spuren der Pfosten lassen erkennen, dass auch hier der innere Raum in drei Längsschiffe geteilt war. Diese Gebäude scheinen die archäologische Bestätigung der Aufstellung RHAMMS zu erbringen, dass die urnordische Wohnung die Saalwohnung war.

Ein Zeugnis für einen nordischen Bau weit älterer Zeit, der frühesten Eisenzeit, besitzen wir in der Hausurne von Obliwitz in Pommern, die einer ostgermanischen Begräbnisstätte entstammt. Sie stellt einen auf vier Pfosten errichteten Fachwerkbau mit Satteldach dar, dessen Eingang in der Langseite liegt. Wir dürfen in der Vorlage für diese Hausurne die Vorstufe des nordischen „bur" sehen, eines Hauses, das durch Steine oder Pfosten über die Erde emporgehoben, hauptsächlich als Aufenthaltsort und Schlafraum der Frauen diente. Es wäre daher von Bedeutung, wenn festgestellt werden könnte, dass diese Urne die Reste einer weiblichen Person berge. Und schliesslich ahmt eine zweite Hausurne, die von Schonen, ein Gebäude nach, das stark an die Halle von Augerum erinnert haben muss. So zeigt die Hausurne eine ovale äussere Form; die Bemalung deutet wohl Ständerwerk an. In der Mitte des Daches befindet sich die Abzugsöffnung für den Rauch; das Vorbild der Urne muss also die Feuerstätte in der Mitte des Raumes gehabt haben. Eine Öffnung in der Mitte des Daches ist auch bei der Halle von Augerum anzunehmen. Doch während diese von der Schmalseite aus zugänglich war, ist auf der Hausurne die Tür in der Mitte der Langseite dargestellt.

Auf dem Gebiete der Westgermanen sind heute zwei Haustypen am weitesten verbreitet, das sächsische Haus und das fränkisch-oberdeutsche Haus. Das sächsische Haus zeigt eine dreischiffige Anlage mit der Tür an der Giebelseite. Der Herd befindet sich im hinteren Teile des Mittelschiffes, während der vordere Teil der Seitenschiffe dem Vieh eingeräumt ist. Das Korn ist in einem abgetrennten Bodenraume unter dem Dache untergebracht. Das gewaltige Strohdach reicht tief herab und ist abgewalmt. Die niedrigen Wände sind in Fachwerk errichtet. Manche Beziehungen bestehen zwischen dem hallenartigen sächsischen und dem altnordischen Hause, wie es in den kämpagrafvar vorliegt. So findet sich bei beiden der Eingang an der Giebelseite; ja, das altnordische Haus mit den Eingängen an beiden Giebelseiten erinnert an das sächsische Haus mit Durchgangsdiele. Auch die dreischiffige Anlage haben wir bei einigen dieser nordischen Bauten kennen gelernt.

Da nach den Untersuchungen von PESSLER das sächsische Haus sich mit dem Volksstamm der Sachsen ausbreitete, so muss es in vorgeschichtlicher Zeit über ein viel kleineres Gebiet verbreitet gewesen sein. Durch Funde ist der Typus oder eine Vorstufe desselben bis jetzt noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Die aus der Latènezeit stam-

Digitized by Google

menden Hausreste, die MÜLLER-BRAUEL beim Dorfe Steinfeld im Kreise Zeven fand, könnten vielleicht eine Vorstufe des sächsischen Hauses darstellen. Grössere Steine umgaben einen rechtwinkeligen, an den Ecken abgerundeten Raum von 10 bis 12 m Länge und 4 bis 6 m Breite. Innerhalb des Steinringes lag die aufgemauerte, halbrunde Herdstelle, und davor das Aschenloch. Lehmbewurfstücke hinter dem Herde deuteten wohl auf eine Herdwand, die den hinteren Teil des Hauses, vielleicht die Schlafstätte, abtrennte. Der Eingang befand sich an der Schmalseite. Da Wandbewurf im übrigen fehlt, so schliesst MÜLLER-BRAUEL, dass das Haus keine Seitenwände besass, also ein Dachhaus war. Er vergleicht es mit den Schafställen der Lüneburger Heide, die vielfach als Urform des sächsischen Hauses angesprochen werden.

Das fränkisch-oberdeutsche Haus findet sich grossenteils in Gebieten, die nicht zu dem ursprünglichen Besitztume der Germanen gehören, in denen vor den Germanen Kelten und nichtindogermanische Völker wohnten, in Gebieten, die zum Teil römischen Einflüssen durch römische Kolonisten in hohem Masse ausgesetzt gewesen sind. Manches Fremde können wir daher in dem Hausbau dieser Gegenden vermuten.

Das oberdeutsche Haus setzt sich zusammen aus einem Herdraume und einer durch einen Ofen heizbaren Stube. Der Herdraum ist das Ursprüngliche, die Stube erst spätere Zutat; noch heute findet sich auf oberdeutschem Gebiete auch das einzellige Haus. Der Eingang des Hauses liegt meist auf der Langseite.

Hauptsächlich sind es Elbgermanen, die das oberdeutsche Gebiet besiedelt haben; und gerade in ihrem Ursprungslande, der Elbgegend, kennen wir ihre Häuser vom Ende der Bronzezeit und Beginn der Eisenzeit dadurch, dass bei ihnen hin und wieder die verbrannten Gebeine der Toten in Urnen, die ein Haus nachbildeten, bestattet wurden. Diese Urnen sind meist von runder oder rundlicher Gestalt. Zum Teil ahmte der Verfertiger Rundbauten in Ton nach, wie er sie in dem germanischen Gehöfte erblickte, vielleicht auch deshalb, weil sie sich der Topfform besser anpassen liessen. Doch auch einer Anzahl Urnen diente das viereckige Wohnhaus, möglicherweise ein solches mit abgerundeten Ecken, als Vorbild. Es sind, wie man aus der Firstlinie und der Gestaltung des Daches sehen kann, die Urnen von Aken, Königsaue, Stassfurt, die zwei von Wilsleben, die vier von Hoym und die von dem Gebiete der Maschinenfabrik zu Aschersleben. Sie stellen, mit Ausnahme der letzteren Urne, die ein Satteldach hat, ein Haus mit abgewalmten Dache dar. Die grosse Tür liegt auf der Langseite. Man könnte hierin einen Zusammenhang mit dem oberdeutschen Hause erblicken; doch es ist nicht ausgeschlossen, dass die Lage der Tür beim oberdeutschen Hause auf späterer Umgestaltung beruht. Abgesehen von den Hausurnen geben die Bodenfunde nur ein sehr lückenhaftes Bild des westgermanischen Hauses. Die bronzezeitlichen Hausgrundrisse von Buch bei Berlin und das Haus in der Römerschanze bei Potsdam können nicht als germanisch angesprochen werden, denn sie sind auf einem Gebiete zu Tage getreten, das nach den Forschungen von KOSSINNA in damaliger Zeit nicht von Germanen, sondern von einer thrakischen Völkerschaft bewohnt war. Es ist daher kein Zu-

Digitized by Google

fall, dass gerade einige etwa dieser Zeit angehörige Hausreste der Niederlausitz, also auch eines nichtgermanischen Gebietes, an die Funde von Buch und der Römerschanze erinnern (so die Wohnstätten von Zauchel, Kr. Sorau, und Nieder-Jeser, Kr. Sorau)[1]).

Auf germanischem Boden finden wir in der Bronzezeit und der Eisenzeit vor allem Gruben, die sich als Abfallsgruben oder auch als Herdgruben erweisen. Nur wenige grössere kann man als Wohngruben ansprechen. Es war eben das eigentliche Wohnhaus, wie zu Anfang erwähnt, gewöhnlich über dem Boden errichtet, und es sind daher seine Reste im Laufe der Zeit verschwunden. Für die römische Zeit besitzen wir zwar Nachrichten antiker Schriftsteller, diese jedoch, viel zu allgemein gehalten, verwirren mehr, als dass sie aufklären. Besonders soll hier auf die Ausführungen von R. MUCH in der „Zeitschrift für deutsches Altertum" 1892 hingewiesen werden, in denen er gezeigt hat, dass die Angabe des Caesar über die Sweben „neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet" auf einem Missverständnis Caesars beruht, da Lateinisch, Germanisch und Keltisch „die Germanen bauen (d. h. bebauen den Acker) alle Jahre an anderer Stelle" in dem Sinne verstanden werden kann „die Germanen wohnen alle Jahre an anderer Stelle".

Dafür, dass neben den Rundhütten ein viereckiger Hauptbau zu dem germanischen Gehöfte gehörte, sprechen die Darstellungen der Markussäule in Rom. Dort finden sich an zwei Stellen Häusergruppen der Germanen, deren eine von DOMASZEWSKI den Sweben, die andere den Langobarden zugeschrieben wird. Das swebische Gehöft wird durch vier Rundhütten und einen viereckigen Bau, den man wegen seiner Grösse als das Hauptgebäude ansehen muss, dargestellt. Die langobardische Anlage zeigt im Vordergrunde ein viereckiges Haus, dahinter und seitwärts davon drei Rundhütten. Das auf einem Steinsockel errichtete, also wohl nicht in den Boden eingeschnittene Haus wird dadurch als Hauptgebäude gekennzeichnet, dass sich von ihm ein Germane in besonders reicher Kleidung entfernt. Bemerkt mag noch werden, dass hier die Tür an der Giebelseite liegt, und dass sämtliche Baulichkeiten aus Holz gezimmert sind. Manche gruppenweis beisammenliegende Gruben, so die jüngst aufgedeckten Wohngruben vom Fliegenberge bei Troisdorf (Siegkreis) mit den Herdstellen im Innern, lassen sich mit den Rundhütten der Gehöfte der Markussäule vergleichen. Ebenso spricht Tacitus von derartigen Wohngruben für den Winteraufenthalt, dessen Bericht sich wohl besonders gerade auf die Rheingegend bezieht. Doch daneben erwähnt Tacitus auch die eigentlichen Wohnhäuser der Germanen, die aus Holz erbaut und durch Farbenanstrich geschmückt waren.

Den verwöhnten Römern erschienen allerdings die germanischen

---

[1]) Mit der Sicherheit, wie der Verfasser, möchte ich aus dem Verlaufe der Grenzlinie, die ich zwischen germanischem und karpodakischem Gebiete für die jüngere Bronzezeit gezogen habe, die nationale Zugehörigkeit der Hausanlagen von Nedlitz und Buch nicht erschliessen. Denn beide Ortschaften liegen gerade im Grenzgebiet, Nedlitz nach der germanischen Seite hin, Buch eher auf karpodakischer Seite. Im nächsten Hefte des Mannus will ich, falls meine Zeit es zulässt, auf diesen Punkt näher eingehen. **G. K.**

Digitized by Google

Häuser als dürftige Hütten; ähnlich würden sie wohl auch heute über manch strohgedecktes Bauernhaus geurteilt haben. Römischer Einfluss machte sich jedoch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in den Grenzgebieten, besonders dort, wo eine Mischbevölkerung wohnte, wohl bemerkbar. Der die Stube des heutigen oberdeutschen Hauses charakterisierende Kachelofen, der auf den römischen Töpferofen zurückgeht, zeigt, welchem Einfluss es zuzuschreiben ist, dass den Herdraum ein zweiter heizbarer Raum, die Stube, zu einem Nebenraum herabdrückte. Ursprünglich ist die „Stube" die Bezeichnung des Badehauses. Ob das Baden in einem besonderen Gebäude, das nach den Volksgesetzen und anderen Quellen bis in das frühe Mittelalter Sitte war, auf römischen Einfluss zurückgeht, ist unsicher. Die Bezeichnung dieses Hauses „Stube" leitet man jedoch am wahrscheinlichsten von einer germanischen Wurzel ab. In einem der stark unter römischem Einfluss stehenden Gehöfte eines Trevererdorfes, das im Koblenzer Stadtwalde aufgedeckt wurde, ist unter den einzelnen Bauten auch das Badehaus durch Hypokaustenanlage bezeugt. Aus vorrömischer Zeit sind keine Funde bekannt, die mit Sicherheit auf ein Badehaus schliessen lassen. Die Gehöfte dieses Dorfes erweisen schon durch die Anlage der einzelnen Gebäude innerhalb einer viereckigen Umfassungsmauer, die bei dem römischen Bauernhofe wiederkehrt, fremden, wohl römischen Einfluss. Auch sonst tragen manche Wohnstättenfunde, die einer römisch-gallisch-germanischen Mischbevölkerung angehören, kein germanisches Gepräge. Von den Alemannen am unteren Main berichtet AMMIANUS MARCELLINUS, dass die Bauten „ganz ordentlich nach römischer Manier" hergestellt seien. Doch die freien Germanen haben im allgemeinen auf römischem Boden ihre heimische Bauweise nicht aufgegeben. Ja, der germanische Bau fand in dem Bischof VENANTIUS FORTUNATUS von Poitiers (um 560) einen Lobredner, der die Vorteile des Holzbaues vor dem römischen Steinbau trefflich zu schildern wusste.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren.

Von Prof. E. Walter, Stettin.

Mit 14 Abbildungen im Text.

Der vorgeschichtlichen Forschung in Deutschland hat sich endlich durch Gründung von Fachzeitschriften die Aussicht eröffnet, die im Einzelnen gewonnenen Ergebnisse an einer zentralen Stelle zusammenlaufen zu lassen und dadurch eine allgemeine Verwertung zu ermöglichen. Natürlich kann dabei die Mitwirkung der Einzelvereine nicht entbehrt werden, auch ferner werden diese die Bausteine liefern müssen, aus denen sich allmählich der kunstvolle Gesamtbau unter berufenen Händen ausgestalten kann. Wie lebhaft nun auch neuerdings von vielen Seiten wertvolles Material zusammengetragen ist, so darf doch darüber nicht der älteren Altertumsvereine vergessen werden, die seit geraumer Zeit bereits in langsamer, aber zäher Arbeit ihre beschränkten Gebiete durchforscht und der modernen gesamtdeutschen Wissenschaft in ihren Sammlungen eine Fülle von Altertümern aufgespeichert haben, ohne die eine umfassende Darstellung der Vorgeschichte jetzt überhaupt nicht denkbar wäre. Wie schwierig sich diese Sonderentwicklung im einzelnen gestaltet hat, mag an dem Beispiel einer der älteren Gesellschaften im Hinblick auf die erfreulichen Zustände der Gegenwart erläutert werden.

Die „Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde" in Stettin besteht seit dem Jahre 1824 und hat von Anfang an neben der historischen Forschung auch die antiquarische als gleichberechtigt angesehen und stets tatkräftig zu fördern gesucht. Trotzdem die aufzuwendenden Mittel oft recht karg waren, geeignete Räumlichkeiten zur Aufstellung der Altertümer lange gefehlt haben und die Aufseher der Sammlung grösstenteils nur im Nebenamte tätig sein konnten, ist doch in 86 Jahren durch diese Privattätigkeit das stattliche Museum zusammengebracht worden, das den grossen Saal im Obergeschoss des Kgl. Schlosses in Stettin in bunter Mannigfaltigkeit füllt, in Zukunft aber, sachgemäss in dem endlich begonnenen Museumsneubau aufgestellt, einen vollständigen Überblick über die Kulturentwicklung Pommerns

Digitized by Google

zu geben imstande sein wird. Merkwürdigerweise hat man den vorgeschichtlichen Altertümern von Anbeginn besondere Aufmerksamkeit gewidmet, aber sie erst sehr allmählich, und zwar unter Benutzung der Forschungen angrenzender Gebiete, nach ihrer zeitlichen Zusammengehörigkeit besser zu erkennen gelernt. Auch versuchte man zu ermitteln, wie sich die Forschung in Pommern noch früher gestaltet haben mochte; die wenigen Ausgrabungen und sonderbaren Erklärungen älterer Zeit sind erschöpfend von L. GIESEBRECHT behandelt worden in den beiden Aufsätzen „Die Altertumskunde in Pommern von 1517 bis 1637 und von 1637—1737" im 13. und 14. Bande der Baltischen Studien. Als ich später an die Inventarisierung der Nachrichten und Altertümer zwischen Oder und Rega ging, habe ich als Vorarbeiten die Forschungen von SAGEBAUM in Pansin 1770 und von GOLCHER in Damerow und KARRIG in Gollnow zu Anfang des 19. Jahrhunderts namhaft gemacht. Alles was seit Gründung der Gesellschaft von dieser selbst geleistet ist, habe ich schliesslich zusammengestellt in einem Vortrag zur Feier des 75jährigen Bestehens unserer Gesellschaft: „Die Entwicklung des Museums der Gesellschaft", Pomm. Mon.-Blätter 1899, S. 97—111. Höchst lehrreich sind bei einem solchen Durchblick durch Sammlung und Akten die Aufschlüsse über die Entwicklung der vorgeschichtlichen Erkenntnis, über allmählichen Wechsel in der Benennung und Klassifizierung der Altertümer, über Einführung des Dreiperiodensystems u. a.; hier mögen aber nur genannt werden als weitere Förderer der antiquarischen Forschung in Pommern Th. SCHMIDT, HERING, KASISKI, BAIER, KÜHNE, LEMCKE, VIRCHOW und SCHUMANN. Der Vorletzte hat selbst erklärt, dass er durch die Schriften unserer Gesellschaft zuerst zu Untersuchungen in seiner Heimatsprovinz angeregt sei, hat mehrere Arbeiten in unserer Zeitschrift erscheinen lassen, zum 50jährigen Jubiläum als Ehrenmitglied seine Anerkennung persönlich ausgesprochen und besonders 1882 und 1886 bei archäologischen Kongressen uns die wertvollsten Fingerzeige im Museum gegeben. SCHUMANNs Tätigkeit ist im I. Bande, S. 324 des Mannus schon in warmen Worten gewürdigt worden; was er praktisch und literarisch für die Pommersche Vorgeschichte geleistet, erstreckt sich auf alle Perioden, von allgemeinerem Interesse war aber besonders die populär gehaltene Darstellung „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" mit 5 Tafeln von STUBENRAUCH, Balt. Stud. 1896, 46, 103—208. Diese Abhandlung fasste in geschickter Weise bei gründlicher Sachkenntnis all unser Wissen nach dem damaligen Standpunkt der Forschung zusammen und hat viel dazu beigetragen, dass man begonnen hat, die Vorgeschichte im eigenen Lande mehr zu beachten und den Reichtum Pommerns an Altertümern über seine Grenzen hinaus zu schätzen. Es war nicht sein letztes Werk und würde jetzt von ihm selbst bereits in manchen Einzelheiten abgeändert werden müssen, denn die Forschung hat seitdem nicht geruht, und manch alter Fund ist in neues Licht gerückt, manch neuer hat bisherige Lücken ausgefüllt.

Es soll darum versucht werden, auf Anregung des Herausgebers hier in Kürze über die Fortschritte zu berichten, die innerhalb der letzten zehn Jahre auf dem Gebiet der Pommerschen Altertumskunde etwa gemacht sind, und zwar werden dabei nicht nur die aus Pommerns

Digitized by Google

Erde zutage gekommenen Funde, sondern auch die Ergebnisse anderweitiger Forschungen Berücksichtigung finden, insofern sie auf Pommersche Verhältnisse bezogen werden können. Dies wird an der Hand meiner zusammenfassenden Jahresberichte in den Baltischen Studien nicht schwer zu ermöglichen sein, die ja im engen Rahmen eines Jahres immer wieder einen Gang durch die Vorgeschichte unseres Landes unternehmen müssen nach Massgabe der zufällig in dies Jahr fallenden antiquarischen Entdeckungen. Dem Kenner der früheren Verhältnisse wird ohne weiteres in die Augen springen, wie man jetzt eigentlich nur noch bei sehr wenigen Stücken, und wären sie auch noch so vereinzelt gefunden, über die Zuweisung an ganz bestimmte Gruppen in Zweifel sein kann, wie aber doch von Jahr zu Jahr das vorgeschichtliche Wissen sich vertieft. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass die ungemein zerstreuten Veröffentlichungen über vorgeschichtliche Funde durch ein Hilfsmittel bequemer zugänglich gemacht sind, das gerade in Stettin ins Leben gerufen ist durch die dankenswerte und für ein anfänglich ganz privates Unternehmen doppelt anerkennenswerte Einrichtung des Zentralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von BUSCHAN, das seit 1896 erscheint und mir von Anfang an Gelegenheit zu dauernder Mitarbeit und reicher Belehrung geboten hat. Wenn es seinem ganzen Anlageplane nach anderen Zwecken dienen wollte als die neuesten Zeitschriften für Vorgeschichte, so wird es neben diesen noch immer seinen Platz behaupten können, obwohl die eigentliche Verarbeitung des Materials den letzteren zufallen und gewiss ein weiterer Aufschwung der Forschung eintreten wird.

Im allgemeinen ist erfreulich, dass auch die neueste Geschichte von Pommern von M. WEHRMANN 1904 die Vorgeschichte des Landes nun schon ganz anders darstellen konnte als die früheren. Wenn auch im Gegensatz zur ausführlichen Darlegung der historischen Quellen die vorgeschichtliche Sammlung in der Einleitung nur in zwei Zeilen berührt wird, so ist doch ausdrücklich SCHUMANNs Werk genannt und in dem ersten Kapitel offenbar hauptsächlich benutzt, das auf 10 Seiten die Urzeit in grossen Umrissen zu schildern sucht. Bei dieser Kürze konnte nur eben das Wichtigste gestreift werden, und die Auswahl war nicht leicht und ein gelegentlicher Missgriff nicht zu vermeiden, wie z. B. in der Steinzeit sonderbarerweise nur die Bandkeramik genannt wird, die doch in Pommern bisher nur durch einen einzigen Fund vertreten ist. Sonst haben die neuerdings erörterten Beziehungen zwischen Geschichte und Vorgeschichte für uns geringere Bedeutung, wohl aber hat KOSSINNA durch geschickte Kombination des Fundmaterials dargetan, dass die ethnologischen Fragen nach Heimat und Verbreitung der Indogermanen für Pommern dahin zu beantworten sind, dass es nun besonders in seiner Westhälfte wohl unbestritten als Teil des altgermanischen Stammlandes gelten muss. Ferner haben wir in den letzten Jahren der Geologie viel zu verdanken gehabt, namentlich die Glazialgeologie hat Art und Richtung der ältesten Besiedelung Pommerns in einer Weise zu erkennen gelehrt, die einen grossen Fortschritt gegenüber den blossen Vermutungen früherer Darstellungen bedeutet. Mag nun die Möglichkeit für den Menschen, bis in unsere Gegend vorzudringen, schon in einer Zwischeneiszeit oder erst zu Ende der Eiszeit gegeben sein, so-

Digitized by Google

viel steht fest, dass er aus den paläolithischen Gebieten des eisfreien Westens zuwanderte. Die Lagerung von Steingeräten eolithischen Ge-

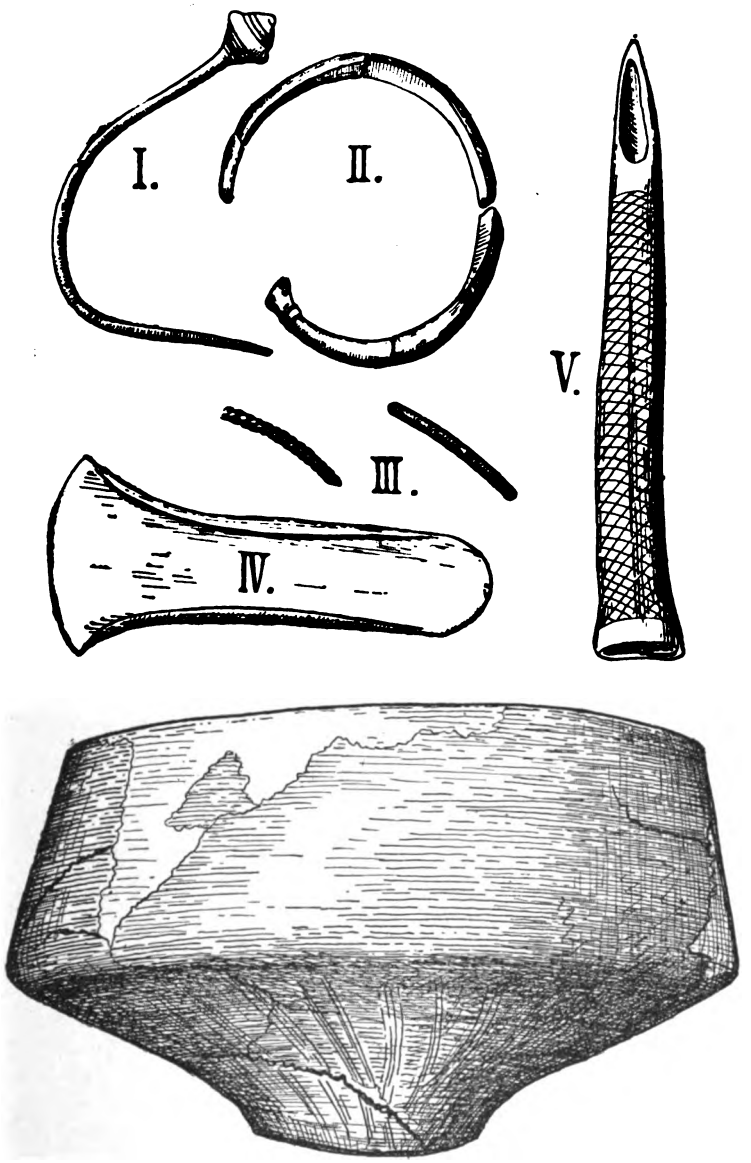


Abbildung 1.

Aus der Sammlung v. MALTZAHN in Gültz, Kr. Demmin, ist hier die unter Nr. V dargestellte Knochenspitze anzuführen, die 12 cm lang ist und den Stücken bei KOSSINNA Mannus I, 29 und Tafel VI getrost zur Seite gestellt werden darf, s. Pomm. Monatsblätter 1909, Nr. 10, S. 153; leider ist sie ein Einzelfund, doch enthält die Sammlung noch mehrere unverzierte Knochenspitzen. — Die übrigen Stücke der Abbildung wie die Nr. I—III und die Urne gehören dem bronzezeitlichen Gräberfeld von Gültz an, Nr. IV dagegen ist wieder Einzelfund aus dem Moor, ein neuer Beitrag zu dem Typus der Randbeile der Typenkarten, der aus Pommern bisher nur in 3 Exemplaren aus dem nahen Rügen bekannt war, Zeitschr. f. Ethnol. 1904, 546.

Digitized by Google

präges ist noch unklar, die ersten Spuren menschlicher Tätigkeit zeigen bearbeitete Reste des Riesenhirsches bei Endingen, die in die Ancyluszeit versetzt werden; man ist neuerdings geneigt, gewisse Bein- und Knochengeräte derselben Periode zuzuweisen, und Pommern hat eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Stücke aufzuweisen, aber auch ohne die jüngste Warnung BRØGGERs haben wir sie aus rein typologischen Gründen allein nicht so hoch hinauf zu rücken gewagt, wenn wir sie natürlich nun auch mit anderen Augen ansehen und bei zukünftigen Vorkommnissen genau auf Lagerung und Begleitfunde werden achten müssen. (Abb. 1.) Deutlicher treten gewisse Erscheinungen an der Küste von Rügen und Vorpommern im Zusammenhang mit der Litorinasenkung hervor; auf dem Darss, bei Wieck-Eldena, Kirchdorf, Gristow auf dem Festlande sowie bei Lietzow auf Rügen finden sich unter dem heutigen Meeresspiegel Steinsachen von altertümlichen Formen, die den dänischen Küsten-Funden durchaus gleichen. Die meisten dieser Beobachtungen gehen auf DEECKE zurück, der in seiner „Geologie von Pommern" 1907 die vorgeschichtlichen Verhältnisse eingehend berücksichtigt und ausser zahlreichen Einzelabhandlungen seinen wichtigen Aufsatz „Geologie und Prähistorie" gerade in unseren Baltischen Studien, N. F. Bd. XI, 1907 hat erscheinen lassen. Auch chemisch hat die Analyse eines bronzezeitlichen Goldringes von Thurow die Möglichkeit ergeben, dass Gold nicht immer importiert zu sein braucht, sondern auch aus dem Waschgold heimischer Flusssande hergestellt sein könnte, was für sicher steinzeitliches Gold noch zu untersuchen wäre. Auf die Giessereitechnik wirft der zweite bisher in Pommern gemachte Fund von reinem Zinn neues Licht, es trat in Form von Halsringen im Moor bei Belgard auf. (Abb. 2.) Endlich stelle ich in dieser allgemeinen Übersicht noch die Privatsammlungen zusammen, die in den letzten Jahren dem Stettiner Museum einverleibt werden konnten. Es ist ein sehr wichtiger Zweig der Vereinstätigkeit, auf die vorhandenen Sammlungen im Gebiet fortwährend zu achten und jede Gelegenheit zu ihrer Erwerbung zu benutzen. In dieser Hinsicht hat unsere Gesellschaft mit rührender Ausdauer ihr Ziel allezeit im Auge behalten

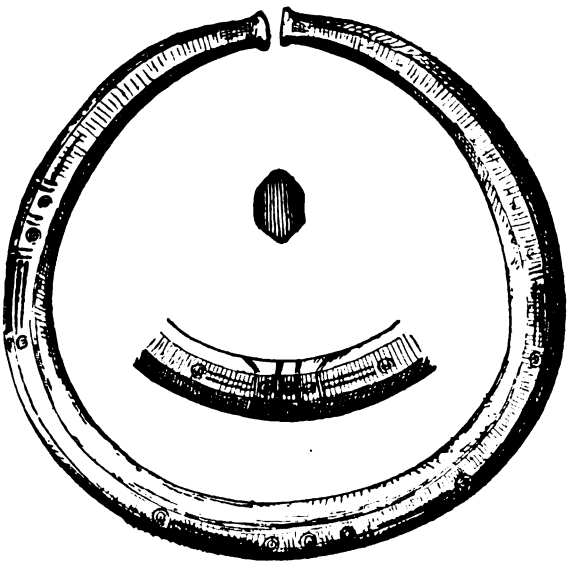


Abbildung 2.

Drei Ringe von Belgard bestehen aus Zinn; Form, Verzierung und Durchschnitt des einen m. 46 cm Umfang nach Mon.-Bl. 1905, Nr. 2, S. 23, wo auch auf den andern Zinnfund des Stettiner Museums von Ziegenberg bei Kolberg hingewiesen ist.

Digitized by Google

und zum Beispiel auf die Erwerbung der Sammlung Maass-Altkenzlin über 25 Jahre gewartet. Wenn diese ungefähr 300 Nummern aus allen Perioden der Vorzeit umfasste, so steht ihr die Sammlung Krüger-Schlönwitz mit 90 Stücken äusserlich nach, enthält aber darunter ganz hervorragende Gegenstände; dagegen war die Sammlung des Wissenschaftlichen Vereins in Köslin, bei deren Anlegung ich seinerzeit selbst

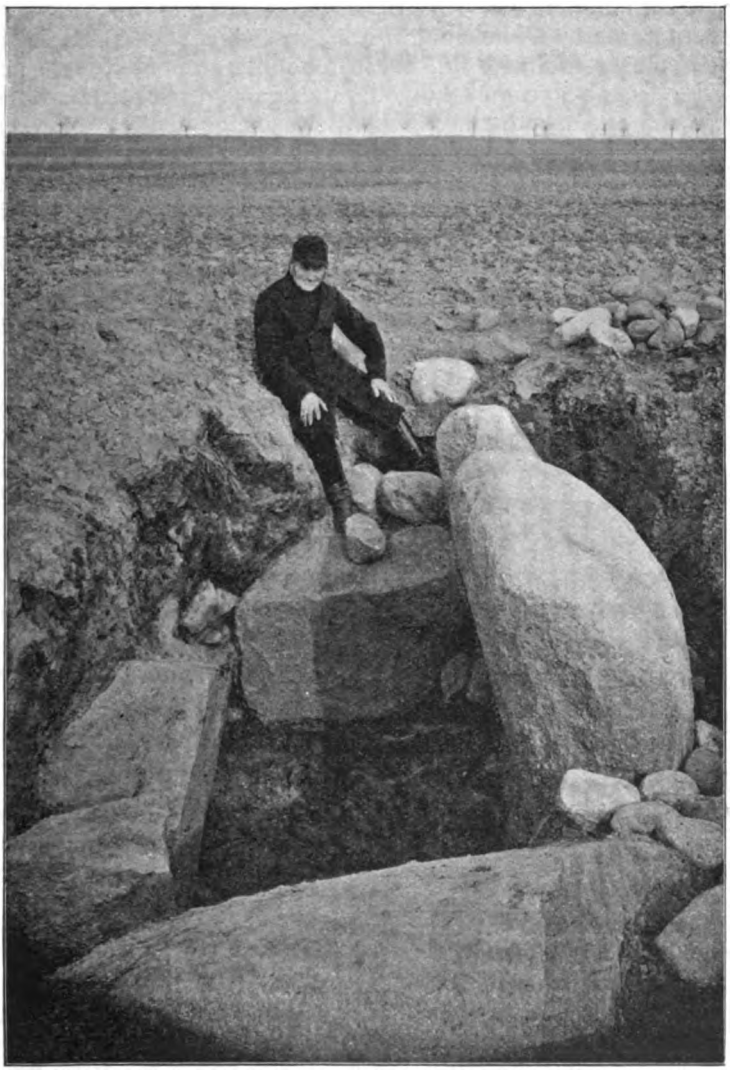


Abbildung 3.

Darstellungen megalithischer Grabbauten aus Rügen brachte in den letzten Jahren nur HAAS im 11. Jahresberichte der Geogr. Ges. in Greifswald 1909, Taf. I. Aus unserm Material gebe ich hier die zweite unterirdische Grabkammer von Stolzenburg, Kr. Ückermünde, ein Seitenstück zu der ersten ähnlichen ebenda, die der 17. Anthropol. Kongress besuchte und VIRCHOW in der Zeitschr. f. Ethnol. 1886, Verh. S. 607 gewürdigt hat. Nach SCHUMANN, Steinzeitgräber der Uckermark, S. 64 bilden diese Gräber eine Übergangsform von den Megalithen zu den grossen Kistengräbern, ihre Decksteine haben wahrscheinlich aus dem flachen Hügel allein hervorgeragt. Von den Skeletten, Tongefässen und Steinsachen ist in beiden Fällen nur wenig Charakteristisches geborgen. Mon.-Bl. 1897, Nr. 6, S. 81.

Digitized by Google

tätig gewesen bin, arg vernachlässigt worden, enthielt aber immerhin noch 50 Gegenstände. Herumziehende Händler pflegen bei jeder Tour in einem Kreise noch immer an 30 Steinbeile zusammenzubringen.

Für die neolithische Zeit sind die Arten der Grabform durch neue Beobachtungen erweitert. Zur Beurteilung der Häufigkeit megalithischer Bauten in Pommern ist die Feststellung BAIERs wichtig, dass 1829 nach den Aufnahmen von HAGENOWs auf Rügen noch 229 Gräber, in Neuvorpommern 87 bekannt waren; es wäre aber ganz falsch, obwohl man dieser Meinung in der Dolmenliteratur mehrfach begegnet, östlich der Peene darum keine oder nur ganz vereinzelte Gräber dieser Art anzunehmen. Vielmehr reichen sie weiter östlich bis zur Oder und beträchtlich über diese hinaus; allerdings sind sie grösstenteils nur noch aus den Akten nachzuweisen, aber aus diesen kann ich jetzt die Annahme widerlegen, dass im Gegensatz zu Usedom die Insel Wollin keine Megalithen gehabt habe. Ferner steht fest, dass diese, mehrfach in guten Zeichnungen und Grundrissen dargestellt, bis tief nach Hinterpommern einst gereicht haben, und zwar in den drei Formen der ober- und unterirdischen Grabkammern (Abb. 3), Hünenbetten und Hügel. Die dreieckigen „kujawischen" Gräber sind sogar hier unerwartet zahlreich vertreten, wie ein Blick auf die Fundstatistik bei KOSSINNA Mannus II, 87—89 lehrt. Kleine Steinkisten mit nur einem Henkeltöpfchen als Beigabe erscheinen als Grabform zu Ausgang der Steinzeit und wurden mehrfach von SCHUMANN beobachtet. Dem Übergang zur Bronzezeit gehören die bisher völlig vereinzelten Brandgräber von Buchholz (Abb. 4) an, in denen Becher mit Henkelstutzen, Steinbeile, Bernstein, kleine Bronzen und ein Goldring lagen. In der Keramik ist am Bestand der Kugelamphoren, zu deren Bereich Westpommern trotz der noch schwebenden Erörterung über ihren Ursprung jedenfalls gehört, nichts geändert, wohl aber sind schnurverzierte Gefässe aus dem Steingrabe der Finkenwalder Höhe gegenüber von Stettin erworben. Es mag hier gleich bemerkt werden, dass auf dem Gebiet der Grossstadt Stettin selbst Funde aus allen Perioden ohne Ausnahme nachgewiesen sind, die dafür sprechen, dass die Lage immer als gleich günstig für Handel und Verteidigung gegolten haben muss. Endlich hat für die Steingeräte DROLSHAGEN in Vorpommern von neuem den unerschöpflichen Reichtum des Landes an bearbeitetem Feuerstein nachgewiesen und ganze Reihen primitiver Handgeräte gesammelt, für die er teils beträchtlich höheres Alter infolge der Patina in Anspruch nimmt, teils universalen Gebrauch zu verschiedenen Zeiten vermutet. Besonders aber glaubt er auf die säkulare Blosslegung durch Wind und Regen bei Lagerung in unseren leichten diluvialen Sanden hinweisen zu müssen, und so könnten wohl manche Schlagstätten recht alt sein, wie z. B. die Kleinsachen von allersauberster Arbeit, die ungemein zahlreich in den Sanddünen von Schmolsin gesammelt wurden, unverkennbar an das Tardenoisien erinnern. Arbeitsstätten mit Feuerstein haben sich bei der geologischen Untersuchung der Kreise Greifenhagen, Pyritz, Naugard weiter gefunden, auch bei Fährhof auf Rügen, wo ebenso wie bei Bobbin geringe Reste von steinzeitlichen Wohngruben in der Nähe liegen. Unter den Typen sind die Beile mit ovalem und rechteckigem Durchschnitt vielfach vertreten, leider Einzelfunde; die facettierte Form

Digitized by Google

ist in einem schönen Stück von Demmin zu zwei wenig ausgearbeiteten des bisherigen Bestandes hinzugekommen, was von Bedeutung ist, da diese Art hier als importiert gilt und in Mecklenburg fehlte. Die künstlicheren Gebilde der Speerspitzen und Sägen sind von Jahr zu Jahr vermehrt, wiederholt werden sie ausdrücklich als Grabfunde bezeichnet,

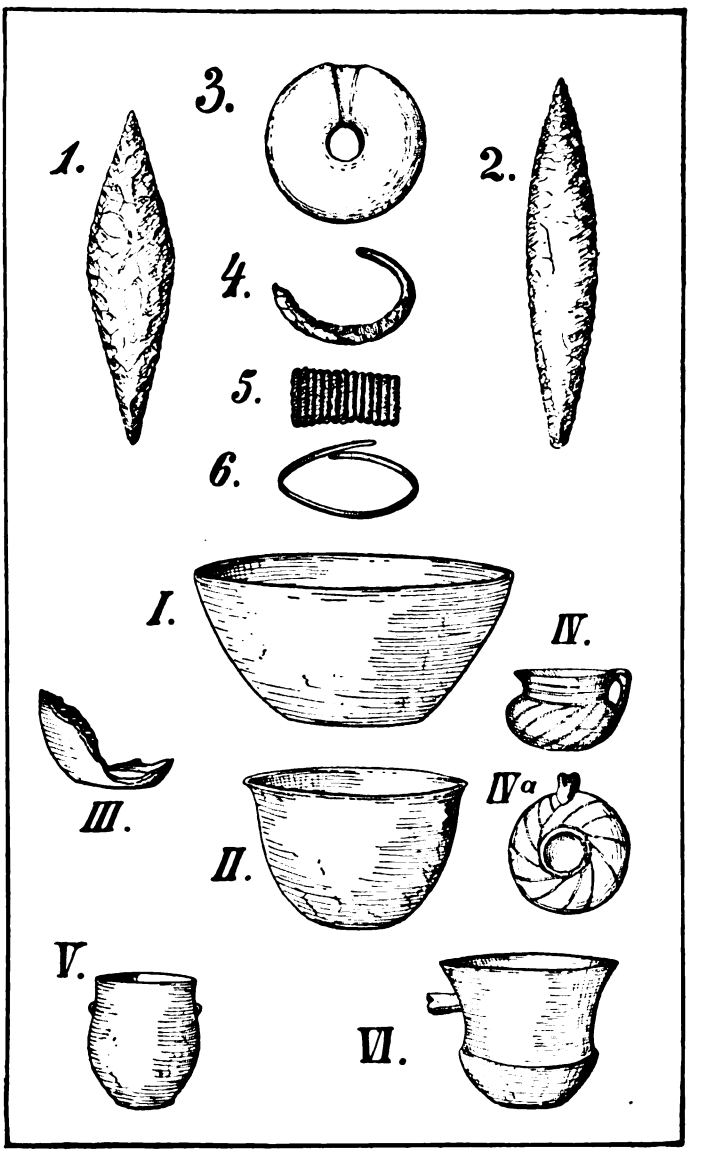


Abbildung 4.

Die Gräber von Buchholz, Kr. Greifenhagen, enthalten Leichenbrand; die Feuersteinspeerspitzen 1—2, die Bernsteinscheibe 3, die Gefässe V—VI tragen noch steinzeitliches Gepräge, aber die Kleinbronzen 4—5, das Gold 6, vielleicht auch die Tasse IV deuten schon den Übergang zur Bronzezeit an. Mon.-Bl. 1904, 1, 1. SCHUMANN, Steinzeitgräber der Uckermark, 81 weist besonders auf den tiefen Ausschnitt des Zapfens bei Nr. VI hin und findet Anklänge an den Aunetitzer Typus. Vergl. KOSSINNA, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 197.

Digitized by Google

was ebenfalls in Mecklenburg nicht beobachtet wurde. Neben gewaltigen Setzkeilen wie von Treptow bezeichnet das Miniaturbeil von Kruckow den äussersten Gegensatz in den Grössenverhältnissen, es lag mit einem grossen Steinbeil in einem Grabe und kann wohl nur symbolische Bedeutung haben. Unfertige Stücke in allen Stadien der Bearbeitung haben nicht gefehlt, und an einem Hammerbeil von Matzdorf ist die Durchbohrung nur erst begonnen. An steinzeitlichen Depotfunden sind hinzugekommen 3 Beile von Zietzen, 5 von Treptow, 4 von Eichhof, 2 Beile und 2 Sägen von Suckow, 4 Beile von Dobberphul; letztere lagen wie ein Exemplar von Virchow unter gewaltigen Steinen verwahrt.

Aus der Bronzezeit ist verhältnismässig wenig Material eingegangen, das zu neuer Gruppierung innerhalb dieser Periode Veranlassung geben könnte, indes hat sich auch für diese Zeit der Reichtum des Landes durch zahlreiche Einzel- und Depotfunde weiter bestätigt. Am seltensten sind gute Grabbeobachtungen gemacht oder planmässige Untersuchungen von Grabfeldern vorgenommen worden. (Abb. 5.) Gewaltige

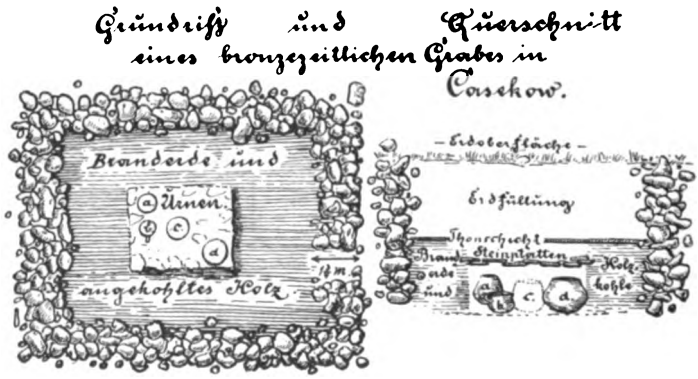


Abbildung 5.
Da ich von Hügel- und Kistengräbern keine Darstellungen vorführen kann, bringe ich ein Grab der ausgehenden Bronzezeit mit rechteckigem Grundriss, beträchtlichem Steinsatz und doppelter Schichtung über dem Urnenstande; im Leichenbrand fanden sich nur geringe Bronzereste. Mon.-Bl. 1898, 2, S. 23: Grab von Kasekow, Kr. Randow.

Hügelgräber werden in der erwähnten älteren Statistik von Rügen und Vorpommern zu vielen Hunderten aufgeführt, aber sie sind noch gründlicher beseitigt worden, wahrscheinlich weil ihre kleineren Steine leichter gewonnen und verwertet werden konnten als die unförmlichen Blöcke der Megalithen. Von dem grossen Hügelgräberfelde von Gnewin sind wenigstens 8 unter 31 noch vorhandenen Hügeln ausgebeutet und der mittleren Bronzezeit zuzurechnen. Bei Glendelin wurden 12 Steinkreise mit Kammern untersucht, sie ergaben nur wenig Tongefässe z. T. mit vertieften Schrägestreifen, unter den Bronzen Scheibenkopfnadel, Doppelspiralnadel, Tutuli, Armringe, Messer mit durchbrochenem Griff und Goldspirale. Das einst sehr grosse Gräberfeld von Sinzlow hat aus Hügeln mit Steinkisten bestanden, aber aus seinen Gräbern sind nur gelegentlich allerlei Bronzen jüngerer Form ins Museum gelangt. (Abb. 6.) Einzelne Hügel sind bei Rekow und Leine abgetragen (Abb. 7), von denen nur Armringe der älteren Form übrig blieben. In Schwichten-

Digitized by Google

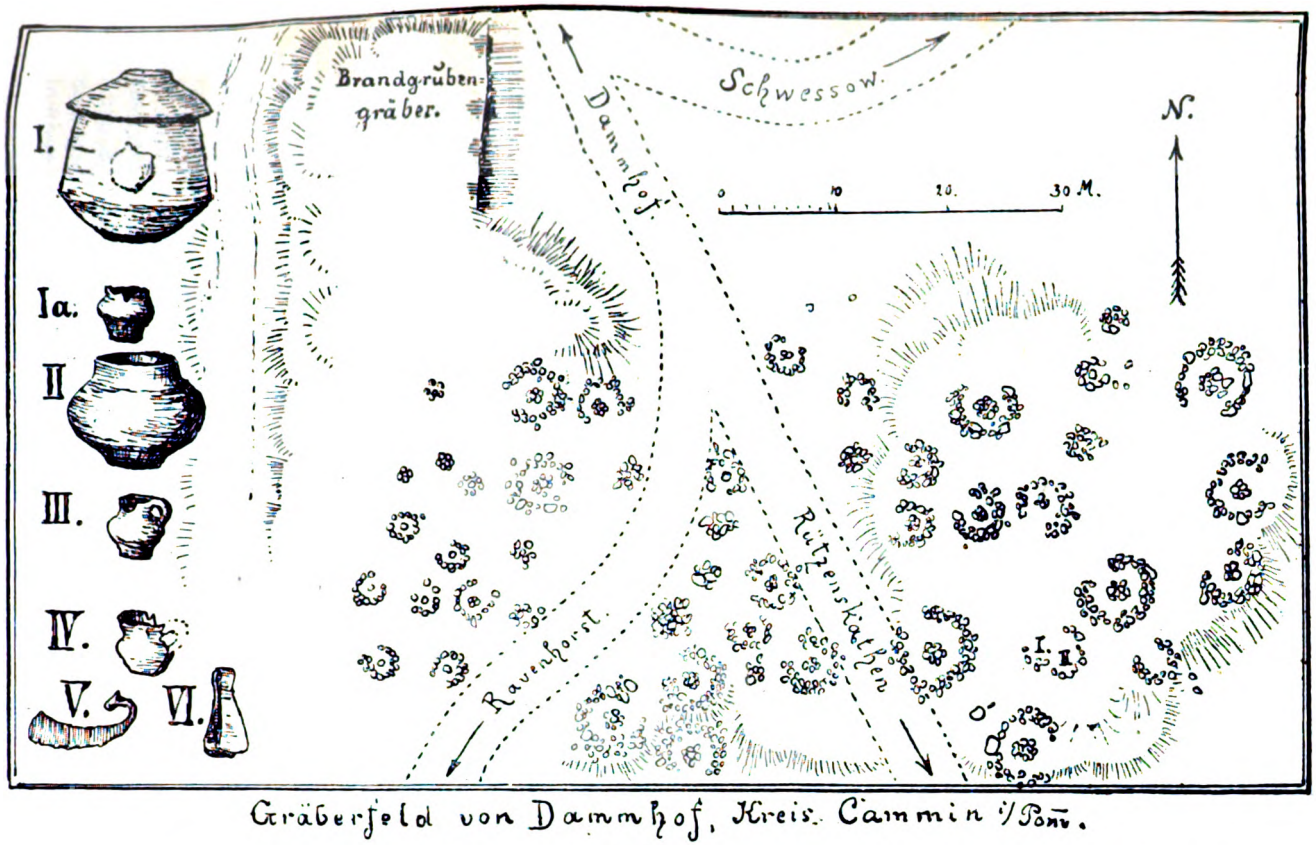


Abbildung 6.

Die Gräber dieses noch etwa 50 Anlagen enthaltenden Gräberfeldes von Dammhoff, Kr. Kammin, enthalten im Gegensatz zu dem vorigen eine Ringpackung von Steinen um den zentralen Urnenstand; die Zahl der Gefässe war wechselnd, stieg aber bis auf 25, an Beigaben sind Messer und Pinzette V—VI enthalten. Mon.-Bl. 1909, 9, 129. Diese Gräberfelder mit Steinsatz unterschied SCHUMANN, Balt. Stud. 39, 90 und 46, 157 noch nicht nach der Form der Steinbauten und beobachtete in den einzelnen nur bis zu 4 Gefässen.

Digitized by Google

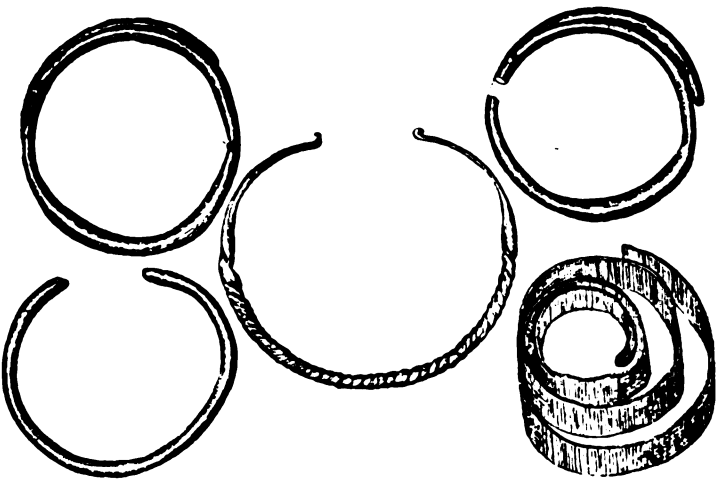


Abbildung 7.

Ganz ungenau ist die Bestattung in Leine, Kr. Pyritz, untersucht. Es muss sich um ein frühes Skelettgrab gehandelt haben auf weithin sichtbarer Kieskuppe, doch verlautet nichts Näheres über den Bau des Grabes, aus dem nur 4 Ringe älterer Form und ein recht rohes Bronzeblechband ausser Schädel- und Knochenfragmenten erhalten ist. Mon.-Bl. 1901, 7, 107.

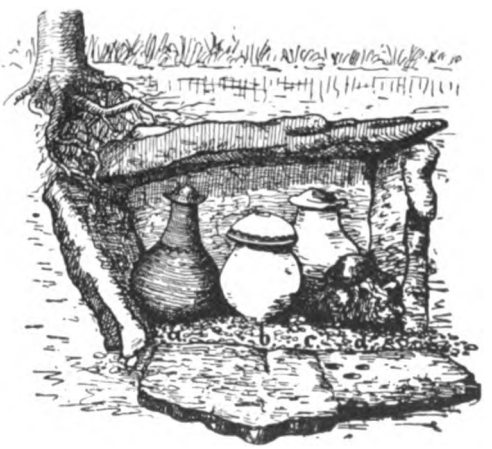


Abbildung 8.

Hier sei die hübsche Zeichnung einer Steinkiste geboten aus dem Bereich der Mützen- und Gesichtsurnen, und zwar von Zeblin, Kr. Bublitz. Die umgelegte Vorderplatte rechts ist ein zum Bau wieder verwendeter Näpfchenstein, in den Urnen fanden sich Knochen- und Bronzereste, darunter eine Latènefibel mit Näpfchen am Bügelende und verschiebbarem Nadelhalter. Mon.-Bl. 1902, 9, 142.

berg enthielt ein Hügel Axt, Schwert, Armringe und einen Goldring; Dolche lagen in Gräbern von Neuwolkwitz und Schossow, in ersterem auch ein Noppenring aus Golddraht. Letztere brachte man früher mit den Bernsteinhandel in Verbindung, was KOSSINNA widerlegt hat. Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 205. Bemerkenswert scheint noch, dass die sog. Handbergen ausdrücklich in Gräbern gefunden sein sollen in Kollatz, Treptow und Radekow. Ganz gleichmässig gebaut erweisen sich die Steinkisten im östlichen Hinterpommern aus der Hallstattzeit mit ihrem bekannten Inhalt von Mützen- und Gesichtsurnen, sodass eine Aufzählung neu hinzugetretener Funde unterlassen werden kann. (Abb. 8 und 9.) Es darf jedoch wohl auf die seltene Form der Hausurne hingewiesen werden, die unter Gesichtsurnen gefunden, aber mit ihren vier gedrehten Füssen wohl einzig dastehen dürfte, ich meine das Gefäss von Obliwitz, das in den Balt. Stud. N. F. XII, Anhang S. XIV abgebildet und im nächsten Bande S. 208 gewürdigt ist. Zu der auffallenden Gruppe riesiger Hohlwülste in Hinterpommern sind neue Exemplare aus Gnewin

Digitized by Google

und Gewiesen hinzugekommen, ein gleichfalls durch übergrosse Verhältnisse merkwürdiger und bisher neuer Typ ist in den Oberbeinspiralen

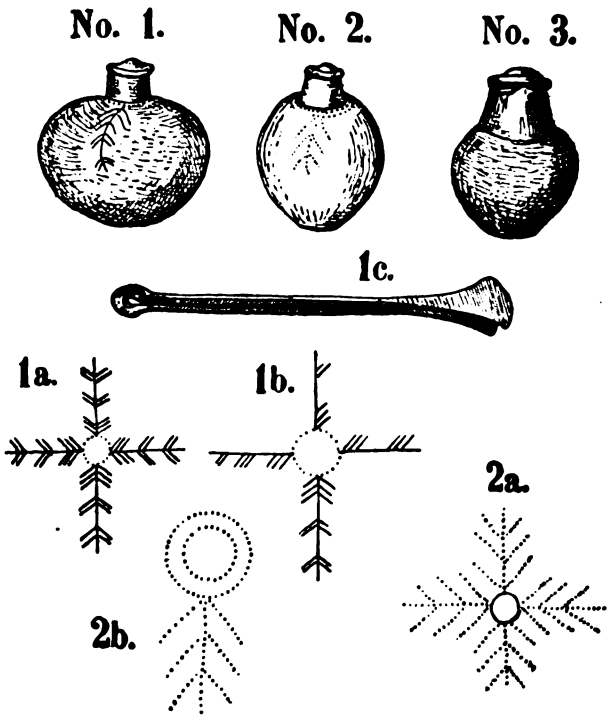


Abbildung 9.
Aus einem gleichzeitigen Kistengrabe von Strussow, Kr. Bütow, stammen diese Mützenurnen mit punktierten und gestrichelten Verzierungen. In einer lag die dargestellte Eisenpinzette. Mon.-Bl. 1903, 5, 69.

mit Klapperringen von Kl. Zarnow, Kr. Greifenhagen, entdeckt worden. (Abb. 10.) Was sonst im einzelnen an Beilen, Messern, Ringen gesammelt werden konnte, entzieht sich der Aufzählung (Abb. 11), nur sei zum Schluss auf die ungewöhnlich grosse Zahl von Depotfunden hingewiesen, von denen z. B. der Giesserfund von Vietkow ausser 40 Stücken noch Gusskuchen, Zapfen, Amboss enthielt und einheimische Ausübung der Gusstechnik beweist, andere sind bei Woitzel, Hanshagen, Klempenow, Stolzenburg, Nassenheide, Krüssow, Karolinenhof, Rosow, Schwennenz, Mölln und Belkow gehoben und haben die Sammlung um Hunderte von Stücken bereichert und durch gleichzeitiges Auftreten die Zeitstellung mancher Formen gesichert, sodass in den Depotfunden drei Gruppen zeitlich zu unterscheiden sind und eine reiche Besiedelung des ganzen Landes auch für diese Epoche anzunehmen ist.

Eisenzeitliche Brandgrubengräber mit ihren unansehnlichen Gefässen und schwer zu behandelnden Eisenresten sind vielfach und meistens in Hinterpommern ausgebeutet, so in Treptow, Grünhof, Schönfeld, Schönenberg, Roggow, Zachan, Sinzlow, Dramburg, auch bei Anlage des neuen Hauptfriedhofes von Stettin. Daran schliesst sich die

Digitized by Google

wohl erkennbare Zeit des römischen Kultureinflusses, in der den Funden nach zu schliessen ebenfalls eine Verschiebung nach Osten vorgelegen hat, denn wie schon früher Bronze- und Glasgefässe in der Richtung von der mittleren Oder auf Kolberg zu auftraten, so sind jetzt Gläser

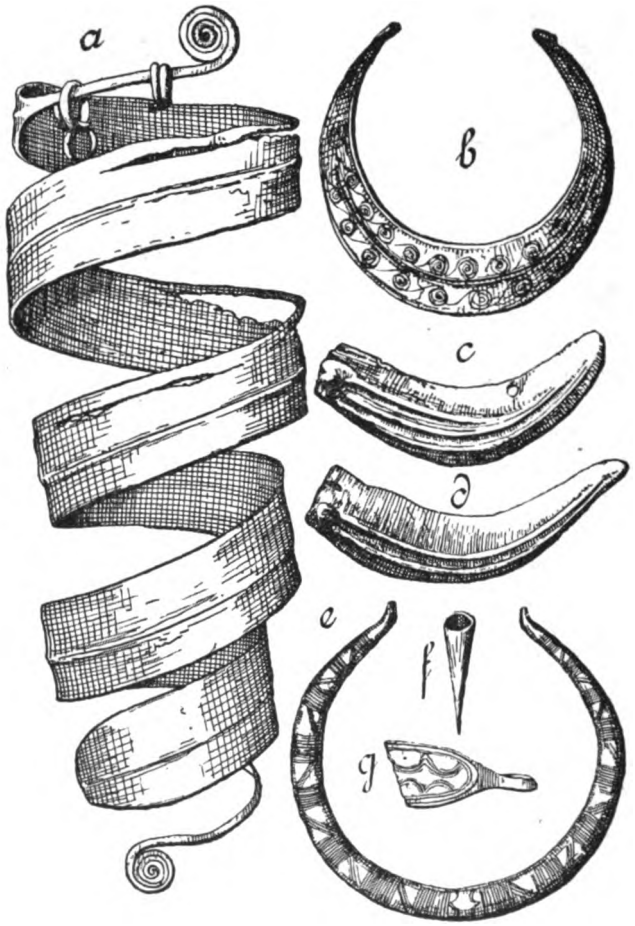


Abbildung 10.

Im Moor bei Kl. Zarnow, Kr. Greifenhagen, lag einige Meter tief ein reicher Depotfund, von dem wenigstens die abgebildeten 7 Stücke durch einen Händler zufällig erworben werden konnten. Halsring, Halsberge, Sicheln, Tutulus sind bekannte Typen, bei g möchte ich fast vermuten, dass es sich um den Bügel einer sonst bei uns noch nicht beobachteten Fibelform wie Mannus II, Taf. XVI, B handeln könnte. Jedenfalls ist aber die Oberbeinspirale unter a mit Klapperringen und Spiralenden wegen Form und Grösse besonders bemerkenswert, und starke Abnützungsspuren beweisen, dass sie trotz offensichtlicher Unbequemlichkeit so gut wie die Hohlwülste wirklich lange getragen worden ist. Nachträglich sind dann sogar noch 2 ähnliche barbarische Schmuckstücke von derselben Stelle zutage gekommen. Mon.-Bl 1900, 5. 75 und 12, 187.

bei Vietkow und Polchlep dazugekommen, hier auch eine Eibenholzciste, und ein noch nicht veröffentlichter Fund bei Lübsow enthält eine ganze Ausstattung römischer Bronzegefässe. Bestattung ist vorwiegend, oft aber mit Leichenverbrennung gemischt, und zwar schon in einer Zeit mit frühen Fibelformen wie in Lettnin (Abb. 12); vereinzelt er-

Digitized by Google

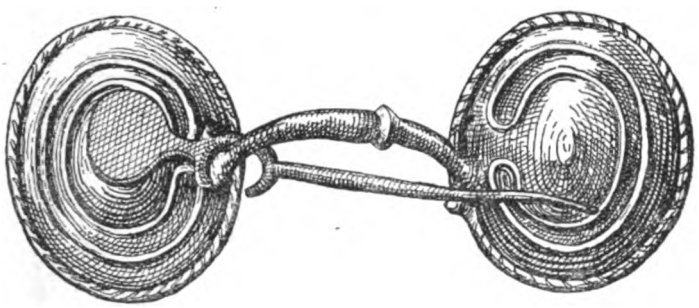


Abbildung 11.

Es mag wenigstens noch ein schön patiniertes Exemplar einer bei uns wohlbekannten Fibelform, der bronzezeitlichen Plattenfibel, vorgeführt werden, der einzige Rest eines einst reichen Depotfundes von Gartz, Kr. Pyritz. Mon.-Bl. 1901, 10, 146.

Abbildung 12.

In Lettnin, Kr. Pyritz, fanden sich diese Fibeln nebst dem Spinnwirtel mit Leichenbrand in einer rohen Urne. Mon.-Bl. 1905, 6, 83.

scheint eine Baumsargbestattung mit Fibeln des 2. Jahrhunderts in Bodenhagen. Sonst hat sich gerade die Zahl der Fibeln nicht unerheblich vermehrt, sie halten sich aber in den Grenzen der von TISCHLER und ALMGREN beschriebenen Formen. An Mäandergefässen sind neue Exemplare in Geiglitz gefunden mit der von KOSSINNA Zeitschr. f. Ethnol. 1905, 393, festgestellten ostgermanischen Strichtechnik, ebenso in Wildenbruch, hier mit westgermanischem Rädchenmäander. An Perlen und Kleinfunden sind immerhin noch einzelne Ergänzungen unserer Sammlung einverleibt.

Ganz leer war bisher die Völkerwanderungszeit in antiquarischer Hinsicht, doch scheint auch für diese Lücke nun ein Anfang zur Aus-

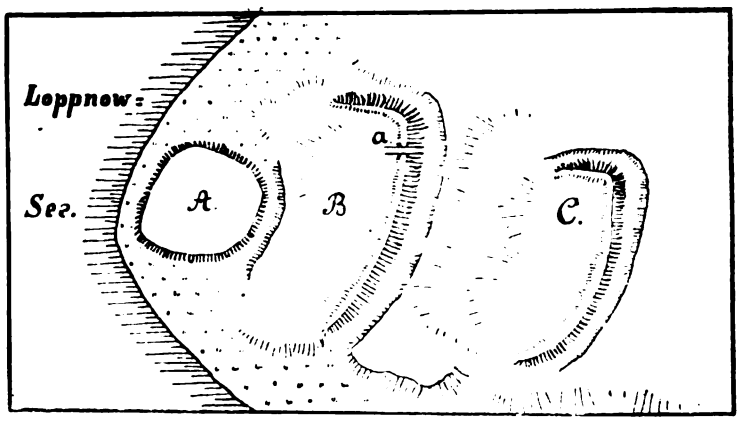


Abbildung 13.

Der Plan mag eine seltenere Form der Burgwälle von Wisbu, Kr. Regenwalde, veranschaulichen. Der eigentliche Zufluchtsplatz A war wohl früher noch mehr durch Wasser geschützt, an das der erste Vorwall B sich noch ganz anlehnte, während der zweite Schutzwall im festen Terrain angelegt war. Bei A sind zahlreiche wendische Scherben gefunden, bei B ebenfalls noch, besonders aber im Durchstich von a, wo Granitfindlinge in Lehmpackung im offenen Feuer zu einer festen Masse verbunden waren.

Digitized by Google

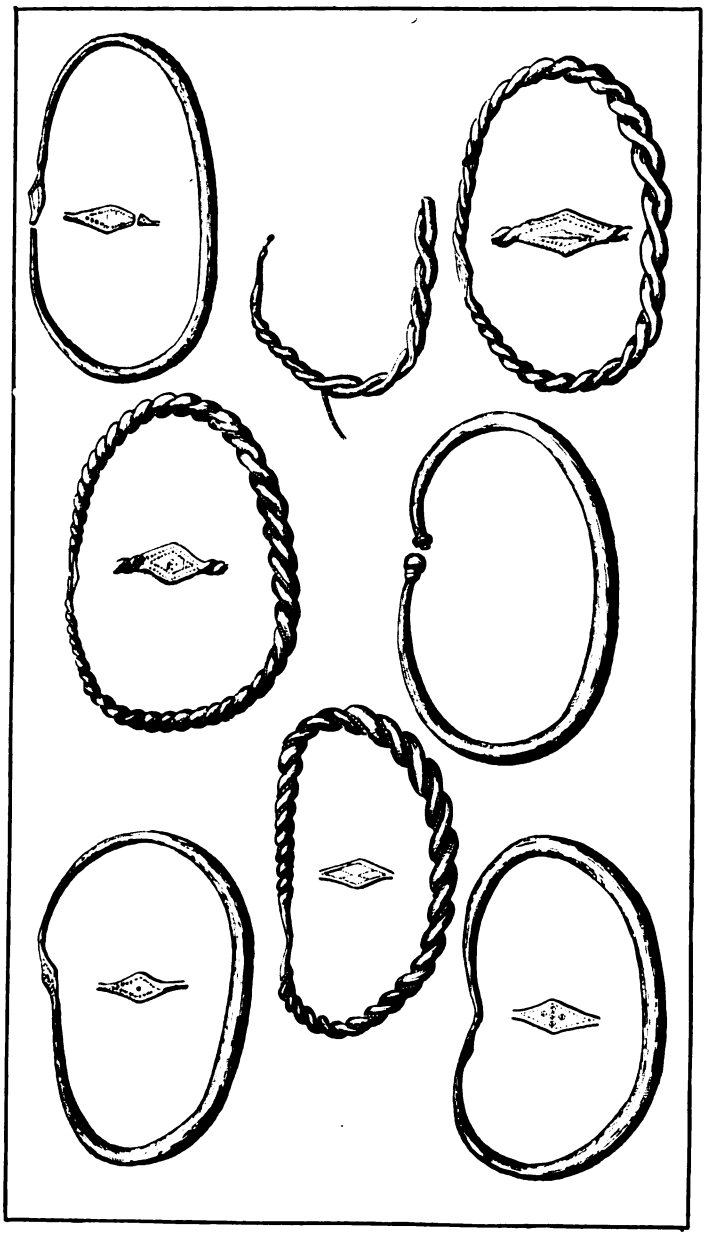


Abbildung 14.
Diese 8 Goldringe sind an der Westspitze der Insel Usedom im Dünensande gefunden, sie sind an Körper und Verschluss verschieden, doch ohne Zweifel dem nordischen Formenkreise zuzurechnen wie z. B. bei MONTELIUS, Ant. Suéd. Nr. 601, 608, 621. Mon.-Bl. 1909, 2, 17.

füllung gemacht durch den Grabfund von Friedefeld, dessen zweigliedrige Fibeln in einen Tierkopf endigen und von SCHUMANN mit sächsischen Stücken aus dem Gräberfeld von Borgstädt a. Eider verglichen und etwa ins 5. Jahrhundert gesetzt worden sind.

Digitized by Google

Die Slawenzeit sicher zu unterscheiden hat uns auch VIRCHOW gelehrt. An unversehrten Gefässen sind Exemplare von Stargard, Wollin und Streckentin hinzugekommen, Bodenstempel von Hofdamm, Scherbenware mit den bekannten Verzierungen von recht vielen Burgwällen, unter denen der von Wisbu zum erstenmal bei uns eine Verschlackung erkennen liess, wie sie u. a. in der Oberlausitz schon beobachtet ist. (Abb. 13.) Neben Verbrennung hat sich mehrfach Reihenbestattung gefunden, so in Streckentin, wo ein Skelett eine Münze zwischen den Zähnen hielt, in Lettnin, wo an den Schädeln Schläfenringe mit Leinwand umwickelt waren; aber in Rowen sind auch Hügelgräber erhalten. Ein Hacksilberfund von Paatzig war 10 Kilo schwer und gehört nach Ausweis der Münzen ins 10. Jahrhundert; damit ist die Zahl dieser Funde bei uns auf 80 gebracht.

Aus der Wikingerzeit sind nach der Erforschung der Jomsburg in Wollin einige Funde von Schwertern zu nennen, die meist in Flussläufen ausgebaggert sind wie in der Oder und Peene, doch hat auch das Binnenland bei Sydow ein siebentes Exemplar geliefert. Das in Charbrow gefundene Wikingerboot ist sachgemäss ausgebessert worden und harrt der passenden Aufstellung im neuen Museum. Bisher als Götzenbilder geltende Steinfiguren an den Kirchen von Wolgast, Bergen und Altenkirchen werden neuerdings als frühchristliche Grabsteine angesehen, wie sich auch im Wartislawstein bei Grüttow Heidentum und Christentum die Hand reichen. In den acht schönen Goldringen von Peenemünde haben wir noch kunstvolle Zeugen dieser letzten vorgeschichtlichen Heldenzeit. (Abb. 14.)

Aus dieser nur die Hauptsachen berührenden Zusammenfassung wird doch wohl zu ersehen sein, dass zu dem schönen Bestande unserer Sammlung noch immer reicher Zuwachs aus dem ergiebigen Boden Pommerns hinzukommt. Nach einer so langen Zeit privater Sammeltätigkeit steht nun die Gesellschaft an einem Wendepunkte, da ihr mühsam und selbstlos gewonnener Besitz in das neue Stadtmuseum übergehen soll, wo er sicherlich würdigere Aufstellung finden und für Forschung wie Publikum besser zugänglich sein wird. Soll aber die Gesellschaft sich auch künftig die wissenschaftliche Verwertung und Erweiterung des Materials am Herzen liegen lassen, so kann das nur erfolgreich geschehen, wenn das Kuratorium des Gesamtmuseums gerade die vorgeschichtliche Abteilung in ihrer Wichtigkeit für ganz Pommern anerkennen und mit unverminderter Liebe pflegen wird.

Digitized by Google

Zur Glasflasche von Latkowo, Prov. Posen.

Von Erich Blume, Posen.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Im Mannus Bd. II Seite 226 unter Nr. 45c (vergl. Abb. 1) veröffentlichte Martin SCHULTZE eine Glasflasche aus Latkowo, Kr. Hohen-

Abb. 1. 1/4.

Abb. 4. 1/4.

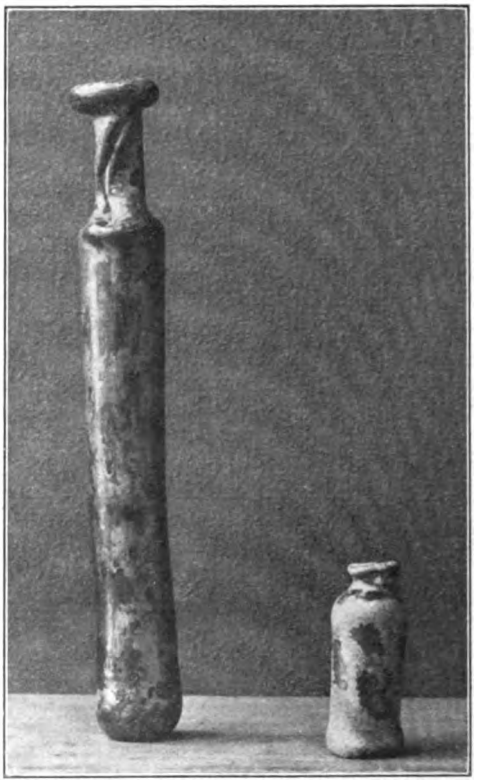


Abb. 2 und 3. 1/2.

salza. Als dieses Stück bekannt wurde, fand sich keine datierbare Parallele aus der Provinz Posen, und es wurde vermutet, dass es der römischen Kaiserzeit angehöre, zumal anderes aus dieser Epoche

Digitized by Google

auf derselben Feldmark gesammelt worden war [1]). Im Kaiser Friedrich-Museum zu Posen wird eine verwandte Flasche aufbewahrt (Inventar 1904 : 294. Abb. 2), die 1894 beim Ausschachten etwa 4 m tief auf dem Grundstücke des Priesterseminars in der Seminarstr. 4 zu Posen gefunden und von Herrn Karl Günter in Kruschwitz geschenkt worden war. Sie ist vornehmlich durch ihren ausgeprägten, zum Körper wie zum Rande markant abgesetzten Hals von der Latkowoer verschieden, der sie in der Grösse gleicht. Eine bessere Parallele zu jener Flasche in der Form, wenn auch weit kleiner, bietet nun ein Stück aus Eitelfelde, Kr. Obornik, Nr. 28 (Abb. 3), das Herr Lehrer Regulski in Eitelfelde dem KFM vor kurzem schenkte (Inventar 1910 : 161). Es wurde auf dem Grundstück des Schmiedes Kissmann zusammen mit der in Abb. 4 wiedergegebenen Kachel (KFM Inv. 1910 : 162), Scherben und Tierknochen zwischen Ziegelschutt gefunden, und damit ist die Herkunft dieser Flaschen aus geschichtlicher Zeit gesichert. Bemerkenswert ist ihre Herstellung. Eine Glasröhre wurde an einem Ende halsartig eingekniffen und gehalten; an einer anderen Stelle wurde sie zugedrückt, das übrigbleibende abgebrochen und der so gebildete Boden nach innen gestülpt, wobei die in den Abbildungen 2—4 sichtbare typische Anschwellung über der Stehfläche entstand.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsberichte.

In der **4. Sitzung** des 2. Vereinsjahres, die am **26. November 1910** im Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde stattfand, gedachte der 1. Vorsitzende, Univ.-Professor Dr. G. KOSSINNA der verstorbenen Mitglieder Geheimrat Heinrich ZIMMER und Zahnarzt TORGER. ZIMMER, der am 29. Juli 1910 gestorben ist, war ursprünglich Germanist, dann Sprachvergleicher und Indologe und schliesslich Keltist. Mit gutem Erfolge hat er die keltische Literaturgeschichte, besonders die Heldensage erforscht und war dadurch in Beziehungen zur Kulturgeschichte West-Frankreichs und Irlands getreten. Von seinen Veröffentlichungen sind bemerkenswert eine akademische Abhandlung über den gallorömischen Weinhandel und zwei Fortsetzungen dieser Arbeit über direkte Handelsverbindungen Westgalliens mit Irland im Altertum. TORGER, der am 3. August 1910 verschieden ist, war einer der Leiter des städtischen Museums in Halberstadt, dessen Hauptstärke die ganz vortreffliche prähistorische Abteilung ist. Er war ein treues Mitglied der Gesellschaft und berichtete stets mit grosser Genauigkeit über seine neuesten Funde (vergl. jetzt die Nekrologe: Mannus II, 330 f.).

---

[1]) Vergl. auch FREDRICH, Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XXIV, 229, Nr. 9.

Digitized by Google

Ferner gedachte der Vorsitzende des vor kurzem verstorbenen bedeutenden Physiologen Angelo MOSSO, Professor an der Universität Turin, der im letzten Jahrzehnt in erster Linie Prähistoriker war und sich mit Forschungen zur Vorgeschichte Süditaliens, Siziliens und Kretas beschäftigt hat, wo er, so besonders in Phaistos auf Kreta, Ausgrabungen unternahm. Im Jahre 1907 erschien sein Werk „The palaces of Crete and their builders" und 1909 der 1. Band des grossen Werkes „La Preistoria" mit dem Titel „Escursioni nel mediterraneo e gli scavi di Creta", dem 1910 der 2. Band „Le Origini della cività mediterranea" folgte. Der 3. Band „Gli Italiani dell' età della pièтra alle prime colonie elleniche" befindet sich in Vorbereitung (vgl. jetzt: Mannus II, 331 f.).

Zur Vorlage gelangten eine Schrift von Professor K. v. SPIESS in Wien über Prähistorie und Mythos, in der der Verfasser u. a. die Ansicht ausspricht, dass das Hakenkreuz als Symbol des Mondes zu betrachten sei, eine Abhandlung von Friedrich HERTLEIN über die Jupiter-Gigantensäulen, die der Verfasser als Darstellungen einer germanischen Gottheit, aller Wahrscheinlichkeit nach, des Ziu, ansieht, die reich illustrierte Monographie „Das vorgeschichtliche Europa" von Dr. H. HAHNE, die einen trefflichen Überblick über den Stand der vorgeschichtlichen Forschung in Europa gibt, und eine Abhandlung von Professor HAAS „Beiträge zur Kenntnis der rügenschen Burgwälle".

Bibliothekar Dr. G. ALBRECHT erstattete darauf einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der 2. Tagung für Vorgeschichte, die von der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte einberufen worden war und vom 31. Juli bis zum 3. August 1910 in Erfurt stattfand. Der Referent skizzierte den Inhalt der einzelnen Vorträge und schilderte kurz die Ausflüge, die von den Teilnehmern nach Bischleben bei Erfurt, nach Weimar und Ehringsdorf und nach Hetschburg und Öttern unternommen worden sind.

Professor Dr. WALTER-Stettin legte vier Bronzefibeln aus der Sammlung des Stettiner Museums vor, die im Sommer 1910 in zwei Skelettgräbern im Dorfe Balm auf der Insel Usedom gefunden worden sind und der frührömischen Zeit angehören. Eine der Fibeln, die zusammen mit dem Fragment eines eisernen Sichelmessers in dem einen Grabe gefunden wurde, zeigt auf dem Bügel ein plastisches menschliches Gesicht, das mit seinem breiten Maule allerdings mehr einem Frosch- als einem Menschenkopfe gleicht. Die drei anderen Bronzefibeln, die einfachen Bügel nebst Rollenkappen haben, wurden zusammen in einem zweiten Grabe gefunden. Professor Dr. KOSSINNA fügte hinzu, dass es sich wohl um eine männliche und eine weibliche Leiche handele, da den Frauen stets mehrere Fibeln ins Grab mitgegeben wurden, während der Mann sich mit einer begnügen müsse; auch deute das Rasiermesser auf ein männliches Grab hin. Seiner Ansicht nach gehören die drei Fibeln in den Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr., während die Gesichtsfibel noch ins 1. nachchristliche Jahrhundert zu setzen ist.

Über „Entstehung und Entwickelung des germanischen Rassenbewusstseins" sprach der Privatgelehrte Theobald BIEDER-Hamburg. Die Rassenforschung, so führte der Vortragende aus, findet nur ein einseitiges Echo in der Wissenschaft, und „Dilettanten" und „Fanatiker" sind die gebräuchlichsten Ausdrücke, die gegen die Rassenforscher ins Feld geführt werden. Allen Gegnern der Rassenfragen zum Trotz hat das deutsche Volk aber immer wieder, besonders in politisch bewegten Zeiten, die Verbindung mit seiner Rasse, seinem Volkstum, gefunden. Das Rassenbewusstsein mag in Deutschland erwacht sein, als 1473 in Nürnberg — zum ersten Male auf deutschem Boden — die „Germania" des Tacitus erschien. Sie besonders hat dem deutschen Humanismus, für den Deutsch-

Digitized by Google

land die Wege des Germanentums war, die richtigen Wege gewiesen. Die für unsere Zeit so überaus wichtige Bestimmung von Nord- und Mittel-Europa als Heimat der Germanen wurde 1616 durch CLÜVER in seiner „Germania antiqua" angefochten, und für die Wissenschaft brach allmählich die ältere Ansicht durch, nach der die Germanen von Skythien aus Mitteleuropa besiedelt haben. LEIBNIZ folgte zwar dieser Ansicht auch, zeigte aber zugleich, wie die Germanen in ihrer neuen Heimat eine alle anderen Völker übertreffende Lebensfülle ausgeströmt haben. Vom Jahre 1780 an, wo der preussische Minister von HERTZBERG eine Schrift über die älteste teutsche Bevölkerung herausgegeben hatte, datiert eine fast ununterbrochene Reihe von Veröffentlichungen, die sich für die nord- oder mitteleuropäische Heimat der Germanen aussprechen. Alle diese Stimmen wurden aber durch das von der vergleichenden Sprachwissenschaft errichtete Dogma von der asiatischen Herkunft der Indogermanen, unter dem wir teilweise noch heute zu leiden haben, übertönt. Erste Ansätze einer Kritik der Rassenverschlechterung finden sich bei CONRING (1666); diese Stimme scheint zunächst vereinzelt geblieben zu sein. Nach den nivellierenden Tendenzen des friderizianischen Zeitalters ist das Rassenbewusstsein erst wieder unter ARNDT, FICHTE und JAHN zur Geltung gekommen und hat durch MENZEL, LEUPOLDT, CLEMENT u. a. seine wissenschaftliche Begründung erfahren. Von grosser Wichtigkeit ist, dass schon vor GOBINEAU auf deutschem Boden sich Forschungen finden, die mit seinem Werke harmonieren. Auch für das Werk LAMARCKS „philosophie zoologique", das 1809 erschien und consensu omnium die Deszendenztheorie begründet hat, lässt sich eine gleichzeitige deutsche Parallele nachweisen. Erst mit der Übersetzung des Rassenwerkes von GOBINEAU durch Professor Dr. Ludwig SCHEMANN (1898/1901) tritt eine gewisse Popularisierung der Rassenfragen ein und zugleich ein wilder Kampf gegen und für die rassenwissenschaftliche Geschichtsauffassung, wie sie besonders klar der leider zu früh gestorbene Dr. Ludwig WOLTMANN ausgebildet hat.

* * *

In der **5. Sitzung** des 2. Vereinsjahres, die am **3. Dezember 1910** im Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde stattfand, teilte der 1. Vorsitzende, Univ.-Professor Dr. KOSSINNA, mit, dass der erste Ergänzungsband zum „Mannus", der die 1. Tagung für Vorgeschichte im August 1909 in Hannover behandelt, in einigen Tagen erscheinen und zum Preise von 3 Mark erhältlich sein würde. Zur Vorlage gelangte zunächst eine Abhandlung von RUTOT „Revision stratigraphique des ossements humains quaternaires", in der er eine stratigraphische Nachprüfung der Skelette von Grenelle und Clichy, die 1867 und 1868 gefunden und 1882 in dem Werke „Crania ethnica" von Quatrefages und Hamy beschrieben worden sind, vornimmt und durch vergleichendes Schichtenstudium zu dem Ergebnis kommt, dass die beiden Fundstellen nicht nur echt quartär, sondern sogar altquartär sind, und dass drei Schädel (1 männl., 2 weibl.) dem Chelléen und sechs dem Acheuléen angehören, demnach also noch älter als der Homo Mousteriensis Hauseri wären. Ferner legte Prof. KOSSINNA eine Abhandlung von MÜLLER-BRAUEL über die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Geestemünde (Hannover 1910) vor, worin der Verfasser eine Aufzählung dieser Denkmäler gibt und nachweist, dass die Statistik von MÜLLER-REIMERS überall zu verzehnfachen ist. MÜLLER-BRAUEL zählt beispielsweise 55 Steindenkmäler gegen 26 der früheren Statistik, 1081 Hügelgräber gegen 79, 44 Urnenfriedhöfe gegen 7 usw., und bedauert zugleich, dass in den letzten Jahren unzählige vorgeschichtliche Denkmäler verschwunden sind und leider fortwährend

Digitized by Google

weiter verschwinden. Schliesslich gelangten zur Vorlage das Werk „Hannoverland", ein von KONRICH herausgegebenes Buch der Heimatpflege, in dem neben Abhandlungen von Fachmännern über Heimatkunde und Heimatschutz sich auch eine Arbeit von Dr. H. HAHNE über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler findet, die auf diesem Gebiete geradezu vorbildlich ist.

Nach der Besprechung der eingegangenen Schriften hielt Direktorial-Assistent Dr. Hans HAHNE einen Lichtbildervortrag über „Die Moorleichen der Provinz Hannover", in dem er auf Grund seiner neuesten Untersuchungen einen Überblick über den augenblicklichen Stand der Moorleichenforschung gab. An Funden, so führte der Vortragende aus, sind bis jetzt 52 in Nordwestdeutschland, Holland und Dänemark bekannt und in verschiedenen Museen aufgestellt. Von diesen entfallen 17 Moorleichen auf die Provinz Hannover, wo sie bei Marx-Etzel, Stapelstein, Oberaltendorf, Neu-Veersen, Kreepen, Lehn, beim Heseler Vorwerk und im Riegener Moor gefunden worden sind. Bei diesen Leichen, die zum grossen Teil von der verstorbenen Forscherin, Frl. Prof. Johanna MESTORF, in den Jahresberichten des Kieler Museums beschrieben worden sind, muss man zwei Arten unterscheiden, solche, die als Tote im Moor bestattet sind, und solche, die lebendig zur Strafe ins Moor versenkt wurden. Bei den letzten finden sich Spuren von Fesselung oder grosse Steine und gekreuzte Pfähle als Beschwerung, es scheint sich also um Hingerichtete zu handeln, die einem altgermanischen Rechtsbrauche zufolge lebendig versenkt worden sind. Schon LIVIUS berichtet, dass diese Art der Bestrafung bei den Römern üblich war, und Tacitus erzählt in der „Germania" (12. Kap.), dass Überläufer, Feiglinge und Ehebrecher mit übergeworfenem Flechtwerk in den Sumpf gesenkt wurden. Auch in der Edda findet sich eine Stelle, wo nach einem Gottesgericht die als schuldig befundene Magd der Gudrun zur Strafe in den faulen Sumpf gestossen wird, und bis in das 17. Jahrhundert hinein hat bei den Dithmarschen für Ehebrecher die Strafe der Versenkung in das Moor oder ins Wattenmeer bestanden. Wenige der aufgefundenen Moorleichen trugen Schmuck oder Beigaben, die eine zeitliche Festsetzung gestatteten, doch deuten die wenigen Spuren daraufhin, dass die Leichen in die Zeit um 200 n. Chr. zu setzen sind, und eine weitgehende Ähnlichkeit der Kleidung aller Leichen lässt erkennen, dass sie etwa gleichaltrig sind. Durch eingehende Untersuchungen der Moorleichen im Provinzialmuseum zu Hannover und in anderen Museen hat HAHNE festgestellt, dass die Kleidung der damaligen Bewohner aus einer kurzen Hose, einem Kittel mit und ohne Ärmeln, einem grossen Tuch als Mantel, aus Knie- und Unterschenkelbinden und aus Lederschuhen im Schnitt der Bundschuhe mit Verschnürung bestand und dass die Leute langes Hinterhaupthaar, kurzes Stirnhaar und kurz gehaltenen Oberlippen-, Kinn- und Backenbart trugen. Der Stoff der Kleidung war aus Wolle, und an Geweben wurden Taft, Köper, Streifen- und Rautendrell verwendet, und zwar in ein- oder mehrfarbiger Ausführung.

Im Anschluss an den Vortrag legte Dr. HAHNE Nachbildungen der bei den Moorleichen aufgefundenen Bekleidungsstücke vor und zeigte an den Falten, dass die einzelnen Stücke sich beispielsweise als Hose oder Mantel den Körperformen anpassen und nur als Hose oder Mantel benutzt sein können.

In der dann folgenden Diskussion bemerkte Dr. HAHNE, dass die Haarfarbe der Moorleichen rotblond ist und dass diese Farbe nicht etwa durch die Moorsäure entstanden sei, sondern dass die mikroskopische Untersuchung einzelner Haare ergeben habe, dass sie von Anfang an blond gewesen sind. Professor KOSSINNA führte in der Diskussion folgendes aus: „Wenn tatsächlich die Leichen durchweg ins 3.—4. Jahrhundert nach Chr. gehören und ihre Verbreitung in Nordwestdeutschland

Digitized by Google

mit derjenigen der sächsischen Urnenfriedhöfe übereinstimmt, haben wir hier ein Charakteristikum der Westgermanen vor uns. Das Vorkommen dieser Leichen im Süden der dänischen Inseln zeigt von neuem, dass damals auch dort noch Westgermanen gesessen haben und die Dänen erst einige Zeit danach aus Südschweden dort eingerückt sind. Das lange Nackenhaar im Verein mit kurzgeschnittenem Haupthaar lässt es als möglich erscheinen, dass die Haartracht des sog. swebischen Knotens damals noch üblich gewesen ist, wie wir sie am klarsten bei dem frühesten Beispiel, dem Bastarnen des Brüsseler Museums, sehen. Die Kleidertracht der Moorleichen, namentlich die kurzen Hosen (Büchsen) und der kurze Kittel stimmt auffallend überein mit dem Anzug der Krieger auf dem jütländischen Silberkessel von Gundestrup, den man, wie ich gezeigt habe (Mannus II, 205), grade auch ins 3. Jahrhundert n. Chr. setzen muss. Die Tracht ist einer der Beweise für einheimisch germanische Herstellung dieses berühmten Kunstwerks. Das Schuhwerk der Moorleichen endlich zeigt an seinen schönen Verzierungen das Kerbschnittmuster, das schon seit der frühen Bronzezeit als germanisches Motiv und germanische Technik nachweisbar ist; das verwandte Muster des ausgesparten Zickzackbandes ist sogar schon in der indogermanischen Steinzeit Norddeutschlands ganz üblich. Das bei den Schuhen gleichfalls angewendete Fächermuster ist auch sehr langlebig gewesen; allbekannt ist es ja von den Balkenverzierungen der Braunschweigischen Häuser des 17. Jahrhunderts her".

Dr. Gustav Albrecht.

IV. Bücher-Besprechungen.

Hans Hahne, Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen und Völker. Bielefeld und Leipzig 1910. (Monographien zur Weltgeschichte X.) VI. 130 S. 8°. 4 Mark.

Zu den Gesamtdarstellungen der europäischen Vorgeschichte, deren ungenügende Grundlagen einst an dieser Stelle von mir gerügt wurden, gesellt sich nun eine mit dem Versuch, das zu behandelnde Gebiet nach Möglichkeit ganz zu überschauen und die Probleme allseitig zu betrachten.

Hans HAHNE hat im Verlage von Velhagen & Klasing eine Monographie erscheinen lassen, die mit der dort üblichen, erträglichen Augen-Kultur ausgestattet ist.

Der Verfasser ist bemüht, bei gebührender Unterordnung des chronologischen Systems, das ja nur Hilfsmittel der Forschung sein kann, dem natürlichen System des ethnographischen Werdens unserer Vorfahren gerecht zu werden. Er verzichtet darauf, aus allerlei interessanten Einzelheiten allgemeine Kulturbilder einer Epoche zusammenzustücken, die mit einiger Phantasie mehr oder weniger unglücklich verkittet werden, und erhebt sich in die höhere Sphäre, den allgemeinen Zügen der Entwicklung im individuellen Stammestypus nachzugehen.

Das Volk, dessen bleibender Ausdruck seine kulturelle Hinterlassenschaft ist, entsteht vor unseren Augen und wächst, mit seinen schaffensfreudigen Organen aus dem ertragreichen Boden ringsum Nahrung ziehend; allmählich verdichtet sich sein Leben zum Kraftgipfel und spendet den überschüssigen Reichtum weiter, ärmere damit befruchtend. Dieser ewige Wechsel flutenden Lebens erscheint uns am

Digitized by Google

vollendetsten entfaltet in dem Werden der europäischen Kulturvölker, die, soweit wir es überblicken können, die Keime zu den meisten, wenn nicht gar zu allen höheren Kulturen über die Erde getragen haben. Westeuropa am Ende der Eiszeit ist ihr Ursprungsland. Ein Volk auf der Höhe einer naturalistischen Kunst entsendet seine Kinder in das eisfrei werdende Land; in mehreren Stössen, mit ganz natürlichen Pausen vollzieht sich das. Die wichtigste erfolgt am Beginn der geologischen Jetztzeit; in zwei mächtigen Strömen, der eine nach Norddeutschland gerichtet, der andere durch Süddeutschland über die europäischen Grenzen hinausstrebend, füllen die Indogermanen im jüngeren Neolithikum Mitteleuropa. Der südliche Strom verrinnt allmählich nach Südosten; erst die Gebirge Vorderasiens, die nur Teile der Wandervölker eindringen lassen, stauen die Bewegung. Norddeutschland wird unterdes spendendes Völkerzentrum und entlässt am Beginn der Bronzezeit die Begründer der klassischen Mittelmeerkulturen. Das nordische Kernland selbst sammelt sich zu neuer Kraft und entwickelt eine der glanzvollsten Bronzekulturen; es ist die Wiege des Germanentums geworden. In weitem Bogen dehnt sich seine Grenze zwischen Nord- und Ostsee nach Süden und drängt allmählich in die Breite; der Norden dagegen, nahe dem Rande der kulturfähigen Zone, ist gezwungen, in mehreren Eruptionen seine Volkskraft über See zu entladen. An der Weichselmündung hebt die Geschichte der Ostgermanen an, die, untreu der Heimat, ihr Leben einem strahlenden Untergang in südlichen Sonnenländern opfern. Zwar entwickeln sich die Randvölker im Mittelmeer inzwischen zu kraftvollster Blüte, und in der hellenischen Kultur verehren wir die Vollendung alles Menschentums; aber die treibenden Kräfte welken hier auf ewig dahin, während der Norden seine schöpferische Fähigkeit wahrt, die nur gesteigert wird durch die Berührung mit den Resten klassischer Vergangenheit. —

Soweit die flüchtige Skizze des Inhalts, dessen Grund in den Forschungen Gustaf KOSSINNAs ruht. HAHNEs Werk ist deren erste zusammenfassende Gesamtdarstellung. Oft ist es geradezu eine allgemeine Einführung in eine besondere Auffassung all der so verwickelt erscheinenden und im letzten Grunde doch so einfachen Probleme von Rasse und Kultur.

Es hat dabei den frischen Mut der ganzen ethnographisch orientierten Vorgeschichtsforschung, den Mut zu einer weit um sich blickenden Vielseitigkeit, die ja das Misstrauen der älteren, allzu sehr in sich gekehrten und daher für das Neue etwas abgestumpften Nachbarwissenschaften hervorrief. Aber das Misstrauen sollte sich verringern, wenn man die Unterlagen einer genaueren Prüfung unterzieht, die die vorgeschichtliche Ethnographie überall besitzt. Auch HAHNEs Zusammenfassung ist auf gründlicher exakter Detailforschung aufgebaut; ganz vermag wohl die Fülle dieser Vorarbeiten nur jemand zu würdigen, der selbst dem Kreise angehört, in dem die Arbeit wurzelt.

Wir KOSSINNAschüler haben die Fähigkeit ethnographischer Betrachtung der Vorgeschichte gewiss aus der Quelle geschöpft. Aber die Zusammenfassung all der Einzelerkenntnisse zu einer so knappen Übersicht erforderte eine kräftige Durchdringung des Stoffes und Verarbeitung mancher ungefüllten Lücken. Es sei nur daran erinnert, eine wie mangelhafte Darstellung der thrakisch-karpodakische Kulturkreis bisher gefunden hat, obwohl er einer der wichtigsten des vorgeschichtlichen Europa und in seiner Bedeutung für die Germanen noch lange nicht genügend gewürdigt ist. Doch ist hier nicht der Platz, mit Einzelheiten in dieser Arbeit zu rechten, deren Monumentalcharakter es ja unmöglich machte, in dem unendlichen Widerspiel der Beziehungen zwischen den Kulturgruppen alle Schattierungen überhaupt zu stilisieren.

Digitized by Google

Ein anderes Verdienst der Arbeit erblicke ich in der Vereinigung von Forschungsergebnissen Mitteleuropas und des Orients. HAHNE folgt hierbei in der alten Geschichte Eduard MEYER, der selbst vor einigen Jahren in der richtigen Bewertung vorgeschichtlicher Ethnographie leider ganz versagte.

Dieser weite Überblick über die europäischen Kulturen der Vorzeit wird in einem knappen, klaren und doch eindrucksvollen Stil geboten.

Eine solche Leistung kann gewiss nicht ohne den Impuls künstlerischer Gestaltungsfähigkeit erwachsen. Die Wissenschaft ist ja im allgemeinen arm an Darstellern, die den strengen Bau methodischer Konstruktion, dessen ästhetische Reize — ähnlich wie bei einer Maschine — durchaus nicht zu verkennen sind, mit dem Fleisch vollen Lebens zu umkleiden vermögen. HAHNE hat die besten Anlagen dazu; aber wir wünschen ihm, dass er in Zukunft seine Bilder der Vorzeit nicht nur rahmen und gelegentlich schwungvoll durchwirken möge, sondern mehr dazu gelange, aus dem Stoffe intensiver zu entwickeln und die ganze Fläche lebendig zu durchdringen.

Die Abbildungen des Werkes sind glücklich gewählt, um dem Laien auch einen Eindruck davon zu geben, welche Genüsse unsere Museen in ihren vorgeschichtlichen Abteilungen einem aufnahmefähigen Besucher bieten können.

So verspricht das Buch als ganzes mehr als alle anderen deutschen Darstellungen, die bodenlose Gleichgiltigkeit der sogenannten Gebildeten unseres Volkes gegen die eigene Vorzeit zu verringern, die aufs innigste verknüpft ist mit der fast noch allgemeinen Blindheit für die Form dessen, was dem Menschen im täglichen Gebrauche zur Hand ist, und die neben der Habgier eines beschränkten Egoismus am meisten das glückliche Gedeihen unserer Wissenschaft gefährdet.

Posen. Erich Blume.

Dr. F. Birkner, Der diluviale Mensch in Europa, München 1910, Isaria Verlag. 56 S. mit 93 Abb.

Dr. L. Reinhardt, Die älteste menschliche Bevölkerung Europas zur Eiszeit und ihre Herkunft nach den neuesten Skelettfunden. Frankfurt a. Main 1910, Neuer Frankfurter Verlag. 48 S. mit 10 Abb.

J. Sobotta, Die neuesten Ergebnisse der Paläontologie des Menschen und das Abstammungsproblem der heutigen Menschenrassen. Sonderdruck aus den Verhandlungen der phys.-med. Gesellschaft zu Würzburg. N. F. Bd. 41. Würzburg 1911. 32 S. mit 4 Abb.

Der Mensch der Eiszeit und seine Geschichte wird in unseren Tagen von berufener und noch mehr von unberufener Seite in einer Unzahl von Arbeiten behandelt. Es würde der Wissenschaft vom Diluvialmenschen nichts schaden, wenn die meisten dieser Bücher nicht geschrieben worden wären. Wir greifen die drei Schriften von BIRKNER, REINHARDT und SOBOTTA heraus.

BIRKNER spricht in einem kürzeren Einleitungskapitel vom Alter des Menschen und von der Kultur des Eiszeitmenschen, von seinen Werkzeugen und seinen künstlerischen Leistungen. Im zweiten Teile stellt er dann die gesicherten fossilen Knochenreste unter Berücksichtigung der Chronologie zusammen. Am Schluss endlich bringt der Verfasser eine Übersicht über die wichtigste Literatur. Die ruhige, sachliche Darstellung unterstützt durch die zahlreichen, gut ausgeführten Abbildungen machen das Heft wertvoll für Laien und auch für Fachleute.

REINHARDT gibt in seinen breiten Ausführungen, deren Stil manchmal (z. B. S. 31 oben) der Unverständlichkeit nahe kommt, den Hypothesen zu viel

Digitized by Google

Raum und erschwert es, die Tatsachen zu erkennen. Aus den Knochenfunden und Kulturresten zieht der Verfasser zu weitgehende Folgerungen. Während die relative Chronologie der einzelnen Skelette meist richtig angegeben ist, überschreitet REINHARDT in der absoluten Chronologie die Grenzen des heutigen Standes der Wissenschaft.

SOBOTTA endlich erweckt mit seinem Vortrage den Eindruck, als ob die Frage vom Eiszeitmenschen und seiner Kultur bereits gelöst sei. Doch der Sicherheit der Darstellung fehlt die Grundlage einer scharfen relativen Chronologie, ohne die alle vorgeschichtliche Forschung hinfällig ist. Auch ist die Auffassung des Homo heidelbergensis und des Pithekanthropus als Vormenschen keineswegs gesichert, wie SOBOTTA meint.

Berlin. Georg Girke.

H. Müller-Brauel, Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Geestemünde. Jahresbericht der Männer v. Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung, Jahrgang XI. Vereinsjahr 1908/09. (Gedruckt 1910.) S. 147—241.

Schübeler, Der Langenberg bei Langen, ein Grabhügel der älteren Bronzezeit. Ebendort S. 110—146.

Die beiden vorgeschichtlichen Aufsätze des letzten Jahresberichtes der Männer v. Morgenstern haben Anspruch darauf, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

MÜLLER-BRAUEL hat es unternommen, die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Geestemünde, soweit sie jetzt noch vorhanden oder wenigstens sicher bezeugt sind, zusammenzustellen. Mit welchem Erfolge der unermüdliche Forscher sich seiner Aufgabe entledigt hat, das zeigt ein Vergleich mit der 1893 erschienenen Statistik von MÜLLER-REIMERS (Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover). Während in dem letzteren Buche 26 Steindenkmäler, 79 Hügelgräber und 7 Urnenfriedhöfe aus dem Kreise Geestemünde verzeichnet sind, so konnte MÜLLER-BRAUEL 55 Steindenkmäler, 1081 Hügelgräber und 44 Urnenfriedhöfe feststellen. Ausserdem teilt der Verfasser manche interessante Beobachtungen, so über die Lage der Gräber, mit. In unseren Tagen, in denen gerade die alten Denkmäler zusehends schwinden, ist für derartige Zusammenstellungen höchste Zeit. Möge der Aufsatz von MÜLLER-BRAUEL zu solchen Arbeiten auch in anderen Gegenden anregen.

Einen eingehenden Bericht über die Ausgrabung eines frühbronzezeitlichen Grabhügels, des Langenbergs bei Langen, gibt SCHÜBELER. Die Anlage besteht aus 2 runden Grabhügeln mit Steinkranz, die bald nach ihrer Errichtung durch einen Langhügel miteinander verbunden worden sind. Bei den beiden Rundhügeln wieder lassen sich zwei Bauperioden erkennen. Es wurden 8 bronzezeitliche Bestattungen aufgedeckt, davon eine in dem Langhügel. Einige Funde mögen hervorgehoben werden. Ein Grab hatte einen Baumsarg enthalten, dem man von aussen durch Behauen eine menschenähnliche Form gegeben hatte. In diesem Sarge lagen Knochen, die dem Feuer ausgesetzt gewesen waren, wie auch in dem Grabe des Langhügels verbrannte Knochen sich fanden. Ferner hatte zwischen Steinen eine Holzkiste mit kalcinierten Tierknochen gestanden. Nahe der Oberfläche des Hügels stiess man auf Leichenbrandurnen, die von Nachbestattungen herrührten. Unter den Beigaben sind besonders zu erwähnen ein Bronzedolch wegen der guten Erhaltung seiner Holzscheide — oben quer befindet sich ein Lederstreifen, der die beiden Scheidenhälften zusammenhielt; auf der Innenseite ist eine Lederhaut sichtbar — und eine Radnadel vom oberrheinischen Typus. Viele Zeichnungen und Photo-

Digitized by Google

graphien dienen zur Veranschaulichung der Ausgrabung. Sie schliesst sich würdig den Untersuchungen an, die gerade in den letzten Jahren einigen Bronzezeithügeln der Provinz Hannover zuteil geworden sind.

Minden. Walther Schulz.

Friedrich Knorr. Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Teil I. Kiel 1910. 39 Seiten. 6 Tafeln.

Gustav Schwantes. Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähistorische Zeitschrift, Bd. I (1909) S. 140—162. 78 Abbildungen. 2 Tafeln.

Lange Zeit hindurch ist die ältere Eisenzeit Norddeutschlands von der Vorgeschichtsforschung recht stiefmütterlich behandelt worden. Die meist zerdrückten Urnen mit den unscheinbaren, durch Brand und Rost zerstörten Beigaben reizten in der Tat wenig zu näherer Beschäftigung mit dieser Kultur. Und doch ist gerade die frühe Eisenzeit eine der wichtigsten Perioden der Vorgeschichte der Germanen. Um so erfreulicher ist es, dass jetzt gleich für zwei Provinzen zusammenfassende Arbeiten vorliegen, die zum ersten Male eine sichere und bis ins Einzelne durchgeführte chronologische Gruppierung des alteisenzeitlichen Fundmaterials bringen.

Obwohl schon R. BELTZ 1906 die Funde der älteren Eisenzeit Mecklenburgs zusammengestellt und besonders eingehend die Keramik behandelt hatte, konnte er doch nicht zu einer klaren chronologischen Einteilung gelangen, da ihm damals grössere, wissenschaftlich untersuchte Gräberfelder dieser Epoche fehlten. KNORR und SCHWANTES dagegen verfügen in ihren Gebieten über eine ganze Reihe von Friedhöfen, die sie zum grossen Teil selbst systematisch ausgegraben haben.

Beide Forscher kommen in der Einteilung ihres Materials zu ganz gleichen Ergebnissen. Dies war zu erwarten, da beide Provinzen demselben Kulturkreis an der Unterelbe angehören, der auch das westliche Mecklenburg und die Altmark umfasst. Der grösste Teil der Abbildungen beider Abhandlungen deckt sich daher fast völlig. Aber auch ein äusserer Grund hat teilweise zu dieser Übereinstimmung beigetragen. SCHWANTES ist nicht ohne Kenntnis der schon 1908 gewonnenen Resultate KNORRs über Entwicklung und Gliederung des alteisenzeitlichen Materials des Kieler Museums geblieben, die KNORR nur infolge der Übernahme der Museumsleitung erst nach SCHWANTES veröffentlichen konnte (siehe Vorwort zu KNORRs Abhandlung). Auffallend ist es, dass SCHWANTES in seiner Arbeit trotzdem KNORR nirgends nennt.

Den Beginn der Eisenzeit setzen die beiden Verfasser verschieden an. Während KNORR die Funde der ehemaligen Bronzezeit-Periode VI von MONTELIUS, die Prof. KOSSINNA für Norddeutschland ja von jeher schon zur Eisenzeit gerechnet hat (Zeitsch. f. Ethnol. 1902, 214), im Anschluss an SPLIETH noch zur Bronzezeit rechnet und die hier vorkommenden Eisenfunde nur kurz aufzählt, setzt SCHWANTES das Grabfeld von Wessenstedt (Per. VI) mit Recht an den Anfang der Eisenzeit. Die folgenden Stufen entsprechen sich in beiden Arbeiten vollkommen. Zuerst die Tinsdahl-Jastorfer Stufe, die zeitlich mit der Früh-Latènezeit zusammenfällt, aber noch frei von jeder Beeinflussung durch keltische Kultur ist. Dann die Schwissel-Ripdorfer Stufe, in der die ersten Latènefibeln auftreten; sie fällt mit der Mittel-Latènezeit zusammen. Schliesslich die Hammoor-Seedorfer Stufe, die der Spät-Latènezeit entspricht.

In der ganzen Zeit ist der Einfluss von Süden, sei es durch die Hallstattkultur, sei es durch die Latènekultur, gering. Der Charakter der Kultur, die uns in den beiden Abhandlungen entgegentritt, ist durchaus nordisch. Besonders KNORR ist es gelungen, nicht allein das Material in die drei Stufen einzuordnen, sondern

Digitized by Google

auch die typologische Entwicklung der Fundsachen klar zu zeigen. Schon seine Entwicklung der Gürtelhaken und der Holsteinischen Nadel bringt Neues, besonders aber fesselt die auf Tafel V befindliche Darstellung der Entwicklung der Scheibennadel zur Flügelnadel und die ganz verwandte Typologie der Tinsdahler Plattenfibel zur Flügelfibel. Ebenso wertvoll ist die Tafel III, auf der die durch die ganze ältere Eisenzeit gehende Entwicklung der Todendorfer Urne bis zur Mäanderurne gezeigt wird.

Die von beiden Verfassern angekündigte genaue Veröffentlichung ihres Materials wird den Beweis für die vorgetragenen Anschauungen bringen. Hoffen wir, dass auch das reiche, gleichartige Material der Altmark, das leider in viele kleine Museen und Sammlungen zersplittert ist, bald eine zusammenfassende Behandlung erfährt.

Berlin. M. Jahn.

J. Wiedmer-Stern. Das gallische Gräberfeld bei Münsingen (Kanton Bern). Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. XVIII (1908), Heft 3. 93 Seiten. 35 Tafeln.

Die Direktion des Berner Museums hat sich das Verdienst erworben, das keltische Gräberfeld bei Münsingen zwischen Bern und Thun nicht nur vor der Zerstörung bewahrt, sondern auch in seinem ganzen Umfange systematisch ausgegraben zu haben. Nur so konnte festgestellt werden, dass dieser keltische Friedhof ganz regelmässig von Norden nach Süden zu belegt wurde. In dieser regelmässigen Anlage liegt die Bedeutung des Gräberfeldes; denn sie ermöglicht eine bis ins Einzelne gehende Darstellung der Typologie der Fundstücke.

Die geschichtliche Einleitung über die Kelten, die weitere Kreise einführen soll, kann hier unberücksichtigt bleiben. Der Verfasser setzt mit Recht den Beginn des Gräberfeldes in den Anfang der Früh-Latènezeit, obgleich einige Stücke wie die Certosafibeln noch an REINECKEs Latènestufe A erinnern. Das Gräberfeld hört mit dem Ende der Mittel-Latènezeit auf. Diese beiden Perioden kann der Verf. infolge der regelmässigen Anlage des Friedhofes in 5 Unterabteilungen zerlegen (S. 69 ff.). Übersichtlicher und klarer wäre die Darstellung, wenn der Verf. die wichtigeren Schlüsse in einem besonderen, allgemeinen Teil behandelt und nicht in die Aufzählung des Gräberinventars eingeflochten hätte. Die zahlreichen Tafeln geben einen guten Einblick in die Fülle der Fibeln, Ringe und Schwerter. Die letzten Tafeln sind offenbar erst nach dem Druck des Textes hergestellt worden, da Hinweise auf sie fehlen, ja sogar einige abgebildete Stücke im Grabinventar nicht angeführt worden sind.

Berlin. M. Jahn.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Persönliches.

Der erste und der zweite Vorsitzende unserer Gesellschaft, die Universitätsprofessoren Dr. Gustaf KOSSINNA in Berlin und Geheimrat Dr. Adalbert BEZZENBERGER in Königsberg i. Pr. sind von der Kgl. Dänischen Gesellschaft für nordisches Altertum in Kopenhagen am 8. Februar zu auswärtigen Mitgliedern gewählt worden; desgleichen die Museumsdirektoren Prof. Dr. SCHUCHHARDT in Berlin und Dr. KNORR in Kiel.

Am 14. April feierte unser zweiter Vorsitzender, Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Adalbert BEZZENBERGER seinen 60. Geburtstag. Der geschäftsführende Vorstand sandte ihm zu diesem Tage folgende Adresse:

Hochverehrter Herr Geheimrat!

In diesen Tagen vollendet sich Ihr sechzigstes Lebensjahr, ein Zeitpunkt, bei dem man in bürgerlichen Kreisen die Hauptarbeit des Lebens für abgeschlossen ansieht und sich darauf vorbereitet, den Rest des Erdendaseins mehr in beschaulicher Ruhe zu verbringen. Wer aber Ihre Tätigkeit von früher kennt und Ihre staunenswerte unermüdliche Arbeitskraft, die nur im Wechsel der Arbeitsgebiete ihre Erholung findet, bis heute verfolgt hat, dem wird die Nachricht von der Bedeutung des heutigen Tages überraschend gekommen sein. Man möchte glauben, dass die Tatsache des Eintritts in die sechziger Jahre, als sie immer näher an Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, herantrat, Sie selbst überrascht hat. Denn Sie haben sicher nicht Zeit gehabt, vorher über dieses Ereignis zu grübeln, und Sie möchten das wohl nicht einmal gerne getan haben: ist doch die Einkehr in sich selbst an einem solchen Tage immer verbunden mit dem Gefühl der Mahnung: „in der alten Weise darfst Du von nun an nicht mehr weiter Deine Lebenskraft durch Überarbeitung erschöpfen". Aber wer Sie kennt, weiss auch, dass Sie gewiss darauf mit dem anderen Gedanken geantwortet haben: „nun gehts erst recht ins Zeug! Denn ich habe noch so und so viel Aufgaben zu lösen, die so gut kein Anderer lösen kann". Das Leben des arbeitsreichen und arbeitsfreudigen Gelehrten ähnelt eben den sibyllischen Büchern: je weniger davon noch übrig ist, desto wertvoller wird dieser Rest.

Solch ein Tag ist aber noch mehr eine Gelegenheit zur Rückschau.

Ein gütiges Geschick führte Sie, den Westdeutschen, vor mehr als dreissig Jahren in die nördlichste Ostmark unseres Vaterlandes, deren Geschichte, Volkstum, Sprache, Kultur und Altertum schon längst Ihr Spezialstudium war. Bald fanden Sie in Königsberg Anschluss bei der Gesellschaft Prussia und hierdurch Gelegenheit, die vorgeschichtliche Archäologie Ihres neues Heimatlandes zu pflegen, die ja, wie

Digitized by Google

überall damals, allein durch die hingebende Arbeit begeisterter Freiwilliger gefördert wurde.

Als dann heute vor zwanzig Jahren ein grausames Geschick die beiden Koryphäen der Vorgeschichtsforschung in Ostpreussen, Otto TISCHLER und Georg BUJACK, zu gleicher Zeit in vorzeitigem Tode hinwegraffte, da waren Sie es, auf den sofort aller Augen gerichtet waren, bei der Suche nach einem geeigneten Oberhaupt für die heimische archäologische Forschung.

Was Sie seitdem als Präsident der Prussia für Ostpreussen geleistet haben, ist allen Fachgenossen bekannt, äusserlich durch den so gewaltig angewachsenen Umfang der Prussia-Berichte, innerlich durch ihren auf eine so hohe Stufe strenger Wissenschaftlichkeit gehobenen Inhalt, der wiederum nur ein Spiegelbild ist der hohen wissenschaftlichen Stufe der Ausgrabungen, die unter Ihrer Leitung von einem kleinen, aber ebenso tüchtigen, wie fleissigen Stabe von Mitarbeitern so mustergültig ausgeführt werden, wie es in keiner Provinz Deutschlands erreicht wird, geschweige denn übertroffen werden kann.

Was aber nur Ihre nächsten Mitarbeiter vollwertig schätzen, wir Aussenstehenden höchstens ahnen können, das ist das hohe Mass von Hingabe und persönlichen Opfern, durch die Sie solche Leistungen ermöglicht haben: durch die Sie das Prussia-Museum zu einem der bedeutendsten, umfangreichsten und wertvollsten prähistorischen Museen der Welt ausgestalten konnten und ausgestaltet haben, wenigstens was seinen Inhalt angeht, während eine würdige Wohnung, die solchen Reichtum erst augenfällig zur Schau gelangen lassen könnte, durch die Ungunst der Umstände leider immer noch versagt geblieben ist.

War es da nicht gegeben, dass bei der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, ganz abgesehen von persönlichen Freundschaftsgefühlen, für die Stelle eines der Vorsitzenden dieser Gesellschaft der Name BEZZENBERGER in erster Reihe stand? Sie haben bereitwillig dem Rufe der Gesellschaft Folge geleistet und an der erfolgreichen Leitung der Hauptversammlungen in hervorragender Weise sich beteiligt. Hiefür und für Ihre freundliche Gesinnung gegen unsere Gesellschaft überhaupt bittet Sie der geschäftsführende Vorstand im Namen der ganzen Gesellschaft, unseren tiefgefühlten Dank entgegenzunehmen, zugleich in der Hoffnung, dass das Band, das Sie mit unserer Gesellschaft verbindet, immer enger werden möge.

Wir schliessen mit dem innigen Wunsche für den heutigen Tag, dass Sie Ihren hohen wissenschaftlichen Zielen noch Jahrzehnte lang in ungeschwächter Kraft nachgehen mögen, zum Heile der ostpreussischen Heimatsforschung, zum Heile der ganzen deutschen Vorgeschichtsforschung und der Wissenschaft überhaupt.

Der geschäftsführende Vorstand
der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte

Berlin, den 12. April 1911.

(gez.) KOSSINNA, Vorsitzender.
ALBRECHT, Schriftführer.
SNETHLAGE, Schatzmeister.

* * *

Todesfälle.

Carl Heintzel †

Erst in diesem Jahre erreichte uns die Nachricht, dass unser Mitglied Dr. Carl HEINTZEL in Lüneburg bereits am 30. Juni 1910 dort verstorben ist. Der

Digitized by Google

Hingeschiedene, geb. 1841 zu Landeshut in Schlesien, war Chemiker von Beruf, zuerst in Berlin tätig, dann dauernd in Lüneburg, wo er sich ganz der Zementtechnik zuwandte und ein Laboratorium für Unterricht und Forschung auf dem Gebiete der Zement-, Kalk- und Gipsindustrie einrichtete, das ihn bei den Fachleuten der ganzen Welt bekannt machte. HEINTZEL besass ein vielseitiges wissenschaftliches Interesse, das ihn dazu führte, Sammlungen anzulegen. So hat er eine schöne Petrefaktensammlung und auch eine sehr achtbare Sammlung vorgeschichtlicher Funde aus der Lüneburger Heide hinterlassen, worin einige treffliche Gesamtfunde der älteren Bronzezeit sich befinden, sowie der Hauptrest (15 Stück) des grossen Sichelfundes, der 1862 in Bösel, Kr. Lüchow gemacht worden ist. Ein Verzeichnis dieser wichtigen Sammlung nach ihrem Bestande vom Jahre 1880 findet sich im Katalog der Berliner Ausstellung prähistorischer Funde (Berlin 1880) S. 180—184. Hoffentlich bleibt die sehr sorgfältig gepflegte, mit Fundberichten versehene Sammlung dem Vaterlande und womöglich der Provinz erhalten.

Tagungen.

6.—12. August: 7. Congrès préhistorique de France in Nimes (Gard).

Dritte Tagung für Vorgeschichte.

Coblenz, 3. — 7. August.

Nachdem die Stadtverwaltung von Coblenz durch ihren Oberbürgermeister Herrn Ortmann, sowie der „Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Regierungsbezirk Coblenz" an die „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" die freundliche Einladung hat ergehen lassen, die diesjährige Hauptversammlung in Coblenz abzuhalten, hat der Ausschuss unserer Gesellschaft einstimmig beschlossen, dieser Einladung Folge zu leisten.

Die Stadtverwaltung stellt als Heim für die Tagung die Räume der Städtischen Festhalle gütigst zur Verfügung.

Vorläufiger Tagesplan.

Donnerstag, den 3. August:

Nachm. 5 Uhr Vorstands- und Ausschusssitzungen.

Nachm. 8 Uhr Begrüssung und geselliges Beisammensein.

Freitag, den 4. August:

Vormittags 9 Uhr: Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden. — Begrüssungsreden. — Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 3½ Uhr: Besichtigung des Museums und der Stadt.

Sonnabend, den 5. August:

Vormittags 9 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags: Besuch des Merkur-Tempels im Stadtwald, Abstieg nach Capellen, Überfahrt nach Oberlahnstein: Besichtigung des dortigen Museums.

Digitized by Google

Sonntag, den 6. August:

Vormittags: Fahrt nach Andernach, Besichtigung der Stadt und des Museums.

Mittags: Fahrt nach Mayen in der Eifel, Besichtigung der Stadt, des Museums und der neolithischen Festungsanlage am Katzenberg.

Montag, den 7. August:

Vormittags 8½ Uhr: Geschäftliche Sitzung; um 11⁰⁶ Abfahrt nach Mainz.

Über die Festlichkeiten und Abendunterhaltungen wird nach der endgiltigen Festsetzung durch den Ortsausschuss in besonderer Einladungsschrift berichtet werden; ebenso über die Unterkunft in den Gasthöfen.

Wissenschaftliche Vorträge sind bisher angemeldet worden von den Vorstandsmitgliedern: Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA, Berlin; Geheimrat Universitätsprofessor Dr. BEZZENBERGER, Königsberg; Generaloberarzt Dr. WILKE, Chemnitz; ferner von den Ausschussmitgliedern: Tiefbauamtsvorsteher GÜNTHER, Coblenz; Privatdozent Museumsassistent Dr. HAHNE, Hannover; Rektor RADEMACHER, Köln; sowie von den Herren Sanitätsrat Dr. KOEHL, Worms (über die Chronologie der rheinischen Steinzeitkulturen nach neuesten Beobachtungen), Museumsassistent Dr. BLUME, Posen (über karpodakische Keramik in der Provinz Posen).

Der Anmeldung weiterer Vorträge wird möglichst bald entgegengesehen.

Der Geschäftsführer des Ortsausschusses
Günther.

Der Vorstand
Kossinna.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow (Mecklenburg).

Von Dr. med. R. Asmus, Teterow.

Mit 2 Textabbildungen und Tafel XX–XXVII.

Etwa 2 Meilen östlich von Lalendorf, dem Schnittpunkt der Bahnlinien Lübeck—Stettin und Berlin—Warnemünde, bildet die insgesamt etwa 6 Kilometer lange, nordsüdlich verlaufende, teils bewaldete, teils beackerte Höhenkette der Heidberge die westliche Begrenzung des ausgedehnten tief eingesenkten Teterower Seebeckens, an dessen Südwestecke der Ort gleichen Namens liegt. Der jetzige etwa 4½ Kilometer lange, 2 Kilometer breite Teterower See ist der Überrest einer ehemals viel ausgedehnteren vorzeitigen Seeniederung, sein früheres Gebiet erstreckt sich noch jetzt als eine riesige Moor- und Wiesenfläche mit grösseren eingelagerten, unter hoher Kultur stehenden Festlandsflächen viele Kilometer ost- und nordwärts in der Richtung auf den Kummerower See, während im Süden und vor allem im Westen eine scharfe Abgrenzung durch die terrassenförmig und ziemlich steil ansteigenden Höhen der Heidberge geschaffen ist, die dann südlich in mehr plateauähnliche Landbildung von etwa 60 m durchschnittlicher Meereshöhe übergehen, im Westen aber sich allmählich wieder zu einem kleineren Seengebiet absenken, das durch den Aalbach in die Nebel und damit in die Warnow seinen Abfluss hat. Von Südwesten her mündet in den Teterower See durch ein ziemlich breites, tief eingeschnittenes Wiesental ein grösserer Bach, die Kötheler Aa. Sie verlässt diese in der Nordostecke des Seebeckens, um durch andere Zuflüsse in den See verstärkt, als Westpeene bei Neukalen in den Kummerower See zu gehen.

Der Höhenunterschied zwischen dem jetzigen Spiegel des Sees und den nahen Höhen im Westen ist ein bedeutender: während der See, dessen Spiegel mehrfach im letzten Jahrhundert durch Abflussregulie-

Digitized by Google

rung gesenkt wurde (zuletzt c. 1860 um 60 cm), nur etwa 2 m über dem Spiegel der etwa 47 Kilometer (Luftlinie) entfernten Ostsee liegt, erreicht der kaum 1 ½ Kilometer südwestlich gelegene Kamm der Heidberge in seinem höchsten Punkte eine Höhe von über 90 m. Das landschaftliche Bild der Gegend, eines Teiles der „Mecklenburgischen Schweiz", ist ein sehr belebtes, anmutiges, infolge des Wechsels von Berg und Tal, Wald und Wasser, es erinnert etwas an thüringische Gegenden.

Auf dem höchsten Punkte der Heidberge, dem sog. „Kahlen Berge", und seinen ostwärts zum See abfallenden Hängen wurden zuerst im Jahre 1904 von dem 1908 verstorbenen Bürgermeister Dr. von PENTZ, Teterow, gelegentlich des ersten Umpflügens von Heideland das Vorkommen roh hergestellter Feuersteinartefakte und deren Abfall nachgewiesen. Ein weiteres systematisches Nachsuchen ergab über eine weite Fläche des ganzen südlichen Teiles des Höhenzuges und seiner östlichen Abhänge zum See und zum Kötheler Bach hin zerstreut das Vorhandensein derartiger Funde in den obersten Bodenschichten zu vielen Tausenden, als Beweis einer intensiven räumlich und zeitlich ausgedehnten steinzeitlichen Besiedelung dieser Höhen [1]). Weitere Untersuchungen ergaben, dass die Verteilung der Funde nicht gleichmässig ist, sondern sich in ihren Hauptmassen immer nur über kleinere Flächen erstreckt, während dazwischen liegende Strecken oft fast leer befunden werden. Die ergiebigsten Fundstellen liegen zum kleineren Teil auf den Höhen und ihren nach Osten und Süden abfallenden Hängen, zum grösseren Teil wesentlich tiefer bis unmittelbar an die Ränder des Kötheler Bachs, stets nahe an einer Wassergelegenheit, meist auf schwererem sandig-lehmigen Boden, während merkwürdigerweise an reinen Sandstellen und auf Kieskuppen verhältnismässig wenig Stücke gefunden werden. An einigen Fundstellen finden sich Reste von stark kohlen- und aschehaltigen Erdmassen, so vor allem bei Fundort VI, wo die ganze Fläche, auf der Fundstücke aufgelesen werden können, fast ausnahmslos durch Kohle-Beimischung nach dem Pflügen dunkelgrauschwarz erscheint. In der Tiefe liegen angeblich hier und da Steinpflaster. Bei Fundort III sollen nach Angabe mehrerer Besitzer beim Tiefpflügen an drei grossen Flächen schwarze Ackerstellen sichtbar werden. Bei I habe ich selbst nach dem ersten Umpflügen mehrfach allerdings nur spärliche Kohlenreste zusammen mit zerfallenden Tierknochen beobachtet, desgleichen bei II mehrere 2—3 m breite rundliche kohlenhaltige Flächen. Ob eine An-

[1]) Eine ähnliche fast beispiellose Häufung von Fundstücken auf verhältnismässig grosser Fläche ist mir aus Mecklenburg nur noch von den unerschöpflichen neolithischen Fundplätzen von Wustrow auf Fischland bekannt.

Digitized by Google

zahl flacher kreisrunder Mulden von etwa 2 m Durchmesser im Haideboden am Ostabhang des Kahlen Berges (Fundort 1) nahe der Höhe als Baumlöcher oder als letzte Reste von ehemaligen Wohngruben oder dergleichen anzusehen sind, muss zunächst dahingestellt bleiben.

Die bis jetzt festgestellten Hauptfundstellen (siehe den Situationsplan Abb. 1) liegen alle auf einem Streifen von etwa 3 Quadratkilometern, nordwestlich vom Kötheler Bache, während auf dessen rechtem Ufer fast nichts bisher gefunden werden konnte. Es sind:

1. die Höhen des „Kahlen Berges", besonders das Gebiet um den dortigen trigonometrischen Punkt, etwa 90 m über dem Seespiegel.

2. Die Südabdachung des Hollerberges in der Richtung nach dem „Hohen Holz", etwa 60 m über dem Seespiegel.

3. Abdachung der Höhen östlich und nördlich des Jägerhauses auf dem Hohen Holz zum Oberlauf des Kötheler Bachs (im Volksmunde Kegelberg, Steinberg und Mückenkamp), etwa 30 m ü. d. S.

4. Die Westseite des Bornmühlenweges zwischen Bornmühle und Stadt und das westlich davon gelegene Gebiet, etwa 30 m ü. d. S.

5. Das Gebiet zwischen dem westlichen Teil der Allee zum Kurhause, diesem und der Güstrower Chaussee, etwa 40 m ü. d. S.

6. Der Acker, westlich der Bornmühle, zu beiden Seiten des „Nettelbek" genannten, in seinem Oberlauf die westlich vom Kötheler Bach gelegenen Höhen durchquerenden kleinen Baches (der Flurname dieses Gebietes heisst gleichfalls Nettelbek).

7. Der östliche Rand der „grossen Wiese" (Flurname: „am Roger Steig"), etwa in der Mitte zwischen Fundort 5 und 4. Von ihnen sind besonders 2, 3 und 6 ausserordentlich ergiebig. Sie liegen an nach Norden und Westen geschützten Stellen, in der Nähe von Wasser, und sind wohl als Standlager aufzufassen. Dazu kommen noch einige kleinere Stationen zwischen 2 und 3 und zwischen 2 und 4.

Das Material der Feuersteingeräte bildet zum grossen Teil klarer, schwarzer oder grauer, bisweilen wolkiger Feuerstein von schwankendem spezifischen Gewicht, wie er sich im ganzen Höhenzuge und in der weiteren Umgebung in zahllosen Blöcken und Knollen bis zu weit über doppelter Manneskopfgrösse massenhaft auf den Feldern und in den Kiesbrüchen findet[1]). Sehr häufig ist auch, offenbar in Hinblick auf die grosse Festigkeit und geringere Sprödigkeit eine im Bruch ganz feinkörnige, asch- bis fahlsilbergraue, vollkommen undurchscheinende glanzlose Feuersteinart von weniger muscheligem Bruch mit auffallend zackiger, dunkelgelber Rinde verwandt worden, wie sie sich auch in späteren

[1]) Die zu Haufen zusammengesammelten Feldsteine bestehen zu $^1/_3$ bis $^1/_2$ aus Feuersteinblöcken.

Digitized by Google

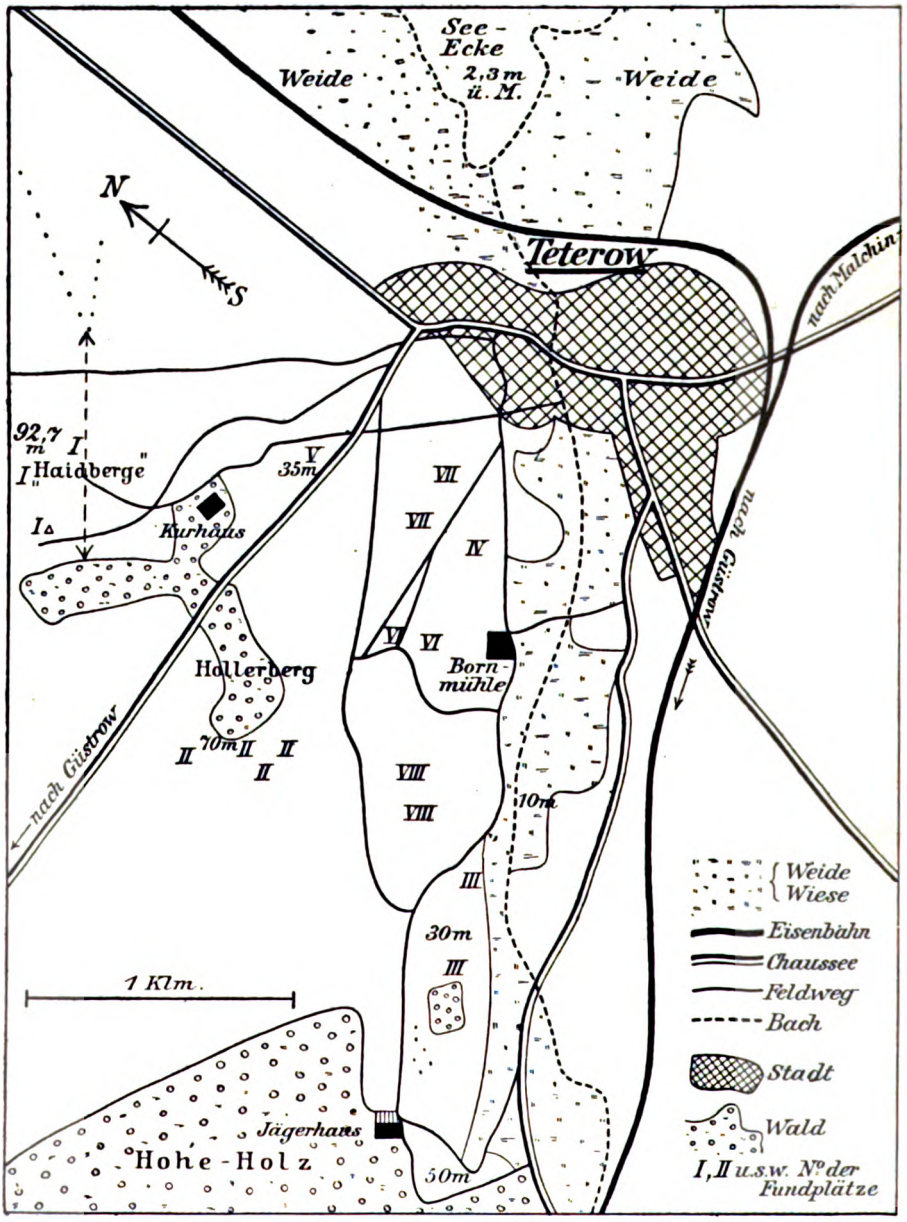


Abb. 1.

Digitized by Google

Perioden zu jungneolithischen Keilen gebraucht findet[1]). Andersartiges Steinmaterial, wie Diorit, Granit, Grünstein, Sandstein, findet sich niemals verwandt. Die meisten Fundstücke zeigen eine bläulichweisse, kalkweisse, gelblichgraue oder mattrostfarbene bis rotbraune Patina, vor allem die in Kohlenerde oder Moorerde gelegenen. Fast regelmässig sind grössere oder kleinere Flächen der kreidigen Rinde der Knollen an den Stücken erhalten, vor allem bei grösseren Geräten, wie Beilen, groben Bohrern usw. Nur etwa 30% der Fundstücke sind ganz frei von Teilen der Rinde, ein gewiss auffallender Befund bei dem Vorkommen so grosser Massen von riesigen Feuersteinblöcken, und ein Hinweis, dass mit Vorliebe neben natürlichen, kleineren, flachen Stücken besonders die oberflächlichen Abspaltungen von grossen Blöcken benutzt worden sind. Sandschliff oder Beeinflussung durch atmosphärische Faktoren sind in geringem Masse häufiger, in stärkerem Masse selten nachweisbar; die Sachen haben offenbar meist unberührt den längsten Teil der Zeit seit ihrer Anfertigung gedeckt in festem, lehmigen Boden geruht. Vereinzelt finden sich glanzlose, im Feuer gewesene Stücke von kalkweisser Farbe mit feinen Rissen; hier und da hat einmal Pflug oder Pferdehuf eine nachweisbar neuere Schädigung gesetzt, in der Hauptsache aber ist der Erhaltungszustand der einzelnen Stücke ein unberührter, ungewöhnlich guter.

Die Geräte sind zum grossen Teil aus absolut kunstlos abgeschlagenen, ziemlich formlosen dickeren Scheiben und Spänen, meist mit typischer Schlagmarke hergestellt, selten aus mehr zufälligen oder natürlichen Bruchstücken. Zahlreiche Stücke, wie grosse Spalter, Beile, Wurfsteine, grobe Bohrer sind Kernstücke, durch Wegschlagen störender Teile der Aussenschicht zugerichtet, ausserdem gibt es viele Stücke, besonders unter den grossen Geräten, die aus grossen Feuersteinknollen mit starker Rinde durch einfachstes Zurechthauen nur der für die Benutzung bestimmten Partie hergestellt sind. Die Technik der Abspaltungen ist im allgemeinen die übliche mit Ablösung länglicher oder mehr rundlicher verschieden dünner Gebilde, die die entsprechende Schlagmarke aufweisen. Ein feineres Nacharbeiten aber von etwa durch Abspaltungen roh geglätteten Flächen mittels kleiner Muschelung, oder ein Versuch einer etwas gefälligeren Formengebung durch Abrunden oder dergleichen, kurzum jede Betätigung im Sinne einer Mehrleistung über das unbedingt erforderliche und notwendige hinaus fällt so gut wie völlig aus. Diese altpaläolithische, ja bisweilen fast

---

[1]) Nach Herrn Prof. GEINITZ-Rostock freundlicher Bestimmung sog. Saltholmflint, Hornstein-Konkretionen im Kalkstein des „Danien", jüngste Kreide.

Digitized by Google

eolithisch[1]) anmutende Ausführungsweise ist mit ein Hauptcharakteristikum der hiesigen Funde. Andeutungen von Schleif- resp. Polierversuchen finden sich in keinem Falle. Bewundernswert ist dabei an manchen sonst ungemein primitiven Stücken die Treffsicherheit und der praktische Blick, mit welchem alles beim ersten Zurichten seiner anscheinend meist nur vom momentanen Bedürfnis diktierten Bestimmung angepasst wurde: einige einfache Abspaltungen machen, dass das Stück von selbst in die Hand fällt. Wirklich störende Kanten und Vorsprünge sind zweckmässig durch einfache Abschläge gerundet, bei bohrenden und schneidenden Geräten für Daumen und Zeigefinger unter Benutzung vorhandener Verhältnisse vorzügliche Stützpunkte geschaffen. Die des öftern erkennbaren Schäftungsmassnahmen sind dagegen meist recht mittelmässig, und nach unseren Begriffen oft direkt ungenügend ausgeführt (die in der Fassung verschwindenden Teile sind oft vollkommen unbearbeitet), sodass die Art der Befestigung an Handgriffen und dergleichen oft unklar bleibt[2]).

In der Hauptsache handelt es sich um Geräte kleineren Formates bis zu etwa 10 cm Länge, besonders, was die Geräte mit Schneiden, Spitzen und dergleichen anbetrifft, doch kommen Geräte vereinzelt bis zu einer Grösse von 20 × 15 cm vor. Bei manchen Stücken, die für das Fassen mit der ganzen Hand bearbeitet sind, fällt auf, dass ihr ganzer Zuschnitt sichtlich für eine kleinere Hand, als die des heutigen Nordeuropäers eingerichtet ist, sodass man hier und da fast an das Vorhandensein einer etwas kleineren Menschenrasse in damaligen Zeiten denken möchte[3]).

---

[1]) So gleicht die Hauptmasse der hiesigen Funde z. B. dermassen den nach eolithischer resp. paläolithischer Arbeitsweise hergestellten, den frühesten Ablagerungen des dortigen Quartärs entstammenden rohen Geräten von Gafza in Südtunesien (nach SCHWEINFURTH Mesvinien und Chelléen-Typen), dass die meisten von dort abgebildeten Geräte an hiesigen absolut gleichartigen Stücken ihre Paralle haben (SCHWEINFURTH, Steinzeitliche Forschungen in Südtunesien, Zeitschr. f. Ethnol. 1907). Damit findet SCHWEINFURTHs Auffassung, dass in allen paläolithischen Epochen und bis zum Flénusien hin Geräte angetroffen werden, die einzeln getroffen, ohne geologische Bestimmungsmöglichkeit, als Eolithe bestimmt werden könnten, eine glänzende Bestätigung.

[2]) Vereinzelt sind rundliche Abschläge, die durchgehende, noch mit der kalkigen Schicht der natürlichen Aussenfläche ausgekleidete Löcher aufweisen, sichtlich wegen dieser gebotenen guten Aufhängegelegenheit zu kleinen Schabern etc. benutzt worden.

[3]) Die Bevölkerung des Asyliens-Tardénoisiens der Ofnet-Höhle bei Nordheim, welcher spätpaläolithischen oder frühneolithischen Kulturperiode die hiesigen Funde, wie wir unten sehen werden, nicht allzufern stehen, ist ausserordentlich kleinwüchsig gewesen. R. R. SCHMIDT, Ergänzungsband I des Mannus 1910, S. 61.

Digitized by Google

Tadellose, sorgfältig hergestellte Exemplare kommen nicht allzuhäufig vor. Es handelt sich des öftern um nicht ganz vollendete Stücke oder um solche, die sichtlich noch nicht in Gebrauch genommen sind. Daneben erscheinen verworfene oder misslungene Stücke. Der Zahl nach überwiegen weitaus unbenutzte Abfallstücke. Es handelt sich demnach wenigstens an manchen der Fundstellen um die Hinterlassenschaft einer ausgesprochenen Feuersteinwerkstätten-Industrie[1]), während die eigentlichen Wohnplätze der Bevölkerung, wie wir unten sehen werden, zum Teil wenigstens auch anderswo zu suchen sind.

Bei der primitiven Form und Bearbeitung kann oft dasselbe Stück verschiedenen Zwecken gedient haben, wie bisweilen die Abnutzung einzelner Partien auch erkennen lässt, oft ist auch bewusst auf die Kombination zweier Verwendungsarten hingearbeitet worden. Ausserdem kommen fast alle Übergangsformen vor. Mit Sicherheit lassen sich etwa folgende Hauptgerätformen unterscheiden:[2]) 1. Beile (26), 2. Scheiben- und Abfallspalter (280), 3. Blockstück- oder Kernstückspalter (60), 4. Pickel oder meisselförmige Geräte (16), 5. Scheibenschaber (75), 6. Spanschaber (50), 7. Hohlschaber (50), 8. Hobel (10), 9. grobe Bohrer (30), 10. feine Bohrer (65), 11. gebrauchte Spanmesser (30), 12. massive Messer (30), 13. Rückspanmesser (50), 14. Speer- und Pfeilspitzen (50), 15. Keulen (15), 16. Wurfsteine (weit über 100), 17. Faustkeile (30), 18. Becs de perroquet oder Spitzschaber (16).

Dazu kommen eine Anzahl von Geräten, deren Formengebung (so die Hauptmasse der Schaber) oder deren Verwendung unklar ist, so wie die unten näher zu besprechenden Tierfiguren (40). Die Geräte verteilen sich ziemlich gleichmässig über sämtliche Fundplätze.

Vor einem näheren Eingehen auf Einzelheiten erscheint es zweckmässig, kurz auf den Gesamtcharakter und die ungefähre Zeitstellung des ganzen Fundmateriales einzugehen.

Die Gesamtheit der Geräte von sämtlichen Fundplätzen trägt nach Technik, Ausführung und Anwendungsweise ein so einheitliches, geschlossenes Gepräge, dass ihre unmittelbare nähere Zusammengehörigkeit zeitlich wie kulturell überhaupt nicht in Zweifel gezogen werden

---

[1]) Dies ist hauptsächlich für die auf der Höhe gelegenen Fundstellen der Fall, während diejenigen in der Nähe der Niederung, besonders die am Kötheler Bache, mehr Wohnplatz-Charakter haben.

[2]) Die eingeklammerten Zahlen geben die ungefähre Stückzahl der einzelnen Arten der in meinem Besitze befindlichen etwa 3000 Fundstücke wieder, die sich jedoch fast täglich durch neue Fundstücke, besonders von den schier unerschöpflichen Fundstellen 2, 3 und 7 verschiebt. Von den 3000 Stücken sind etwa 1000 Geräte, der Rest sind bessere Abschläge, Scheiben und dergl., während das Gros der Abfälle seiner Massenhaftigkeit wegen von mir nicht aufbewahrt wird.

Digitized by Google

kann. Die ganze Eigenart der Ausführung und Formengebung spricht von einer hohen Altertümlichkeit und niederen Kulturstufe, sie lässt diese Funde in dem an neolithischen Wohn- und Werkstätten wahrlich nicht armen Mecklenburg als einen ganz ungewöhnlichen singulären Befund erscheinen. Gewisse immer wiederkehrende und zahlreich vertretene Formen, die archäologisch gut bestimmbar sind, wie typische Spalter (tranchets), Pickel (pics), gewisse eigentümliche Beilformen u. a. m. geben jedoch eine genügende Handhabe für die allgemeine Zeitbestimmung der Funde: es handelt sich danach mit Sicherheit um Hinterlassenschaften der „ältesten" oder „älteren", vorneolithischen[1]), Steinzeit, einer Kulturepoche, die in Mecklenburg und den angrenzenden Gebieten bis jetzt nur durch spärliche Einzelfunde und zwar meist Stücke inmitten eines an sich später anzusetzenden, neolithischen Fundmateriales bekannt geworden ist.

Neben den genannten charakteristischen Gerätformen herlaufende einfachste Artefakte, wie formlose Schaber, Späne, Bohrer usw. bieten an sich naturgemäss keine sichere Möglichkeit, sie von den gleichgearteten Formen, wie sie noch bis in die jüngste Steinzeit verwandt werden, zu unterscheiden, dagegen sind ganz vereinzelt auftauchende (3 oder 4 auf 3000!) besser gearbeitete, sicher jungneolithische Stücke, wie Bruchteile von polierten Beilen und nachgedengelten halbmondförmigen Messern in jeder Hinsicht von der Hauptmasse so abstechend, dass ihre Fremdartigkeit ohne weiteres selbst jedem Laien sinnfällig wird und sie als jüngere zufällige Einstreuung in eine ganz anders geartete, homogene, weit ältere Kultur kennzeichnet. Kleinere sich beim eingehenden vergleichenden Studium ergebende Verschiedenheiten zwischen der Zusammensetzung des Materiales einzelner Fundstellen und bisweilen auch zwischen einzelnen Stücken von gleicher Fundstelle lassen allerdings auf eine lang ausgedehnte, durch diese feinen Nuancierungen eben zum Ausdruck kommende vorneolithische Besiedelung der Gegend schliessen. So nehmen Fundort VI und VII anscheinend eine gewisse Sonderstellung ein.

Da es sich bis jetzt trotz der grossen Masse der Fundstücke leider immer nur erst um blosse Oberflächenfunde handelt, während gedeckte, ungestörte Fundschichten, die sicher vorhanden sind[2]), noch nicht

---

[1]) Neolithisch bedeutet in folgendem immer die Epoche des geschliffenen Steines.

[2]) Am Fundort III sollen nach den spontanen Mitteilungen der betr. Ackerbesitzer bei tieferem Pflügen des öfteren an verschiedenen Stellen grössere Flächen schwarzen kohlenhaltigen Bodens mit eingestreutem Steinpflaster aufgedeckt sein. Auch die beim Tiefpflügen erscheinenden grossen Massen kohlenhaltiger Erde an der Oberfläche von VI lassen tiefer liegende ungestörte Schichten erwarten.

Digitized by Google

untersucht werden konnten, ist eine systematische Fundstatistik zunächst undurchführbar. Eine nähere Bestimmung ist nur durch Vergleich einzelner Serien und Stücke mit solchen verwandter Fundorte, durch typologische Differenzierung und durch Berücksichtigung des zahlenmässigen Vorkommens wie des Fehlens gewisser Formen möglich.

Sucht man nach Analogien für diese scharf umrissene, ebenso primitive wie besondere Feuersteinkultur, so weisen mancherlei unten näher zu besprechende Beziehungen nach räumlich sehr verschiedenen fern gelegenen Fundkreisen, und zwar einmal nach dem nahen Dänemark und Schonen, sodann nach Nordost-, Mittelfrankreich und Belgien. Hierzu kommt ferner in Deutschland in der Hauptsache die Altmark mit neueren, den Teterower Funden fast gleichartigen Funden, sowie Schleswig-Holstein, Vorpommern und Rügen.

In Dänemark ist es einmal das Feuersteininventar der altbekannten, in den letzten Jahren wieder von S. MÜLLER, MADSEN, NEERGARD u. a. eingehend behandelten Kjökkenmöddinger, Affaldsdynger oder Muschelhaufen und der gleichzeitigen gedeckten Wohnplätze (Vester-Ulslev u. a.) mit teils ganz ähnlichen, teils verwandt anmutenden Erscheinungen[1]), sodann die durch G. SARAUW[2]) bekannt gewordenen Funde vom vielbesprochenen gedeckten, frühsteinzeitlichen Wohnplatze vom Maglemose (= grosses Moor) bei Mullerup an der Westküste von Seeland, der, reich an eigenartigen Knochen- und Horngeräten von charakteristischer Formengebung, leider nur ein kleines und nicht allzu charakteristisches Feuersteininventar geliefert hat. Ausserdem kommt noch der Wohnplatz von Limhamn an der schwedischen Südwestküste[3]) in Betracht, der zeitlich mit den älteren Muschelhaufen parallel geht, sowie vereinzelte norwegische Fundstellen (Viste).

SARAUW teilt den Maglemose-Fund dem sonst nur in Westeuropa vertretenen, wohl jüngeren Asylien (Tourassien) zu, das, wie KOSSINNA hervorhebt (Mannus I S. 29), zeitlich einem früheren Stadium der Litorina-Epoche parallel läuft; seinem engeren Zusammenhange nach mit zahlreichen ähnlichen, bisher jedoch meist noch einzeln auftretenden Fundstücken, besonders Knochenharpunen, im Bereich des gesamten

---

[1]) Eine der Hauptzüge, durch die sich die hiesigen Fundmassen von denen der Muschelhaufen, auch der ältesten, scharf unterscheiden, ist das oben erwähnte fast vollkommene Fehlen jeglicher feineren Nachbearbeitung, wie es sich beispielsweise schon bei den Spaltern und Beilen von Ertebölle vielfach findet. Alles ist grossflächiger und grobkantiger, lapidarer im Stil und lässiger in der Formengebung hergestellt.

[2]) G. SARAUW, En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup, Aarbøger 1903.

[3]) Knut KJELLMARK, En stenåldersboplats i Järavallen vid Limhamn, Antiqvarisk tidskrift för Sverige XVII.

Digitized by Google

Baltikums im weiteren Sinne — von Hannover und Provinz Sachsen bis Estland — dürfte er wohl ebenso zweckmässig der Kulturentwickelung der Ancylus-Periode zugeteilt werden, d. h. der Epoche des Spät-Quartärs, in der nach dem Abklingen der letzten Eiszeit und nach dem darauf folgenden Eismeerstadium der Ostsee (der Yoldia-Zeit) diese infolge starker Landhebung, namentlich im Südwesten, einen geschlossenen Binnensee mit Süsswasser-Mollusken, wie die Ancylusschnecke bildete. Der sich anschliessenden geologischen Periode des Ostseegebiets, der Litorina-Periode, gehören dagegen bereits die ältesten der dänischen Muschelhaufen von Ertebölle, Aamölle, Havnö an, d. h. derjenigen Periode, in welcher durch neuerlich einsetzende, gewaltige Landsenkungen unter gleichzeitigem Einsetzen eines wärmeren Klimas (Eichenwald-Flora) neben der bisherigen alleinigen Kiefernwaldflora das bisherige Ancylus-Süsswasserbecken wenigstens im Süden und Westen annähernd seine jetzige Umgrenzung und damit die Kommunikation mit dem offenen Meere gewann, und dementsprechend eine Brackwasser-Fauna mit der charakteristischen Litorina litorea auftrat.

Die Formenreihe der Flintgeräte dieser Litorina-Zeit geht in ihren Haupterscheinungen ziemlich geschlossen zurück auf die des französisch-belgischen Campignien, jene etwas ältere eigenartige, mit völlig neuen einfachen Gerätformen am Ende des reich entwickelten Spät-Paläolithikums sich geltend machenden Kultur, die zuerst in der berühmten Herdgrube zu Campigny von den Brüdern Morgan aufgedeckt, seitdem an so zahlreichen anderen Fundorten Frankreichs (le Grand Pressigny, l'Yonne, le Catenoy u. a.), Belgiens (Mons, Spiennes) und neuerdings auch der Rheingegend sowie auch in Südeuropa (Breonio bei Verona) zutage getreten ist.

Die Litorina-Kultur und das Campignien einerseits, die Ancylus-Kultur andererseits lassen sich wiederum als nur zeitlich getrennte Weiterentwickelungen auf eine erst neuerdings durch RUTOT bekannt gewordene, am Ende des Spät-Magdaléniens nach dem Tardenoisien völlig unvermittelt und überraschend auftauchende äusserst primitive, fast eolithisch anmutende Kulturerscheinung, das Flénusien zurückführen, sie weisen jedoch daneben besonders in der Technik der Knochen- und Horngeräte (nunmehr meist Elch und Hirsch an Stelle des Rens) vielfach auch kaum gestörte Weiterentwickelungen der alten Magdalénienformen auf.

Die unmittelbare Urverwandtschaft der meisten Teterower Funde mit den altertümlichen roh geformten Gerättypen des Flénusien, soweit mir dasselbe aus Abbildungen bekannt geworden, ist beim ersten Blick auf die hiesigen Fundserien angesichts der fast gleich unbeholfen

Digitized by Google

wirkenden, oft hilflosen aber doch so charakteristischen Formgebung ohne Weiteres in die Augen springend.

Von den erst in den letzten Jahren mehr hervortretenden Funden dieser frühneolithischen Periode auf deutschem Gebiet gehören die von KUPKA (das Campignien, Zeitschrift für Ethnologie 1907. S. 218 ff.) veröffentlichten reichhaltigen Funde von Calbe a. d. Milde (Altmark) — hier wurden schon vor Jahren auf der Sohle eines vertorften Bruches eine grosse Anzahl von einseitig gezähnten Knochenharpunen ähnlich denen von Maglemose, und später um den Bruch herum auf festem Boden Massen von Feuersteingeräten von altertümlichem einheitlichen Charakter gefunden — nach KOSSINNA einem frühzeitigen Stadium der Ancylus-Periode an, die in der gleichen Veröffentlichung genannten verwandten Funde von Arneburg und Stendal dürften eine wesentlich jüngere Stufe dieser Epoche repräsentieren, desgleichen, was an mehr vereinzelten Fundobjekten aus Schleswig-Holstein, besonders von Ellerbek, Husum usw. sowie von Rügen (Lietzow) und Vorpommern (Saal) bekannt geworden ist, die zum grossen Teil bereits der voll entwickelten Litorina-Periode angehören.

Die Kulturperioden der Ancylus- und Litorina-Zeit als zeitlich verschiedene Ausstrahlungen der genannten westlichen neuartigen Kulturerscheinung kann man wie bisher im allgemeinen üblich als Schlussglieder des Mesolithikums bezeichnen[1]), sie führen, in engem Zusammenhang mit ihren westlichen Frühformen stehend, in kaum unterbrochener Entwickelungsreihe vom Ende der paläolithischen Zeit bis zur Periode des geschliffenen Steines und füllen so endlich in leidlich befriedigender Weise und ohne grössere Lücken die frühere gähnende Kluft aus, die bis vor wenigen Jahren zwischen beiden Epochen der europäischen Menschheit sich auszudehnen schien und seit langem auch von den bedeutendsten Fachleuten, besonders französischen, als kaum überbrückbar erklärt worden war.

Eine auch nur annähernd zeitliche Bestimmung dieser ersten Kulturphasen im Westbaltikum ist nur mittelst geologischer Beobachtungen denkbar. Auf Grund der langsamen und gleichmässigen Hebung der schwedischen Süd- und Ostküste, wie der jütischen Nordküste, die

[1]) BELTZ beanstandet mit gutem Recht für diese zwischen dem Paläolithikum und dem eigentlichen Neolithikum liegenden Kulturepochen die Bezeichnungen paläolithisch, mesolithisch, neolithisch und frühneolithisch, letztere besonders mit dem Hinweis, dass darin die Voraussetzung einer Entwickelungsstufe liege (BELTZ, die vorgeschichtl. Altertümer d. Grossherzogtums Mecklenb.-Schwerin. S. 10); dieser Ungenauigkeit ist m. E. mit der hier gewählten Bezeichnung vorneolithisch vorgebeugt, und damit gleichzeitig ein bestimmter Begriff, eben der der Frühstufe der nordischen Steinzeit präzisiert.

Digitized by Google

in engem ursächlichen Zusammenhange mit der Erscheinung der Litorina-Senkung[1]) und sonach mit dem Ende des Ancylus-Stadiums der Ostsee steht, haben nordische Geologen, wie BRÖGGER, das letztere auf etwa 10000 Jahre berechnet, damit stimmt überein, dass die Alpenforschung auf Grund der Berechnungen der Schuttkegel in den Flussmündungen für das Ende der letzten Eiszeit ein Alter von etwa 10—14000 Jahren annimmt. Für das Ende der Ancylus-Zeit würden sich also mindestens 8—10000 Jahre ergeben. PENCK kommt zu einer noch höheren Grenze, während S. MÜLLER auf Grund rein archäologischer Erwägungen einer weit jüngeren Datierung zuneigt (etwa 5000 v. Chr. Geb.). (BELTZ, a. a. O.)

Die wohl kaum zweifelhafte, zeitlich und kulturell nahe Zusammengehörigkeit der Knochen- und der Feuersteingeräte von Calbe vorausgesetzt[2]), bilden die Calber Funde das verbindende Glied zwischen den Teterower Funden, mit dem zum Teil gleichen Feuersteininventar und dem Maglemose-Fund, der annähernd gleichartiges Knochengerät speziell Harpunenmaterial, wie Calbe aufweist, wodurch — vorläufig — eine gewisse nähere chronologische Bestimmung der ganzen Reihe ermöglicht erscheint. Entsprechend dieser scharf hervortretenden nahen Verwandtschaft der Calber Flintgerät-Funde mit denen von Teterow schliesst sich die folgende Aufzählung der hiesigen Gerättypen, soweit durchführbar, der KUPKA'schen Zusammenstellung von Calbe an, die ihrerseits wiederum im allgemeinen auf die Einteilungen SARAUWS und vor allem der französischen Autoren zurückgeht; soweit neue Formen in Betracht kommen, sind diese der Aufzählung der bisher bekannten Typen angegliedert[3]).

---

[1]) Die Entstehung der älteren dänischen Muschelhaufen, wie der von Ertebölle, Aamölle und Havnö, lassen sich mit Sicherheit auf die Zeit vor dem Maximum der Litorina-Senkung ansetzen.

[2]) KOSSINNA hält die Harpunen für den etwas jüngeren Teil der Fundmasse.

[3]) Da die Zahl der Fundstücke andauernd beträchtlich wächst, und mit jedem neu eingehenden Quantum immer wieder neue Einzelheiten und Besonderheiten erkennbar werden (dahin gehören auch fortwährende Verschiebungen im Zahlenverhältnis), so muss das im folgenden Gesagte, wenn auch manches, wie die einzelnen engeren Zusammenhänge mit den nordischen und altmärkischen Fundplätzen, die einzelnen schon vorhandenen Gerätformen u. a. m. feststehen, immerhin noch als eine mehr vorläufige, aus Stichproben gewonnene Mitteilung angesehen werden. Der ungemeine Reichtum einzelner hiesiger Fundstätten lässt noch manche nähere Aufschlüsse erwarten, so auch in der Richtung, dass sich eine engere zeitliche Begrenzung einzelner Gruppen gegeneinander durchführen lässt.

Digitized by Google

I. Absplisse.

Wie bei allen ähnlichen Fundplätzen, treten auch im Bereich der Heidberge viele Tausende unbenutzt verworfene Absplisse und sonstige Abfallstücke auf. Sie finden sich vor allem über die erwähnten Hauptfundstellen hin in so zahlloser Menge in den obersten Bodenschichten zerstreut, dass man sicher sein kann, hier von hundert der massenhaft herumliegenden Feuersteinstücke etwa 80 mit Schlagmarken versehene oder sonst als durch künstliche Abspaltungen entstanden gekennzeichnete Stücke in die Hand zu bekommen. Neben vollkommen formlosen, grobeckigen, dickeren oder dünneren Gebilden kommen bemerkenswert häufig verhältnismässig dünn abgeschlagene, umfangreiche Scheiben von 5—8 cm Durchmesser mit unregelmässigen Konturen und scharfen Rändern vor, bei welchen man überrascht ist, sie ohne Versuch einer Verwendung zu Spaltern usw., wofür sie so geeignet erscheinen, verworfen zu sehen. Derartige unbenutzte Scheiben sind in dem dänischen Muschelhaufen-Fund von Ertebölle, wie in den anderen gleichzeitigen Funden nach S. MÜLLER sehr selten, dort sind alle irgendwie brauchbaren Scheiben zu Spaltern u. dgl. verarbeitet. (Affaldsdynger S. 29.) Ertebölle lieferte 374 Scheibenspalter und nur 3 unbenutzt gebliebene Scheiben. Diese unökonomische Nichtbeachtung eines an sich einwandfreien nahezu gebrauchsfertigen Materials ist zum Teil sicher mit auf das massenhafte Vorkommen der das Rohmaterial bildenden riesigen Feuersteinknollen zurückzuführen. Der überwiegende Teil der Absplisse besteht meist aus kleineren Gebilden, die zwischen der Scheibe und dem dicken breiten unregelmässigen Span etwa die Mitte halten. Die Schlagmarken, die des öfteren am gleichen Stück doppelt nebeneinander auftreten, sind nur an verhältnismässig wenigen Stücken nicht nachweisbar. Nicht häufig finden sich grössere dickere prismatische Planken ohne Schlagmarken. Sie scheinen bisweilen je nach ihrer Form als grobe Messer oder als lange Spalter in Gebrauch genommen worden zu sein. Manche formlose Absplisse erweisen sich bei näherer Betrachtung durch Abnutzungsspuren in irgend welcher Kante als Gebrauchsstücke, meist als Schaber.

II. „Zufallgeräte".

Hierunter versteht KUPKA, nach französischem Vorbild, Absplisse, die ohne viele Retusche zu einem Geräte verwandt werden konnten und auch verwandt worden sind. Da K. hiervon Kratzer, Schaber und Bohrer ausschliesst, kommen nur die bekannten dünnen messerartigen und oft als Messer benutzten prismatischen Späne in Betracht. Dieselben treten entgegen dem sonstigen Befunde auf unseren Feuerstein-

Digitized by Google

werkstätten bemerkenswerterweise nicht häufig auf. Ihr Querschnitt ergibt meist eine bedeutende Dicke und Breite mit unsymmetrisch verlaufenden Kanten; schmale dünne, längere Blätter mit scharfem Naturrand, einer planen, leicht konkaven und einer längsfacettierten Seite kommen nicht vor. Die Länge der spanartigen Gebilde geht kaum einmal über 6 bis 7 cm hinaus, Stücke von 8—10 cm und mehr, wie sie z. B. in den Muschelhaufen (vergl. Affaldsdynger, Tafel VI, 16—28) aber auch auf den neolithischen Fundplätzen von Wustrow bei Fischland u. a. O. so reichlich auftreten, sind überhaupt nicht nachweisbar. Der Span ist oft nicht nur über die Fläche gebogen, sondern auch leicht spiralförmig um die Längsachse gedreht. Beide Flächen divergieren häufig und weisen meist verschiedene Krümmungsverhältnisse auf. Klingen mit zugeschlagenen und geglätteten Rücken, wie sie schon bei Calbe und bei Le Campigny des öfteren auftreten, fallen ganz aus. Von diesen „Spanmessern" ist jedoch nur ein ganz geringer Prozentsatz (etwa 8 auf Hundert) wirklich den erkennbaren Gebrauchsspuren nach als Messer benutzt worden [1]).

III. Werkzeuge.

1. Die älteren Muschelhaufen, der Maglemosefund sowie Calbe liefern, erstere in grossen Massen, ein grobes breitartiges Instrument mit zwei gewölbten, oft einen Längsgrat aufweisenden Seitenflächen, die ringsum in einer scharfen Kante zusammenstossen, das sog. Gratbeil. Das Gerät tritt auch mit einer gewölbten und einer flachen Seite als sog. Querbeil auf. Bei Teterow kommt das eigentliche gutgeformte Gratbeil in einer ausgeprägten Form bisher nicht allzu häufig (etwa 10 mal) vor (vergl. das Exemplar auf Tafel XXVII, unten) darunter allerdings einmal in einem Stück von ganz ungewöhnlicher Grösse ($20 \times 8 \times 3^1/_2$ cm, Tafel XXV, 1). Es ist platt walzenförmig, und in sehr grossflächiger Technik skizzenhaft nach paläolithischer Art ohne jede Spur einer glättenden Retusche hergestellt, zeigt dabei aber durchaus regelmässige Formengebung. Ungleichmässig hervorstehende knotige Partien der einen Fläche am Nackenteil machen es nicht unwahrschein-

[1]) Die einzigen gut abgeschlagenen, fast neolithisch anmutenden Späne hat eine nur wenige Quadratmeter grosse Fläche im Bereich von Fundort VI geliefert, auf der regelmässig nach dem Pflügen einige Exemplare aufgelesen werden können. Es handelt sich bei Fundort VI an sich schon um eine gegenüber den anderen etwas jünger anzusetzende Stelle. Dafür spricht der im allgemeinen zwar gleichartige, in Einzelheiten aber leicht abweichende Charakter seines Fundinventars. Da sich hier jedoch auch das Bruchstück eines fein gearbeiteten neolithischen Dolches gefunden hat, kann mit gutem Recht auch eine ganz dünne neolithische Oberschicht über einer ausgedehnten älteren Hauptschicht angenommen werden.

Digitized by Google

lich, dass es nicht ganz vollendet liegen geblieben ist, falls nicht etwa diese der Befestigung gedient haben. (Neben dem Knoten ist eine querlaufende natürliche Rille.) Bei einem sonst absolut gleichen zweiten derartigen Stücke ist der Schneidenteil abgebrochen [1]).

Unförmige, kürzere und dickere Stücke aus Feuersteinknollen ganz summarisch zugehauen, bilden das Gros der hiesigen gratbeilartigen Geräte (26 Exemplare). Ein kleineres, etwas besser gearbeitetes flaches Stück zeigt Tafel III, 2, ein absolut gleichartiges von Limhamn bei Malmö siehe bei Kjellmark a. a. O. Tafel IV, 9. Im allgemeinen machen die hiesigen Gratbeile, deren Wirkung mehr auf die Wucht des Schlages als auf den Effekt einer scharfen Schneide berechnet zu sein scheint, den Eindruck, als wenn sie noch einer kaum über die Anfangsstadien hinausgekommenen Entwicklungstufe dieser Charakterform der Muschelhaufenzeit angehörten. Gratbeile mit einer graden, scharfen quergestellten Schneide nach Art der Muschelhaufen, also richtige Äxte, konnten bisher nur ganz vereinzelt nachgewiesen werden, während die Hauptmasse mehr an gewisse Formen von Faustkeilen erinnert, wie sie als Übergangsform zwischen beiden Geräten auf den hiesigen Fundstellen erscheinen. (Siehe unten.) Ausser diesen beiderseitig bearbeiteten Gratbeilen kommen einzelne meist kleinere Stücke vor, die, von etwa der gleichen langovalen Form, aus dünneren Absplissen, meist Rindenstücken, durch einfachste Randretuschen zugeformt sind.

Neben dem typischen Gratbeil tritt bei Calbe noch eine zweite, primitivere Beilform auf, allerdings nur in zwei Exemplaren, die statt der unteren Gratkante eine breite, senkrecht zu den Hauptflächen gestellte Querfläche zeigt. Ein genau entsprechendes Stück von bedeutenden Dimensionen ($17 \times 9 \times 3^1/_2$ cm) liefert auch Teterow (Tafel XXV, 2 a u. b).

Das merkwürdige, trotz der einfachen Technik ebenso schön wie zweckdienlich geformte, anscheinend ungebrauchte Gerät ist aus einem grossen, flachen, ovalen Feuersteinkuchen mit natürlicher Kruste und runden Kanten derart angefertigt, dass an diesem je eine gradlinige Lang- und Schmalseite durch glatten Abbruch der betreffenden Segmente geschaffen wurden; die so entstandenen beiden Querflächen (die untere ist leicht konkav geschweift) stehen sowohl unter sich, wie

[1]) BELTZ bildet (Die vorgeschichtlichen Altertümer des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Tafel IV, 1) ein nur wenig kleineres, im Prinzip gleiches, aber ganz unvergleichlich besser gearbeitetes Gratbeil neolithischer Arbeitsweise von Lüdershagen als „scharfkantige breitnackige Gradaxt" ab. Es handelt sich bei dem Teterower Stück wohl um die Urform, bei dem Lüdershäger um einen späten Abkömmling. Ein kleineres und sicher älteres Stück von Tessenow bei Parchim ebenda Tafel I. Weitere Funde von Gratbeilen sind m. W. aus Mecklenburg nicht bekannt.

Digitized by Google

zu den Hauptflächen im rechten Winkel, wodurch gradflächige, etwas nachretuschierte Abschlüsse an Nacken und Bauch des Geräts entstanden. Die Schärfung ist an der anderen Schmalseite mit dem einen für die Ancylus-Technik anscheinend charakteristischen glatten Hiebe durch flaches Wegschlagen einer grossen dünnen Scheibe nahezu parallel zu den Seitenflächen geschaffen und die so geschaffene breite, dünne haarscharfe Schneide noch durch einige lange lamellenförmige Querabsplissungen von ihrer anderen Seite her weiter nachgeschärft. Die Art der Schäftung ist durch eine rundliche mit einem Schlage tief ausgehauene Kerbe [1]) kenntlich.

Bemerkenswert ist ein gutgeformtes im mittleren Querschnitt rhombisches, im vorderen Querschnitt mehr langrechteckiges Gratbeil, in Form eines kurzen dickbauchigen Keiles, dessen beide Breitseiten vorne in einem Winkel von 65° zu einer sorgsam angelegten, derben, 5 cm langen gradlinigen Schneide zusammentreffen, während der hintere, vollkommen unbearbeitete Teil noch die natürlichen würfeligen Brucherscheinungen aufweist. Zwischen beiden Partien in der einen Seitenkante findet sich näher der Schneide eine stumpfe Auskehlung für die Schäftung, die andere Kante ist gleichfalls entsprechend abgestumpft. Das Stück steckte also mit dem hinteren, grösseren Teil in der Fassung, es entspricht so, geschäftet, im Effekt etwa der von BRÖGGER (Prähistor. Zeitschr. Bd. II, S. 39 ff.) beschriebenen Rentierhornwaffe von Briest, Westhavelland. (Vergl. auch die im „Mannus" Bd. I, Tafel I, abgebildete Rentierhornwaffe mit quergestellter Schneide aus Dänemark.)

Querbeile finden sich gleichfalls bisher nur erst fünf und zwar in flachen recht primitiven Stücken, die unvergleichlich viel roher als das von Calbe abgebildete Stück gearbeitet sind. (Tafel XXIV, 6, 7.) Das grösste derselben (Tafel XXIV, 7) erscheint beim ersten Blick längs zerbrochen, so dass ein Teil der hinteren Längsseite fehlt. Die genauere Untersuchung ergibt, dass das Fehlen dieser Partie beabsichtigt ist, zwecks bequemer Schäftung als Querbeil. Merkwürdigerweise lieferte der gleiche Fundplatz (3) ein ganz gleich geformtes Stück Quarzitsandstein, gleichfalls durch Fehlen der einen hinteren Längshälfte ausgezeichnet, an dessen Verwendung als Querbeil bei dieser auffallenden Übereinstimmung der Form nicht gezweifelt werden kann, obwohl sonst andere Gesteinarten, ausser Feuerstein und Hornstein hier vollkommen

[1]) Derartige einfache tiefe Kerben finden sich etwa 4 mal an grösseren, eine Schärfung erfordernden Geräten, stets nur in einer der scharfen Kanten angebracht, im hinteren Drittel von einer der beiden unteren Kanten klar gestellt; das Gerät wurde durch Sehnenumwicklung oder dergl. mittelst dieser Kerbe in einem gegabelten Holzschaft befestigt oder in einen solchen eingelassen. Das Stück macht einen ganz ungewöhnlichen, altertümlichen Eindruck, es repräsentiert gewissermassen eine noch recht ursprüngliche, aber erfolgreiche Methode, mit einfachster Technik und wenig Aufwand an Zeit und Mühe ein grosses scharfes Schlagwerkzeug zu schaffen. Ähnliche, jedoch weit unbeholfenere beilartige Stücke kommen ausserdem noch mehrfach vor.

Digitized by Google

unbenutzt geblieben sind. Von einem dritten solchen Stück aus Hornstein fand sich der vordere Teil.

Den Querbeilen verwandt sind die selten vorkommenden Hacken, annähernd ovale bis mandelförmige, grosse Geräte mit zwei verschieden gewölbten Seitenflächen, und einem etwas zugespitzten Schaftteile, bei denen die Gratbildung weniger sorgsam an den Seitenkanten, dafür aber um so mehr an der wirkenden Querkante ausgeführt ist.

2. Sowohl in den Fundorten der Campigny-Gruppe wie in den Muschelhaufen nimmt der Spalter, ein kleineres beilartiges in dieser Kulturepoche zum erstenmal beobachtetes Gerät mit quergestellter gerader scharfer Schneide, eine bedeutsame, die ganze Kultur kennzeichnende Stellung ein. Diese führende Rolle spielt dies Instrument infolge einer Zahl und Formenfülle auch in den hiesigen Funden; es drückt gewissermassen der ganzen Fundmasse seinen Stempel auf, und ist als das wichtigste weil in seiner Formengebung so vielsagende Gerät unserer Fundserie anzusehen. Von den Spaltern der Muschelhaufen unterscheiden sich die hiesigen Spalter jedoch trotz ihrer Grundverwandtschaft scharf durch ihre meist rohe, absolut kunstlose Zuformung. In meiner Sammlung befinden sich, unscheinbare und zerbrochene Stücke mitgerechnet, über 300 Exemplare von etwa Haselnuss- bis annähernd Flachhandgrösse, von denen die umfangreicheren zum grossen Teil sicher als Äxte gedient haben (entsprechend den „Planäxten" von Limhamn). Sie lassen sich nach ihrer Herstellung in mehrere grössere Gruppen sondern. Die meisten Spalter, numerisch wie prozentual hat Fundort VII geliefert. Die Mehrzahl der Spalter ist aus Scheiben-Material hergestellt. Eine Anzahl (etwa 40—50 Stück) lassen besonders deutlich die typische Anfertigungsweise erkennen, wie sie S. MÜLLER in seiner nordischen Altertumskunde beschreibt, nämlich durch Herausarbeiten der queren Schneide mittelst Wegnehmen der seitlichen Scheibenpartien. Sie sind meist spitznackig oder doch nach dem Nackenende verjüngt (kleinere Form, Tafel XXII, 16, XXVII, 5, 6, 7) bisweilen sogar langdreieckig mit spitz- bis rechtwinkligen Schneidenecken, seltener mehr langrechteckig oder quadratisch (grössere Form, Tafel XXVII, 4), alle mit meist symmetrisch gestellter dünnerer oder dickerer Schneide. Die Schlagmarke ist oft auf der Rückseite in der Gegend der Nackenpartie deutlich nachweisbar. Die Schneide ist meist durch Zusammenlaufen zweier grösserer Flächen in eine scharfe Kante bedingt, also nicht besonders nachgeschärft. Die Länge beträgt, ein Riesenstück von 13 cm Länge und 10 cm Schneidenbreite ausgenommen, selten mehr als 7 cm; die Bearbeitung ist äusserst dürftig, so sind die seitlichen Abbruchflächen, wo sie wirklich vorhanden sind, kaum jemals einigermassen nachgearbeitet. Nur vereinzelt finden sich besser ge-

Digitized by Google

arbeitete Stücke; so deckt sich ein schöner Spalter aus hellgrauem, undurchscheinendem Feuerstein fast vollkommen mit dem bei MÜLLER Nord. Altertumsk. abgebildeten Exemplar, zeigt aber bedeutend weniger Bearbeitung. (Tafel XXII, 16.) Die abgebildeten Spalter aller Typen gehören übrigens mit zu den besten Stücken ihrer Art, die Hauptmasse ist weit roher gearbeitet.

Nur eine kleine Anzahl von Scheibenspaltern verschiedener Fundorte ist nachweisbar nach den in „Affaldsdynger" S. 30 geschilderten Methode durch systematisches Ablösen nacheinander von einem zugehauenen Scheibenblock gewonnen. Sie weisen dementsprechend die Schlagmarke an verschieden gelegenen Stellen einer Seitenkante, oft nahe der Schneide, auf; da jeder Scheibenabschlag hierbei gleichzeitig zur Bildung der einen Schneidenseite des nächstfolgenden Scheibenstückes beitragen musste (vergl. das Schema bei MÜLLER a. a. O.), erscheint die Schneide dem in die Technik nicht Eingeweihten auf den ersten Blick durch einen flachen Abschlag nachgeschärft. Auch sie zeigen kaum eine Spur von Nachbearbeitung der scharfen Seitenpartien.

Eine weitere Anzahl von Scheibenspaltern sind einfache Scheiben von etwa rundlich-dreieckiger Form, deren beide Hauptflächen sich in einer Graden schneiden, während sie nach dem Nacken hin mehr oder weniger stark divergieren. Die Seiten sind oft von der natürlichen Kruste bedeckt. Da sie durch ihre Form von vornherein zur Verwendung als Spalter geeignet waren, fehlt meist jede Massnahme zur Zuformung der Seitenpartien (Tafel XXIII 10).

Diesen 70—75 echten Scheibenspaltern steht eine etwa um die Hälfte grössere Zahl von Spaltern gegenüber, die, in Grösse, Form und Wirkung im allgemeinen den ersteren ziemlich gleich, doch nicht als eigentliche Scheibenspalter bezeichnet werden können, da sie nicht aus regulären Scheiben, sondern aus dicken Bruchstücken (darunter auch von Scheiben), Abfallstücken usw. durch ungefähres Zurechthauen der Form hergestellt sind. Entsprechend dieser Ausgangsform musste die meist nicht genügend vorgebildete Schneide hier oft durch Nachschärfung oder Neuanlage mittelst eines besonderen glatten Abschlages und weiteren kleineren Retuschen hergestellt werden, sie ist meist unsymmetrisch zur Längsachse gestellt. Ein Teil von ihnen entspricht vollkommen in Grösse und Formengebung einem der von Calbe a. a. O. abgebildeten Exemplare (rechte Figur der dortigen Abbildung 6), so besonders hinsichtlich der charakteristischen, stark unsymmetrisch gestellten, schiefen, durch einen besonderen Abschlag nachgeschärften Schneide. Ihre Grösse schwankt zwischen 4 und 13 cm (Tafel XXII 10, XXVII 8).

Der Spanspalter, nach S. MÜLLER meist durch queres Zerbrechen breiter prismatischer Späne hergestellt, findet sich nur zweimal und

Digitized by Google

zwar in sichtlich unbenutzten atypischen Exemplaren, die wahrscheinlich dem Zufall ihre Entstehung verdanken. Das Fehlen dieses in der Muschelhaufenzeit wie im eigentlichen Neolithikum so häufigen Gerätes (der Vester-Ulslev-Fund enthielt 1420 Exemplare unter 5000 Geräten, der Muschelhaufen von Ertebölle 401 Exemplare bei 374 Scheibenspaltern und 415 Beilen) lässt sich gut mit dem oben erwähnten spärlichen Vorkommen der üblichen Ausgangsform, der grösseren, gut gearbeiteten, dünnen, symmetrischen Klingen, in Zusammenhang bringen. Er kommt auch weder im Maglemose noch in Campigny noch bei Calbe vor.

Soweit sie als Pfeilschärfe benutzt wurden, vertritt ihre Stellung in Teterow neben den hier reichlich auftretenden echten Pfeilspitzen möglicherweise auch ein kleines, bisher allerdings nur erst einmal beobachtetes Gerät (Tafel XX 7) aus einem dünnen schmalen Span mit verbreitertem querkonvexem scharfem Schmalende, dessen parallele Längsseiten etwa nach Art mancher Scheibenspalter leicht konkav sind, so dass das Gerät annähernd einem solchen gleicht, abgesehen von seiner auffallenden Kleinheit (4 cm). Dieser Umstand und die beiderseitige notdürftige Abstumpfung der scharfen Längskanten dicht hinter dem Schneidenteil, nach Art der echten jüngerzeitlichen Querschneiden, lassen an der Verwendung als querschneidende Pfeilschärfe wenig Zweifel. (Ein vorgeschritteneres, im Prinzip jedoch gleichartiges Stück mit zugespitztem Schaftende, und unvergleichlich besser gearbeitet, von Limhamn bildet KJELLMARK a. a. O. ab.) Es handelt sich demnach anscheinend um einen noch nicht nach dem später geltenden Schema, sondern zunächst noch empirisch hergestellten Vorläufer dieses Geräts. Vielleicht sind auch eine Anzahl von sorgfältiger gearbeiteten kleinen Scheibenspaltern als Querschneiden benutzt worden.

Eine kleine Anzahl von annähernd langrechteckigen grösseren, dünnen, flachen prismatischen Planken (etwa $8 \times 3 \times 3^1/_2$ cm) zeigt an dem in eine scharfe unsymmetrisch zur Längsachse gestellte Schneide auslaufenden einen Querende stets starke Abnutzungsspuren; sie sind zweifellos als lange Spalter benutzt worden.

Eine wesentlich anders geartete Spalterart, die sich besonders durch ihren meist massigen Querschnitt wie durch ihre Kürze und Breite auszeichnet, zeigt Tafel XXIII, Abb. 12 und 13. Sie finden sich besonders zahlreich auf Fundort VII.

Die Herstellung dieser Art aus dicken Scheiben, wie es bei dem sehr ähnlichen abgebildeten Stück von Calbe (Figur 7) der Fall zu sein scheint, lässt sich, wenige Exemplare ausgenommen, bei den Teterower Stücken ausschliessen [1]). Es sind hier meist Kernstücke, oder grössere, massige Abfallstücke, zum Teil noch mit Rindenpartien, teils durch plane sehr grossflächige, teils durch kleinere mehr muschelige Ab-

[1]) Eine kleinere, meist aus Hornstein gefertigte Abart, mit auffallend regelmässigen scharfrandigen Konturen scheint häufiger aus Scheiben hergestellt zu sein.

Digitized by Google

spaltungen in der Form etwa eines dickbauchigen, kurzen, breitnackigen in der Fläche rechteckigen Keiles gebracht. Der Querschnitt ist meist polyedrisch, das Nackenende gleicht von oben gesehen einem verschobenen ungleichen Viereck oder Fünfeck. Die Schneide ist auch hier meist durch einen glatten Hieb geschaffen oder nachgeschärft [1]). Sie erinnern besonders durch ihren massigen Querschnitt zum Teil etwas an die spätere Form der breit- und dicknackigen jungneolithischen Keile, während die Scheibenspalter gewissermassen mehr den frühneolithischen spitznackigen Beilen ähneln [2]). Diese durchgreifende Verschiedenheit hebt auch Kupka für seine „langen" und „kurzen" Spalter von Calbe hervor. Die schmalste und im Querschnitt dickste Form dieser kurzen Spalter erinnert gewissermassen an die Form der späteren neolithischen Schmalmeissel, sie dürften auch wohl als solche verwendet worden sein. Sie bilden den Übergang zu den kurzen dicken meisselförmigen Pickeln (s. u.).

Von charakteristischer Spalterform sind wieder breite ziemlich dünne Stücke von etwa quadratischer Form mit der breiteren schärfsten Kante als Schneide. Die eine Fläche ist völlig plan, die andere meist nahe dem Bahnende in stumpfem Winkel gebrochen, sodass der Querschnitt durch Nacken und Schneide senkrecht zur Fläche annähernd ein Dreieck mit einem sehr spitzen Winkel an der Schneide, einem weniger spitzen am Bahnende und einem stumpfen in der gebrochenen Fläche ganz nahe dem Nacken aufweist. Die Schneide dieser platten, breitflächigen Spalter weist intensive Benutzung mit ausgebrochenen Scharten auf. Bisweilen haben sie, als zufällige Bruchstücke dünner scheibenartiger Absplisse, mehr dreieckige Form mit schwachkonvexer Schneide.

Den Schluss der vielgestaltigen Reihe macht eine ungewöhnlich grosse Form. Es sind aus Kernstücken gefertigte massive Exemplare,

[1]) Bemerkenswerterweise finden sich bei einigen Spaltern dieser Art die Abnützungsspuren allein in der einen Fläche der Schneide liegsnd. (Vergl. ein gleiches Exemplar „mit zur Schabkante verwandelter Schneide" von Limhamn, KJELLMARK a. a. O. S. 69.) Von ähnlich gearteten Moustierspaltern aus der Sammlung BOURLON-PITHIOIERS nimmt allerdings C. PFEIFFER an, dass sie zur Bearbeitung von Knochen und zur Herstellung der ältesten bekannten Knochengeräte gedient haben. (Steinzeitl. Fellbearbeitung, Zeitschr. f. Ethnologie 1910, S. 845.)

[2]) Ihrer Herstellung wegen aus grösseren beiderseits zugehauenen Stücken könnte man sie den Gratbeilen an die Seite stellen, wenn sie sich nicht durch ihre Formgebung und ihrer geringen Grösse so ausgesprochen als Spalterabart dokumentierten. Bemerkenswert ist noch, dass die Schneidenfläche mit der planen Hinterfläche oft einen sehr grossen Winkel (bis zu 66°) bildet. Sie erinnern manchmal an die Form der späteren norwegischen Beile vom Vespestad-Typ mit einseitig angeschliffener schräger Schneide.

Digitized by Google

z. T. mit einem im Querschnitt rundlich bis dreieckigen oft griffartigen Körper, der mit auseinander ladenden seitlichen Konturen in einen flacheren, annähernd axtförmigen breiten Schneidenteil übergeht (z. B. Tafel III. 2).

Bringen wir diese verschiedenen Hauptformen der Spalter in ein System (Abbildung 2, a—g, schematisch), so ergeben sich:

I. Scheibenspalter.

1. Der typische Scheibenspalter in mehreren Variationen (a) nach S. MÜLLER (etwa 80 Stücke);

2. der ihm nahe stehende häufigere irreguläre Scheibenspalter aus mehr zufälligen Abschlagstücken mit schiefer, meist nachgeschärfter Schneide (c) (etwa 120 Stücke);

3. der dreieckig-rundliche kurze Scheibenspalter (f) (etwa 12 Stücke).

II. Spalter aus spanartigen Abschlägen.

1. Der sehr selten auftretende echte Spanspalter („kleine Spalter") (b) (2 Stücke?);

2. der gleichfalls seltene Spalter aus grösseren dünnen Abfallstücken (e) (etwa 20 Stücke);

3. der lange Spalter aus längeren prismatischen Planken (etwa 12 Stücke).

III. Der breite, dicke, kurze Spalter aus Kernstücken und dicken Abfallstücken mit Übergängen zur Meisselform oder kurzen Pickelform (d) (etwa 40 Stücke).

IV. Der grosse massive aus Kernstücken und Naturbildungen hergestellte axtförmige Spalter (g) (etwa 16 Stücke).

Ausserdem kommen noch vielfache Übergangsformen zwischen den genannten Typen vor, die eine Einreihung in eine derselben unmöglich machen, ferner unklassifizierbare Einzelstücke meist sehr grossen Formats, so das langrechteckige hobeleisenähnliche platte Riesenstück (Tafel III. 5) mit schräg gestellter Schneide.

Eine weitere Charakterform des Campignien wie der ihm nahe stehenden Kulturkreise ist der meisselförmige Pickel oder die Spitzhacke, d. h. ein walzenähnlich zugeschlagenes Gerät, oft mit einer planen Seite, dessen Ende in Spitzen oder Schneiden auslaufen, oft ist der Querschnitt auch ausgesprochen flach-achteckig. Bei Calbe kommen zwei Arten vor, eine massive gedrungene und eine schlanke feinere Form. Die erstere tritt bei Teterow nur in wenigen Stücken auf, die letztere häufiger, wenn auch zunächst noch ziemlich vereinzelt und von zum Teil gleichfalls einfacher Formgebung. Es sind bisher etwa 10 Stücke davon in meinen Händen. Ein ausnehmend gut gearbeitetes Exemplar (Tafel I. 3a u. b) von Fundort 1 (9 cm lang) gleicht

Digitized by Google

dem abgebildeten Stück von Calbe, ist aber viel schlanker und zierlicher und an dem der Schneide entgegengesetzten Teile zu einem längeren dünnen stielartigen Griffende zum Einlassen in eine Schäftung zugespitzt. Der Schneidenteil ist im Querschnitt (Tafel XXII. 3c) an der Unterseite plan, an der Oberseite etwa halbkreisförmig. Ein weiteres diesem sonst in Form und Grösse gleichendes Stück von Fundort 6 hat an Stelle dieser Griffangel ein unregelmässiges, mehr rundlicheckiges, etwas exzentrisch gestelltes, knopfartiges Gebilde als Handgriff, es handelt sich möglicherweise um ein nicht vollendetes Exemplar. Einen Übergang zwischen beiden Formen bilden die zwei auf Tafel XXVII 11 und 12 abgebildeten Stücke. Sie sind im Querschnitt flach dreieckig mit leicht gewölbter Unterfläche und nähern sich in der Form bereits wieder der der Gratbeile, unterscheiden sich aber von diesen durch ihre geringe Grösse (6 cm) und ihre Spitze. In Le Campigny und Le Grand Pressigny wie im Maglemose treten diese Pickel in meist wesentlich grösseren Exemplaren auf, oft bis zur doppelten Länge der Teterower und der altmärkischen Stücke. Vergl. auch das von CAPITAN, L'Anthropologie 12, S. 358, 9, wiedergegebene als Pic bezeichnete, unvergleichlich besser gearbeitete Stück, sowie den ebenda abgebildeten mit den hiesigen Stücken an Grösse übereinstimmenden Pic ciseau. Tafel XXIII. 10 gibt ein Exemplar der kurzen Art mit meisselförmiger Schneide wieder (Übergangsform zur Spalterform III), Tafel XXVII 2 ein solches mit abgerundeten Enden und gleichseitig dreieckigem Querschnitt. Sophus MÜLLER bildet ähnliche Stücke von etwa walzenförmiger Form mit einer schneidenartigen Querseite als Meissel ab (vergl. Affaldsdynger. Tafel V 16, 17, 18, 19).

Speer- und Pfeilspitzen oder richtiger solche spitz zugehauene Stücke die als Spitze für Stoss- und Wurfwaffen gedient haben können, kommen nach S. MÜLLER in den dänischen Muschelhaufen und den gleichzeitigen Wohnplätzen selten vor. Ihre Zahl beschränkt sich auf einige wenige Exemplare, während Querschneiden in ungeheuren Massen auftreten. Der Maglemosefund hat gleichfalls nur vier derartige „Spitzen" geliefert. Wesentlich besser sieht es mit dem Vorhandensein von Spitzen bei Calbe aus, wo sie in zahlreichen Formen erscheinen. Bei Teterow liegt die Sache noch günstiger: hier bilden Pfeil- und Speerspitzen mit eine der zahlreicheren, jedenfalls aber mit die formenreichste Kollektion [1]).

Beginnen wir mit einem Stück, das dem bemerkenswerten Exemplar bei Kupka Figur 20a in den Grundzügen vollkommen gleicht

[1]) Auch in den dem Campignien und der Muschelhaufenkultur zeitlich entsprechenden Funden aus Norditalien (Breonio bei Verona) treten Pfeilspitzen auf.

Digitized by Google

(Tafel XX 1). Es ist eine ziemlich schwere, etwa 6 cm lange, breit lorbeerblattförmige Speerspitze, sichtlich mit ganz wenigen Schlägen aus einem dicken Scheibenstück geschickt zurechtgehauen, mit höchst eigentümlicher Schäftung. An dem querabgestumpften Stielende ist durch einseitiges breites Wegnehmen und sorgfältiges Nachdengeln die hintere Partie der einen Längskante derart verschmälert, dass sie sich durch einspringenden rechten Winkel vom eigentlichen Blatte scharf absetzt. Die so eingeleitete Schaftzungenbildung ist, genau wie beim Calbeschen Stück, auf der entsprechenden anderen Längsseite nicht weiter durchgeführt, sondern ist hier durch eine kurze Kerbe im hinteren Kantenende in gleicher Höhe mit dem anderseitigen Ausbruch ersetzt worden. Bei dem Calbeschen Stück ist diese Kerbung anscheinend weniger eingreifend durch flache Randabstumpfung ersetzt worden [1]). Ein zweites grösseres Stück zeigt ähnliche Schäftungsverhältnisse. Eine der Form nach ähnliche Speerspitze von schlanker und zierlicherer Form, aber sehr primitiver Arbeit, aus Saltholmflint ist durch einfache Verminderung der Dicke am Stielende mittels flacher Abspaltung für die Schäftung zugerichtet. Ein spitzlorbeerblattförmiges Stück mit verbreitertem Stielende aus Feuerstein von flachdreieckigem Durchschnitt zeigt neben verdünnenden Abspaltungen am Schaftende in der einen Seitenkante nahe diesem, in der andern mehr nach der Spitze zu deutliche Kerbenbildung zwecks Beseitigung der das Umwicklungsmaterial gefährdenden scharfen Kanten. Alle Stücke lassen erkennen, dass eine grosse Partie des Blattes, mindestens bis zur grössten Breite mit in die Schäftung hineinbezogen ist.

Eine weitere kleine Serie von Speerspitzen aus ganz dünnen planen Scheiben hat durchgehend Lindenblattform (Tafel XX 2). Der breite Stielteil ist durch flache Abspaltungen oft noch dünner gestaltet, die Seitenkanten hin und wieder leicht nachgedengelt; von ihnen führt eine Anzahl von Spitzenformen hinüber zu der altertümlichen a. a. O. abgebildeten massigen Speerspitze von Calbe, die dem altpaläolithischen Moustier-Typ ähnelt und von Kupka als Seltsamkeit, wenigstens für das Calbesche Fund-Milieu, bezeichnet wird. Über ihre Schäftung lässt sich nichts Bestimmtes angeben. Ich nehme auch hier ein Verschwinden einer grösseren Blattpartie in die Holzschäftung an. Ein anders geartetes sehr grossflächig zugehauenes Stück (Tafel XXII 4) von etwa

[1]) Das Stück mit seiner einseitigen Hakenbildung erinnert an gewisse Erscheinungen der späteren „arktischen" Kultur, nämlich an die gleichfalls einseitig gezähnten, ganz unvergleichlich feiner gearbeiteten Harpunenspitzen aus Norwegen, von denen ein entspr. Stück von KOSSINNA im „Mannus" Bd. I. Tafel IX — unten rechts — abgebildet ist. Ich halte eine Entwicklung des einen aus dem anderen durchaus für wahrscheinlich.

Digitized by Google

Fingerlänge und doppelter Fingerbreite hat Mandelform und langausgezogenes, abgeflachtes und quer abgestumpftes Stielende. Die grösste Breite liegt näher nach der Spitze. Infolge der zu gratartigen Kanten zusammenlaufenden Seitenflächen erinnert es etwas an die Gratbeile, doch möchte ich wegen der Kleinheit und der scharf prononzierten Spitze lieber die Deutung als Speerschärfe aufrecht erhalten. Der Querschnitt ist etwa flachdreieckig, die untere Fläche wenig gewölbt, was allerdings vielleicht für die Verwendung als Querbeil angeführt werden könnte [1]).

Pfeilspitzen, meist sehr einfach gearbeitet, kommen gleichfalls in mehreren Arten vor. Die einfachsten sind dünne flache Blätter von Mandelform und guter Mandelgrösse (Abbildung 3. 3); Dünnheit des Stielendes bis zur Mitte und stumpfkantige Abdengelung an je einer Stelle der beiden Seitenkanten meist zwischen Mitte und Spitze deuten an, dass auch sie bis weit hinauf von der Holzschäftung umfasst wurden. Einen sehr altertümlichen Eindruck machen eine Anzahl Spitzen, gleichfalls von Mandelform. Sie sind grösser und vor allem wesentlich dicker als die vorigen, im Querschnitt etwa prismatisch-langoval und sind aus dicken Scheibenbruchstücken gearbeitet. Die Spitze ist bisweilen etwas ausgezogen, die Seitenkanten der grössten unter ihnen (Tafel I. 7) leicht konkav.

Pfeilspitzen mit höchst primitiven Schaftzungen finden sich in mehreren Typen (Tafel XXII 6, 8, 9, 13), die ausnahmslos mit den Calbeschen Stücken gut übereinstimmen. Mehrfach erscheinen annähernd langrhombische Formen aus dünnen Blättern. Die Schäftung ist meist durch Verjüngen des Stielendes mittels kleinflächigen muscheligen Abdengelns oder einfachen seitlichen Abbruchs zweckmässig durchgeführt. Die Form Calbe 20 e ist mit einem etwas grösseren Stück vertreten, Calbe 20 f mit mehreren einfachen Stücken. Einmal erscheint eine aus einem dicken Scheibenstück zurechtgehauene gut gestielte kleine Pfeilspitze (Tafel XXII 9), bei der sich an Stelle der eigentlichen Spitze eine breite fein nachgearbeitete Zuschärfung nach Art der Querschneiden findet. Bemerkenswert ist eine etwa 6 cm lange Spitze, eine Mittelform zwischen Calbe 20 a und 20 f (Tafel XXII 13, Tafel XX

[1]) Ein viel grösseres ähnliches Gerät von Dreweskirchen, gefunden in der Nähe einer neolithischen Wohngrube, siehe bei BELTZ, „Die vorgeschichtl. Altertümer d. Grossherzogtums Meckl.-Schwerin" Tafel 3, Abb. 16. BELTZ stellt es mit den Stossgeräten zusammen, vermutet in ihm aber eine Vorarbeit zu einer jungsteinzeitlichen Lanzenspitze oder einem Schlaggerät. Seine Gleichheit mit dem hiesigen Gerät, das absolut in den Rahmen der anderen hiesigen sicher nicht jungneolithischen Fundstücke hineingehört, macht ein bedeutend höheres Alter wahrscheinlich. BELTZ bildet das Stück übrigens auch zusammen mit Sachen der „älteren" Steinzeit ab.

Digitized by Google

4a, 4b), deren eine Seitenfläche eine tiefe, durch die Art der Zurechthauung entstandene, in die Spitze mündende Längsrinne aufweist. Die hervorstehenden Ränder der letzteren zu entfernen, hätte im Interesse einer besseren Verwendbarkeit gelegen, so dass sich unwillkürlich der Vergleich mit neuzeitlichen Pfeilblättern primitiver Völker aufdrängt, bei denen ähnliche Rinnen als Receptaculum für Pfeilgifte in Gebrauch sind.

Einfache dünne Stücke mit langen graden Seitenkanten und ausgezogener Spitze ohne Schäftung nach Art der Abbildung Calbe 21 kommen mehrfach vor. Einmal findet sich ein im Querschnitt annähernd gleichseitig-dreieckiges, derbes, regelmässiges Prisma mit ziemlich gleichmässig verjüngter Spitze als Pfeilspitze verwandt, wie die Auskehlungen am Stielende beweisen.

Gleichseitig-dreieckige Spitzen mit Bildung zweier Flügel durch Auskehlung der Basis fanden sich bisher zweimal. Sie erinnern durch ihre Form ganz entfernt an die eleganten Widerhakenspitzen des Neolithikums, beweisen aber durch einfachste Bearbeitung und durch ihren ganzen Zuschnitt unwiderleglich ihre Zugehörigkeit zu den übrigen Funden. Bemerkenswert ist die verhältnismässig sorgfältige Bearbeitung der vorderen Spitzen-Partie der einen (Tafel XX 5) gegenüber der sonst recht hilflosen Formgebung des ganzen Stückes.

Als Eigentümlichkeit dieser dünnen, blattförmigen Spitzen, aber auch vieler anderer, ist hervorzuheben, dass auch bei sonst ganz gut gearbeiteten Stücken die eigentliche Spitze selbst, offenbar mit voller Absicht, grobstumpfkantig und gewissermassen im Rohzustande belassen worden ist, obwohl, wie ja z. B. die Bohrer beweisen, die Technik des feinmuscheligen Zuspitzens vollkommen beherrscht wurde. Bei einem Exemplar mit zierlicher runder Einkerbung an der Basis findet sich sogar eine breite gleichmässig konvex gerundete Spitzen-Partie. Dasselbe findet sich bei einem Stück mit Schaftzunge (Tafel XX 6).

Bohrer treten im Gegensatz zu Calbe in den Heidbergsfunden in grosser Menge und Formfülle auf (Tafel XXII 15, 17, 18, 19, Tafel XXVII 9). Sie bieten abgesehen von der jeglicher Sorgfalt entbehrenden Zuformung gegenüber denen der Muschelhaufen keine besonderen Züge. Ihre Grösse schwankt zwischen der einer Haselnuss und der einer gestreckten Manneshand. Sie lassen sich am besten nach dänischem Vorbild in grobe Bohrer, die mit der ganzen Hand gefasst, und dünne Bohrer, die mit den Fingern geführt wurden, einteilen. Der bedeutend seltener vorkommende grobe Bohrer (30 Stücke) ist meist aus flachen ovalen Feuersteinkuchen oder Bruchstücken davon durch grobes Zuspitzen des einen Schmalendes oder einer zufälligen Ecke hergestellt. Die bohrende, meist dreikantige Partie verjüngt sich zuweilen ziemlich schnell vom

Digitized by Google

Körper bis zur Endspitze, so dass mit ihnen eigentlich eher Bohrgruben als durchgehende Bohrlöcher geschaffen werden konnten. Doch kommen auch annähernd fingerförmige, sorgfältiger bearbeitete Bohrzungen vor, wie der Fund einer solchen von ihrem massiven Körper abgebrochenen (10 cm langen) Spitze zeigt (Tafel XXII 2a u. b)[1]). Auch fand sich ein derartiger Bohrerkörper mit abgebrochener Bohrspitze, zu dem der Bruchfläche nach nur eine solche Spitze gehört haben kann.

Ein derartiges ganz erhaltenes Stück in den Sammlungen des Herrn Dr. LETTOW von der neolithischen Station von Wustrow a. Fischland („Mannus" Bd. I. T. XXXV 2) steht der Form der Spitze nach in der Mitte zwischen einem ähnlichen Stück von Teterow mit etwas kürzerer Spitze und dem eben genannten zerbrochenen Teterower Stück mit fingerförmiger Spitzenpartie. BELTZ erklärt die Form für altpaläolithisch, erblickt jedoch in seinem Vorkommen inmitten von Funden einer späteren Kulturepoche unter Hinweis auf ähnliche Befunde nichts besonders Auffälliges.

Grobe Bohrer aus natürlichen Bruchstücken oder grösseren Abfallstücken mit notdürftiger Zurichtung einer Spitze finden sich seltener. Einige Male kommen grosse flache natürliche Feuersteinknollen mit einer zugeschärften Bohrspitze vor.

Das Gros der kleinen Bohrer (etwa 65 Stücke) ist aus unregelmässigen, dicken Scheibenstücken, Blockstücken oder auch natürlichen Bruchstücken durch Zuarbeiten einer verschieden langen, vorstehenden Ecke hergestellt und entspricht, abgesehen von ihrer grösseren Dicke und Formlosigkeit, in der Hauptsache etwa der betr. Abbildung bei Sophus MÜLLER, Nordische Altertumskunde. Ihre Länge schwankt zwischen 4 und 8 cm, die Breite zwischen 2 und 5 cm. Dünne Bohrer aus spanähnlichen Stücken kommen, wiederum entsprechend dem seltenen Auftreten der spanförmigen Gebilde, nur vier- oder fünfmal vor. Bemerkenswerterweise ist bei einem die Spitze in der Längskante, nicht an dem einen Schmalende des Spanes angelegt. Die Spitzen der dünnen Bohrer sind seltener lang und fein zurechtgearbeitet, in der Regel kurz und grob, so dass letztere eigentlich wiederum, wenigstens in dickerem Material, nur zum Schaffen von Bohrgruben verwendet sein können. Ein dünnes, plattes Stück hat eine so ungemein feine sorgfältigst geschärfte Spitze, dass es nur in ganz feinem Material, etwa dünnen Fellen oder Vogelbälgen, verwandt worden sein dürfte. Hakenbohrer nach Art des im Tafelwerk des Schweriner Museums Tafel 11, Nr. 78 abgebildeten fanden sich bisher in mehreren kleinen Exemplaren,

[1]) Das ungewöhnliche, grosse Stück erinnert durch seine platt-walzenförmige Gestalt an die Pickelform, doch spricht die an dem der Spitze entgegengesetzten Ende befindliche gleichseitig-quadratische, senkrecht zur Längsachse gestellte glatte (Bruch-) Fläche anscheinend gegen diese Auffassung und für die Natur als Bohrerspitze.

Digitized by Google

von denen das grösste, abgesehen von seinen Dimensionen, vollkommen dem winzigen Stück aus dem sizilischen Höhlenpaläolithikum (wahrscheinlich dem Spätmagdalenien angehörig) von Termini-Imerese entspricht, mit dem, wie wir unten sehen werden, auch sonst Parallelen bestehen. SCHWEINFURTH (Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 873) vermutet in ihnen Instrumente zum Entfernen von eingedrungenen Dornen, Splittern, Stacheln, oder chirurgische Instrumente, und weist auch auf die Möglichkeit der Verwendung als Tätowiernadeln hin. Ähnliche Hakenspitzen im Museum von St. Germain von Bruniquel (Tarn et Garonne) aus dem mittleren Magdalénien und von Chaleux (Belgien) aus einem noch viel jüngeren Niveau, dem Ausgang des Magdaléniens (SCHWEINFURTH a. a. O.).

Schliesslich fällt eine mehr vereinzelt vorkommende Form auf, die, im Querschnitt dreieckig bis polyedrisch, sich gleichmässig vom Griffteil zur Spitze verjüngt. Man könnte sie etwa mit weissen Rübchen vergleichen, die durch einige flache summarische Längsschnitte von der Rinde befreit sind [1]).

Schaber kommen in zahlloser Masse und grosser Formfülle bei Teterow vor. Eine scharfe Scheidung zwischen eigentlichen Schabern (racloirs) und Kratzern (grattoirs) nach dem Vorbild der französischen Forscher ist für Teterow praktisch nicht durchführbar, da sich die verschiedenst gearteten Arbeitskanten mit allen Übergängen finden und von ausgesprochenen Kielkratzern mit querlaufender, steilgestellter, grader Arbeitskante bis zu den verschiedensten Formen von an allen möglichen Kanten benutzten Schabern alle Übergänge vorkommen. Sie sind aus dickeren Spänen wie aus jeglicher Art von Scheiben, aus dünnen platten Stücken wie aus groben dicken Blockstücken hergestellt.

Die eigentlichen Spankratzer treten zahlenmässig gegenüber den anderen Arten zurück; es sind selten dünnere prismatische Späne [2]), meist dicke, im Querschnitt annähernd dreieckige plumpe Abschläge mit derbem verbreitertem Kopfteil, planer Unterseite und meist einem scharfen längslaufenden Rückengrat. Eine völlig grade Arbeitskante am Kopfteil kommt des öfteren vor, entgegen den entsprechenden Funden von Calbe, mehrfach ist die quere Arbeitskante durch den Gebrauch

---

[1]) Nach gelegentlicher Mitteilung von befreundeter fachmännischer Seite ist diese Form auf den ostfriesischen Inseln unter dem treffenden Namen „Pipenstopper" den dortigen Sammlern bekannt.

[2]) Dünnere Prismen mit Schabretuschen an einem Schmalende kommen in nennenswerter Anzahl (etwa achtmal) nur auf Fundort 6 vor, der überhaupt allein besser hergestellte Späne aufweist und auch sonst nach seinem Inhalt einen etwas jüngeren Gesamteindruck macht. Gekrümmte kurze derbe Späne mit krustiger konvexer Aussenseite, als Schaber benutzt, finden sich vereinzelt auf allen Fundplätzen.

Digitized by Google

leicht konkav geworden (Tafel XXII 12), meist jedoch zeigt sie mehr konvexe Bogenform. Ein typisches Stück erinnert sehr an den von Kupka a. a. O. abgebildeten Kratzer mit grader Kante von Campigny, so besonders hinsichtlich des sich verjüngenden Griffendes und des stark, besonders am Griffende, hervortretenden Mittelgrates. Vereinzelt erscheinen solche Kratzer mit halbkreisförmiger Arbeitskante, so ein schönes Stück, dessen scharfe Kopfpartie annähernd etwa die Grösse einer halben Kirsche hat, unten plan, oben etwa dachförmig gewölbt, mit schmälerem Halsteil und scharfer Rückenkante. Die halbkreisförmige Arbeitskante zeigt ganz steilgestellte feinste Dengelung, die rechte Seitenkante hinter dem Kopfteil zeigt eine tief angelegte Hohlkehlung zur Anpassung für den führenden Zeigefinger. Das Stück entspricht im Effekt durchaus einem modernen, grösseren chirurgischen „scharfen Löffel", abgesehen natürlich von dessen hier fehlender Aushöhlung. Es bildet den Übergang zu einigen grösseren sehr unbeholfenen roh zugeschlagenen Geräten, die etwas an die im Jungneolithikum in so vollendeter Form erscheinenden löffelförmigen Schaber erinnern.

Nach Form und Verwendung gleichen diesen echten Spankratzern eine grosse Anzahl ähnlicher Kratzer, die, grösser, massiver und breiter, nicht aus dickeren Spänen, sondern aus langovalen dicken Scheibenbruchstücken, Blockstücken und Abfällen gefertigt sind (Tafel XXIV 4). Sie haben meist eine konvexe Arbeitskante, die Unterseite ist völlig plan, der Rücken zeigt nur hin und wieder eine schärfere Längskante, der Querschnitt ist oft annähernd viereckig.

Unter den massenhaften Scheibenschabern lässt sich eine kleine Gruppe von dicken rundlichen Stücken kleinen Formats abgrenzen, bei denen nur ein kleinerer Teil der Randpartie der Schlagmarke gegenüberliegend in Benutzung genommen ist. Dafür ist aber dieser Teil durch grosse, steil zur Fläche gestellte Muschelung hierfür besonders zugerichtet; sie entsprechen am ehesten der Form der „kurzen Kratzer" von Calbe, weisen sich aber diesen gegenüber, die aus dreiflächigen Prismen hergestellt sind, als echte Scheibenschaber aus.

Eine grössere Anzahl Scheibenschaber (etwa 20 Stück) besteht aus etwa 2 Markstück grossen, runden platten Scheiben (Tafel XXIII 6) mit stets gleichartiger Technik. Am gewölbten Feuersteinknollen, meist an einer Stelle mit natürlicher Kruste, ist anscheinend erst eine kleiner gewählte, dickbauchige, dreieckig- bis linsenförmige Partie heruntergehauen, um so das entstehende Negativ derselben nachher als Fingerstütze für die folgende Scheibe benutzen zu können. Dann wurde diese mit glattem Schlage und möglichst mit planer Unterfläche gelöst. Die Schlagmarke findet sich immer an der Unterfläche. Gebrauchspuren finden sich nur an einem begrenzten Teile der Peripherie. Daneben

Digitized by Google

kommen grössere ähnlich dargestellte Scheibenschaber mit mehr atypischer Formengebung vor. Eine seltener (etwa 12 Stück) vorkommende typische Form (Tafel XXIII 7 u. 11) sind grössere (ca. 5×3 cm) ovale, ziemlich dicke Scheiben mit völlig planer Unterfläche, meist ohne sichtbare Schlagmarke an derselben und mit durch vereinzelte einfache Retuschen geglätteter meist krustiger Oberfläche. Sie sind nur an den beiden zum Gebrauch bestimmten Polen und zwar durch steilgestellte Abdengelung feiner zugerichtet. Man kann sie etwa entsprechend den französischen „grattoirs doubles" „als doppelte Scheibenkratzer" bezeichnen. (Vergl. das von Capitan, l'Anthropologie 12, S. 356 abgebildete Stück, das mit den hiesigen Stücken, abgesehen von den Grössenverhältnissen und seiner besseren Arbeit, vollkommen übereinstimmt). Sie erinnern anscheinend etwas an die „diskoiden Schaber" von Calbe, abgesehen von ihrer planen Fläche. So gut wie unbekannt sind grössere regelmässige, langovale Scheiben mit ringsumlaufender gleichmässiger Benutzungsspur, wie sie beispielsweise auf den neolithischen Fundplätzen von Wustrow, aber auch z. B. schon im Muschelhaufen von Faareveile (Affaldsdynger S. 112, Abb. 8 u. 9) so häufig vorkommen [1]). Zu nennen sind ausserdem noch bis handtellergrosse plane, dünne Scheiben mit nur in einer Fläche liegenden Gebrauchsspuren an den schärfsten Randpartien. Der grosse Rest der Scheibenschaber, in der numerischen Aufzählung oben nicht berücksichtigt, besteht aus ganz unregelmässigen, grossen und kleinen annähernd rundlichen Scheiben und Scheibenbruchstücken mit ganz atypischen Benutzungsspuren an irgend einer Ecke oder Kante. Gestielte Scheibenschaber kommen nur in verschwindender Zahl vor; entgegen dem Befund von Calbe handelt es sich wohl hier wie da um mehr zufällige Stielstellungen.

Hohlschaber kommen etwa zu gut $^1/_3$ der Zahl der Scheibenschaber vor, im Gegensatz zu den Calber Funden, unter denen sie kaum nachzuweisen sind. Der erwähnte glanzlose, völlig undurchscheinende graue Hornstein ist zu ihnen wohl wegen seiner grösseren Festigkeit und geringeren Sprödigkeit mit Vorliebe verwandt worden. Ihre bei weitem häufigste Form bilden Stücke mit unregelmässig viereckigem, im Querschnitt primatischem Körper und einem in ihrer Fläche gelegenen, rechtwinklig abgehendem an der Spitze verjüngten Fortsatz.

[1]) Ein einziger kleiner, fast ringsum benutzter runder Schaber entsprechend Affaldsdynger S. 118, Abb. 7, fand sich auf dem schon oben von mir als voraussichtlich etwas jünger bezeichneten Fundplatz. Diese Schaberform findet sich in grösserer Mengen auf den neolithischen Fundplätzen von Wustrow, die beträchtliche Massen eingestreuten Kjökkenmoddingsmaterials enthalten. Das hiesige Stück nähert sich in seiner Kleinheit mehr den Wustrower „Amuletten" (vergl. Mannus Bd. I., Tafel XXXV).

Digitized by Google

Der so entstehende Winkel zwischen Körper und Fortsatz zeigt die durch Benutzung entstandene Auskehlung (Tafel XXII 14, XXVII 1). Dieser eigenartige Typ ist in allen Grössen durch eine sehr umfangreiche Serie (ca. 35 Stück) vertreten. Nächst diesen sind vereinzelte dickere Scheiben mit halbkreisförmigen Auskehlungen von etwa Bleistiftkaliber in der schärfsten Kante, bisweilen mehrere davon nebeneinander, hervorzuheben. Auskehlungen an der Schmalseite von prismatischen Spänen kommen nur einigemal, solche in der Längskante gleichfalls nur vereinzelt vor. Hohlschaber aus grossen Blockstücken finden sich des öfteren. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das verhältnismässig häufige Auftreten von Hohlschabern mit einer regelmässig geübten Bearbeitung von Knochen (Harpunen u. a.), vielleicht auch mit der Glätte von Pfeilschäften in Zusammenhang steht (vergl. das reichliche Vorkommen von Pfeilspitzen). Im Flénusien spielt der Hohlschaber gleichfalls eine grosse Rolle.

Zu diesen charakteristischen Schabertypen kommen massenhaft irreguläre Stücke aus zufälligen Bruchstücken und Abfall mit ganz atypischen Benutzungsstellen. Echte Kernschaber, d. h. nuclei mit zweifellosen Schaberretuschen kommen entgegen den Funden von Calbe, von Maglemose und von Campigny nicht vor, sie sind auch S. MÜLLER fremd, doch mag hier auch die verschiedene Auffassungsmöglichkeit dieser Form mit eine Rolle spielen. Einmal fand sich ein 2markstückgrosser hochrückiger Hobelschaber („grattoir Tarté") primitiver Art.

Geräte, die den von französischen Forschern als „bec de perroquet" Papageischnabel bezeichneten eigentümlichen Instrumenten nahekommen, fanden sich mehrfach und zwar in sehr verschiedener Gestaltung und von meist plumper Ausführung. Ihre Grösse schwankt zwischen 5 und 15 cm. Sie sind teils aus zurechtgehauenen Scheibenstücken (dicke Form), teils aus dickeren spanartigen Abfallstücken (dünne Form) hergestellt, die an dem einen schmalen Ende eine durch Zuspitzung verjüngten, leicht schnabelförmig über die Fläche abgebogenen, mehr oder weniger dicken Vorsprung aufweisen. Die aus Spänen hergestellten Stücke (man könnte sie zweckmässig mit dem Oberschnabel des Papageis vergleichen) erinnern etwas an die Spitzenschaber des Paläolithikums (Tafel XXIII 4) und sind vielleicht auch als solche Geräte aufzufassen. Von Calbe sind derartige Geräte nicht bekannt geworden. In der Litorina-Epoche sind die Papageischnäbel eine bekannte Erscheinung. — Massive Spitzschaber aus grossen Blockstücken von ähnlicher Form (etwa 12 cm lang und 3 cm breit und dick) fanden sich zweimal. Man kann sie auch als riesige Spitzhaken bezeichnen.

Schleudersteine oder Wurfsteine kommen wie in den dänischen

Digitized by Google

Muschelhaufen und den gleichzeitigen Wohnplätzen so auch hier in grosser Masse vor. Ihre Grösse schwankt zwischen der eines Tauben- und der eines Gänseeis. Sie sind oberflächlich stumpfkantig abgerundet, meist abgeplattet-kugelförmig, und entsprechen in der Hauptmasse dem von Calbe abgebildeten Stück. Vereinzelt finden sich flachere Stücke mit nach Art der „Morgensterne" dornartig abstehenden Ecken. Eine Anzahl nähert sich der Eiform. Einige von diesen weisen eine vollkommen plangemachte Unterfläche auf und haben vielleicht noch andern Zwecken gedient. Dasselbe gilt auch wohl für eine kleine Anzahl mehr viereckig zugearbeiteter platter Stücke, die dem von S. MÜLLER, Nord. Altertumskunde, Seite 37, Abbildung 18 wiedergegebenen Feuersteinknollen vollkommen gleichen.

Auffallend, und angesichts der zahllosen Absplisse und Abfallscheiben fast unverständlich ist das nahezu vollkommene Fehlen von echten typischen Kernsteinen (nuclei), Span- und Scheibenblöcken mit den Anzeichen einer einigermassen systematischen geordneten Ablösung der Absplisse vom Block. Nur vereinzelt kommen kleine scheibenblockähnliche Gebilde vor (etwa 6—10 mal), doch scheint auch von diesen die Mehrzahl noch zu besonderen anderen Zwecken hergestellt worden zu sein. Spanblöcke kleinster Art fanden sich 2 mal, solche, die durch systematisches Abspalten grösserer dünner Späne entstehen, niemals. Dieser Ausfall ist einerseits wohl als unmittelbare Folge der ganzen systemlosen Ausnutzungsart des in so reichlichem Überfluss vorhandenen Rohmaterials anzusehen, andererseits dürfte aber auch darin ein Hinweis auf eine noch sehr rückständige, unausgebildete, den Flénusien-Zuständen nahestehende Technik und somit auf eine relativ frühere Datierungsnotwendigkeit der Funde enthalten sein. Vielleicht auch verbergen sich manche schwer als solche erkennbare nuclei unter der Form der massenhaft auftretenden ungeformten aber äusserlich doch zugeschlagenen Feuersteinknollen („Flintknuder").

Schlagsteine zum Lösen der Absplisse vom Block kommen möglicherweise unter den oben genannten Schleudersteinen mit vor, doch erlaubt die primitive Form beider keine sichere Abgrenzung von einander. Solche aus anderem Gestein konnten nicht nachgewiesen werden.

Zu diesen auf den nächst verwandten Fundstellen von Calbe etwa gleichartig vertretenen Geräten kommen noch mehrere andere dort unbekannte Formen.

Das verhältnismässig seltene Auftreten ziemlich formloser prismatischer Messer wurde oben erwähnt; an ihre Stelle treten als eigentliche

Digitized by Google

lokale Hauptformen mehrere Messertypen aus groben dicken Abspaltungen und Scheibenbruchstücken resp. aus Kernstücken. Am häufigsten kommt ein grobes dickes Messer vor, dessen ungewöhnlich breiter Rücken stets von einem Teil der vollkommen unbearbeitet gebliebenen äusseren Feuersteinkruste gebildet wird. Die beiden kaum gewölbten, meist durch je einem einzigen Schlag entstandenen Seitenflächen stossen in ziemlich grossem Winkel von 30—40° auseinander; die Schneide ist bisweilen mehr gradlinig (Tafel XXIV 10) bei oft etwas gebogenem Rücken, wodurch etwa halbmondförmige Formen entstehen (Tafel XXIII 3), doch kommt auch das umgekehrte Verhältnis vor. Oft bildet das Messer von einer Fläche gesehen ein zugespitztes Oval oder ein langes unregelmässiges Trapez mit nach dem Rücken konvergierenden Schmalseiten und sich zuspitzenden Ecken. Der Rücken hat oft auch bei kleineren Exemplaren eine Breite von 1 ½—2 cm.

Eine viel massigere, besser gearbeitete, aber etwas seltenere Form (etwa 20 Exemplare), meist von der Gestalt eines in die Länge gezogenen einseitig abgestumpften Apfelsinensegments oder einer gestreckten Sichel hat einen durch wenige oberflächliche Retuschen geglätteten, in der Mitte schwächer gebogenen breiten Rücken; die massige grade oder leicht konkave Schneide ist bisweilen durch einen Längshieb besonders nachgeschärft und zeigt bei allen Spuren intensiver Benutzung (Tafel XXIV 8, Tafel XXIII. 2).

Sie sind bisweilen, wie ein unfertiges Stück andeutet, aus grossen längshalbierten dicken Scheiben mit entsprechender Ausschärfung der Bruchlinie durch einen Hieb gefertigt. Vergl. auch das ganz gleichartige, nur roher hergestellte Messer von Flénu (Belgien) im „Mannus", Band I, Tafel II. 2. Ein ähnliches Stück wie die hiesigen auch bei BELTZ a. a. O. Tafel III. 12 vom Heiligen Damm.

Diese groben Messer mit bearbeitetem Rücken entsprechen vollkommen dem von CAPITAN in L'Anthropologie 1901, S. 357, Fig. 4 abgebildeten Messer von Campigny, eine Form, die als „lame à dos abattu" als eine Charakterform des Magdaléniens bekannt ist, im Gegensatz zu unserem Stück allerdings mehr aus dünneren Lamellen denn aus derben Abspaltungen gefertigt zu sein scheint.

Eine weitere besondere Abart von groben Messern (etwa 12 Exemplare) zeigt von der Fläche aus gesehen etwa gleichschenklige Dreiecksform mit dem Scheitelpunkt an der Messerspitze und besitzt an der einen, der Schneide gegenüberliegenden Basisecke einen abstehenden groben kurzen knopfartigen Fortsatz als Griff, wodurch die Handhabung des schweren derben Geräts eine viel bequemere wird. Auch sie zeigen starke Abnutzungsspuren (Tafel XXIII 5).

Die Stelle der verhältnismässig selten vorkommenden Beile, soweit

Digitized by Google

sie als Waffen benutzt wurden, scheint auf den hiesigen Fundplätzen, durch ein anderes wuchtiges Gerät, die Keule, mit ausgefüllt zu sein. Von diesen fanden sich bisher über 1 Dutzend Exemplare, die unter einander in kleineren durch das betreffende Feuersteinstück bedingten Zügen verschieden, auf dieselbe Grundform hinauskommen. Es sind meist handtellergrosse, 1—1 1/2 Finger dicke, längliche, stumpf-ovale, flache Feuersteinknollen mit schwach gewölbten Aussenflächen, meist noch in der Hauptsache ganz mit der natürlichen Rinde versehen, deren eine Schmalseite durch steil zur Fläche gestellte flache Abschläge eine grob gerundete platte stumpfkantige konvexe Querfläche erhalten hat. Das hintere Schmalende zeigt bisweilen eine Zuschärfung von beiden Flächen her, wohl zum Einfügen in einen Schaft. Die Längsseiten sind bei besseren Stücken durch steile Absprengungen leicht konkav gestaltet (Tafel XXIV 1, 3). Diese Stücke bilden, da sie auch eine weniger breite, dafür aber um so längere wirkende Fläche aufweisen, den Übergang zur Beilform. Bei einzelnen Stücken ist das Rohmaterial so ausgewählt, dass quer über die Längsachse in der Mitte der einen Fläche eine natürliche Rinne in der Feuersteinkruste herüberläuft, wodurch eine bequemere Einfügung in einen gespaltenen Schaft möglich wurde.

Tafel XXIV Nr. 12 gibt ein langes, schlankes, hammerförmiges Gerät wieder, mit einer langrechteckigen, rundlichplatten Schlagfläche und einem pickelartig zugespitzten Hinterteil. Das Interessanteste an ihm sind die beiden im unteren scharfen Rande ziemlich nach hinten angebrachten rundlichen, fein ausgearbeiteten Kerben für die Sehnenbefestigung an den Schaft. Letzterer muss nach der Distanz beider Kerben etwa 3 cm dick gewesen sein. (Die vordere, mehr flache Kerbe ist auf der Abb. schlecht sichtbar.) Das Stück erinnert in seiner ganzen lapidaren und doch treffsicheren Machart ungemein an das durch einen Schlag zugeschärfte, oben beschriebene atypische Beil.

Faustkeile fanden sich etwa 30 mal und zwar stets in massigen, schweren Exemplaren von 12—18 cm Länge. Ihre Form ist einmal in der Hauptsache verwaschen langrechteckig mit zwei schmalen und zwei breiten Seitenflächen, die meist noch grosse Teile der natürlichen Aussenkruste aufweisen. Daneben finden sich platt eiförmige natürliche Feuersteinknollen, deren einer Pol durch wenige Abschläge zu einer scharfen Schneide zugespitzt ist. Auch die ersteren sind durch oberflächliche Abschläge aus entsprechenden Naturstücken gefertigt. Der Eindruck des Altpaläolithischen, der ja für die gesamten Funde so charakteristisch ist, macht sich bei diesen Geräten besonders geltend. Die schlagende Fläche der ersteren Art ist meist stumpfkantig nach Art der oben beschriebenen Keulenfläche abgerundet, bisweilen jedoch treffen hier die beiden Breitseiten z. T. sogar an beiden Enden in einer

Digitized by Google

Art Grat zusammen. — Mehrfach finden sich Stücke mit kurzem massigen Körper und einem sich fast fingerartig verjüngenden dicken Schneidenteil mit grobmeisselförmiger Schneide — eine paläolithische Reminiscenz (vergl. die Abb. bei S. MÜLLER, Urgeschichte 8. 5).

Ein langes wuchtiges, sonst ebenmässig geformtes Stück der ersteren Art zeigt an der einen bearbeiteten Längsfläche einen anscheinend absichtlich stehen gelassenen, sich scharf absetzenden Knollen der Aussenschicht, der den von rechts um den Körper herumgreifenden Fingerspitzen ein vorzügliches Widerlager und dem von links umfassenden Daumen eine ebensolche Stütze gewährt und so die Verwendbarkeit und Gewalt des Gerätes in idealer Weise verstärkt. Ähnliche Aussparungen finden sich des öfteren.

Ein schönes, sorgfältig geformtes grosses Exemplar der zweiten Art von langdreieckiger Gestalt und 16 cm Länge (Tafel XXV 3) zeigt bei einer gleichmässigen Dicke von 3 cm nur wenig gewölbte, noch mit natürlicher kreidiger Feuersteinkruste bedeckte Hauptflächen, die ohne schärfere Kanten in die grossflächig und kantig nach Art der Keulen gerundeten, schmalen, schwach gewölbten Seitenflächen übergehen. Die leicht konvexe Schlagfläche und die benachbarten Seitenteile sind auch hier durch grossflächiges Nacharbeiten stumpfkantig gestaltet[1]).

Ein halb so grosses, gleichartiges Stück aus einer Mittelstellung zwischen Feuerstein und Saltholmsflint zeigt wesentlich exaktere Formengebung und Nachbearbeitung.

Vollkommen altpaläolithischen Charakter weist ein $15^1/_2 \times 10^1/_2$ cm grosser mandelförmiger Keil auf (Tafel XXV 4). Das ganz roh im Chelléen-Stil zugehauene Stück hat gewölbte Seitenflächen, zum grössten Teil mit natürlicher Kruste, die ringsum in einer entsprechend den von beiden Seiten angelegten grossmuscheligen Abspaltungen vikariierend geschweiften Kante zusammenstossen. (Aus der Abb. nicht gut sichtbar.) Die Technik ist eine äusserst oberflächliche, summarische, ohne jede feinere Retuschierung. Ein ähnliches, jedoch

[1]) Ein sonst ganz gleich geartetes, etwas kleineres Stück, aber mit mehr scharfkantiger Schneide (also wohl Axt) fand sich in dem der älteren Litorinazeit angehörenden Fundinventar von Limhamn bei Malmö (Knut KJELLMARK, En Stenaldersboplats i Järavallen vid Limhamn). KJELLMARK hebt an demselben gewisse etwas schräg zur Längsachse laufende tiefe Schrammen in der kalkigen Aussenschicht hervor, und meint, dass dieselben mit einer Hirschhornschäftung eventuell in Zusammenhang stehen können. Ähnliche tiefe Schrammen, aber anders verlaufend, finden sich auch auf der einen (nicht abgebildeten) Seite des hiesigen Stückes in der kalkigen Rinde. Möglicherweise handelt es sich also nicht um einen Faustkeil, sondern gleichsam um ein mehr axtartiges, geschäftetes Gerät. Beide Stücke, das von Teterow und das von Limhamn erinnern an ein ähnliches Stück aus Grünstein aus dem Muschelhaufen von Ertebölle, das seinerseits wieder in anderen gleichartigen dänischen Stücken aus dem älteren Steinalter Parallelen hat (Affaldsdynger S. 54).

Digitized by Google

unvergleichlich besser bearbeitetes, etwas kleineres Stück von Wustrow a. Fischland sah Verfasser in der Sammlung des Herrn Dr. LETTOW daselbst. Es wird von BELTZ im „Mannus" Bd. 1, Tafel XXXV erwähnt. Dies Stück entstammt mit Sicherheit nicht der dortigen neolithischen Schicht, sondern dem Diluvialmergel unter derselben, ist also tatsächlich paläolithisch. Auch unser Stück kann möglicherweise dieses Ursprungs sein: es lag am Wege, allerdings an einem an Spaltern usw. reichen Ackerstücke (Fundort 5), aber in der Nähe einer Kiesmenge, die zur Besserung des Weges wahrscheinlich aus einer Kiesgrube aus den nahen Heidbergen angefahren war, die schon andere, anscheinend echt paläolithische Stücke geliefert hat. Immerhin würde das Vorkommen eines solchen Geräts von viel älterem Typ inmitten einer jüngeren Kultur, wie auch BELTZ bei der Besprechung der Wustrower Stücke hervorhebt, nichts Befremdendes an sich haben [1]). Ein zweites, dem ersten ähnliches, aber längeres Stück von Teterow lieferte Fundort 6. Es ist flacher, länger und zeigt eine mehr herausgearbeitete Spitzenbildung.

Geräte in Hobelform kommen vereinzelt vor. Allen ist gemeinsam die plane, an der Spitze oft etwas aufgebogene, etwa gleichschenklig dreieckige Unterfläche und die gewölbte Oberfläche, wodurch sie etwas an die schuhleistenförmigen Keile der jüngsten Steinzeit erinnern. Das Gerät gleicht etwa der Hälfte eines längs seiner Höhe gespaltenen geometrischen Kegels, die zudem von den Seiten her noch etwas zusammengedrückt erscheint. Als Handhabe dieser Instrumente ist manchmal das massige der wirkenden Partie an der Spitze entgegengesetzte Ende an sich als genügend angesehen. Einige Male aber ist das Rohmaterial zu diesem Gerät von vornherein so ausgewählt, dass dort noch ein grösserer, zitzenförmiger, natürlicher Knollenfortsatz, senkrecht zur planen Unterfläche gerichtet, vom runden Rücken des Geräts nach oben ab steht. Ausser diesen Spezial-Instrumenten sind zu Hobeln noch sowohl die dickeren aus Scheibenbruchstücken gebildeten Spankratzer mit steil gestellter Arbeitsfläche, die übrigens anderweitig direkt als Hobelschaber bezeichnet werden, als auch die an beiden Schmalenden zugerichteten ovalen Scheibenschaber mit planer Unterfläche (vergl. oben) sowie eine ganze Anzahl der Hohlschaber benutzt worden.

---

[1]) R. R. SCHMIDT weist im Ergänzungsband I des Mannus 1910 auf die „Fortdauer der technischen Konventionen des Spätpaläolithikums an den Steingeräten des Frühneolithikums" hin, „die einerseits einen Einschlag des Magdaléniens, andererseits des Aurignaciens erkennen lassen und selbst die paläolithischen Leitformen wieder erkennen lassen. Diese über das Magdalénien hinausgehende spätpaläolithische Technik beharrt bis zum Campignien".

Digitized by Google

Der Zweck einiger einzeln auftretender Geräte lässt sich nicht genauer feststellen. Dahin gehört ein etwa 12 cm langes, im Querschnitt annähernd viereckiges, schlankes Gerät, an dessen graden Schaft mit unterer scharfer Querschneide am entgegengesetzten Ende in einem Winkel von 135° mit kurzem dicken Halse ein etwa kirschengrosser grobkantig gerundeter Kopf ansetzt (Tafel XXII 11). Das Stück erinnert dadurch etwas an die Form des menschlichen Femurs. Es kann als „Stecheisen" mit kugelförmigem Handgriff, oder möglicherweise nach Art der jetzigen zahnärztlichen Knopfbohrer als Kugelbohrer benutzt worden sein. Ein anderes Stück zeigt an einem platten rechtwinkligen Körper mit starken Gebrauchsspuren an beiden Schmal- und einer Längsseite einen stielartigen Griff in der Mitte der letzteren nach Art etwa unserer Schneeschieber (Tafel XXIII 8). Merkwürdigerweise findet sich, angeblich gleichfalls aus Mecklenburg (Fundort unbekannt), ein ähnliches, viel sorgfältiger gearbeitetes Gerät, auch von Schneeschieberform, aus schieferartigem Gestein gut gearbeitet, aber wesentlich kleiner, mit langem Stilende in den Schweriner Sammlungen (vergl. Abbild. bei BELTZ a. a. O.). Dasselbe dürfte der sonst nur aus dem Norden bekannten sog. arktischen Kultur nahestehen [1]). Ein Zusammenhang zwischen beiden in dem Sinne, dass das Teterower Stück als die Urform des Schweriner anzusehen ist, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft.

Zu diesen als Waffen und Geräte benutzten Artefakten kommt noch eine Anzahl von Kunstprodukten aus Feuerstein, die eine unerwartete, über das sonstige kulturelle Niveau hinausgehende bildnerische Betätigung dieser Bevölkerung anzudeuten scheinen, etwa entsprechend dem im Paläolithikum in den französischen Höhlenfunden auftauchenden plastischen Knochen- und Elfenbeinarbeiten. Es sind meist rohe, aber oft schlagend ähnliche, sehr realistisch und naturwahr die charakteristischen Momente wiedergebenden Nachbildungen von Tierköpfen und ganzen Tierfiguren. Diese Beobachtung wurde erst nachträglich gemacht, als Verfasser durch G. SCHWEINFURTHs Bericht über derartige Funde von Tierfiguren in einer Höhle aus dem Spätpaläolithikum in Sizilien [2]) aufmerksam geworden, einen grösseren Vorrat von ursprünglich nur wegen ihrer auffälligen Formgebung und Bearbeitung zurückgelegten Feuersteinstücken auf derartige Darstellungen hin untersuchte und gleichzeitig auch die gesammelten Gerätserien und Abfallmassen daraufhin durchsah.

In der grotta del castello bei Termini Imerese sind nach SCHWEINFURTH von dem einheimischen Sammler G. PATIRI auf einem Raum

[1]) Ein vollkommen gleiches zweites Stück aus Feuerstein hat das Grossh. Museum allerdings erworben.

[2]) Über das Höhlenpaläolithikum von Sizilien und Südtunesien. Zeitschrift für Ethnologie 1907, S. 833 ff.

Digitized by Google

von wenigen Quadratmetern in der dortigen Kulturschicht ganze Serien von primitiven Tierfiguren meist aus Jaspis zusammen mit einem dürftigen Inventar, das sehr wahrscheinlich dem Magdalénien angehören dürfte, gefunden worden, die, wenn auch manche Stücke anfangs bei oberflächlicher Betrachtung das Ergebnis zufälliger Bruch- oder Spalterscheinung zu sein scheinen, doch durch die bei den besseren Stücken ringsum ausgeführte sorgfältige Randbearbeitung sich als tatsächlich beabsichtigte Wiedergaben von ganzen Tierfiguren und von Tierköpfen erwiesen. Eine weitere Gruppe von Figurensteinchen von PATIRI, treffend „bocca aperta" genannt, zeigt an spanartigen dünnen Absplissen von annähernd tierkopfähnlicher Gestalt meist an dem der Schlagmarke entgegengesetzten Ende als Charakteristikum durch besondere Technik annähernd rechtwinklig in Schartenform herausgebrochene Mäuler, die bisweilen auch durch dünne Aussplissungen in der Längsrichtung der Späne hergestellt sind. Auch diese bocca-aperta-Stücke weisen sich meist durch sorgfältige Randbearbeitung als beabsichtigte Tiernachbildungen aus, teilweise von grosser Naturähnlichkeit. (Vergl. den beschreibenden Text und die Abb. bei SCHWEINFURTH a. a. O.).

Beim Nachprüfen der hiesigen Bestände auf solche Darstellungen ergab sich nun, sobald erst das Auge für die massgebenden Gesichtspunkte geschärft war, gleichfalls eine grosse Anzahl von zweifellos als Tierbildnisse zu deutenden Stücken, die sich neuerdings noch stark vermehrt haben [1]).

Es sind bis jetzt annähernd 30 derartige Figurensteine in meiner Sammlung, die sich den gegebenen Fundverhältnissen nach zweifellos noch bedeutend vermehren lassen. Bei allen diesen Figuren handelt es sich etwa entsprechend den gleichen Prinzipien der französischen altpaläolithischen Höhlenmalereien und der arktischen Felsenzeichnungen Skandinaviens, wie auch sämtlicher ähnlichen neuzeitlicher Produktionen von Naturvölkern (Buschmannmalereien in Südafrika usw.) um eine reine — „physioplastische" — Silhouettenkunst, bei der das Hauptgewicht in erster Linie auf die charakteristischen Aussenkonturen gelegt

[1]) Verfasser ist sich der grossen Bedenklichkeiten vollkommen bewusst, die naturgemäss darin liegen, Formen, die einer zufälligen Naturbildung oder Bruchercheinung ihre Entstehung verdanken können, und ursprünglich vielleicht auch zum Teil verdanken, als gewollte bildnerische Darstellungen zu erklären, eine Versuchung, der ja schon BOUCHER de PERTHES und nach ihm mancher andere zu seinem Schaden erlegen ist; bei der grossen Mehrzahl der hiesigen derartigen Stücke liegen die Verhältnisse aber so, dass angesichts des frappierenden Befundes auch bei aller gebotener Vorsicht ein Fehlschluss nicht gut möglich ist; jedenfalls übertreffen die meisten hiesigen Figurensteine die sizilischen Stücke SCHWEINFURTHs an Naturähnlichkeit ganz bedeutend.

Digitized by Google

ist, mit erst sekundärer, oft nur gelegentlicher Berücksichtigung des innerhalb dieser gelegenen Gebiets — eine Technik wie sie ja auch schon bei der Art des Materials — spröder Feuerstein, allein möglich war. Eine eingehende Besprechung dieser merkwürdigen Stücke passt, weil zu umfangreich, nicht in den Rahmen der Abhandlung und muss gesondert erfolgen. Es seien hier nur die immer wiederkommenden Grundformen in ihren charakteristischen Stücken kurz erwähnt.

Bocca-aperta-Stücke sind bisher am seltensten, vielleicht weil am wenigsten in die Augen springend, beobachtet worden, es fanden sich erst zwei oder drei Stücke.

Das eine Mal handelt es sich um eine dünne flache, annähernd rechtwinklige Lamelle ($6 \times 2 \times 1/2$ cm) mit rechtwinklig zu den Hauptflächen gestellten Schmalseiten (Tafel XXVI 4). An einem Ende, wo durch eine einseitig rundliche Verbreiterung der Fläche eine Art von Kopf- oder Stirnbildung besteht, ist das typische Maul lege artis nach SCHWEINFURTH's Beschreibung in einem Winkel von 80° ausgebrochen. Die untere Kante der Vorderfläche, die Kehl- und Halsgegend, ist durch einige feine schmale, dieser annähernd parallel laufende schräg zur Fläche liegende retuschierende Absplissungen geglättet. Was dargestellt werden soll, ist nicht sicher zu sagen, vielleicht der Kopf und Vorderteil eines Fisches.

Ein ungleich schöneres und deutlicheres zweites Exemplar (Tafel XXVI, 3) ist aus einer ganz dünnen etwa abgerundet rhombischen, tiefschwarzen Scheibe von annähernd Talergrösse hergestellt. Das Maul ist in einer der vier Rhombusseiten, die an sich schon im unteren Teile eine stark konkave, zufällige, zur Halsauskehlung geeignete Ausbiegung aufweist, in einem Winkel von etwa 60° in mehreren Partien herausgebrochen, sehr zum Vorteil der Naturähnlichkeit des Stückes. Der untere kürzere Schenkel des Ausbruchs, welcher der oberen Begrenzung des Unterkiefers, etwa der Zahnreihe entspricht, ist durch kleine schräg zur Fläche liegende Abspaltungen sowie durch ganz feine Randdengelung nachretuschiert, ebenso die Partie der Schnauze und von da bis zum Scheitel, welche durch die sorgfältige platte, feinmuschelige Abrundung der ursprünglichen scharfen Kante besonders mit zu der frappierenden Wirkung des Stückes beiträgt. Es handelt sich anscheinend um einen Biberkopf.

Die Hauptmasse der Figurensteine stellt Tierköpfe genau im Stile derjenigen von Termini Imerese dar. Eine der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten ist, dass entsprechend dem Silhouetten-Prinzip die meist vollkommen plane Hinterseite, abgesehen von etwaigen Abplattungsmassnahmen, ohne jegliche Bearbeitung geblieben ist. Das Hauptgewicht ist auch hier in erster Linie auf die sorgfältige Berechnung der Konturenwirkung, in zweiter erst auf die Anpassung der Vorderfläche an den Charakter des Gesamtbildes gelegt. Dem Material nach handelt es sich einmal um längere dicke ungleichmässige Spanbildungen, die an dem der Schlagmarke entgegengesetzten Ende eine schnabelartig ausgezogene natürliche Ecke haben, eine zufällige Bildung, die sich unter den Absplissen immer wieder findet und in der Art des Materials und der Technik ihre ungezwungene Erklärung hat, die dann aber die

Digitized by Google

eigentliche Ursache zur weiteren Ausgestaltung bildete. Bei der Zurichtung dieser Schnabel- resp. Schnauzenstücke zu Tierbildern sind immer die gleichen charakteristischen kleinen Tricks erkennbar, so die Auswahl der Späne derart, dass möglichst Nacken- oder Ohr- und Stirnpartie durch die breitere und dickere Schmalseite des Spanes gebildet wird, ferner steil zur Fläche angesetztes konvexes Wegdengeln der Konturen der Kehlgegend zwecks besserer Abgrenzung des Kopfes vom Halse, Hervorheben beider Ohren durch Nacharbeiten etwa schon vorhandener Ecken, sowie besonders die sorgfältige Formung der Schnauzen- resp. Schnabelpartie. Bemerkenswert ist eine häufiger nachweisbare Abplattung des Stielendes, scheinbar zum Einklemmen des Stückes in einen Pfosten oder dergl. Als Paradigma dieser Gruppe sei auf eines der ausdruckvollsten Stücke, die Darstellung einer Pferde- oder Elchbüste hingewiesen (vergl. auch die Pferdedarstellung von Termini Imerese).

Das auffallende Stück (Tafel XXVI 7) ist aus einem 6 cm langen, 2 cm breiten dicken Span hergestellt, die Unterseite mit Schlagmarke am Halsteile ist fast plan. Die vordere Seite zeigt einen Längsgrat, in welchem sich in einem Winkel von ungefähr 120° die beiden vorderen Flächen treffen. Die obere von ihnen, die die Nackenfläche bildet, ist nur etwa halb so breit wie die untere, die Kehlfläche bildende. Das der Schlagmarke entgegengesetzte Schmalende endet schräg abgeschnitten mit leicht konvexer Kontur, wodurch die stumpfwinklige Ohrenecke und die spitzwinklige Maulecke hervortritt. Durch Abplattung der vorderen Kopffläche mittels einer der Rückseite fast parallelen langdreieckigen Abspaltung besteht eine platte Wangenpartie. Der scharfe Naturrand im vorderen Drittel der Unterkante der Halsgegend ist durch sorgfältige einseitige Abdengelung nach der Rückseite hin, die am Schnauzenteil ganz steil, am Kehlteil mehr schräg zur Fläche gestellt ist, konkav weggearbeitet, die Schnauzenspitze selbst von beiden Flächen her durch feinste Retusche sorgsam gerundet, die konvexe Stirnpartie zeigt wieder flache Abdengelung nach der Rückseite hin. Der scharfe Naturrand der Nackengegend ist durch eine schräg zur Rückseite gelegte feinspänige Längsabspaltung stumpfer, etwa dachförmig gestaltet und setzt sich durch plötzliches Aufhören derselben am Kopfteil scharf von beiden Ohrzacken ab, die durch z. T. zufällige Eckenbildung mit natürlicher Aussenkruste repräsentiert werden. Das Merkwürdigste ist das vertiefte in dem platten Wangenteil an richtiger Stelle angelegte Auge. Dort findet sich eine knapp hanfkorngrosse, muschelförmig nach der Ohrgegend abflachende, ziemlich tiefe Aussprengung mit scharf absetzendem Rand sowohl an ihren Schlagmarken negativ, wie an ihren peripheren Kreisausläufern, die offenbar durch kurzen Schlag mit spitzem Gegenstand in die Gegend, wo das Auge anzulegen war, geschaffen worden ist. Diese eigentümliche Aussprengungsart ist mir unter den tausenden von bearbeiteten Feuersteinstücken von Teterow nicht wieder zu Gesicht gekommen, ausser bei einem zweiten, ähnlichen Tierkopfe, und zwar auch da an der richtigen Augenstelle, wenn auch nicht annähernd so eigenartig ausgeführt und so ausdrucksvoll wirkend.

Der zweite im allgemeinen etwas grössere Typ der Tierköpfe ist entweder aus dickeren Scheibenstücken oder aus dicken Block- und Kernstücken meist mit 2 parallelen Flächen und mindestens einer durch steilen Abbruch gebildeten, senkrecht zu ihnen stehenden langen Schmal-

Digitized by Google

seite gefertigt worden. Es handelt sich in dem letzteren Falle, da der eigentliche Kopf durch Zurichten nur einer geeigneten Eckpartie geschaffen ist, gewissermassen um Büstenstücke, während im ersteren Falle bei den Scheibenstücken die Hauptarbeit auf Herstellung des eigentlichen Kopfes gerichtet ist und der Hals ganz fehlt oder nur zum Teil vorhanden ist. Auch die Büstenstücke zeigen fast immer dieselben gleich bleibenden Details: eingreifendes Herausarbeiten der Kehlrundung durch senkrechtes konkaves Wegnehmen der unteren Kanten, etwas feinere Zurichtung der Schnauzenpartie durch kleinere Abdengelungen, zuweilen noch eine weitere kleinere Abdengelung am oberen Ende zur Markierung des Kopfansatzes und der Ohrpartie. Es sind anscheinend meist Bärenköpfe (Tafel XXVI 10, 12, 13, 14) (vergl. den Bärenkopf von Termini Imerese), während die isolierten Köpfe aus Scheiben (Tafel XXVI 1, 2, 6) meist Vögeln angehören.

Das hervorragendste Stück letzterer Art (Tafel XXVI 6.), ist ein auch nach heutigen Begriffen künstlerisch schön ausgeführter Mövenkopf. Er ist aus einem etwa 2½ cm dicken, scheibenartigen Abspliss mit flacher Unterseite, zum Teil noch mit natürlicher Kruste (Halsfläche) unter raffinierter Betonung der Silhouetten-Wirkung gefertigt. Besonders ausdrucksvoll ist ausser der Nacken- und Scheitelwölbung sowie der Einziehung am Schnabelansatz der lange dünne im Querschnitt dreikantige Schnabel ausgeführt, vor allem hinsichtlich der scharf naturgetreuen Wiedergabe des vorderen Schnabelteiles mit seiner kurz vor der Spitze anschwellenden und dann fast hakenförmig scharf umbiegenden vorderen Partie [1]). Ein moderner Künstler kann das Problem kaum realistischer und naturwahrer unter Ausnutzung der von der eigenartigen Natur des Materials gegebenen Vorteile lösen. Von ähnlicher Schönheit in der Ausführung und Wirkung ist der Kopf eines Kranichs oder eines entenartigen Wasservogels, sowie ein Pferdekopf (Tafel XXVI 1, 2.). Ein zweiter Mövenkopf zeigt bei ähnlicher Auffassung weit rohere Ausführung.

Von ganzen Tierfiguren liegen bisher erst eine kleinere Anzahl vor, von denen die Mehrzahl Vögel (Tafel XXVI 9. Die in Tafel XXVI 5 wiedergegebene virtuose Nachbildung eines Auerhahnes in Balzstellung bedarf keiner weiteren Erläuterung) [1]), zwei aber (Tafel XXVI 8, 11) ein ruhendes vierfüssiges Tier wiedergeben.

Das kleinere von beiden ist nach Art der oben genannten Büsten aus einem einen Zentimeter dicken Blockstück mit planen, parallelen Seiten und gleichfalls völlig planer, zu diesen senkrechter, langer, schmaler Unterfläche, diese noch mit

[1]) Diese so naturgetreue Wiedergabe des Schnabels mit allen Einzelheiten macht den beim ersten Blick naheliegenden Einwand, dass es sich einzig und allein um einen Bohrer mit langer spitzer Bohrzunge handeln könne, gegenstandslos, wenngleich nicht bestritten werden soll, dass das Stück sehr wohl nach seinem Hauptzweck als Bohrer benutzt sein kann.

[1]) Vergl. auch das häufige Vorkommen von Auerhahnknochen entsprechend der damals dominierenden Nadelholzflora in den Affaldsdyngern, speziell denen von Ertebölle und Aamölle. Ertebölle lieferte Reste von mindestens 13 Exemplaren.

Digitized by Google

natürlicher Kruste, hergestellt, sodass es etwa nach Art unserer heutigen als Kinderspielzeug benutzten liegenden Porzellantierchen aufrecht hingestellt werden kann. Ohren- und Schnauzenpartie, Nacken, Rücken, Schwanz und vordere Brustfläche sind durch steil zu den Flächen gestellte, zum Teil sorgfältig nachgearbeitete Absprengungen geschaffen. Es erinnert sehr an die ähnliche, nur etwas mehr gegliederte Tierfigur von Termini Imerese, hat aber vor dieser die Aufstellbarkeit voraus. Es handelt sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um ein Kinderspielzeug, wohl das älteste, das aus den Ostseeländern bisher bekannt geworden ist. Ein zweites nach den gleichen Gesichtspunkten angelegtes grösseres derartiges Stück ist durch entsprechende eingehend und zielbewusst nachhelfende Bearbeitung eines halben Feuersteinknollens mit zitzenförmigem Fortsatz als Kopf hergestellt. Es ist gleichfalls aufstellbar.

Was veranlasste nun sowohl die spätpaläolithischen Höhlenbewohner von Termini Imerese, wie die viel später lebenden Feuersteintechniker unserer Gegend, die allerdings durch ihre z. T. gleichfalls aus der letzten Phase des Paläolithikums, dem Magdalénien, schöpfende Kultur gewisse, wenn auch zeitlich weit zurückliegende gemeinsame Berührungspunkte mit den erstgenannten haben konnten, zu so massenhafter Anfertigung dieser merkwürdigen Tierbilder. Die Motive dürften, ob sich nun diese Bildnerei zeitlich und räumlich getrennt, als jedesmal eigene Entwicklungserscheinung herausgebildet hat, oder ob sie in beiden Kulturen auf eine gemeinsame Basis zurückgeht, sich aus der andauernden intensiven Berührung mit der umgebenden Tierwelt ergeben, deren Beobachtung und genaue Kenntnis die vornehmste Daseinsbedingung jedes einzelnen Individuums ausmachen musste, dann aber auch aus der beiden Kulturen gemeinsamen, gleichartigen, notwendigen Kenntnis der Feuersteintechnik, und aus der sich daraus naturgemäss ergebenden eingehenden Beobachtung gewisser einfacher Abspaltungsformen. Was ist natürlicher, als dass der primitive Urvolksjäger — denn nur ein solches Jägervolk kann für Teterow in Betracht kommen — dessen Auge von frühester Jugend an geschärft sein musste für alle Einzelheiten des Wildes, das seine tägliche Nahrung ausmachte und darum sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nahm — dass dieser scharfsichtige und geübte Beobachter in den immer wiederkehrenden gesetzmässigen z. T. bizarren Abfallsformen der Feuersteintechnik die ungefähre Form seiner Jagdtiere wiedererkennen musste, was natürlicher, als dass er mit wenig Nachhilfe der schlaggeübten Hand die verschwommenen Konturen den Naturformen, die ihm ununterbrochen geistig und materiell vor Augen standen, anzupassen suchte. Diese halbbewusste spielerische Betätigung eines künstlerischen Dranges führte dann in der weiteren Entwicklung zu der beabsichtigten Anwendung dieser Kunst, in dem einerseits Geräte mit dazu geeigneten und einladenden Konturen z. B. Bohrer schmuckshalber annähernde Tiergestalt

Digitized by Google

erhielten [1]), andererseits an sich wertlosen Abfallsprodukten durch entsprechende Nachformung einen gewissen mehr idealen Wert verliehen wurde (Herstellung von Kinderspielzeug usw.). Ausserdem kommen aber wohl in der weiteren Folge hauptsächlich religiöse Vorstellungen als Triebfeder dieser Bildnerei in Betracht [1]). Es passt auch sehr wohl in das Empfinden eines allein von der Jagd lebenden Naturvolkes, dass das Individuum, welches auf ein bestimmtes Beutetier spekuliert, sich das Wohlwollen eines von ihm anerkannten höheren Wesens durch Anfertigung und Deponierung einer entsprechend geformten Tierfigur erkaufen zu können glaubt. Die Figuren wären dann als Votivstücke anzusehen. Voraussichtlich ergibt die weitere Beobachtung ähnlicher Erscheinungen, die, falls erst einmal die Aufmerksamkeit systematisch auf sie gelenkt wird, zweifellos noch mancherorts in grösserer Zahl auftauchen werden, neues Material und mit ihm weitere Anhaltspunkte, die uns einen tieferen Einblick in das Seelenleben dieser längst verschollenen Urbevölkerung gewähren.

Neben diesen Tierfiguren sind ganz neuerdings auch anscheinend menschliche Darstellungen aufgetaucht. Es handelt sich bis jetzt um 3 silhouettenhaft im Stil der übrigen Figuren von der Seite aufgefasste Frauenkörper ohne Extremitäten, etwa nach Art des den Medizinern bekannten BRAUNE'schen Gefrierschnittes dargestellt, mit starker Betonung der Geschlechtscharaktere, speziell der Brüste und der Glutäen. Zweimal ist der Kopf einigermassen ausgebildet, einmal mit (zu klein geratener) nicht übler Wiedergabe von Nase, Kinn, Nacken und Stirnrundung. Sie erinnern einigermassen an die Steatitfigur von Mentone (L'Anthropologie 1898). Eine genauere Besprechung muss für später vorbehalten bleiben, bis sich die Zahl dieser menschlichen Abbildungen hinreichend vermehrt hat, um genügend sichere Schlüsse ziehen zu können.

Unsere Ausführungen ergaben, dass die Teterower Funde eine in sich geschlossene primitive und eigenartige Kultur vertreten mit zahl-

---

[1]) Vergl. u. a. den mit Hunde- und Menschenkopf an den Ecken verzierten Kamm von Gullrum (Gotland), die Tierköpfe an den Schiefermessern von schwedisch Nordland und den Axthämmern von russisch Karelien, sämtlich der arktischen Kultur angehörig, die KOSSINNA als direkte Ausläufer der Ancyluskultur bezeichnet. (KOSSINNA, Mannus I. S. 1 ff. Tafel X. XI.).

[1]) CARTAILHAC und BREUIL sind in ihrem Werke: la caverne d'Altamira an der Hand eines umfangreichen ethnographischen Vergleichsmaterials der rezenten steinzeitlichen Jägerstämme zu dem Resultat gekommen, dass ein Kausalzusammenhang zwischen den naturalistischen Tierdarstellungen und den Totem bestehe, nachdem REINACH bereits früher seine Ansicht, dass die Tierzeichnungen einer totemistischen Vorstellung entspringen, geäussert hat. (R. R. SCHMIDT, Mannus 1910. Ergänzungsband I. S. 62.)

Digitized by Google

reichen Beziehungen zu längst bekannten vorneolithischen Kultur-Epochen Dänemarks, Nord- und Ost-Frankreichs und der Altmark. Welches ist nun ihre genauere zeitliche Stellung diesen gegenüber? Es vernotwendigt sich dazu zunächst noch einmal eingehender auf technische Einzelheiten der Teterower Funde zurückzukommen. Die meisten Abspaltungen sahen wir auf die Grundform der unsystematisch gewonnenen unregelmässigen formlosen Scheiben oder auf ebenso formlose Mittelstellungen zwischen Span und Scheibe zurückgehen. Die technisch zweifellos schwierigere und an Können und Wollen grössere Anforderungen stellende systematische Abspaltungsmethode mit Schaffung regelmässiger Langspäne von ein und demselben Spanblock ist noch nicht herausgebildet, jedenfalls nicht geübt worden und kaum in ihren Anfängen nachweisbar. Es finden sich statt ihrer nur unscheinbare, dicke, form- und kunstlose Abschläge, während lange, dünne, ebenmässige Klingen wie bei Calbe, aus dem französischen Campignien und den ältesten Kjökkenmöddingern absolut ausfallen. Mit ihnen fehlen auch die aus ihnen hervorgehenden Spanspalter, jene so bezeichnende Leitform der Muschelhaufen, die auch bei Calbe und in den französischen Funden noch nicht vorkommen, obwohl dort bereits besseres Klingenmaterial vorhanden ist. Auch die in der Kjökkenmöddingkultur so häufigen langen Spankratzer aus dünnen schlanken Spänen fehlen fast ganz und sind durch plumpe kurze Absplisse ersetzt. Aus ähnlichen technologischen Gründen ist die Hauptmasse der „Scheiben"-Spalter nicht wie an den dänischen Fundstellen und sonst überwiegend aus mehr regulären systematisch gewonnenen Scheiben mit symmetrisch gestellten scharfrandigen Schneiden, sondern aus ungeformten Abspaltungen und Bruchstücken mit meist schiefer, durch einen weiteren Hieb noch nachgeschärfter dickerer Schneide angefertigt, z. T. auch durch aus Kernstücken oder Naturstücken gefertigte Exemplare ersetzt. Sowohl die mangelnde Span- wie diese unvollkommene Scheibentechnik dürfte, wie schon oben erwähnt, höchstwahrscheinlich auf ein frühes, technisch noch rückständiges, der Ausgangsform des Flénusien noch nicht allzu fernstehendes Entwickelungsstadium hindeuten. Zu ähnlichen Schlüssen führt auch die vergleichende Betrachtung besonders der beilförmigen Geräte, die statt des vor allem in den Muschelhaufen, aber auch im Maglemose und in der Altmark schon häufigen[1]) typischen Gratbeiles für Teterow nur ein verhältnismässig spärliches Auftreten dieses hier ungemein kunstlos hergestellten Geräts, neben ihm aber eine ältere und einfache Vorform ergibt, die sich

[1]) Die Zahl der Spalter zu der der Beile und der Querschneiden verhält sich bei Ertebölle wie 10 : 11 : 10, bei Teterow wie 10 : 1 : 0.

Digitized by Google

auch schon bei Calbe findet, dessen Funde den Teterower Funden in ihrer Gesamtheit überhaupt zeitlich am nächsten stehen. Die Zuformung der Beile, wie auch aller übrigen Geräte, beschränkt sich oft auf die allernotwendigsten Massnahmen zur ungefähren Erzielung der beabsichtigten Form, unter Nichtanstellung jeglicher feineren Nachbearbeitung durch glättende Nachretuschierungen usw., wie sie bei den Beilen aus den Muschelhaufen die Regel ist (vergl. Affaldsdynger Tafel V), wodurch das hiesige gesamte Inventar dem Flénusienstil recht nahe gerückt wird. Der Pickel kommt in Teterow wie bei Calbe nur in kleineren, nicht sehr ansehnlichen Exemplaren vor, während sowohl die Muschelhaufen als auch die französischen Fundorte (Campigny, Pressigny) bedeutend weiter entwickelte Formen von teilweise bedeutenden Dimensionen geliefert haben. Auch dies scheint für eine relativ frühe Entwicklungsstufe der hiesigen Funde zu sprechen. Dazu kommt, dass bei Teterow eine ganze Anzahl von Gerättypen und bisweilen Gerätformen (so die Faustkeile, Keulen, groben Messer, Hohlschaber, Pfeilspitzen u. a.) auftreten, die in der Muschelhaufenkultur nicht oder kaum vertreten sind, andererseits aber deutliche Beziehungen zu französischen und belgischen Campignien- und Flénusien-Formen haben, und zum Teil direkt auf alte Magdalénienformen zurückgehen. Mit den Funden von Calbe bestehen andererseits so zahlreiche und weitgehende Parallelen, dass man an der näheren zeitlichen Zusammengehörigkeit beider Fundorte nicht zweifeln kann. Beiden gemeinsam sind die altertümlichere Beilform (siehe oben), die kleinen unscheinbareren Pickel, die ganze Reihe von zahlreich vertretenen verschiedenartig und zum Teil eigenartig gestalteten Pfeilspitzen, die irregulären „Scheiben"spalter mit schiefer Schneide, die einfachen runden Schaber. Sie unterscheiden sich eigentlich nur durch das bei Calbe seltene Auftreten von Bohrern, Hohlschabern, unregelmässigen Spaltern, die bei Teterow reich vertreten sind, sowie umgekehrt durch das häufigere Auftreten von Gratbeilen und prismatischen Messerklingen bei Calbe, die bei Teterow wiederum mehr vereinzelt und unentwickelt vorkommen: Erscheinungen, die sich wie gesagt wohl ungezwungen durch das etwas höhere Alter wenigstens eines Teiles der Teterower Funde erklären lassen. Vielleicht kommen hierbei auch die verschiedenen Lebensbedingungen einer Küsten- und einer Binnenlandsbevölkernng mit in Betracht. Das häufige Auftreten von Hohlschabern, die im Flénusien gleichfalls in grösserer Zahl erscheinen, könnte speziell für ein relativ höheres Alter sprechen. Die Funde aus dem Maglemose, deren nähere zeitliche Zusammengehörigkeit mit den Calbeschen Funden von KUPKA dargelegt ist[1]), bilden mit

[1]) Demgegenüber ist hervorzuheben, dass das Feuersteininventar des Maglemosefundes, das ich Gelegenheit hatte, wenn auch nur flüchtig, persönlich durch-

Digitized by Google

diesen und dem ältesten Material der Teterower etwa in der zeitlichen Reihenfolge Teterow-Calbe-Maglemose als Vertreter der eigentlichen Ancylus-Kultur eine ältere Gruppe gegenüber dem Material der Muschelhaufen, der Fundgruppe von Campigny und der entsprechenden anderen französischen Orte. Andererseits weisen manche Stücke von Teterow gleichfalls nicht zu übersehende nähere Verwandtschaft mit echten Litorina-Funden auf, was vielleicht für ein Hinanreichen einzelner lange bewohnter Ansiedelungen bei Teterow bis an diese Epoche spricht. Speziell das Inventar von Fundort 6 macht einen ausgesprochenen Litorina-Eindruck.

Was nicht aus Feuerstein gefertigte Fundstücke betrifft, so konnten die für die Ancylus-Periode als charakteristisch geltenden stielrunden oder einseitig gezähnten Knochenharpunen, wie sie bei Calbe und im Maglemose-Fund so reichlich nachgewiesen sind, bisher bei Teterow nicht aufgefunden werden, ein an sich bedauerlicher Ausfall, der aber angesichts des Umstandes, dass die grosse Mehrzahl der bisherigen hiesigen Funde in einer Höhenlage von 30 oder mehr Metern über dem Seespiegel aufgelesen worden, nicht überraschen kann. Dass auch sie in den moorigen Niederungen zwischen Heidbergen und See vorhanden sind, und über kurz oder lang bei genauerer Beobachtung bei Torfarbeiten zutage kommen werden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Übrigens sind in weitem Umkreise unserer Fundstätten schon früher echte Ancylus-Harpunen im Maglemosestil aufgetaucht, so ein Exemplar bei Waren am Nordrande der Müritz (30 km Luftlinie vom Teterower See), eine Mittelform zwischen SAARAUWs Abbildung 28 und KUPKAs Abbildung 27. 2, ferner eine kleine Serie von Dobbertin (35 km Luftlinie vom Teterower See), darunter 2 von Häkelnadelform entsprechend SAARAUWs Abbildung 27, und ein Stück nach Art der Abbildung 27. 2 bei KUPKA. Dieselben befinden sich in den Grossherzoglichen Sammlungen in Schwerin.

Das Prinzip der Ancylus-Harpunen findet sich jedoch bei Teterow an einer aus einem breiten, spitzzulaufenden Span gefertigten gleichschenklig-dreieckigen Feuersteinpfeilspitze angedeutet, bei welcher nahe der Spitze in der einen Kante durch Ausbruch einer sorgfältig nachgedengelten Kehlung ein Widerhaken geschaffen ist, der im Effekt etwa denen an der Spitze der Knochenharpunen gleichkommt (vergl. die Abbildung bei S. MÜLLER, Urgeschichte Europas S. 16)[1]).

---

zusehen, auf mich schon auf den ersten Blick den Eindruck machte, dass es dem Inventar der älteren Muschelhaufen näher stehe, als dem der Fundgruppe Calbe-Teterow.

[1]) Auch KUPKA weist für Calbe auf die „Formähnlichkeit zwischen den ausgesprochenen unsymmetrischen Spitzen und gewissen Steingerätschaften" hin.

Digitized by Google

Auch die bekannten Hirschhornäxte der Muschelhaufenzeit und der vorhergehenden, älteren Periode konnten bisher in Originale noch nicht nachgewiesen werden, was bei der Natur sämtlicher hiesiger Funde

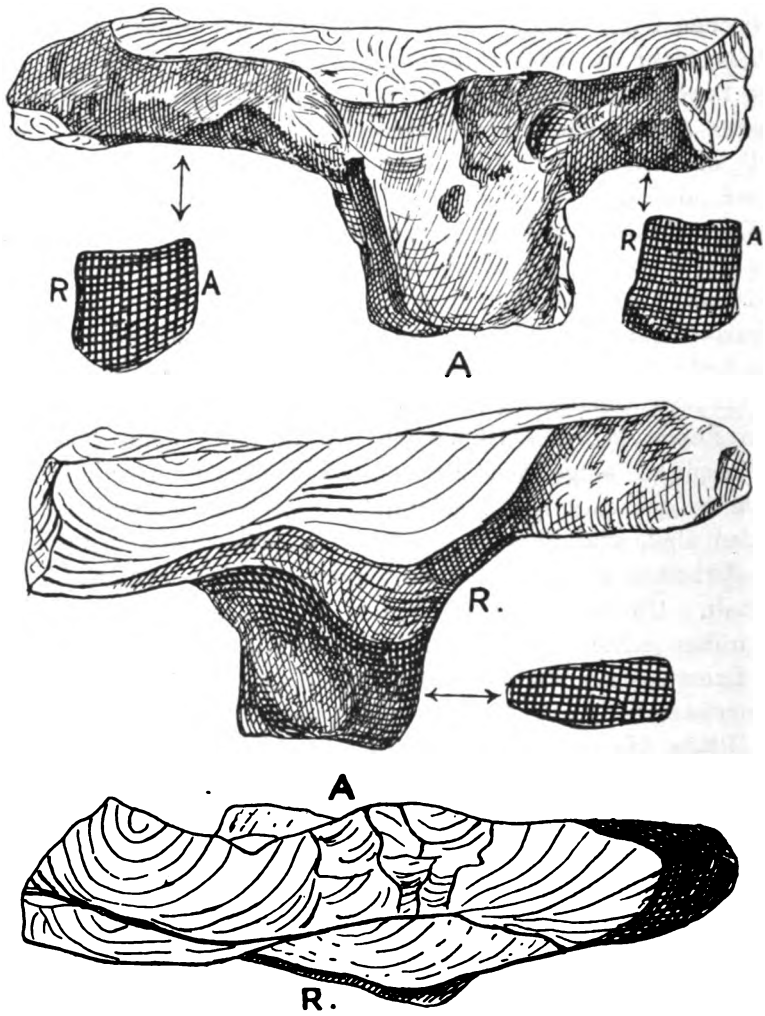


Abb. 2.

als Oberflächenfunde und der Vergänglichkeit von Hirschhorn an Luft und Licht nicht wundernehmen kann. Dass aber auch sie bekannt waren und angewendet wurden, beweist eine getreue Kopie einer solchen Axt in Feuerstein und zwar desjenigen Typus, der nicht aus dem Rosenstück, sondern aus einem mittleren Stangenstück mit abgesägter Seitensprosse mittelst Durchbohrung an dieser Stelle mit platter Zuschär-

Digitized by Google

fung beider Enden hergestellt wurde (Abb. 2)[1]). Das merkwürdige Stück ist aus einem 16 cm langen, 3 cm dicken annähernd geraden stangenförmigen natürlichen Feuersteinknollen mit dickem quergestelltem, einseitigen Auswuchs in der Mitte derart gefertigt, dass die dem Seitenknollen entgegengesetzte Längsseite durch zwei flache Längsabspaltungen und einige feinere Nacharbeitungen völlig geradlinig gestaltet wurden; von den beiden Schneiden ist die am kürzeren Ende genau nach dem Beispiel der Hornäxte durch Abschrägung nach der Hinterseite geschaffen worden, die andere ist mehr pickelförmig zugespitzt.

Was etwaige Spuren einer Keramik anlangt, so müsste, wenn wirklich die Teterower Funde der Ancylus-Kultur angehören, von vornherein das Auftauchen einer solchen ausgeschlossen erscheinen, da erst mit dem Einsetzen der frühen Litorina-Zeit die ersten keramischen Erzeugnisse im Norden erscheinen. Auch das Maglemose und Calbe haben keinerlei Reste von Tonwaren geliefert. So konnten auch im hiesigen Fundgebiet trotz besonderen eifrigen Suchens darnach kein einziger sicherer steinzeitlicher Scherben festgestellt werden.

Einige unverzierte kleine rötliche dicke Scherben mit vielem Steingruss von einer der östlichen Vorhöhen der Heidberge (Fundort 5) gehören wohl zu einem am Fuss dieser Höhe nachgewiesenen Latène-Grabfeld. Einige auf Fundort 6 gefundene Scherben sind spätwendisch.

Von der Aufbewahrung und Bestimmung von Knochenresten wurde bisher abgesehen, da bei der Natur der hiesigen Funde als Oberflächenfunde wirklich alte Reste von Beimischungen der jüngsten Zeit nicht sicher getrennt werden konnten.

Es bleibt noch übrig, einiges über die Natur der Örtlichkeit und ihre Beziehungen zu den Ancylussiedelungen zu sagen. Während die Litorinabevölkerung mit ausgesprochener Vorliebe ihre Wohnplätze an den Seeküsten wählte, konzentriert sich die Ancyluskultur um Binnengewässer, besonders um Becken grösserer Landseen (vergl. Calbe und Maglemose). Für Teterow mit seinen Höhenfunden scheint die Sache auf den ersten Blick anders zu liegen. Die Teterower Fundflächen liegen nicht allzuweit (47 km) vom Meere entfernt, an dessen Küstengegenden die Litorinakultur der Muschelhaufen gebunden zu sein scheint, aber auch in nächster Nähe eines grösseren Binnengewässers entsprechend dem Befunde von Calbe und von Maglemose. Sie liegen zum Teil auf den Höhen vom See entfernt gleich den Funden von Campigny und von Arneburg, zum Teil in kontinuierlichem Zusammenhange bis unmittelbar an und in den See hineinreichend. Dazu kommen noch hier wesentliche geologische Änderungen seit der Ancylusperiode.

[1]) Zum Vergleich siehe Mannus Bd. I, Tafel V, Abb. 2.

Digitized by Google

Die Niederungszone des Teterower Sees setzt sich jetzt als tiefes breites Tal längst der Westpeene bis an den Kummerover See fort, und von dort weiter nordwärts, um schliesslich rechtwinklig auf das grosse Mecklenburg und Pommern trennende Quertal zu stossen. Nach GEINITZ kann möglicherweise am Ende der Eiszeit die Talrichtung der mecklenburgischen Wasserläufe eine umgekehrte, vom nordostwärts gelegenen Gletscherrande abgewandte gewesen sein. Zur Eiszeit bildete Mecklenburg eine um etwa 200 m höher gelegene mit Südschweden und Dänemark zusammenhängende Landmasse; mit dem allmählichen Einsinken des jetzigen südwestlichen Ostseebeckens, vielleicht auch noch mit durch die letzte grosse Senkung, die Litorinasenkung beeinflusst, ist möglicherweise erst die jetzige Talrichtung unserer Niederungsgebiete eingetreten. GEINITZ berechnet die Differenz in der Höhe zwischen der mecklenburgischen Küste vor der Litorinasenkung und der jetzigen Küste auf noch mindestens 25 m. Nehmen wir ähnliche Höhenverluste durch die Litorinasenkung auch für unsere in der Luftlinie nur 6 Meilen von der jetzigen Küste entfernten Gegend an, so ergibt sich gegenüber dem damals infolge der noch nicht vorhandenen Rückstauung entsprechend tiefer gelegenen Seespiegel eine noch grössere Höhenlage für unsere Fundorte; man muss sie zum Teil als direkte Höhenfunde auffassen. Unter solchen Umständen erscheint, ganz abgesehen von dem auch zum Teil dagegen sprechenden Inventar eine Siedelung mit dauernden Wohnplätzen auf der Höhe wie beispielsweise auf dem den höchsten Punkt der Gegend bildenden meilenweit sichtbaren „Kahlen Berg" (Fundort 1) unwahrscheinlich, man muss vielmehr annehmen, dass hier oben nur gelegentlich gewohnt, wenn auch vielleicht regelmässig der Feuerstein bearbeitet wurde [1]), dass aber die eigentlichen Wohnplätze, wie auch bei Calbe und im Maglemose, näher dem günstigere Bedingungen bietenden Wasser gelegen haben, etwa am See oder im See. Für letzteres sprechen die Verhältnisse vom Maglemose, wo die gesamten Funde aus dem Moore, zum Teil aus ziemlicher Tiefe von einem verhältnismässig begrenzten Raume geborgen worden sind. Auf Grund der Funde von grossen Baumstämmen auf dem Grunde des Fundplatzes nimmt SAARAUW an, dass die Bewohner des Platzes auf grossen schwimmenden Flössen gelebt haben und dass erst durch das Versinken dieser das gesamte Inventar mit ihnen auf den Grund des damaligen Seebeckens gelangt ist. Ähnliche Beobachtungen wurden bei Calbe gemacht, wo ausser

[1]) Der nach allen Richtungen meilenweit sichtbare 93 m hohe Kahle Berg (Fundort 1) mit seiner ostwärts nach dem See gerichteten, steil abfallenden Front, kommt vielleicht auch als Kult-Platz in Betracht, da genau auf seinem höchsten Punkte mehrfach ganz besonders sorgfältig gearbeitete unbenutzte Geräte (Tafel I) gefunden wurden.

Digitized by Google

den am Rande des Mildebruches gemachten Funden auch auf der Sohle desselben die erwähnten Knochen-Harpunen, Elchknochen usw. zutage gefördert wurden. Spuren von ähnlichen Anlagen sind nun anscheinend auch bereits bei Teterow nachweisbar. So findet sich in der torfigen Wiese am Seeufer nahe der Zuckerfabrik nur wenige Minuten vom nächsten Fundplatze entfernt eine kleine, dem Auge kaum sichtbare Erhebung, deren zahlreiche torfige, mit Wiesenkalk und grobem Kies gemischte Maulwurfhaufen häufig Feuersteingeräte und Absplisse liefern, die im Charakter mit den nahen Höhenfunden übereinstimmen. Daneben kommen dort Stücke von Tierknochen und angebranntem Holz des öfteren mit an die Oberfläche. Ob es sich aber um einen allmählich vom Torf überdeckten, ehemals trocken gelegenen Wohnplatz oder wirklich um Flossanlagen oder dergleichen handelt, kann nur in Zukunft durch eingehendere Untersuchung entschieden werden. Die am niedrigsten gelegenen Fundstellen, die am Kötheler Bachufer (Fundort 3 und 6), müssen übrigens ihrer Lage und der Art der gefundenen Sachen nach unbedingt als Wohnplätze auf festem Boden gelten.

Im Vorstehenden ist über das Hauptsächliche der hiesigen Funde und die sich aus demselben ergebenden Folgerungen Rechenschaft gegeben. Angesichts der Masse der Fundstücke, deren völliges Verborgenbleiben und plötzliches Zutagetreten, nachdem erst der Zufall und die folgende systematische Nachforschung auf ihre Spur geführt haben, drängt sich die Vermutung auf, dass es sich hier unmöglich um eine vereinzelte Erscheinung handeln kann, dass vielmehr hier das erste Glied einer grossen Kette von solchen Fundstellen vorliegt und dass nur die Unscheinbarkeit der Fundstücke, vielleicht auch der Mangel an interessierten Beobachtern ihr Bekanntwerden bisher verhindert hat. Bei dem Reichtum des südöstlichen Mecklenburgs an Seen mit ähnlichen Geländeverhältnissen, wie sie bei Teterow vorliegen, kann mit Sicherheit auf weiteres Zutagetreten derartiger Zeugen unserer ältesten Vorzeit gerechnet werden.

Wer waren nun die Träger dieser ersten dürftigen Kultur in unseren, nach dem der Eiszeit folgenden unwirtlichen Yoldia-Stadium mit dem wärmeren Klima allmählich bewohnbar werdenden Ostseeländern.

KOSSINNA erklärt die Ancylus-Bevölkerung und die ihnen nachdrängende Litorina-Bevölkerung in seiner Abhandlung „Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen", Mannus, Band I, S. ff. für direkte, allmählich der Nordseeküste ostwärts abgewanderte Abkömmlinge jener am Ende des Magdaléniens hoch gekommenen, sich auch kulturell durch

Digitized by Google

die Kulturen des Flénusiens, Asyliens, Campigniens usw. emanzipierenden kurzköpfigen Rasse, die durch das ganze Paläolithikum neben der langköpfigen, bis zuletzt anscheinend dominierenden Cro Magnon- und Aurignacien-Rasse nachweisbar ist — im Gegensatz zu RUTOT's Anschauung, der diese Kurzköpfe für ein neues, barbarisches, erobernd über die alte Magdalénien-Kultur hereinbrechendes Rasse-Element hält. KOSSINNA stützt sich in seiner Beweisführung mit auf den Umstand, dass diese vorneolithische Kultur im Norden in die sogenannte arktische Kultur ausläuft, eine Kultur, die zweifellos der finnischen Urbevölkerung angehört und sich ausser durch andere auffallende kulturelle Eigentümlichkeiten (Kieselschiefer-Geräte) durch die virtuose Wiedergabe von Tier- und Menschenabbildungen (Elchfigur von Aloppe, Rentier-Felsenzeichnungen, Feuersteinfiguren von Wolosowo, Bernsteinfiguren von Danzig, Stolp, Bernburg) auszeichnet. Das Vorkommen von Tierabbildungen zusammen mit den vorneolithischen Funden von Teterow gibt der KOSSINNAschen Auffassung eine neue Stütze, insofern als diese nach KOSSINNA ethnologisch charakteristischen Nachbildungen hier zum ersten Male auch zusammen mit den Hinterlassenschaften der viel älteren Urstufe der arktischen Kultur, eben der Ancylus- oder der früheren Litorina-Kultur, angetroffen werden, deren Zusammenhang mit dem die Langköpfe des Magdaliens zeitweise überschichtenden artfremden Flénusien-Volk, den KOSSINNAschen „Urfinnen", ja als feststehend angesehen werden kann. Jedenfalls kann als feststehend gelten, dass die Kulturhinterlassenschaften der Ancylus- und Litorinazeit und somit auch die Teterower Funde auf eine nicht urindogermanische, schon früher in den Norden gelangte Urbevölkerung zurückzuführen ist.

Die engere Bedeutung der Teterower Funde für Mecklenburg liegt darin, dass hier zum ersten Male grosse Massen von vorneolithischen Feuersteingeräten ohne Beimischungen jüngerer Fundstücke gefunden worden sind, unter Fundumständen, die ein Vorkommen an anderen Stellen mit ähnlichen lokalen Verhältnissen sehr wahrscheinlich erscheinen lassen, sobald erst systematisch das Augenmerk auf solche in Mecklenburg zahlreich vorkommende Örtlichkeiten gerichtet wird. Durch die Menge der Fundstücke ist eine langandauernde und volkreiche Besiedelung der Gegend wie des geologisch gleich gearteten ganzen Landesteiles wahrscheinlich gemacht.

Die weitere Bedeutung der Funde für die Erkenntnis der vorneolithischen Kultur- und Besiedelungsverhältnisse liegt darin, dass hier zum ersten Male Funde aufgetaucht sind, die auch räumlich zwischen den

Digitized by Google

beiden weit getrennten Gruppen des vorneolithischen skandinavischen und altmärkisch-havelländischen Fundgebietes die vermittelnde Brücke schlagen, sodann darin, dass hier neben vereinzelten Litorina-Formen die Hauptmasse der Feuersteingeräte Verhältnisse aufweist, die zu einer wesentlich höheren Datierung, etwa in die Ancylus-Periode, berechtigen, d. h. eine Zeit, aus der grössere Mengen von Feuersteingeräten im Bereich des skandinavischen wie des deutschen Nordens so gut wie unbekannt sind.

Zusammenfassung.

1. Die das Teterower Seebecken westlich begrenzenden Höhen sind mit massenhaften Resten steinzeitlicher Feuersteinwerkplätze und Wohnstätten aus der Zeit vor der Periode des geschliffenen Steines bedeckt, welche die hiesige Gegend als ein Zentrum vorneolithischer Kultur kennzeichnen.

2. Die gefundenen Geräte haben zwar mancherlei Züge mit dem Inventar der dänischen Muschelhaufen gemeinsam, unterscheiden sich aber von diesen durch viel primitivere Technik und altertümlichere Formengebung, sowie durch ausgesprochenere Verwandtschaft mit den Formen des späten Paläolithikums. Sie gleichen fast vollkommen dem Feuersteininventar von Calbe an der Milde und haben durch die dort gefundenen Knochengeräte indirekt auch Beziehungen zum Maglemosefund, dessen Feuersteingeräte jedoch jünger zu sein scheinen.

3. Die am meisten charakteristischen Erscheinungen sind:

a) Das fast vollkommene Fehlen von gut abgeschlagenen, dünnrandigen prismatischen Messern im Stil derjenigen der Muschelhaufen und des eigentlichen Neolithikums, die hier einmal durch plumpe kurze Späne, dann durch grosse, massive Rückenspäne, oft in Sichelform und mit zugeschlagenem Rücken ersetzt werden; ferner das vollkommene Fehlen von regulären Span- und Scheibenblöcken, sowie das reichliche Auftreten von unbenutzten grossen Scheiben;

b) das spärliche Auftreten von meist kunstlos geformten Gratbeilen, neben einer zweiten, primitiveren Beilform, der Nachweis von kleinen Pickeln, das häufige Vorkommen von Hohlschabern, Pfeilspitzen und besonders gearteten Scheibenschabern, von Faustkeilen und keulenartigen Geräten, sowie der Formenreichtum der verschiedenen massenhaft vertretenen Spalter;

c) das Auftreten von meist silhouettenhaft wiedergegebenen Nachbildungen von Vögeln und Vierfüsslern, die oft äusserst naturgetreu ausfallen, sowie Andeutungen von Nachbildungen weiblicher Figuren.

Digitized by Google

Erklärung zu den Tafeln XXII—XXVII.

(Abbildungen nach Photographien.)

Tafel XXII. 3/4 lin. Grösse.

1. Primitiver meisselförmiger Pickel. 6 cm.
2. a u. b. Pickel oder abgebrochene grosse Bohrerspitze. 8,5 cm.
3. a u. b. Meisselförm. Pickel mit Griffangel. 9 cm.
4. Lanzenspitze. 8,5 cm.
5. Pfeilspitze mit Widerhaken. 6 cm.
6. 7. 8. Pfeilspitzen. 5, 5,5, 5 cm.
9. Gestielte Pfeilspitze mit Querschneide. 3,5 cm.
10. Unregelmässiger langer Spalter. 8,5 cm.
11. Verwendung unklar (Meissel mit Griff, Kropfbohrer?). 10,5 cm.
12. Dicker Spanschaber. 7,5 cm.
13. Pfeilspitze. 7 cm.
14. Hohlschaber. 4,5 cm.
15. 17. 18. 19. Kleine Bohrer. 4,5, 4, 6,5, 9 cm.
16. Regulärer, langer Scheibenspalter (Elite-Stück). 7 cm.

Tafel XXIII. 3/4 lin. Grösse.

1. Kurzer Pickel mit Übergang zur Meisselform. 7 cm.
2. Grobes sichelförmiges Messer. 9 cm.
3. Halbmondförmiges Rückspanmesser. 6 cm.
4. Spitzschaber. 8,5 cm.
5. Knopfmesser. 8 cm.
6. Kleiner Rundschaber. 4,5 cm.
7. 11. Doppelscheibenschaber. Je 6 cm.
8. Verwendung unklar (Schaber?). 8,5 cm.
9. Atypischer Spalter. 5 cm.
10. Kurze Scheibenspalter. 5 cm.
12. 14. Dicker kurzer Spalter. Je 6 cm.

Tafel XXIV. 1/2 lin. Grösse.

1. 3. Keulen mit geschweiften Langseiten. 10 u. 12 cm.
2. Kurzer dicker Spalter (Kernstück). 7,5 cm.
4. Blockkratzer. 8 cm.
5. Grosser meisselförm. Spalter. 13 cm.
6. 7. Primitive Querbeile. 13,5 u. 16 cm.
8. Hacke. 14 cm.
9. Grobes sichelförm. Messer. 10 cm.
10. Grobes Rückspanmesser 15 cm.
11. Gratbeil. 10 cm.
12. Hammer. 14,5 cm.

Digitized by Google

Tafel XXV. 1/2 lin. Grösse.

1. Grosses Gratbeil. 21 cm.
2. a u. b. Gratbeil älteren Typs (Axt). 17 cm.
3. 4. Faustkeile. 17 u. 15 cm.

Tafel XXVI. 3/4 lin. Grösse. Figurensteine.

1. 2. 6. Einzelköpfe. 5,5, 5,5, 6,5 cm.
3. 4. Bocca aperta-Stücke. 4 u. 6 cm.
5. 8. 9. 11. a u. b. Ganze Figuren. 6, 9,5, 8,5 u. 6 cm.
7. Halsstück aus einem Span. 4,5 cm.
10. 12. 13. 14. Büstenstücke 7,5, 7, 6, 6,5 cm.

Tafel XXVII. 3/4 lin. Grösse.

1. Hohlschaber 6,5 cm.
2. Pickel (?) mit dreiseitigem Querschnitt. 7 cm.
3. Kernstückspalter. 8 cm.
4. Rechteckiger Scheibenspalter (grössere Form der Sch.-Sp.). 8,5 cm. Hornstein.
5. 6. 7. Spitznackiger Scheibenspalter (kleinere Form der Sch.-Sp.). 6, 4,5, 6 cm.
8. Spalter aus zugehauenem Naturstück. 8 cm.
9. Übergangsform zwischen grossem und kleinem Bohrer. 9 cm.
10. a u. b. Besser gearbeitetes Gratbeil. 12 cm.
11. 12. Plumpe Pickel (Übergangsform zwischen dicker und schlanker Axt). 9 u. 10 cm.

Digitized by Google

Digitized by Google

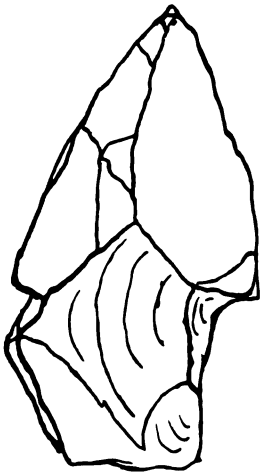


Abb. 3, 1. 1/1.

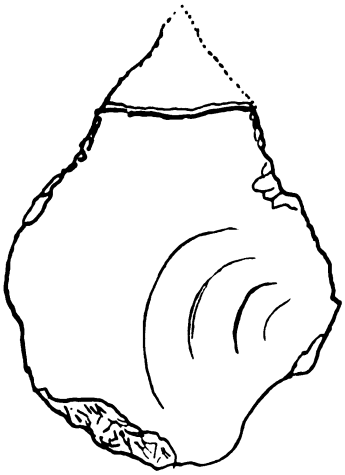


Abb. 3, 2.

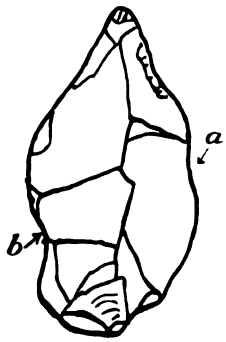


Abb. 3, 3. Randdengelung bei a und b auf der Rückseite. 1/1.

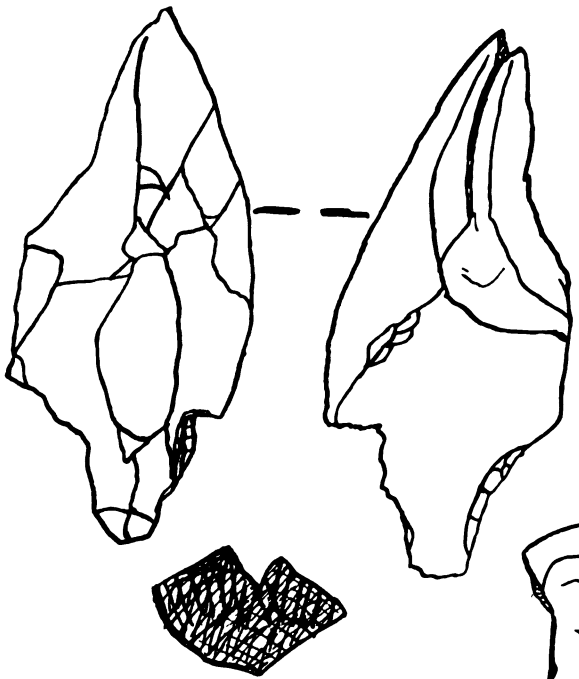
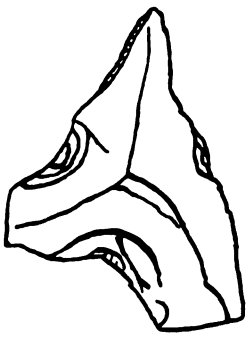


Abb. 3. 4 a, 4 b, 4 c.



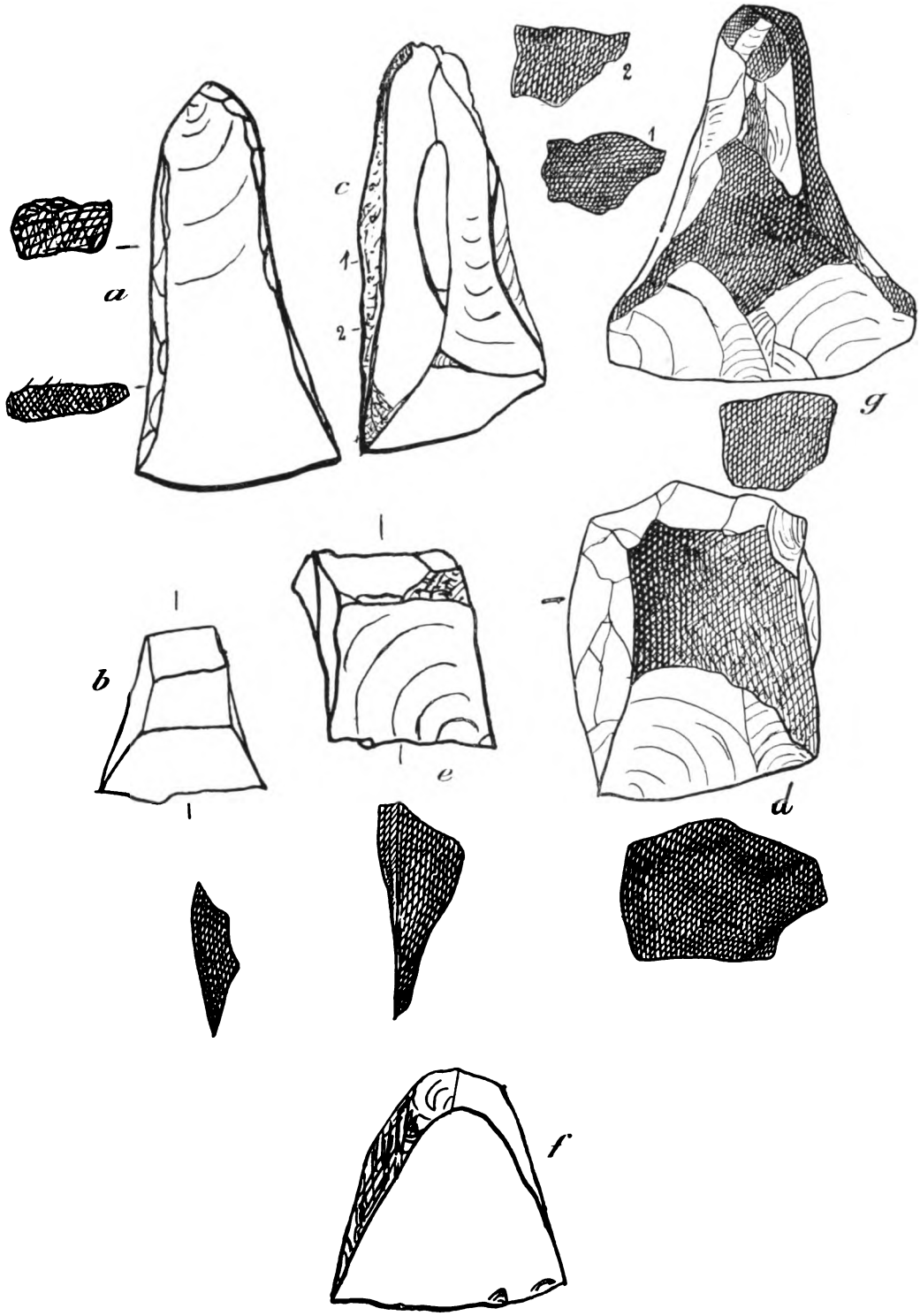
1/1. Abb. 3, 5.

Abb. 3, 7.

Abb. 3, 6.

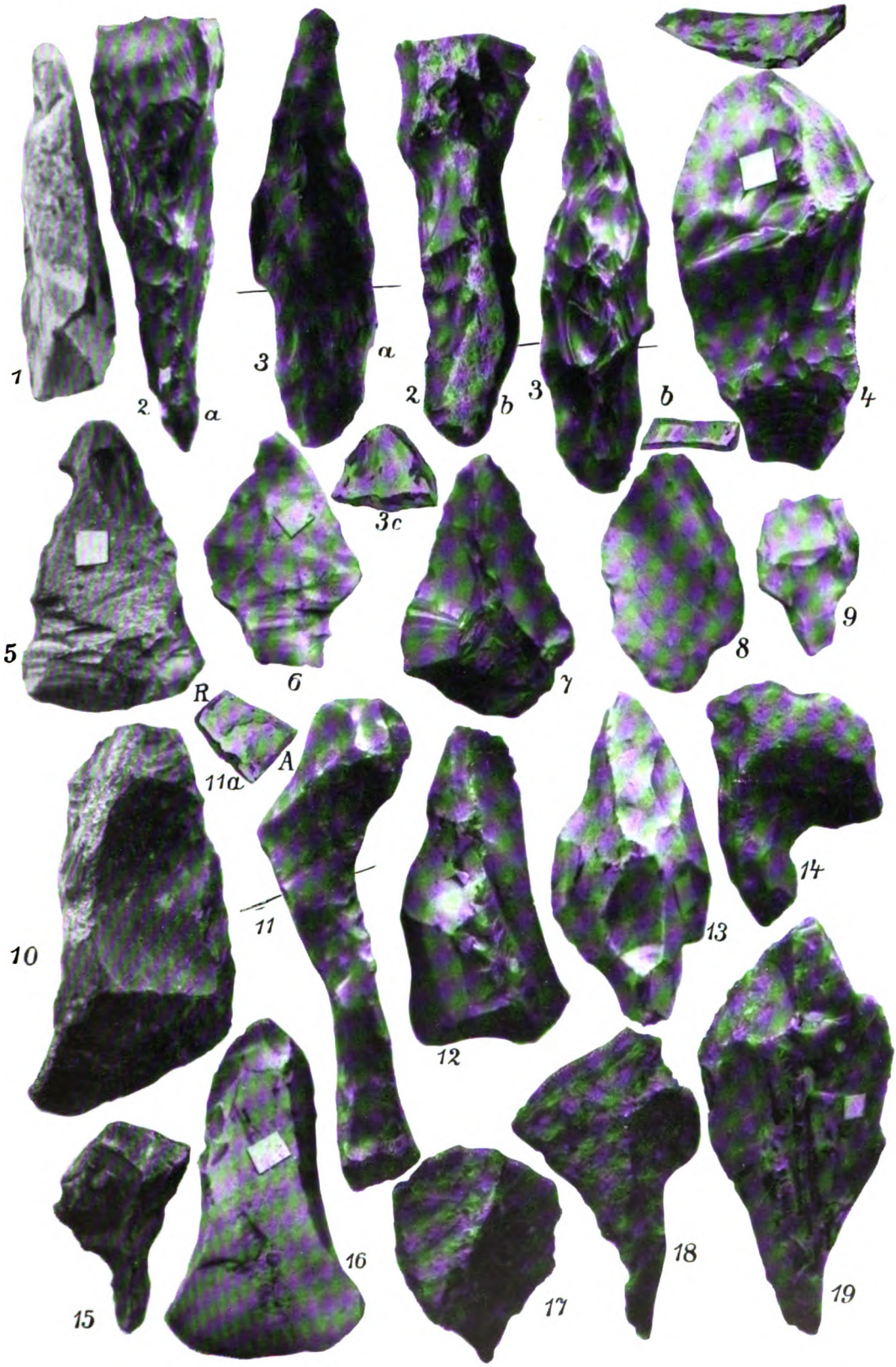
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Asmus, Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

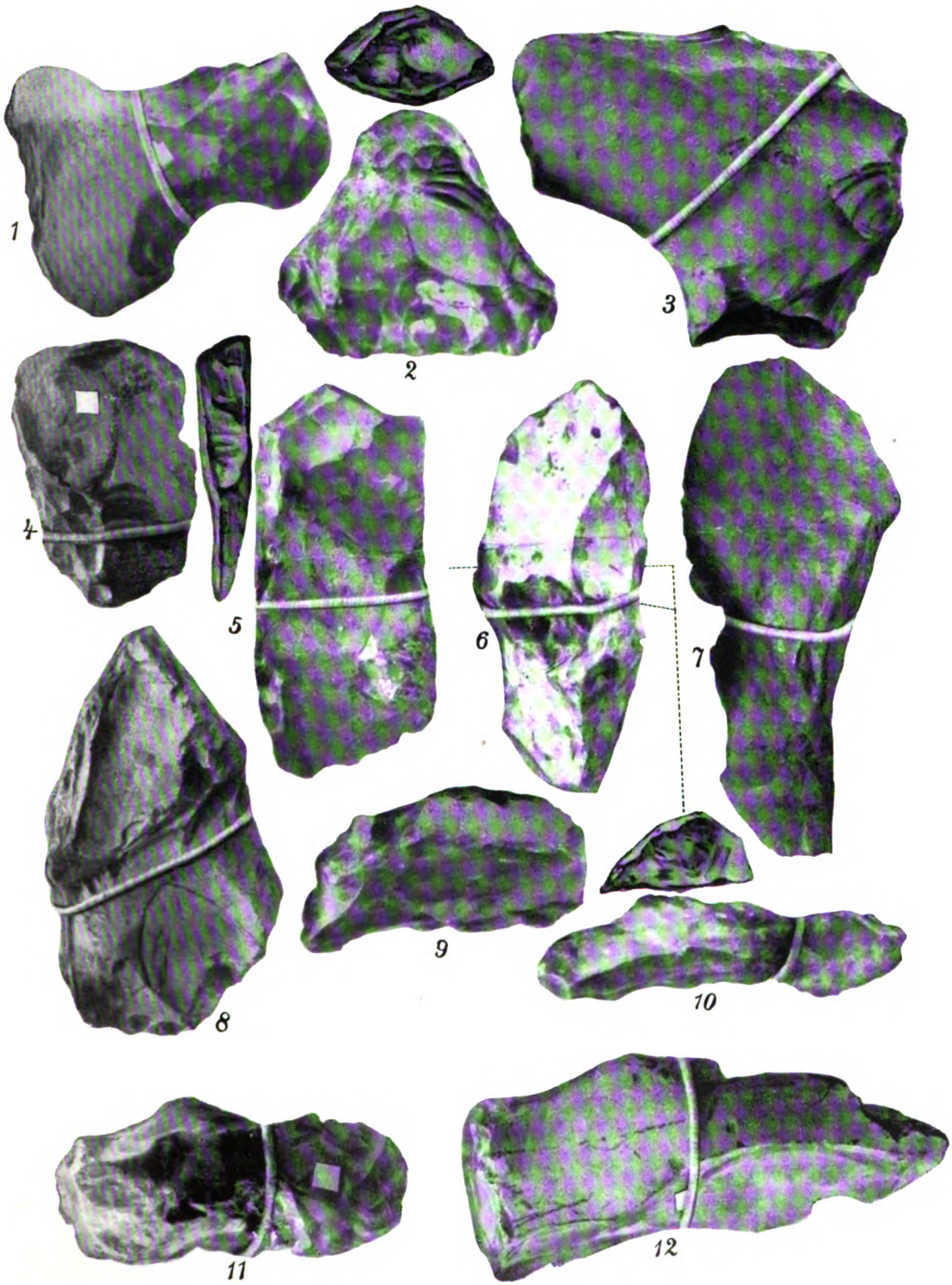
Digitized by Google

Digitized by Google

Asmus, Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

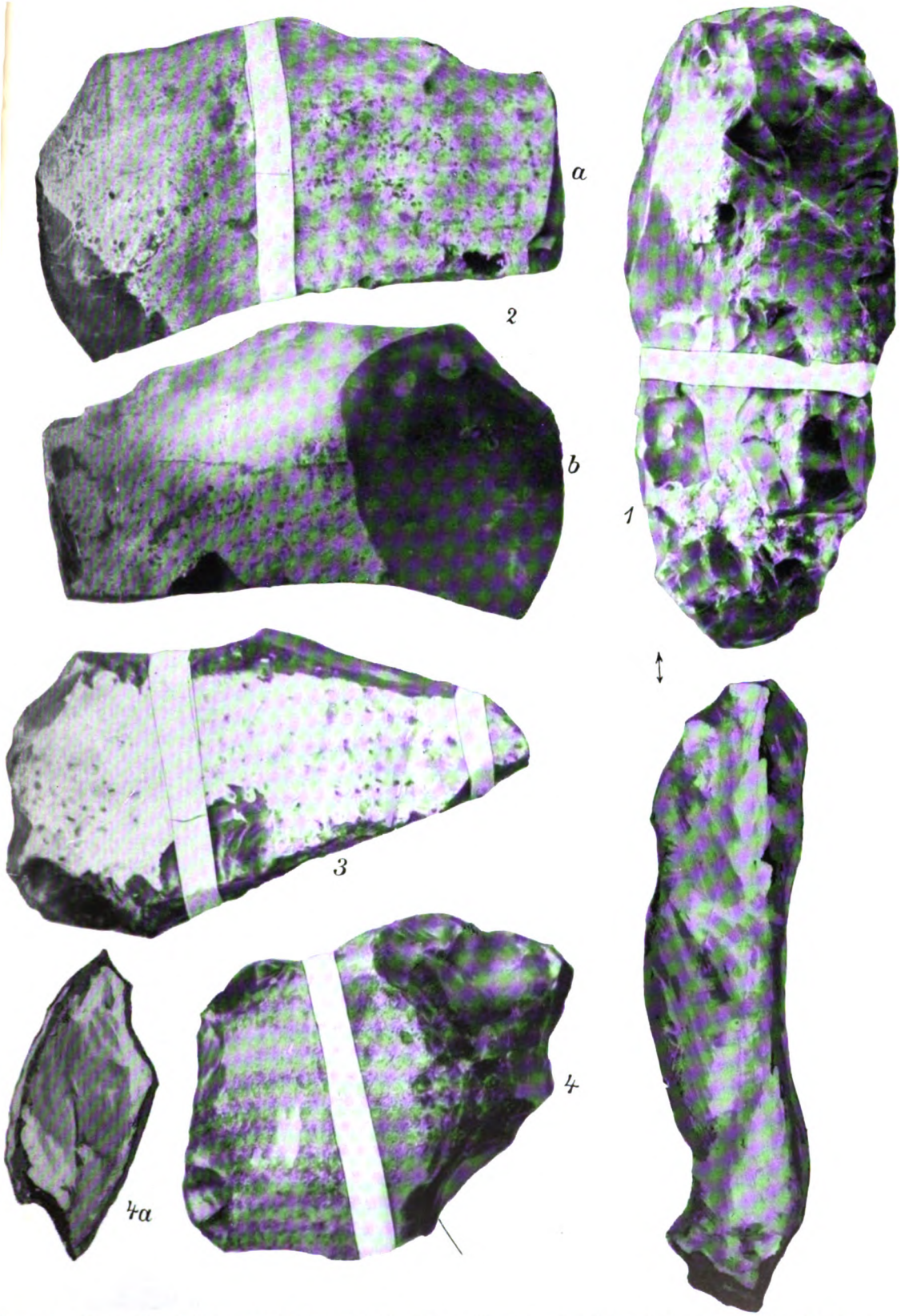
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

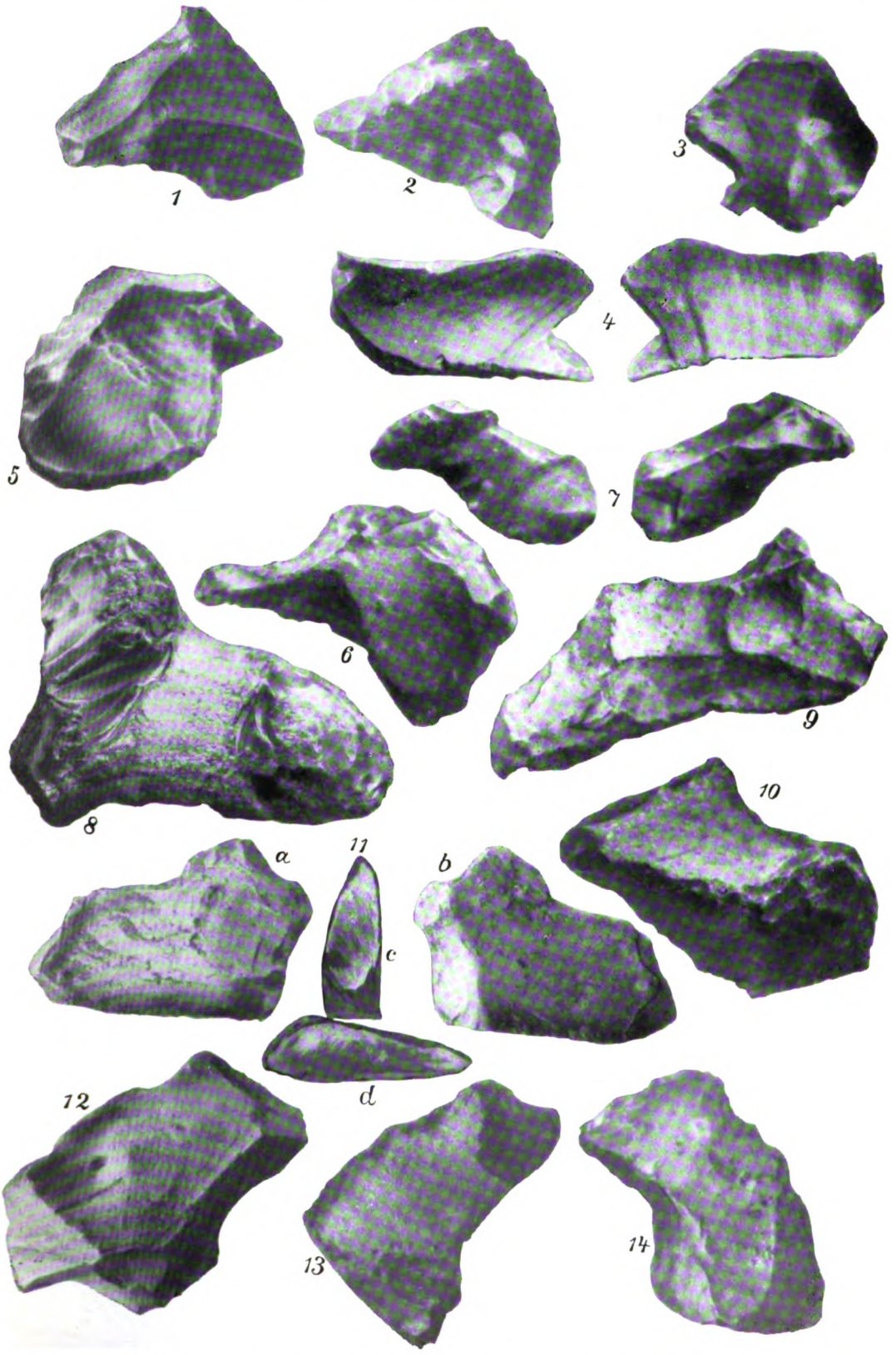
Digitized by Google



Asmus, Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

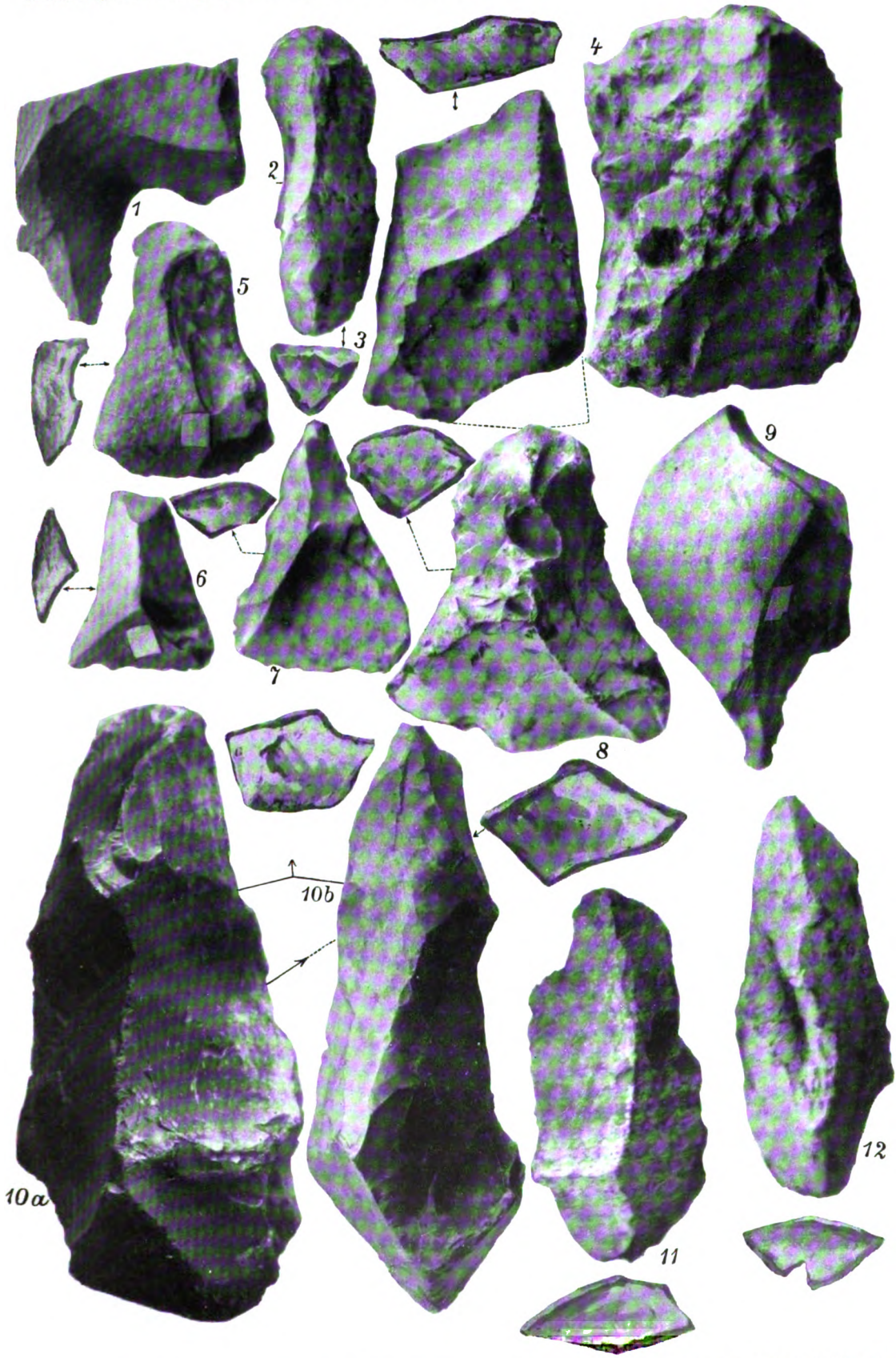
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Neolithische bemalte Keramik in Böhmen.

Von J. A. Jíra, Prag[1]).

Mit 21 Textabbildungen und Tafeln XXVIII—XXX.

Wenn wir heute von der bemalten neolithischen Keramik sprechen wollen, die in Österreich-Ungarn gefunden wurde, genügt uns schon nicht mehr diese Bezeichnung: wir müssen sie bereits in einige Gruppen gliedern, deren es im ganzen, soviel mir heute bekannt ist, drei gibt, wovon eine jede einem andern Umkreis angehört, ebenso auch verschiedenartige Formen der Gefässe und Ornamente aufweist.

Es sind dies: 1. die Gruppe des Umkreises von Galizien und Bukowina, 2. die Gruppe des Umkreises von Mähren, Niederösterreich und Ungarn, 3. endlich diejenige Böhmens.

Die erste Gruppe kommt weder bei uns in Böhmen noch in Mähren vor und deshalb beschränke ich mich in meiner Abhandlung auf die beiden letzteren.

Die bemalte Keramik in Mähren.

Die zweite Gruppe ist aus Fundorten Mährens, Niederösterreichs und Ungarns bereits hinlänglich bekannt (was Böhmen betrifft, gelang es mir erst in der neuesten Zeit auch hier Spuren ihres Vorhandenseins, allerdings neben der eigentlichen bemalten böhmischen Keramik, sicherzustellen). Diese Keramik hat im Jahre 1897 der Notar J. PALLIARDI beschrieben[2]), der auch versuchte sie chronologisch einzuteilen. Er hatte damals nur einzelne bemalte Scherben zur Hand, die

[1]) Ich fühle mich angenehm verpflichtet, den verbindlichsten Dank für das gefällige Leihen von Klischees zu dieser Abhandlung darzubringen: dem Herrn k. k. Konservator J. L. ČERVINKA aus Kojetein in Mähren und dem Herrn Univ.-Prof. Dr. G. KOSSINNA in Berlin, dem ich überdies zu ganz besonderem Danke für die Sorgfalt verbunden bin, die er der sprachlichen Überarbeitung des deutschen Wortlautes dieser Abhandlung widmete.

[2]) Die neolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich. Wien 1897.

Digitized by Google

Formen der Gefässe waren unbekannt. Übrigens sind diese Formen auch heute noch verhältnismässig wenig bekannt[1]).

Im Jahre 1904 hat sie J. L. ČERVINKA[2]) und neuestens im Jahre 1910 derselbe in seinem monumentalen Werke „Moravské starožitnosti" im 3. Abschnitte „Ansiedelungen und Gräber der bemalten Keramik" behandelt; er hat den Charakter dieser Keramik beschrieben und eine Aufzählung aller Fundorte in Mähren (27 Siedelungen und 2 Gräber-Fundorte) gegeben[3]).

[1]) K. BUCHTELA und L. NIEDERLE: „Rukověť české archaeologie", Prag 1910—11, Seite 24, 4. „die bemalte Keramik . . . . . die Formen der Gefässe sind leider weniger bekannt, weil in den Gruben in der Regel bloss feine zerschlagene Scherben sich finden".

[2]) „Pravěk" 1904, No. 2, 3.

[3]) Dort schreibt er: „Das typische Gefäss für diesen Umkreis der Keramik ist das flaschenähnliche Krügelchen ohne Henkel. Auf dem breiten Bauche sitzt der walzenförmige Hals mit sanft erweitertem, aufgeschürztem Rande. Ganz am Rande und an dem mehr oder weniger scharfen Umbruch des Bauches sind flache runde Näbelchen angeklebt, manchmal auch in Form von Eulen oder Widder-Köpfchen. Im übrigen kommen kleine nestartige Schüsselchen mit kleinem Boden und verengten Halse zum Vorschein.

Diese Gefässchen sind bei weitem vollkommener als die ganze übrige neolithische Keramik aus fein geschlemmtem Ton in sehr dünnen Wänden verfertigt; an der Oberfläche pflegen sie des öfteren auch geglättet und manchmal schwarz ausgeglänzt zu sein. Auch der Brand ist viel vollkommener, entweder ganz ins Rote oder ins Dunkelbraune. Auf die glänzende Oberfläche wurden mit Hilfe von Erdfarben verschiedenartige Ornamente aufgetragen: breite, wagrechte oder senkrechte Bänder, Sparren, Zähne, Gitter, Spiralen, Ringe und Mäander. Rote, gelbe, weisse, braune Farben wurden erst nach dem Brande aufgetragen und lassen sich deshalb leicht abwaschen. Ihre Oberfläche ist matt, nie glänzend oder lackiert. Bei manchen Gefässen wurde zuerst eine weisse Unterlage hergestellt und auf diese wurden Zier-Muster in andern Farben aufgetragen. Manchmal sind die Ornamente erst in Konturen eingeritzt und dann bemalt; ein andermal ist das ganze Gefäss oder ein einzelnes Feld mit Farbe unterlegt und in dieser Schichte erst werden Muster eingeritzt.

Ziemlich oft pflegen auch gröbere Töpfe, besonders Schüsseln, und auch Stürzen aussen und innen bemalt zu sein. Die Töpfe haben die Form von Kuppeln mit niedrigem Hals, die Schüsseln die Form von Nestern mit Verengung unter dem Hals oder sie sind sehr seicht. Verziert sind sie ausser mit bemalten Ornamenten am Rande und an dem Bruch auch mit abwechselnd angeklebten Näbelchen. Interessant sind die auf einen hohen Hohlfuss aufgesetzten Schüsselchen.

Im übrigen finden sich oft kleine Gefässe von Würfelform vor, die aussen beritzt und bemalt sind, in den vier Ecken Löchlein zum Einfädeln von Spagat besitzen, dann Pintaderen in der Form von Petschaften — mit plastischen zum Bedrucken von Webereien oder vielleicht auch zum Tätowieren benützten Mustern; sehr oft kommen Menschen- und Tierfiguren vor, die manchmal auf hohle beritzte und bemalte Postamente gestellt sind."

Digitized by Google

Dortselbst in der Abhandlung über weitere Gruppen der Keramik: „Ansiedelungen und Gräber mit der Übergangs-Keramik (Jordansmühler Typus)" sagt er, dass die Gefässe dieser Gruppe eng mit der bemalten Keramik zusammenhängen. Herr ČERVINKA hat hauptsächlich die Form der Gefässe im Sinne, aber wie ich mich an dem Scherben-Materiale selbst, ohne Rücksicht auf seine Form, überzeugt habe, können wir hier eine auffallende Verwandtschaft dieser beiden Gruppen beobachten. Wir finden nämlich in Siedelungen, die zur bemalten Keramik gehören, beisammen sowohl bemalte als auch unbemalte zerschlagene Gefässe. Sie sind von dunkler Farbe, auf der Oberfläche mit einem Abstich ins weisse, was ich wohl am liebsten mit der Farbe des dunklen Feuersteins vergleichen möchte, der auf der Oberfläche ins Weisse zu oxydieren beginnt. Andere Gefässe dieser Siedelungen sind von einer grauen, fast weissen (tonähnlichen) Farbe. Diese zwiefache Färbung ist typisch für den Jordansmühler Schlag in Böhmen und sticht

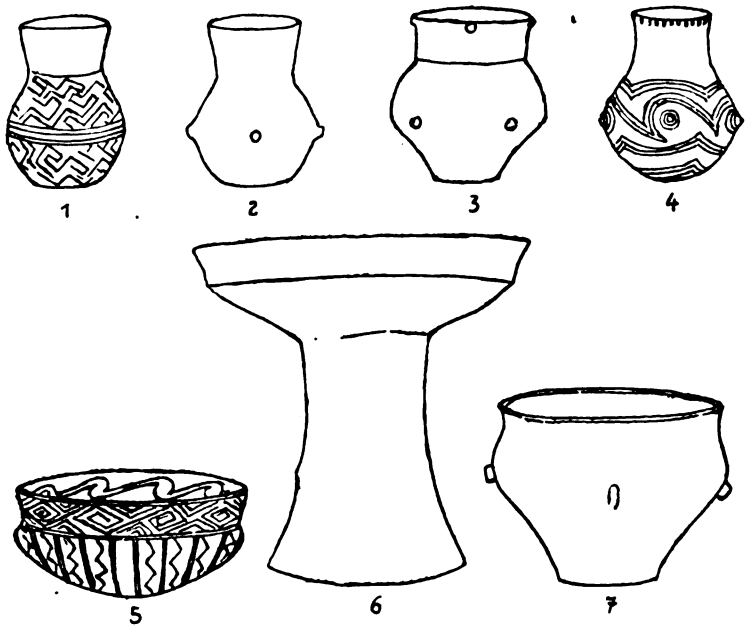


Abb. 1. Bemalte Keramik aus Mähren. (Nach J. L. Červinka und J. Knies.)

grell von den Scherben anderer keramischen Gruppen ab. Namentlich aber erinnern die Formen dieser Erzeugnisse stark an die Jordansmühler Keramik. So z. B. sind die bekannten Jordansmühler Töpfe[1]) mit walzenförmigem Halse typisch für die bemalte mährische Keramik

[1]) Dr. H. SEGER: Die Steinzeit in Schlesien, Braunschweig 1906 (Sonderdruck), Taf. V, No. 6.

Digitized by Google

(Abb. 1, No. 2). Weiter sind die sogenannten „Leuchter" aus der bemalten ungarischen Keramik (Abb. 2), die auch in Mähren vorkommen (Abb. 1, No. 6), fast identisch mit den Jordansmühler „Fussschalen"[1]).

Ebenso ist der mit Nabeln verzierte Topf mit breitem Halse[2]) sehr verwandt mit den bekannten Gefässen der bemalten mährischen Keramik[3]) (Abb. 1, No. 3), namentlich sind die Nabel dieser Gefässe identisch.

Endlich hat das auf der Abb. 2 abgebildete konische, für die bemalte ungarische Keramik typische Gefäss Verwandte in der Jordansmühler Keramik[4]).

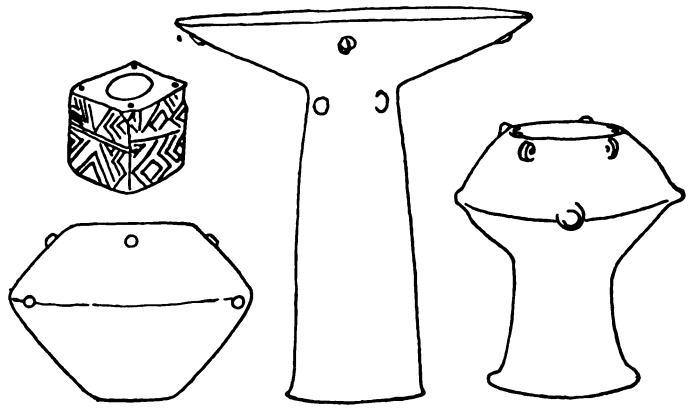


Abb. 2. Keramik von Lengyel (Ungarn). (Nach M. Wosinsky.)

Ein ähnliches Gefäss fand ich in Podbaba bei Prag (Fundort No. 4) in einer Grube samt einem Gefässe auf einem Füsschen, wie wir solche von Schlesien her kennen[5]).

Manchmal sind in Mähren diese Jordansmühler Formen der Gefässe aus rot oder schmutzig rot gebranntem Lehm hergestellt. Mit diesen Gefässen treten Schüsseln auf, deren Formen aus böhmischen wie auch schlesischen Fundorten vom Jordansmühler Schlage unbekannt sind (Abb. 1, No. 5, 7). Andere Gefässe dann (namentlich vom Schlage: SEGER, Taf. V, No. 6) und Schüsselchen von verschiedenen Formen pflegen aus feinerem Materiale hergestellt zu sein, das gelb oder rot ausgebrannt ist und auffallend dünne Wände aufweist, so dass die Scherben infolge dieser Eigenschaft oft sehr schwierig zusammenzuleimen

[1]) SEGER: Taf. IX, No. 6.

[2]) SEGER: Taf. V, No. 7.

[3]) ČERVINKA: „O keramice neolithické na Moravě", Pravěk 1904, Taf. VII, No. 10.

[4]) SEGER: Taf. IV, No. 8, Taf. V, No. 4, Taf. IX, No. 7.

[5]) SEGER: Taf. IX, No. 6.

Digitized by Google

sind. Diese letzteren Gefässe, die durch ihr Material an südliche, griechische Herkunft erinnern könnten, kennen wir auch weder in Böhmen noch in Schlesien aus Fundorten vom Jordansmühler Schlage.

Der seltenen Bereitwilligkeit der Herren Cons. J. L. ČERVINKA in Kojetein in der Hanna, Prof. Fr. ČERNÝ in Brünn und H. J. STÁVEK in Schlappenz bei Brünn in Mähren, verdanke ich es, dass es mir möglich war, den Schlag dieser bemalten mährischen Keramik an Original-Scherben verfolgen zu können, die sie mir aus ihren Sammlungen liehen; ebenso erlaubten sie, dass ich mit Hilfe von Gipsabgüssen dieser Scherben mich um die Rekonstruktion einiger Formen dieser Gruppe bemühen konnte. Auf Grund derart erzielter Erkenntnis und unter Berücksichtigung einiger Formen, die Oberlehrer J. KNIES in Sloup und andere Forscher in Mähren in ihren Sammlungen bergen, gelangte ich zu dem Schlusse, dass die Trägerin der neolithischen mährischen Malerei eigentlich die Keramik vom Jordansmühler Schlage ist und dass mit ihr dann anderes Geschirr, ein feines, dünnes, gut gebranntes hereinkommt, von dem ich sagen kann, dass es weder in Böhmen noch in Schlesien in der Keramik vom Jordansmühler Schlage bis jetzt bekannt ist. Es sind hier zwei Folgerungen denkbar: entweder gehört auch dieses Geschirr zur Keramik vom Jordansmühler Schlage und ist vorderhand in böhmischen und schlesischen Funden unbekannt (wir haben ja in beiden Ländern bis jetzt verhältnismässig wenig Fundorte), oder aber es stellt eine eigene selbständige Gruppe vor, die irgendwo auf die Jordansmühler gestossen ist, derselben ihre Art und Weise des Malens sowie auch die Ornament-Muster übergeben hat und mit der unbemalten wie auch schon bemalten Jordansmühler Keramik vermischt nach Österreich und Mähren gedrungen ist, wobei sie bereits im Besitze des Jordansmühler Volkes sich befindet. Aus diesen Gründen möchte ich die Jordansmühler Keramik in Mähren und die bemalte Keramik nicht unter zwei besondere Gruppen einreihen. Hierbei verweise ich auch auf den Umstand, dass in Mähren bei beiden Keramiken als typische Begleiter der Obsidian und Lehmfiguren erscheinen, die bei der Jordansmühler Gruppe in Böhmen und Schlesien nicht vorkommen.

Meine chronologische Gliederung der Band-Keramik in Böhmen.

Bevor ich zur Darstellung der neolithischen bemalten Gruppe in Böhmen schreite, erlaube ich mir eine Gliederung unserer ältesten rein neolithischen keramischen Gruppen vorauszuschicken, zu der ich auf Grund meines Materials und meiner Methode gelangte. Sie ist ein wenig abweichend von der laufenden böhmischen und mährischen Einteilung, oder besser gesagt, sie ergänzt dieselbe durch einige neue Gruppen.

Digitized by Google

I.[1]) Für das älteste Gefäss halte ich jenes, das zu unterst halbkugelförmig ist, einen ausgesprochenen Boden besitzt, am Rande eine etwas breitere Öffnung aufweist (Abb. 3, No. 1). Das Material ist fein ge-

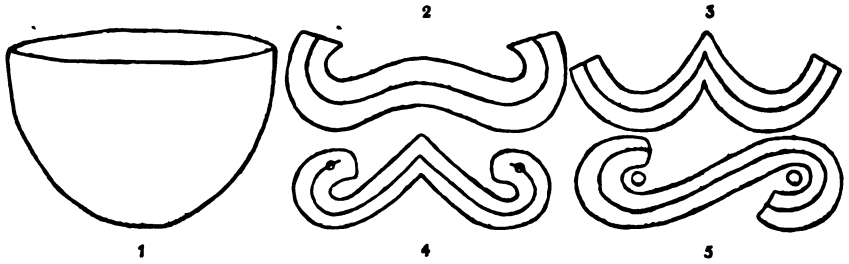


Abb. 3. Ad. I.

schlemmt, von schwarzer, brauner und gelbbrauner Farbe. Manche dieser Gefässe sind mit Graphit bestrichen. Diese Form begleitet stets ein eingeritztes Ornament, dessen zutreffendste Bezeichnung: „Bandornament" wäre. Die Grundform des Ornaments ist ein Band, zusammengesetzt aus 2—3 eingeritzten, am Ende geschlossenen Furchen.

Durch verschiedene Krümmung dieser Bänder sind einige Bilder entstanden, wovon die häufigsten sind:

a) Halbbögen mit aufwärts und abwärts gebogenen Enden,
b) Bänder in Form von liegendem S mit um den Nabel eingesunkenen Enden (Abb. 3, No. 5).
c) Ornament in Form eines grossen A in drei verschiedenen Variationen: sattelförmig (Abb. 3, No. 2), mit scharfem Sattel (No. 3), Ornament in der Form eines richtigen grossen A (No. 4).

Noch andere Ornamente kommen bei dieser Gruppe vor, die ich hier nicht anführe[2]).

---

[1]) Selbstverständlich gesellen sich zu den in allen diesen Gruppen als typisch eingereihten Gefässen noch andere Erscheinungsformen, die auf die Gesamtentwicklung der obengenannten Gefässe jedoch keinen nachhaltigen Einfluss ausüben.

[2]) Durch ihre Ornamentierung erinnert mich diese Gruppe auffällig an die mährische und siebenbürgische bemalte Keramik (allerdings ist hier eine andere Form der Gefässe, ein anderes Material), wiewohl sie zeitlich von ihr sehr weit entfernt sein mag: näher lässt sie sich vorderhand nicht heranrücken. Vielleicht finden wir einmal eine direkte Verbindung dieser Keramik mit der bemalten ungarisch-mährischen oder mit jener ursprünglichen, aus welcher die bemalte mährische Keramik hervorging. Diese Gruppe ist nur in meiner Sammlung vertreten, von anderswo in Böhmen ist sie vorderhand nicht bekannt. In Mähren habe ich sie selbst an mehreren Stationen sichergestellt. Bei dieser Gelegenheit habe ich festgestellt, dass die Ornament-Bilder hier zwar von anderer Form sind, aber ihrem Gesamt-Charakter nach zu den Bildern der böhmischen Gruppe gehören. Diese Gefässe dürften etwas jünger sein; ich schliesse so aus dem Umstande, dass manche

Digitized by Google

II. Die Gefässe der vorigen Gruppe mit offenem Rande schliessen sich und erlangen echtes kugel-bombenförmiges Aussehen (Abb. 4, No. 1). Als typisches am häufigsten in Anwendung gebrachtes Ornament (neben

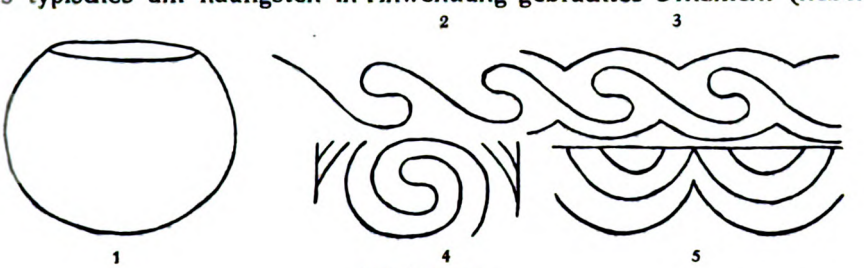


Abb. 4. Ad. II.

zahlreichen anderen weniger verwendeten), tritt die Voluten-Spirale auf, die entweder einigemale auf das Gefäss aufgetragen wird (dann sind die einzelnen Spiralen von einander durch „baumartige" Scheidungen getrennt [Abb. 4, No. 4]) oder ohne Ende um das ganze Gefäss herumläuft (Abb. 4, No. 2, 3). Das Bandornament der vorhergehenden Gruppe kommt immer noch, aber etwas abgeändert, zur Anwendung (Abb. 4, No. 5). Es nimmt, weil veraltet, nunmehr eine untergeordnete Stellung ein.

III. Die Übergangsart vom Band zum Stichband-Ornament. Die ehemals kugelförmigen Gefässe gehen in eine oben etwas verflachte Form über, die einen Anlauf zum Halse zeigt, — die echte Birnform.

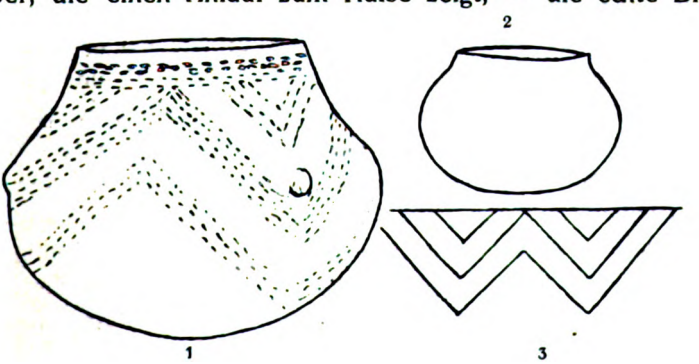


Abb. 5. Ad. III.

Das Ornament ist volutenförmig wie in der vorhergehenden Gruppe, kommt aber allmählich aus der Mode und es wird nun wieder mehr das Bandornament angewendet, welches ähnlich jenem aus der vorher-

davon am Rande bereits etwas geschlossener sind, und ferner dass sie gegenüber den böhmischen Gefässen dieser Gruppe unter dem Rande über den eigentlichen Bildern eine oder mehrere rund herumlaufende Furchen tragen, was in Böhmen erst in der Gruppe II vorkommt (Abb. 4 No. 5).

Digitized by Google

gehenden Gruppe (Abb. 4, No. 5) oder mehr oder völlig scharfwinklig ist (Abb. 5, No. 3). An diesem Ornament lassen sich alle Stufen des Übergangs ins Stichband-Ornament verfolgen. Das eigentliche Zickzack-Ornament ist zwar überall gleich, aber seine Durchführung ist verschieden. Wir können an einem einzigen Fundorte z. B. in Šarka (Scharka) seine ganze Entwicklung vom Anfang (Abb. 5, No. 3) bis zur endgültigen Stufe (Abb. 5, No. 1) verfolgen. Wir beobachten Ornamentierungsversuche der Töpfer mit verschieden zugespitzten Ahlen, Meisseln u. a. Wir sehen Punkte, verfolgen verschiedenartig gezogene Strichelchen, hier hintereinander parallel laufend, dort wagrecht oder schief, schräg oder senkrecht. Das ausgeführte Ornament erinnert bereits manchmal ein wenig an das Schnurornament [1]).

Die erwähnte Ornamentik dieser ganzen Gruppe wird bei uns und in Mähren fast allgemein als später, als „degeneriert" betrachtet, indes ist es vielmehr das frühe Stichband-„Übergangs"-, noch nicht das Dauer-Ornament.

Die Volute, die in der vorhergehenden Gruppe plötzlich erschienen ist, schwindet in dieser allmählich, bis sie völlig verschwindet, und es besteht keine Möglichkeit, ihren Übergang in die weitere Gruppe zu verfolgen.

IVa. Die Keramik dieser Gruppe ist nur die weitere Entwicklung der vorhergehenden, in der wir an den Gefässen drei Teile beobachteten und zwar: den unteren Teil (a), der vom Boden bogenförmig sich bis zur weitesten Ausbauchung des Gefässes öffnet, wo er in den oberen Teil (b) übergeht, der sich gleicherweise schliesst und bogenförmig (konkav) in den Hals (c) sich verlängert; das Gesamtaussehen wäre birnförmig. In dieser Gruppe (Abb. 6, No. 1—3) unterscheiden wir jedoch nur zwei Teile und zwar den Unterteil (a), auf den in seiner grössten Ausbauchung ein bald kleiner bald grösserer Hals (c) ansetzt, der mehr oder weniger verengt und gewöhnlich bogenförmig (konkav) gekrümmt ist. In der Übergangspartie des Unterteils in den Hals entstand dann eine bald mehr, bald weniger erkennbare Kante. Diese Art wird bei uns allgemein als birnförmig bezeichnet, wiewohl diese Benennung zutreffender für die vorhergehende Gruppe sein dürfte. Das Stichband-Ornament ist nun fest geworden und erscheint gleichartig in einigen Varianten an allen Fundorten dieser Periode.

[1]) Nach Prüfung und Studium des weiteren Materials aus diesem Fundorte erkennen wir sogleich, dass dieses Schnur-Ornament bloss durch zufälliges Ansetzen der Meissel entsteht, mit denen das Ornament gestochen wurde und dass es nicht eine Nachbildung des neuen, aus Sachsen-Thüringen hierher gebrachten Schnur-Ornamentes ist.

Digitized by Google

IVb. Im jüngeren Abschnitte dieser Periode kommen neben den unter IVa erwähnten Gefässen (Abb. 7, No. 1) noch andere Formen vor, die bei näherer Betrachtung als im Rahmen der einheimischen Keramik durchge-

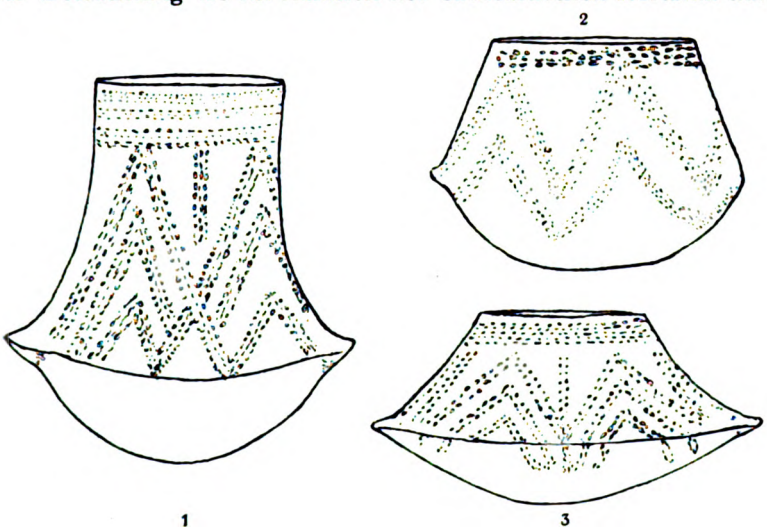


Abb. 6. Ad. IV a.

Abb. 7. Ad. IV b.

führten „barbarische" Nachbildungen der wahrscheinlich in dieser Zeit aus der Fremde bei uns eingedrungenen, fremden keramischen Gruppen angehörenden Erzeugnisse erscheinen. Die Ornamentierung ist bisher stich-

Digitized by Google

bandförmig, reich, stellenweise überfüllt. Volutenspiralen kommen nirgends mehr vor[1]).

Die bemalte Keramik in Böhmen.

Ich gehe nun zu der dritten Gruppe, der böhmischen, über und erlaube mir in Kürze anzuführen, was man über sie in Böhmen dachte und wie ich mit ihr zusammentraf.

Im Jahre 1895 hatte ich bei Gelegenheit der Einrichtung der archäologischen Abteilung in der ethnographischen Ausstellung in Prag zum erstenmal Musse, an dem aufgestellten mährischen Scherben-Materiale die neolithische bemalte Keramik zu studieren. Dieselbe wurde damals allgemein bis an das Ende des Neolithikums, eigentlich an das Ende der Übergangszeit zur Metall-Periode gesetzt und wurde für den letzten Typus gehalten, mit dem diese fremde Keramik bei uns endigt, welches Urteil über die bemalte neolithische Keramik übrigens bis zu jüngster Zeit bestand und für manche heute noch besteht.

---

[1]) Zur dargelegten chronologischen Gruppenreihung der Voluten-Spiralkeramik (II) (älter) vor die Stichbandkeramik (IVa b) (jünger), was mit manchen namentlich im deutschen Reiche anerkannten Systemen im Widerspruche steht, führe ich folgende Gründe an: Ich habe unter meinen zum grössten Teile in einem kleinen sorgfältig durchforschten Bezirke gesammelten Materiale, Belege für die ganze ununterbrochene Entwicklung sowohl der Formen der Gefässe als auch der Ornamente, von der Voluten-Gruppe zum Stichband; es ist dies eine gewisse Leiter von der Gruppe II zu IVa b, in der jedoch manche Formen der Gefässe vorkommen, die bereits Nachbildungen fremder keramischer Erzeugnisse sind, die bei uns schon mit den ersten Metallerscheinungen auftreten (Nordische Keramik und Zonenbecher). Das ist ein unzweifelhafter Beweis dafür, dass die Gruppe IVb mit jenen fremden in Berührung stand. In den anderen Gruppen (IVa—II) treffen wir mit ähnlichen Erzeugnissen sowie auch mit Metall nicht zusammen. Wir haben daher für die Gruppe IVb einen festen Stützpunkt, die Ankunft des Metalls, während wir die übrigen unvermeidlich vor dieselbe, also in das reine Neolithikum setzen müssen.

Ein weiterer Beleg: In Podbaba fand ich eine Siedelung mit ausschliesslicher Stichband-Keramik und daneben eine zweite Siedelung mit ausschliesslicher Bomben-Keramik mit Voluten-Spiralornament. Beide Siedelungen waren von einander kaum 100 m entfernt. Das Unvermengtsein der keramischen Erzeugnisse dieser beiden eng nebeneinander liegenden Siedelungen ist ein Beleg dafür, dass diese Siedelungen nicht zu gleicher Zeit bestanden, dass also für eine gewisse Zeit die eine und dann die andere Keramik in Verwendung stand. Es wäre zu entscheiden, welche Siedelung älter, welche jünger ist. Einen neuen Beweis hierfür fand ich wiederum in Podbaba und im benachbarten Bubenč, wo eine Siedelung zutage trat, deren Gruben mit reiner Voluten-Keramik angefüllt waren, aber mit Kulturschichten in Verbindung standen, die gleichfalls Voluten-Scherben, aber darunter hie und da einzelne Stichband-Scherben enthielten. Wir haben hier also einen unzweifelhaften Beleg dafür, dass die Stichband-Keramik nach einer gewissen Zeit eindrang, als die Gruben mit der Voluten-Keramik mit Spiral-Volutenornament angefüllt waren (vgl. unten S. 245).

Digitized by Google

In Böhmen schloss die herrschende Ansicht ihr Vorhandensein aus, wiewohl unsere älteren Perioden bis zu der Zeit systematisch zu wenig durchforscht waren, als dass eine solche Anschauung durch Funde hätte bekräftigt werden können.

Diese Ansicht liess sich aus Mangel an einschlägigen Funden nicht kontrollieren, ich nahm sie deshalb vorläufig stillschweigend zur Kenntnis, konnte mich aber mit der a priori vorgenommenen Ausschliessung Böhmens aus dem Wirkungskreise der neolithischen bemalten Keramik nicht befreunden. Ich selbst kannte noch lange keine Siedelung aus der „Übergangszeit", bis ich endlich eine neue Station in Vinoř n.-ö. von Prag entdeckte, wo mehrere Kulturen gleichzeitig vertreten waren. Ich hob hier neben Voluten-Scherben, Stichband- und nordischer Keramik noch eine andere, die ich damals nirgend andershin einreihen konnte als unter den damals sehr unbestimmten Begriff „der Übergangszeit". Da kam mir sofort der Gedanke an die bemalte Keramik, die, wie oben erwähnt wurde, in diese Zeit eingereiht wurde. Deshalb widmete ich beim Reinigen des dort aufgefundenen Materiales stets eine erhöhte Aufmerksamkeit jenen „Übergangsscherben", und zu meiner grossen Verwunderung fand ich die ersten Spuren einer Malerei an älteren Scherben — und zwar mit Stichbandornament.

Am 5. Mai 1901 wurden mir Scherben aus einigen Kulturgruben gebracht. Darunter befanden sich mehrere Scherben eines kleinen Gefässes (Abb. 8, No. 4) von Kesselform mit punktiertem Stichband-Ornament (Abb. 15). Sie waren sowohl auf der Aussenseite wie auch auf der Ornamentierung mit einer Lehmschichte bedeckt, in der sie aufgefunden wurden. Nach vorsichtigem Abwaschen verschwand zwar der Lehm-Umschlag, aber damit leider auch ein Teil der Oberfläche des wahrscheinlich schwach gebrannten Gefässes. Es war mir dabei auffällig, dass der kotige (meiner Meinung nach) Inhalt des in die Oberfläche eingestochenen Ornamentes nicht abgewaschen wurde, vielmehr aber auf den abgewaschenen Partien nun wie eine Reihe schalenförmiger, auf dem Gefässe angesetzter und dunkel gefärbter Punkte zum Vorschein kam. Dies führte mich zu der Ansicht, dass die Punkte mit irgend einem Stoff, wahrscheinlich mit Pech, ausgefüllt waren, und dass ich irgend eine neue Art des Verzierens der Gefässe, wahrscheinlich das Färben der Gefässe, vor mir habe.

Die Nachricht von dem Funde blieb teils unbeachtet, teils erweckte sie Zweifel und deshalb spornte mich dieser vereinzelte Fall zu fieberhaftem Forschen an. Wie früher den „Übergangsscherben", so widmete ich nun den Stichband-Scherben eine erhöhte Aufmerksamkeit, in denen ich nach dem Funde in Vinoř bestimmtere Belege für das Vorhandensein der bemalten Keramik in Böhmen erwarten konnte.

Digitized by Google

Ähnlich wie ich sie das erstemal nicht in den „Übergangsgruben", sondern in einer älteren Gruppe gefunden habe, so stiess ich auch nach dem Funde von Vinoř auf weitere Spuren nicht dort, wo ich sie erwartete, sondern in einer noch älteren Gruppe der Keramik — und zwar der Voluten-Keramik. Es war dies am 22. Dezember 1902 in der neu angelegten Lehmgrube in Podbaba (mein Fundort No. 5). Dann traten die bemalten Scherben immer zahlreicher zutage, so dass ich durch diese Entdeckung belehrt, sogar an früher gefundenen Gefässen in meiner Sammlung Spuren einer Malerei erkennen konnte.

Ich machte unsere archäologische Öffentlichkeit auf diese Keramik aufmerksam und durch Anwendung meiner Art und Weise des Forschens wurden die Belege für die böhmische bemalte Keramik durch neue Funde bereichert, so namentlich durch die Funde der Herren ŠEVČÍK auf dem Burgwall in der Šárka (heute gleichfalls in meiner Sammlung), und durch den Fund von einigen Scherben in Wohontsch bei Krzemuš a. Biala, den † Ritt. von WEINZIERL machte, als er auf diese neue Entdeckung in der Keramik durch mich aufmerksam gemacht worden war. Diese Scherben wurden dem Teplitzer Museum übergeben, aber dort hat sie vergangenes Jahr H. Konservator J. L. ČERVINKA vergeblich gesucht [1]).

Bisher bekannte Fundorte der böhmischen bemalten Keramik:

1. Podbaba bei Prag auf dem Fundorte No. 5 aus einigen Gruben sechs bemalte Gefässe, nebst einigen mit einer Spur von Malerei, ausserdem eine Menge unbemalter Gefässe (Abb. 8, No. 1—3, Abb. 20, Taf. XXVIII, XXIX).
2. Ebendort, auf dem Fundorte No. 4: einige Scherben mit schwach erkennbarem bemalten Ornamente; der Boden des Gefässes, innen mit einer Spur von Pech; ein von mir ergänztes Gefäss mit schwach kenntlicher Spur von einer Malerei.
3. Weleslawin bei Prag (Herrschaftsfeld): die Scherbe eines Gefässes mit bemaltem Ornamente; dann ein Gefässchen, das ursprünglich bemalt war, dessen Farben heute jedoch vollständig verwischt sind; daneben eine grosse Anzahl unbemalter Bombengefässe, grosser, ja sogar riesenhafter.

[1]) Seit meinem ersten Funde sind nun mehr als zehn Jahre verflossen und in dieser ganzen Zeit wurde (ausser dem Funde des Herrn von WEINZIERL) nirgends bei uns über einen ähnlichen Fund berichtet. Ich bin überzeugt, dass die Ursache hievon nicht vielleicht das Fehlen dieser Keramik in unseren Funden ist, sondern vielmehr der Mangel ängstlicher Aufmerksamkeit auf die einzelnen Scherben; ich selbst fand an einem Fundorte unter den Scherben einige bemalte Bruchstücke, die meine Mit-Suchenden vor mir aufgelesen und wieder weggeworfen hatten, ohne zu erkennen, dass sie bemalt waren.

Digitized by Google

4. Bubenč bei Prag, bei der Hoyermann'schen Fabrik: in einer Grube neben anderen unbemalten Gefässen ein Gefäss mit einer schwachen Spur einer Malerei.
5. Šárka, Burgwall bei Liboc, der Šesták-Felsen: 2 Gefässe und sehr viel einzelne bemalte Scherben (Abb. 8, No. 5, Abb. 14 a, b, c, Abb. 21, Taf. XXXII).
6. Jenerálka bei Prag, Ziegelei: aus Kulturgruben neben einer grossen Anzahl unbemalter Scherben auch einige bemalte Scherben.
7. Vinoř, die Herrschafts-Ziegelei: Grube, das oben erwähnte Gefässchen (Abb. 8, No. 4).

1—7 in meiner Sammlung.

8. Wohontsch bei Krzemuš a. d. Biala: zwei Stück Scherben mit schwach erkennbarem Ornamente, im Teplitzer Museum.

Die Form der Gefässe:

Wie aus den beigeschlossenen Tafeln ersichtlich ist, sind sie fast durchwegs kugel-bombenförmig, zwei sind birnförmig, eins endlich kesselförmig.

Die Gefässe waren bereits vor dem Brennen in der Mehrzahl mit

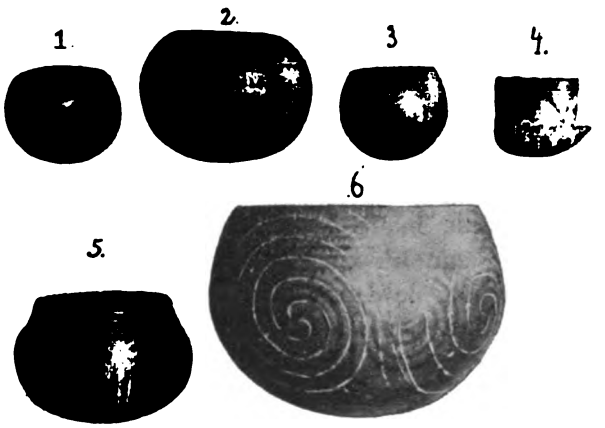


Abb. 8.
Bemalte Gefässe aus böhmischen Fundorten.
Podbaba (Fundort No. 5): No. 1—3, 6, Šárka, Burgwall bei Liboc: No. 5, Vinoř: No. 4.
(Sammlung des Verfassers.)

einem eingeritzten Voluten-Ornamente (Abb. 8, No. 2, 5, 6, Taf. XXVIII, XXIX), einmal sogar mit einem Stichband-Ornamente (Taf. XXX) verziert und dann erst bemalt.

Der Gesamtcharakter des Malens:

Die mährischen bemalten Gefässe sind mit verschiedenen Farben verziert. Auf dem glanzlosen Farben-Untergrunde sind mit einer anderen

Digitized by Google

gleichfalls glanzlosen Farbe Ornamente aufgetragen, und nur hie und da sind die Umrisse dieser Ornamente durch schwache schwarze (oder dunkelbraune) glänzende Striche hervorgehoben. Manchmal erscheint in dem auf dem Gefässe aufgetragenen farbigen Untergrund ein durch dunkle glänzende Striche verstärktes Ornament eingeritzt.

Ich habe auch Scherben gesehen, die auf der ganzen bemalten Oberfläche glänzend waren, doch weiss ich nicht, ob dies ursprünglich nur durch Reiben oder Glätten der bemalten Flächen, oder vielmehr erst modern durch nachträgliches Konservieren bewirkt worden ist.

Die Malerei in der böhmischen Keramik ist demgegenüber durchwegs (bis auf das Gefässchen von Vinoř) mit einem glänzenden Pech-Ornamente auf glanzlosem Farben-Untergrunde ausgeführt.

Färbmittel:

Über die Farben der böhmischen Gefässe kann ich leider sehr wenig sagen. Auf den mährischen Gefässen sind sie gewöhnlich alle hübsch erkenntlich und sind nach dem Ausgraben, solange die Scherbe noch frisch ist, ausserordentlich lebhaft — in der böhmischen Keramik jedoch findet sich nicht mehr das ursprüngliche Färben. Die glanzlose Grundfarbe, die gewöhnlich die ganze Oberfläche des Gefässes bedeckte, hat sich im Laufe der Zeit mit der Erde der Grube, in der sie gelegen, verbunden, dann vollständig mit ihr vereinigt und die Färbung derselben angenommen. Nur in zwei Fällen, und zwar auf einem Teile des birnförmigen Gefässes aus Šárka und auf einem anderen Scherben desselben Fundortes ging diese Färbung in einen weissen Abstich über. Es liesse sich dafür halten, dass diese matte Farbe ursprünglich fast weiss gewesen ist, aber behaupten kann ich es nicht, verweise jedoch auf das zeitgenössische Geschirr vom Jordansmühler Schlage aus Podbaba, wo die weisse Ausfüllung seiner Ornamente keine Veränderung erfuhr. Auf dem Scherben des ergänzten Gefässes vom Fundorte No. 5 in Podbaba (Abb. 8, No. 6) hat sich zuunterst eine mächtige Pechschichte erhalten, die aus einigen teils parallel laufenden, teils sich schneidenden, teils sich deckenden Kurven besteht. (Das wäre ein Beleg dafür, dass der Maler manchmal das bereits fertige Werk durch einen neuerlichen Pech-Anstrich verbesserte.) Auf den untersten Kurven, abwechselnd um je eine, ist eine Färbung von Orange bis ins Rot erkennbar, die stark an aufgeklebte, teilweise ins Rote oxydierte goldene Plättchen erinnert. Hier wäre also die Grundfärbung orange-rot.

Das Färbmittel jener glänzenden Ornamente lässt sich auch nicht genau sicherstellen. Teilweise ist es vollständig abgefallen, so dass auf dem ursprünglich matten Untergrunde bloss vertiefte Bänder beobachtet werden können, teilweise hinterliess es auf der Scherbe eine dunklere

Digitized by Google

Färbung und wo es erhalten oder durch Konservieren belebt erscheint, ist es schwarz, glänzend, von pechartiger Zusammensetzung.

Auf dem birnförmigen Gefässe aus der Šárka (Taf. XXX) und auch auf anderen Gefässen aus Podbaba habe ich nach Entfernung von Teilchen jenes glänzenden Überzuges eine gewisse rotbraune Färbung beobachtet, als ob die Farbe hier in Pulverform aufgetragen worden wäre. Diese Färbung würde vielleicht bezeugen, dass jene Spiralen zuerst mit roter Farbe aufgetragen und mit einer durchsichtigen Pechschichte überstrichen wurden, oder vielmehr dass das geschmolzene Pech durch irgend ein Mittel rot gefärbt und heiss auf das Gefäss aufgetragen wurde. Das würde auch der Umstand bezeugen, dass unweit von diesem Gefässe in der Grube inmitten der Spiral- und Stichbandkeramik in der Brandstätte ein schief aufgestelltes Gefäss gefunden wurde, das Pech enthielt; bei der Brandstätte lag ein Gefässchen mit rostbrauner Farbe angefüllt und daneben zwei Reib-Sandsteine und abgeschliffene Kieselsteine, die mit roter Farbe beschmutzt und bekleckst waren. Wahrscheinlich war dies irgend eine Werkstatt, wo mit Hilfe von glatten Steinen rote Farbe zerschlagen und zerrieben wurde, die fertige in ein Gefäss geborgen und im zweiten Gefässe mit flüssigem Pech vermischt wurde.

Auf den Scherben des Gefässes vom Fundorte No. 5 in Podbaba (Taf. XXIX) habe ich in dem Überzuge einer schwarzen Pechspirale auch ein Grieskörnlein roter Farbe gefunden. Wahrscheinlich ist im Laufe der Zeit durch den Einfluss der Feuchtigkeit oder infolge irgend eines chemischen Prozesses das Farbmittel völlig verschwunden, so dass nur das Pech blieb.

Die Malerei würde sich demnach folgendermassen gestalten: Als Untergrund matte weisse oder goldgelbe Farbe, auf dieser sind mit roter oder rotbrauner mit Pech vermischter Farbe glänzende Ornamente ausgeführt.

Die Ornamente und ihre Ausführung:

Ich gliedere sie in zwei Gruppen: A. ein des öfteren auf verschiedenen Gefässen sich wiederholendes, nur mit kleinen Abweichungen vorkommendes, also typisches Ornament; B. die übrigen verschiedenen Ornamente.

A. Zuerst wurde das ausgebrannte Gefäss mit rauher weisser (oder gelber) Farbe angestrichen. Durch zwei etwa ½ cm breite, wagrechte Pechbänder wurde gewöhnlich eine weisse auch etwa ½ cm breite Linie begrenzt (Abb. 9-a), die das Gefäss in zwei fast gleich grosse Teile zerlegte. Auf der Seite zum Rande des Gefässes wurden mit

Digitized by Google

Hilfe jener Pechfarbe rund um das ganze Gefäss S-förmig gewundene liegende Doppelspiralen (Abb. 9-b) ausgeführt. Ebenso auf der entsprechenden Seite des unteren Teiles des Gefässes (Abb. 9-c). Die entstandenen dreieckigen Flächen zwischen den einzelnen Spiralen wurden entweder durch ein grosses (d) oder einige kleinere Dreiecke in einigen Reihen übereinander (e), manchmal mit zwei Kurven ausgefüllt (f).

Auf dem übrig bleibenden Band oberhalb der Spiralen wurden 4—6 Reihen nebeneinander gehängter dreieckiger Zähnchen ausgeführt (g). Zu unterst, unter dem unteren Gürtel der Doppelspirale bis zur Bodenfläche wurden 2 und auch mehrere Bänder aufgetragen, die teils aus senkrechten Geraden, teils aus nebeneinander liegenden Halbkreisen bestanden (h). Derart verzierte Gefässe lege ich drei vor (Taf. XXVIII, XXIX, XXX), welche bis auf kleine Abweichungen dasselbe Ornament aufweisen. Bei einem kleineren (Abb. 8, No. 6) ist zwischen den er-

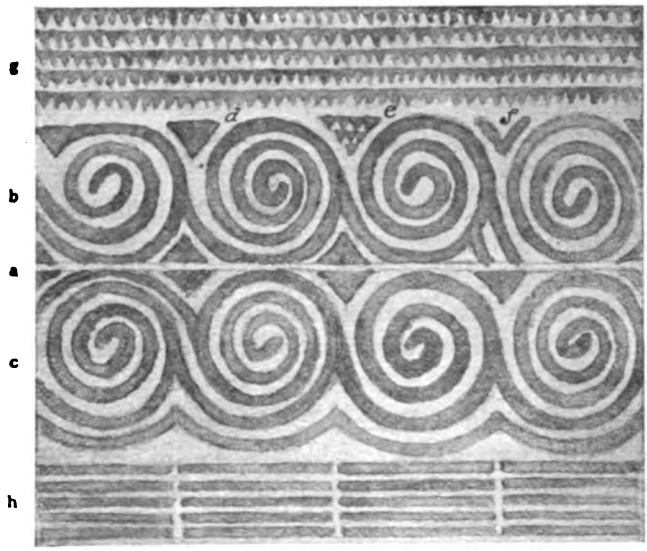


Abb. 9.
Teil eines entwickelten Ornaments auf bemaltem Gefäss (zur Taf. XXVIII—XXX).

wähnten oben und unten abgegrenzten Zierbändern nur ein einziger Gürtel von Spiralen sichtbar (Abb. 10) [1]).

Es ist interessant zu beobachten, welche Hilfsmittel der Maler in Anwendung brachte, um verschiedene Fehler seiner Zierarbeit zu ver-

[1]) Jene auf der Abb. 9 unter h aus 5 Strichen (oder auf der Abb. 10 aus 4 Strichen) zusammengesetzten nebeneinander gestellten Reihen berühren einander auf dem Gefässe in einem stumpfen Winkel, wohingegen die Zeichnungen sie bloss als Parallele darzustellen vermögen.

Digitized by Google

hüllen. Wie ich schon erwähnt habe, kann man auf dem unteren Teile des Gefässes aus Podbaba (Abb. 8, No. 6) beobachten, dass der Maler

Abb. 10.
Teil eines entwickelten Ornaments auf bemaltem Gefäss (zur Abb. 8, No. 6).

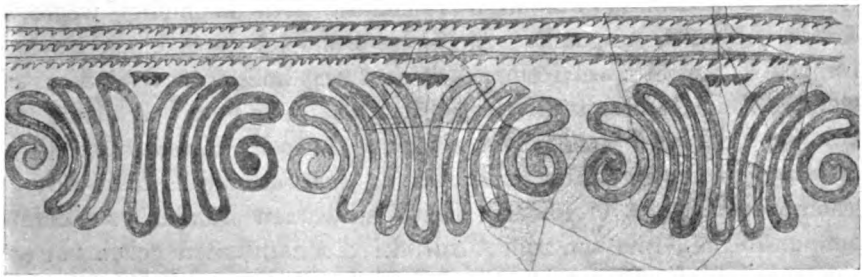


Abb. 11.
Entwickeltes Ornament auf bemaltem Gefässchen aus der Šárka (zur Abb. 8, No. 5).

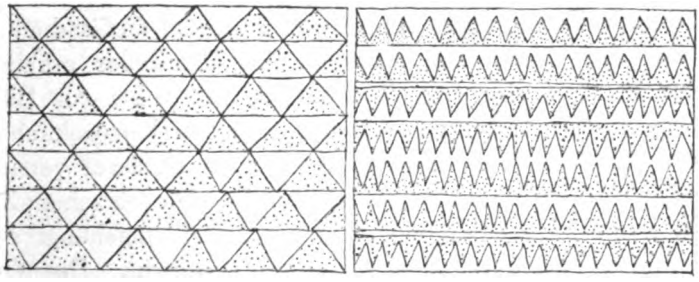


Abb. 12 und 13.
Teile von entwickelten Ornamenten auf bemalten Gefässchen aus Podbaba (zur Abb. 8, No. 1 u. 2).

über die nicht gelungenen Pechkurven andere aufgetragen hat, so dass wir noch heute an diesen Stellen einen ziemlich starken Pechüberzug

Digitized by Google

und darin auf den zerbröckelten Partien einige übereinander gelegte Kurven wahrnehmen.

In einem andern Falle, auf dem Gefässe aus Šárka (Taf. XXX), entstand dem Maler zwischen zwei Spiralbildern der oberen Reihe eine grössere Lücke, die er durch eine scharf gebogene und an die Spiralen anschliessende Wellenlinie ausfüllte. (Etwas ähnliches auf dem Ornamente Abb. 14 unter c.)

In einem einzigen Falle, auf dem Gefässe Taf. XXIX, wurde eine Doppelspirale der oberen Reihe durch ein unregelmässiges Gekritzel von Strichen abgeschlossen, das ich nicht enträtseln konnte.

B. 1. Auf dem birnförmigen Gefässe aus Šárka (Abb. 8, No. 5) war das Ornament nicht ganz erhalten und wurde ergänzt (Abb. 11), der Bauch des Gefässes ist mit drei Bildern von symmetrischen Wellenlinien verziert, die an beiden Seiten durch je eine Spirale abgeschlossen sind. Oben an dem Halse sind drei Reihen senkrechter unregelmässiger etwas schief eingehängter Dreieckchen sichtbar.

2. Das kleine Gefässchen (Abb. 8, No. 1) mit gegenüberliegenden Löchern zum Aufhängen; das ganze Band mit Ornament vom Rand bis zum Boden hat sich erhalten, so dass es sehr leicht ergänzt werden konnte. Das Gefäss war in 8 (vielleicht noch in mehr) wagrechte Bänder (Abb. 12) eingeteilt. Ein jedes Band ist durch einen zickzackförmigen Strich in zwei Reihen von fast regelmässigen Dreiecken eingeteilt. Beide Farbmittel waren damals mit Pech vermischt und erscheinen infolgedessen beide auf dem Gefässe schwarz. Aber trotz der verschiedenartigen Zusammensetzung des Farbmittels lässt sich das Ornament doch gut verfolgen. Diese schwarzen Bänder von Zähnen kommen folgendermassen zum Ausdruck: die nach unten gekehrten sind glänzend und glatt (ursprünglich vielleicht rot), die gegenüberliegenden in sie einfallenden sind gleichfalls glänzend, aber rauh (ursprünglich vielleicht weiss).

3. Ähnlich dekoriert war ein anderes grösseres Gefässchen (Abb. 8, No. 2), von dem bloss drei Scherben des Randteiles erhalten sind. Das Ornament lässt sich vom Rande nach unten bis zur Hälfte des Gefässes (Abb. 13) verfolgen. Ich habe seine Rekonstruktion an der Hand jener Scherben und des vorhergenannten Gefässes versucht; die untere Hälfte von der Mitte abwärts ist erdacht. Die einzelnen Zähnchen sind nicht mehr so regelmässig, vielmehr schief eingehängt oder eingestellt. Beide Farbmittel sind mit Pech vermischt. Das Ornament wurde wahrscheinlich folgendermassen hergestellt: das Gefäss wurde mit einer rauhen (weissen) Pechfarbe angestrichen. Unter dem Rande sind zwei glänzende Striche von eingehängten glänzenden Dreiecken, dann ein einfacher glänzender Strich, dann ein glänzender mit auf-

Digitized by Google

gestellten Dreiecken, der nachfolgende mit aufgestellten und eingehängten Dreiecken sichtbar. Das weitere Ornament gegen den Boden hin fehlt.

Weiter habe ich von verschiedenen Fundorten eine Menge von Scherben, deren Ornament sich nicht ergänzen lässt; vor allem muss ich zwei Scherben eines kugelförmigen Gefässes aus Šárka anführen (Abb. 14, a, c), die dasselbe Ornament aufweisen wie das birnen-

a b c

Abb. 14.
Scherben von bemaltem Geschirr aus dem Burgwall Šárka.

förmige Gefäss von demselben Fundorte (Abb. 8, No. 5), hier unter B. 1. beschrieben; mit Hilfe dieser Scherben wurden die zu dem Gefässe fehlenden Ornament-Teile ergänzt.

Endlich noch eine Scherbe aus der Jenerálka (nicht abgebildet) mit einem Ornamente, das bloss zweimal vorgekommen ist. Es ist dies ein Bruchstück der unteren Seitenwand. Das Ornament stellt wahrscheinlich jene unteren gebrochenen oder bogenförmigen Pechbänder (ähnlich den auf Abb. 9-h) vor, von denen einige, wiewohl nur $^1/_2$ cm breit, so doch mit einem kleinen Zickzack-Ornamente geschmückt sind,

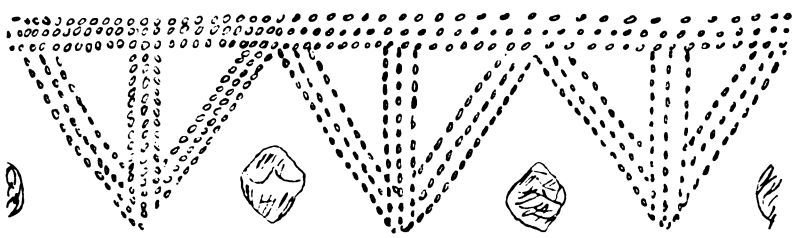


Abb. 15.
Entwickeltes Ornament auf dem Gefässchen aus Vinoř (zur Abb. 8, No. 4).

das mit Hilfe einer zweiten rauhen Pechfarbe auf glattem Untergrunde ausgeführt ist. Das wäre so das mühseligste Ornament, und ist mit der unter B 2 und 3 beschriebenen Ornamentik verwandt.

Es ist hier noch ein kleines Gefäss aus Vinoř (Abb. 8, No. 4) zu nennen, das sich von dieser Gruppe sozusagen ausschliesst. Die Punkte

Digitized by Google

seines zickzackförmigen Ornamentes (Abb. 15), welche in die gelbrote Oberfläche des Gefässes eingestochen wurden, sind mit einer schwarzen Pechsubstanz ausgefüllt.

Wenn wir von diesem letzten Gefässe absehen, erkennen wir, dass die ganze Malerei überwiegend nach einem und demselben Muster ausgeführt wurde, das durch eine gewisse Zeit in Gebrauch war, wenn auch schon eine neue Mode, die der Stichbandkeramik, einsetzte. Der beste Beleg hierfür ist das birnförmige Gefäss aus Šárka (Taf. XXX); es ist von neuartiger Form und weist ein neues Stichbandornament auf, das mit einem alten Spiral-Ornamente übermalt worden ist[1]). Also ein umgekehrter Vorgang.

Die Keramik des „Jordansmühler Typus" in Böhmen.

Neben diesen Gruppen erscheint bei uns in Böhmen noch eine Keramik vom sogenannten „Jordansmühler" Typus (nach dem Fundorte Jordansmühl in Schlesien benannt), die bei uns bisher nur in Scherben aus einigen wenigen Fundorten bekannt geworden ist, so dass nicht einmal die Form der Gefässe sich sicherstellen lässt. Diejenigen, die ich hier anführe, sind vielleicht die einzigen in Böhmen bekannten. Die Einreihung dieser Gruppe ist noch unsicher.

Herr Dr. SEGER in Breslau zählt sie in Schlesien als Grabeskeramik einem Volke zu, das sich in seiner Haushaltung sowohl der kugelförmigen Voluten- als auch der „Jordansmühler"-Gefässe bediente. Herr Konservator J. L. ĆERVINKA schätzt sie für gleichzeitig mit der bemalten mährischen Keramik, die er neben die Stichbandgruppe setzt. Herr Univ.-Professor Dr. L. NIEDERLE in Prag spricht von ihr bei Erwähnung des Endes der Übergangszeit zur Metallzeit, er ist jedoch nicht bestimmt entschlossen, ob er sie hier einreihen und die Dauer der Voluten-Keramik bis in diese Zeit verlängern soll oder ob sie zur Einreihung ins reine Neolithikum berechtigt. Herrn Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA in Berlin, der bei Gelegenheit seiner im Jahre 1909 durch Österreich-Ungarn unternommenen Studien-Reise meine Sammlung mit seinem Besuche beehrt hat, ist sofort der auffallende Unterschied in bezug auf Material, Erzeugungsart und Erscheinungsformen dieser Gruppe von der Band- (Spiral) Gruppe, mit der sie gemeinsam aufgefunden wurde, aufgefallen und vielleicht nur aus diesem Grunde formt er vorläufig keinen endgiltigen Schluss auf die Zeitfolge beider Kulturen. Auf jene von mir gefundenen Einhenkelkrüge verweisend erklärt er,

[1]) Ich bin überzeugt, dass dieses Gefäss häufig als klassischer Beleg für die Ansicht angerufen werden wird, dass das punktierte Stichbandornament älter sei als das Voluten-Ornament.

Digitized by Google

dass selbe in gleicher Form wenn auch mit abweichender Verzierung der Pfahlbau im Laibacher Moor geliefert hat [1]).

In meinen Funden erscheint sie folgendermassen:

In Podbaba auf dem Fundorte No. 4 war eine Siedelung, die aus Kulturgruben bestand, die mit einander durch Kulturschichten in Verbindung standen. Die Gruben waren teils zur Gänze teils zu $^3/_4$ der Höhe ausschliesslich mit Scherben von kugelförmigen Gefässen angefüllt, die glatt oder mit Spiral-Volutenornament verziert waren und in Begleitung von Stein-Werkzeugen auftraten, die ausschliesslich die alte Schuhleistenform aufweisen. Gleicherweise fanden sich auch Voluten-Scherben in der diese Gruben verbindenden Schichte, in der hie und da auch Scherben-Gruppen vom Jordansmühler Schlage, und zwar unbemalte, teils ganz selbständig, teils vermengt mit Voluten-Scherben zum Vorschein kamen (z. B. Abb. 16, No. 12) [2]).

In einem einzigen Falle habe ich eine Grube entdeckt, die wie die übrigen mit der Voluten-Keramik in Löss unter die Kulturschichte eingegraben war. Sie enthielt von anderweitig aufgehäufte graue Asche, in der verschiedenartig verstreute Scherben vom Jordansmühler Schlage sich fanden. Die jetzt zusammengeleimten unbemalten Gefässe sind teils identisch mit dem übrigen Grabinventar vom Jordansmühler Schlage an diesem Fundorte, teils von der typischen Lengyelschen Form. Endlich zwei Gefässe die in Bezug auf die Form aus Fundorten dieses Schlages bisher noch nicht bekannt waren. Es lag hier gleichfalls der Unterteil eines grösseren dünnwandigen Gefässes vor, das innen rot gefärbt ist, und es lässt sich nicht sicherstellen, ob dies eine Malerei oder vielmehr das Überbleibsel einer Farbe ist, die ehemals in dem Gefässe aufbewahrt wurde. Auf der äusseren Seite des Gefässes beobachten wir einige gleichlaufende schief geführte rote Striche, die ich für den Rest einer Malerei halte. Diese meine Ansicht haben alle Fachmänner aus Mähren bestätigt, die auf dem Kongresse zu Mährisch-Budwitz zugegen waren und denen ich meinen Fund zur Beurteilung vorlegte. Wir hätten hier also einen Beleg dafür, dass die Träger der Jordansmühlschen Keramik in Böhmen ihre Gefässe auch durch Bemalen schmückten, wenn auch nicht ebenso kunstvoll und reich wie in den mährischen Siedelungen derselben Kultur.

[1]) Mannus 1909 Gustaf KOSSINNA: „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten". Seite 225—227.

[2]) An diesem Fundorte fand man zwar hie und da in der Schichte vereinzelte Scherben mit Stichband-Ornament, aber nur sehr selten. In den Gruben oder oberhalb derselben wurden sie niemals gefunden, ebenso befanden sie sich nicht unter Jordansmühler Keramik und ich schliesse daraus, dass sie einer jüngeren selbständigen Siedelung vom Stichband-Schlage angehören, die unweit vorgefunden wurde (Fundort No. 3).

Digitized by Google

In einer Grube, neben der ein Scherbengemengsel vom Jordansmühler Schlage gefunden wurde und die ausschliesslich eine kugelförmige Keramik mit Voluten enthielt, kam auf dem Grunde das Bruchstück eines durchbohrten Steingerätes zum Vorschein, das als einziger Bekannter aus diesem Fundorte dasteht und dieser Voluten-Siedelung nicht angehört. In $^1/_4$—$^1/_3$ der Tiefe von oben lagen unter den Voluten-

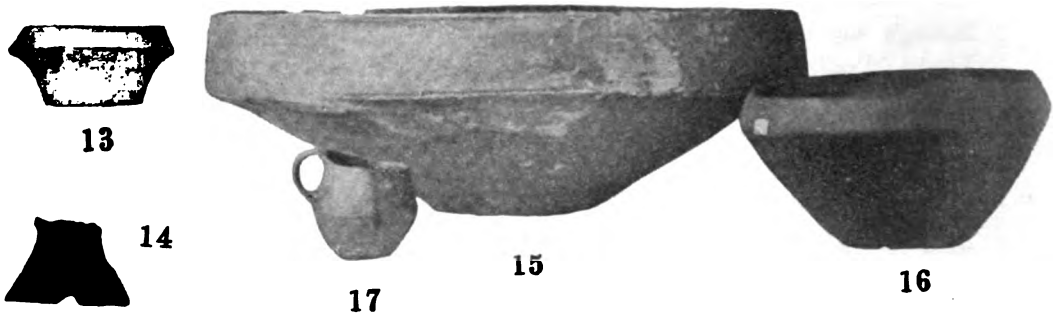


Abb. 16 und 17. Jordansmühler Typus in Böhmen. (Mannus I, 226, Abb. 1, 2.)
Podbaba Fundort No. 4, 2 Brandgräber: No. 1, 2, 5—7, 10, 11, Kulturgrube mit Spiralkeramik: No. 13, Kulturschichte mit Spiralkeramik vermischt: No. 12. Podbaba Fundort No. 3, Kulturgruben mit Stichbandkeramik: No. 4, 8, 15. Weleslawin, 2 Kulturgruben mit Spiralkeramik: No. 9, 14. Šárka, Burgwall, Kulturschichte: No. 16. Gr. Holletitz, Bez. Saaz, zusammen mit Spiralkeramik: No. 3. Ungarn, Totis: No. 17.

Scherben dieser Gruben auch die Scherben eines ornamentierten Kruges vom Jordansmühler Schlage verstreut.

Gräber: Skelettgräber (Hocker), die einer Bevölkerung mit bombenförmiger Keramik angehörten, waren im Löss unter die Gruben oder dazwischen eingelassen; Brandgräber ausschliesslich mit Jordansmühler Keramik waren nur in der Schichte gelagert (Abb. 16, No. 1, 2, 5—7, 10, 11).

Folgerung: Die hiesige Siedelung war lange vom eingesessenen „Voluten"-Volke bewohnt, das in Hütten hauste, deren Boden unter

Digitized by Google

dem Boden-Niveau lag, und das seine Toten in die Erde unter die Wohngruben oder daneben bestattete. Nach einer längeren Zeit, als manche Gruben schon vollständig, andere zu ³/₄ der Höhe mit der Voluten-Keramik angefüllt waren, drangen „Jordansmühler" Fremde ein, die eine neue fortgeschrittenere Keramik aus grauem tonartigen Material und durchbohrte Steinwerkzeuge besassen und sich in derselben Siedelung festsetzten. Sie wohnten in Hütten oder Zelten, die auf der nackten Erde neben den Hütten der Eingeborenen standen. Sie verbrannten ihre Toten und lagerten die Asche auf der blossen Erde ab; als Gnadengeschenke, die sie der Asche beisetzten, benützten sie ausschliesslich ihre eigenen Gefässe. Über der Bestattung wurde wahrscheinlich irgend ein Erdaufwurf aufgeschüttet. Auf die beiderseitigen Beziehungen der beiden Völker weist die vermischte Keramik hin. Die Einflüsse dieser fremden Keramik auf die ursprüngliche heimische Erzeugung sind von sehr geringer Tragweite. In einer Grube befand sich unter den heimischen kugelförmigen Volutenscherben eine von einem schalenförmigen Gefässe mit Nabeln, wie wir deren viele in der Jordansmühler Keramik auf hohlen Füssen oder ohne dieselben kennen (Abb. 17, No. 13). Diese Scherbe war aus Erde hergestellt, aus der jene kugelförmigen Gefässe erzeugt wurden; also eine heimische Nachbildung einer fremden Keramik. Soviel ich weiss sind in Mähren die typischen Begleiter der bemalten Keramik (also auch der Jordansmühler) Löffel aus Erde mit hohlen Griffen. Ähnliche Löffel von derselben Form in Bruchstücken fand ich an diesem Fundorte in einigen Voluten-Gruben, oft ganz unten auf dem Grunde, ja einmal sogar wurde ein ganzer ähnlicher Löffel in einem Grabe mit einem Kindskelette aufgefunden. Gewiss ist dies gleichfalls ein schlagender Beweis für die Gleichzeitigkeit dieser beiden Kulturen an diesem Fundorte.

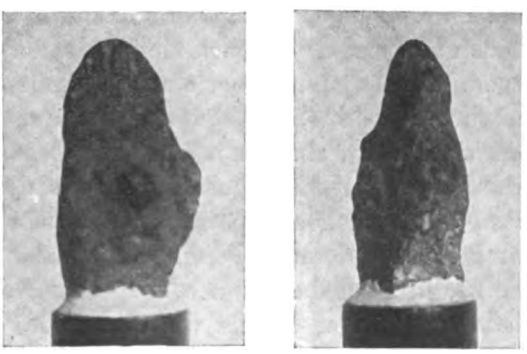


Abb. 18. Ein Lehm-Köpfchen aus der Šárka.

In Podbaba auf dem Fundorte No. 3 in einer Siedelung von reinem Stichband-Schlage wurden in einer Grube unter Stichbandscherben zwei ganze Gefässe vom Jordansmühler Charakter und Scherben von anderen glatten Gefässen gefunden (Abb. 16, No. 4, 8). Eine Bemalung wurde an ihnen nicht festgestellt, wiewohl das Gefäss No. 4 sehr ähnlich ist jenen Gefässen, die in Mähren oft bemalt sind.

Auf dem Burgwall in Šárka (Šesták-Felsen) in der Schichte

Digitized by Google

und in Gruben (vom Schlage No. III) wurden unter der Band-, Voluten- und Stichband-Keramik von Zeit zu Zeit dekorierte Scherben vom Jordansmühler Schlage gehoben. Bei Gelegenheit einer nachträglichen Durchschau aller dort gewonnenen Scherben habe ich unter anderen neolithischen auch graue Scherben aus tonigem Materiale gefunden, die, was Art und Material betrifft, typisch für die bemalte mährische Keramik sind. Auf einer andern Scherbe habe ich sogar schwach erkennbare Spuren einer Malerei von mährischem Schlage konstatiert. Es wurde hier auch das Köpfchen einer menschlichen Figur gefunden, wie wir sie in der bemalten mährischen Keramik finden (Abb. 18).

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so sehen wir dass die Keramik vom Jordansmühler Schlage bei uns in Böhmen in der Periode II (reine Voluten-Periode) als eine fremde, dem alteingesessenen Volke nicht angehörende unbemalte, in einem einzigen Falle mit einer Farbe bemalte, in der Periode III und IVa (Voluten-Stichband) als unbemalte und in seltenen Fällen auch (an Handelsknotenpunkten) nach mährischer Art bemalte Keramik auftritt.

Endlich in der Periode IVb erscheint sie zwar unbemalt, soviel bis jetzt bekannt ist, aber die keramischen Erzeugnisse sind identisch mit jenen, die in Mähren bemalt sind.

In welchen früher erwähnten Gruppen erscheint die bemalte Keramik in Böhmen?

Gehen wir chronologisch vor:

1. In Podbaba an dem Fundorte No. 5 kommt die Bemalung auf bombenförmigen Gefässen vor, die durch ein geritztes Voluten-Ornament verziert sind und in Gruben mit reiner Band-Voluten-Keramik vom Schlage II liegen. Bisher ist in keiner einzigen Grube dieser Siedelung, ja nicht einmal in der Schichte, die die einzelnen Gruben verbindet, nie und nirgends eine andere Scherbe als mit Voluten-Ornament geziert oder eine glatte Scherbe von kugelförmigen Gefässen beziehungsweise Schüsseln, die in diese Periode gehören, gefunden worden, wiewohl die nächste Siedelung mit Stichband-Keramik kaum 100 Schritte entfernt ist.

2. In Podbaba an dem Fundorte No. 4 in einer reinen Voluten-Siedelung (jünger als die vorhergehende) erscheint sie in der älteren Periode; es scheint jedoch (es liess sich aber bisher nicht gut feststellen), dass, als diese Siedelung von Fremden (mit der Jordansmühler unbemalten, in seltenen Fällen jedoch auch bemalten Keramik) aufgesucht wurde, die sich hier durch längere Zeit neben den Einheimischen aufhielten, sie nicht mehr in Verwendung stand.

3. Auf dem Burgwall in Šárka erscheint sie in der Gruppe III auf Gefässen vom Voluten- und Stichbandschlage neben der unbemalten,

Digitized by Google

aber in seltenen Fällen auch bemalten Jordansmühler Keramik, doch weiss ich nicht, ob direkt mit derselben und in den nämlichen Gruben.

4. In Vinoř, einer Siedelung vom Stichbandschlage der Gruppe IVb, auf einem Gefässchen, das von einem von der ganzen bemalten böhmischen Gruppe abweichenden Schlage und andersartiger Ornamentierung ist.

Das Verhältnis der böhmischen bemalten Keramik zur mährischen bemalten.

Es ist mir bisher nicht gelungen irgend welche näheren Beziehungen zwischen der bemalten böhmischen und bemalten mährischen Keramik festzustellen; heute kann ich nur Abweichungen aufzählen.

Es ist dies vor allem die Verschiedenartigkeit des Erdmaterials, aus dem die Gefässe dieser beiden Gruppen hergestellt sind; verschieden sind auch die Formen der Gefässe: die böhmischen sind kugelförmig, höchstens birnförmig, die mährischen von verschiedenartigen Formen. Verschieden ist die vor der Bemalung in die Gefässe der beiden Gruppen eingeritzte Ornamentierung; abweichend sind die bemalten Muster beider Gruppen, ungleich ist auch in den einzelnen Gruppen das gegenseitige Verhältnis der bemalten Bilder zu den eingeritzten oder eingestochenen; „die mährische Maler-Schule" hat ihre Aufmerksamkeit auf die unteren eingeritzten Bilder gerichtet und versieht dieselben des öfteren mit einem farbigen Hintergrunde, damit sie deutlicher hervorstechen. Sie sucht zuweilen selbst geritzte Ornamente „durch Ausziehen" mit verschiedenen Farben zu verstärken und zu verschönern; manchmal ersetzt sie den Mangel an geritzten Ornamenten durch nachträgliches Gravieren in Farbenflächen, die auf das Gefäss aufgetragen wurden. Demgegenüber bemalt die „böhmische Schule" ohne Rücksicht auf die unterste geritzte Voluten- oder Stichband-Figur das Gefäss mit anderen oder anders gestalteten Figuren von anderer Grösse und Durchführung.

Die mährischen Gefässe sind auf der Oberfläche bemalt, öfters auch innen, die böhmischen ausschliesslich nur aussen. Verschiedenartig ist auch die Zusammensetzung des Farbmittels der beiden Gruppen und seine Zubereitung zum Malen. Die typischen Begleiter der mährischen Malerei, menschliche und tierische Figuren, auch Obsidiane kommen in der böhmischen Gruppe nicht vor. Endlich werden auch zeitlich beide Gruppen ungleich eingereiht.

Einige Nachträge zur Gliederung der ältesten Perioden in Mähren.

Ich füge eine kurzgefasste Gliederung der ältesten Gruppen in Mähren samt Ergänzungen (nach ČERVINKA) bei, die meiner Meinung nach eine wichtige Rolle bei der Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den beiden Gruppen der bemalten Keramik spielen.

Digitized by Google

In Mähren wird für die älteste gehalten:

A. Die kugelförmige Keramik: a) mit einem mit dem Fingernagel eingeritzten Ornamente, b) mit geritztem Ornament in Form von Voluten, Rauten oder Mäandern.

Sie findet sich in den Siedelungen gewöhnlich allein vor und ist nie bemalt.

B. Die jüngere Keramik von Birnform, punktiert gestochen, in den Siedelungen oft mit der Gruppe A beisammen.

C. Die Keramik von der Form von Schüsseln, Töpfchen, Schalen, Flaschen, auch eine Schüssel auf hohen Hohlfüssen, entweder bemalt oder unbemalt. Diese Keramik findet sich oft mit der Keramik B beisammen in Gruben, jedoch nie mit A.

Die zeitliche Vergleichung der mährischen und böhmischen neolithischen Keramik.

Auf Grund der früher erwähnten Belege erlaube ich mir die zeitliche Vergleichung der ältesten mährischen und böhmischen Kulturen (nach dem Diagramm Abb. 19) anzustellen.

I. Der älteste Band-Schlag (Abb. 3, Abb. 19 a, b, Abt. I) ist sowohl in Böhmen als auch in Mähren; beide Gruppen verraten durch Form und Erzeugung unverkennbare Verwandtschaft.

Wir kennen in beiden Ländern Gefässe von gleicher Form, wir kennen Scherben aus Mähren, die auf die typische offene Form dieser Gruppe hinweisen, die zwar nicht mit einem vollständigen, aber doch mit einem für diese Gruppe typischen Band- (= Dreistriche) Ornamente verziert sind. Wir kennen in Mähren andere Gefässe, die am Rande bereits etwas geschlossen sind und ein zwar lokales Ornament aufweisen, aber die dennoch ihre Verwandtschaft mit der böhmischen Bandkeramik ahnen lassen, hauptsächlich in Betreff der Abschliessung ihrer Ornamente ( ); ausserdem pflegen die Gefässe dieser beiden Gruppen öfters mit Graphit bestrichen zu sein.

II. Die nachfolgende Gruppe (Abb. 4, 19 a, b, Abt. II) ist sowohl in Böhmen als auch in Mähren vertreten, aber mit dem Unterschiede, dass jenes Ornament, das in Böhmen dieser Gruppe den Namen und Charakter verliehen hat, in Mähren derartig nicht auftritt. Ich meine die Spirale. In Mähren haben wir eine endlose Volute (Abb. 4, Abt. 2). Aber unsere einzelnen böhmischen typischen Spiral-Figuren oder Labyrinthe (Abb. 4, Abt. 4) kommen in Mähren nicht vor.

In dieser Zeit, vielleicht schon ganz von Anfang an, tritt in Böhmen das Bemalen (Abb. 19 a, Abt. V) der heimischen Gefässe mit heimischer Ornamentierung auf.

Digitized by Google

Etwa in der zweiten Hälfte (vielleicht gegen Ende) finden wir in Böhmen in reinen Voluten-Siedelungen eine fremde Bevölkerung mit fortgeschrittenerer Jordansmühler unbemalter, in seltenen Fällen bemalter Keramik (allerdings weniger reich als in Mähren) (Abb. 19a, Abt. VI, VII)[1].

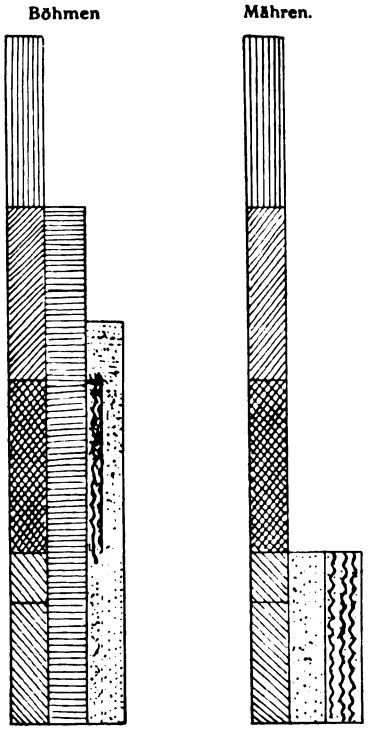


Abb. 19 a. Abb. 19 b.

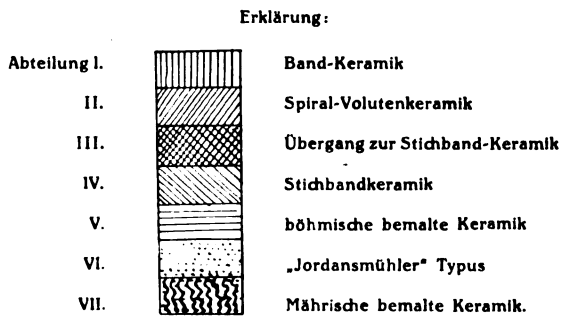


Abb. 19 c.

Zeitliche Vergleichung der mährischen und böhmischen Kulturen.

III. In der weiteren Periode (Abb. 5) beobachten wir in Böhmen (vorderhand bloss an gewissen Zentralstellen) den Übergang der alten einheimischen Keramik in eine neue mit punktiertem Stichbandornament (Abb. 19 a, Abt. III). In Mähren wurden zwar auch hie und da einzelne ähnliche Übergangsscherben gefunden, aber irgend eine Siedelung mit einer grösseren Menge dieser Keramik kenne ich nicht (Abb. 19 b, Abt. III). In dieser Zeit währt in Böhmen noch die alte heimische Art der Malerei (Abb. 19 a, Abt. V), während daneben im Verein mit Jordans-

[1]) Das beigesetzte Diagramm auf der Abb. 19 wurde zu meiner Vorlesung am 1. August 1909 in Boskowitz in Mähren geschaffen. Auf Grund des nachträglichen Fundes der Grube mit bemalter Keramik von mährischem Schlage auf dem Fundorte No. 4 in Podbaba in Böhmen müssen wir es in dem Sinne ergänzen, dass wir in der ersten Abteilung (Böhmen) (Abb. 19 a) in der dritten Kolonne (Abt. VI) jene senkrechten Wellenlinien (Abt. VII), welche die bemalte mährische Keramik in Böhmen darstellen, bis hinauf zum eigentlichen Anfang dieser Kolumne zeichnen.

Digitized by Google

mühler Keramik Spuren von mährischer Bemalung zutage treten (Abb. 19a, Abt. VI, VII). In Mähren findet sich um diese Zeit weder der Jordansmühler Schlag noch eine Malerei.

IVa. In dieser Periode sind in Böhmen wahrscheinlich keine ernsten Veränderungen eingetreten (Abb. 6, Abb. 19 a, Abt. IV a). In Mähren jedoch tritt zu dieser heimischen Gruppe die Keramik vom Jordansmühler Schlage mit Bemalung, die hier in ausgezeichneter Weise zur Entwicklung gelangt (Abb. 19 b, Abt. VI, VII).

IVb. In der älteren Abteilung dieser Gruppe (Abb. 19 a, Abt. IVb) sehen wir in Böhmen noch die heimische Malerei (Abt. V) blühen, die sich jedoch dem Ornamente angepasst hat (Abb. 8, No. 4). (Die Ausfüllung der Punktierung erfolgt mit Pechfarbe.) Die Jordansmühler Keramik dauert noch weiter, aber soweit ich sie kenne, ist sie nicht bemalt (Abt. VI).

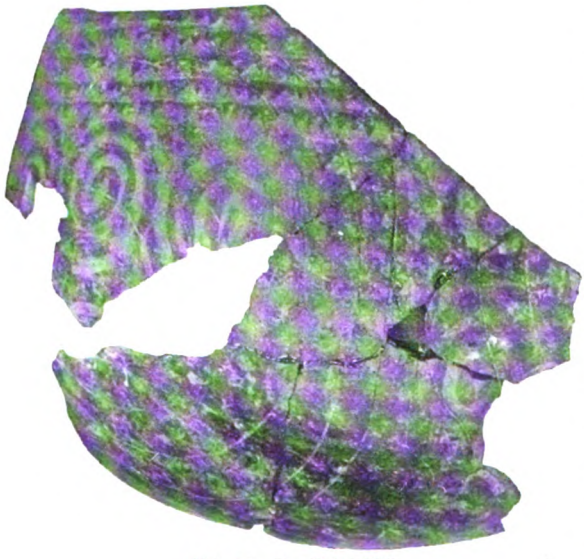


Abb. 20. Zur Tafel XXX.
Die Scherben vor der Ergänzung.

In der jüngeren Periode dieser Zeit erlangt die böhmische Stichbandkeramik eine reiche, komplizierte Ornamentik und neben den früher erwähnten heimischen Formen erscheinen auch Nachbildungen von fremden keramischen Erzeugnissen (Abb. 7). Eine Malerei oder ein Jordansmühler Schlag in dieser Zeit ist mir nicht bekannt.

In Mähren kenne ich bisher kein Material aus dieser Zeit; bloss das Köpfchen eines Stieres im Museum von Boskowitz (von demselben Charakter und Ornament, wie das in Schwarzochs [1]) bei Prag gefundene) und die Scherbe einer Schüssel mit Stichband-Ornament in der Sammlung des H. Oberlehrers J. KNIES in Sloup in Mähren lassen ahnen, dass diese Periode auch in Mähren vertreten war und zwar am ehesten noch gemeinsam mit der bemalten mährischen Keramik.

[1]) J. L. PIČ: Čechy předhistorické, Bd. 1, Taf. LVIII, B. 10.

Digitized by Google

Zusammenfassung und Schluss.

Wenn wir alles zusammenfassen, sehen wir, dass die bemalte neolithische Keramik sowohl in Mähren als auch in Böhmen vorkommt und dass wir sie ihrem Ursprung und Charakter nach in zwei verschiedene von einander abweichende Gruppen, die mährische und böhmische scheiden müssen. Die mährische Gruppe erscheint sowohl in Mähren als auch in Böhmen (hier ist sie allerdings vorläufig äusserst selten); die böhmische tritt ausschliesslich in Böhmen auf [1]).

Die bemalten Gefässe treten in Mähren in der jüngeren Gruppe mit Stichband-Ornament auf, aber eigentlich mit und neben ihr in fremder Keramik, die sich hier nicht aus der vorangehenden heimischen Kugelkeramik entwickelt hat. Sie stehen häufig entweder ganz allein oder in Ansiedlungen mit heimischen Stichband-Gefässen in Verwendung. Sie waren also teils Ein-

Abb. 21. Zur Tafel XXXII.
Die Scherben vor der Ergänzung.

[1]) Ich besitze aus mährischen Funden einige Scherben mit Bandornament, die mit Furchen und Grübchen geschmückt sind und in diesen fand ich auch Spuren von Pech. (Eine Scherbe mit Pechtropfen auf der Oberfläche hat auch H. Oberlehrer J. KNIES in Sloup in seinem Museum.) Es ist wichtig diesen Entdeckungen die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen; vielleicht sind es auch Überbleibsel irgend einer Malerei.

Ich allein kann dies auf Grund einiger Pechtropfen vorderhand noch nicht bejahen.

Die unbegossenen Gefässe lassen durch ihre Poren Flüssigkeiten oder zerlassene Fette durchdringen und infolgedessen bekommen sie am Feuer und überhaupt beim Gebrauch über kurz oder lang einen Geruch. Der vorgeschichtliche Mensch ist dem wahrscheinlich auf folgende Weise begegnet: in die neuen Gefässe, die er ins Feuer stellte, tat er Pech, das bei geringer Glut zerschmolz, in die Poren des Gefässes eindrang und auf diese Weise sozusagen die Begiessung ersetzte. (Noch in späteren Perioden können wir diesen Brauch beobachten, so beispielsweise in der bronzezeitlichen sogenannten knovizer Periode, ja etwas ähnliches habe ich noch an der mittelalterlichen Keramik aus Prager Ausgrabungen sichergestellt.) Solange nicht deutlichere Erkennungszeichen vorhanden sein werden, halte ich vorläufig jene Pechspuren an der mährischen Kugelkeramik für zufällige Überbleibsel von dieser soeben geschilderten Behandlung her.

Digitized by Google

fuhrware, teils wurden sie von Fremden erzeugt, die hier ansässig waren und sie benützten. Es benützte sie auch die heimische Bevölkerung, die sie zwar werthielt, sie austauschte, aber sie nicht selbst erzeugte; ja sie versuchte nicht einmal diese fremde Malerei auf dem eigenen heimischen Geschirr (mit Stichband) nachzuahmen.

In Böhmen erscheint die Malerei schon in der alten Periode vom Spiral-Volutenschlage (auch in der nachfolgenden mit Stichband-Ornament) und zwar direkt in ihr, schmückt die ausschliesslich in dieser Zeit benützten und daheim erzeugten Gefässe mit Mustern, die zur Voluten-Kultur gehören und bei der eingesessenen Bevölkerung längst üblich sind; gewiss hat die Erzeugung und Bemalung dieser Gefässe die heimische Bevölkerung selbst besorgt.

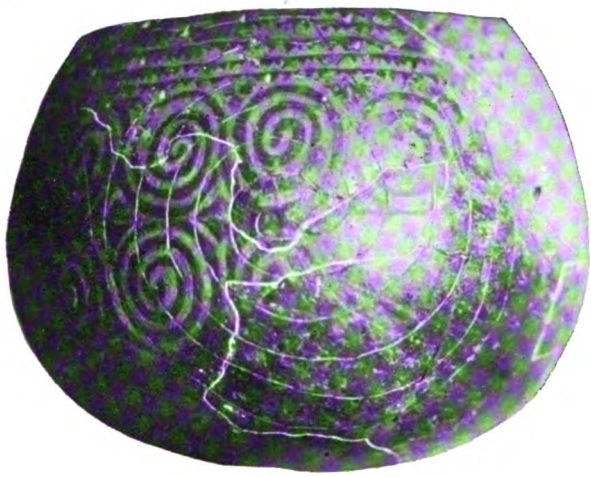
Wir müssen daher daraus entnehmen, dass die Mode der Malerei nach Böhmen früher gelangt ist als nach Mähren, indem sie auf Gefässen von viel älterem Schlage auftritt, und dass ihr Weg nach Böhmen nicht über Mähren führte[1]).

Das ist in Kürze alles, was man heute über die neolithische bemalte Keramik in Böhmen sagen kann. Aufgabe weiterer Forschung ist es, das Gebiet ihrer Ausbreitung abzustecken und den Brennpunkt ihres Ursprungs zu finden.

---

[1]) Wie ersichtlich ist, bezeugen alle Funde diese Annahme. Dieselbe würde jedoch ihre Giltigkeit einbüssen, sobald sichergestellt würde, dass die Band-Voluten-Stichband-Keramik und die darauffolgende Keramik, die aus einem bestimmten Mittelpunkte hervorgingen und stufenweise verschiedene immer entferntere Bezirke einnahmen, in einem bestimmten Augenblicke plötzlich von der schneller sich verbreitenden Mode des Malens (ich denke dabei an diese allein, ohne Keramik) durchlaufen wurde, die notwendig dann in verschiedenen Ländern verschiedene Keramiken antraf, die sie bereitwillig aufnahmen und sich ihr anpassten. Aber für diese meine Gegenhypothese, die sehr empfehlenswert erscheint, habe ich noch keine Belege gefunden.

Digitized by Google



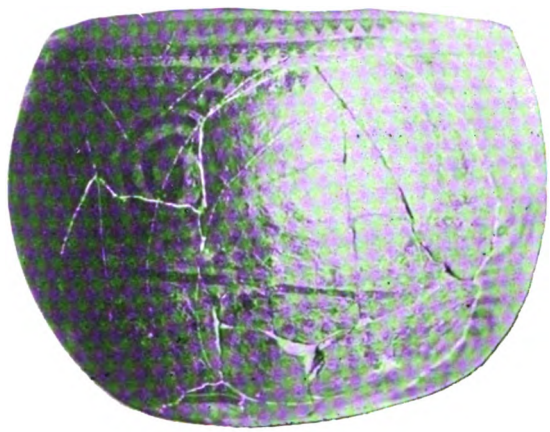
a. Original-Partie.

b. Rekonstruktion.

Bemaltes Gefäss aus Podbaba bei Prag (Fundort No. 5).
(In der Sammlung des Verfassers.)

Digitized by Google

Digitized by Google



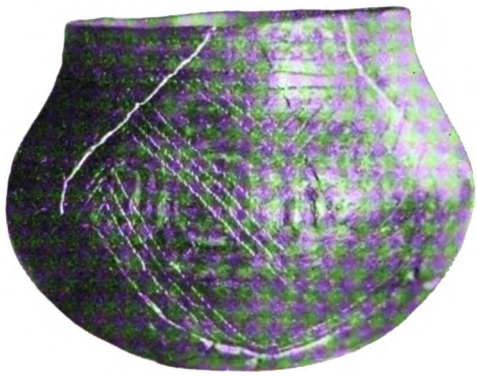
a. Original-Partie.

b. Rekonstruktion.

Bemaltes Gefäss aus Podbaba bei Prag (Fundort No. 5).
(In der Sammlung des Verfassers.)

Digitized by Google

Digitized by Google



a. Original-Partie.

b. Rekonstruktion.

Bemaltes Gefäss aus der Šárka (Burgwall bei Liboc).
(In der Sammlung des Verfassers.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung.

Von Karl Schirmeisen, Brünn.

Zweiter Teil.

V.

Ausgehend von der Tatsache, dass die drei Runenabteilungen als die Geschlechter des Freyr, der Hagal und des Tyr bezeichnet werden, fragte ich mich, ob die einzelnen Runen nicht etwa durchwegs Göttersymbole darstellen. Auch G. NECKEL kommt[1]) zu dieser Vermutung. Setzen wir voraus, dass bei der vorgeschichtlichen Festlegung einer solchen Reihe von magischen Zeichen wohl nur besonders wichtige und bedeutsame Symbole Verwendung gefunden haben dürften, so muss eine solche Vermutung offenbar als sehr berechtigt bezeichnet werden.

Dass die am Anfange des dritten Runengeschlechtes stehende Pfeilrune ↑ ein Symbol des alten Himmelsgottes und Pfeilerfinders Ziu-Tyr-Zeus-Dyaus darstellt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Sowohl das altnorwegische Runengedicht als auch die bei WIMMER: Die Runenschrift, S. 282 ff. abgedruckte und übersetzte isländische Reimerei enthalten bei dieser Rune die ganz unzweideutige Bemerkung:

↑ ist der einhändige Ase.

Die isländische Reimerei fügt auch noch den römischen Namen „Mars" zur Charakterisierung der Rune bei.

Hinlänglich sicher ist auch die Feststellung der Gottesbedeutung bei der ersten Rune des Freyr-Geschlechtes, der mit dem Namen „fé" bezeichneten Rune ᚠ. Beide Gedichte bezeichnen sie als das Symbol des Viehbesitzes, also des Reichtums (daher als „der Verwandten Streit") und die isländische Reimerei erklärt sie ausserdem noch durch das Wort „aurum" = Gold. Der Zusammenhang ist nicht schwer zu

[1]) Germanisch-Romanische Monatsschrift I, S. 86.

Digitized by Google

finden: Freyr ist ja ganz vorzugsweise der Gott des Reichtums, der Beherrscher der goldreichen Albenwelt, und er in allererster Linie wird unter den Göttern (gemeinsam mit seinem Vater Njord) um Reichtumsspende angefleht. Die Rune ᚴ scheint daher tatsächlich nicht nur das Symbol des Reichtums, sondern, nach der Bezeichnung des durch sie eingeleiteten Runengeschlechtes, auch das des Reichtumsgottes selbst zu sein.

Über die Bedeutung der Runenform ᛕ sind wir freilich ganz im Unklaren. Diese Rune scheint jedoch eine verstärkte ᚴ (k)-Rune zu sein. Es wäre daher zu untersuchen, ob zwischen den beiden Symbolen nicht vielleicht irgend ein Zusammenhang besteht. Die Rune ᚴ führt den Namen „kaun", der in den Runengedichten durch den Ausdruck „Geschwür" wiedergegeben wird:

ᚴ ist der Kinder Verderben.

Was daher die Bedeutung dieses Symbols ist, ist um so schwerer zu erraten, als wir ja nicht einmal wissen, ob und wie weit die Runenreimereien altes, mythologisch wertvolles Gut bewahrt haben oder nur wertlose Merkverse enthalten. Die isländische Reimerei fügt zu dieser Rune die Deutung „flagella" = Geissel bei und bezeichnet sie als Königsrune[1]). Eine Erklärung dieser Rätsel finden wir vielleicht, wenn wir die Bedeutung der verschiedenen an den Runennamen anklingenden Wurzeln beachten. Keinan (kînan) heisst altgermanisch „keimen, Keime treiben", kenian (kennan) „gezeugt werden, entstammen"; kuni (kuni-burd) bedeutet: das Geschlecht, den Stamm, die Gattung, die Verwandtschaft; kona: die Gattin; kind: das Entstammte; konr: den Abkömmling, Edelmann. Von hier aus ist auch die eigentliche Bedeutung des Namens „König" abzuleiten und wir gelangen damit zu der Vermutung, dass die Rune ᚴ mit dem Namen „kaun" dem kundigsten Gotte (kunnan = können, wissen; kunnigr = kundig, kenntnisreich) angehören könnte, dem Hermes-Wodan, der in erster Linie von den das Symbol der Herrschaft über Leben und Tod (ursprünglich die Geissel, später das Zepter) tragenden Königen verehrt wurde und dem zu Ehren im Süden Europas ithyphallische Hermen, im Norden Galgen errichtet wurden. Vielleicht ist also die Rune ᚴ eine schematische Darstellung entweder des Galgens, der Geissel, des Zepters, des Heroldstabes oder der ithyphallischen Herme, des edelgeschlechtigen zeugenden Mannes oder Gottes? In letzterem Falle wäre die verstärkte Rune ᛕ sehr entsprechend das Sinnbild des ganz besonders fruchtbaren und zeugungskräftigen Freyr, der bekanntlich im Tempel zu Uppsala

[1]) Jeder Rune ist nämlich in dieser Reimerei eine nordische Fürstenbenennung beigegeben, so bei ᛏ „tiggi", bei ᚠ „fylkir", bei ᚴ „konungr" usw.

Digitized by Google

„cum ingenti priapo" dargestellt war. Wenn wir daher die Königsrune mit dem Gotte der Könige, der auch zugleich der König der Götter war, in Verbindung bringen, so können wir uns in dieser Beziehung vorläufig freilich nur auf die analogen Verbindungen der Pfeilrune mit dem Pfeilgotte und der Reichtumsrune mit dem Reichtumsgotte stützen; wir hoffen aber im Nachfolgenden noch weitere Bestätigungen für diese Annahme beibringen zu können. Eine Erklärung für die Deutung: kaun = Geschwür zu liefern, soll gleichfalls erst später versucht werden.

Wir wenden uns nun zur Untersuchung der mythologischen Bedeutung der Rune ᛘ, die in den Reimereien mit dem Namen „madhr" = Mann (homo) bezeichnet wird. Wer nur einigermassen mit der Sprache der Mythologie vertraut ist, wird unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, dass wir es hier nicht mit einem blossen Symbol des irdischen Mannes, sondern mit dem des himmlischen Mondmannes, des Mondgottes Mannus zu tun haben, des alten Stammvaters des Menschengeschlechtes im allgemeinen und des der Germanen im besonderen [1]). Die Rune selbst scheint, entsprechend der Doppelgesichtigkeit des Mondes gewissermassen einen Doppelmann ᛝ darzustellen, ähnlich wie dies vielleicht auch die zweistabige m-Rune ᛗ - ᚴ ᛘ der längeren Runenreihe tut. Mannus ist dieselbe mesolithische Gottheit, die später in der Bronzezeit mit neuen Attributen (Horn und Schwert) versehen zu Heimdall, dem Hüter der Himmelsbrücke wird (vergl. den doppelgesichtigen Brückengott Janus) und als Rigr die Entstehung der drei Stände mit veranlasst.

Dieselbe Rune, aber in umgekehrter Stellung, findet sich am Ende der Runenreihe. Sie scheint daher, da sie nur eine Wiederholung ist, ebenso jungen Datums zu sein — wenigstens was die Zeit ihrer Einreihung betrifft — wie die Freyr-Rune, die nach unserer Vermutung eine Verstärkung der Wodanrune darstellt. Es wäre daher möglich, dass sie das Symbol einer speziell von dem Mondgotte abgezweigten Gottheit ist. Nun steht aber die mesolithische Mondgottheit aufs innigste mit dem Wasser und dem Tranke in Verbindung: Der Mondmann ist der typische „Wassermann" und Trankspender [2]). Die Wasser- und Trankgottheiten der germanischen Mythe sind aber die folgenden: 1. Imir, der Urriese, dessen vergossenes Blut die Sintflut hervorruft. 2. Mimir, der von den Wanen geköpfte Hüter des Weisheitstrankes. 3. Hymir, der winterliche Fischergott der älteren Zeit, der den Asen feindlich gesinnte Bewahrer des grossen Braukessels. 4. Gymir-Aegir (die jüngere Form Hymirs), der Meeresgott, der die Asen bereits mit

[1]) Vergl. Die arischen Göttergestalten S. 322 ff.
[2]) Vergl. a. a. O. S. 10 ff.

Digitized by Google

Met bewirtet. (Ein Doppelgänger dieses Gottes ist der Wanengott Njord). 5. Bragi, der Bier- und Sangesgott, der jüngste unter ihnen[1]). Der Name „ýr" der Rune ᛦ, ihre Verwendung zur Darstellung der Laute y und (Schluss-) R, ihre Beziehung zu dem älteren gh- (ghw-) Laute und zu der feuchtigkeitsliebenden Eibe, die als charakteristischer Baum der mesolithischen Zeit sowie als Trauer- und Totenbaum der Alten ein Symbol der mesolithischen Wasser- und Totengottheit ist[2]), lassen es glaubhaft erscheinen, dass diese Rune das Symbol einer der genannten Wassergottheiten und speziell vielleicht das des Aegir sei.

Vergleichen wir nun die Gegenüberstellung der Symbole des reichen Wanengottes Freyr und des ebenso reichen Meeresgottes Aegir, in dessen unterseeischem Palaste „helles Gold" zur Beleuchtung dient (erste und letzte Rune), mit der Gegenüberstellung des Ziu- und Wodansymbols (beide an 4. Stelle von der Mittelrune ᛁ aus), so gelangen wir zu der Vermutung, dass die 15 Runen nicht bloss nach ihrem Lautwert, sondern vielleicht auch nach ihrer symbolischen Bedeutung gesetzmässig zusammengestellt sind. Denn Ziu und Wodan sind ebenso zwei Himmels- und Kampfgottheiten wie Aegir und Freyr zwei Wasser- und Reichtumsgottheiten. Und wir finden rechts die älteren (Ziu und Aegir), links die jüngeren (Wodan und Freyr) Formen. Sollte sich diese Vermutung bewahrheiten, so besässen wir in dieser Gegenüberstellung der Symbole ähnlicher, nur in ihrem Alter verschiedener Gottheiten eine sehr willkommene Hilfe und Kontrolle bei der weiteren Bestimmung.

Versuchen wir daraufhin z. B. die Bedeutung der beiden einander gegenüberstehenden Runen ✱ (hagal) und ᛋ (sol) zu erkennen. Die letztere Rune ist ihrem Namen nach ganz unzweifelhaft ein Symbol der Sonne, daher für nördliche Gebiete nicht das Symbol einer männlichen, sondern das einer weiblichen Gottheit[3]). Die zickzackförmige, in den

---

[1]) Bragi als eine Vergöttlichung des im 9. Jahrhundert nach Chr. lebenden Skalden Bragi-Boddason anzusehen, liegt nicht der geringste Grund vor. Im Mythus werden wohl häufig Götter zu Helden, Sängern usw., nie aber umgekehrt. Die enge Verbindung Bragis mit Aegir, die sich besonders deutlich in dem Umstande zeigt, dass bei der Bewirtung der Götter in Aegirs Palaste nicht der Meergott, sondern Bragi, gewissermassen als Hausherr, den eindringenden Loki anspricht, weist im Gegenteil darauf hin, dass die beiden Gottheiten (Aegir als der ältere Met-, Bragi als der jüngere Biergott) mehr oder weniger identisch sind und Bragi daher eine Weiterentwicklung der alten Trankgottheit darstellt. Dass er auch zu einem Sangesgotte wurde, kann nicht verwunderlich sein: die Wasser- und Trankgottheiten sind ja dem Volksglauben nach die berufensten Sänger und Musiker, z. B. der nordische Nœk, der griechische Delphinreiter Arion, der thrakische Orpheus, dessen Haupt im Meere schwamm und später, gleich Mimirs Haupte, Orakel erteilte usw.

[2]) Vergl. Die ar. Götterg., S. 13.

[3]) Vergl. a. a. O., S. 11.

Digitized by Google

phönikischen Buchstabenformen geradezu schlangenähnliche Gestalt dieser Rune erweckt jedoch, in Verbindung mit dem gelegentlich für sie gebrauchten Namen Suhit (suht = Sucht, Seuche), den Verdacht, dass die durch sie symbolisierte Sonnengöttin nicht immer als unbedingt wohltätig, sondern durch ihre allzugrosse Wärmewirkung manchmal auch verderblich, etwa als Seuchen hervorrufend, gedacht worden ist. Die griechische Göttersage kennt ein zeitweise verderblich auftretendes Paar, die beiden Pfeilgottheiten Apollo und Artemis. Da nun der Pfeilgott Ziu-Tyr nicht mehr dem Hauptgotte Zeus, sondern durchaus dem Apollo entspricht und die Rune der Sonnengöttin neben der Ziu-Rune steht, so wäre die Göttin des stechenden Sonnenbrandes am ehesten mit der Göttin Artemis zu vergleichen. Es ist für unsere Zwecke gar nicht notwendig mit bestimmten Namen zu kommen, um so mehr als diese Namen, wie wir dies ja schon bei den Trankgottheiten sahen und wie dies noch mehr von den germanischen Göttinnen gilt, von Volksstamm zu Volksstamm und von Zeitalter zu Zeitalter einem beständigen Wechsel unterworfen waren. Der Edda nach wäre jedoch die passendste Vertreterin der Artemis die jungfräuliche, schicksalskundige Gefjon, die sich in derselben Weise zu der Göttin Frigg entwickelte, wie Artemis zur Hera.

Der Rune dieser Göttin steht nun, wie gesagt, die Rune ✱ mit der Bedeutung des Hagels und Schneegestöbers gegenüber. Sie ist nach der isländischen Reimerei die Rune des „hildings", d. h. des Helden, des Kriegers, des Kriegsfürsten. Wir hätten daher eine kriegerische, mit Hagel und Schnee in Verbindung stehende Sonnengöttin zu erwarten. Eine solche existiert einmal in der mehr nordischen, der Edda bekannten Schneegöttin Skadi (der Schädigerin), der Tochter des Sturmriesen Thjassi, die kampfgerüstet bei den Göttern erscheint, um den Tod ihres Vaters zu rächen; zum andernmal in der mehr der südgermanischen Sage angehörigen Schnee- und Wettergöttin Holda-Holla, der in Waffen „gehüllten" Begleiterin des wilden Heeres, der Führerin der Scharen verstorbener Kinder. Nach all diesen Eigenschaften hin passt sie ebenso zu Wodan, wie Gefjon, die Versammlerin verstorbener Jungfrauen, zu Ziu-Tyr [1]).

[1]) Neuere Mythologen nehmen allerdings an, dass Holda (ebenso wie die später zu besprechende Berchta) ein mythologisches Gebilde darstellt, das ziemlich spät, nach Eug. MOGK (Germanische Mythologie, Strassburg 1907, S. 49 ff.) „vielleicht erst in christlicher Zeit und z. T. unter dem Einflusse fremden Volksglaubens" durch Abstraktion entstanden ist. Diese Mythologen scheinen jedoch insgesamt in dem Banne der alten Auflagen von V. HEHNS „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien" zu stehen, kennen die für die vorgeschichtlichen Kulturstufen speziell der Germanen so bedeutungsvollen Ergebnisse der vorgeschichtlichen

Digitized by Google

Nehmen wir im nordischen Runenalphabet die Reihenfolge l m als die ältere an (die umgekehrte Reihenfolge ist offenbar durch die lautliche Forderung von der Zusammengehörigkeit der beiden Lippenlaute b und m bedingt und daher wahrscheinlich jünger als die andere mit grosser Zähigkeit festgehaltene Reihung), so stehen die Runen ᚦ und ᛚ einander gegenüber. Die erstere, ihrer Gestalt nach auffallend mit den primitiven geschäfteten Steinbeilen und den als Hacke und Pflugschar dienenden sogenannten „Schuhleistenkeilen" der jüngeren Steinzeit [1]) übereinstimmend, trägt den Namen „*Þurs*" (Riese) oder „Dorn" und wird in der lateinischen Übersetzung durch den Namen des Saatengottes Saturnus wiedergegeben. Gehört daher diese Rune tatsächlich irgend einer Gottheit an, so kann dies nur die bäuerliche Gewittergottheit des jüngeren Steinzeitalters sein, deren uns bekannter Name Thor-Donar auch in den Namen *Þurs* und Dorn der Rune ᚦ einen deutlichen Anklang zu besitzen scheint. Die gegenüberstehende Rune ᛚ hat (wie dies besonders auffällig bei dem moabitischen 6 zu sehen ist) die Form eines Angelhakens, trägt den Namen „lögr" (lacus = Wasser) und steht daher vielleicht mit dem unzertrennlichen Begleiter (und einstigen Vorgänger?) Thors, mit Loki, in Verbindung, der als Herdgott der jüngeren Steinzeit eine Wiedergeburt der alten eiszeitlichen Feuergottheit darstellt [2]), durch die ihm zugeschriebene Erfindung des Netzes (und daher wohl viel früher noch auch des Angelhakens) und durch die Fischgestalt, die er nach seiner Flucht aus dem Götterreiche annimmt, aber auch als ein Wasserwesen erscheint. Man wird es vielleicht als ein allzugrosses Wagnis halten, aus den wenigen angegeben Gründen einen Zusammenhang zwischen den Namen lögr und Loki anzunehmen. Eine gewisse Bestätigung dieses Zusammenhanges dürfte sich jedoch auch aus der isländisch-skandinavischen Benennung der Wochentage ergeben. Während nämlich 6 dieser Tage (Sunnudagr, Mânadagr, Tyrdagr, Odinsdagr, Thôrsdagr, Friadagr) die üblichen germanischen Götternamen tragen, wird der Sonnabend anscheinend nicht nach einem Gotte benannt, sondern als Laugardagr (Wasser- oder Waschtag) bezeichnet. Eine einfache Erklärung dieser höchst sonderbaren Tatsache ergibt sich, wenn wir annehmen, dass

---

Archäologie nicht (oder wollen sie absichtlich nicht kennen) und lassen daher eine eigentliche Kultur der Germanen erst seit der historischen Römerzeit, eine ausgebildete germanische Mythologie womöglich erst seit der Wikingerzeit gelten. Ihre einschlägigen Negationen und späten Ansätze sind daher entsprechend zu berichtigen.

[1]) Vergl. z. B. die Abbildungen in FORRERs: Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, Berlin und Stuttgart 1907, Tafel 20 u. 21.

[2]) Vergl. D. ar. Götterg., S. 17.

Digitized by Google

der letzte Tag der Woche ursprünglich nach Loki = dem „Beschliesser" benannt war, dass aber dieser Tag wirklich auch ein „Waschtag" war und sich so im Laufe der Zeit eine entweder unbeabsichtigte oder vielleicht gar beabsichtigte Begriffswandlung eingestellt hatte [1]).

Neben dem Symbol Lokis steht die Rune ᛒ. Nach ihrer Form scheint sie offenbar weit innigere Beziehungen zu der Thorsrune ᚦ als zu der Lokirune ᛚ zu besitzen. Wenn wir daher schon an eine Symbolik der Runen zu glauben genötigt sind, so werden wir nicht ungern in dem Zeichen ᛒ ein Symbol der Ackerfurche sehen. Der Name der Rune ist „bjarkan" und bedeutet „Birkenreis" (björk = Birke); er klingt aber auch an and. bjarga = „bergen, schützen, begraben" und „zur Geburt verhelfen, ans Licht befördern" (daher die Verwendung von „Bergerunen" zur Erzielung einer glücklichen Geburt [2]) an. Der letztere Begriff würde gut mit der das Samenkorn bergenden und die junge Pflanze zum Lichte entsendenden Erde übereinstimmen. Die Birke selbst aber ist ein gegen Kälte ausserordentlich widerstandskräftiger, in nördlichen Gebieten weit verbreiteter Baum, dessen Holz besonders häufig zur Herstellung von Wagen und von sonstigen landwirtschaftlichen Geräten Verwendung findet, dessen Reiser zu Besen, dessen Zweige zu festlichem Schmucke gebraucht werden, dessen Saft zu Heilzwecken (z. B. zur Förderung des Haarwuchses) dient und dessen glänzendweisse Rinde gleichfalls im bäuerlichen Hauswesen in der verschiedensten Weise benützt wird. Dieser Baum dürfte daher seinem Namen und seinen Eigenschaften nach recht wohl mit einer bäuerlichen Göttin im Zusammenhange stehen, deren Verehrung weit in die neolithische Zeit zurückreichen muss, und zwar mit der Göttin Berchta, der bergenden, winterlich weissen Erdgöttin, deren Fest auf die Nacht vor dem hl. Dreikönigstag (Bethphania) fällt. Diese Göttin ist nach der süddeutschen Sage fast immer mit einem Wagen und einem Pfluge versehen und lässt die beiden Geräte häufig von Vorübergehenden ausbessern, wobei die zum Lohne überreichten Späne sich später in Gold verwandeln. Ihre Vorliebe für bäuerliche Kost (Hafergrütze, Klösse u. a.) ist so gross, dass an ihrem Festtage keine anderen Speisen genossen werden dürfen, ihre Beziehung zum Pfluge so innig, dass sie mit diesem sogar näht, ihre winterliche Natur (weisse Frau!) so ausgeprägt, dass sie Vorwitzige mit (Schnee-)Blindheit straft.

Ist aber Berchta-Bertha (in der Edda Sif) tatsächlich durch jene Rune symbolisiert, die neben der Loki- statt neben der Thorsrune

---

[1]) Eine Zusammenstellung der germanischen Wochentagsnamen findet sich z. B. bei F. RÜHL: Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit, Berlin 1897, S. 55 ff.

[2]) H. GERING: Glossar zu den Liedern der Edda, Paderborn 1907, S. 22.

Digitized by Google

steht, so sollte man der Gleichmässigkeit wegen erwarten, dass neben der Thorsrune die Rune einer Göttin zu stehen kommt, die wieder irgendwelche Beziehungen zu Loki besitzt. (Auch die Runen der mehr oder weniger zusammengehörigen Gottheiten Odhin — Gefjon-Frigg und Tyr — Skadi-Holda stehen einander, wie wir gesehen haben, in Kreuzstellung gegenüber). Dort steht indessen die Rune ᚱ mit der Bedeutung des Reitens, des Reisens zu Pferde. Und wenn wir bedenken, welche Bedeutung diese in der Metallzeit allmählich sich einbürgernde Beförderungsweise (die Zähmung des Pferdes gehört schon der jüngeren Steinzeit an) für den vorgeschichtlichen Menschen besessen haben mag, so werden wir uns nicht wundern, dass dem wagenfahrenden Gotte Thor, dem Stiere, zu irgend einer Zeit eine Reitergottheit, bezw. das Pferd, zugesellt worden war. In den Göttersagen der Ostseegebiete findet sich diese Reitergottheit verdoppelt vor in den Reiterzwillingen oder Gottessöhnen (den vedischen Asvin, den griechischen Dioskuren). Ihr Symbol kann also ganz wohl die ᚱ - Rune sein.

Wir dürfen indessen nicht ausser acht lassen, dass sich in der Runenreihe neben der Thorsrune eigentlich die von uns ausgeschaltete Rune ᚨ (ᛅ) befindet, die der ᚱ - Rune anscheinend gleichwertig ist und mit ihr im Wettbewerb steht. In dem altnorwegischen Runengedichte finden sich nämlich bei diesen beiden Runen Verse von ziemlich gleichem oder zum mindesten sehr ähnlichem Inhalte:

ᛅ (óss) ist der meisten Reisen Weg, aber die Scheide ist der der Schwerter.

ᚱ (raeid), sagt man ist für die Rosse das Schlimmste; Regin schmiedete das beste Schwert [1]).

In beiden Versen stehen die Begriffe des Reisens (wohl zu Wagen und zu Pferde) und des Schwertes im Vordergrunde und es kann uns der Zusammenhang nicht ganz unklar bleiben: Zur Reiseausrüstung gehörte früher wohl in allererster Linie ein gutes Schwert.

Was ist nun aber dieses Wort „ós", das im altnorwegischen Runengedichte als „Flussmündung", in der isländischen Reimerei als „Ase" bezeichnet wird? Wir denken eher an die Morgenstunde oder an die Frühlingszeit, in welche der Beginn der Reisen fällt, und kommen damit auf die Morgenröte- und Frühlingsgöttin Ostara-Austrô-Eostre (Ushas, Eos, aurora), nach welcher unser Osterfest und unser Ostermond benannt sind. Ich habe die Entstehungszeit dieser Göttin (ebenso wie die des Donnergottes) aus physikalisch-meteorologischen Gründen ins Neolithikum angesetzt [2]). Ihre enge Verbindung mit Loki, dem

[1]) WIMMER, a. a. O., S. 277.

[2]) D. ar. Götterg., S. 15 ff.

Digitized by Google

Herdgotte derselben Zeit, gibt sich in den Freudenfeuern kund, die ihr zu Ehren zu Ostern angezündet wurden. In der Edda ist sie unter dem Namen Gerd, vielleicht der vom Feuer „umgürteten", bekannt und es ist sehr wohl möglich, dass der Zusammenhang zwischen der Frühlingsgöttin, dem Feuer, dem Reisen, dem Ross und dem Schwerte in dem Mythus jenes Eddaliedes begründet ist, das uns von der Liebe Freyrs zu Gerd berichtet (Skirnismâl). Der Frühlingsgott verliebt sich in die Tochter des Meergottes Gymir (also, da dieser mit Njord, seinem Vater, ziemlich identisch ist, eigentlich in seine eigene Schwester Freyja) und vertraut sich seinem Diener Skirnir an:

In Gymirs Gehöft gehen sah ich mir liebe Maid;
vom Glanz ihrer Arme erglühte der Himmel und all das ewige Meer[1]).

Er übergibt ihm sein Ross und sein Schwert und sendet ihn auf die Werbereise:

Zäum' dir mein Ross, das die zaubrische Lohe,
die düsterrote, durchdringt,
und das Schwert nimm hin, das sich schwingt von selber,
wenn ein furchtloser Held es führt[1]).

Es scheint also, dass in einzelnen Versen des altnorwegischen Runengedichtes doch einige, wenn auch sehr verdunkelte oder vielleicht absichtlich entstellte mythologische Erinnerungen erhalten sind. Auch bei der Thorsrune dürften ähnliche Reminiszenzen vorhanden sein, wenn es heisst:

ᚦ verursacht Frauenkummer.

Denn Thor ist der einzige Gott, der (nach dem Harbardsliede 23 und 37, vergl. auch das Hyndlalied 4) Thursen- und Berserkerweiber tötet und von dem (im Hymirliede 14) gesagt wird, dass er „Thursenweiber in Trauer versetzt". Vielleicht ist auch die Angabe der ᛦ-Rune:

ᛦ er, er faellr ór fjalle foss

im Hinblick auf die Sage, dass sich Loki in Lachsgestalt im Wasserfalle Franangr versteckt habe, zu übersetzen:

Loki ist, wo ein Wasserfall vom Berge stürzt.

Wir gelangen nun zur Deutung der Rune ᚢ, die der Mondrune (oder später der Lokirune) gegenüber steht. Ihr Name ist „úr", ihre Form der Stab mit einem deutlich ausgesprochenen Bogen (vergl. das moabitische Zeichen ᚤ). Wir haben daher zu vermuten, dass diese Rune das Symbol irgend einer Bogengottheit ist. Derartige Bogengottheiten sind (neben Ziu-Tyr) im Norden der graue Wintergott Ullr, der Schneeschuhläufer, der allem Anscheine nach eine Nebenform Wodans darstellt; in süd-

[1]) H. GERING: Die Edda, S. 53.

Digitized by Google

licheren Gebieten der blinde Hödr, der mit seinem starken Bogen den lichten Baldr tötet und offenbar den winterlichen Tod oder den Tod überhaupt, bezw. das blinde Schicksal, bedeutet. Eine analoge Gottheit stellt Uranos-Varuna dar. Da der Runenname „úr" auch an den Namen „Urd" der Schicksals- und Todesnorne anklingt, so werden wir wohl nicht fehlgehen, die Rune ᚢ für das Symbol eines etwa dem vedischen Varuna oder dem griechischen Uranos-Kronos ähnlichen Bogen-, Schicksals- und Todesgottes zu halten. Diese mesolithische Gottheit erlebte in der Bronzezeit einen neuen Aufschwung [1]) und wurde daher ebenso wie Hermes-Wodan vorzugsweise mit dem Widder in Verbindung gebracht.

Es bleibt uns schliesslich die Gruppe der drei zusammengehörigen Runen ᚾ = n, ᛁ = j (i) und ᛜ = ŋ (a) zur Untersuchung übrig. Es scheint hier eine besonders wichtige oder alte Götterdreiheit vorzuliegen, da ihre Symbole die Mitte der Runenreihe einnehmen. Die j-Rune führt den Namen „iss", der durchwegs mit „Eis" wiedergegeben wird, die n-Rune den Namen „naud" = „Not" und die ŋ (a)-Rune den Namen „ár" = „Jahr" (?). Da wir nun die einzelnen Runennamen fast durchwegs in einer mehr oder weniger verunstalteten Form angetroffen oder unrichtig gedeutet gefunden haben, so dürfen wir auch im vorliegenden Falle auf etwas Ähnliches gefasst sein. Bei dem Namen iss z. B. haben wir auch an althochd. „ezzan" = essen (got. „itan", lat. u. griech. „edo") zu denken und da die germanische Göttersage mehrere Trankgottheiten aufweist, wäre es durchaus nicht unlogisch, in derselben auch das Vorhandensein einer Speise liefernden Gottheit anzunehmen. Allgemein bekannt ist in dieser Hinsicht z. B. die Göttin Idun, die später dem Trankgotte Bragi als Gattin zugewiesene Hüterin der Götterspeise, der verjüngenden Äpfel. Bei dem Runennamen naud haben wir nicht bloss an Not, Zwang und Gewalt, sondern auch an Naue, Nachen, Schiff und Schiffahrt sowie an den in Nóatún (Nauenheim = Schiffsstätte) wohnenden Seegott Njord zu denken. Bei ár endlich ist nicht zu übersehen, dass dieses Wort ursprünglich die Bedeutung: Ertrag, Natursegen, Nutzen besass [2]) und auch die alte Bedeutung von ár = Pflug in Betracht zu ziehen, die noch im got. arjan = pflügen erhalten ist. Dazu kommt, dass die ŋ-Rune des längeren Alphabets immer durch die Silbe ing wiedergegeben wird und Ingunar oder Ingwina-ar ein häufiger Zuname des Freyr bei den Ingwäonen (den Seegermanen) ist. Dieser Zuname steht im Zusammenhange mit

[1]) Vergl. D. ar. Götterg., S. 22.

[2]) G. BILFINGER: Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen I, Stuttgart 1899, S. 17.

Digitized by Google

der Sage von einem göttlichen Knaben Ing, der in einem steuerlosen Schiffe auf einer Getreidegarbe liegend, bei den Seegermanen ankam und hier zu einem mächtigen und glücklichen, mit dem Friedenskönige Frodi wohl identischen Könige wurde. Der Runenvers

ᚾ ist ein Segen für die Menschen;
ich sage, dass Frodi freigebig war[1])

scheint mit diesen Tatsachen durchaus übereinzustimmen.

Falls unsere Annahmen richtig sind, hätten wir daher die drei Runen ᚾ ᛁ ᛏ als Symbole einer Götterdreiheit anzusehen, die speziell bei den Seegermanen heimisch gewesen wäre und aus einem echten Meeresgotte, einer Fruchtgöttin und einem mehr oder weniger jugendlichen und seetüchtigen Ackerbaugotte bestand. Eine solche Dreiheit ist auch in anderen Göttersagen weit verbreitet — wir erinnern nur an die isthmische Trias Poseidon, Ino-Leukothea und Palaimon[2]) oder an die ägyptische Dreiheit Osiris, Isis und Horus — und stellt wahrscheinlich die alte, der mesolithischen Zeit angehörige Dreiheit: den Mondgott, die Sonnen- (und spätere Erd-) göttin und den verjüngten, zu einem Himmelsgotte umgewandelten alten Feuergott der Eiszeit dar. Für die Gebiete der Seegermanen ist uns die einstige Verehrung einer solchen Dreiheit nicht bloss durch die Mythe, Sage und Geschichte, sondern auch durch Altarfunde an der Küste der Insel Walcheren direkt bezeugt. Eine „Nehalennia" genannte Göttin[3]), mit den die Fruchtgöttin charakterisierenden Äpfeln stets versehen, entweder stehend oder gleich Demeter-Ceres in einem Thronsessel sitzend und in einigen Darstellungen den linken Fuss auf ein Schiffsvorderteil stellend, bildet den Mittelpunkt dieser Altarbilder. Auf fünf derselben sind zu beiden Seiten der Göttin zwei männliche Gottheiten dargestellt, von denen die linke als Neptun, die rechte als Herkules (die Äpfel der Hesperiden pflückend) gedeutet wird. Auf die mesolithische Zeit des Ursprungs dieser Göttertrias weist, wie in so vielen ähnlichen Fällen, der kleine Hund hin, der als Stellvertreter des Meergottes links zu Füssen der Göttin sitzt und zu ihr emporblickt[4]).

Im Hinblicke auf die mesolithische Zeit hat vielleicht auch der Name „Not" für die Rune des damaligen Mond- und Wintergottes,

[1]) WIMMER, a. a. O., S. 279.

[2]) Vergl. z. B. E. MAASS: Griechen und Semiten auf dem Isthmus von Korinth, Berlin 1903.

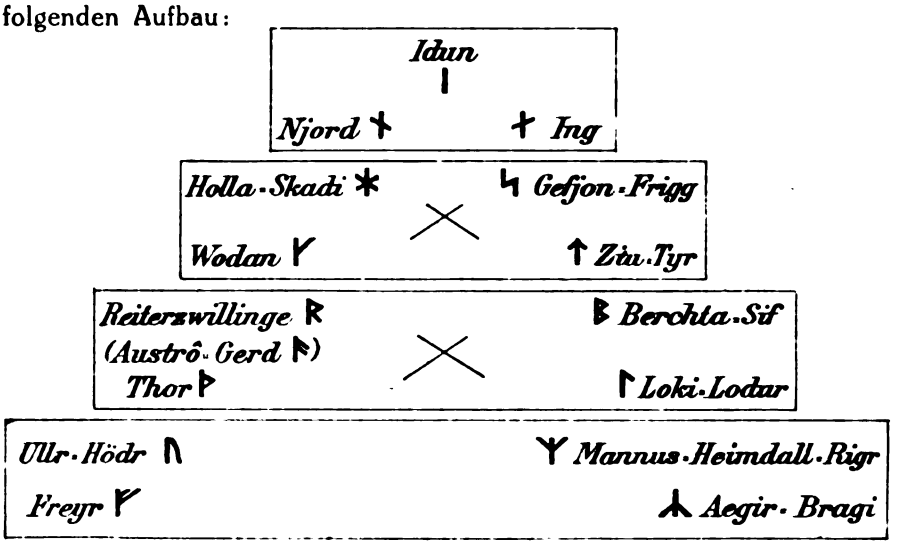
[3]) Vergl. über dieselbe z. B. den Artikel in W. H. ROSCHERS: Ausführl. Lexikon d. griech. und röm. Mythologie III, S. 76 ff.

[4]) Der bereits in der mesolithischen Zeit gezähmte Hund bildet ein Hauptattribut des aus jener Zeit stammenden Feuchtigkeitsgottes und der Gott selbst wird häufig hundegestaltig gedacht. Vergl. z. B. Die Entstehungszeit der germ. Götterg., S. 14 u. 25.

Digitized by Google

der Name „Eis" für die Rune der alten Sonnen- und Sommergöttin einige Berechtigung.

Der so durch Vermutungen erschlossene Runen-Götterstaat zeigt folgenden Aufbau:



Wir sehen in der untersten Abteilung vier Götter, von denen zwei, Aegir-Bragi und Freyr offenbar sehr spät hinzugefügt worden sein müssen, da ihre Runen blosse Abänderungen bereits vorhandener Zeichen darstellen und die beiden Götter schon in der obersten Abteilung (durch Njord und Ing) vollständig ausreichend vertreten sind.

In der nächst höheren Abteilung finden sich, falls wir die Reiterzwillinge durch die Morgenrötegöttin ersetzen, zwei speziell für die neolithische Zeit charakteristischen Götterpaare, Thor — Berchta-Sif und Loki — Austrô-Gerd. Lassen wir aber die Reiterzwillinge an ihrer Stelle und nehmen den durch die geänderte Reihenfolge von l und m in einigen Runenalphabeten angezeigten Wechsel von Loki und Mannus vor, so erhalten wir hier eine Gruppe von Gottheiten, wie sie speziell in den lettischen Mythen von dem Mond (Mannus) und der Sonne (Berchta), dem Gotte Perkun (Thor), den Gottessöhnen (Zwillingen) und Maria (Austrô) eine grosse Rolle spielen.

Die dritte Abteilung enthält zwei Götterpaare Wodan-Odhin — Gefjon-Frigg und Ziu-Tyr — Holla-Skadi, die in der germanischen Mythe eine Weiterentwicklung älterer Formen darstellen. Holla-Skadi insbesondere scheint nach ihrer kriegerischen Ausrüstung und ihrer komplizierten Rune verhältnismässig sehr jungen Datums zu sein.

Die oberste Abteilung endlich enthält die wichtigsten drei Gottheiten der Seegermanen, Gottheiten, die wohl ursprünglich Vertreter der drei Jahreszeiten waren, in späterer Zeit jedoch in dieser Funktion

Digitized by Google

vielfach durch andere Gottheiten ersetzt wurden. Während wir nämlich auf den bemalten Kieseln von Mas-d'Azil anscheinend diese drei Gottheiten durch die Symbole des Dreizackes, des Hakens und der geraden Linie angedeutet finden, stellt sich in späterer Zeit in verschiedenen „magischen" Runeninschriften die Dreiheit ᚨ ᛚ ᚢ ein [1]), wobei ᚨ = Austrô-Gerd-Freyja wohl dem Frühling oder der Jugend, ᛚ = Loki-Lodur dem Sommer oder der Lebensreife und ᚢ = Ullr-Hödr dem Winter oder dem Alter und Tode entspricht.

VI.

Die ungezwungene und ganz natürlich erscheinende Aneinanderreihung der von uns den einzelnen Runen zugesprochenen Gottheiten bietet wohl eine gewisse Gewähr dafür, dass unsere Annahmen nicht unrichtig sein dürften. Immerhin bleiben es aber doch blosse, wenn auch noch so vorsichtig gemachte und noch so gut begründete Annahmen und das mit ihrer Hilfe errichtete Gebäude wird der Skeptiker nicht ganz ohne Berechtigung einem Kartenhause vergleichen. Wir werden uns daher nach weiteren Tatsachen umsehen müssen, welche die Richtigkeit unserer Annahmen zu erweisen imstande sind.

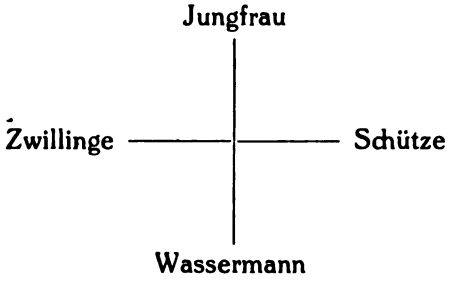
Bei der grossen Bedeutung der Zeitmessung sowohl für die Nomaden- als auch für die Ackerbau- und Schiffahrtsvölker kann man von vornherein mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Runen wohl auch zu diesem Zwecke Verwendung gefunden haben dürften, vielleicht sogar früher als zu schriftlichen Darstellungen. „Zeitrunen" lehrt ja schon der Mondgott Rigr seinen königlichen Schützling. Es liegt nahe, hier auch an den Zodiakus, den Sternbildkreis, zu denken, der sich bei den alten Völkern bekanntlich eines sehr grossen Ansehens erfreute. Darf man aber überhaupt mit der Möglichkeit rechnen, dass die Vor-Germanen sich mit dem jährlichen Lauf der Sonne in einer so intensiven Weise befassten, dass sie zur Kenntnis dieses Sternbildkreises gelangen konnten? Diese Frage muss entschieden bejaht werden. Wenn auch südlicher wohnhafte Völker, wie z. B. die Babylonier, für ihre Zeit Grosses in der Sternkunde geleistet hatten, so musste doch der Sonnenlauf in seinen Beziehungen zu den einzelnen Jahreszeiten gerade den Nordvölkern ganz besonderes vertraut sein; das Emporsteigen der Sonne in der einen, ihr Wiederherabsinken in der anderen Jahreshälfte, die Dauer des längsten und des kürzesten Tages mussten sich ihnen von Jugend an tief in die Seele einprägen. Bei den Nordländern hat daher, wie auch neuere Untersuchungen über die Bedeutung

[1]) WIMMER, a. a. O., S. 580.

Digitized by Google

einzelner westeuropäischer Steindenkmäler[1]) lehren, die Sonnen-Astronomie schon in der Steinzeit geblüht. Man liess sich insbesondere die Bestimmung der Sonnenaufgangs- und -Untergangspunkte der Solstitien und Äquinoktien angelegen sein, indem man zu deren Beobachtung entsprechende Steinreihen setzte.

Ich hatte nun schon vor einigen Jahren[2]) die Annahme gemacht, dass die zwölf Sternbilder der Ekliptik nicht auf einmal, sondern nach und nach in drei verschiedenen Perioden benannt und erst im 1. Jahrtausend vor Chr. zu dem vollständigen Tierkreis vereinigt wurden. Im 5. Jahrtausend vor Chr. war man nach meiner Ansicht dazu gelangt, die Solstitial- und Äquinoktialpunkte am Himmel festzulegen und benannte zu diesem Zwecke vier kreuzweise einander gegenüberstehende Sternbilder der Sonnenbahn mit den Namen



Die „Jungfrau" war die damalige Sonnengöttin; ihr Sternbild charakterisierte den höchsten Stand der Sonne im Sommer. Der „Wassermann" war der Mondgott; in sein Sternbild trat damals die Sonne zur Zeit des Wintersolstitiums ein. (Im Winter erreicht bekanntlich der Mond den höchsten Stand am Himmel, er ist dann der Herrscher.) Die „Zwillinge" waren, wie ich a. a. O.[3]) nachwies, die Gottheiten der beiden Planeten Venus und Jupiter, die in den Mythologien der indogermanischen Völker als Rosseherren dem Frühlings-Rossopfer vorstanden; der Eintritt der Sonne in ihr Sternbild bedeutete also den Frühlingsanfang. Der „Schütze" schliesslich war der Mars; der Eintritt der Sonne in dieses Sternbild zur Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche gab den Zeitpunkt für den Beginn der Jagd an. So waren damals alle fünf Planetengottheiten an die vier charakteristischen Himmelseckpunkte gestellt. In Anbetracht der ursprünglichen Heimat der „Zwillinge" hatte

---

[1]) A. DEVOIR: Urzeitliche Astronomie in Westeuropa, „Mannus" 1 (1909), S. 71 ff.

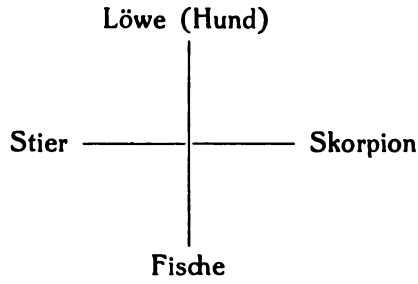
[2]) Vergl. den diesbezügl. kurzen Bericht in den „Period. Blättern für Realienunterr. und Lehrmittelwesen" 1905, S. 229 und die Ausführungen in „Die ar. Götterg., S. 37 ff.

[3]) Die ar. Götterg., S. 84 ff.

Digitized by Google

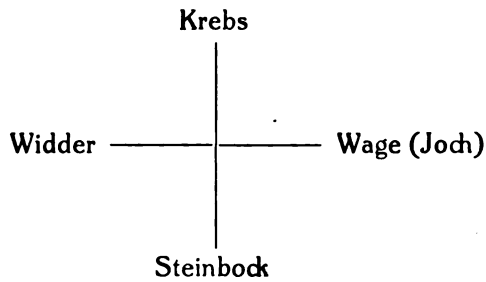
ich ferner angenommen, dass dieser Anfang in der Entstehung des Sternbildkreises in den Ostseegebieten gemacht worden war.

Infolge der durch eine kreisförmige Pendelbewegung der Erdachse zustande kommenden Präzession verschoben sich jedoch diese vier Sternbilder allmählich von ihrem Orte und im 3. Jahrtausend vor Chr. war man gezwungen, sich neue vier Sternkomplexe behufs Festlegung der Sonnenwenden und Nachtgleichen zu merken und mit entsprechenden Namen zu versehen. Man wählte die Bezeichnungen



Der Opferstier (der Vertreter des Opferrosses) als Symbol des Gewittergottes, der mit seiner Tätigkeit das Frühjahr einleitet, der Löwe oder Hund als Symbol des zu Beginn der heissesten Zeit zur Herrschaft kommenden Sommergottes, der Skorpion als das von der jagenden Herbstgöttin (Artemis) gesendete Tier und der Fisch (der Stellvertreter des Wassermannes) als Symbol des Wintergottes waren wiederum ganz passende Namen für die Kennzeichnung der vier wichtigen Punkte der Sonnenlaufbahn.

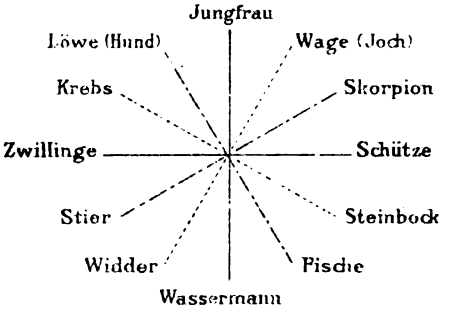
Vielleicht hatte man schon damals begonnen, auch andere auffallende Sterngruppen mit bestimmten Namen zu bezeichnen. Zu einer endgültigen Vervollständigung des Zodiakus kam man jedoch erst im 1. Jahrtausend vor Chr., als sich infolge der Präzession abermals die Notwendigkeit ergab, neue Himmelseckpunkte festzusetzen. Man musste sich diesmal bereits mit kleinen, unscheinbaren Sternkomplexen begnügen oder von den bestehenden Sternbildern einzelne Endteile abtrennen, da durch die Festlegungen der vorigen beiden Jahrtausende das Beste bereits vorweggenommen war, und benannte diese Reste



Digitized by Google

Der Widder als das charakteristische Opfertier der Frühjahrsopfer des 1. Jahrtausends vor Chr., der Krebs als Symbol des mit dem Sommersolstiz beginnenden Rückgangs der Sonnentätigkeit oder vielleicht als das Zeichen gewisser im Sommer häufiger auftretender pest- oder krebsartiger Krankheiten, die Wage als Symbol der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche oder als Joch das Symbol der beginnenden Herbstpflügung und schliesslich der die höchsten Schneegebirge bewohnende, nur zur Winterszeit in die Täler herabsteigende und dann jagdbare Steinbock als Symbol des Winters zeigen ganz charakteristische, aber, dem Zeitcharakter des 1. Jahrtausends entsprechend, verhältnismässig wenig mythische Namen.

Damit war die Bildung des Zodiakus beendet, es musste jedoch



zu irgend einer Zeit auch noch eine Vertauschung zwischen „Wassermann" und „Fische" vorgenommen worden sein, ein Umstand, auf den wir später noch zurückkommen werden [1]).

Die Annahme von der allmählichen Entstehung des Tierkreises in drei Zeitabschnitten erhält eine wichtige Bestätigung durch die Untersuchungen HOMMELs, EPPINGs und JENSENs über das Vorhandensein eines unvollständigen babylonischen Zodiakus, dessen „Skorpion" z. B. mit seiner Schere in das noch nicht abgetrennte Sternbild der „Wage" hineinreichte und bei dem „Stier" und „Pegasus" nach JENSENs Vermutungen ursprünglich ein einziges Sternbild gebildet hatten, aus welchem später auch der „Widder" ausgeschieden wurde [2]).

Um nun eine etwaige Verwendung der nordischen Runenreihe zu ähnlichen chronologischen Zwecken festzustellen, hätten wir von den

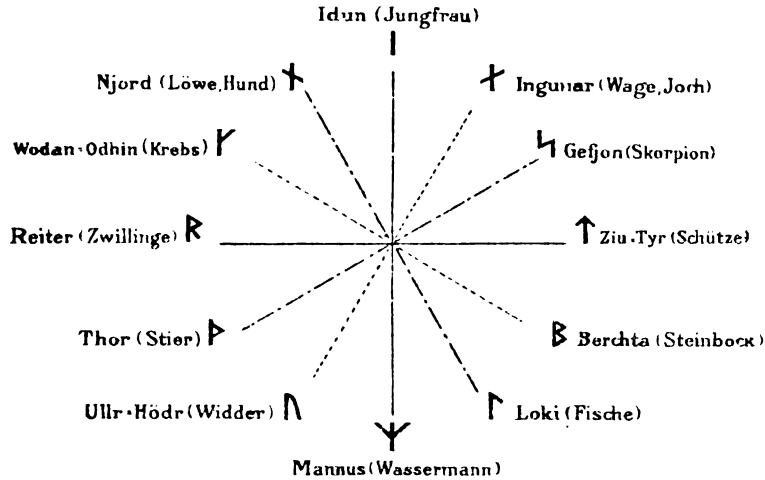
---

[1]) Die einzelnen Zodiakal-Zeichen folgen in unserem Schema, entsprechend ihrer gegenseitigen Lage auf einer Sternkarte des nördlichen Himmels, im Sinne des Uhrzeigers auf einander. Auf den üblichen Darstellungen sind sie umgekehrt aneinander gereiht.

[2]) Vergl. F. K. GINZEL: Handbuch der mathem. und technischen Chronologie I, Leipzig 1906, S. 81 ff.

Digitized by Google

15 Zeichen drei wegzulassen und die übrigen ihrer Reihenfolge nach in einem Kreise anzuordnen. Scheiden wir versuchsweise die von uns als jüngste Zutaten erkannten Runen ᚠ, ᛦ und ᛉ aus, so ergibt sich das folgende Bild:



Den Verhältnissen des 5. Jahrtausends vor Chr. auf das genaueste entsprechend steht Idun, die ausgesprochenste Sonnenjungfrau, dem Mond- und Wassermanne Mannus, Ziu-Tyr der Pfeilerfinder und vorzüglichste Schütze, den Reiterzwillingen gegenüber. Die Übereinstimmung mit den von mir schon vor Jahren gemachten Annahmen ist eine vollständige. Diese Übereinstimmung zeigt auch, dass die Benennung der ersten vier Sternkreisbilder nicht im Süden erfolgt ist, sondern im Norden, und zwar, wie schon erwähnt wurde, speziell in den Ostseegebieten, der eigentlichen Heimat der göttlichen Zwillinge, die bei den dortigen Völkerschaften einen Abglanz der beiden neolithischen Gottheiten Ziü und Thor darstellten, ähnlich wie sie bei den Griechen ursprünglich dem Paare Apollo-Herakles entsprachen[1]).

Eine so vollständige Übereinstimmung in den Benennungen des Nordens und des Südens ist für die vier Sternkreisbilder des 3. Jahrtausends vor Chr. wohl kaum zu erwarten, da zwei Sternbildernamen dieser Epoche, Löwe und Skorpion, ein durchaus südliches Gepräge besitzen. Man wird für nördliche Gebiete wohl kaum eine Löwen- und eine Skorpionsgottheit erwarten. Die Tatsache aber, dass auch hier Loki, der Fisch und Fischfänger, zur Bezeichnung des Mittwinters, Thor, der Stier aller Stiere, zu der des Frühlings dient und dass Njord, der

[1]) Vergl. „Die ar. Götterg.", S. 84 ff. und F. BOLL: Sphaera, Leipzig 1903, S. 122 ff.

Digitized by Google

Hundegott und Beschützer der sommerlichen Seeschiffahrt, der warmen Jahreszeit und Gefjon, die nordische Vertreterin der den Skorpion sendenden Artemis, der Herbstzeit vorsteht, gibt uns hinlängliche Anhaltspunkte für die Annahme, dass die Zusammenstellung auch dieser Sternkreisbilder schon bestand, ehe die Symbole des Zodiakus in ihrer Reihenfolge als Grundstock eines Alphabets verwendet worden waren [1]).

Dann aber scheint diese Verwendung bereits stattgefunden zu haben, bevor noch der Sternbildkreis sinngemäss zu den zwölf Zeichen vervollständigt worden war. Denn wenn auch Berchta als ausgesprochene Wintergöttin mit dem kälteliebenden Steinbock in Parallele gebracht werden kann und Ingunar durch seine herbstliche Pflügung mit dem Joche [2]) und wenn wir selbst annehmen, dass Wodan trotz seines winterlichen Charakters speziell als Hauptgott mit der sommerlichen Sonne in Beziehung gesetzt werden konnte [3]), so ist doch Ullr-Hödr als Frühlingsgott allem Anschein nach an unrichtigem Platze. Dass aber trotzdem irgendwelche Beziehungen zwischen den südlichen Namen der letzten Sternkreisbilder und den entsprechenden Runen bestanden haben mussten, das verrät die Verbindung des Bogengottes mit dem Widder. Aus der lautlichen Beziehung der Rune ᚴ = „kaun" zu den Namen „cancer" und καρκίνος = *κανκίρος, die beide nicht bloss den „Krebs" an sich, sondern auch „Geschwür" bedeuten, wird uns nun auch die Wiedergabe dieser Rune durch den Ausdruck „Geschwür" vollkommen klar [4]).

---

[1]) Sehr zu beachten ist, dass der „Löwe" auf den babylonischen Grenzsteinen auch nur „als sitzender oder stehender Hund, mit Altar auf dem Rücken, manchmal eine Göttin begleitend" (GINZEL: Chronologie, S. 83) dargestellt wird, dass ferner „die Assyriologen bis jetzt meist einen Fisch mit einem Band im Tierkreis gefunden haben statt zwei" und dass auch im indischen Tierkreis nur ein Fisch zu sehen ist (BOLL: Sphaera, S. 197$_1$).

[2]) Die Griechen nannten bekanntlich die Wage ζυγόν, auf den babylonischen Grenzsteinen erscheint nicht die Wage, sondern „ein Joch, manchmal auf einem Altar" (BOLL, a. a. O., S. 200), bei der kurzen Beschreibung der javanischen Tierkreisbilder bemerkt GINZEL (a. a. O., S. 87$_3$) zur Wage: „Eher Jochform als Schale" und nach der „Sphæra barbarica" steht in der Gefolgschaft der Jungfrau der stierköpfige „Pflüger" Bootes, der wahrscheinlich mit Horus, dem Sohne der Isis (= Jungfrau) identisch ist (BOLL, a. a. O., S. 354 f.) und ursprünglich enge Beziehungen zu der „Wage" gehabt haben dürfte.

[3]) Mit dem Zeichen und Monat des Krebses erscheint bei den Griechen Hermes (BOLL, a. a. O., S. 472 ff.), bei den Ägyptern Thot in enger Verbindung; auch hieraus ergibt sich also, dass die Rune ᚴ tatsächlich ein Symbol Wodans ist.

[4]) Statt des „Krebses" erscheint auf manchen Tierkreisen auch der „Käfer". Sollte dessen Namen κάνθαρος einen ähnlichen Zusammenhang mit „kaun" besitzen wie „cancer"?

Digitized by Google

Die Verwendung der Sternkreissymbole zu einer nach lautlichen Grundsätzen zusammengestellten Reihe von Zauberzeichen scheint auch die von uns angenommene Vertauschung der Sternbildnamen „Wassermann" und „Fische" veranlasst zu haben. Durch die Umstellung des ♈ = m und ᚴ = l kamen nämlich die zwei vorher getrennten Lippenlaute b und m zusammen. Durch diese Umstellung wurde aber auch Loki ebenso zum „Beschliesser" des Sternbildkreises, wie er in der nordischen Zeitrechnung der „Beschliesser" der sieben Wochentage geworden war.

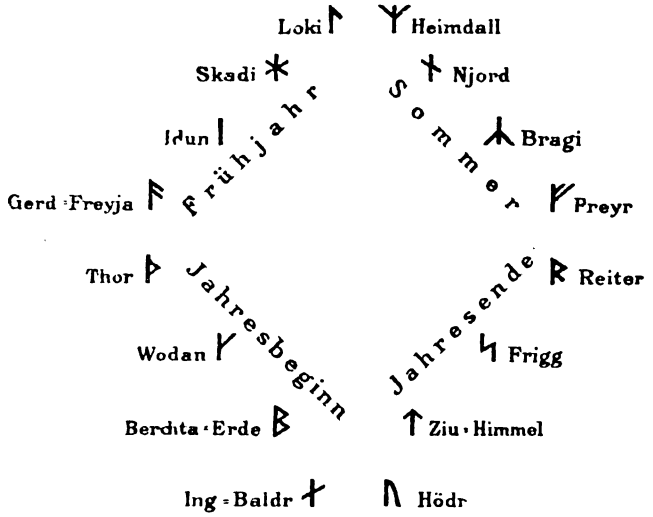
Der auf diese Weise festgestellte Zusammenhang einer grösseren Anzahl von Runen mit bestimmten Sternbildern drängt ferner zu der Vermutung, ob nicht etwa auch die Formen der betreffenden Runen mit denen der zugehörigen Sternbilder in irgend einem Zusammenhange stehen oder sich nicht sonstige gegenseitige Beziehungen ergeben. Viel Gewicht dürfen wir freilich auf etwaige sich ergebende Ähnlichkeiten nicht legen, da man ja aus einer gegebenen Gruppe von Punkten mit einiger Phantasie schliesslich alle möglichen Formen konstruieren kann. Es ist aber immerhin recht merkwürdig, dass z. B. das Sternbild der Fische ganz auffällig die Form des Hakens ∠ , das des Skorpions die Schlangen- oder S-Form, des Stieres die Dreieck- und der Zwillinge die ᚱ-Form zeigt. Letzteres Sternbild berührt mit seinem unteren Teil die Milchstrasse: Sollte dieser Umstand mit der bei den verwandten Runen ᚨ und ᚱ so auffällig hervorgehobenen Reise in irgend einer Verbindung stehen?

Ohne auf diese, wie gesagt, gänzlich unsicheren Beziehungen weiter einzugehen, stellen wir uns schliesslich die Frage, aus welchen Gründen denn die nordische Runenreihe, deren Entstehung wir nach dem Vorgebrachten zwischen die Mitte des 2. und 1. Jahrtausends vor Chr. anzusetzen hätten, später zu dem eigentlichen Alphabete umgestellt wurde und ob diese gewöhnlich dem Palamedes zugeschriebene Neuanordnung erst in Südeuropa oder noch in germanischen Gebieten stattgefunden hat.

Die Gründe für diese Neuanordnung können folgende gewesen sein: 1. Das Schwanken in der Reihenfolge des m und l. 2. Die den ganzen Aufbau der Runenreihe störende, mit dem Hinzutreten einer 16. Rune in Verbindung stehende Umwandlung einzelner Mitlaute zu Selbstlauten. 3. Neuere kulturelle Anschauungen und damit im Zusammenhang stehende mythologische Umwälzungen.

Sehen wir nach, welche Zusammenstellung von germanischen Gottheiten sich aus der Neuanordnung der 16 Runen zu dem Alphabete des Palamedes ergibt:

Digitized by Google



Diese Anordnung zeigt uns abermals ein überraschend kunstvolles, entweder neueren mythologischen Anschauungen oder den Anschauungen der Landgermanen mehr entsprechendes Gefüge.

Wir finden hier zu oberst Loki und den in der jüngeren Bronzezeit neu erstandenen, mit Horn und Schwert ausgerüsteten alten Mond- und Regenbogengott einander gegenübergestellt und erinnern uns, dass nach der Edda dieses feindliche Paar bis zur Götterdämmerung beständig mit einander zu kämpfen hat. Ein ähnlich feindliches Paar finden wir zu unterst in Gegenüberstellung: Ing, bei den Landgermanen durch die Lichtgestalt des Baldr vertreten [1]), der Gott des Frühlingsglanzes, der Jugend und des Lebens auf der einen, Hödr, der Gott des Winterdunkels, des Alters und des Todes auf der anderen Seite. Die andern einander gegenüberstehenden Gottheiten sind, einer späteren Entwicklung des germanischen Mythus entsprechend, gleichfalls zu passenden Paaren verbunden: Skadi und Njord, Idun und Aegir-Bragi, Wodan und Frigg durch eheliche Banden, Ostara-Gerd-Freyja und Freyr durch Liebesfesseln, Berchta die Edgöttin und Ziu der Himmelsgott durch uralte natürliche Verwandtschaft und schliesslich Thor der Wagenfahrer und die göttlichen Zwillinge als Reiter (Gott und Gottessöhne) nach den Anschauungen der lettischen Mythen.

Das Kunstvolle der Zusammenstellung zeigt sich aber auch darin, dass je vier nebeneinander stehende Gottheiten ihren mythologischen Eigenschaften nach einer bestimmten Jahreszeit entsprechen. Das Fest der Wintersonnenwende, mit dem die neue Runenreihe offenbar beginnt und schliesst, ist ja ein echtes Ing-Baldr-Fest. Die ihm

[1]) Vergl. D. ar. Götterg., S. 143 f.

Digitized by Google

folgende Manen-Opferzeit [1]) endet mit dem Feste der lichten Ackerbaugöttin, dem Berchtenabend. Diese Göttin wird in ihrer Herrschaft durch den noch immer winterlichen Wodan abgelöst, worauf dann mit der Herrschaft Thors, d. h. mit dem Beginne der Gewittertätigkeit, die kalte Jahreszeit zu Ende geht. Nun folgen die drei Göttinnen Ostara (Osterfest!), Idun und Skadi, die in Verbindung mit Loki, dem warmen Winde der schönsten Jahreszeit vorstehen. Die heisse Sommerszeit wird ebenso passend vertreten durch die Trank-, Wasser- und Schiffsgottheiten Mannus-Heimdall, Njord, Aegir-Bragi und Freyr. Stand ferner das Paar Hödr-Baldr der winterlichen Sonnenwende vor, so ist man versucht, Loki-Heimdall für die Vorsteher der Sommer-Sonnenwende zu halten, Thor-Ostara der Frühlings- und Freyr mit den Zwillingen (Feier des Ernterosses!) der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche zuzuteilen. Die Herbst-, Jagd- und Todesgottheiten Gefjon-Frigg, Ziu und Hödr beschliessen dann entsprechend das Jahr.

Diese Übereinstimmungen mit den tatsächlichen Verhältnissen sind zu auffällig, um als blosse Zufälligkeiten gelten zu können. Wir müssen wohl aus ihnen den Schluss ziehen, dass die Umformung der alten Runenreihe noch in germanischen, und zwar höchst wahrscheinlich in südgermanischen Gebieten vor sich gegangen ist.

Die südeuropäischen Völker haben daher nach alldem das Alphabet bereits im fertigen Zustande von den Nordländern erhalten und haben es nur vervollständigt. Dass es ihnen, auch in späterer Zeit noch, etwas mehr war als eine blosse Lautzeichenfolge, ist aus dem Umstande zu schliessen, dass Alphabete den Verstorbenen als Grabspenden mitgegeben wurden. Diese Gepflogenheit ist nur dann vollkommen erklärlich, wenn wir voraussetzen, dass die Alphabete dem Volke Reihen von Göttersymbolen waren, durch deren magische Kraft der Tote vor bösen Dämonen geschützt und sicher ins Jenseits geleitet werden sollte. Heutzutage noch verwendet das Volk zu demselben Zwecke Heiligenbildchen.

Die spätesten Einwanderungen nordischer Stämme in Griechenland, die Dorierzüge, fallen in die letzten Jahrhunderte des 2. Jahrtausends vor Chr. In diese Zeit werden auch die Anfänge der südeuropäischen Buchstabenschrift verlegt. Denn einerseits kannten die vor dem Einfalle der Dorier nach Cypern auswandernden Griechen diese Schrift noch nicht, sondern bedienten sich auf der Insel einer unvollkommenen Silbenschrift; andererseits brachten die nach der Eroberung des Peloponnes durch die Dorier die kleinasiatische Westküste besiedelnden griechischen

[1]) Eine solche winterliche Festzeit ist bei Indern und Persern, Griechen und Römern nachweisbar, hat also trotz BILFINGERs zu gegenteiligen Ergebnissen führenden Abhandlung „Das germanische Julfest" (Stuttgart 1901) wohl schon seit uralten Zeiten auch bei den germanischen Völkern bestanden.

Digitized by Google

Auswanderer die Buchstabenschrift bereits mit[1]). Wir werden daher nach alldem, was wir über die Beziehungen der Runen zur Göttersage und zur Zeitrechnung kennen lernten, wohl kaum das Unrichtige treffen, wenn wir die Dorier als die letzten vorgeschichtlichen Ausstrahlungen des Germanentums nach dem Süden ansehen und speziell ihnen daselbst die Verbreitung der neuen Schriftart zuschreiben.

Mit der Herleitung der Buchstabenschrift vom Norden verschwinden die verschiedenen Schwierigkeiten, die den bisherigen Erklärungen der so weit auseinandergehenden Entwicklung dieser Schrift bei den Phönikiern, Griechen, Römern und Germanen anhafteten. Während die Phönikier die nordischen Zeit- und Zauberrunen auf Grund des auch den ägyptischen Hieroglyphen eigenen Konsonantismus den Forderungen ihrer Sprache gemäss weiter ergänzten, taten dies die Griechen und Römer auf Grund des Vokalsystems. Die Südgermanen befreundeten sich begreiflicherweise viel leichter mit den in geschichtlichen Zeiten nach Norden vorrückenden Alphabeten als die Nordgermanen, die zähe an der alten Gestalt, Zahl und Reihenfolge ihrer Runen festhielten, wenngleich ihnen die eigentliche Bedeutung dieser Symbole nicht mehr oder wenigstens vielfach nicht mehr bekannt gewesen sein mag. (Die Wochentage der nordischen Kalenderstäbe z. B. sind bereits im Anschlusse an die im Süden gebräuchliche Bezeichnung A B C D E F G einfach durch die ersten sieben Runen des Futhark wiedergegeben). Die Einwirkung des Nordens auf den Süden macht sich aber insofern bemerkbar, als die erweiterte, südgermanische Runenreihe häufig wieder die Anordnung der Zeichen nach den 3 Geschlechtern mit der kürzeren, nordischen gemeinsam hat.

Ich übergebe diese in keiner Weise prätentiös sein wollenden Ausführungen der Öffentlichkeit mit der Bitte um eine strenge aber unvoreingenommene sachliche Prüfung derselben. Ihre Hauptergebnisse sind folgende:

1. Erwägungen mythologischer Natur drängen zu der Vermutung, dass als Grundlage der Buchstabenschrift uralte Zauberzeichen, die Losstäbe, gedient haben könnten. Sollte diese Vermutung richtig sein, dann müsste auf die Stabform der ältesten Schriftzeichen dieser Art ein besonderes Gewicht gelegt werden.

2. Untersuchen wir von dieser Voraussetzung ausgehend das älteste uns bekannte phönikische Alphabet von 22 Zeichen, so haben wir 6 derselben als nicht ursprünglich, weil nicht echtstabig, auszu-

[1]) LARFELD: Handbuch I, S. 340.

Digitized by Google

scheiden. Drei dieser Zeichen (für sanftere Laute) wären durch Weglassung des Stabes, drei (für schärfere Laute) durch passende Verstärkung entsprechender ursprünglicher Buchstaben gebildet worden.

3. Das durch Weglassung dieser 6 jüngeren Formen übrig bleibende phönikische Alphabet von 16 echtstabigen Zeichen stimmt bei Berücksichtigung des Überganges vom reinen Konsonantismus zur Vokalbezeichnung aufs genaueste mit dem durch die Sage überlieferten griechischen, aus 16 Buchstaben bestehenden Uralphabete überein.

4. Die Ergänzung dieses Uralphabets zu der späteren Zeichenreihe lässt in Verbindung mit gewissen Differenzen zwischen dem griechischen und lateinischen Alphabete wichtige Schlüsse über die Natur des indogermanischen Lautwandels zu. Sie macht es wahrscheinlich, dass dieser Lautwandel auf einem natürlichen Abschwächungsprozess beruht und dass die germanische Sprache im allgemeinen einen ursprünglicheren Lautbestand aufweist als die anderen indogermanischen Sprachen.

5. Die südeuropäischen ältesten Buchstaben stimmen unter der Voraussetzung des Lautwandels in Form und Lautwert fast vollständig mit den Zeichen der kürzeren nordischen Runenreihe überein, die von WIMMER allem Anscheine nach mit Unrecht für jünger angesehen wird als die südlichen längeren Reihen.

6. Diese nordische Runenreihe ist aus einem älteren, aus 15 lautgesetzlich aneinander gereihten Zeichen bestehenden Konsonantensystem entstanden, das demjenigen der indogermanischen Urzeit vollständig entspricht.

7. Ebenso wie die den drei Runenabteilungen vorstehenden Zeichen der Überlieferung nach als Göttersymbole aufzufassen sind, wären auch die anderen Runen des nordischen Futhark als derartige Symbole zu deuten. Der Versuch in dieser Richtung ergibt eine ungezwungene, überraschend gesetzmässige Aneinanderreihung von germanischen Göttern und Göttinnen.

8. Durch Weglassung der leicht kenntlichen jüngsten Runenformen bleiben 12 Göttersymbole übrig, die ihrer Bedeutung und Reihenfolge nach vollkommen den 12 im 5., 3. und 1. Jahrtausend vor Chr. zusammengestellten, aus Solstitial- und Äquinoktialzeichen bestehenden Symbolen des Zodiakus entsprechen.

9. Die Umwandlung der nordischen Runenreihe zu dem südlichen Alphabete erfolgte aus bestimmten Gründen und ergab abermals ein kunstvolles, auf neueren oder südlicheren mythologischen Anschauungen beruhendes Gefüge von Göttersymbolen.

Digitized by Google

10. Dieses Alphabet scheint durch die Dorierzüge in Südeuropa Verbreitung gefunden zu haben.

* * *

Es sei mir an dieser Stelle erlaubt, Herrn Prof. Dr. Gustaf KOSSINNA und Herrn Prof. Dr. Rudolf MUCH für freundliche Winke und Ratschläge, Herrn Bibliotheks-Kustos Dr. Friedrich BAUMHACKL für die liebenswürdige Hilfe bei der Beschaffung der benützten Literatur meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. In der „Vorbemerkung" Prof. KOSSINNAs wäre richtig zu stellen, dass die Einsendung meiner Arbeit nicht 1909, sondern Ostern 1910 erfolgte. Die von ihm angegebene Abhandlung O. v. FRIESENs ist mir leider nicht zugänglich. Die minoische (urkretische) Hieroglyphenschrift steht jedoch ebenso wie die jüngere kyprische Silbenschrift mit der echten Buchstabenschrift in keinem nachweisbaren Zusammenhange, brauchte also von mir nicht weiter erwähnt zu werden[1]).

[1]) Ich kann dieser Ansicht auch jetzt nicht zustimmen; an einen Zusammenhang der minoischen Schrift mit den später im ägäischen Kulturkreise üblichen Alphabeten glaubt u. a. auch R. DUSSAUD, les civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Égée. Paris 1910; ebenso wird sich demnächst G. WILKE in seiner Schrift „Südeuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient" (Mannus-Bibliothek, No. 7) in diesem Sinne aussprechen. **G. K.**

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Ein Vorgänger des Dreiperiodensystems.

Von Hans Müller-Brauel, Zeven.

Im letzten Hefte des zweiten Bandes des „Mannus" hat Hugo MÖTEFINDT einen Beitrag zur Geschichte des Dreiperiodensystems veröffentlicht und darin nachdrücklich auf die frühen Arbeiten des trefflichen alten DANNEIL in Salzwedel hingewiesen; ebenso KOSSINNA in seinem Aufsatz „Zum Dreiperiodensystem". Daran anschliessend möchte ich hier ein paar kurze Mitteilungen über einen ebenfalls deutschen Vorläufer DANNEILs machen, der, wenn er auch auf die „Dreiteilung" der Vorzeit als System nicht gekommen ist und diese nicht direkt ausgesprochen hat, so doch rund hundert Jahre früher klar erkannt und ausgesprochen hat, dass eben die steinernen Geräte die ersten und ältesten seien und dann erst die „erzenen" Waffen und Geräte erfunden worden wären.

In der Zeit von 1724—1750 lebte und sammelte in meiner engeren Heimat Bremen-Verden ein Prediger Martin MUSSHARDT. Er trug eine grosse und schätzenswerte Sammlung von vorgeschichtlichen Altertümern zusammen, die leider in der Folgezeit gänzlich verschollen ist. Im Jahre 1724 grub er die erste sächsische Urne zu Issendorf, Kreis Stade, aus, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht. Denn MUSSHARDT hatte wohl von Beginn seiner entstehenden Sammlung ab die Absicht, die Ergebnisse seiner langjährigen Grabungen zu veröffentlichen. So schrieb er nach und nach ein Werk von rund 370 Quartseiten zusammen, dessen Originalhandschrift heute auf der Grossherzoglichen Bibliothek in Oldenburg sich befindet und das den Titel führt:

„Palaeo-Gentilismus Bremensis
oder Ehemaliges Bremisches Heidenthum".

Ich habe die Handschrift, die 40 sehr fein gezeichnete Tafeln und mehrere sehr wertvolle archäologische Karten unseres Gebietes enthält, im letzten Winter kopiert und bereite ihre Herausgabe vor. In der Hauptsache handelt MUSSHARDTs Werk über seine Ausgrabungen zu Issendorf, Orensen und Steinfeld, gibt dann viele Einzelnachrichten über Hügelgrabfunde u. s. w. In seinen Berichten ist der Verfasser ganz ersichtlich genau und gewissenhaft; so zeichnet er z. B. (wohl um 1730 niedergeschrieben) eine Lagekarte der einzelnen sächsischen Urnen des

Digitized by Google

Friedhofes von Issendorf. Seine Erklärungsversuche tragen begreiflicherweise vielfach den Stempel seines Zeitalters. Überraschen kann dies nicht, namentlich wenn man berücksichtigt, wie er als einfacher Landprediger abgeschnitten war von eigentlich gelehrtem Verkehr. Die zeitgenössische Literatur dagegen hat er, wenigstens in seinen späten Lebensjahren, wie aus zahlreichen, um 1750—60 niedergeschriebenen nachträglichen Literaturnachweisen hervorgeht, ziemlich gut gekannt.

Sehr interessant waren mir die Eingangskapitel seines Werkes. Derselbe Mann, der, wie aus seinem Text hervorgeht, noch die Hexenfeuer brennen sah und Betrachtungen anstellte über die gebrannten Knochenüberbleibsel der „Malefizpersonen" und über die „so in denen Urnen gefunden werden", derselbe Mann schrieb in seinem Werke die ersten drei Einleitungskapitel über die Themen: „Von dem Zustande dieses Landes in alten Zeiten" — Von den Monumentis Lapideis, deren Untersuchung und was davon zu halten" — „Von den steinernen Keilen, Spiessen und Hämmern und was davon zu halten".

Im letztgenannten Kapitel hat er nun einige beachtenswerte Sätze niedergeschrieben, auf Grund derer man ihn ruhig als einen Vorläufer des Dreiperiodensystems bezeichnen kann. Die fraglichen Stellen seien hier auszugsweise mitgeteilt:

Leitsätze:

1. Beschreibung derer Keile und wo man sie findet.
2. Was sie gewesen, ist schwer zu decidiren.
3. Seltsame Meinungen werden aufgeführet.
4. Sie sind die allerersten Waffen gewesen.
5. Darauf aetas aerea oder die Erz-Waffen erfolget.
6. Die steinernen müssen aus den erzenen erkläret werden.

Im Texte heisst es dann u. a. „Soviel ist wohl gewiss, dass sie eine Art des Gewehrs (im Sinne von Waffe hier gemeint) praesentieren sollen, sie kenneten in der ersten Zeit keine anderen Waffen als diese Steine. — Dass also eine Zeit gewesen, da man solche Keile als würkliche Waffen gebrauchet, ist wohl gewiss".

„Es kam hierauf eine Zeit, da man dieselben von Ertz machete, als welches geschickter dazu denn die Steine. Daher man metallne Degen, Dolche, Spiesse, Schwerter, Messer, Scherrmesser, Pfriemen, Nähenadel, ja, eine Holzaxt davon gefunden. Und können en regard derselben diese Keile vor eine admirable Antiquität passieren. Denn was füglicher von Ertz sein kann und von Stein ist, auch von Eisen besser dienen könnte, wie von Ertz ist, das zeiget schon ein weiter zurückliegendes Alter an. Ohngeachtet nun dergleichen Gewehr besser zu gebrauchen waren, denn die steinernen, hat man sie doch nicht vor wahrhaffte Waffen, sondern mit jenen vor singulaere armoreem halten wollen, nicht die Zeiten unterscheidend".

Dass ich eine stille Freude beim Abschreiben dieser Sätze hatte, die doch im Grunde genommen die Einteilung in Stein, Bronze, Eisen rund und klar aussprechen, wird man mir nachfühlen, wenn ich sage, dass der alte Martin MUSSHARDT nicht nur ein Niedersachse wie ich und mein enger Landsmann war, sondern dass ich ihn immer schon als meinen Vorgänger hier angesehen habe, der vor nun bald 200 Jahren die vorgeschichtlichen Altertümer des Landes sammelte und Auf-

Digitized by Google

zeichnungen darüber niederschrieb — so, wie ich es nun seit über 20 Jahren mache.

Da nun durch MÖTEFINDTs Arbeit die Geschichte des Dreiperiodensystems neuerlich in Fluss gekommen ist, scheint es nicht mehr als recht und billig, dabei des alten trefflichen MUSSHARDT zu gedenken.

Hinweisen möchte ich bei dieser Gelegenheit auf ältere Literaturwerke zur Vorgeschichte. Wir besitzen deren in Deutschland eine ganz erstaunliche Menge aus den Zeiten von 1660—1760; über hundert Werke mindestens hatte ich vor Jahren dem Titel nach wenigstens zusammengebracht. Als z. T. heute noch wertvoll für Heimat- und Lokalforschung habe ich mir s. Z. notiert:

*ARNKIEL, Cimbrische Heydenreligon. Hamburg 1703.
*ARNKIEL, Heidnische Grabkrüge. Hamburg 1704.
*RHODE, Cimbrisch-Hollsteinischer Antiquitäten-Remarques. 1719 bis 1720. Hamburg.
MAJOR, Bevölkertes Cimbrien. Plön 1692.
*OLEARIUS, Mausoleum in Museo i. e. Heidnische Begräbnisstöpfe (aus Jerichau, Köthen, Arnstadt und Rudisleben).
*HIEGEL, Collectaneorum Antiquitatis, Urnae Sepulchralis. Mainz 1697.
*STIEFF, De urnis Lignicensibus et Pilgramsdorfiensibus. Leipzig 1704 (OLEARIUS, HIEGEL und STIEFF in meiner Bibliothek).
BALDUIN, Urnae Hirschfeldae repertae. Hall 1648.
Beschreibung zweier Runensteine in Schleswig. Friedrichst. 1799.
FALKE, Das heidnische Begräbnis bei Wolfenbüttel (Braunschw. Anzeiger 1746).
Das heidnische Grabmal bei Merseburg. (Im „Curiosen Sachsen" 1750).
*GROSSER, Denkwürdigkeiten der Lausitz. Bauzen 1714.
*HEVEL, Bei Erfurt gefundene Altertümer. Erfurt 1787.
*KRYSING, Cimbrische Heidenantiquitäten. Flensburg 1734.
*LACKMANN, Das zweite bei Tondern gefundene goldene Horn. Hamburg 1734.
*LITZEL, Der Steinsarg und die Gläser bei Speier. Frankfurt 1749.
*MASCH und WAGEN, Altertümer der Obotriten zu Rethra. Leipzig 1771.
MÜLLER, Die Urnen der nordischen Völker. Altona 1756.
*Nachricht von heidnischen Gräbern bei Halle und Guben. 1734.
*PICKEL, Die deutschen Grabhügel bei Eichstädt. Nürnberg 1789.
REUSCH, De tumulis et urnis sepulcralibus in Prussia. Königsberg 1724.
SCHULENBURG, De urnis bremensibus. Bremen 1697.
SCHWABE, De monumentis quibusdam sepulcralibus Sachsenburgicis. Leipzig 1771.
SCHLOPCKE, Das Heidentum in Lauenburg. Lübeck 1724.
*TREUER, Die heidnischen Totentöpfe der Mark Brandenburg. Nürnberg 1688.
*ZIMMERMANN, Nachricht von den bei Uelzen gefundenen Altertümern. Celle 1772.
SPILKERS Dissertation „tumulum cum urnis aliquot in Duc. Bremensi inventis", die ich in meiner „Hexenberg"-Abhandlung, im Mannus I schon anführte, habe ich noch immer nicht auftreiben können; so mögen einzelne der oben verzeichneten Schriften ebenfalls

Digitized by Google

schwer auffindbar sein, aber schliesslich finden sie sich doch irgendwo und geben lohnende Ausbeute. — Die mit * bezeichneten enthalten Abbildungen. — Der alte OLEARIUS verzeichnet am Schlusse seines „Mausoleums" über 60 alte Schriftsteller, die vor ihm, also vor 1701 über Urnen geschrieben haben; in WAGENERs „Handbuch der vorzüglichsten deutschen Altertümer aus heidnischer Zeit", erschienen 1842 (mir nicht zur Hand), sind, wie ich meinen Notizen entnehme, allein 968 Druckschriften verzeichnet, die mehr oder minder ausführliche oder gelegentliche Notizen über vorgeschichtliche Dinge bringen [1]).

[1]) Die hier oben angeführten und alle anderen wichtigsten Werke über die Vorgeschichte Deutschland, finden sich am besten aufgezählt in dem bekannten Werke von Gustav KLEMM, Handbuch der germanischen Altertumskunde. Dresden 1836, S. 383—435, sowie in den dort genannten älteren Fachbibliographien. **G. K.**

Digitized by Google

Trichterrandbecher aus der Provinz Sachsen.

Von H. Mötefindt, Wernigerode.

Mit 7 Textabbildungen.

Im vorigen Jahrgang des Mannus hat KOSSINNA in seiner Abhandlung über den Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten auch Trichterrandbecher aus der Provinz Sachsen angeführt. Bei der Seltenheit dieser Becher in meinem Arbeitsgebiet schien es mir geboten, die mir bekannt gewordenen Funde hier zusammenzustellen.

1. Wolfen, Kr. Bitterfeld. In der herzoglichen Sammlung im Schlosse zu Gross-Kühnau befindet sich ein Trichterrandbecher, der 1861 auf der Kohlengrube Johannes bei Wolfen, Kr. Bitterfeld, 15 Fuss tief gefunden wurde. Dieser Becher (Abb. 1) zeigt unter dem trichterförmigen Hals einen einzigen kleinen Griffwulst, der senkrecht bis zum Bauchumbruch geht und nur eine Leiste bildet. Höhe des Bechers 14,5 cm, Mündungsdurchmesser 15 cm [1]).

Abb. 1.
Wolfen, Kr. Bitterfeld.
Herzogl. Sammlung in
Grosskühnau.
1/6 nat. Grösse.

Abb. 2.
Halberstadt. — Städt. Museum in
Halberstadt. — 1/6 nat. Grösse.

[1]) Es ist dies derselbe Trichterrandbecher, den KOSSINNA Mannus II, S. 71 mit „Bitterfeld" bezeichnete. Den Nachweis dieses Bechers verdanke ich Herrn Prof. Dr. KOSSINNA, die Photographie Herrn Dr. med. Seelmann-Dessau.

Digitized by Google

2. Halberstadt. Hier wurde am Spiegelsbergenweg ein Trichterrandbecher in Lehm eingebettet gefunden; der Becher befindet sich jetzt im städtischen Museum zu Halberstadt. KOSSINNA hat ihn bereits im Mannus II, Abb. 41 abgebildet; ich wiederhole jedoch hier diese Abbildung (Abb. 2). Dieser aus grauschwarzem Ton gefertigte Becher zeigt unter dem weit auskragenden Halse eine scharfe Einschnürung, darunter ein in drei Streifen herabhängendes Ornament, das sich schräg gegenüber noch einmal wiederholt; auf dieses Ornament komme ich am Schluss meines Aufsatzes zu sprechen. Höhe 19,5 cm, Mündungsdurchmesser 20 cm.

3. Halberstadt. Ein weiterer, bisher unbekannter Trichterrandbecher stammt aus der Wiedeschen Grube bei Halberstadt. Herr Oberprediger BÄRTHOLD, der jetzige Dezernent der vorgeschichtlichen Abteilung des Halberstädter Museums, machte mich auf ihn aufmerksam und erteilte mir freundlichst die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses interessanten Stückes. Dieser aus grobem Ton gefertigte Becher (Abb. 3)

Abb. 3.
Halberstadt. — Städt. Museum in Halberstadt.
Etwa ¹/₃ nat. Grösse.

Abb. 4.
Schadeleben, Kr. Aschersleben.
Fürst Otto-Museum in Wernigerode.
Etwa ¹/₂ der nat. Grösse.

zeigt unter dem trichterförmigen Hals eine nicht tief eingepresste Rille. Höhe 17 cm, Mündungsdurchmesser 18,5 cm.

4. Schadeleben, Kr. Aschersleben. Dieser 10,5 cm hohe und 10 cm an der Mündung breite Becher ist im Jahre 1845 unter vielen zerstörten Urnen, von denen leider nichts erhalten ist, im Grandhügel bei Schadeleben gefunden; er befindet sich jetzt im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode (Abb. 4). Der trichterförmige Hals ist bei ihm bereits sehr verkümmert, die Einziehung zum Halse ist nur noch durch eine scharf eingeschnittene Linie gekennzeichnet. Unter ihr befindet sich ein einziger winkelförmiger Ansatz, der auf den Becher aufgelegt

Digitized by Google

war, leider aber teilweise abgesprungen ist; eine gleiche Verzierung zeigt ein Trichterrandbecher von Jordansmühl in Schlesien[1]).

5. Halle. Endlich ist noch zu erwähnen ein von Halle stammender, gleichfalls im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode befindlicher (Höhe 7,5 cm, Mündungsdurchmesser 7,5 cm) Becher (Abb. 5)[2]). Von dem scharfen Halsabsatz ist bei ihm nichts mehr erhalten, wenn auch in der Mitte, allerdings nur sehr schwach, ein Umbruch angedeutet ist; der Hals ist noch stark nach aussen umgekragt. Ich halte auch diesen Becher für eine verkümmerte Form des Trichterrandbechers.

Abb. 5.
Halle. — Fürst Otto-Museum in Wernigerode. Etwa 1/3 der nat. Grösse.

Zu besprechen bleiben noch die auffälligen Ansätze an den Bechern von Halberstadt und Schadeleben. SCHUCHHARDT hat vor kurzem in seiner Abhandlung über „Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst“[3]) die Entstehung der Form der Tulpenbecher erörtert; er denkt sich diese Form aus einem Beutel von weichem Material (Leder, Gewebe, Filz, Stroh usw.), bei dem der Saum sehr scharf eingezogen ist und infolgedessen das Gefäss mit seinem Rande dann weit auskragt, entstanden. Als eine Fortentwicklung der Form des Tulpenbechers sieht er die Form des Trichterrandbechers an. Er schreibt darüber: „Sehr häufig findet sich diese Form (des Tulpenbechers) etwas abgeändert dadurch, dass in einiger Entfernung vom Rande, etwa auf einem Drittel der ganzen Gefässtiefe, eine Einschnürung erfolgt ist in der Weise, wie man einen Beutel durch eine umgelegte Schnur zusammenzieht. Von einer wirklichen Umschnürung dieser Becher zeugen aber auch diejenigen Exemplare, bei denen ein Versuch, Henkel, oder besser gesagt, Anfassgelegenheit zu schaffen, vorliegt. Ich habe ein solches Gefäss in Halberstadt, ein anderes in Schwerin[4]) gefunden. Beide zeigen eine Fortentwicklung des Tulpenbechers darin, dass sie ihren Boden zur Standfläche abgeplattet haben, und beide lassen sodann an dem Einschnürungsring, das Halberstädter an zwei, das Schweriner an vier einander gegenüberliegenden Stellen das Schnürband heraustreten: bei dem Schweriner Becher bildet es eine nach oben gerichtete Öse, bei dem Halberstädter hängt es in drei Enden herab, hier ist wohl eine alte Öse oder Schleife missverständlich wiedergegeben.“

Gegen diese Ansicht der Entstehung der Form der Tulpen- und Trichterrandbecher habe ich nichts einzuwenden; nur einige Bemerkungen möchte ich gegen SCHUCHHARDTs Auffassung der auffälligen Ansätze an dem Halberstädter Becher als „embryonale Henkel“ geltend machen:

Zu diesem Zweck bilde ich hier ein bronzezeitliches Gefäss aus der Akropolis von Dimini in Thessalien ab (Abb. 6)[5]), das zwei voll-

[1]) Mannus II, 1910, S. 63. — Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 149.
[2]) Die Erlaubnis der Veröffentlichung der Becher von Halle und Schadeleben verdanke ich Herrn Prof. Dr. HÖFER, Blankenburg a. H.
[3]) Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 148.
[4]) Beltz, Vorgeschichtliche Altertümer Mecklenburgs, Tafel XVI, Nr. 150.
[5]) TSUNTAS, *Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου. Ἐν Ἀθήναις* 1908, Abb. 170 = WILKE, Spiralmäanderkeramik und Gefässmalerei, Abb. 71.

Digitized by Google

kommen entwickelte Henkel zeigt; zwischen beiden befindet sich aber je ein derartiger, hier etwas elliptisch geformter Ansatz. Ein anderes Gefäss aus Bosnien (Abb. 7)[1]) zeigt unter dem Halse eine gleiche Verzierung. Verfolgt man derartige Ansätze in der thessalischen und bosnischen Keramik weiter, so offenbaren sich diese Ansätze deutlich als rein dekorative Verzierungen, da sie in weiter entwickelter Form z. B. Bogen und Ohren von Tieren darstellen[2]).

Abb. 6.
Dimini, Thessalien. — Etwa 1/3 nat. Grösse.

Abb. 7.
Bosnien.

Behält man also SCHUCHHARDTs Ansicht, dass diese Ansätze ursprünglich Schleifen und Ösen von dem Schnürbande darstellen, bei, so muss man wenigstens zugeben, dass diese Darstellungen allmählich wie vieles andere nicht mehr verstanden, — wie SCHUCHHARDT auch bereits bei dem Halberstädter Becher annimmt, — trotzdem aber als dekorative Verzierungen beibehalten und als solche immer weiter ausgebildet worden sind.

Ich persönlich fasse übrigens diese Ansätze anders auf: ich halte sie für Abbildungen von Henkeln. So glaube ich auch diese SCHUCHHARDT unverständlich gebliebenen Ansätze am Halberstädter Becher erklären zu können: ich halte sie für doppelt durchbohrte Henkel, wie sie z. B. beim Bernburger Typus häufig vorkommen, die hier in seitlicher Ansicht auf dem Gefäss abgebildet, gewissermassen projiziert sind; die Ansätze am Halberstädter Becher befinden sich gerade an den Stellen, wo Henkel, falls solche vorhanden, ihre Ansätze haben würden.

[1]) TSUNTAS a. a. O. Abb. 302 = Wissensch. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina, V, Tafel 25, Abb. 139.

[2]) Z. B. TSUNTAS a. a. O. Abb. 165—180. — Wissensch. Mitteil. aus Bosnien u. H., V, Taf. 36, 289. Taf. 25, 139, IV, Abb. 76.

Digitized by Google

Zum Trichterrandbecher.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Die ungemein starke Verbreitung des aus der nordwestdeutschen Megalithkeramik stammenden Form des Trichterrandbechers über Ostdeutschland, Polen und Galizien habe ich zum ersten Male im Mannus II, 61 ff. und 83 ff. dargelegt; ebenso habe ich dort zuerst darauf hingewiesen, dass er auch an der Elbe und Saale aufwärts wandert, obwohl hier nur in beschränktem Masse. Die von MÖTEFINDT gegebene Statistik seines Vorkommens in der Provinz Sachsen ist zu vervollständigen durch das Beispiel eines sehr grossen Exemplars, das unbedeckt, nur mit Sand gefüllt in Piegers Acker bei Tangermünde, Kreis Stendal in der Altmark gefunden und 1884 von C. HARTWICH veröffentlicht worden ist [1]). (Abb. 1.)

Abb. 1.
Tangermünde, Kr. Stendal. — 1/5.

Es wird angebracht sein, dass ich den wenigen Fällen aus der Provinz Sachsen die noch selteneren aus Nordböhmen hinzufüge, wo ja nordische Keramik auch sonst stark vertreten ist: Bernburg-Latdorfer Typus, Kugelamphoren, am reichsten Schnurkeramik. Aus dem den Trichterrandbechern in Ostdeutschland und Polen-Galizien zugehörigen Formenkreise fehlen die Kragenfläschchen in Böhmen, während die grossen Mondhenkelkrüge wiederum in Ostdeutschland fehlen, in Polen-Galizien selten sind, in Nordböhmen zahlreich und in prachtvollen Formen erscheinen (Gr. Tschernosek = Mannus I, 1, Abb. 12; Lobositz: Mus. Teplitz; Bylan, Klamorna, Rivnač, Scharka, Schlaner Berg, Welwarn: Mus. Prag). Die schönsten Vertreter dieser Form sah ich in der Sammlung JIRA zu Podbaba.

Trichterrandbecher in Nordböhmen kenne ich von zwei Fundplätzen, beidemal aus Wohngruben: 1. Hlobétin bei Prag 1 Stück, Museum zu Prag von echt nordwestdeutscher Form mit scharfkantigem Bauch-

[1]) Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1884, S. 339 f.

Digitized by Google

umbruch und Tiefstichreihen auf dem Oberteile des Bauches; 2. Kobylicy: 2 Stück von rundlich verwaschenem Umriss, wie der Becher von Tangermünde, Sammlung JIRA zu Podbaba.

Was die Wulste angeht, so kann ich den oben von MÖTEFINDT angeführten Ansichten ebensowenig wie seiner eigenen zustimmen. Bei der Beurteilung solcher Dinge muss man zunächst innerhalb der gleichen Kultur bleiben, dann die verwandten heranziehen, hier also die nordischen. Ich kann in den Wülsten nur Ansätze zur Handhabe, namentlich für den Daumen sehen; aus dem Grunde, weil sie vielfach direkt unter dem Henkel angebracht sind, also keine Henkelreste sein können, wie ich das schon im Mannus (II, 71) ausgeführt habe. Auch in der ostdeutschen und nordböhmischen Schnurkeramik und in der mit ihr aufs engste verknüpften frühstbronzezeitlichen Aunetitzer Keramik sind kreis-, dreiviertelkreis- oder halbmondförmigen, sowie winkelförmige Wulste unterhalb des Henkels bei Krügen und Tassen ganz gewöhnlich, namentlich in Böhmen und Schlesien.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Aus der Provinz Posen.

Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen vom Juli bis Dezember 1909

mitgeteilt von Erich Blume.

Vorbemerkungen: Hiermit setze ich die Erwerbungsberichte aus Mannus I, S. 137 ff. und 303 ff. fort. Auch diesmal werden die Funde nicht aufgeführt, die in das Verzeichnis

Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909[1])

aufgenommen sind. Von dieser Ausstellung im Jahre 1909 ist ein grosser Teil im KFM zurückgeblieben. Vieles war ja geschenkt worden. Manches wurde durch Austausch erworben, in erster Linie die Funde aus dem Märkischen Museum der Stadt Berlin gegen die brandenburgischen Originale des KFM. Das meiste wurde als Leihgabe übergeben oder angekauft. Ich stelle im Folgenden alle zurückgebliebenen Nummern, soweit sie noch nicht im Verzeichnis S. 21 und 79 genannt sind, zusammen.

241—435. Slg. Lesniewicz. Ankauf. (KFM Vorg. Abt. 1909: 41—235.)
445. 450. 456. 459. 465. 1911/12 (= 1909: 243—250). Leihgabe v. Gerichtsvollzieher Manzke, Neutomischel.
607—609. Desgl. v. Frau Biermann, Rosko. (1909: 253—255.)
610. 681—684. Heimatmuseum Samotschin. Austausch gegen Gipsabgüsse. (1909: 560—564.)
752. 753. Lg. v. Katasterkontrolleur Jakoby, Znin. (1909: 271/2.)
827—829. Lg. v. Frl. Frick, Brätz. (1909: 273—275.)
830—835. Lg. d. Kgl. Gymnasiums zu Hohensalza. (1910: 267—272.)
876—1078. 2418. Slg. Zindler. Ankauf. (1910: 31—234.)
1309. 1331. 1335. 1346. 1348. 1350. 1353. Pädagogium Ostrau b. Filehne. Austausch gegen Gipsabgüsse. (1909: 319—325.)
1593. Lg. von Zimmermeister Koosch, Brüssow. (1911: 22.)
1594—1622. G. des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. (= 1911: 23—51.)
1623—1720. 2882/3. Slg. Kalk. Ankauf. (1909: 329—420.)
1751—54. Geschenk v. Forstmeister Kirchner, Grünheide. (1909: 679—682.)

[1]) Im Kommissionsverlag bei Joseph Jolowicz in Posen zum Preise von 3 Mk. erschienen.

Digitized by Google

1766. 1792. 1795. Lg. v. Frau Franziska Müller, Posen. (1909: 434—436.)
1936—1939. Lg. v. Lehrer Buchholz, Deutsch-Suchatowko. (1909: 529—532.)
1957—2050. 2824/5. Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel. (1909: 891—968.)
2056—2064. Vermächtnis des Bürgermeisters Brust, Santomischel. (1909: 537—545.)
2065—2083. Lg. v. Lehrer Reder, Rogasen. (1910: 8—25.)
2273—2417. Slg. Halas. Ankauf.
2435. 2440. 2446. 2452. 2455. 2468. 2472. 2485. Lg. v. Rittmeister Hildebrand, Kokorzyn b. Kosten. (1909: 550—559.)
2618—2620. Lg. v. Baumeister Kösewitz, Posen. (1910: 648—650.)
2643. Lg. v. Rektor Kühnel, Fraustadt. (1909: 566.)
2644—2653. Lg. v. Lehrer Pohl, Grotnik. (1909: 567—677.)
2661—2683. Slg. Tyrankiewicz. Ankauf. (1909: 579—603.)
2826. Geschenk v. K. Schmidt, Posen. (1909: 578.)

Die Sammlung v. Turno (1378—1519) gelangte ins Polnische Museum zu Posen. Bei einigen kleineren Sammlungen ist der Verbleib noch nicht entschieden. —

Die Erwerbungen des KFM seit Januar dieses Jahres werden möglichst monatlich in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande, Monatsblätter für Heimatkunde (Lissa i. P.)" von mir mitgeteilt, hin und wieder werden Abbildungen beigegeben. Begonnen habe ich im Aprilheft des Jahrgangs 1911. Eine jährliche Zusammenfassung soll im Mannus folgen.

Zur Gruppierung der Funde in der folgenden Liste dient als Orientierung die Einleitung zum genannten Ausstellungsverzeichnis. In der dritten Auflage des amtlichen Führers durch das Kaiser-Friedrich-Museum kommt eine verbesserte ganz knappe Darstellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse in der Provinz von mir heraus.

Abkürzungen: Brz. = Bronzezeit; G. = Geschenk; Grf. = Gräberfeld; kl. = klein; Lg. = Leihgabe; v. = von; Slg. = Sammlung.

I. Älteste Kulturen.

(Älteres Neolithikum.)

1. Dziekczyn, Kr. Znin. 1909: 839—848. Etwa 75 bearbeitete Feuersteinstücke z. T. des älteren Neolithikums [1]) und ein Scherben aus einer Schlagstelle; darunter prismatische Messer, eine unvollständige querschneidige Pfeilspitze (1909: 847) und ein kl. länglicher prismatischer Span, dessen eine Längs- und die stumpfwinklig zu ihr verlaufende Querkante geschartet sind. (1909: 846.) Demselben Typus gehört an das Stück Ausstellung Posen 1909 Nr. 2684. — G. v. Lehrer Szulczewski, Brudsin.
2. Friedenhorst, Kr. Meseritz (bei Kurtz I). 1909: 984—985. Schaber, Kernstück und Abspliss aus Feuerstein. Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.

[1]) Um die Aussonderung des älteren Neolithikums unter den Feuersteingeräten des KFM hat sich Ernst WAHLE im Sommer 1910 verdient gemacht.

Digitized by Google

3. Glinau, Kr. Neutomischel. Sandberge. Feuersteinschlagstellen des älteren Neolithikums vorwiegend auf der Ostseite an der Knollschen Wirtschaft. 1909: 997 ff. mikrolithische Späne mit retouchierten Rändern usw. Hierher gehören viele Stücke der Ausst. Posen 1909 Nr. 1957—1988. Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
4. Aus der Prosna bei Rzegocin, Kr. Pleschen (wahrscheinlich). 1909: 797. Hirschgeweihhacke mit Sprossenbohrloch, Typus KOSSINNA, Mannus I, Tafel V, 2. Nur der Schneidenteil ist erhalten. — G. v. Lehrer Pfützenreiter, Wettin.

II. Indogermanische Zeit.

(Jüngeres Neolithikum und älteste Bronzezeit.)

5. Albertoske, Kr. Neutomischel, Nr. 31. Kleiner unsymmetrisch gearbeiteter Axthammer aus Stein, gef. 1908 auf einer sandigen Anhöhe. (1909: 837.) — G. v. Lehrer Zinke, Alb. 1.
6. Glinau, Kr. Neutomischel. Nördlich des Neutomischeler katholischen Kirchhofs in Paprotsch. 1909: 1020. Dicknackiges Steinbeil verwittert. Ebendaher Ausst. Posen 1909 Nr. 2018 und 2021.
7. Desgl. Westlich der Wirtschaft von Wilhelm Lehmann. 1909: 1021—1023. Feuersteinabsplisse, Scherben (einer mit alternierend schräg und weit gestellten Kurzstricheindrücken verziert) und Herdsteinbruchstück von Siedlungsplätzen.
8. Desgl. Sandberge. Zahlreiche Feuersteinschlagstücke und Scherben; aus dem jüngeren Neolithikum vorwiegend auf der Westseite, an der Hartsteinfabrik; z. B. 1909: 991/2 Bruchstücke einer gemuschelten Pfeilspitze und einer geschliffenen Beilschneide, deren eine Kante retouchiert ist!

   Nr. 6—8 Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
9. Friedenhorst, Kr. Meseritz (Acker von Schiller.). 1909: 980 - 983. Bearbeitete Feuersteinstücke (ein Nucleus) und Scherben, von denen einer mit 2×3 Reihen von Schnureindrücken, der andere mit einer Reihe von Fingernägeleindrücken verziert ist. — Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
10. Gross-Elsingen, Kr. Wirsitz. 1909: 741. Konischer Tonbecher mit Griffzapfen; siehe Nr. 33.
11. Lassek-Luban, Kr. Posen-West. 'Wüste' an verschiedenen Stellen: Scherben, Feuersteingeräte u. a. (1909: 733—741, 773—787); vergl. Mannus I, 138 Nr. 5 und II, 101 Nr. 25 (wo fälschlich Lassek-Lusan, Kr. Hohensalza, angesetzt ist). — G. v. Landesbauinspektor Freystedt, Posen, Sammlungsaufseher Thamm und Verfasser.
12. Papiermühle, Kr. Meseritz. 1909: 977—979. Feuersteinabsplisse (einer mit gescharteten Rändern) und Scherben, gef. an der Schlackenstrasse. — Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
13. Posen-Stadt. Hirschgeweihhacke (1909: 748). In der Ostrowek an der Cybina gefunden. — G. v. Ingenieur Reuther, P.

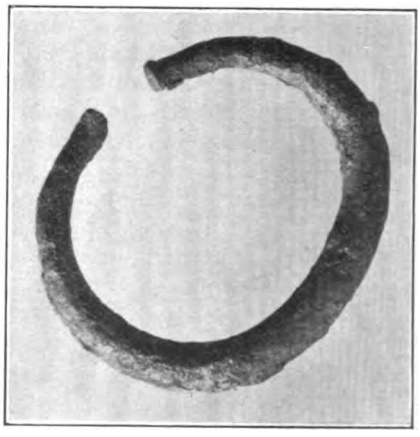
Digitized by Google

14. Roszkow, Kr. Jarotschin. 1909: 622. Steinaxt, offenbar ein dicknackiges Beil, das an den Schmalseiten konisch durchbohrt wurde; zwischen Lugi und R. auf einem Steinhaufen gefunden. — Lg. v. Lehrer Rothe, R.
15. Siedlec-Hauland, Kr. Schroda. 1909: 799. Dicknackiges Feuersteinflachbeil, im Torf gef. — G. v. Lehrer Peschke, Si.-H.
16. Solacz, Kr. Posen-Ost. (Fundstelle II.) 1909: 764—771. Feuersteingeräte (Abfälle, gemuschelte, retouchierte und andere Stücke) und Scherben, von einer Siedlungsstelle. — G. v. Sammlungsaufseher Thamm, Posen.
17. Warthedurchstich unterhalb Zirke, Kr. Birnbaum. 1909: 816. Hirschgeweihhacke, an der Rose durchbohrt. — Überweisung der Kgl. Wasserbauinspektion Birnbaum.

III. Thrakische (karpodakische) Kulturgruppen.

Etwa seit der 3. Periode der Bronzezeit bis in die älteren Latènestufen.

18. Chojno, Kr. Rawitsch. Von dem bekannten Grf. auf der Grzeba (vgl. Ausst. Posen 1909 S. 151) wurden 14 Tongeräte (1909: 850—864) angekauft, unter denen sich 12 Gefässe, eine Tonscheibe (1909: 861) und ein kleines Tontischchen (1909: 863) befinden. Auf vier nicht vollständig erhaltenen Beinen ruht eine Platte von $7^1/_4$ cm Durchmesser, das ganze ist $2^1/_4$ cm hoch. Dieses Kulturdokument ist ausserdem noch dreimal im KFM vertreten aus Modrzewie, Kr. Wongrowitz (H. G. 270) etwas kleiner, aus Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar (1897: 486) in gleicher Grösse aber nur mit drei unvollständig erhaltenen Beinen; schliesslich aus Biernatki, Kr. Schrimm (1905: 167) erheblich grösser, von 19 cm Durchmesser und 7 cm Höhe. Die Platte ruht hier auf vier mit dem unteren Ende nach aussen gebogenen Beinen und hat einen leicht aufgebogenen Rand. Alle drei Stücke stammen ebenfalls von Gräberfeldern des thrakischen Kulturkreises.
19. Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda. 1909: 865—881, 887 bis 889. 12 Tongefässe, 2 Spiralen, 2 Ringe, 1 Nadel aus Bronze, 64 Perlen aus blauem Email (18 mit hellgelbem Zickzack verziert) u. a., aus einem Grabe desselben Gräberfeldes wie Mannus I, 139 Nr. 17. — G. v. Baumeister Kozlowski, Schroda.
20. Deutsch-Presse, Kr. Schmiegel. 1909: 724. Ovaler offner Bronzearmring mit verjüngten, leicht aufgestülpten Enden. (Abb.). Auf den Feldern gefunden. — G. v. Lehrer Kurtze, D.-Pr.



Nr. 20. Bronzearmring. $^2/_3$

Digitized by Google

21. Glinau, Kr. Neutomischel. Ostseite der Sandberge an der Knollschen Wirtschaft. Grf. der Bronzezeit. 1909: 1007 kl. zweiösiges Buckelgefäss (Brz. 4). Ebendaher Ausst. Posen 1909 Nr. 1991—96.
22. Desgl. Unterhalb der Berge im Sande ndl. der Knollschen Wirtschaft. 1909: 1010. Eiförmiges gerauhtes Tongefäss mit Griffansätzen unter dem Rande, in Scherben (Brz. 4).

Nr. 21 u. 22 Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.

23. Latowitz, Kr. Ostrowo. 1909: 795 u. 796. Br. Spiralkopfnadel wie Ausstellung Posen 1909 Nr. 1126 auf Taf. 5 und offner br. Halsring, tordiert, nach den glatten Enden hin sich allmählich verjüngend. Beide Enden sind alt abgebrochen, das eine in verschmolzenem Zustande noch vorhanden. Die Bronzen sind vor etwa zehn Jahren auf dem Kirchhof bei Anlage eines Grabes zusammen in einer zerfallenen Urne gefunden worden. — G. v. Pfarrer Gersz, Kruschwitz.
24. Miala, Kr. Filehne. Amtliche Untersuchung am 2. XI. 1909 auf einem Grf. der jüngeren Bronzezeit. Ein Henkelgefäss daher gesch. vom Bahnbeamten Dohnke, M.; mehrere unvollständige Tongefässe gesch. v. Lehrer Siebert, M.
25. Radlin, Kr. Jarotschin. 1909: 623 u. 624. Henkelschale und birnförmiges Gefäss mit ausladendem Rand, beide mit Stehtupfen. Aus der Kiesgrube hinter dem Gasthaus, wo viel zerstört wurde. — Lg. v. Lehrer Rothe, R.
26. Sackern, Kr. Rawitsch. 1909: 794. Trensenteil aus Bronze, gef. auf einem Grf. Es ist ein Knebel, bestehend aus einer prismatischen, im Grundriss rechteckigen Hülse, durch die die Maulstange lief; nach oben und nach unten sind ihr walzenförmige Stifte aufgesetzt (das typologische Rudiment eines frei durchgesteckten Knebels). Die beiden Verlängerungen neigen sich leicht nach einer Seite, der Aussenseite, auf der die Maulstange die Hülsenränder etwas abgescheuert hat. Ein ähnliches Stück, nur durch die Knöpfe an den Knebelenden verschieden, stammt aus dem Gräberfelde von Gorzewice, Kr. Samter (H. G. 760). Eine andre Form aus dem thrakischen Kulturkreis bei Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Fig. 231. — G. v. Gymnasiast Talaskiewicz, Rawitsch.
27. Schichagora, Kr. Neutomischel. Kiesgruben. 1909: 976. Scherben der 4. Periode der Brz. Hierzu gehört auch Ausst. Posen 1909 Nr. 2027a. — Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
28. Wittowo, Kr. Schroda. Ostgräberfeld (Acker von Panczak). Mit der Slg. Halas (Ausst. 1909 S. 128 f.) wurden noch weitere keramische Funde aus der jüngeren Bronzezeit angekauft.

IV. Germanische Kulturgruppen.

A. Westgermanische (5. Periode der Bronzezeit bis zur mittleren Latènezeit etwa. C. 900—150 v. Chr.)

29. Alttomischel, Kr. Neutomischel. (Waldparzelle nördlich von Witomischel bei Klein-Lipke.) Hier sind mehrere eingepackte

Digitized by Google

kleine Steinkistengräber zerstört worden. 1909: 818—820 Scherben dreier Gefässe (G. v. Dr. med. Lüders, Neustadt b. P.) und 1909: 970—974 Urne, Deckelschale, Henkelgefäss (alles in Scherben), eiserne Nadel mit grosser senkrechter Kopfscheibe, der eine verzierte Bronzescheibe aufgenietet ist, und Leichenbrand. — Nebst eingehendem Fundbericht als Lg. übergeben von K. E. Goldmann, Neutomischel.

30. Brzustow, Kr. Jarotschin. 1909: 625. Falzdeckel, flach, mützenförmig, gef. auf dem rechten Lubieskaufer. — Lg. v. Lehrer Rothe, R.

31. Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda. Kiesgrube an der Kleinbahn. 1909: 883 u. 884. Zwei zweihenklige Urnen, die eine braun, die andre schwarz glänzend, aus Steinpackungsgräbern wie in Koninko, Kr. Schrimm (vergl. Aus dem Posener Lande 1911, S. 341, Nr. 14 und die zugehörige Tafel. Hier ist fälschlich angegeben, dass die beiden Gefässe aus Glockengräbern stammten). 1909: 882. 885. 886. Glockengefäss, Urne und Deckschale aus einem Glockengrabe. — G. v. Schachtmeister Draeger, Lagow i. d. Nm.

32. Geisberg, Kr. Birnbaum (Vorwerk zu Grabitz). Amtliche Untersuchung am 3. XI. durch W. Thamm. Es wurden drei Gräber aufgedeckt. Grab 1 ist in den beiden Abbildungen wiedergegeben (mit Urne, zerstörter Henkelschale als Deckel und Henkeltasse). Zwischen dem Leichenbrand fanden sich zerschmolzene Reste von Bronzeringen mit blauen Glasperlen. Grab 2 enthielt in einer

Nr. 32. Geisberg Grab 1. Nach der Freilegung. Ein Deckstein wurde nicht vorgefunden.

Nr. 32. Geisberg Grab 1. Nach Entfernung der Wandsteine.

Steinpackung ein zerdrücktes Henkelgefäss mit Deckschale und Kinderleichenbrand, Grab 3 nur Steinpackung mit Leichenbrand! — Ansiedler Ruge, Gr., schenkte eine Urne mit Ösenschale als Deckel, einen flachen Falzdeckel, zerschmolzene blaue Glasperlen an Bronzeringbruchstücken und ein eisernes Messer aus früher zerstörten Gräbern.

Digitized by Google

33. Gross-Elsingen, Kr. Wirsitz. 1909: 743—746. Urne mit Deckelschale und drei Bronzeringen, an deren einem eine blaue Glasperle hängt, aus einer kleinen rechteckigen Steinkiste, dabei soll ein kleiner Tonbecher mit Griffzapfen gestanden haben; er ist aber wohl steinzeitlich (1909: 747). — Ankauf durch Vermittlung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.
34. Posen-Dembsen. 1909: 750—763. Zwei Glockengrabfunde u. a. von einem Gräberfeld auf der Grenze des Stadtkreises Posen und der Gemarkung Dembsen, Kr. Posen-West. Amtliche Untersuchung. Ebendaher stammt das Gefäss Mannus I, 305 Nr. 10 und vermutlich die beiden unter Posen-Oberwilda gebuchten Tongefässe des MM, Ausst. Posen 1909 S. 30 f.

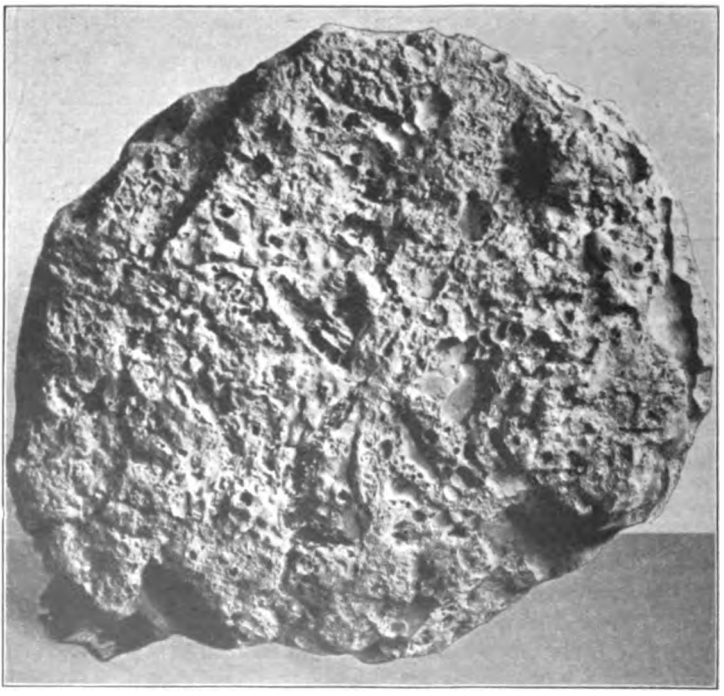
B. Ostgermanische (älteste Eisenzeit bis jüngere Kaiserzeit. Etwa 700 v. Chr. bis 350 n. Chr.).

35. Bombolin, Kr. Hohensalza. 1909: 722 u. 723. Zwei römische Münzen; s. FREDRICH, Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XXIV, 205, Nr. 15. — Ankauf.
36. Dembsen, Kr. Posen-West. 1909: 628—631. Scherben und Knochen aus einer Abfallgrube der römischen Kaiserzeit. — Gef. vom Verfasser.
37. Glinau, Kr. Neutomischel. Ostseite der Sandberge an der Knollschen Wirtschaft. 1909: 1008 Glasschmelzklümpchen. Hierdurch werden die kaiserzeitlichen Fundstücke, Ausst. Posen 1909 Nr. 2000—15, örtlich genauer fixiert. Auch die Stücke KFM H. G. 67. 69. 70, zwei Emailperlen und das Bruchstück eines einteiligen Knochenkammes stammen aus diesen Gräbern. — Lg. v. K. E. Goldmann, Neutomischel.
38. Jakubowo, Kr. Samter. 1909: 812. Grossbronze von Gordianus III. Genannt bei Fredrich, Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XXIV, 208 Nr. 34. — G. v. Kuhnke, Posen.
39. Neuzedlitz (fr. Ruchocin), Kr. Witkowo. 1909: 805—811. Ösenschale, Scherben von drei anderen, einer zweihenkligen Urne, einer schwarzen Henkeltasse und eines anderen schwarzen Tongefässes, sowie Leichenbrand z. T. mit angeschmolzener Bronze und Email: aus einer zerstörten rechteckigen Steinkiste, gef. am Schulwege nordwestl. vom Dorf, auf der Anhöhe am Struga-Bach. Ebendaher aus einer Steinkiste stammen die Funde KFM H. G. 1132—42 a. — G. v. Lehrer K. Lorenz, N.
40. Siedlemin, Kr. Jarotschin. Rittergut. Bei der amtlichen Ausgrabung im Oktober 1909 fanden sich unter dem Hügelgrabe VI (vgl. Nr. 43) in einer Kulturschicht vier zylindrische Schmelzöfen von etwa 40 cm Höhe und 25 cm Durchmesser. Abb. 40 a zeigt den einen, der, in Gips gepackt, ins Museum genommen und hier senkrecht durchschnitten wurde. Zu oberst liegt eine Kulturschicht, darunter der Schlackenkuchen mit herabgetropften Schlacken über einer Kohlenschicht, zu unterst der gewachsene Boden: Posener Flammenton. Abb. 40 b zeigt einen nicht völlig verschlackten Kuchen,

Digitized by Google

Nr. 40. Abb. a. Eisenschmelzofen von kleinem Typus, senkrecht durchschnitten, in Gips. — etwa $^1/_7$.

Nr. 40. Abb. b. — $^1/_5$. Schlackenkuchen eines Eisenschmelzofens kleinen Typs von oben.



Nr. 40. Abb. c. — $^1/_5$. Schlackenkuchen eines Schmelzofens grossen Typs von oben.

Digitized by Google

wie sie die oberste Lage der Öfen bilden, von oben. Zum Vergleich ist ein grösserer Kuchen im selben Massstab von oben aufgenommen (Abb. 40 c). Er stammt von benachbarten Feldern des Rittergutes, auf denen mehrere ausgepflügt waren. Zwei gelangten ins KFM. Sie sind im Durchmesser noch einmal so gross, und entsprechen darin den Öfen von Tarxdorf in Schlesien. (OLSHAUSEN, Zeitschr. f. Ethn. 1909, 60 ff.)

Nr. 41. 1/1.

41. Weissenhöhe, Kr. Wirsitz. 1909: 838. Br. Armbrustfibel mit hohem Nadelhalter, flüchtige, aber gut erhaltene Arbeit (Abb.), gef. mit dunkler Erde bei Ausschachtungsarbeiten für den Keller auf dem Nickelschen Grundstück. — G. v. Baueleve Zapf-W.

V. Nachgermanische Kulturen.

A. Jüngere Kaiserzeit.

42. Roszkow, Kr. Jarotschin. Aus einem Hügelgrab der jüngeren Kaiserzeit (Nr. III) vom Feuer mitgenommene Bronzeschale (vgl. Ausst. Posen 1909 Nr. 1520). — G. v. Pfarrer Gibasiewicz, Siedlemin.
43. Siedlemin, Kr. Jarotschin. Rittergut. Im Oktober 1909 amtliche Ausgrabung eines Hügelgrabes der jüngeren Kaiserzeit (Nr. VI). Vgl. Nr. 40. Funde aus Nr. V bei der Untersuchung durch Pfarrer Gibasiewicz, Si. Aus demselben Grabe stammt Ausst. Posen 1909 Nr. 1520.

B. Slawische Zeit (6.—12. Jahrh.).

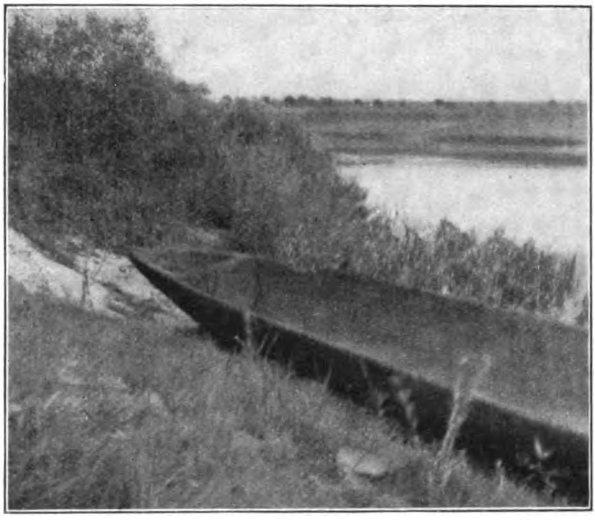
44. Dziennitz, Kr. Hohensalza. 1909: 800—804. Verzierte Scherben aus spätslawischer Zeit. — G. v. Amtsgerichtsrat Balszus, Posen.
45. Kozieglowy, Kr. Posen-Ost. Aus einem auf dieser Gemarkung gemachten Hacksilberfunde sollen zwei Ohrgehänge und vier Denare aus Silber stammen, die angekauft wurden. (1909: 813—815.)
46. Ludwigsberg, Kr. Schrimm (Kgl. Forst). Auf dem 2. Hügel des mehrfach in auffälliger Weise unterbrochenen Ås am Budziner See wurden beim Ausflug der anthropologischen Gesellschaft am 3. VIII. 1909 verschiedene Reste aus spätslawischer Zeit gefunden. 1909: 728—732. Scherben, Lehmbewurfstück, Tierknochen — G. v. Museumsdirektor Professor Kaemmerer, Posen.
47. Posen-Stadt. Spätslawische und frühgeschichtliche Scherben von verschiedenen Stellen der Ostrowek (1909: 749). — G. v. Ingenieur Reuther, P.
48. Posen-Stadt, Villenkolonie Solacz. 1909: 789—793. Spätslawische Scherben, z. T. verziert. — G. v. Sammlungsaufseher Thamm, P.
49. Roszkow, Kr. Jarotschin. 1909: 626. Emailperle, schwarz mit rotbraunem Äquatorialband, zu dessen Seiten je eine Reihe von acht und zehn abwechselnd weissen und gelben Punkten eingelassen ist. Gef. beim Ackern an der Lubieska in der Nähe der Hügelgräber II und III. — Lg. v. Lehrer Rothe, R.

Digitized by Google

50. Sobolewo, Kr. Czarnikau. 1909: 725. Oberer Stein einer Handmühle. — G. v. Gutsverwalter Messerschmidt, S.
51. Wulsch, Kr. Schmiegel. 1909: 742. Eiserne Axt mit nach unten ausladender Schneide, aus einem Skelettgrab mit „eisernem Säbel". — G. v. Lehrer Wolff, W.

Unbestimmte Zeit.

52. Aus der Warthe an der Wolfsmühle, Kr. Posen-Ost. Einbaum, im Querschnitt rund gebaut, unvollständig erhalten (10,30 m lang). Die gut erhaltene Spitze ist in der Abbildung zu



Nr. 52. Einbaum am Wartheufer.

sehen. Die grösste Breite beträgt 80 cm, die Tiefe 40. 6,70 m von der erhaltenen Spitze ist der Rest einer Schotte vorhanden, die wohl die Mitte des Einbaums verband. Die ehemalige Länge ist danach auf etwa 14 m zu berechnen. Der Einbaum lag am linken Ufer im Flusse oberhalb Buhne 2 und war den Fischern schon Jahre lang als Baumstamm verdächtig, bis er bei niedrigem Wasserstand ans Land gezogen wurde. Auf der dem Ufer abgekehrten Seite war er erst in junger Zeit vermutlich durch Eisgang beschädigt worden.
53. Warthe bei Zirke, Kr. Birnbaum. Einbaum von 5 m Länge und 60 cm Breite mit ebenem Boden und aufsteigenden gleichen spitzen Enden. An dem einen Ende ist ein Loch quer durchgebohrt, das noch den Rest einer hölzernen Stange hielt. In der Mitte, diesem Ende etwas näher, ist eine feste Schotte, neben der beide Wandungen für einen Fischkasten mehrfach durchlöchert sind. Den Abschluss nach der andern Seite bildete ein nicht erhaltenes einsetzbares Brett. — „Er ist wahrscheinlich durch Abbruch eines Ufers während des diesjährigen Hochwassers freigelegt und durch den Strom mitgeführt worden, bis er in der Nähe von Zirke auf eine Buhne gekommen und dort liegen geblieben ist." — Überweisung der kgl. Wasserbauinspektion Birnbaum.

Digitized by Google

IV. Bücher-Besprechungen.

Katalog des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg. Bearbeitet mit gütiger Unterstützung des Herrn Prof. Dr. P. HÖFER von O. MERKEL. 160 Seiten. Preis 1 Mk. (Zu beziehen durch den Magistrat der Stadt Bernburg, durch die Herren Hofbuchhändler Weller und Hofbuchhändler Held, beide in Bernburg.)

Seit 1893 besitzt die Stadt Bernburg ein reichhaltiges Altertumsmuseum, dessen Name für die Prähistoriker guten Klang hat durch die Funde von KLOPFLEISCHs Ausgrabungen im Spitzen Hoch und im Stockhof, von HÖFERs Ausgrabungen bei Baalberge und Latdorf. Die Schätze dieses Museums, die fast ausschliesslich aus dem Kreise Bernburg stammen, konnten in den früheren beschränkten Räumen leider keine sachgemässe Aufstellung finden und blieben deshalb unübersichtlich und wenig bekannt. Als 1909 das Museum neue Räume erhielt, wurde unter Höfers Mitwirkung eine chronologische Aufstellung der vorgeschichtlichen Altertümer durchgeführt und eine Folge dieser Neuaufstellung ist der soeben erschienene Katalog dieses Museums, ein erfreuliches Büchlein, von dem man wirklich „etwas hat"!

Die Anlage ist derart, dass wir auf der rechten Seite eine Beschreibung der Funde finden, links aber die Abbildungen fast aller Fundstücke. Das Büchlein ist nach folgender Disposition verfasst: Eine von Merkel herrührende Einleitung gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte des Museums und weist auf die wichtigsten in ihm aufbewahrten Funde hin. Dann beginnt die Aufzählung der Funde: den Anfang macht das bekannte Bernsteinamulett der arktischen Kultur aus Bernburg; dann kommen zwei Funde der Tiefstichkeramik. Es folgen Funde vom Bernburger Typus, der ausserordentlich zahlreich vertreten ist (Stockhofhügel, Spitzer Hoch, Baalberge usw.), von Kugelamphoren (Baalberge, Frenz), von Bandkeramik (Solvay-Grundstück in Bernburg), vom Rössener Typus, von Schnurkeramik (Wedegast) und von Zonenbechern (Hohenerxleben), dann die Unmenge der einzeln gefundenen Steingeräte.

Unter den selbstverständlich nach Perioden von MONTELIUS geordneten bronzezeitlichen Funden ist die Aunjetitzer Kulturgruppe reich vertreten. Aus der zweiten Periode ist überhaupt nur ein Grabfund bekannt (Lausehügel bei Wedegast). Periode III ist dagegen besonders reich durch Lausitzer Typen vertreten. Aus den Perioden IV, V und VI liegen gleichfalls viele Funde vor.

Aus der Latènezeit sind nur wenige Funde vorhanden; aus der römischen Kaiserzeit liegen interessante Skelettgräberfunde von Wieskau und Brandgräberfunde von Plömnitz, Güsten und vom Stockhof vor. Aus der slawischen Zeit sind nur wenige einheimische Funde vorhanden. Aus der fränkisch-merowingischen Zeit liegen überhaupt nur drei Einzelfunde vor.

Digitized by Google

Die geschichtlichen und ethnographischen Sammlungen werden in einem Anhang beschrieben, der jedoch weniger eingehend bearbeitet ist.

Zu wünschen bleibt nur, dass die Fundangaben stellenweise genauer wären; sie fehlen zum Beispiel auf S. 55 (No. 185 a u. b), S. 57 (No. 305), S. 65 (No. 382) usw. Ganz auffällig tritt dieser Mangel unter den slawischen Funden hervor. Unbekanntes kann doch einfach als solches bezeichnet werden, wie es ja an einigen Stellen geschehen ist. —

Das Büchlein verdient unsere Anerkennung im vollen Masse, und wir schulden den Verfassern rückhaltlosen Dank für die entsagungsvolle Arbeit, denn in solch einer Schrift steckt mehr Arbeit, als man gewöhnlich denkt. Mit diesem Verzeichnis ist gleichzeitig der erste Schritt zur Herstellung eines Inventars der Altertümer des Herzogtums Anhalt getan. Wenn erst die jetzt wieder aufgenommene Arbeit das in vielen Privat- und öffentlichen Sammlungen verstreute Material in ähnlicher Weise wie dieses Büchlein das des Bernburger Kreises der Forschung zum weitaus grössten Teil erst zugänglich macht, dann dürfte das für die prähistorische Wissenschaft einen wertvollen Gewinn bedeuten.

Wernigerode a. H. H. Mötefindt.

Wilhelm Branca: Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen. Leipzig 1910. 112 Seiten Abb.

G. v. Buttel-Reepen: Der Urmensch vor und während der Eiszeit in Europa. Jena 1911. 139 Seiten, 109 Abb., 3 Tabellen (erweiterter Abdruck aus der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. N. F. X.).

BRANCA trennt die Funde in drei Klassen: 1. Schädel des höheren Typus, wie bei dem heutigen Europäer (z. B. Galley-Hill, Combe-Capelle, Mentone), 2. Schädel des Zwittertypus (z. B. Grimalditypus), 3. Schädel des niederen Neandertaler Typus (z. B. Krapina, Le Moustier, Mauer, La Chapelle aux Saints). Die Skelettreste von Galley-Hill weist Verfasser mit RUTOT der Frühzeit (Mafflien bis Strepyen) zu. BRANCA geht wohl in der Kritik zu weit, wenn er die Reste des Neandertalers aus dem Düsseltale ganz aus der Zahl der diluvialen Funde streicht. Eine Entwicklung des höheren Schädeltypus aus dem niederen in diluvialer Zeit in Europa hält Verfasser für nicht erwiesen. In der Frage nach der Einordnung des Pithekanthropus hält BRANCA es für möglich, dass der Affenmensch von Trinil, „ein als Bindeglied zweier Arten angesehenes Fossil, in Wirklichkeit kein solches, sondern nur ein Bastard, also ein Pseudo-Bindeglied gewesen sein könnte". Bezüglich der Gleichsetzung geologischer Schichten und industrieller Epochen warnt Verfasser vor Schematisierungen. Das Buch ist ein lesenswerter Beitrag zur Menschengeschichte.

BUTTEL-REEPEN zeigt uns an der Hand eines reichen Bilderschmuckes die Menschen (Skelettfunde) der Eiszeit und ihre Kultur (Werkzeuge, Kunstschöpfungen). Vom Leben des Tertiärmenschen erhalten wir eine Schilderung, die mehr aus der Phantasie als auf wissenschaftlichen Ergebnissen aufgebaut ist. Die geologischen Fragen werden mit in die Darstellung einbezogen. Wenn Verfasser im Text die Unsicherheit absoluter Zahlen richtig betont, sollte er dieser Auffassung auch in den Tabellen Rechnung getragen haben (Tabelle I und Tabelle II decken sich nicht hinsichtlich der Zahlen). Der homo heidelbergensis hätte von der Neandertalrasse nicht getrennt zu werden brauchen. Unter homo sapiens fassen wir sämtliche Menschenrassen zusammen. Es ist daher nicht angängig, wie BUTTEL-REEPEN es getan hat, den Neandertaler als inferiore Rasse dem homo sapiens gegenüberzustellen. In schlichter Form berichtet Verfasser ausführlich von der Entwicklung der Werkzeuge

Digitized by Google

und der künstlerischen Schöpfungen des diluvialen Menschen. Der Schlussabschnitt über den nacheiszeitlichen Menschen geht über das Thema hinaus und ist ebenso fehlerhaft wie die Angaben über die Kulturepochen des Alluviums in Tabelle II. Die Arbeit wird wegen des breiten Raumes, den Hypothesen einnehmen, zur Einführung nicht geeignet sein, der Fachmann wird wegen der vielen Abbildungen und der reichlich angegebenen Literatur das Buch nicht ungern benutzen.

Berlin. Georg Girke.

Karl Felix Wolff (Bozen): Die Germanen als Begründer der Europäischen Kultur. Mit einem Vorwort von Gustaf KOSSINNA und Anmerkungen von Fritz HOMMEL. Bozen, Selbstverlag, 1911. 24 S. 8°. 1,— Mk.

Verf. sucht an der Hand von sprachlichem Material und in Anlehnung an die bekannte KOSSINNAsche Arbeit: Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen (Mannus, Bd. I, II) die nordindogermanische Herkunft der Sumerischen Kultur darzutun, indem er aus Westeuropa eine finnische, aber mit Nordindogermanen gemischte und von diesen geführte Bevölkerung von Westeuropa noch während der Ancylusperiode nach Osten aufbrechen und bis zum Zweistromlande vordringen lässt. Ich kann mich auf die sprachlichen Ausführungen des Verf. nicht einlassen, möchte aber bemerken, dass das slawische мѣръ nicht nur „Gemeinde" sondern gleich dem finnischen mieru in erster Linie „Welt" bedeutet. Auf die älteste materielle Kultur der Sumerer und der von ihr beeinflussten sonstigen Völker Vorder- und Kleinasiens, über die uns die untersten, rein neolithischen Schichten der Tells von Elam, Mesopotamien, Chaldäas und der Täler des Zagros, Poucht è Kouh, des Sirdjar usw. Aufschluss gaben, geht Verfasser leider nicht ein, obwohl das archäologische Material trotz des fast völligen Fehlens keramischer Reste bei der überraschenden Übereinstimmung mit entsprechenden europäischen Typen und dem scharfen Gegensatz zu den sonstigen asiatischen Formen eine gute Stütze für seine Hypothese bilden würde. Ebensowenig hat Verf. die somatischen Verhältnisse der Sumerer berücksichtigt, die sich in den allgemeinen Körperformen, namentlich aber in der Schädel- und Gesichtsbildung ebensowohl von den mongolischen wie den semitischen Völkern scharf unterscheiden, dagegen den bis nach Hinterindien sich ausbreitenden Cro-Magnontypen Westeuropas aufs Nächste verwandt erscheinen[1]). Für die äneolithische Zeit wäre noch ein kurzer Hinweis auf die Kulturreste von Susa, Yokha, Tepeh Aliabad, Tepeh Mussian usw. angezeigt, wo namentlich die bemalte Keramik sehr nahe Beziehungen zum Inselgebiet und des weiteren nach Südosteuropa erkennen lässt. Diese kurzen Hinweise auf die archäol. Tatsachen, die übrigens keinen Vorwurf gegen die sehr lesenswerte und anregende Arbeit, sondern nur eine weitere Stütze für die Hypothese WOLFFs bilden sollen, lehren erneut die Notwendigkeit, dass Sprach-, Geschichts- und Altertumsforschung Hand in Hand gehen müssen. Dann wird vielleicht auch einmal „strenge erwiesen werden können, was die Divination des Verfassers hier als Möglichkeit erschaut hat" (KOSSINNA).

Leipzig. G. Wilke.

[1]) Näheres darüber in meiner soeben erschienenen Schrift: Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient (Mannusbibliothek No. 7).

Digitized by Google

O. Münsterberg: Influences Occidentales dans l'art de l'Extrême-Orient (Extraits de la Revue des Etudes Ethnographiques et Sociologiques, 1909). Paris, Paul Geuthner 1909.

Die Einflüsse des Westens auf die chinesische und japanische Kunst werden von MÜNSTERBERG bis in die vormykenische Zeit zurückverfolgt. Ob wirklich, wie der Verfasser annimmt, die Aino's in Japan bei ihrer Einwanderung diese auswärtigen Kultureinflüsse mitgebracht haben oder ob sie lediglich auf dem Wege des Handels und Verkehrs durch mannigfache Mittelglieder eingedrungen sind, muss wohl unentschieden bleiben.

Besonders einleuchtend erscheinen dem Ref. die an REICHELs Beobachtungen „Über Analogien einiger ostasiatischer Ornamente mit Formen der kretisch-mykenischen Kunst" (Memnon I 1908) anknüpfenden Ausführungen des Verfassers: C'est en ce sens que nous pouvons dire des Chinois, non pas qu'ils étaient des Mycéniens, mais qu'ils furent les porteurs dû cycle culturel mycénien.

Es werden ferner u. a. graeco-bactrische Einflüsse auf China, kyprische auf Japan, griechisch-indische auf die buddhistische Kunst und persische Einfuhr nach Japan für die Sassanidenzeit wahrscheinlich gemacht. 31 belehrende Tafeln dienen den knappen Ausführungen, die offenbar nur eine Skizze und eine vorläufige Zusammenstellung der Ergebnisse eingehender Studien bilden wollen, zur Erläuterung.

Berlin. C. F. Lehmann-Haupt.

Philipp Kropp: Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weisser Elster. 2. Heft der Forschungen zur Früh- und Vorgeschichte Europas, herausg. von Prof. Dr. G. KOSSINNA. Würzburg 1911. — 132 Seiten, 168 Abbildungen.

Eine zusammenfassende Darstellung vorgeschichtlicher Funde eines bestimmt begrenzten Gebietes ist für die Vorgeschichtswissenschaft immer von Wert, ganz besonders bei Thüringen, dem Lande, in welchem die Zersplitterung der vorgeschichtlichen Funde in kleine und kleinste Sammlungen in ausgiebigster und den Forscher hinderlichster Weise vor sich gegangen ist. Eine solche Zusammenfassung liegt nun für die latènezeitlichen Funde Südost-Thüringens vor, die KROPP durch genaue und kritische Bearbeitung der recht alten und z. T. unzuverlässigen Literatur und durch eingehendes Museumsstudium gewonnen hat.

Der Verf. hat auf Grund der Forschungen des Herrn Prof. KOSSINNA über die Grenzen der Kelten und Germanen (Korrespondenz-Blatt für Anthropologie 1907, S. 57 ff.) die beiden verschiedenen Kulturen seines Gebietes getrennt. Die keltische Kultur nimmt den Hauptteil seiner Arbeit ein. Sie findet sich in den frühlatènezeitlichen Skelettgräbern, die zahlreich in der Gegend von Ranis und Pössneck gefunden worden sind. Besonders Schmuckgegenstände sind in vielen und schönen Exemplaren vorhanden und auch zahlreich abgebildet. Durch ihre Eigenart fallen das schön verzierte Gefäss (Abb. 19—20) und der bronzene Armring mit Gesichtsdarstellung (Abb. 121) auf. Die germanische Kultur ist hauptsächlich durch den Urnenfriedhof von Gera vertreten, dessen Funde, unter denen die gedrehten Gefässe und die Gürtelketten mit Tierkopfende hervorzuheben sind, meist der Mittel- und Spät-Latènezeit angehören.

Im Schlusskapitel behandelt der Verf. allgemeinere, besonders ethnologische Fragen. Seltsam sind seine Ansichten über die Entstehung und die Träger der sogenannten Lausitzer Kultur, deren Fundstellen in Südost-Thüringen auf S. 99 ff. aufgezählt werden. Nach ihm (S. 116, Anm. 6) lässt sich die Entstehung der

Digitized by Google

Lausitzer Buckelkeramik, „freilich nicht ganz lückenlos", bis zur zweiten Stadt von Troja zurückverfolgen. Ja, diese mit Griffansätzen und Warzen verzierte Keramik, die etwa ein halbes Jahrtausend vor den Beginn der Lausitzer Buckelkeramik zu setzen ist, soll „mit dem Lausitzer Typus in unbedingtem und auch unbestrittenem Zusammenhang stehen"!! Während der Verfasser die Lausitzer Kultur Ostdeutschlands nach KOSSINNA für ungermanisch hält, sieht er die Träger des südostthüringischen Lausitzer Typus als Germanen an, obwohl beide Gebiete „kulturell aufs engste zusammenhängen". Als Grund für diese ethnologische Abtrennung führt er nur den ärmlicheren Charakter der thüringischen Funde an. Da der Verf. das Gräberfeld von Grossromstedt immer noch in die Kaiserzeit setzt, obwohl diese Funde fast ausschliesslich rein latènezeitlich sind, glaubt er zwischen der keltischen Abwanderung und der germanischen Einwanderung einen längeren Hiatus annehmen zu müssen (S. 120), der in Wirklichkeit gar nicht besteht. Die Clythenlöcher bei Ölsen dürften nicht der Latènezeit angehören, da das einzige für die Chronologie verwertbare Fundstück, der bronzene Schlüssel mit Doppelbart (Abb. 168) bisher nur in fränkisch-merowingischen Gräbern gefunden worden ist, in der Latènezeit aber unbekannt ist.

Berlin. M. Jahn.

R. Stettiner: Brettchenweberei in den Moorfunden von Damendorf, Daetgen und Torsberg (Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 19. Heft. Seite 26—56).

Rich. Stettiner: Das Webebild in der Manesse-Handschrift und seine angebliche Vorlage. (Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart 1911.) Ladenpreis M. 1,50.

Nachdem das Interesse an der vorgeschichtlichen Weberei, das die Pfahlbau- und Moorfunde einst geweckt hatten, eine Zeit lang fast völlig eingeschlafen war, ist es in den letzten Jahren wieder lebhafter geworden. Einmal setzt man die technischen Studien von damals weiter fort und dringt immer weiter in die Feinheiten der alten Webekunst ein; dann aber betrachtet man das so Gewonnene von höheren Gesichtspunkten, in der Erkenntnis, dass auch die Webekunst als Zweig des Hausfleisses eng an einzelne Kulturgruppen gebunden ist und so oft Anhaltspunkte für die Erschliessung von Kulturzusammenhängen bieten kann.

In dieser Richtung bewegt sich auch die erstgenannte Arbeit STETTINERs, die den ersterschienenen Teil einer „grösseren vergleichenden Studie über Brettchenweberei" bildet und die Ergebnisse einer Untersuchung der im Kieler Museum aufbewahrten Gewandreste aus schleswig-holsteinischen Moorfunden darstellt.

Nach einer kurzen Beschreibung der Brettchenwebetechnik, die sich in der Hauptsache auf M. LEHMANN-FILHÉS Arbeit „Über Brettchenweberei" stützt, geht STETTINER der Reihe nach die Fundstücke der genannten drei Moorfunde durch, soweit sie Brettchenweberei aufweisen, beschreibt die eigentliche Brettchenarbeit, schildert das für jedes Stück daraus erschlossene Webeverfahren und streift nebenher die sonst an den Stücken vertretenen Webearten, ihren Zuschnitt usw.

Für die sehr eingehende Art seiner Untersuchung glaubt er sich in der „Vorbemerkung" gewissermassen entschuldigen zu müssen. Dem Prähistoriker gegenüber ist eine solche Entschuldigung wohl überflüssig; er weiss von seiner Wissenschaft zur Genüge, dass sich die grossen Gesichtspunkte, die sie erst zur Wissenschaft machen, nur auf Grund eingehendster Kleinarbeit gewinnen lassen. Daher ist es aber auch Pflicht des Prähistorikers bei einer Arbeit wie der vorliegenden ebenso sorgfältig wie die Hauptgedanken die Einzelheiten zu prüfen.

Digitized by Google

Beginne ich hiermit, so muss ich im Voraus bemerken, dass mir eine Kontrolle durch direkten Vergleich der Darstellung mit den geschilderten Webstücken nicht möglich war, ich aber durch sorgfältiges Nachweben nach den Angaben des Verfassers mir ein einigermassen gleichwertiges Urteil zu bilden gesucht habe, wobei mir auch die praktische Erfahrung zu gute kam, die ich durch Teilnahme an der Untersuchung der Hannöverschen Moorleichengewänder gewonnen habe. Auf diese Weise bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass STETTINER in verschiedenen Punkten Irrtümer untergelaufen sind, die sorgfältiger Nachprüfung bedürfen, um der Arbeit ihren vollen Wert zu geben.

So hat sich z. B. ergeben, dass die Technik, die STETTINER für die Herstellung des Gürtelbandes von Daetgen angibt, nicht, wie STETTINER meint, ein lockerer, sondern im Gegenteil ein fester erscheinendes Gewebe ergibt, als die von M. LEHMANN-FILHÉS auf Seite 27 ff. ihres Werkes geschilderte Technik. Da ausserdem die von STETTINER angegebene Technik nicht die reinen Farben ergibt, die das Band nach seiner Angabe zeigt, so wäre noch einmal zu prüfen, ob nicht doch die von M. LEHMANN-FILHÉS geschilderte Technik hier vorliegt.

Auch das Zierband von Daetgen dürfte kaum auf die von STETTINER angegebene Weise hergestellt sein[1]). Denn wenn dies Verfahren auch das vorliegende Webemuster ergibt, so ist es doch viel zu verwickelt und zeitraubend, um je praktisch angewandt zu sein. Nun lässt sich dasselbe Muster viel einfacher dadurch herstellen, dass man sechseckige Brettchen mit je zwei Fäden so bespannt, dass, wenn wir die 6 Löcher der Reihe nach mit 1—6 bezeichnen, die Fäden beim 1., 4. und 7. Brettchen durch Loch 1 und 3, beim 2., 5. und 8. Brettchen durch Loch 3 und 5, beim 3., 6. und 9. Brettchen durch Loch 5 und 1 laufen. Alsdann hat man nur alle Brettchen gleichmässig von Schuss zu Schuss um je 120° in stets gleichem Sinne zu drehen, um das angegebene Muster zu erhalten. Der einzige Unterschied gegen das Erzeugnis des von STETTINER angegebenen Verfahrens liegt darin, dass sich die beiden Fäden jedes Brettchens zu einer Schnur aufdrehen. Es wäre also zu prüfen, ob dies beim Original der Fall ist. STETTINER erwähnt diese Schnurdrehung nur für die Stellen ohne Schuss, wonach es an sich schon wahrscheinlich ist, dass sie sich durchweg findet. Ist aber meine Vermutung richtig, so hätten wir in dem Zierband von Daetgen den Beweis, dass der Weberin dieses Bandes bereits das sechseckige Brettchen bekannt war. Sehr wahrscheinlich ist es dann aber auch, dass sich durch Zuhülfenahme sechseckiger Brettchen auch die Herstellung der Zierbänder am Torsberger Hemd wird erklären lassen, was STETTINER, der sich von der Annahme viereckiger Brettchen nicht losmachen konnte, nicht gelungen ist. Leider war es mir auf Grund der Abbildung und der ungenauen Beschreibung nicht möglich, näheres festzustellen.

Weiter auf die Einzelheiten der Untersuchung einzugehen, gestattet der Raum nicht. Es seien daher nur noch die „Ergebnisse" aufgezählt, die STETTINER am Schlusse seiner Arbeit zusammenstellt.

Er weist zunächst auf die Häufigkeit der in Brettchentechnik hergestellten Webekanten bei den untersuchten Funden hin und stellt die verschiedenen Arten ihrer Verbindung mit dem eigentlichen Webestück zusammen.

Dann zieht er die Schlüsse, die sich für die Webetechnik überhaupt aus der

---

[1]) Übrigens liegt hier im Text ein Fehler vor; die Fäden müssen sich in der Anfangsstellung nicht beim 2. Brettchen oben, beim 3. rechts befinden, sondern, wie im Schema richtig angegeben ist, umgekehrt.

Digitized by Google

Untersuchung ergeben, unter denen besonders die Befestigung des Webestückes in einem (meist recht grossen) festen Rahmen hervorzuheben ist.

Hierauf zählt er die verschiedenen in den untersuchten Stücken vertretenen Techniken der Brettchenweberei auf: neben der einfachen Schnurweberei, zwei durch einen Schussfaden verbundene, verschiedenfarbige Leinwandgewebe mit Farbenwechsel (Gürtel von Daetgen), Arbeit mit doppeltem Fach (die schlauchartigen Webekanten vom Mantel und der Hose von Daetgen)[1]) und schliesslich die verwickelten, unter einander verwandten Gewebe der rein in Brettchentechnik hergestellten Zierbänder von Daetgen und Torsberg. Neben ihnen bildet den Höhepunkt der Technik die mit etwa 140 Brettchen hergestellte Borte des Torsberger Prachtmantels.

An vierter Stelle stellt STETTINER die Ergebnisse zusammen, die seine Untersuchung für Schnitt und Verwendungsart der Gewänder ergeben hat: Zuschnitt der Hose von Damendorf und des Hemdes von Torsberg, Feststellung der Zierbänder von Daetgen als Schulterschmuck und Rekonstruktion des Prachtmantels von Torsberg.

Von besonderem Interesse sind natürlich die „Rückschlüsse auf zeitliche und örtliche Entstehung der Gewebe": ein Import sei so gut wie ausgeschlossen, und aus der Verwandtschaft in der Technik, namentlich in der eigenartigen Verwendung der Brettchenweberei für die Webekanten sei auf zeitliche Nähe aller drei Funde, von denen bisher ja nur der Torsberger zeitlich bestimmt werden konnte, zu schliessen.

Ähnliche Folgerungen für weitere Moorfunde auf Grund gewisser Ähnlichkeit in den Webkanten lehnt STETTINER dagegen ab, bis weitere Anhaltspunkte in gleichem Sinne sprechen. Hierzu ist zunächst nachzutragen, dass ausser den von STETTINER erwähnten Berührungspunkten (schlauchartige Webekanten in den Moorfunden von Marx-Etzel, Oben-Altendorf, Bernuthsfeld und Yde, und Brettchenborde im Funde von Marx-Stapelstein) z. B. noch zwei Webekanten (an der einen Kniebinde und an der Hose von Oben-Altendorf) zu nennen sind. Diese Kanten bestehen nämlich aus einer bezw. zwei aus je zwei Kordeln gedrehten Schnüren, können also sehr wohl mit Brettchen hergestellt sein, und die Webekante der Kniebinde ist ausserdem mit dem eigentlichen Webestück genau so verbunden wie die Brettchenkanten am Tuch und der Hose von Damendorf[2]).

Dann aber dürften doch die Gewebereste selbst weitere Anhaltspunkte für oder gegen die zeitliche Gleichsetzung der verschiedenen Moorfunde bieten; dann nämlich, wenn man sich nicht auf die Technik der Brettchenweberei beschränkt, sondern auch die eigentlichen Webestücke bis in die feinsten Einzelheiten untersucht. Es ist daher sehr zu bedauern, dass STETTINER bei der Aufgabe, die er sich gestellt, für diese Untersuchungen keine Zeit gefunden hat und sich mit so allgemeinen Angaben wie „Rautendrell", „grober Köper" usw. begnügt. Wir dürfen aber wohl hoffen, dass für die schleswig-holsteinischen Moorfunde diese Untersuchungen bald nachgeholt werden und dass die Ergebnisse, die die Untersuchung der hannöverschen Funde gebracht hat, recht bald der Öffentlichkeit vorliegen[3]).

[1]) Ob diese Kanten in Brettchentechnik hergestellt sind, lässt STETTINER freilich unentschieden.

[2]) Eine weitere sehr interessante, anscheinend ganz vergessene Parallele aus der älteren Literatur ist der Mainzer Moorfund, der nach der Beschreibung COHAUSENs in den Nassauischen Annalen 1879 sowohl Brettchenborten, „namentlich bei schmalen, gurtenartigen Streifen", als auch gewebte Hohlsäume aufweist.

[3]) Den Anfang hierzu hat HAHNE durch Veröffentlichung der „Moorleichenreste im Provinzial-Museum zu Hannover" (Jahrbuch des Museum 1911) gemacht. Leider behandelt aber auch diese an interessanten Einzelheiten sonst so reiche Arbeit gerade die Gewebe zumeist recht summarisch.

Digitized by Google

Noch zwei Vermutungen sind zu erwähnen, die STETTINER an seine Untersuchungen knüpft. Einmal sieht er in der „foemina fresum faciens", die der Gesetzgeber in den „Judicia Wulemari", besonders gegen Verletzungen der Hand schützt, die geschickte Brettchenweberin; mit welchem Recht, mögen Sprachforscher und Juristen entscheiden. — Der zweiten Vermutung, dass nämlich die Brettchenweberei auf die Metall-Technik anregend gewirkt hat, und gewisse Ornamente auf vergoldeten Schmuckstücken der gleichen Zeit Nachahmung von Brettchengeweben sind, wird sich der Archäologe ohne Bedenken anschliessen.

Was die Ausstattung anlangt, so ist die Arbeit neben einzelnen Textabbildungen von 9 Tafeln in Autotypie begleitet, die aber für die Feinheiten zum Teil versagen.

* * *

Eigentlich aus dem Rahmen der Vorgeschichte fällt das zweitgenannte Werkchen STETTINERs. Trotzdem wird es der Prähistoriker mit grossem Vergnügen lesen. Liefert es doch wieder einmal den Beweis dafür, zu welchen Irrtümern Mangel an „sach"lichen Kenntnissen führen kann, und wie sehr es Pflicht des Sachforschers ist, solche Irrtümer aufzuklären. Das Werkchen richtet sich gegen eine Königsberger Dissertation, in der als Vorbild für das Kirchherr von Rost-Bild in der MANESSEschen Handschrift die eine von drei angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammenden französischen Miniaturen hingestellt wird. STETTINER zeigt nun, dass, wer die Geräte und Handhabung des auf den Miniaturen dargestellten Bandwebeapparates kenne, nicht im Zweifel sein könne, was Original, was Nachahmung sei. Höchst ergötzlich ist die Art, wie er den tatsächlich auf dem Manessebild dargestellten Vorgang schildert, und ebenso interessant, wie er die französischen Miniaturen ihrem Inhalt wie ihrer Form nach als ganz moderne Fälschungen nachweist.

Das Heft ist sehr reich mit Tafeln und Textabbildungen ausgestattet.

Charlottenburg. Alb. Winckler.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

V. Vertreterversammlung des Verbandes bayer. Geschichts- und Urgeschichtsvereine.

Die Vertreterversammlung ist am 28. und 29. Oktober in Landshut und am 30. Oktober in Straubing abgehalten worden. Sie war von 100 Delegierten und Teilnehmern besucht. In der Versammlung erschienen Regierungspräsident Frhr. v. Andrian, Oberbürgermeister Hofrat Marschall, Generalkonservator Dr. Hager, Konservator Dr. Reinecke und Dr. Hock, Vertreter des Offizierskorps, der staatlichen und städtischen Behörden. Der erste Tag war dem Besuch der Sehenswürdigkeiten in Landshut unter sachkundiger Führung gewidmet.

Nach der Besichtigung des besonders an prähistorisch-archäologischen Funden ungemein reichen und vorbildlich geordneten Kreis- und Stadtmuseums begann die wissenschaftliche Sitzung in dem Prunksaal des Rathauses. Der 1. Vorsitzende des Verbandes Herr Hofrat Dr. v. FORSTER-Nürnberg sprach nach warmen Begrüssungsworten über den heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung, die heute eine Wissenschaft darstelle, die ihrem Stoff nach Geschichte und Naturwissenschaft sei. Er entwickelte für die Lokalforschung in der Vorgeschichte die konkrete Forderung, dass der Vorgeschichtsforscher heute und in den nächsten Jahren seiner Wissenschaft am besten diene, wenn er sich darauf beschränke, seinen Stoff zu sichten und zu beschreiben, wenn er im Laufe der Zeiten ein geographisch und relativ chronologisches und stratigraphisches Fundschichtmaterial erstehen lässt. Wenn die wissenschaftliche Kleinarbeit der Vorgeschichtsvereine, wenn die Lokalforschung im Sinn dieses Programms ihre Studien betreibe, dann werde sie für wissenschaftliche Deutungen wichtige Bausteine schaffen, die dazu beitragen, die vielen Probleme, welche die Vorgeschichtsforschung nach der psychologischen, philosophischen und biologischen Richtung hin beschäftigten, in unserer Zeit der Lösung näher zu bringen.

Der Eröffnungsrede des Vorsitzenden folgten Begrüssungsreden des Regierungspräsidenten Frhrn. v. ANDRIAN, Oberbürgermeisters Hofrats MARSCHALL, Generalkonservators Dr. HAGER.

Herr k. Rat SCHÖFFMANN-Landshut berichtete darauf über seine Forschung betr. den Hochaltar in St. Martin, über dessen Geschichte, Inschriften, Aufbau und Skulpturen.

Konrektor Professor STEINMETZ-Regensburg besprach den seltenen Fund eines in Burgweinting entdeckten römischen Lichthäuschens.

An Stelle des wegen Krankheit abwesenden Medizinalrates Dr. EIDAM-Gunzenhausen übernahm REHLEN-Nürnberg dessen Auftrag, die wichtige Aufgabe der Erforschung der römischen Stadt Cambodunum bei Kempten näher zu beleuchten.

Digitized by Google

Prof. WENZL-Freising demonstrierte neue Funde aus der Latènezeit Freisings, Hals-, Arm-, Fuss- und Fingerringe, zwei Gewandnadeln aus einem Flachgrab bei Rast, Eisenschwert, Tongefäss aus Kranzberg, Bernsteinkette aus dem Freisinger Moor, Beile und Urne aus neusteinzeitlichen Gräbern bei Rast.

SCHADENFROH-Eining schilderte in einem Vortrag mit Lichtbildern den Stand der Grabung im Römerkastell von Eining.

REHLEN-Nürnberg hielt einen Lichtbilder-Vortrag über „Vorgeschichtliches aus der Schweiz und die Hallstattzeit in Österreich und Ungarn". Der Vortragende führte aus, dass schon zur Renntierzeit (d. i. am Ende des Diluviums), also nach Ansicht der meisten Geologen vor etwa 20 000—30 000 Jahren, in der Schweiz sich Ansiedelungen befanden und zwar bei Thaiingen in der Nähe von Schaffhausen und am Mt. Saleve, an dessen Fuss Genf liegt. Das so häufig gebrauchte Wort „Pfahlbauzeit" bezeichnete der Redner als wissenschaftlich unrichtig. Die Pfahlbauten der Steinzeit, die auf ein Alter von 5000 Jahren und mehr zurückblicken, sind auf runden Pfählen gestützt, mit Beginn der Metallzeit aber wurden diese Pfähle behauen. Mehrere vom Redner gezeigte Lichtbilder schilderten die bronze- und hallstattzeitlichen Kulturverhältnisse. Ganz neu und höchst interessant war die Mitteilung, dass es den berühmten Geologen STEINMANN und PAULCKE gelungen ist, die Fundstelle für den in der Pfahlbau-Neolithik der Ostschweiz verwandten Nephrit und Jadeit zu finden und zwar in den Bündener Alpen, und ebenso fand man endlich rohen Nephrit und Jadeit bei Zermatt. Die Hypothese von neolithischen Handelsbeziehungen zwischen Asien und der Schweiz könne daher ruhig bei Seite gelegt werden. Die sozialen Zustände in vorgeschichtlicher Zeit waren wahrscheinlich despotische, sicher aber keine kommunistischen. Es waren immer nur wenige Freie, dagegen meist Hörige und Sklaven. Die Schönheit und Kostbarkeit der Waffen und Schmucksachen und Werkzeuge beweisen, dass diese Gegenstände nicht in Masse angefertigt werden konnten, sondern eben nur aus dem Besitze der herrschenden Klasse stammen. Die Bronze hatte in jener Zeit nahezu den gleichen Wert wie heute das Gold. Der Vortragende glaubt, dass die Frau nicht, wie häufig angenommen wird, in der Vorgeschichte nur die Sklavin des Mannes war, vielmehr sei sicher, dass der Mann von jeher den Reizen des Weibes nicht widerstehen konnte und für sie kunstvolle Gegenstände anfertigte. Der in der Neolithik zuerst erscheinende Kochtopf war dickwandig und schmucklos. Die Frau war es sicher, die den Mann dazu reizte, denselben dünnwandiger und zierlicher zu gestalten. Der erste Metall-Gegenstand für die Frau war die Gewandnadel. Auch sie bekam allmählich eine immer zierlichere und anmutigere Form und ebenso die Fibel (d. i. unsere Sicherheitsnadel), die aus der Gewandnadel entstand und sich zuletzt zu einem Kunstwerke ausbildete. Die ersten Halsbänder (Kolliers), die die Geschichte kenne, bestanden aus Muscheln, Hirsch-, Eber- und Bärenzähnen. Die Metallzeit brachte aber reizende Gehänge, die die ganze Brust bedeckten, und prächtige Brustschilder. Dies geschah sicher alles nur, weil der Mann unter dem Banne der Frau stand und diese zu schmücken und ihr Freude zu machen bestrebt war. Der Redner schloss mit den Worten: die grösste Kulturhöhe wurde in Österreich erreicht. Einen Beweis dafür ergeben die Darstellungen aus dem Ende der Hallstattzeit von Faustkämpfen, Pferderennen und Wettfahrten. Die Pferderennen in München seien also nichts neues. Auch der Faustkampf der Römer existierte schon manche hundert Jahre vorher. Die kulturellen Verhältnisse in Bayern seien denjenigen in Österreich ähnlich gewesen, doch hätten es unsere bayerischen Vorfahren nicht zu figürlichen Darstellungen gebracht. Die Schweizer

Digitized by Google

haben vieles Praktische erfunden. Die Frau aber war in der Vorgeschichte ein beeinflussendes Element in der Kunst.

Herr Hofrat Dr. v. FORSTER demonstrierte eine einzigartige Tonplastik aus der jüngeren Hallstatt-Zeit. In der ersten Eisenzeit tritt in der Trias der Hallstatt-Tiere, Pferd, Vogel, Rind, die plastische Darstellung des Pferdes und Vogels in den Vordergrund. Diese Plastiken sind aus Bronze, selten aus Ton gefertigt. In der Beckerslohe hat die Anthropologische Sektion in Nürnberg eine Pferdefigur gefunden, welche eine Tonschale trägt. Es handelt sich dabei um eine plastische Darstellung der süddonauländischen Zone, welche südlichem Import nachgebildet, jedoch unter der Hand des einheimischen Künstlers wesentlichen Änderungen unterworfen worden ist. Die Plastik wird eine Opferschale, keine Prunkschale gewesen ist.

Konservator Dr. HOCK-Würzburg sprach über den Formenkreis der frühhallstattzeitlichen Funde und seinen Zusammenhang mit dem älteren italienischen Villa-Nova-Kreis.

Konservator Dr. REINECKE-München demonstrierte die Anlage der Römerstadt Cambodunum bei Kempten.

Damit waren die wissenschaftlichen Sitzungen beendigt. Am Sonntag abend wurde durch den Stadtmagistrat Landshut und die Villenbesitzer am Ufer der Isar eine entzückende, grossartige bengalische und elektrische Beleuchtung der Burg Trausnitz und der Isarufer veranstaltet.

Der 30. Oktober versammelte die Teilnehmer zu einem Ausflug nach Straubing; dort wurden sie durch Bürgermeister Hofrat v. LEISTNER begrüsst, von Landgerichtsrat EBNER und Amtsrichter GROLL durch die Sehenswürdigkeiten und die sehr interessante, reiche, historische und prähistorische Sammlung der Stadt geführt. Ein Gang über das römische Kastell auf dem Ostenfeld, über welches Lgr. EBNER einen einführenden Vortrag gehalten hatte, schloss die an interessanten wissenschaftlichen Ereignissen der prähistorisch-archäologischen Forschung reiche Vertreterversammlung des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine.

v. F.

Eröffnungsfeier des Zietenmuseums des Kreises Ruppin.

Am 24. Mai d. J. fand in dem durch mehrjährigen Aufenthalt Friedrichs des Grossen als Kronprinz geweihten herrlichen Tempelgarten zu Neuruppin vor einer grossen Zahl geladener Gäste aus Neuruppin und aus dem Kreise Ruppin die feierliche Eröffnung des neuen Heimatmuseums des Kreises statt, das nach seinem Grundstock, der ehemaligen Zietenschen Sammlung für Vorgeschichte des Gymnasiums zu Neuruppin, den Namen „Zietenmuseum“ weiterhin führen soll.

Nachdem Landrat Dr. BERNUS, der die seit Jahren gepflogenen Bestrebungen zur Schöpfung eines solchen Museums stets aufs verständnisvollste gefördert hat, die Versammlung begrüsst und unser Mitglied Rektor WAASE, der eigentliche Schöpfer des neuen Museums, in kurzem Überblick auf die drei Abteilungen des Museums hingewiesen hatte: die ansehnliche vorgeschichtliche, die vorderhand noch unbedeutende geschichtlich-volkskundliche, die bedeutende naturkundliche (hervorragende zoologische Sammlungen von SEEHASE), — hielt der vom Kreisausschuss hierzu eingeladene Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA aus Berlin, einer der Hauptanreger zur Vereinigung der Ruppiner Sammlungen in einem Heimatmuseum, eine kurze Weiherede, bei der er etwa folgende Worte sprach:

Digitized by Google

„Die freundliche Einladung des Museumsvorstandes gibt mir die willkommene Gelegenheit von Seiten der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte und von Seiten der Vorgeschichtsforschung überhaupt herzliche Glückwünsche diesem neuen Zietenmuseum in die Wiege zu legen. Freilich ganz neugeboren ist dieser Sprössling ja nicht. Es liegt hier eher eine Wiedergeburt vor, aber eine solche auf höherer Stufe; schöner, reicher ist der Phönix aus der Asche gestiegen. Das alte Zietenmuseum mit seinen allen Preussen ehrwürdigem Namen war ja den Prähistorikern der Mark Brandenburg durch seine vielen wertvollen Stücke recht ans Herz gewachsen. Aber es war ja ein Schulmuseum und nicht jeder, der nach Neuruppin pilgerte, nur um das Museum zu studieren, hatte das Glück dort eingelassen zu werden, falls nämlich der Herr Direktor nicht anwesend oder verhindert war, Besucher zuzulassen, so dass also die edlen Absichten des hochherzigen Stifters dieser Sammlung sich nicht ganz erfüllen konnten: durch das Studium des heimischen Altertums die Liebe zur Scholle und zum ganzen Vaterlande in weiteren Kreisen lebhaft und dauernd anzuregen.

Aber es kam eine neue Zeit; das Studium unserer Vorgeschichte hat im letzten Jahrzehnt einen früher ungeahnten Aufschwung genommen, nicht nur im engsten Kreise der Fachleute, sondern auch durch die Hebung des Interesses daran in immer weiteren Kreisen, nicht nur der Gebildeten, sondern ebenso beim gewöhnlichen Mann, sofern ihm diese Dinge nur nahe gebracht werden. Allerorten entstanden jetzt Museen in den grösseren Provinzialstädten, in den kleineren als Kreismuseen, Lokalmuseen, ja als Dorfmuseen. Den Forschern wurde angst und bange um die zu befürchtende Zersplitterung des Materiales. Man musste ja die Dinge gesehen haben, um massgebend urteilen zu können über die Vorgeschichte z. B. über die Verbreitung eines bestimmten Typus einer Waffe, eines Werkzeuges, eines Schmuckstückes. Konnte man das früher mit der Bahn erledigen, so sollte man nun gar zu Fuss pilgern, womöglich von Dorf zu Dorf. Das ging nicht. Eine Reaktion musste hier helfend eintreten.

Man sah, dass es richtig war, grössere Landgebiete als Sammelgebiete eines Museums zusammenzuschliessen, mindestens einen ganzen Kreis, womöglich mehrere Kreise, wie es in Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft geschehen ist, in der Uckermark, die nun ja längst in Prenzlau ihr so wertvolles Zentralmuseum besitzt.

Freuen wir uns von Herzen, dass zunächst der Erfolg erreicht ist, ein Kreismuseum zu schaffen; aber die Wissenschaft, die ja unendlich ist, ist auch unersättlich. Schon heute möchte ich dem verehrten Vorstande nahe legen, ob er nicht eine Erweiterung des Arbeitsgebietes ins Auge fassen könnte. Wer hat, dem wird gegeben: das gilt auch für die Museen. Wir können uns nicht verhehlen, dass viele kleine Museen der Provinz nur ewig verschlossene Rumpelkammern sind, deren Pförtner man erst nach stundenlangem Umhersuchen im Orte findet oder auch nicht findet, die wenig oder gar kein Interesse im einheimischen Publikum erwecken und ihre Bestände darum auch nicht vermehren. Das ist hier natürlich nicht der Fall, wohl aber schon in der nächsten Nachbarschaft, in Westhavelland und Osthavelland. Dies Museum wird etwas leisten: so werden ihm auch die Kammern der Grundherren sich öffnen, die wohl überall noch Altertumsschätze bergen. So hat es Prenzlau gemacht. Ich bin sicher, dass auch aus den beiden Havelländer-Kreisen manches mit Freuden hergegeben werden wird, wenn erst erkannt wird, dass hier eine zielbewusste Leitung dauernd eingerichtet worden ist. Geben Sie dem Museum ja keinen anderen Namen, aber einen anderen Untertitel: z. B. Zietenmuseum für Nordwestbrandenburg. Wir stehen hier in der nördlichen Mark ja auf besonders heiligem Boden, andern wie südlich von Berlin: hier ist von Urzeiten an stets Germanenboden gewesen; nicht so dort. Nur die kurze Spanne Zeit von etwa

Digitized by Google

600 bis 1100 nach Chr. haben wir eine halbtausendjährige Wendenherrschaft. Dann kam mit dem neuen Einzug der Deutschen wieder germanische Bevölkerung in unser Gebiet. Diese Überzeugung muss doch mächtig anfeuern den Eifer der vorgeschichtlichen heimischen Forschung. Wir Deutsche sollen über die Wendezeit hinweg unseren germanischen Vorfahren die Hand reichen, indem wir ihre kulturelle Hinterlassenschaft in Sicherheit bringen, um sie zu studieren und danach das ganze Leben derselben aufzubauen, bis zum Ursprunge der Germanenfamilie, die vor 4000 Jahren aus Skandinavien nach dem nördlichsten Norddeutschland und auch hierher nach Nordbrandenburg eingewandert ist.

Mit diesem Ausblick will ich schliessen. Also noch einmal: ein Blühen und Gedeihen dem wiedergeborenen Zietenmuseum!"

Nachdem dann noch Landtagsabgeordneter v. QUAST-Radensleben, selbst der Besitzer hervorragender Sammlungen, seine Glückwünsche, sowie Landrat Dr. BERNUS und schliesslich Exz. Graf ZIETEN-SCHWERIN auf Wustrau, der Erbe des alten Zietenschen Landsitzes, ihren Dank ausgesprochen hatten, fand die Besichtigung des Museums statt. Ein geselliges Beisammensein im Tempelgarten schloss die Feier.

Altertumsmuseum zu Naumburg a. S.

Mit dem heutigen Tage ist die vorgeschichtliche Abteilung unseres städtischen Altertums-Museums in einem besonderen Zimmer des Schlösschens (Vorzimmer des Gewerbegerichts) untergebracht worden.

Die Verwaltung dieser Abteilung hat Herr Lehrer HERMANN hier, Bahnhofsstrasse 22 wohnhaft, freiwillig und ohne Vergütung freundlichst übernommen.

Dem städtischen Museum weiterhin gütigst zugedachte vorgeschichtliche Altertümer bitten wir noch wie vor, der Museumsverwaltung zu übergeben.

Naumburg a. S., den 2. September 1911.

Der Magistrat. Reissbrodt.

Es handelt sich bei diesem Museum für Vorgeschichte vorläufig allerdings nur um 87 Nummern (etwas mehr Gegenstände), die bis auf einige Steinbeile sämtlich aus Naumburg oder der nächsten Umgebung stammen. Unter den Sachen aus der jüngeren Steinzeit findet sich ein hübscher zusammenhängender Fund (vom neuen Friedhofe), einige Hämmer, verschiedene Geräte, Urnen. Aus der Bronzezeit ist bisher nur ein Stück vorhanden; sehr hübsche Sachen aber sieht man aus der Eisenzeit und der römischen Provinzialzeit, sowohl Urnen wie Gegenstände, darunter eine grössere Lanzenspitze und eine Schere, die beide zur Unterbringung in der (jetzt darüberstehenden) Urne krumm gebogen worden sind.

Neuerdings hat Herr Lehrer Carl HERMANN etwa 100 Stück seiner eigenen Sammlung im Museum zur Aufstellung gebracht. Dieser Teil ist in der rechten Abteilung des Schrankes untergebracht. Auf dem obersten Brett sehen wir 3 Reibschalen von verschiedenem Gestein und jede anders gestaltet. Davor liegen 2 Reibsteine und — in der Mitte — ein Feuersteinnucleus, d. h. ein Stück Feuerstein, von dem der Rohstoff zu Geräten abgesplittert ist. Man sieht deutlich, wie die Feuersteinsplitter herausgeholt sind; dem heutigen Mitteleuropäer dürfte die Übung und Gewandtheit zu so sauberer Arbeit abhanden gekommen sein. Das zweite Brett enthält die verschiedensten Gegenstände aus einer Werkstätte der jüngeren Steinzeit bei Saaleck, die von Herrn HERMANN selbst gefunden worden sind. Auf dem dritten Brette sieht man eine Anzahl vorzüglich erhaltener Gebrauchsgegenstände

Digitized by Google

aus verschiedenen Steinarten, die aus unsrer nächsten Nachbarschaft stammen, zum Teil sehr seltene Muster. Es liegen u. a. aus 4 Beile von verschiedenem Muster, Äxte mit einfacher und doppelter Befestigungsrinne, Pfeilspitzen u. v. a. Zum Vergleiche mit den hiesigen Altertümern sind auf dem vierten Brett eine Anzahl von Gegenständen aus Rügen, darunter (hintere Reihe) solche aus einer von Herrn HERMANN selbst auf Rügen entdeckten Arbeitsstätte. Daneben steht in einem besonderen Kästchen der Metallfund aus der Bronze-Hallstatt-Zeit bei Altenburg a. S. (Almrich). Zum Schluss endlich sahen wir auf dem untersten Brett einige sehr schöne Gegenstände aus unsern deutschen Kolonien (Deutsch-Neuguinea, Admiralitätsinseln und Neupommern), die Herr HERMANN seinerzeit von unserem verstorbenen Landsmann Carl WAHNES erworben hat; sie sind auf der Erläuterungstafel als gewissermassen „moderne Steinzeit" bezeichnet worden. Aus dem Vergleich mit ihresgleichen ist man mit zum Verständnis unsrer eigenen vorgeschichtlichen Altertümer gelangt.

Neues Museum in Dortmund.

Am 16. Dezember d. J. wurde das in dem mit grossen Kosten umgebauten ehemaligen Oberbergamtsgebäude, Ostwall Nr: 7, neu eingerichtete Kunst- und Gewerbemuseum der Stadt, das im Erdgeschoss die vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen enthält, durch eine aus Festakt, Frühstück und Wohltätigkeitstee sich zusammensetzende Feier eingeweiht, der der Vorsitzende unserer Gesellschaft auf Einladung des Magistrats als Ehrengast beiwohnte. Bei dem im Lichthof des neuen Museums glänzend verlaufenen Festakt hielt der Vorsitzende unserer Gesellschaft eine längere Ansprache, auf die wir im nächsten Hefte zurückkommen werden. Dem hochverdienten Museumsdirektor BAUM wurde vom anwesenden Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, PRINZ VON RATIBOR UND CORVEY, der Rote Adlerorden überreicht.

Adalbert Bezzenberger.

Unsere Mitglieder wissen, dass unser zweiter Vorsitzender am 14. April d. J. seinen 60. Geburtstag gefeiert hat, und kennen die Glückwunschadresse, die der Vorstand der Gesellschaft seinem hochverehrten Mitgliede bei der Gelegenheit übersandt hat.

Dem ersten Vorsitzenden ist darauf ein überaus herzlich, aber ganz persönlich gehaltenes Antwortschreiben des Jubilars zugegangen, worin er unter anderem auch auf die beiden ihm besonders noch obliegenden Aufgaben in der Erforschung und Darstellung ostpreussischer Vorgeschichte eingeht, nämlich die Periode der Steinzeit und die sogenannte Periode F, d. h. die jüngere Phase der merowingischen Kultur in dem eigenartigen, geschlossenen Gebiete nördlich der Memel bis in die baltischen Provinzen hinein, für die er ein erdrückendes Material gesammelt liegen hat.

An die Gesellschaft hat der Jubilar folgendes Dankschreiben gerichtet:

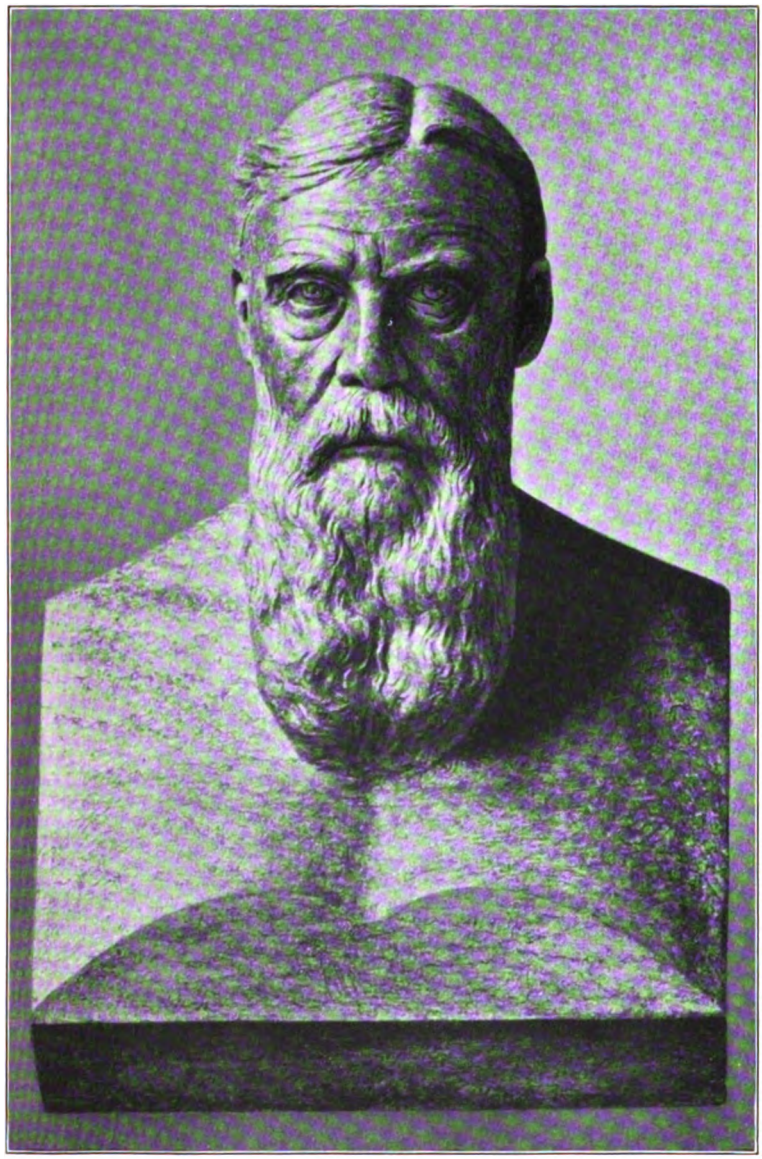
z. Z. Schwarzort, 17. IV. 11.

Dem geschäftsführenden Vorstande der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte

danke ich herzlich für die freundlichen und anerkennenden Worte, die er aus Anlass meines 60. Jahres an mich gerichtet hat, und bitte ihn gewiss zu sein, dass ich meinen Stolz darin setzen werde, als Mitglied unserer Gesellschaft für den Rest meines Lebens ihren grossen Aufgaben durch die gewissenhafte Pflege des mir anvertrauten Gebietes zu dienen.

A. Bezzenberger.

Digitized by Google



A. Bezzenberger.

Digitized by Google

Digitized by Google

In Königsberg konnte am 14. April eine Feier von BEZZENBERGERs Geburtstag nicht stattfinden, da sich der Jubilar aus Gesundheitsrücksichten vorher auf sein Landhaus in Seebad Schwarzort zurückgezogen hatte. Dort suchte ihn eine Kommission der Altertumsgesellschaft Prussia auf, bestehend aus dem Provinzialkonservator Baurat DETHLEFSEN, dem Universitätsprofessor Dr. PEISER und dem Landschaftsdirektor Ökonomierat SCHEU-Heydekrug, um ihm die Glückwünsche der Gesellschaft und die Mitteilung zu überbringen, dass durch freiwillige Beiträge der Mitglieder die Mittel zusammengekommen sind, um die von Prof. CAUER geschaffene monumentale Büste BEZZENBERGERs, die damals auf der Kunstausstellung in Rom ausgestellt war, von dem Künstler zu erwerben und nach ihrer Rückkehr in die Heimat im Prussia-Museum aufzustellen. Gleichzeitig wurde dem Jubilar anheimgegeben, über die Verwendung des Überschusses dieser Sammlung Bestimmungen zu treffen.

Dem ersten Vorsitzenden unserer Gesellschaft ist, wie jedem der „Stifter", eine Abbildung der Büste vom Jubilar freundlichst übersandt worden. Danach ist die Tafel, die unser Heft schmückt, hergestellt worden (Tafel XXXI).

G. K.

Erwiderung.

In den „Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung" im Mannus, Band III, Heft 1—2, S. 129/30 hat G. KOSSINNA eine von mir zur Ausfüllung der somatischen Lücke, welche die Lausitzer Brandgräberkultur in die Reihe meiner „vorgeschichtlichen Schädeltypen" gerissen hat, eingeschobene Hypothese für vollkommen unzulässig erklärt. Dieselbe liess neben der „karpodakischen" Herkunft der Lausitzer Völkergruppe auch die Beteiligung südwestdeutscher Elemente, der Träger der schwäbisch-bayerisch-südböhmischen Hügelgräberkultur mit ihrer alten Buckelkeramik als Möglichkeit zu.

Der angefochtene Abschnitt ist Teil einer anthropologischen Arbeit und muss auch vom anthropologischen Standpunkt aus beurteilt werden. Ich will daher kurz darlegen, was mich als Anthropologen „aus meiner südwestdeutschen Ecke heraus" die Karpodaken angehen.

In der zweiten Bronzezeitperiode entwickelt sich im nördlichen Vorland der Alpen bis zum Albtrauf über die schwäbisch-bayerische Hochebene bis nach Südböhmen reichend, eine sich scharf durch durchlochte Nadel mit geschwollenem Hals, Randaxt, später mittelständige Lappenaxt, Dolch ohne Griff und Mittelrippe, offene, dicke, quergeriefte Armbänder und sparsamen Spiralschmuck kennzeichnende Hügelgräberkultur mit Bestattung. Ihr gehören auch grosse Buckelurnen mit Kugelbauch und Trichterhals und ältere Kerbschnittkeramik an. Getragen ist diese Kultur von einer Mischbevölkerung aus westlichen Brachykephalen (Wenn wir den älteren Franzosen folgen wollen „Kelten" Anm. 1) und nordischen Dolichokephalen vom Mega-

---

Anmerkung 1. Das von KOSSINNA als „keltisch" bezeichnete, von Ostfrankreich bis zum Teutoburger Wald reichende Kultur- und Volksgebiet hat vom Beginn der zweiten Bronzezeitperiode viermal Völkerwellen in sich aufgenommen, die, wie ich an den Schädeltypen habe nachweisen können, somatisch ebenso verschieden waren, wie kulturell: 1. In der zweiten Bronzezeitperiode die oben bezeichnete Hügelgräberbevölkerung, 2. in der Frühhallstattzeit eine vom Süd- und

Digitized by Google

lithschädeltypus. Ihre Nachbarn sind im Osten anfangs noch die Aunjetitzer, dann nordische Stämme, welche die Flachgräber von Gemeinlebarn in Niederösterreich hinterlassen haben und welche neben Aunjetitzer Reminiszenzen in ihrer Keramik und einzelnen Bronzenadeln bereits Formen aufweisen, die später in der böhmischen Brandgräberkultur wiederkehren.

Die Aunjetitzer Stämme sind geschlossen nach Osten abgewandert, dem Bestand ihrer Flachgräber nach als recht ansehnliche Volksmasse. In der dritten Periode der Bronzezeit setzt nun die Besiedelung des Albplateaus nahezu vollkommen aus. Was wir dort und im vorliegenden Neckarland aus dieser Periode haben, ist Streugut, meist Einzel- und Depotfunde von Schwertern, Lanzenspitzen und Messern. Was früher in Hügeln als jüngere Bronzezeit angesehen wurde, gehört bereits der folgenden Epoche, Hallstatt A, an, in der das obere Rhein- und das Neckargebiet mit Urnenfriedhöfen überzogen wurde. Einzelne Skelettbestattungen dieser Zeit lassen nachweisen, dass diese vom Westrand der Alpen vordringende Bevölkerung einem neuen somatischen Typus angehörte.

Die Bevölkerung der älteren Bronzezeit muss also abgewandert sein. Die neue Völkerwelle kam von Südwesten, im Württembergischen Unterland herrschte eine arme Kultur mit Massenverbrennung auf Ustrinen. Der Abzug der alten Bevölkerung kann also nur auf dem Donauweg nach Osten stattgefunden haben, wo sie in der donauländischen Bevölkerung der folgenden Periode aufging. Ich bin nun der Ansicht, dass die Anregung zur Formengebung der südwestdeutschen Buckelurnen, sicher Nachahmungen von Metallgefässen, nicht von Ungarn mit seiner Verbindung dieser Dekoration mit der alten Spiralornamentik, die in Süddeutschland vollkommen fehlt, sondern früh schon von dem Lande her stattfand, aus dem Südwestdeutschland seine erste Bronze mit der schönen klaren geometrischen Dekoration, die auch unsere Buckelurnen ziert, bekam, von Italien, wo wir in den Pfahlbauten von Peschiera und Ponegliano geschwollene durchlochte Nadeln und in den Terramare von Castione und Gorzano neben frühen Bronzen auch Buckelurnen finden und dass die Hügelgräberbevölkerung diese Kulturübernahme als alten Bestand nach den österreichischen Donauländern mitgebracht hat.

Ich halte die „Lausitzer" Kultur, wenigstens die böhmische und schlesische, die ich aus eigener Anschauung kenne, für keine ursprüngliche und bodenständige, sondern durch die Übernahme einer Reihe von Importformen, meist vom Metallcharakter und deren Umbildung durch eine kunstgeübte und formenfreudige Bevölkerung zu einer Art bronzezeitlichem Barock entstanden. Zu diesen Übernahmen gehören u. a. geschwollene Nadeln, deren tiefe Riefung nur eine Weiterbildung ist und gewisse Formen von Buckelurnen.

Es kann sich hier nicht darum handeln, den Buckelurnen der „Lausitzer" überhaupt südwestdeutschen Ursprung zuzuweisen — solche Bildungen können überall parallel entstanden sein, wo metalltechnische Formen Aufnahme fanden — sondern es ist lediglich die Urne mit Kugelbauch, Trichterhals und einem Buckel-

---

Westrand der Alpen stammende kleinwüchsige und langköpfige Bevölkerung vom Mittelmeertypus, 3. in der Zeit der Hallstatthochkultur (eiserne Langschwerter und polychrome Keramik) eine grosswüchsige langköpfige vom Nordbalkan stammende Bevölkerung mit dem Schädeltypus von Brünn I und 4. in der Früh- und Mittellatènezeit brachykephale Gallier. Dass letztere keltisch gesprochen haben und dass wir ihnen unsere keltischen Fluss- und Bergnamen verdanken, ist sicher; was wir über die Sprachen der drei anderen vorgallischen Völkerwellen wissen oder mutmassen können, genügt jedoch schwerlich zu der Annahme, dass sie keltisch gesprochen haben. Somatisch waren sie jedenfalls gründlich von einander verschieden.

Digitized by Google

kranz oberhalb des Bauchumfangs, auf die ich mich bezog und auf deren Übergang in den Niederösterreichischen bis in den Lausitzer Formenkreis ich hinweisen wollte. Es geht das ja aus meinen Abbildungen hervor. Diese Form ist seit der bandkeramischen (Grossgartach) und Pfahlbaulandbesiedelung (Michelsberg) südwestdeutsches Kulturgut gewesen, und findet sich später mit und ohne Buckel über das ganze südwestdeutsche Hügelgräbergebiet bis nach Südböhmen (Kbely bei Luzan).

Wenn wir weitergehen wollen, so wäre noch darauf hinzuweisen, dass von den ungarischen Buckelurnen Formen, wie sie J. HAMPEL von Borsód-Harsányi und Soroksàr abbildet, aus dem Formenkreis der übrigen deutlich herausfallen und ebenso wie der Reichtum an geschwollenen Nadeln als Übernahme von Westen her gedeutet werden können.

Wenn sich in ungarischen geschlossenen Grabfunden Buckelurnen dieser Form zusammen mit einem Bronzeinventar finden, das früher als das südwestdeutsche anzusetzen ist, so verzichte ich gerne auf diese archäologische Begründung meiner Hypothese, aber ich habe aus meinen Beobachtungen im Pester Nationalmuseum, das allerdings vorwiegend Depotfunde und Händlerware enthält, diese Einsicht nicht gewinnen können. Es wäre sehr erwünscht, wenn Herr Prof. KOSSINNA seine überlegene Kenntnis dieser Kulturbeziehungen der Öffentlichkeit zugänglich machen würde.

Dass von den Kleinbronzen — Schwerter, wenn sie nicht Teile geschlossener Grabinventare sind, scheiden als wertvolles Handelsgut hier aus — z. B. die Nadeln dieser Zeit in Böhmen und noch mehr in Schlesien mit den ungarischen übereingehen und nicht mit den oberbayrischen, ist unbestritten, aber an der Abwanderung der südwestdeutschen Bevölkerung der 2. Bronzezeitperiode hat sich auch nur Mittelfranken und Oberpfalz beteiligt. Der Nachweis, dass wir mit Wahrscheinlichkeit in der Lausitzer Völkerwelle eine Mischbevölkerung aus südwestdeutschen, niederösterreichischen (Gemeinlebarn) und nordungarischen Stämmen zu sehen haben werden, war der Zweck dieser archäologischen Einschiebung in eine anthropologische Arbeit.

Bei alledem hätte ich meiner Alb-Donaubevölkerung der älteren Bronzezeit den „Husarenritt ins karpodakische Gebiet" erspart, denn ihre somatischen Reste sind ja im allgemeinen Leichenbrand zugrunde gegangen, wenn nicht die Vorwegnahme des historischen Namens der Thraker für die Träger der ostdeutschen Spätbronzekultur, wie sie vielfach, wohl nicht zum wenigsten der Buckelurnen wegen, die sich in den vorgriechischen Dörfern ihres Gebiets im Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. finden, Sitte geworden ist, anthropologisch-ethnologische Beklemmungen bereitet hätte.

Zunächst sollten wir, ehe wir den Namen Thraker in dieser Weise festlegen, wissen, was aus dem grossen somatisch so einheitlichen Volk der Aunjetitzer geworden ist, und dann habe ich bestimmte Gründe, die Bewohner des später als thrakisch bekannten Gebiets mit diesem Volksstamme in nähere Verbindung zu bringen. Es liegt jetzt ein, wenn auch bis jetzt noch kleines Schädelmaterial aus diesen Gegenden vor, welches auf eine den Aunjetitzern analoge, also nordische Schädelbildung der späteren Thraker hinweist. Sollte sich dieser Zusammenhang an grösserem Material bestätigen, so können die Lausitzer nicht wohl mit den Thrakern Aunjetitzer Provenienz, in deren verlassenes Gebiet sie ja einrückten, identisch gewesen sein. G. KOSSINNA wird wohl seine guten Gründe gehabt haben, warum er für diese Völkerwelle den Namen „Karpodaken" geschaffen hat.

A. Schliz.

Digitized by Google

Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas.

Eine Antwort von Gustaf KOSSINNA.

Im Archiv für Anthropologie N. F. Band IX, S. 233 führt SCHLIZ zunächst an, was ich über die Abwanderungen der Bevölkerung Nordost- und Mitteldeutschlands in der Periode I der Bronzezeit, über die dadurch in dem grössten Teil des östlichen Mitteldeutschlands eintretende Bevölkerungsleere der Periode II, namentlich II a und II b, endlich über die rasche und völlige Schliessung dieser Lücke in der Periode III ermittelt und vor 10 Jahren veröffentlicht habe. Ich leite die neue Zuwanderung aus dem nördlich und östlich der Donau gelegenen Teile Ungarns her und nenne sie, wie bekannt, nach einem aus dem Altertum überlieferten, mehr allgemein gehaltenen und vielleicht nur gelehrten Namen der nördlichsten um die Karpaten und zwar auch nördlich der Karpaten sitzenden Dakenstämme „Karpodaken". Wie ich jetzt sehe, hat schon Rudolf MUCH diesen Namen, allerdings für die Zeit des ersten Jahrhunderts nach Chr., in allgemeinerer weiterer Bedeutung gebraucht und auf die seinen „Deutschen Stammsitzen" (Halle 1892) beigegebene Karte gesetzt. Wie ich höre, hat C. SCHUCHHARDT, um endlich dahinter zu kommen, wo ich diesen verflixten Namen Karpodaken eigentlich hergenommen hätte, das ganze Seminar von Eduard MEYER in Bewegung gesetzt, wie er in holder Verschämtheit bei dem Posener Philologentag vorgetragen hat. Er hat offenbar noch nie davon gehört, dass es ein altberühmtes Werk von Caspar ZEUSS gibt, wo man sich über solche Dinge bequem unterrichten kann, wenn man nicht, noch bequemer, einfach ein Reallexikon aufschlagen will.

SCHLIZ fährt dann fort: „es soll diese Annahme, die vielen Anklang gefunden hat (über die Zuwanderung der Karpodaken aus Ungarn), nicht bestritten werden, es ist aber auch ein anderer Hergang möglich[1]). In der ganzen Zone nordwärts der Alpen von der Schweiz bis Ungarn herrscht in der jüngeren Bronzezeit das Hügelgrab mit Leichenbrand, aber gerade in dieser Periode findet ein Leerwerden derjenigen Gebiete Südwestdeutschlands, welche der Mittelpunkt der Hügelgräberkultur der alten Bronzezeit gewesen waren, statt. Diese Abwanderung bestätigt J. NAUE auch für die Oberpfalz und Mittelfranken. Nun sind gerade charakteristische Buckelurnen ein besonders ausgebildeter Teil der südwestdeutschen Hügelgräberkultur gewesen. Die Abwanderung im Süden und das Auftreten der Hügelgräber mit Buckelurnen im Norden in der folgenden Periode kann ebensowohl einer Ausfüllung der nordostdeutschen Lücke von Südwesten her entsprechen, wie ja auch überhaupt in dieser Zeit die Übernahme süddeutscher Typen im Norden sich beobachten lässt[1])".

Hier muss ich zunächst gegen die Äusserung von SCHLIZ Verwahrung einlegen, dass in der 3. Periode der Bronzezeit „überhaupt die Übernahme süddeutscher Typen im Norden sich beobachten lässt". Vergebens suche ich im germanischen Norddeutschland nach einer solchen Übernahme und noch viel weniger kann für das karpodakische Nordostdeutschland davon die Rede sein. Dagegen kann ich und werde ich hoffentlich in nicht zu ferner Zeit für die 2. Periode eine solche weitgehende Übernahme süddeutscher Typen nach Nordwestdeutschland nachweisen, der ein starker Handel mit Bernstein von Nord- nach Süddeutschland, begleitet von schwacher Einwirkung nordwestdeutsch-germanischer Typen auf Süddeutschland, als Rückstrom entgegenläuft.

[1]) Von mir gesperrt. G. K.

Digitized by Google

Ferner habe ich aus SCHLIZens Worten nur herauslesen können, dass er die von ihm angenommene Auswanderung von Süddeutschland nach Norddeutschland naturgemäss auf dem nächsten und in vor-, wie frühgeschichtlichen Zeiten gangbarsten Wege sich denkt, d. h. vom Maintal durch Kurhessen, Thüringen ins Saale- und Elbegebiet. Da aber die karpodakische Kultur ganz offenkundig von Schlesien und Posen her nach Westen zur Elbe und schliesslich bis zur Saale vorrückt, so musste ich schon darum die neue Annahme abweisen (MANNUS III, 129 f.).

SCHLIZ sagt an der ausgehobenen Stelle aber ganz deutlich, dass er meiner Annahme der Zuwanderung seine Annahme als ebenso gute Möglichkeit gegenüberstellt, folglich will er meine Annahme durch die seinige ersetzen und nicht, wie er es in der „Erwiderung" jetzt darstellt, beide Annahmen gleichzeitig zu rechte bestehen lassen. Da ihm nun aber weiterhin durch meine Hinweise auch auf die starke Verwandtschaft der karpodakischen mit den ungarischen Bronzen die Unmöglichkeit aufgegangen ist, Süddeutschland an die Stelle von Ungarn zu setzen, hilft er sich mit dem ungeheuerlichen Ausweg, die süddeutsche Auswanderung nach Nordostdeutschland über — Ungarn zu leiten.

Die Möglichkeit hierzu gewinnt er aus seinen Ansichten über die Bevölkerung der Per. I der Bronzezeit, die er kurzweg mit der Zeit der Aunetitzer Gräber gleichstellt, und der Periode II. Diese Ansichten bedürfen jedoch sehr der Kritik.

Zunächst was ist Aunetitzer Periode? Durchaus nicht die gesamte sehr lange Periode I. Wie aus meiner „Herkunft der Germanen" [1]) zu ersehen ist, müssen wir die Periode I in die drei Unterabteilungen zerlegen Ia, Ib, Ic, die man wohl gleichsetzen kann mit den drei Stadien der Bronzemischung: sehr zinnarme, mässig zinnarme, zinnreiche Bronze, letztere mit 10% Zinn und darüber. Nur der erste Abschnitt, **Ia**, ist mit der Zeit der eigentlichen Aunetitzer Gräber gleichzusetzen. Doch enthalten diese Gräber hin und wieder schon Gegenstände, die erst in Ib aufkommen, wie Nadeln mit senkrecht durchlochtem Kugelkopfe, die sich von Ib über Ic bis in den Beginn der Periode II lebendig erhalten.

In **Ib** und bis nach **Ic** hinüberreichend gehören die ältesten Gemeinlebarner Gräber (Niederösterreich), die süddeutschen Gräber der Periode I, die östlich des Rheins erst südwärts der Donau vorkommen (mit Ausnahme des Grabfundes von der Ruherten, Bez.-A. Hersbruck, östlich von Nürnberg: der von S. von FORSTER hier herangezogene Parallelfund von Spätzlin bei Friedberg in Oberhessen existiert nicht; gemeint ist der Fund von Spätzling, Bez.-A. Friedberg in Oberbayern), sowie die entsprechenden Schweizer Gräber, namentlich die der Kantone Freiburg und Wallis, mit den grossen Ruder- und Scheibennadeln; ferner die reichen mährisch-niederösterreichischen Depots mit den breiten, nicht mehr gerippten, sondern nur noch gepunzten Manschettenarmbändern. Auch in Ungarn ist dieser Abschnitt reich vertreten.

In Norddeutschland, d. h. in Nordostdeutschland nebst Thüringen — denn in Nordwestdeutschland westwärts bis zum Rheine fehlen die Abschnitte Ia und Ib, ebenso wie in Süddeutschland nördlich der Donau und östlich des Rheintals — gehört die Mehrzahl der frühbronzezeitlichen Funde in diesen zweiten Abschnitt. Doch ist auch der Abschnitt Ia durch manche Depotfunde vertreten, z. B. durch solche, in denen die Hallische Form des Dolchstabes, besser Dolchaxt genannt, mit halbkreisförmigen Klingennacken vorkommt.

Dem zweiten Abschnitt Ib, gehören die Dolchäxte vom brandenburgischen Typus mit dreieckigem Klingennacken an und wohl auch noch die vom jüngsten, vom Posener Typus, bei dem jeglicher über den Schaft rückwärts herausragende

[1]) Mannusbibliothek No. 6, S. 27 Tabelle.

Digitized by Google

Klingennacken bereits beseitigt ist; ferner die ausnehmend breiten triangulären Kurzschwerter, wie sie aus Steinau (Schlesien), Woyciechowo und Granowo (Posen), Daber (Westpreussen), Dettum (Braunschweig), Gaubödelheim (Rheinhessen) bekannt sind; die doppelspitzigen durchlochten Bronzeäxte, sowie die frühesten Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kugelkopf.

In den Abschnitt Ic endlich fallen in Norddeutschland die ersten Bronzelanzenspitzen, die Mehrzahl der grossen Dolche und Schwerter mit Ringnieten, schwere durchlochte Axthämmer von rechteckigem Querschnitt und abgestumpftem Nacken, Beilklingen mit höheren Rändern und breiter ausladender Schneide, die älteren Beile mit geknickten Rändern, Nadeln mit senkrecht-durchlochtem Kugelkopf usw.

Die Aunetitzer Gräber, zu denen als Wohnstätten die einschlägigen Schichten der ungarischen Terremaren zwischen Donau und Theiss sich gesellen, reichen nun, wie gesagt, z. T. noch in die Periode Ib—c hinein, welche beiden jüngern Abschnitte in Süddeutschland und Österreich-Ungarn übrigens ungleich schwerer sich auseinanderhalten lassen, als in Norddeutschland. Und zwar sind diese jüngeren Abschnitte nicht bloss in Gemeinlebarn (Niederösterreich), wie es nach SCHLIZ scheinen könnte, sondern ebenso auch in Böhmen, Mähren, Ungarn vertreten. In Böhmen wie in Ungarn setzen sie sich sehr deutlich in die Periode II hinein fort, innerhalb Böhmens zugleich unter Umsiedlung von Nord- nach Mittel- und Südböhmen und Ersatz der Flachgräber durch Hügelgräber. Schon von Ib ab ziehen Aunetitzer Volksteile westwärts über den Böhmer Wald nach Franken (Ruherten), ebenso aber und noch mehr südwärts an die Donau nach Bayern hinein, während noch weiter südwärts über die Alpen nach den Pfahlbauten der oberitalienischen Seen hin zunächst nur ein schwächeres Überquellen sich beobachten lässt.

Die ungeheure Volksmasse, die in ganz Süddeutschland und im oberen und mittleren Wesergebiet in Periode II a sich ansiedelt und dort immer dichter anwächst, in IIc am allerdichtesten[1]), wo soll sie anders hergekommen sein, als von den dichten Siedelungen der benachbarten mährisch-böhmisch-ostthüringischen Aunetitzer? Wir müssten so schliessen, selbst wenn in Süddeutschland nicht so deutlich die Nachklänge der Aunetitzer Kultur sich offenbarten und die Kulturen der Periode II von Ostfrankreich ab durch Süddeutschland bis nach Ungarn hinein im ganzen Donautale nicht so auffallende Übereinstimmung zeigten. Diese Übereinstimmung bis weit nach Ungarn hinein, zeigt, dass auch nach Osten hin die Donau abwärts Abflüsse der Bevölkerung Niederösterreichs, Mährens und Böhmens stattgefunden haben werden. Die Funde zeigen, dass diese Abflüsse in geringem Masse auch bis über die Theiss nach Ostungarn sich erstreckt haben, also in ein Gebiet, das nicht mehr den Nachkommen der Nordindogermanen (Aunetitzern), sondern den Donauindogermanen, Südindogermanen, gehörte. Ich kann also SCHLIZ zwar zugeben, dass nordindogermanische Einflüsse kultureller, wie somatischer Art durch die Nachkommen der Aunetitzer auf die thrakische Grenzbevölkerung ausgeübt worden sein mögen. Es ist mir aber gänzlich unmöglich, das ganze thrakische Volk, den sprechendsten Vertreter südindogermanischen Volkstums, insgesamt aus einem ebenso ausgesprochen nordindogermanischen Stamme, wie die Aunetitzer es sind, herzuleiten. Bestehen hier (wie SCHLIZ andeutet und wie ich demnach keineswegs bestreiten will und kann) starke somatische Anklänge zwischen diesen beiden Gruppen, so werden sie sich vielleicht später einmal ganz anders erklären lassen, als SCHLIZ vermutet.

[1]) Die keltischen Siedelungen der Periode II im Maingebiet und von dort ab nordwärts bis zur germanischen Grenze lassen sich genau übersehen auf der Karte, die ich meiner „Herkunft der Germanen" beigegeben habe.

Digitized by Google

In dieser Periode II ist die Abwanderung der Leute der Donaukultur nach den Pfahlbauten der oberitalienischen Seen schon stärker und beginnt bereits auf die südlich des Po belegenen Terremaren überzugreifen.

Wir haben demnach in den Aunetitzern, die bekanntlich durch Vermittlung der mitteldeutschen schnurkeramischen und, weiter zurück, der älteren Latdorf-Bernburger aus der nordischen Megalithbevölkerung sich herleiten, die Anfänge dreier nordindogermanischer Stämme, nämlich des illyrischen im grossen Donauknie, von wo aus er allmählich südwärts bis in die Balkanhalbinsel sich ausdehnte, des italischen in Oberitalien und des keltischen in Westdeutschland. Die Sprachforschung bestätigt zudem ja die überaus nahe Verwandtschaft der Sprachen dieser drei Stämme.

Das war der Sinn meiner Worte, die ich s. Z. an SCHLIZ schrieb: er dürfe nicht so ohne weiteres meinen, dass die Aunetitzer für mich dasselbe wären wie die Urkelten.

Dadurch dass die Nachkommen der Aunetitzer in Süddeutschland südlich der Donau eine Vorbevölkerung antrafen, mit der sie sich mischten, musste der leibliche Charakter der süddeutschen Kelten naturgemäss eine Abänderung erfahren gegenüber der Körperbeschaffenheit der ehemaligen Aunetitzer. Es wundert mich also gar nicht, sondern ist mir vielmehr sehr einleuchtend (und ich habe es sogar erwartet), dass SCHLIZ feststellen kann, die süddeutschen Kelten seien aus zwei verschiedenen Rassen zusammengeflossen, einmal aus der altmegalithischen durch die Aunetitzer Herrenbevölkerung und dann aus einer kurzköpfigen Grundbevölkerung. Ebensowenig kann es doch verwundern, dass diejenigen Teile dieser süd- und westdeutschen Keltenbevölkerung, die viele Jahrhunderte später Nordfrankreich keltisch machen, durch die starke dort einheimische kurzköpfige Bevölkerung wiederum eine sehr wesentliche Abänderung ihrer Körperbeschaffenheit erleiden, so dass dann bei der Rückströmung um 400 vor Chr., bei dem grossen Galliereinbruch aus Nordfrankreich nach Süddeutschland, in die Schweiz und weiter in die Ostalpenländer, eine anthropologisch ganz anders beschaffene neukeltisch-gallische Bevölkerung sich über die altkeltische west- und süddeutsche Bevölkerung legt.

Dass, wie SCHLIZ meint, erst diese letztgenannten gallisch-nordfranzösischen Einwanderer dem westdeutsch-süddeutschen Gebiete die keltischen Fluss- und Bergnamen gebracht haben, ist so weit entfernt „sicher" zu sein, dass ich es umgekehrt für gänzlich ausgeschlossen halte. Gerade Fluss- und Bergnamen sind von erstaunlicher Zähigkeit und überdauern zahlreiche Einwanderungen neuer, selbst sprachfremder Stämme in ihr Gebiet — es sei denn, dass dieses Gebiet vor der Neueinwanderung völlig oder nahezu leer geworden und damit der Faden der Überlieferung unrettbar abgeschnitten war. In letzterem Falle halten sich nur die Namen grosser Ströme, die weit über die Grenze ihrer nächsten Anwohner hinaus den Nachbarstämmen vom Hörensagen längst bekannt waren. Nun war aber Süddeutschland beim Einbruch der nordfranzösischen Gallier durchaus nicht leer, nicht einmal dünn, sondern recht stark bevölkert. Folglich muss die keltische Sprache schon lange vor dem Galliereinbruch in West- und Süddeutschland geherrscht haben.

SCHLIZ möchte auch in Anwendung eines methodologischen Grundsatzes, den er aus meiner Siedelungsarchäologie gelernt hat, mir entgegenhalten, dass am Schlusse der Periode II grosse Teile Süddeutschlands leer werden und ihre Bewohner nach Osten abwandern, darum also Kelten nicht bereits für Periode II dort anzusetzen seien. Zuerst nennt er die Bevölkerung der Alb und des Neckarlandes: hier gebe ich ihm im Ganzen recht, obwohl sich die dortigen Depot- und Einzelfunde nicht nur aus Waffen zusammensetzen — SCHLIZ nennt nur Schwerter, Lanzenspitzen, Messer —,

Digitized by Google

sondern auch Schmuck enthalten, wie Nadeln und Armbänder. Depotfunde zeigen freilich, wenn sie in einem Gebiete sehr zahlreich und in sich reichhaltig auftreten, für sich allein auch Besiedlung dieses Gebietes an, wie das für Nordostdeutschland in der Periode I der Fall ist; allein in dem erwähnten Gebiete sind sie zu dünn gesät und zudem in sich zu arm, um sonderlich ins Gewicht zu fallen. An einer anderen Stelle nennt SCHLIZ aber Mittelfranken und Oberpfalz merkwürdigerweise als alleiniges Auswanderungsgebiet für das Ende der Periode II. Sehr viel dünner ist hier freilich die Besiedlung von Periode III, als die von II c, leer jedoch ist dies Gebiet keineswegs geworden, denn ich kenne hier zahlreiche Grabfunde der Periode III, ebenso solche aus Ober- und Niederbayern, wie aus den anderen Landschaften, die ich zum Keltengebiet zähle. Ein Auf- und Absteigen der Dichtigkeitswelle ist aber überall auf Teilgebieten grosser Stämme zu beobachten, z. B. auch in einzelnen Provinzen des stets germanisch gebliebenen Bereiches. Somit fällt auch dieser Einwurf gegen meine Bestimmung des Beginnes und des Urgebietes keltischer Stammesentwicklung.

Nach Erledigung aller dieser Vorfragen gelangt SCHLIZ erst zu seinem eigentlichen Thema, den Buckelurnen der mittleren Bronzezeit, bei denen unser gegensätzliches Denken zuerst zum Ausdruck kam. Er glaubt, dass sie aus Italien stammten, wie auch die ältesten Bronzen Süddeutschlands aus Italien stammen sollen.

Die ältesten Bronzen? Welche sind das? Es gibt in Süddeutschland in der Periode I einige Stücke (trianguläre Dolche aus Hammel bei Augsburg, Rottenburg, Döttingen in Württemberg), die vielleicht aus Italien eingeführt, vielleicht auch Nachahmungen italienischer Stücke sind. Im grossen ganzen haben wir aber gesehen, wie die Bronzen Süddeutschlands damals beschaffen waren: sie sind nahverwandt denen aus den gleichzeitigen Schweizer Gräbern (Wallis), haben aber auch Sonderzüge eigener Art, nichts jedoch erinnert bei ihnen an Italien. Vielmehr lassen sich in Oberitalien schon in Periode I deutlich Einwirkungen aus dem mitteleuropäischen Gebiete erkennen. Es würde hier zu weit führen, die Fundstücke aufzuzählen. Noch weit mehr ist das in Periode II der Fall. Nach SCHLIZ aber sollen die vielen Hunderte von Nadeln mit geschwollenem durchlochten Halse, die im Donaugebiet eine ebenso lange als eigenartige reiche Entwicklung durchgemacht haben, ihren Ursprung in Italien haben, in Italien, das seinerseits nur so wenige Stücke dieser Art aufweist und unter diesen vielfach solche von ausgesprochen spätem Typus, die man nur aus Einwirkungen vom Donaugebiet herleiten kann (Schaft unverziert, Kopf dick kugelförmig oder als dicke Horizontalscheibe). SCHLIZ führt den Pfahlbau von Peschiera im Gardasee an; allein dieser enthält doch zum allergrössten Teile Vertreter erst der Periode III, sowie der Periode II c. Weiter nennt er den „Pfahlbau" von Povegliano, für welchen Ort er auch in der Korrektur die Namensform Ponegliano verlangt hat. Dieser Fundort besitzt allerdings keinen Pfahlbau, sondern ein Skelettgräberfeld, ein Unterschied, der bei unserer Erörterung allerdings unerheblich ist. Dies Gräberfeld gehört teils in die II., teils auch schon in die III. Periode, wie das Griffzungenschwert (MONTELIUS, Italie, I. Taf. 37, 6) und einige Dolche von italischem Typus unbestreitbar beweisen. Wie sollen nun unter solchen Umständen die italienischen Bronzen die Quelle der süddeutschen frühen und älteren Bronzekultur sein?

Dadurch schon werden auch die italischen Buckelurnen als Quelle der süddeutschen verdächtig. Und sie werden in der Tat nicht nur verdächtig, sondern sind ganz und gar abzulehnen. In Süddeutschland sind die alten Buckelurnen, die dort bereits in Periode II c auftreten, gewiss nicht häufig im Verhältnis zu ihrer Anzahl in Ungarn oder gar in Ostdeutschland; sie sind aber immer noch weit zahl-

Digitized by Google

reicher, als die armselig wenigen Exemplare ihrer Art in den oberitalienischen Terremaren von Castione und Gorzano. In diesen Terremaren begegnen freilich noch „alte" Bronzen, wie SCHLIZ sagt; sie sind aber selten gegenüber der Hauptmasse der Bronzen, die erst aus der dritten Periode stammen, und sind selbst nicht älter als vom Ausgang der „II. Periode" (II c), können also nicht beweisen, dass der Buckeltopf von Castione und die beiden Terrinen von Gorzano älter sind als die süddeutschen Buckelkrüge. Schon deswegen können sie nicht die Urbilder der süddeutschen Gefässe sein, weil sie einen ganz andern Typus zeigen; denn ihre Buckel sind radial verziert und mit verzierter Wandfläche umgeben, was in Süddeutschland nie der Fall ist. Freilich ein genaues Erfassen des Typus ist nicht gerade die Stärke der SCHLIZschen Forschungsweise. Das einzige bessere Exemplar, die eine der beiden Terrinen von Gorzano (MONTELIUS, Italie I. Taf. 18, 15) zeigt sogar offenkundig mehrfache halbkreisförmige Wulstumrahmung der Buckel, also gerade ein Motiv, das wohl in Ungarn und Ostdeutschland zu Hause ist, nicht aber in Süddeutschland, wo es vielmehr völlig fehlt, zudem nicht einmal den ältesten Typus dieser Art Buckel darstellt, sondern einen schon abgeschwächten, insofern eben die Wulstumrahmung nicht mehr kreisförmig oder oval geschlossen ist, sondern bereits auf die Oberhälften der Kreise zurückgegangen ist. Diese mehrfache Wulstumrahmung ist aber nichts anderes, als der Rest ursprünglicher plastischer spiraliger Umrahmung, wie sie nur in Ungarn zu Hause ist, nirgends anders, obwohl sie dort gleichzeitig mit solcher Buckelverzierung auftritt, die eine einfache ovale Einfassung besitzt. Beide Arten, diese einfache Einfassung und die dreifache Umrahmung der Buckel, letztere als Rest der ungarischen Spiralumrahmung, treten ja auch in Ostdeutschland bei den voll ausgebildeten Buckeln, die nichts als Nachbildungen der weiblichen Brust sind, stets nebeneinander auf, obwohl die Umrahmung weit häufiger ist: ein weiteres untrügliches Zeichen für die Herkunft der karpodakischen Buckelkeramik. Nach dem Muster von Sophus MÜLLER die gesamte ältere mittel- und nordeuropäische Bronzekultur aus Italien abzuleiten, damit kann man also auch in unseren Fragen zu irgend einem wissenschaftlich halbwegs wahrscheinlichen Ergebnis nicht gelangen.

Wenn nun SCHLIZ weiter auf die Buckelverzierung selbst schliesslich doch keinen Wert legen will, da er sie nach demselben berühmten Muster von Vorbildern ableitet — diesmal von getriebenen Metallgefässen —, die noch nicht gefunden worden sind, aber doch wohl einmal gefunden werden könnten, so kann ich bei ihm nur ebenso wie bei Sophus MÜLLER ein Eingehen auf eine derartige Beweisführung, die ich nicht als wissenschaftlich anzusehen vermag, ablehnen.

Schliesslich ist es auch nicht die Buckelverzierung, sondern nur die eine Gefässform, an der jene zuerst in Süddeutschland auftritt, der Krug mit Kugelbauch und Trichterhals, auf den SCHLIZ den Beweis seiner Ansicht vom Übergang süddeutscher Bevölkerung nach Ungarn und von dort nach Ostdeutschland aufbaut. Dieser Krug sei nur in Südwestdeutschland bodenständig, wo er schon zu neolithischer Zeit in der Pfahlbaukultur, sowie in der „bandkeramischen" Kultur von Grossgartach erscheine. Nun, wem es Vergnügen macht, der wird mit Leichtigkeit auch in andern neolithischen Kulturen, z. B. Nord- und Mitteldeutschlands, solche „Krüge" finden. Einen wissenschaftlichen Zweck hat freilich ein solches Suchen und Finden nicht. Wie kommt es, dass SCHLIZ meine Grundsätze der Typologie in ihrer Anwendung auf Siedlungs- und Stammesforschung, die er doch, wie er gezeigt hat, jetzt anerkennt, auf einmal wieder nach alter, aber nicht bewährter Weise vernachlässigt, über halbe oder ganze Jahrtausende, die leer sind oder von Bevölkerungen eingenommen werden, die teilweise einander völlig stammfremd sind, unbekümmert hinweghüpft

Digitized by Google

und nun um 1500 vor Chr. plötzlich den steinzeitlichen Pfahlbaukrug neu zur Welt kommen lässt? Hier stehen wir freilich vor der Achillesferse von SCHLIZ, seinem System der Steinzeitkulturen mit seiner seltsamen Chronologie und Typologie, gegen die ich 1908 beim Frankfurter Anthropologentag meinen scharfen Widerspruch erhoben habe. Als Freund von SCHLIZ und im Einverständnis mit ihm habe ich damals meinen Widerspruch nicht in Druck gegeben; deswegen bleibt er aber nichtsdestoweniger in aller Schärfe bestehen.

Dieser Trichterhalskrug tritt erst in der Bronzezeitperiode II c auf und gewinnt allmählich einen immer höheren Halsteil. Aber der Bauch ist stets kugelig mit sehr breitem abgeplatteten Boden, der Henkel ist zwar breitbandförmig, aber stets kurz und verbindet nur die Teile unmittelbar über und unmittelbar unter dem Halsansatz. Wie anders dagegen der Krug, der in Böhmen und Mähren, in Ungarn und Schlesien um dieselbe Zeit, Periode II c, zuerst auftritt? Mein Gegner sieht das freilich nicht; aber ich brauche ihn nur auf seine eigene Abbildung aufmerksam zu machen: ich hoffe, er wird nun den Unterschied der Typen erkennen. Jener östliche Typus, den er von Hippersdorf (Niederösterreich) und Diensdorf (Brandenburg?) abbildet, ohne genauere Angaben über die Lage der Fundorte und den jetzigen Standort der Gefässe zu machen, hat nicht den flachen Boden einer unten abgeplatteten Kugel, sondern einen Standfuss oder Standring, ferner ist der Trichterhals ungleich höher, schlanker, steiler, nicht so ausladend, endlich greift der grosse Bandhenkel stets von dem hohen Rand bis auf den Oberteil des Bauches hinüber, ist also ungleich länger als bei den südwestdeutschen Krügen. Es steht hier also etwa eine Kanne einem Kruge gegenüber. Übrigens hat diese Kanne überall in den genannten Ländern bereits in Periode II c mehr oder weniger grosse Warzen, an denselben Stellen und in derselben Verteilung, wie es späterhin bei den voll ausgebildeten Buckeln der Fall ist. Wie demnach im einzelnen in jedem Lande das Emporkommen der Buckelverzierung zu beurteilen ist, darauf will ich hier nicht eingehen.

Zum Schluss wendet sich mein Gegner gegen die Zuteilung ostdeutscher Kultur der mittleren und jüngeren Bronzezeit an die „Thraker", aus Gründen, die wir oben schon kennen gelernt haben, während er gegen meine Bezeichnung „karpodakisch" nichts einwenden zu wollen scheint. Ich kann auf die Karpodakenfrage im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes leider nicht ausführlich eingehen, obwohl es angesichts des vielfachen so törichten Geredes um diese Angelegenheit herum sehr notwendig wäre, wie ich schon in meinem ersten Aufsatze hervorgehoben habe.

In geschichtlicher Zeit sitzen bekanntlich Daken im östlichen Ungarn, in Siebenbürgen, in der Walachei, sowie in den westlichen, südlichen und östlichen Karpaten. In den Nordkarpaten dagegen und in Galizien sitzen die ihnen nahe verwandten Stämme der Karpen, nach denen die Karpaten bekanntlich ihren Namen tragen als Karpengebirge. Mit den bronzezeitlichen Vorfahren dieser Stämme haben wir es nach der von mir zuerst aufgestellten Ansicht bei der ostdeutschen Bronzekultur zu schaffen. Einen bestimmten Sondernamen konnte und wollte ich diesen Ostdeutschen nicht geben, ich konnte sie nicht Daken, nicht Karpen nennen, auch nicht mit einem Namen der Teilstämme dieser Völkerschaften belegen. So benutzte ich den über diesen Namen stehenden, sie allgemein zusammenfassenden Ausdruck Karpodaken, unter dem sie einmal im 4. Jahrhundert nach Chr. bei ZOSIMUS (4,34) erscheinen, der von einem Siege des Theodosius und ihrer Vertreibung aus dem Gebiete südlich der Donau erzählt. Gerade, weil dieser Name geschichtlich nicht besonders hervortritt und landschaftlich nicht so eng sich umgrenzen lässt, war er mir für meine Ostdeutschen willkommen.

Digitized by Google

Jetzt wird freilich dafür gern der Name der Thraker angewandt, auch von meinen Schülern, die im übrigen meine Aufstellungen völlig unterschreiben, wie z. B. E. BLUME; angeblich weil dieser Name für Laienohren etwas weniger Subjektives habe, als der Name der Karpodaken. Nun, schliesslich sind beide Namen gleich subjektiv oder willkürlich. Denn es ist doch im Grunde auch nur Willkür, dass wir die grosse thrakische Völkerfamilie eben Thraker nennen und nicht Phryger oder Armenier oder Geten, Myser, Daken, Karpen usw. Der Ursitz dieser Familie ist sicher eher das ungarische Bergland, als das Gebiet südlich des Balkans gewesen und dann hätten die Daker den allermeisten Anspruch, dass mit ihrem Namen die ganze Familie bezeichnet würde. Aber die Thraker traten nun einmal eher in den Gesichtskreis der Griechen als die Daker und darum nennen wir alle diese Völker mit ihnen (Herodot) die thrakische Völkerfamilie. Mir will aber trotzdem Karpodaken immer noch besser gefallen, als Thraker, weil wir allzu unbestimmt uns auch nicht ausdrücken sollen, wo wir bestimmteres wissen. Wir wissen nun aber — das ist eben meine Aufstellung —, dass die Ostdeutschen ihren volklichen Zusammenhang nicht mit der Balkanhalbinsel, sondern ganz im Besonderen mit dem östlichen Ungarn gehabt haben. Und diese soll im Namen nicht unterdrückt, sondern vielmehr deutlich ausgedrückt werden.

In neuerer Zeit ist auch C. SCHUCHHARDT mehrmals auf die Karpodaken zu sprechen gekommen — leider —, z. B. in einem Aufsatze „über das technische Ornament in den Anfängen der Kunst" (Prähistor. Zeitschr. Bd. I), wobei er in der bekannten, ihm eigenen Weise ohne jede Berücksichtigung und meist auch ohne genaue Kenntnis der vorgeschichtlichen Chronologie und der einzelnen scharf geschiedenen Kulturgruppen innerhalb der Perioden in wüster Weise darauflos kombiniert und sich geradezu als Meister in — Traumtänzerei erweist, die oft genug in den gefährlichsten Salti mortali Höhepunkt der Erregung erreicht. Er gibt dabei auch eine Darstellung der Geschichte der Karpodakentheorie, wie sie sich in seinem Kopfe malt, und versucht dabei in seiner, wie immer gänzlich harmlosen, gutherzigen Art die Verteidiger meiner Aufstellung gegen mich auszuspielen, mich selbst aber als Nachtreter fremder Meinungen hinzustellen.

Die Sache liegt jedoch so: 1895 veröffentlichte ich meine schon Jahre vorher gefundenen Ansichten über die Grenzen der Germanen in den verschiedenen Perioden der Vorgeschichte, also auch innerhalb der Bronzezeit. Diese Ansichten sind ja längst Gemeingut der Wissenschaft geworden. So stark auch die Grenze der Germanen in Ostdeutschland sich mir aufgedrängt hatte, ich wusste damals, wo mir eine genügende Kenntnis der ausserdeutschen Museen noch fehlte und die Literatur über Ostdeutschland selbst, wie über das Ausland nur zu mangelhaft war, das ostdeutsche Bronzezeitgebiet stammlich noch nicht sicher unterzubringen. Das geschah aber schon im nächsten Jahre 1896, wo mir der Zusammenhang von Ostdeutschland und Ungarn klar aufging.

Von allerwesentlichster Bedeutung war hierbei meine Erkenntnis der grossen Siedlungslücke, die gegen Ende der Periode I in Ost- und Mittelostdeutschland eintrat und bis gegen Ende der Periode II (d. h. II c) anhielt. So war die Notwendigkeit einer neuen Zuwanderung gegeben und bei dem neuen Kulturgegensatz von Nord (=Germanisch) und Ost die Notwendigkeit einer Zuwanderung von Süden oder Südosten her. So stand von nun an Ungarn als Ausgangspunkt der ostdeutschen Bevölkerung für mich fest.

1897 veröffentlichte dann A. GÖTZE seine „Vorgeschichte der Neumark" und ging über meine Aufstellung der Germanengrenzen innerhalb der Bronzezeit, obwohl sie den Nordstreifen der Neumark so deutlich in Mitleidenschaft zieht, stillschweigend

Digitized by Google

hinweg, als ob er den Gegensatz von Germanisch und Ostdeutsch nicht sehen könnte, trotzdem er deutlich darauf hingewiesen worden war. Ich entsinne mich genau, GÖTZE — es kann erst im Winter 1898—99 oder im Sommer 1899 gewesen sein, da ich die beiden Jahre 1897 und 1898 krankheitshalber dauernd im Gebirge mich aufhalten musste — darüber interpelliert zu haben, warum er den klaren Kulturgegensatz zwischen germanisch und ostdeutsch im Nordstrich der Neumark — den Namen Karpodaken wandte ich ihm gegenüber wohl damals noch nicht an — nicht mitgeteilt habe. Er antwortete mir, dass ihm „damals", also 1897, dieser Gegensatz noch nicht gesichert erschienen sei. 1899 machte ich dann meine Studienreise durch die ostdeutschen Museen, um unter anderem auch das Material vollständig zu sammeln, das die Verwandtschaft der sog. Lausitzer, richtiger ostdeutschen Bronzezeitkultur mit der ungarischen bewies. Damals stand bei mir der Name der Karpodaken längst fest, wie aus einem Bericht über die Reise für die „Deutschen Geschichtsblätter" hervorgeht, der von dem Herausgeber freilich erst im Jahre 1900 abgedruckt worden ist, in demselben Jahre, wo der seit Jahren auch mit meiner Hilfe vorbereitete Atlas der germanischen Siedlungen von R. v. ERCKERT meine „Karpodaken" bereits auf einer seiner Karten verzeichnete! Weiteres über die Sache gab ich Januar 1902 in einem zu Breslau gehaltenen Vortrage über die Vorgeschichte Schlesiens, wo auch die typisch ostdeutschen Bronzen der Bronzezeit behandelt (manches hier ähnlich wie H. SEGER später in seinem Vortrage „Einige ostdeutsche Bronzetypen" Korresp.-Bl. d. d. anthr. Ges. 1906) und die Verwandtschaft der ostdeutschen und ungarischen Kultur im einzelnen auseinandergesetzt wurden. Nur ganz kurz streifen konnte ich das Thema in meiner Arbeit „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet" (Zeitschrift f. Ethn. 1902). Erst noch einige Jahre später lernte ich die kurze Bemerkung GÖTZEs über die thrakische Verwandtschaft der Lausitzer Buckelurnen kennen, auf die er mich schon etwas früher aufmerksam gemacht hatte, ohne dass es mir aber gelungen war, das wenig verbreitete Organ, worin sich jene Bemerkung fand, in die Hände zu bekommen.

Meine erste gedruckte Veröffentlichung des Karpodakennamens stammt demnach aus dem Jahre 1899 (mündlich hatte ich schon früher darüber gesprochen, z. B. gegen v. ERCKERT). GÖTZEs Veröffentlichung stammt aus dem Jahre 1900. Nun, ich bin der letzte, der besonderen Wert auf diese kurze Zeitdifferenz legt. GÖTZE ist sicher so selbständig auf seine Ansicht gekommen, wie ich auf die meinige. Allein er geht vom weit entfernten Süden aus und kann von dort nur auf Ungarn zurückblicken. Ich aber ging von Ostdeutschland selbst aus und habe von dort aus aus der Fülle des ganzen Kulturinhalts, wie aus den eigentümlichen Besiedelungsverhältnissen Ostdeutschlands genau zeigen können, von wo und wann die ungarische Besiedelung nach Deutschland gekommen ist. Das ist doch ein nicht ganz kleiner Wertunterschied unserer beiden Ansichten.

Und diesen Tatsachen gegenüber bekommt SCHUCHHARDT es fertig, drucken zu lassen, ich hätte bald nach GÖTZE „in dieselbe Kerbe gehauen", wie dieser! Dieser grosse Forscher und herzensgute Mensch — ich meine C. SCHUCHHARDT — will hierdurch zwei Fliegen mit einer Klappe totschlagen. Einmal möchte er gern zwei persönlich ihm sehr unbequeme Forscher gegen einander hetzen und dann hofft er durch diese seine „geschichtliche" Darstellung des Falles „Buckelurnen" der ihm noch unbequemeren karpodakisch-thrakischen Theorie selbst eine tödliche Verwundung beizubringen. Weshalb ist ihm diese Theorie aber so unbequem? Er verrät es mit rührender Naivität selbst: sollen etwa die berühmten Burgwälle von Burg im Spreewald und namentlich die Römerschanze, die er doch selbst ausgegraben hat, nicht germanisch sein, da sie unter der wendischen Besiedlung nur eine

Digitized by Google

mit „karpodakischen" Scherben ausgestattete aufweisen? Nicht germanisch? Da wäre ja der Hauptreiz, nach seiner Ansicht, und also auch das ganze, durch mühsamste Reklame angesammelte Prestige seiner eigenen Person als „Prähistoriker" zum grossen Teile in die Brüche gegangen. Das darf nimmermehr sein; folglich gibt es keine Karpodaken. Was KOSSINNA dafür ausgibt, sind vielmehr Germanen und zwar Sweben. Beweisen kann ich, SCHUCHHARDT, diese Behauptung zwar nicht, aber wozu sich viel mit Beweisen abplacken? Beweise führen verlangt grosses Wissen und Forschen. Davon habe ich, SCHUCHHARDT, auf dem Gebiete der Vorgeschichte nicht viel zu bieten, am wenigsten auf dem schwierigen Gebiete der Siedlungsarchäologie, das jahrzehntelange Materialsammlung und Materialdurchdringung erfordert. Allein wenn ich, SCHUCHHARDT, immer wieder behaupte, die Lausitzer Bronzezeitkultur ist swebisch, semnonisch, — erst in einem Berliner Vortrag, dann in der Prähistorischen Zeitschrift, dann auf dem Südwestdeutschen, dann auf dem Nordwestdeutschen Verbandstage, dann auf dem Posener Philologentage, inzwischen noch bei den Berichten über die Römerschanze — dann muss sicher etwas hängen bleiben, zum mindesten bei der Mehrzahl der vielen Interessenten für Vorgeschichte, die selbst wenig Urteil in diesem Fache besitzen, aber gern irgend ein gedrucktes Urteil nachsprechen.

SCHUCHHARDTs Angst ist dabei übertrieben; denn wie ich früher schon einmal bemerkt habe, scheint die Römerschanze nach Ausweis der Bronzefunde dieses Gebietes noch auf germanischem Boden zu liegen. Und selbst wenn der Typus des dort gefundenen Wohnhauses karpodakisch wäre, so könnte es trotzdem ein von Germanen bewohntes und sogar von ihnen erbautes Haus gewesen sein, so gut wie in die Germanen längs Oder, Spree, Havel und Elbe weit in ihr Gebiet die der ihrigen überlegene karpodakische Keramik besitzen. Allein SCHUCHHARDT traut seinem eigenen Wissen auf diesem Gebiete so wenig, dass er es nicht einmal wagt, das Scherbenmaterial der Römerschanze, über das er bei Hinz und Kunz Belehrung eingeholt hat, zu veröffentlichen, weil er dann viele heikle archäologische Fragen anschneiden müsste, die er in keiner Weise beherrscht.

Anders macht er es beim Burgwall von Burg im Spreewald. Hier beruft er sich auf seinen Freund TACITUS, der ihm mitgeteilt hat, dass zu seiner Zeit „in der Lausitz" (so sagt SCHUCHHARDT) die Semnonen gesessen hätten und ein uraltes Volk wären, folglich, so schliesst SCHUCHHARDT, urlange, d. h. also schon zur Zeit der Lausitzer Bronzekultur dort gesessen haben müssten.

Nun da antworte ich ihm: meine Schüler wissen es besser. Sie kennen auch ihren Freund TACITUS, mit dem sie sich regelmässig ein ganzes Wintersemester zu unterhalten haben, und ihnen hat er ganz andere Mitteilungen gemacht. Sie haben ihn nämlich zuerst auf die Abhandlung von KOSSINNA über „verzierte Lanzenspitzen" hingewiesen (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 389 und 391), worin gezeigt wird, dass die Lausitz im 4. und 3. Jahrhundert vor Chr. nur in ihrer Westhälfte und zwar ostwärts bis in die Kreise Luckau und Kalau besiedelt war und zwar von Westgermanen, d. h. hier von Sweben, später aber bis zum 3. Jahrhundert nach Chr. unbesiedelt dalag, um dann endlich von Ostgermanen, also nicht von Sweben, eingenommen zu werden. Die östliche Lausitz ist umgekehrt in der Latènezeit unbesiedelt bis zum Ende des 2. Jahrhunderts vor Chr., von wo ab bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung ostgermanische Besiedlung im Kreise Guben statt hat, um dann wieder für die ersten 150 Jahre nach Chr. völliger Leere Platz zu machen. Die Zeit des ersten Jahrhunderts nach Chr. kennt also überhaupt keine Besiedlung der Lausitz,

Digitized by Google

weder durch ost- noch durch westgermanische Stämme. Zur Zeit, da TACITUS seine Germania schrieb, war also die gesamte Lausitz menschenleer. Haben also zu TACITUS Zeit in der Lausitz Semnonen nicht gewohnt, so fehlt jeder vernünftige Grund, wegen der Semnonen die Lausitzer Bronzezeit als semnonisch, ja sogar als germanisch anzusehen. Hingegen ist der ganze nördliche Teil der Provinz Brandenburg zu allen Zeiten dicht besiedelt gewesen, von der Einwanderung der Germanen in der 2. Periode der Bronzezeit an bis auf TACITUS. Stets haben hier Westgermanen gesessen, sicher also die Vorfahren des Semnonenvolkes.

Als TACITUS diese Mitteilung meiner Schüler hörte, sagte er: es war mir zwar sehr interessant dies zu hören, aber es weicht durchaus nicht von dem ab, was ich schon in Rom hörte, als unter Domitians gottloser Herrschaft der Semnonenkönig Masva mit der Seherin Ganna ihre Romreise machten und viel Schönes und Gutes über ihre Heimat berichteten. Übrigens steht in meiner Germania kein Wort davon, dass die Semnonen in der Lausitz gesessen haben. Wenn Ihr aber soviel mehr wisst, als der Herr C. SCHUCHHARDT, warum fragt er nicht erst bei Euch an, ehe er solche Märchen über meine Ansichten und über meine Germania drucken lässt? Und warum arbeitet er nicht ein paar Semester in Eurem Seminar mit Euch zusammen, ehe er diese Fragen öffentlich behandelt?

Darauf wussten meine Schüler ihrem Freunde TACITUS keine befriedigende Antwort zu geben.

Und ich weiss es auch nicht.

Zwei neue Hausurnen aus dem Kreise Lauenburg in Hinterpommern.

„Als neuesten Zuwachs kann ich Ihnen melden, dass wir zur ersten Hausurne von Obliwitz in Balt. Stud. XII, Anhang S. XIV, gleich zwei neue bekommen haben, die zusammen in einer Mützenurnenkiste standen. Fundort Woedke liegt nahe bei Obliwitz, und Hausform wie namentlich die dicken wie gedrechselten Füsse sind so ähnlich, dass sie von demselben Verfertiger kommen müssen. Unser STUBENRAUCH meint darum, es sei eine blosse Spielerei eines einzigen Töpfermeisters und habe nichts zu bedeuten. Allein ich meine, er könnte doch keine Häuser aus seiner Phantasie schaffen, sondern hat uns Abbilder der gleichzeitigen Wohnungen geben wollen und müssen. Kleine Varianten sind wechselnde Grösse der Gefässe, wechselnde Zahl der Füsse und wechselnde Lage der Tür mit Falz, die nicht immer in der Mitte liegt".

Prof. Dr. WALTER, Stettin, in einem Schreiben an den Herausgeber, 23. Nov. 1911.

Todesfälle.

Am 24. September 1910 ist, wie wir verspätet hier melden wollen, zu Homburg v. d. H. der Geheime Baurat Professor L. JACOBI im 75. Lebensjahre verstorben. Als Erforscher und Wiederhersteller der Saalburg und als Direktor des Saalburgmuseums hat er sich unvergängliche Verdienste um die Geschichte der Okkupation des römischen Germaniens und um die Geschichte der provinzialrömischen Kulturverhältnisse am Rhein erworben. Aber auch die Vorgeschichte des von ihm gepflegten Landesteiles verdankt seiner unermüdlichen Tätigkeit schönste Früchte.

Digitized by Google

Am 20. Juni d. Js. starb zu Königsberg der Landesgeologe Professor Dr. Richard KLEBS, jedem Vorgeschichtsforscher bekannt als innigster Freund und Mitarbeiter Otto TISCHLERs. Sein hervorragendstes Werk auf unserem Gebiete ist: Der Bernsteinschmuck der Steinzeit von der Baggerei bei Schwarzort und anderen Lokalitäten Preussens aus den Sammlungen der Firma Stantien & Becker und der physik.-ökonom. Gesellschaft, Königsberg 1882 (Beiträge zur Naturkunde Preussens, Bd. 5). Zu nennen ist noch eine kleinere Arbeit über „neue Ausgrabungen in Tengen bei Brandenburg (Natangen), ausgeführt im Sommer 1875 (Schriften der phys.-ök. Ges. Bd. 17, 1876) [römische Kaiserzeit].

Auf der Sommerreise fern der Heimat, zu Ermatingen in der Schweiz, ist am 31. Juli d. Js. unser treues und eifriges Mitglied Gymnasialprofessor Dr. Erich SCHMIDT vom Kgl. Gymnasium zu Bromberg plötzlich einem Herzschlage erlegen (geboren 12. Oktober 1861 in Lobsens, Kreis Wirsitz, Reg.-Bezirk Bromberg). Er war seit 1886 im Vorstande, seit 1896 der stellvertretende, seit 1909 der erste Vorsitzende der „Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt" gewesen und hat seit 1887 die Verwaltung der Altertumssammlung der Gesellschaft geführt, die bedeutendste Leistung in seiner Tätigkeit für diese Gesellschaft. „Sehr bald hatte sich sein Sinn auf die vorgeschichtliche Heimatkunde gerichtet; er machte sich mit der Technik der Ausgrabungen, der Behandlung der aufgefundenen Stücke und ihrer wissenschaftlichen Einschätzung auf das genaueste vertraut, weckte durch Vorträge in der Provinz, namentlich in Lehrerversammlungen, Verständnis für dieses Gebiet, eilte jedem Funde nach, leitete die Ausgrabungen, verstand es in seiner liebenswürdigen Art, Besitzern von Altertümern die Überzeugung beizubringen, sie der Sammlung der Historischen Gesellschaft einverleiben zu müssen, erreichte, dass ihm Gutsbesitzer und Lehrer sofort von jedem neuen Funde Nachricht gaben, und hat so durch seinen Eifer, durch Ausgrabungen, Schenkungen und Ankäufe eine Sammlung zustandegebracht, die reich an kostbaren, seltenen Stücken immer wieder von den Fachmännern gerühmt wird und von der Vorgeschichtsforschung heute nicht mehr übersehen werden kann. Dieser, in der alten Nonnenkirche eng zusammengedrängten und zum Teil unzugänglichen Sammlung eine würdigere Unterbringung zu erwirken, war seine letzte Sorge: Die Liebe, mit der er an ihr hing, wird kaum je zu ersetzen sein".

Von dieser uneigennützigen Liebe zeugen am besten seine jahrelangen energischen Bestrebungen, für die Sammlung einen geschulten Fachmann als angestellten Kustos zu gewinnen. Schon hatte er in unserem Mitgliede Pfarrer M. SCHULTZE eine trefflich geeignete und durch unermüdliche Mitarbeit an der Vermehrung und wissenschaftlichen Ordnung der Sammlung besonders bewährte Kraft dafür gewonnen (vgl. den Aufsatz von SCHULTZE: Mannus II, 220) und schon schien dessen Anstellung in Bromberg zum Heile unserer Wissenschaft gesichert, als diese Angelegenheit durch unverantwortliche Hintertreppenintriguen einer gewissen Berliner Seite leider hintertrieben wurde, so dass der Regierungsbezirk Bromberg nunmehr jeder Pflege seiner hohen vorgeschichtlichen Interessen entbehren muss.

Wie tief sich SCHMIDT übrigens selbst in die Einzelheiten der deutschen Vorgeschichte versenkt hatte, zeigte seine Ankündigung an der Posener Akademie im Sommer 1904 eine Vorlesung „Vorgeschichtliche Altertumskunde Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung Ostdeutschlands bezw. der Provinz Posen" halten

Digitized by Google

zu wollen, eine Absicht, die er dann freilich nicht ausgeführt hat, da er sich von der übernommenen Verpflichtung, in Posen Vorlesungen zu halten, damals für immer entbinden liess. — Dem Unterzeichneten war der Verblichene, ein nach allen Richtungen hin vortrefflicher Mensch, schon in jungen Jahren, als er in Halle seine Doktordissertation ausarbeitete (1883/4) dauernd zum Freunde geworden. Bekannt ist ja, dass SCHMIDTs Hauptwerk, seine „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft" (1904) die bedeutendste geschichtliche Arbeit über die Ostmark von deutscher Seite her überhaupt ist.

Am 10. November 1911 verstarb unser Mitglied der Apotheker Otto MÜLLER in Friesack, Kr. Westhavelland.

Am 19. Dezember 1911 hat, laut einer Meldung des Berliner Lokal-Anzeigers, Dr. Josef Wladislaus PIČ, Professor an der tschechischen Universität zu Prag und Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung des „Museum regni Bohemiae" daselbst seinem Leben durch Erschiessen ein Ende gemacht. — Charakteristisch für den Verstorbenen war sein Ausspruch, er kenne nur eine „nationale" Wissenschaft. Stets verfocht er, und nicht bloss bei zweifelhaften Dingen, solche Ansichten, die seinem Volke zum Vorteile dienten oder, nach seiner Meinung dienen sollten. So verteidigte er stets auch die Echtheit einer bekannten Fälschung, der Königinhofer Handschrift, und veröffentlichte noch am 17. Dez. in der „Narodni Politica" einen Aufsatz, worin er dies auf Grund von Gutachten französischer und belgischer Sachverständiger tat. Hierauf antwortete ihm der Prager Professor MASARYK, obwohl selbst ein Ultra-Tscheche, in der schärfsten Weise, und diese Angriffe trieben PIČ, wie er in einem hinterlassenen Briefe erklärt hat, in den Tod. Fast noch einsamer als auf geschichtlichem, stand PIČ auf vorgeschichtlichem Gebiete mit seinen rein für heutige politische Zwecke zurecht gemachten Ansichten über Chronologie und Stammeskunde der böhmischen Vorzeit. Tschechische Prähistoriker, wie NIEDERLE, MATIEGKA, BUCHTELA, JIRA waren seine erklärten Gegner.

Hoffentlich kommt nunmehr an die Spitze des Prager Museums ein Mann mit streng wissenschaftlichen Eigenschaften, wie sie der treffliche Forscher und Besitzer einer durch eigene sorgfältigste Ausgrabungen erworbenen glänzenden Sammlung, J. A. JIRA in Podbaba, aufweist (vergl. Mannus I, 226 f. und III, 225 ff.).

G. K.

Unsere Gesellschaft, deren Bestand vom 1. Januar 1911 der vorjährige Mannusband (II, 334 ff.) mitteilte, hat sich im Laufe des Jahres um **50 Mitglieder** vermehrt.

1911 neu eingetretene Mitglieder.

Åberg, Nils, cand. phil., Norrköping (Schweden).
Altertumsverein „Alt-Andernach", Andernach a. Rh.
Altertumsverein Bernburg.

Digitized by Google

Altertumsverein Weissenburg i. Bayern.
Begas, Ingenieur, Coblenz.
Bibliothèque d'art et d'archéologie, Paris, 19 rue Spontini.
Brink, L., Justizrat Dr., K. Notar, Mayen b. Coblenz.
Cebulla, Lehrer, Oberhermsdorf b. Gottesberg.
Central-Museum, Römisch-Germanisches, Mainz.
Diewitz, Georg, Dr. med., Stauchitz, Kr. Oschatz, Sa.
Dürbeck, Ernst, Dr. phil., Chemnitz, Andréstr. 21/III.
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Aegidienplatz.
Friedländer, Julius, Dr., prakt. Arzt, Cobern a. Mosel.
Gagel, Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Dahlem-Gr. Lichterfelde III, Göbenstr. 57.
Geschichtsverein Aschaffenburg, Aschaffenburg.
Geschichts- und Altertumsverein, Mayen b. Coblenz.
Goldsche, Joh., Rechtsanwalt, Schöneberg b. Berlin, Hauptstr. 115.
Graff, W., Apotheker, Lüchow.
Gummel, Hans, stud. hist., Stralsund, Kniperdamm 250.
Hansen, W. O., Rentier, Berlin W. 30, Heilbronner Str. 15.
Hoffmann, C. Tassilo, Dr., Stettin, Turnerstr. 89.
Jeenicke, Pastor, Theerofen b. Schönlanke.
Koehl, Karl, San.-Rat Dr., Worms.
Kostrzewski, J., stud. phil., Köpenick, Spreestr. 1/III.
Krieg, Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Gr. Scharrnstr. 51/52.
Krüger, Georg, stud. phil., Berlin, Lausitzerpl. 3.
Limmer, F., Priv.-Doz., Braunschweig, Kaiser-Wilhelmstr. 68/III.
Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. Botan. Museum, Gross-Lichterfelde, [Moltkestr. 3.
Lissauer, Fritz, stud. phil., Berlin W., Goltzstr. 38.
Lorentzen, Dr., Gevelsberg i. W.
Marx, Diplom-Ingenieur, Coblenz.
Mitzky, Dora, Dr. phil., Gr. Lichterfelde W., Hortensienstr. 4.
Moser, Karl, Prof. Dr. L., Triest, Via R. Manna 20.
Museum, Königl., f. Vaterländ. Altertümer, Stuttgart.
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau.
Plettke, Alfred, cand. phil., Charlottenburg, Schlüterstrasse 72 Gh. III.
Puydt, Marcel de, Lüttich (Belgien) Boulevard de la Sauvenière 116.
Reitzenstein, Ferd., Freiherr v., Berlin-Friedenau, Friedrich Wilhelmpl. 9.
Scheffler, Franz, Gymn.-Lehrer, Freienwalde a. Oder.
Schenkel, Professor, Aachen, Krefelderstr. 3.
Schirmer, Hauptmann, Berlin W. 30, Heilbronnerstr. 15.
Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz i. Sa.
Schott, Peter, Bürgermeister, Knittelsheim, Rheinpfalz.
Schwarzbeck, Julius, Cobern a. Mosel.
Spies, Landgerichtsrat, Coblenz.
Tönsberg-Museum, Tönsberg (Norwegen).
Universitätsbibliothek, Grossh., Giessen.
Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg.
Wurzer, Major a. D., Kitzingen a. M.

Digitized by Google

Von den wichtigsten **Neuerungen,** die bei der Coblenzer Hauptversammlung teils sogleich erfolgten, teils für die Zukunft beschlossen worden sind, sei nur mitgeteilt, dass der bereits 1909 und 1910, damals vergebens, eingebrachte Antrag des Vorsitzenden auf Erhöhung des Mitgliederbeitrages von **10 auf 12 Mark** nunmehr in der Geschäftssitzung vom 7. August einstimmig angenommen worden ist. Die sonach geänderten **Satzungen** haben einen **Neudruck** erfahren, der jedem unserer Mitglieder zugleich mit diesem Hefte des Mannus übersandt worden ist.

Als Entgelt für die geringe Erhöhung wird der Mannus künftig in der Stärke von jährlich **26 Druckbogen** erscheinen und zugleich die Berichte über die Hauptversammlungen bringen, so dass die Ausgabe für den Kauf der Ergänzungsbände künftighin fortfällt.

Für die Berliner Mitglieder sei noch bemerkt, dass der Jahresbeitrag der **Berliner Zweiggesellschaft** künftig nur **2 Mark** (statt 3 Mark) beträgt, so dass diese also für nur 1 Mark mehr (14 Mark statt früher 13 Mark) mindestens sechs Druckbogen Mannus mit den entsprechenden Abbildungen mehr erhalten werden.

Herr Museumsdirektor a. D. Dr. J. REIMERS in Charlottenburg hat in einem liebenswürdigen Schreiben an den Vorsitzenden gebeten, sein Amt als dritter Vorsitzender, dem er jetzt nicht mehr in der nötigen Weise nachkommen könne, niederlegen zu dürfen. In der Vorstands- und Ausschusssitzung zu Coblenz vom 3. August wurde daher an seiner Stelle Herr Generaloberarzt Dr. Georg WILKE, Chemnitz (jetzt Leipzig), zum dritten Vorsitzenden und an dessen Stelle Herr Privatdozent Dr. Hans HAHNE, Hannover, zum zweiten Schriftführer gewählt. In die eine nunmehr freie Ausschussstelle wurde Herr Museumsassistent Dr. Erich BLUME (Posen) gewählt.

Die satzungsgemäss in der Geschäftssitzung zu Coblenz vorgenommenen **Neuwahlen** des Ausschusses und des Vorstandes hatten folgendes Ergebnis:

Vorstand:

KOSSINNA,	1. Vorsitzender,	ALBRECHT,	1. Schriftführer,
BEZZENBERGER,	2. „	HAHNE,	2. „
WILKE,	3. „	BLUME,	3. „

SNETHLAGE, Schatzmeister.

Ausschuss:

BRACHT, Dresden,	GÜNTHER, Coblenz,
BUSSE, Woltersdorf,	PAAPE, Berlin-Schöneberg,
FLEISCHER, Berlin,	RADEMACHER, Köln,
FRIEDEMANN, Einbeck,	SCHMIDT, Löbau i. S.

Auf Beschluss des Vorstandes und des Ausschusses wurde am 4. August bei der Hauptversammlung zu Coblenz

OSKAR MONTELIUS

nach seinem Vortrage über die ältesten Fibeln zum **Ehrenmitgliede** unserer Gesellschaft ernannt.

Nachdem der **Magistrat der Stadt Dortmund** eine sehr freundlich gehaltene Einladung unserer Gesellschaft nach Dortmund für 1912 hat ergehen lassen, ist die Abhaltung der nächsten **Hauptversammlung** zu Dortmund für **August 1912** beschlossen worden.

Digitized by Google

Sachregister.

Aalbach (Mecklenburg) 171.
Aamölle, Dän. Muschelhaufen 180.
— Entstehungszeit 182.
— Auerhahnknochen 210.
Abfallsgruben 134.
— auf germ. Boden in Bronze- und Eisenzeit 138.
— slawische, im Fergitzer Burgwall 90.
Abfallspalter v. Teterow 177.
Absatzbeil unbekannter Herkunft 1.
Absplisse v. Feuerstein v. Teterow 183.
Åby, Hausreste 136.
Ach, Endung 16.
Ackerfurche, Runensymbol 261.
Aduatuker 13.
Aëtius 22.
Affaldsdynger s. Muschelhaufen.
Aegidius 23.
Aegir 257, 258, 266, 274, 275.
Agrippa, Kastellanlagen 17, 18.
Ägyptische Hieroglyphen aus Symbolen entwickelt 99.
Aken (Prov. Sachsen), Hausurne 137.
Alb, Bevölkerung in Bronzezeit 313, 319.
Albertoske, Kr. Neutomischel, Axthammer aus Stein 291.
Alemannen, Vordringen bis z. Rhein 20.
— am Oberrhein 22.
— am untern Main 139.
Aloppe (Uppland), Elchfigur 220.
Alphabet, griechisches Ur- 277.
— lateinisches 109, 277.
— phönikisches 97, 106, 116, 118, 276.
— des Palamedes 273.
— von Thera, Melos und Caere 106.
— entstanden in den Nordländern 275.
— als Grabspende 275.
— s. auch Uralphabet.
Altarbilder aus Waldcheren 265.
Altmark, Analogien zu Teterow 179.
Alt-Ruppin, Poggenwerder, Überreste von Verschlackung 94.
Alttomischel (Kr. Neutomischel), Steinkistengräber d. Eisenzeit 293.
Amboss von Vietkow 151.
Ammianus Marcellinus 22.
— Bericht über die Alemannen 139.
Amulette, Art von Schabern 199.
Ancylus Harpunen in Mecklenburg 215.
Ancyluszeit 180.
— in Pommern 144.
— Bevölkerung 219.
— Kultur, Verhältnis zum Flénusien 180.
— Siedlungen, Natur der Örtlichkeiten 217.
— Zeitbestimmung 182.
Andernach am Rhein, Hals- und Armringe d. jüng. Hallstattzeit 13.
— frührömische Gräberfelder 16.
— Kastellanlage des Drusus 18.
— römische Befestigungsanlagen 20, 21.
— römische Funde und Gräber 24, 25.
— fränkisches Grabfeld 26.
— spätere Schicksale bis zum 9. Jahrhundert 26, 27.
Angelhaken von Viste 34.
— Erfindung des Loki 260.
Angelsächsische Fibeln in Norwegen 66.
— Runenalphabete 115.
Anhängsel von S. Kanzian 131.
Anhausen (Kr. Neuwied), Wachtkastell des Limes 19.
Antel, Bach bei Andernach, Herleitung d. Namens aus d. Gallischen 16.
Antennacum, bei Ammianus genannt 22.
Anternacha = Andernach 26.
Antuacum, mit dem Namen der Antel zusammenhängend 16.
Antonine, Ausbau des Limes 19.
Antoninus Pius, Denar gef. in Norwegen 65.
Apinius Classicianus, auf Inschriften in Heddersdorf 19.
Apollo 259, 271.
Äpfel der Hesperiden 265.
— der Nehalennia 265.
— als Götterspeise 264.
Äquinoktien 268.
Äquinoktialzeichen 277.
Ar, Endung 16.
— = Pflug 264.
— Runenname 264.
Arenberg (Kr. Koblenz), röm. Brandgräber des 2. Jahrhunderts 25.
Arier 113.
Arion 258.

Digitized by Google

Arktische Steinzeit in Norwegen 31.
— Kultur 220.
Arktisch-Baltische Gruppe in Norwegen 38.
— Mischung mit der Kultur der ält. Steinzeit in Norwegen 44 ffg.
— Kultur, unterworfen von der südskandinavischen in Norwegen 50.
— Kultur 220.
Armbänder von S. Kanzian 132.
Armring geknöpfelter d. ält. Hallstattzeit 8.
Armbrustfibel von Weissenhöhe 297.
Arndt, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Arneburg (Kr. Stendal), Fundort d. jüng. Ancyluszeit 181.
— Natur der Örtlichkeit 217.
Arnkiel, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Artemis 259, 269.
Arzbach-Augst (R.-B.Wiesbaden), Limeskastell 20.
Arzheim (Kr. Koblenz), Grab d. jüng. Latènezeit 16.
Ascaricus, Frankenkönig 22.
Aschersleben, Hausurne 137.
Asen 104, 113.
Asien, Stammland der Pferdezucht 113.
Asvin, vedische Gottheit 262.
Asylien in Ofnethöhle 176.
— jüng. in Maglemose 179.
— parallel ält. Litorinazeit 179.
— kurzköpfige Rasse 220.
Auerhahn, Steinfigur von Teterow 210.
— Knochen in Aamölle u. Ertebölle 210.
Augerum, Reste einer german. Halle 135, 136.
Aunetitzer Gräber 317, 318.
— Keramik 288, 314.
— Stämme 314 ffg., 318.
Aurelian 20.
Aurignacien, Formen noch im Frühneolithikum 205.
— Rasse 220.
Aurora 262.
Aurum, Name der Fé-Rune 255.
Ausonius 22.
Aussereuropa im Gegensatz zur europäischen Kultur 128.
Austrô 262, 266, 267.
Axt, eiserne, slawisch, von Wulsch (Kr. Schmiegel) 298.
— s. Plan-
Axthammer aus Stein von Albertoske 291.
— aus Bronze 318.

Babylonier, Sternkunde 267.
— Zodiakus 270.
Babylonische Grenzsteine 272.
Badehaus, german. 139.
Baden (Grossherzogt.), Buckelurnen 130.
Badlin (Kr. Jarotschin), Gefässe der karpodak. Kultur 293.
Baldr 264, 274, 275.
Balduin, schrieb im 17. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Balm (auf Insel Usedom), Skelettgräber aus frühröm. Zeit 158.
Baltische Steinzeit 31.
Bandkeramik, Chronologie in Böhmen 229, 250.
— in Mähren 250.
Bandornament 230.
— Übergang zum Stichorn. 231.
Bärenköpfe, steinerne, von Teterow 210.
— von Termini Imerese 210.
Bassenheim (Kr. Koblenz), röm. Funde 25.
Bastarnenbüste d. Brüsseler Museums 161.
Bataveraufstand 18.
Bauernhof, römischer 139.
Baum, Mus.-Dir., dekoriert 312.
Baumsarg-Bestattung in Pommern im 2. Jahrhundert nach Chr. 153.
Bayerische Geschichts- und Urgeschichtsvereine, Vertreterversammlung 307.
Bayern, Buckelurnen im Süden 130, 313, 316.
Bec de perroquet s. Papageischnabel.
Begräbnissitten i. Norwegen zur Bronzezeit 60, zur Eisenzeit 65.
Beile aus Feuerstein, vorneolithische von Teterow 177, 184 ffg.
— polierte, jungneolithische v. Teterow 178.
— von Ertebölle 179, ihre Anzahl 189.
— Funde aus Pommern 148.
— aus Schiefer 40, 45.
— aus Grünstein 32, 35, 36, 37, 44, 47, 48.
— breitnackige 47.
— breitschneidige 47, 50, 53.
— dicknackige 47, 50, 291, 292.
— dünnnackige 47.
— fazettierte 146, 147.
— spitznackige 44, 47.
— stumpfnackige 36, 37, 44, 47, 48.
— vom karelischen Typus 40, 45.
— vom Vespestad-Typus 190.
— aus Knochen 34.
— aus Eisen vom fränkisch-merowingischen Typus 71.
— s. Flach-, Grat-, Hammer-, Lappen-, Miniatur-, Nöstvet-, Quer-, Rand-, Schaftloch-, Tüllen-.
Beilschaft aus Hirschgeweih 59.
Belgard (Pommern), Ringe aus Zinn 144.
Belgien, Fundorte des Campignien 180.
— Analogien zu Teterow 179.
Belgische Ware in frühröm. Gräberfeldern 25.

Digitized by Google

Belkow (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Bemalte neolith. Keramik in Böhmen 225, 234, 248, 250.
— in Mähren 225, 250.
Bendorf (Kr. Koblenz), Funde d. jüng. Bronzezeit 7.
— Latènescherben 16.
— alte Kastellanlage 17.
— röm. Brandgräber 25.
— fränkisches Grabfeld 26.
Berchta 259, 261, 266, 272, 274.
Berchtenabend 275.
Bernburg, Bernsteinfigur 220.
Bergen (Pommern), Götzenbild an der Kirche 155.
Berlin, in der Umgebung spätbronzezeitliche Hausfunde 130.
Bernkastel a. d. Mosel, genannt beim Geographen von Ravenna 26.
Bernstein, fehlt der skandinavischen Halbinsel 59.
— Sachen gef. in Norwegen 44.
— Handel in Bronzezeit 57, 316.
— Figuren von Danzig, Stolp, Bernburg 220.
Berserkerweiber 263.
Bezzenberger-Königsberg, auswärt. Mitglied d. Dän. Ges. f. nord. Altert. 167.
— Adresse der Deutsch. Ges. für Vorgeschichte 167.
— Antwortschreiben 312.
— Büste, Tafel XXXI.
Biergott, german. 258.
Biernatki (Kr. Schrimm), Tontischchen 292.
Bjarkan, Runenname 261.
Bingerbrück (Kr. Kreuznach), fragl. als Ursprungsort von Altertümern 1.
Bingio, bei Ammianus genannt 22.
Birka (auf der Insel Björkö im Mälarsee), Reste nord. Häuser 135.
Birnförmige Gefässe der Bandkeramik 231.
Bismarck 124.
Bison, mit Pfeilzeichen in Höhlenzeichnungen 100.
Björkö (Insel i. Mälarsee), Reste nord. Häuser 135.
Blockstückspalter von Teterow 177.
Bobbin (Rügen), steinzeitl. Wohngruben 146.
Bocca aperta 207.
— von Teterow 208.
Bodenhagen (Pommern), Baumsargbestattung im 2. Jahrh. n. Chr. 153.
Bogengottheiten 263.
Böhmen, Bandkeramik 229, 251.
— bemalte neolithische Keramik 225, 234, 248, 250.
— Bernburg-Latdorfer Typus 287.
— Bevölkerung: Volutenvolk 246, Jordansmühler Fremde 247.
Böhmen, Bronzezeit 318.
— Burgwälle, slawische 94.
— Jordansmühler Typus 244, 251.
— Kragenfläschchen fehlen 287.
— Kugelamphoren 287.
— Mondhenkelkrüge 287.
— Schnurkeramik 287.
— Spiralvolutenkeramik 231, 247, 250.
— Stichbandkeramik 231, 247, 251.
— Trichterrandbecher 287.
Bohrer aus Feuerstein von Teterow u. Calbe 195.
Bombenförmige Keramik in Skelettgräbern in Böhmen 246.
Bombolin (Kr. Hohensalza), römische Münzen 295.
Bonn a. Rhein, fränkisch 23.
Bonna bei Ammianus genannt 22.
Bootes 272.
Borgstädt a. d. Eider, Gräberfeld des 5. Jahrhunderts n. Chr. 154.
Bosnien, Gefäss mit Ansatz 286.
Brackwasser-Fauna in Litorinazeit 180.
Brachysa = Brex 16.
Brachyzephaler Typus in S. Kanzian 133.
— bei den Kelten 313.
Bragi 258, 264, 266, 274, 275.
Bragi-Boddason, Skalde 258.
Brakteaten von Vadstena 115.
Brandgräber mit Jordansmühler Keramik in Böhmen 246.
— d. ältesten Bronzezeit in Pommern 146, 147.
— d. jüng. Bronzezeit in Norwegen 60, 61.
— röm. i. Neuwieder Becken 24, 25.
Brandgräberkultur, Lausitzer 313.
Brandgrubengräber, eisenzeitl. in Pommern 151.
Braubach a. Rhein, Siedelungen der älteren Latènezeit 14.
Breonio bei Verona, Fundort des Campignien 180.
Brex (Bach) Namensableitung aus dem Gallischen 16.
Briest(Havelland),Rentierhornwaffe 186.
Brögger, Arbeiten über Norwegen 31.
Bronze, Einfuhr nach Norwegen 53, 57.
— Verhältnis der Beimischung d. Zinns in I. Periode 317.
Bronzearmring d. karpodak. Kultur in Posen 292.
— der jüng. Latènezeit im Neuwieder Becken 16.
Bronzeäxte, doppelspitzige, durchlochte 318.
Bronzebeil, norwegischer Typus in Finland 53.
— ostschwedischer Typus i. Norwegen 53.
Bronzedolche, m. gross. Nietköpfen in Norwegen 55.
Bronzeeimer d. jüng. Latènezeit i. Neuwieder Becken 16.

Digitized by Google

Bronzefibel d. jüng. Latènezeit i. Neuwieder Becken 16.
— frühröm. in Pommern 158.
Bronzeflachbeile in Norwegen 55.
Bronzegefässe, röm. in Pommern 152.
Bronzehelm, altitalischer in S. Kanzian 131.
Bronzemesser, jüng. Bronzezeit i. Neuwieder Becken 3.
Bronzeschnabelkanne ält. Latènezeit im Neuwied. Becken 14.
Bronzeschwert, Hallstätter Typus in Norwegen 63.
Bronzevase der Hallstattzeit, Herstellung aus 4 Teilen 7.
Bronzezeit im Neuwieder Becken 1.
— in Mitteleuropa 313 ffg., 316 ffg.
— in Norwegen 51.
— in Pommern 148.
— in Posen 291.
— Anfänge der Buchstabenschrift 101.
— 2. Periode, keltische Kultur- u. Volksgrenze 130.
— 3. Periode, Buckelurnen in Süddeutschland und Ostfrankreich 130.
Brukterer 22.
Brzustow (Kr. Jarotschin), Falzdeckel 294.
Bubeně bei Prag, Fundort bemalter Keramik 237.
— Siedelungen verschiedener neolith. Kulturen 234.
Bubenheim, röm. Villa 24.
Buch b. Berlin, Hausgrundrisse 137.
Buchholz (Kr. Greifenhagen), Brandgräber der ältesten Bronzezeit 146, 147.
Buchstabenschrift, Anfänge in d. Bronzezeit 101.
— angebliche Erfindung der Phöniker 98, 101.
— südeuropäische 275.
— nordische, durch die Dorier verbreitet 276, 278.
Buckelgefäss von Glinau (Posen) 293.
Buckelurnen, echte, alte, Ursprung und Ausbreitung 130, 313 ffg., 316, 318 ffg., 324.
— mit Kugelbauch, Trichterhals und Buckelkranz 314 ffg., 321 ffg.
Bukowina, neolithische bemalte Keramik 225.
Bur, nordische Hausart 136.
Burg im Spreewald, Burgwälle 324.
Burgwall von Fergitz (Uckermark) 75.
— slaw. v. Wisbu (Pommern) 153, 155.
Burgwälle, slaw., ihre Bestimmung 90.
— Verschlackung 76, 78. 84 ffg., 94, 155.
Buschmannmalereien 207.
Bylan (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.

Caere, Alphabet von 106.
Caesar, Rheinübergang 17.
Caesar, über die Sweben 138.
Calbe a. d. Milde (Altmark), Fundort der früh. Ancyluszeit 181.
— Bindeglied zwischen Teterow und Maglemose 182.
— Harpunen 182.
— Pickel 191.
— Speer- und Pfeilspitzen 192, 194.
— Schaber, kurze 198, diskoide 199, Kern- 200.
— Schleudersteine 201.
— Vergleich mit Teterow 214, 221.
— schwimmende Flösse 218.
Campignien, Fundorte 180.
— Verhältnis zu Flénusien und Litorinakultur 180.
— spätpaläolithische Technik 205.
— Vergleich mit Teterow 214.
— kurzköpfige Rasse 220.
Campigny, Fundort des Campignien 180.
— Pickel 192, 214.
— Kratzer 198.
— Kernschaber 200.
— Messer 202.
— Natur des Fundplatzes 217.
Carden a. d. Mosel, genannt bei Geographen v. Ravenna 26.
Cardena = Carden 26.
Carliacum = Kärlich 16.
Castione (Italien), Buckelurnen 314, 321.
Castra Herculis, genannt b. Ammianus 22.
Catalaunum, Schlacht 23.
Cattiacum = Kettig 16.
Ceres 265.
Charbrow (Pommern), Wikingerboot 155.
Charnay, Spange mit Runen 115.
Charonspfennig in Norwegen 65.
Chattenkrieg 18.
Chelléen-Typen v. Gafza (Südtunesien) 176.
Childerich, Sohn des Meroväus 23.
Childerich II 26.
Chojno (Kr. Rawitsch), Tongeräte der karpodak. Kult. 292.
Chronologie, in Böhmen und Mähren neolith. Keramik 250.
— in Norwegen Steinzeit 39, 51, Bronzezeit 57, Eisen- bis Wikingerzeit 64.
Claudius, Meilenstein 18.
Clement, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Clüver, in der Frage über die Heimat der Germanen 159.
Cobern a. Mosel, Giessform f. Messer 3.
Conbulantia = Koblenz 26.
Confluentes = Koblenz 26.
Constantin der Grosse 22.
Constantin II 22.
Constans II 22.
Constantius 22.

Digitized by Google

Cro-Magnonrasse 220.
Cypern, Silbenschrift der vordorischen Griechen 275.
Cyprisch s. Kyprisch.

Daber (Westpreussen), triangul. Kurzschwert 318.
Dach b. german. Häusern 136.
Dachhaus 135.
Dachhütte, kegelförmige 135.
Daken 322.
Danien, jüngste Kreide 175.
Dane b. S. Kanzian, Höhlenfunde 131.
Dänemark, Analogien zu Teterow 179.
— Moorleichen 160.
Dänen, aus Südschweden eingewandert 161.
Dänische Muschelhaufen, dieselbe Kulturstufe in Norwegen 31, 33, 37, 47.
— Vergleiche mit Teterow 179, 180, 183 ffg., 214.
— s. auch Aamölle, Ertebölle, Faareveile, Havnö.
Danneil u. das Dreiperiodensystem 279.
Danzig, Bernsteinfigur 220.
Darss (Pommern), Funde aus Liforinazeit 144.
Dekumatenland 14, 20.
Dembicz-Kolonie (Kr. Schroda), german. Urnen 294.
— Funde der karpodak. Kult. 292.
Dembsen (Kr. Posen West), Glockengrabfunde 295.
— Scherben aus röm. Kaiserzeit 295.
Demeter 265.
Demmin (Pommern) fazettierte Steinbeile 146, 147.
Denar d. Antoninus Pius 65.
Depotfunde aus Pommern, steinzeitl. 148, bronzezeitl. 148, 151.
Dettum (Braunschweig), triangul. Kurzschwert 318.
Deutsch-Presse (Kr. Schmiegel), Bronzearmring d. karpodak. Kult. 292.
Deutsche Runenalphabete 115.
Dicknackige Beile 47, 50, 291, 292.
Diensdorf (Brandenburg?), östl. Typus d. Trichterhalskruges 322.
Dimini (Thessalien), bronzezeitl. Gefäss 285.
Diorit, nicht in Teterow verwendet 175.
Dioskuren 262.
Diskoide Schaber v. Calbe 199.
Dobberphul (Pommern), Steinbeile 148.
Dobbertin (Mecklenburg), Knochenharpunen 215.
Dolche aus Feuerstein in Norwegen 47, v. spätesten steinzeitl. Typus 51, 54.
Dolche, bronzene, trianguläre, Fundorte in Süddeutschland 320.
— bronzene, v. S. Kanzian 132.
Dolchäxte 317.
Dolichokephalen, nordische, v. Megalithschädeltypus 313.
Dolmen, Montelius 2. Periode 39.
— fehlen in Norwegen 49.
Domitianus, Limesbau 18.
Dommelsberg im Koblenzer Stadtwald, Wallburg 14.
Donar 260.
Donau als Völkerstrasse 318.
Donauindogermanen 318.
Doppelspiralnadel v. Glendelin 148.
Dorier, Verbreiter d. nord. Buchstabenschrift 275, 278.
Dortmund, Neues Museum 312.
— Hauptversammlung 1912 d. Dt. Ges. für Vorg. 330.
Dramburg (Pommern), eisenzeitl. Brandgruben 151.
Dreiperiodensystem 279.
Drontheim, Schilderung der Gegend 30.
— arktisch-baltische Gruppe 38.
— Felsenzeichnungen arkt. 43, bronzezeitl. 44.
— Grabplatz d. Bronzezeit 58.
— Funde aus d. Übergang d. Völkerwand. zur Wikingerzeit 68, 71.
Drusus, Kastellanlagen 17.
Durchbohrte Steinwerkzeuge, Jordansmühler Typ. 247.
Dyaus 113, 255.
Dziekczyn (Kr. Znin), Funde d. ält. Neolithikums 290.
Dziennitz (Kr. Hohensalza), spätlaw. Scherben 297.

Eburonen 13, 17.
Edda 103.
Eibe 258.
Eibenholzciste von Polchlep 152.
Eichenholz, Kohlenreste von Viste 35.
— im Fergitzer Burgwall 84.
Eichenwald-Flora in Litorinazeit 180.
Eichhof (Pommern), Steinbeile 148.
Einbäume aus Posen 298.
Eis als Runenname 264, 266.
Eisen, um 500 v. Chr. zuerst in Norwegen 63.
Eisenschmelzöfen 295, 297.
Eisenzeit in Norwegen 63.
— in Pommern 151.
— in Posen 295.
Eiserne Axt, slaw. v. Wulsch 298.
— Fibeln der jüng. Latènezeit vom Koblenzer Stadtwald 15.
Eiszeit in Mecklenburg 218.
Eitelfelde (Kr. Obornitz) Glasflasche u. Kachel 157.
Ekliptik 268.
Elbgegend, Hausurnen 137.
— Trichterrandbecher 287.
Elbmündung, westgermanische Völkergruppe 65.

Digitized by Google

Elbgermanen, Besiedelung des oberdeutschen Gebiets 137.
Elch, Felsenzeichnungen 42.
— Figur von Åloppe 220.
— Geweih, Beil 41.
— Knochen von Calbe 219.
— Knochen- und Horngeräte in Ancylus- und Litorinakultur 180.
Elch- oder Pferdebüste aus Feuerstein von Teterow 209.
Ellerbeck b. Kiel, Fundort der jüng. Ancylus- und Litorinazeit 181.
Elsass, Buckelurnen 130.
Emailperle von Roszkow 297.
Ems, Limeskastell 20.
Endingen (Pommern), Reste des Riesenhirsches 144.
Endung ach, ar, ich 16.
Engers (Kr. Neuwied) frühröm. Grabfunde 25.
— Hauptort des Engersgaues 26.
Engersgau 26.
Eolithische Steinwerkzeuge, Technik allgemein behandelt 176
— Lagerung in Pommern noch unklar 143.
Eos 262.
Eostre 262.
Epona 113.
Erdhügel der Bronzezeit in Norwegen 61.
Erdkunde, Entwicklung als Wissenschaft 127.
Ertebölle, Dän. Muschelhaufen 179, 180.
— Entstehungszeit 182.
— Scheibenspalter 183.
— Fundstatistik 189.
— Faustkeil aus Grünstein 204.
— Auerhahnknochen 210.
Eruptivgesteine, Verwendung in Norwegen 47.
Europäische Kultur im Gegensatz zu Aussereuropa 128.

Faareveille, Dänische Muschelhaufen, Scheibenschaber 199.
Fährhof (Insel Rügen), Feuerstein-Arbeitsstätten 146.
Falke, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Falzdeckel von Brzustow 294.
Farbe, im Gefässe gefunden 239.
Färbmittel der neolith. bemalt. Keramik in Böhmen 238.
Fauna von Viste 34, 35.
Faustkeil von Limhamn und Ertebölle 204.
— von Teterow 177, 203.
Fazettierte Steinbeile aus Pommern 146, 147.
Fé, Runenname 255.
Felsenzeichnungen der arktisch-baltisch. Kultur 42, 46.
— bronzezeitliche 44, 59, 63.
Fergitz (Uckermark), Burgwall 75.
— Funde der Steinzeit 82.
— Dauer der Besiedelung german. 83, slawisch 92.
— Keramik, eisenzeitl. 81, slaw. 90.
Feuerschlagen, Steine dazu 48.
Feuerstein, häufig in Dänemark 35.
— spärlich in Norwegen 35, 47.
— Einfuhr von Südskandinavien nach Norwegen 48.
— Art des Materials von Teterow 173.
— Art der Patina von Teterow 175.
— s. Absplisse, Beile, Bocca aperta, Dolche.
Feuersteinfiguren von Teterow und anderen Gegenden 206.
Feuersteingeräte in Norwegen 37, 48, 50, 51, 53.
— v. Teterow, Statistik 177, die einzelnen Arten 183 ffg.
Feuersteinwerkstätten in Pommern 146.
— in Teterow 177.
Feuersteinspitze nach Prinzip der Ancylus-Harpunen v. Teterow 215.
Fibeln, bronzene aus Pommern 153, 158.
— bronzene von S. Kanzian 132.
— der Völkerwanderungszeit in Norwegen 67, in Pommern 154.
— s. Angelsächsische, Armbrust-, Gesichts-, Pauken-, Platten-.
Fichte, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Filzhut, Attibrut des Hermes 100.
Finkenwalder Höhe b. Stettin, schnurverzierte Gefässe 146.
Finnische Urbevölkerung im Norden 220.
Finnland, Steinzeit 31.
— arktisch-baltische Gruppe 38.
— Fund eines norwegischen Bronzebeiles 53.
Firmus, sein Grabmal in Andernach 24.
Fische, Sternbild 269, 272, 273.
— Vertauschung mit Wassermann 270, 273.
Flachbeil, dicknackiges von Siedlec 292.
Flachbeile, querschneidige aus Schiefer 40, 45.
— aus Bronze 2.
Flachgräber d. Aunetitzer Stämme 314.
Flagella, Runenname 256.
Flaschengefäss d. ält. Latènezeit 14.
Flénusien 176.
— Feuersteinmesser 202.
— Hohlschaber 200.
— Rasse 220.
— Technik 201.
— Verhältnis zur Litorina-, Campignien- und Ancyluskultur 180, zu Teterow 180, 213.

Digitized by Google

Fliegenberg b. Troisdorf (Siegkreis), Wohngruben 138.
Fliegengrotte (höhle) b. S. Kanzian, Funde 131, 132.
Flieth (Uckermark), Funde der jüng. Steinzeit 82.
Flora von Viste 35.
Flossanlagen in Maglemose und Calbe 218.
— in Teterow 219.
Formen, verwendet bei Verfertigung von Tongefässen 7.
— s. Giessf., Gussform.
Franangr 263.
Francia, Name d. von Franken am Niederrhein besetzten Gebiets 23.
Franken 20, 22, 23.
Fränkische Gräberfelder u. Siedlungen im Neuwieder Becken 25.
Fränkisch-merowingischer Typus in Norwegen 71.
Fränkisch-oberdeutsches Haus 136.
Frankreich, Analogien zu Teterow 179.
— Fundorte des Campignien 180.
Freyja 113, 263, 267, 274.
Freyr 113, 117, 255 bis 258, 260, 266, 274, 275.
Friedefeld (Pommern), Fibel d. Völkerwanderungszeit 154.
Friedenhorst (Kr. Meseritz), Funde d. ält. Neolithikums 290, d. jüng. 291.
Frigg 259, 266, 274, 275.
Frodi 264.
Fusschalen, Jordansmühler 228.
Futhark 276.
Fykanvatn (Norwegen), Felsenzeichnungen 42.

Gafza (Südtunenien), Mesvinien- und Chelléentypen, verglichen m. Teterow 176.
Galizien, bemalt. neolith. Keramik 225.
— Mondhenkelkrüge 287.
— Trichterrandbecher 287.
Gallien, Strassennetz 16.
Gallisches Kriegergrab bei Weissenturm 14.
Gallische Siedelungen und Ortsnamen i. Neuwied. Becken 16.
Ganggräber, in 3. Periode Montelius 39.
— fehlen in Norwegen 49.
Gartz (Kr. Pyritz), bronzezeitl. Plattenfibeln 153.
Gaubödelheim (Rheinhessen), triangul. Kurzschwert 318.
Geestemünde (Kreis), Statistik vorgeschichtlicher Denkmäler 159.
Gefjon 259, 266, 272, 275.
Geiglitz (Pommern), ostgerman. Mäandergefässe 153.
Geisberg (Kr. Birnbaum), germanische Gräber 294.
Gemeinlebarn (Niederösterreich) 315, 317, 318.
Geograph von Ravenna 26.
Geräte zweifelhaften Zweckes von Teterow 206.
Gerd 262, 266, 267, 274.
Germanen, Ansichten über ihre Herkunft im Mittelalter 158.
— Grenze gegen d. Kelten a. Rhein 13.
— Stammvolk d. Indogermanen 114.
— Verhältnis zur Buchstabenschrift 276.
Germanische Altertümer, Verfasser von Werken aus dem 17. und 18. Jahrhundert 281.
— Sprache 110, 113.
— Stämme am Rhein 13.
— Ursprache 97.
Germanisches Rassenbewusstsein 158.
Gesichtsfibel frührömischer Zeit aus Pommern 158.
Gesichtsurnen aus Pommern 150.
Gewiesen (Pommern), Hohlwülste 151.
Giesserfund v. Vietkow 151.
Giessereitechnik in Pommern 144.
Giessform f. Messer v. Cobern 3.
Glasflaschen aus geschichtlicher Zeit aus Posen 157.
Glasflussperle der jüng. Latènezeit 16.
Glasgefässe, röm., aus Pommern 152.
Glazialperiode in Norwegen 30.
Glendelin (Pommern), Funde d. Bronzezeit 148.
Glinau (Kr. Neutomischel), Funde der Steinzeit 291.
— — d. karpodak. Kultur 293.
— — d. röm. Kaiserzeit 295.
Glockengrabfunde aus Posen 294, 295.
Gnewin (Pommern), Hügelgräberfeld d. mittl. Bronzezeit 148.
— Hohlwülste 150.
Gobineau, Verfechter d. german. Rassenbewusstseins 159.
Goldring, bronzezeitl, v. Thurow 144.
— bronzezeitl., v. Schwichtenberg 150.
— d. Wikingerzeit aus der Peene 155.
— s. Noppenring.
Goldspirale d. Bronzezeit v. Glendelin (Pommern) 148.
Gordianus III, Grossbronze, v. Jakubowo 295.
Gorzano (Italien), Buckelurnen 314, 321.
Gorzewice (Kr. Samter), bronz. Trense 293.
Gotland, kämpagrafvar 135.
Göttersymbole, auf Kieseln v. Mas d'Azil 267.
— germanische 277.
Götzenbilder an Kirchen i. Pommern 155.
Gräber in Mitteleuropa d. Bronzezeit 313 ffg., 316 ffg.
— im Neuwieder Becken, Bronzezeit 5, 6, Hallstattz. 8, 12, Latènez. 14, röm. Zeit 16, 18, 23, fränk. Zeit 25.

Digitized by Google

Gräber in Norwegen, jüng. Steinzeit 49, 50, Bronzez. 58, 60, 61, Eisenz. 65, Völkerwanderz. 73, Abb. 74, Wikingerz. 71.
— in Pommern, Steinzeit 145, 146, Bronzez. 148, Eisenz. 151, Völkerwanderz. 154.
— in Posen, westgermanische 294, 295.
— in der Uckermark, Steinzeit 82.
— s. Brand-, Grab-, Flach-, Gang-, Hügel-, Kasten-, Krieger-, Megalithische, Skelett-.
Grabkammer, unterirdische der Steinzeit v. Stolzenburg (Pommern) 145.
Grabhügel der Bronzezeit, aus Steinen in Norw. und Schwed. 60.
— aus Erde in Dänem. 61, seltener in Norwegen 61.
Gramzower Forst (Uckermark), Funde der Steinzeit 82.
Granit, nicht in Teterow verwendet 175.
Granowo (Posen), triangul. Kurzschwert 318.
Graphit, an neolith. Gefässen i. Böhm. und Mähr. 250.
Grattoir double von Teterow 199.
Grattoir Tarté von Teterow 200.
Gratbeile von Calbe und Teterow 184.
— von Limhamn 185.
— Funde in Mecklenburg 185.
— Art der Schäftung 186.
Gregor v. Tours 26, 27.
Greifenhagen (Kreis), Feuerstein-Arbeitsstätten 146.
Griechen, Götterhimmel 113.
— in Cypern vor d. Doriern 275.
— Verhältnis zur Buchstabenschrift 276.
— zunehmende Kurzköpfigkeit 114.
Griechische Buchstabenschrift, Anfänge 102.
— unabhängig v. d. phönikischen 97.
Griechisches Uralphabet 106, 116, 277.
Gristow (Pommern), Funde d. Litorinazeit 144.
Grosser, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Gross Elsingen (Kr. Wirsitz), konischer Tonbecher 291.
— westgerman. Grab 295.
Grossgartach, Kruggefässe 315.
Gross Tschernosek (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.
Gruben, verschiedene Arten 134, 138.
Grünhof (Pommern) Brandgruben 151.
Grünstein, Rohstoff f. Geräte in Norwegen 36, 37.
— nicht in Teterow verwendet 175.
— Beile 32, 35, 36, 37, 44, 47, 48.
— Scheibenspalter 37, 45.
Grüttow (Pommern), Wartislawstein 155.
Gürtelhaken, eiserner, von Fergitz 80.
Gültz (Kr. Demmin), Funde e. bronzezeitl. Gräberfeldes 143.
Guntram v. Orleans 26.
Gussform aus Topfstein 57.
— f. Messer von Cobern 3.
Gusskuchen von Vietkow 151.
Gusszapfen von Vietkow 151.
Guter Mann b. Urmitz, spätröm. Gefässe 24.
— Hallstattsiedelung 8.
Gymir 257, 263.

Haarfarbe, rotblonde, d. Moorleichen 160.
Haarknoten, swebischer 161.
Haarnadeln von S. Kanzian 132.
Hacken aus Feuerstein von Teterow 187.
Hacksilberfunde von Kozieglowy 297.
— aus Pommern 155.
Hadrian, Limesbau 19.
Hagal 117, 255.
— Runenname 258.
Hahn als Attribut des Hermes 100.
Häkelnadelform d. Knochenharpune 215.
Hakenbohrer von Teterow 196.
Hakenkreuz, Herleitung aus dem vierspeichigen Rade 92.
Hakenspitzen aus Feuerstein als Tätowiernadeln 197.
Halsketten von S. Kanzian 132.
Halsring aus Zinn 144.
— tordiert, karpodak. v. Latowitz 293.
Halberstadt, Trichterrandbecher 284.
Halle a. d. Saale, Trichterrandbecher 285.
Hallstattzeit im Neuwieder Becken 8.
— Plastik 309.
Hammel b. Augsburg, triangul. Dolch 320.
Hammerbeil aus Stein von Matzdorf 148.
Handbergen, Funde aus Pommern 150.
Handelsverbindungen in Skandinavien zur Bronzezeit 57, zur Völkerwanderz. 66.
Handelswege d. arkt.-balt. Kulturgebietes 44.
Handverlust als Strafe 103.
Hängen als Todesstrafe 103.
Hannover (Prov.), Moorleichen 160.
Hanshagen (Pommern), Depotfund der Bronzezeit 151.
Hardanger (Norwegen), Gräber der Bronzezeit 58.
Hardangervidda, Wohnplätze d. spät. Steinzeit 50.
Harpunen von Calbe 182.
— von Viste 34.
— s. Knochenharpunen.
Harpunenspitzen aus Norwegen 193.
Harz, Keltische Grenze in der Bronzezeit 130.
Haspen, eiserne, v. Fergitz 88.
Haus, german. 134.
— s. Wohnhaus.
Hausfunde, spätbronzezeitl. in Umgeg. Berlins 130.

Digitized by Google

Hausurnen, Beziehung z. Wohnhaus 134.
— v. d. Elbgegend 137.
— v. Obliwitz (Pommern) 136, 150.
— v. Schonen 136.
— v. Woedke (Pommern) 326.
Havnö, Dän. Muschelhaufen 180.
— Entstehungszeit 182.
Heddesdorf (Kr. Neuwied), Limeskastell 19.
Hedemarken (Norwegen), grosse Spalter 32.
Heerstrasse, röm. linksrheinische 18.
Heidberge b. Teterow, neolith. Fundplatz 171.
Heiligen Damm (Mecklenburg), Feuersteinmesser 202.
Heimbach-Weis (Kr. Neuwied), Wendelring der jüng. Hallstattzeit 13.
— röm. Brandgräber 25.
Heimdall 257, 266, 275.
Heintzel-Lüneburg † 168.
Helgeland (Norwegen), Felsenzeichnungen und Funde d. Bronzezeit 59.
Hellenisch-Italische Sprache 113.
Helsingrunen 117.
Henkelgefäss, karpodak., v. Miala 293.
Henkeltöpfchen in Steinkisten aus Pommern 146.
Hera 259.
Herakles 271.
Herdgruben 6, 10, 134, 138.
Herdstelle im Fergitzer Burgwall 92.
Herkules 265.
Hermen, ithyphallische 256.
Hermes 100, 101, 264, 272.
Heroldstab 101.
— dreisprossiger 104.
Hertzberg, in der Frage über die Herkunft der Germanen 159.
Heseler Vorwerk (Hannover), Moorleiche 160.
Hevel, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Hiebmesser der jüng. Latènezeit 16.
Hiegel schrieb im 17. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Hildingsrune 259.
Hillscheid (R.-B. Wiesbaden), Wachtkastell d. Limes 19.
Himmelsgott 100, 113, 255.
Hinterpommern, megalithische Grabbauten, kujawische Gräber 146.
Hippersdorf (Niederösterreich), östl. Typus des Trichterhalskruges 322.
Hirschgeweih-Beilschaft 59.
— Geräte in Ancylus- und Litorinakultur 180.
— Hacke von Posen-Stadt 291, aus d. Prosna 291, v. Zirke 292.
— Stücke von Fergitz 80, 81.
Hirschhornäxte, nicht v. Teterow 216.
— nachgeahmt in Feuerstein, v. Teterow 216.
Hirschknochen, Geräte in Ancylus- und Litorinakultur 180.
Hlobétin b. Prag, Trichterrandbecher 287.
Hobel aus Feuerstein v. Teterow 177.
Hobelförmige Geräte von Teterow 205.
Hobelschaber von Teterow 200.
Hochackeranlage b. Niederberg 15.
Hochdeutsche Lautverschiebung 110.
Hödr 264, 266, 267, 272, 274, 275.
Hofdamm (Pommern), slaw. Bodenstempel 155.
Höhlenfunde b. S. Kanzian 131.
Hohlmeissel, bronzener, v. S. Kanzian 132.
Hohlschaber des Flénusien 200.
— von Teterow 177, 199.
— aus Hornstein 199.
Hohlwülste aus Hinterpommern 150.
Höhr (R.-B. Wiesbaden), Latènescherben 16.
Holda 259.
Holeheien (Norwegen), Funde der Steinzeit 44.
Holla 259, 266.
Holland, Moorleichen 160.
Holzbau bei den Germanen 139.
Holzeimer mit Eisenrest, ält. Latènezeit 14.
Hönningen (Kr. Neuwied), Limes 18.
Horchheim (Kr. Koblenz), Fundstelle der jüng. Bronzezeit 7.
— Gräberfeld der ält. Latènezeit 14.
Hornstein von Teterow 186.
— Hohlschaber 199.
— Querbeil 187.
— Spalter 189.
Horus 265, 272.
Hosen an Moorleichen 160.
Hoym (Anhalt), Hausurnen 137.
Hügelgräber der Bronzezeit in Rügen und Vorpommern 148.
— der jüng. Bronzezeit mit Leichenbrand in Mitteleuropa 316.
— der ält. Hallstattzeit im Neuwieder Becken 8.
— der jüng. Kaiserzeit in Roszkow und Siedlemin in Posen 297.
— slaw. in Pommern 155.
— s. Grabhügel, Erdhügel.
Hügelgräberkultur, schwäb.-bayerisch-südböhmische 313, 316.
Humanismus, in der Frage über die Herkunft der Germanen 158.
Hund, Sternbild 269.
— Zähmung 113.
— der Nehalennia beigegeben 265.
— auf babylonischen Grenzsteinen 272.
Husum (Schleswig), Fundort d. jüng. Ancylus- und Litorinazeit 181.
Hüttenbewurf 10.
Hymir 257.
Hypokausten 139.

Digitized by Google

Ich, Endung 16.
Idun 264, 266, 271, 274, 275.
Illyrischer Stamm 319.
Iltis von Viste 35.
Imir 257.
Indische Arier 113.
Indischer Tierkreis 272.
Indogermanen, Herkunft aus Asien 159.
— in Mitteleuropa 318.
Indogermanische Lautverschiebung 108, 114, 277.
— Mythologie 113.
— Sprachen 113.
— Urheimat 111.
— Ursprache 97, 111.
Ing 264, 266.
Ingunar 264.
Ingwina-ar 264.
Ingwäonen 264.
Ino 265.
Iranische Gottheiten 113.
Iranisch-indische Sprache 114.
Isis 265.
Iss, Runenname 264.
Issendorf (Kr. Stade), sächs. Urne 279.
— Friedhof 280.
Italer 113, 319.
— zunehmende Kurzköpfigkeit 114.
Italien, Buckelurnen 314, 320 ffg.
Italische Sprache 113.
Ithyphallische Hermen 256.

Jacobi-Homburg † 326.
Jacubowo (Kr. Samter), Grossbronze von Gordian III 295.
Jäderen (Norwegen) 30.
— grosse Spalter 32.
— Bronzezeitgräber 58.
— Erdhügel der Bronzezeit 61.
— Hausreste 136.
Jägerhaus b. Urmitz, Funde der jüng. Bronzezeit 4, 5, 6, d. ält. Latènezeit 14, frühröm. Gräberfelder 16, uralte Strassenabzweigung 17.
Jägerstämme, steinzeitliche, Bedeutung der Tierdarstellungen 212.
Jahn, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Jämtland, arkt.-balt. Funde 40.
Janus 257.
Jaspis, Tierfiguren von Termini 207.
Javanischer Tierkreis 272.
Jenerálka b. Prag, Fundort bemalt. neolith. Keramik 237.
— Art des Ornaments 243.
Jíra, J. A., als Prähistoriker 328.
Joch, Sternbild 269, 272.
— auf babylonischen Grenzsteinen 272.
Jomsburg auf Insel Wollin, Schwerter d. Wikingerzeit 155.
Jordansmühl (Schlesien), Trichterrandbecher 285.
Jordansmühler Typus in Böhmen 227, 244 ffg., 251.
— in Mähren 227, 245, 251.
Julfest 275.
Julianus 22.
Jungfrau, Sternbild 268.
Jupiter 268.

Kachelofen i. oberdeutschem Hause 139.
Kadmos, Erfinder d. Buchstabenschrift 100, 101, 106.
Käfer, Sternbild 272.
Kahle Berge b. Teterow als Kultplatz 218.
Kalbe a. d. Milde s. Calbe.
Kaltenengers (Kreis Koblenz), uralte Strassenabzweigung 17.
— fränk. Grabfeld 26.
Kämpagrafvar 135.
Karelischer Beiltypus 40, 45.
Kärlich (Kr. Koblenz), Namensableitung aus dem Gallischen 16.
— fränk. Grabfeld 26.
Karmöen (Norwegen), Erdhügel der Bronzezeit 61.
Karolinenhof (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Karpen 322.
Karpodaken 130, 313 ffg., 316, 322 ffg.
Karpodakische Kultur 129.
— Funde aus Posen 292.
Kartause, Plateau b. Koblenz, Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 6.
Kasekow (Kr. Randow, Pom.), Grab d. jüng. Bronzezeit 148.
Kastelle, röm., am Limes 19.
Kastengräber der jüng. Latènezeit 15.
Kaun, Runenname 256, 272.
Keile im Chelléenstil v. Teterow 204.
— von Wustrow 205.
Keilschrift bei den Phönikiern 101, bei den Sumerern 99.
Kelten 112, 113, 313, 319 ff.
— Skelettbestattung 13.
Keltische Fluss- und Bergnamen in Süddeutschland 314, 319.
Keltische Grenze gegen die Germanen seit der 2. Periode der Bronzezeit 130, 313, 319.
— am Rhein 13.
— Sprachen in Süddeutschland 314, 319.
Keramik in Böhmen, Mähren und angrenzenden Ländern, neolith. 225 ffg.
— in Fergitz 80, 81, 82, 90—92.
— in Norwegen, der arktisch-baltisch. Kultur 42, der Völkerwanderzeit 67.
— in Pommern, Funde 143 ffg.
— in Posen, Funde 292 ffg.
— in Teterow nicht vorhanden 217.
— mit Kerbschnitt 130.
Kerbschnittkeramik 130, 313.
Kerbschnittmuster an Schuhen von Moorleichen 161.

Digitized by Google

Kernschaber in Calbe, Campigny, Maglemose 200.
— nicht in Teterow 200.
Kernstückspalter von Teterow 177.
Kesselheim (Kr. Koblenz), Kastellanlage des Drusus 18.
Kettig (Kr. Koblenz), Namensableitung aus dem Gallischen 16.
— röm. Funde 25.
— fränk. Grabfeld 26.
Keulen der arktisch-baltisch. Kultur 40.
— von Teterow 177, 203.
Keulenköpfe der arktisch-baltisch. Kultur 40.
Keulensteine der arktisch-baltischen Kultur 41.
Kiefernwaldflora in Ancyluszeit 180.
Kielkratzer von Teterow 197.
Kieseln, bemalte, von Mas d'Azil 99, 267.
Kinderspielzeug, steinernes, v. Teterow 211.
Kirchdorf (Pommern), Funde der Litorinazeit 144.
Kjökkenmöddinger s. Muschelhausen.
Klamorna (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.
Klapperringe an Oberbeinspiralen 151.
Klassische Kultur, Beziehungen zu Norwegen 65.
Klebs-Königsberg † 327.
Kleinskulpturen der arktisch-baltischen Kultur in Norwegen 42, 44, 46.
Klein-Zarnow (Pommern), bronz. Oberbeinspiralen 151.
Klemm, Verfasser eines 1836 herausgegebenen Handbuchs der german. Altertumskunde 282.
Klempenow (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Knochengeräte der arktisch-baltischen Kultur 41.
Knochenglätter von Viste 34.
Knochenharpunen v. Calbe 181, 215, 219.
— von Maglemose und Waren 215.
— nicht in Teterow 215.
— von Viste, zusammen mit Spaltern 35.
Knochenhöhle b. S. Kanzian 132.
Knochenpfriem, ält. Hallstattzeit 10.
Knorr-Kiel, auswärt. Mitglied der Dän. Ges. für nord. Altertum 167.
Koblenz (Stadt), Funde der ält. Latènezeit 14.
— frühröm. Gräberfeld 16.
— röm. Meilenstein 18.
Kastellanlage des Drusus 18.
— röm. Befestigungsanlage 21.
— römische Brücke über die Mosel 21, 22.
— röm. Münzfunde und Gräber 23, 24.
— fränk. Grabfeld 26.
— spätere Schicksale bis zum 9. Jahrhundert 26, 27.
Koblenz-Neuendorf, Funde der ält. Latènezeit 14.
— Funde der Spätlatènezeit (darunter viele Waffen) 16, 24.
— Kastellanlage des Drusus 18.
— frühröm. Gräberfeld 16, 24.
Koblenzer Stadtwald, Funde der jüng. Bronzezeit 6.
— Funde der ält. Latènezeit 14.
— Wallburg auf dem Dommelsberg 14, 15.
— Trevererdorf 15, 139.
— Kastengräber der jüng. Latènezeit 15.
— Heiligtum des Merkur und der Rosmerta 23.
Kobylice (Böhmen), Trichterrandbecher 287.
Kolberg (Pommern), Zinnfund 144.
Kollatz (Pommern), Handbergen 150.
Köln, fränk. und wieder röm. 23.
Kölner Chaussee, uralte Strassenanlage 17.
Königsaue (Kr. Aschersleben), Hausurne 137.
Königsrune 256.
Königswalde (Neumark), Reste v. Verschlackung 94.
Koniko (Kr. Schrimm), german. Urnen 294.
Konische neolith. Gefässe 228.
— Technik d. Herstellung 7.
Köpfung als Todesstrafe 103.
Körperbau, Einfluss auf d. Sprache 112.
Kossinna-Berlin, auswärt. Mitglied der Dän. Ges. f. nord. Altertum 167.
— Ansprache in Dortmund 312.
Kötheler Aa b. Teterow, 171, 172.
— Bachufer b. Teterow, fester Wohnplatz 219.
Kozieglowy (Kr. Posen-Ost), Hacksilberfund 297.
Kranichkopf aus Feuerstein v. Teterow 210.
Kragenfläschchen, nicht in Böhmen 287.
Krebs, Sternbild 269.
— in Verbindung m. Hermes u. Thot 272.
— in d. Bedeutung Geschwür 272.
Kreepen (Hannover), Moorleiche 160.
Kriegergrab, gallisches, im Neuwieder Becken 14.
Kristianiafjord (Norwegen), Felsenzeichnungen d. Bronzezeit 59.
— grosse Spalter 32.
— Wohnplätze d. Nöstvetgruppe 37.
Kristiansund (Norwegen), Funde der Muschelhaufenzeit 32, 33.
Kronos 264.
Krückenkreuz, auf Boden spätslaw. Tongefässes 91, 92.
— Herleitung aus d. vierspeichigen Rade 92.
Kruckow (Pomm.), Miniatursteinbeil 148.

Digitized by Google

Krug mit Kugelbauch und Trichterhals s. Trichterhalskrug.
Krüssow (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Krysing, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Kugelamphoren in Böhmen 287.
— in Pommern 146.
Kugelbombenförmige Gefässe d. Bandkeramik 231.
Kugelflasche, ält. Bronzezeit 2.
Kujawische Gräber in Hinterpommern 144.
Kulturbesitz, mittel- u. nordeuropäischer, hohes Alter 98.
Kupfersachen, fehlen in Norwegen 52.
Kupferzeit in Mitteleuropa 52.
Kurzköpfige Rassen, des Flénusien, Asylien, Campignien 220.
— in den Höhlen bei S. Kanzian 133.
— Sprachlaute 112.
Kurzköpfigkeit, zunehmende b. Italern und Griechen 114.
Kurzschwerter, trianguläre, Fundorte 318.
Kyprische jüng. Silbenschrift 278.
Kyprisch-griechische Silbenschrift 106, 275.

Lackmann, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Lachsgestalt d. Loki 263.
Lahn (Fluss), genannt b. Geographen v. Ravenna 26.
— Namensableitung a. d. Gallischen 16.
Laibacher Moor 245.
Lalendorf (Mecklenburg) 171.
Lame à dos abattu, Art v. Feuersteinmesser 202.
Lamprecht 123, 128.
Landgermanen 112, 113, 274.
Langköpfige Rassen, Cro-Magnon und Aurignacien 220.
— Sprachlaute 112.
Langobarden auf Markussäule 138.
Lanzen der jüng. Latènezeit 16.
— bronz. u. eisern. v. S. Kanzian 131, 132.
Lappenbeil mit Öse 2.
Lappische Bevölkerung i. nördl. Skandinavien 31.
Lassek-Luban (Kr. Posen-West), Funde d. jüng. Neolith. 291.
Latdorf-Bernburger Typus, Volk 319.
Lateinisches Alphabet 109, 277.
Latènefibel mit Näpfchen von Zeblin (Pom.) 150.
Latènezeit im Neuwied. Becken 13 ffg.
— Funde in Posen 292 ffg.
— Hausreste in Steinfeld (Han.) 137.
Latkowo (Kr. Hohensalza), Glasflasche 156.
Latowitz (Kr. Ostrowo), Funde d. karpodak. Kultur 293.
Laugardagr 260.
Lausitz, Brandgräberkultur d. Bronzezeit 313, 325.
— Grenze zwischen Ost- und Westgermanen 325.
— im 1. Jh. nach Chr. unbewohnt 325 f.
Lautverschiebung, german. 108.
— indogerman. 114, 277.
— hochdeutsche 110.
Le Campigny s. Campigny.
Le Catenoy (Frankreich), Fundort des Campignien 180.
Le Grand Pressigny, Pickel 192.
Lehmfiguren aus Mähren 229.
Lehn (Hannover), Moorleiche 160.
Leibnitz, in der Frage über Herkunft der Germanen 159.
Leichenbrand der Germanen am Rhein zur Latènezeit 13.
— in Pommern zur röm. Kaiserzeit 152.
Leine (Pommern), Hügelgräber der Bronzezeit 148.
Leinwand um Schläfenringe 155.
Lengyel (Ungarn), neolithische Gefässformen 228.
Lengyelscher Gefässtyp in Podbaba 245.
Lettische Mythen 266, 274.
Lettnin (Kr. Pyritz), Fibeln der röm. Kaiserzeit 152.
— slaw. Skelett mit Münze 155.
Leuchter, neolith. Gefässform in Ungarn und Mähren 228.
Leukothea 265.
Leupoldt, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Leutesdorf (Kr. Neuwied), fränk. Grabfeld 25.
Lietzow auf Rügen, Funde der Litorinazeit 144, 181.
Limes 18, 19.
Limhamn (Schweden), zeitlich parallel den ält. Muschelhaufen 179.
— Faustkeil 204.
— Gratbeil 185.
— Pfeilspitze 189.
— Planäxte 187.
Linksläufige german. Runenschriften 99.
Linnes (Norwegen), Tierfigur aus Bernstein 44.
Lister (Norwegen) 30.
— grosse Spalter 32.
— Erdhügel der Bronzezeit 61.
Litorina litorea (Muschelart) 33, 180.
Litorinabevölkerung 219.
Litorinakultur, Verhältnis zum Flénusien 180.
— Verwandtschaft m. Teterower Funden 215.
Litorinasenkung 218.
Litorinazeit 180.
— ältere parallel d. jüng. Asylien 179.
— in Pommern 144.

Digitized by Google

Litzel, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Lobositz (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.
Lodur 266, 267.
Löffel aus Erde, als Begleiter der bemalt. neolith. Keram. in Mähren 247.
Logna = Lahn 26.
Lögr, Runenname 260.
Loki 258, 260, 261, 262, 266, 267, 271, 273, 274, 275.
Lona = Lahn 16.
Losstäbe 104, 117, 276.
Löwe, Sternbild 269, 271.
— auf babylonischen Grenzsteinen 272.
Lübbensee (Neumark), Insel mit Verschlackung 94.
Lübsow (Pommern), röm. Bronzegefässe 152.
Lüdershagen (Mecklenburg), Gratbeil 185.
Ludwigsberg (Kr. Schrimm), Funde spätslaw. Zeit 297.
Lützel-Koblenz, Wohnstätten der ält. Hallstattzeit 10, 11.
— fränkische Namensableitung 27.
L'Yonne (Frankreich), Fundort des Campignien 180.

Mäandergefässe aus Pommern 153.
Madhr, Runenname 257.
Magdalénien, Auftreten d. Flénusien am Ende des Spätmagdalénien 180.
— Formen bis in d. Campignien 205.
— in Termini Imerese (Sizilien) 207.
Maglemose (Dänemark), diese Periode nicht in Norwegen vertreten 31.
— Vergleiche mit Teterow und Calbe 179, 182, 214, 221.
— schwimmende Flösse 218.
— Gratbeile 184.
— Kernschaber 200.
— Pickel 192.
— Spitzen 192.
— eigentlicher Wohnplatz 218.
Mahlsteine von Fergitz 80.
— sogen. Napoleonshüte d. Hallstattzeit i. Neuwied. Becken 8, 10.
Mähren, neolith. Keramik, zeitliches Verhältnis zu Böhmen 249 ffg.
— bemalte Keramik 225 ffg., 249.
— Jordansmühler Typus 245, 251.
— Lehmfiguren 229.
— Obsidian 229.
— Bronzezeit 318.
Major, schrieb i. 17. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Mallendar (Kr. Koblenz), Namensableitung aus d. Gallischen 16.
Mânadagr 260.
Manen, Opferzeit 275.
Mannus 257, 266, 271, 275.
Manschettenarmbänder aus Bronze 317.
Maria, in lettischen Mythen 266.
Markussäule, Rundhütten 134, 138.
Mars 268.
— Name der Pfeilrune 255.
Marx-Etzel (Hannover), Moorleiche 160.
Mas-d'Azil, bemalte Kiesel 99, 267.
Masch, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Matriniacum = Metternich 16.
Matzdorf (Pommern), Hammersteinbeil 148.
Mayen (Kr. Koblenz), Hügelgräber der jüng. Hallstattzeit 13.
Mecklenburg, Eiszeit 218.
— Bedeutung d. Teterower Funde 220.
— Überreste von Verschlackung 94.
Megalithische Gräber, fehlen in Norwegen 49, 50.
— in Pommern 146.
Megalithkeramik, nordwestdeutsche 287.
Meilensteine, römische im Neuwieder Becken 18.
Meisselförmige Geräte von Teterow 177.
Melos, Alphabet 106.
Melzow (Uckermark), Funde der Steinzeit 82.
— westgerman. Gräberfeld aus d. ält. röm. Kaiserzeit 83.
— slawische Tongefässe 90.
Mentone, Steatitfigur 212.
Menschliche Darstellungen aus Stein von Teterow 212.
Menschenköpfchen, zusammen mit bemalt. neolith. Keramik v. Šarka 248.
Menschenrasse, kleinere, v. Teterow u. Ofnethöhle 176.
Menzel, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Merkur, Heiligtum im Koblenzer Stadtwald 23.
— Planet 100.
Mesolithikum 181.
Messer aus Bronze 3, 132.
— aus Feuerstein von Teterow 177, 178, 202.
— aus Schiefer der arktisch-baltischen Kultur in Norwegen 40, 44, 46.
— s. Rückspan-, Span-.
Mesvinien, Typen von Gafza (Südtunesien) 176.
Met 258.
Metgott, german. 258.
Metallring, gewundener, der ält. Latènezeit von Weissenturm 14.
Metternich (Kr. Koblenz), Funde der jüng. Bronzezeit 5, 6.
— graphitierte Urne d. jüng. Hallstattzeit 13.
— Namensableitung aus dem Gallischen 16.
— röm. Funde 25.
— fränk. Grabfeld 26.

Digitized by Google

Miala (Kr. Filehne), Gefässe der karpodak. Kultur 293.
Michelsberg, Kruggefässe 315.
Mitgliederbeitrag, Erhöhung auf 12 Mk. 329.
— der Berliner Zweiggesellschaft 2 Mk. 329.
Milchstrasse 273.
Mimir 103, 257, 258.
Miniatursteinbeil von Kruckow 148.
Minoische Hieroglyphenschrift 97, 278.
Mitglieder, 1911 neu eingetreten 328.
Moabitisches Alphabet 105.
— Vergleichung mit Runen 260 ffg.
Modrzezewie (Kr. Wongrowitz), Tontischchen 292.
Mölln (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Mondgott, german. 257.
Mondhenkelkrüge 287.
Mons (Belgien), Fundort des Campignien 180.
Montelius, Chronologie der Steinzeit 39, 51.
— Beginn der Eisenzeit in Skandinavien 63.
— Einteilung der Eisen- und folgenden Zeit in Skandinavien 64.
— zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte ernannt 330.
Moorleichen 160.
Morgensterne, Art von Schleudersteinen 201.
Mosso-Turin † 158.
Moustierspalter, Vergleichung mit Teterow 190.
Möwenkopf aus Feuerstein von Teterow 210.
Mühlhofen (Kr. Koblenz), Hals- u. Armringe der jüng. Hallstattzeit 13.
— röm. Brandgräber 25.
— fränk. Grabfeld 26.
Mülheimer Hecken (Kr. Koblenz), Fundstelle der jüng. Bronzezeit 6.
— alte Strassenanlage 17.
— frühröm. Brandgräber 24, 25.
Müller, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Müller-Friesack † 328.
Mullerup s. Maglemose.
Münze d. Postumus in Koblenz gef. 18.
— zwischen den Zähnen eines Skelettes der slaw. Zeit 155.
Münzfunde, röm., in Koblenz 23.
Musaios 101.
Museum zu Dortmund 312.
— zu Naumburg 311.
— zu Posen 289.
— zu Neuruppin 309.
— zu Stettin 140.
Muschelhaufen s. Dän. Muschelhaufen.
Musshardt, Vorgänger des Dreiperiodensystems 279.
Mutterrecht 128.
Mützenurnen aus Pommern 150.
Mythologie, indogermanische 113.

Nabeln an neolith. Gefässen 228.
Nachtgleichen 269.
Nadel, bronz. durchlochte, mit geschwollenem Hals 313, 314, 320.
— bronz., mit senkrecht durchlochtem Kugelkopfe 317, 318.
— eis., m. Bronzescheibe v. Alttomischel 293.
— s. Rad-, Rollen-, Ruder-, Scheibenkopf-, Spiralkopf-.
Nassenheide (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Naturvölker, Analogien 128.
Naud, Runenname 264.
Naugard (Kreis), Feuersteinarbeitsstätten 146.
Naumburg a. S., Altertumsmuseum 311.
Nebel (Bach i. Mecklenburg) 171.
Nebo, assyrischer Gott, 102.
Nedlitz s. Römerschanze.
Nehalennia 265.
Nemeter 13.
Neolithische Keramik i. Böhmen und Mähren 225 ffg.
Neolithischer Himmelsgott 100.
Neolithikum, Funde aus Posen 290.
— vergl. Steinzeit.
Neptun 265.
Nerva, Meilenstein 18.
Nette (Nebenfluss d. Rhein), Namensableitung aus dem Gallischen 16.
Netz, Erfindung d. Loki 260.
Neuhäusel (R. B. Wiesbaden), Niederlassung der jüng. Hallstattzeit 11, 12.
— Paukenfibel 13.
— Grabfund d. ält. Latènezeit 14.
Neukalen (Mecklenburg) 171.
Neumark, Grenze zwischen Germanen und Karpodaken 323 ffg.
Neu-Ruppin, Zieten-Museum 309.
Neu-Veersen (Hannover), Moorleiche 160.
Neuvorpommern, megalith. Bauten 146.
Neuwied, Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 6.
Neuwied-Heddesdorf, röm. Brandgräber 25.
— fränk. Grabfeld 25.
Neuwolkwitz (Pommern), Dolch und gold. Noppenring d. Bronzezeit 150.
Neuzedlitz (Kr. Witkowo), ostgerman. Funde 295.
Niaux b. Tarascon (Pyrenäen), Höhlenzeichnungen 100.
Nida = Wied (Fluss), b. Geographen v. Ravenna genannt 26.
Niebuhr 123.

Digitized by Google

Niederberg (Kr. Koblenz), Hochackeranlage 15.
— Limeskastell 19, 20.
— röm. Töpferofen 25.
— fränk. Grabfeld 26.
Niederbieber (Kr. Neuwied), Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 6.
— Latènescherben 16.
— Limeskastell 19, 20.
— fränk. Grabfeld 25.
Niedergermanien 18.
Nieder-Jeser (Kr. Sorau), Hausreste 138.
Niederlahnstein (R. B. Wiesbaden), geschweiftes Messer d. jüng. Bronzezeit 3.
— Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 7.
Niederlausitz, Hausreste 138.
Niederösterreich, bemalte neolithische Keramik 225.
Nitz = Nette 16.
Njord 113, 256, 258, 263, 264, 266, 271, 272, 274, 275.
Noatun 264.
Noek 258.
Noppenring, gold., v. Neuwolkwitz 150.
Nordgermanen, Haus 135.
Nordindogermanen 318.
Nordische Keramik in Böhmen 234.
Nordische Runenreihe 277.
Nordisches Uralphabet 116.
Nordwestdeutschland, Megalithkeramik 287.
— Moorleichen 160.
Nornen 264.
Norwegen 29 ffg.
Nöstvet (Norwegen), Wohnplatz 37.
Nöstvetgruppe 35, 37, 47.
Nöstvetbeile 44.
Not, Runenname 264, 265.
Novesium, bei Ammianus genannt 22.
Nuclei = Kernsteine, nicht in Teterow 201.

Oberaltendorf (Hannover), Moorleiche 160.
Oberbeinspiralen, bronz., von Klein-Zarnow 151.
Obergermanien 18.
Oberlahnstein a. Rhein, Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 7.
Oberlausitz, slaw. Burgwälle 94.
Oberwerth (Insel i. Rhein b. Koblenz), Fundstelle d. jüng. Bronzezeit 6. röm. Fähre u. röm. Münzen 23.
Obliwitz (Pommern), Hausurne 136.
Obsidian aus Mähren 229, 249.
Oder (Fluss), Funde von Schwertern d. Wikingerzeit 155.
Odhin 103.
Odinsdagr 260.
Ofnethöhle, kleinwüchsige Bevölkerung 176.
Öland, kämpagrafvar 135.
Olearius, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Orensen, Ausgrabungen im 18. Jahrhundert 279.
Orpheus 101, 258.
Osiris 265.
Oss, Runenname 262.
Ostara 262, 274, 275.
Ost-Deutschland, Mondhenkelkrüge fehlen 287.
— Trichterrandbecher 287.
Osterfest 275.
Ost-Frankreich, Buckelurnen 130.
Ostgermanen, in der Uckermark 83.
Ostgermanische Funde aus Posen 295.
Ostraea (Muschelart), Schalen v. Viste 33.
Ovideo (Asturien), westgotische Halle 135.

Paatzig (Pommern), Hacksilberfund 155.
Palaimon 265.
Palamedes 100, 101, 106, 273.
Papageischnabel, Art von Spitzschaber, v. Teterow 177, 200.
Papiermühle (Kr. Meseritz), Funde d. jüng. Neolithikums 291.
Patella (Muschelart), Schalen v. Viste 33.
Paukenfibel 13.
Pech, Verwendung i. d. bemalten neolith. Keramik 238 ffg., 252, 253.
Peene (Fluss in Pomm.), Funde von Schwertern und Goldringen der Wikingerzeit 155.
Pegasus, Sternbild 270.
Peloponnes, Eroberung durch die Dorier 275.
Perkun 266.
Perser, winterliche Festzeit 275.
Peschiera (Oberitalien), geschwollene durchlochte Nadel 314, 320.
— Zeit der Pfahlbaufunde 320.
Pfaffendorf (Kr. Koblenz), Fundstelle der jüng. Bronzezeit 7.
— Grabfund der ält. Latènezeit 14.
Pfeilerfindung 113, 255.
Pfeilgift, mögliche Verwendung in Teterow 195.
Pfeilgottheiten 259.
Pfeilrune 255.
Pfeilspitzen aus Bronze v. S. Kanzian 131.
— aus Feuerstein von Fergitz 80; von Calbe 192; von Limhamn 189; von Maglemose 192; von Teterow 177, 189, 192, 194, 195; von Viste 34.
— aus Schiefer der arktisch-baltischen Kultur in Norwegen 40, 45.
Pfeilzeichen auf Abbildungen d. Bison 100.
Pferd, Zähmung 262.

Digitized by Google

Pferdedarstellungen aus Feuerstein von Termini-Imerese 209.
Pferdefigur aus Ton, Schale tragend, jüng. Hallstattzeit 309.
Pferdekopf a. Feuerstein v. Teterow 210.
Pferde- oder Elchbüste aus Feuerstein von Teterow 209.
Pflug = ar 264.
— Beziehung zur Göttin Berchta 261.
Pfostenlöcher 134.
Phönikier, angebliche Erfinder der Buchstabenschrift 98, 101.
Phönikisches Alphabet 97, 106, 116, 118, 276.
— Uralphabet 106, 107, 116.
Pič, J. L., † 328.
Pickel, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Pickel von Teterow 177, 178, 190, 191.
Pipenstopper als Name für Art von Bohrern aus Feuerstein 197.
Planäxte von Limhamn 187.
Plattenfibel, bronz., von Gartz 153.
Plinius 134.
Podbaba b. Prag, Fundort neolithischer Keramik 228, 234, 236, 241, 245, 247, 248.
Poggenwerder s. Alt-Ruppin.
Polchlepp (Pommern), röm. Gläser und Eibenholzciste 152.
Polen, Mondhenkelkrüge 287.
— Trichterrandbecher 287.
Pommern, Funde 143 ffg.
— Überreste von Verschlackung 94.
Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Gesellschaft für, Entwicklung 140.
Poseidon 265.
Posen (Provinz), Funde 289 ffg.
Posen (Stadt), Glasflasche 157.
— Hirschgeweihhacke 291.
— spätslaw. und frühhistor. Funde 297.
Posthumus 20.
— Münze 18.
Potzlow (Uckermark), slaw. Tongefässe 90.
Povegliano (Oberitalien), geschwollene durchlochte Nadel 314, 320.
— Skelettgräber 320.
Präzession der Nachtgleichen 269.
Primitive Völker 126.
Princastellum = Bernkastell 26.
Probus 20.
Prosna (Fluss in Posen), Funde aus dem ält. Neolithikum 291.
Pyritz (Kreis), Feuerstein-Arbeitsstätten 146.

Quadriburgium, bei Ammianus genannt 22.
Quarzitsandstein, Querbeil 186.
Querbeile v. Teterow 186, 187.

Radekow (Pommern), Handbergen 150.
Radnadel d. ält. Bronzezeit 2.
Radreifen, eis., d. ält. Latènezeit 14.
Raeid, Runenname 262.
Randbeile aus Pommern 143.
Ranke 123.
Rassenbewusstsein, germanisches 158.
Rassenverschiedenheiten in Norwegen in der Steinzeit 50.
— in Mitteleuropa z. Bronzezeit 314 ffg.
Regaisus, Frankenkönig 22.
Regin 262.
Reibsandsteine, gef. bei Gefässen der bemalt. Keramik 239.
Reibstein v. Fergitz 80.
— aus Basaltstein aus d. ält. Hallstattzeit 10.
Reifen aus Bronze v. Fergitz 80.
Reihenbestattung i. slaw. Gräberfeld in Pommern 155.
Reihengräber, fränkische, i. Neuwieder Becken 25.
Reitergottheiten 113, 262, 266.
Rekow (Pommern), Hügelgräber der Bronzezeit 148.
Remagen a. Rhein, bei Ammianus genannt 22.
Remsteken b. Koblenz, Funde d. jüng. Latènezeit 16.
Rentier-Felsenzeichnungen 42, 220.
— Knochen und Horngeräte im Magdalénien 180.
Reusch, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Rhein, Namensableitung aus d. Gallischen 16.
Rheinbrohl, Limeskastell 18.
Rheingegend als Fundort d. Campignien 180.
Rheinübergänge Caesars 17.
Rhens (Kr. Koblenz), Funde der jüng. Bronzezeit 6.
— Wohnstätten der ält. Hallstattzeit 10, 11.
Rhode, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Riegener Moor (Hannover), Moorleiche 160.
Riesenhirsch, Reste v. Endingen 144.
Rigomagum = Remagen 22.
Rigr 257, 266, 267.
Rig-Veda 113.
Rind, Knochen v. Fergitz 80.
— Knochen und Zähne aus Gruben der ält. Hallstattzeit 10.
— Zähmung 113.
Rivnač (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.
Rodenbach (Kr. Neuwied), Funde der jüng. Bronzezeit 6.
Roggow (Pommern), eisenzeitl. Brandgruben 151.
Rollennadel d. jüng. Bronzezeit 5.

Digitized by Google

Römer, Ende ihrer Herrschaft am Rhein 23.
— Verhältnis zur Buchstabenschrift 276.
— winterliche Festzeit 275.
Römerschanze b. Nedlitz b. Potsdam, Art d. Befestigung 83.
— germanisch oder karpodakisch 324.
— Hausreste 137.
Römische Kaiserzeit im Neuwieder Becken 17 ffg.
— in Norwegen 64, 65.
— in Pommern 152 ffg.
— in Posen 295 ffg.
Römische Bronzegefässe von Lübsow (Pommern) 152.
— Glasgefässe aus Pommern 152.
— Münzen im Neuwieder Becken 18, 23.
— in Posen 295.
Römischer Bauernhof, Art d. Anlage 139.
— Götterhimmel 102.
Rosmerta, Heiligtum im Koblenzer Stadtwald 23.
Rosow (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Roszkow (Kr. Jarotschin), dicknackiges Beil 292.
— Hügelgrab d. jüng. Kaiserzeit 297.
— slaw. Emailperle 297.
Rowen (Pommern), slaw. Hügelgräber 155.
Rübenach (Kr. Koblenz), Funde der jüngeren Bronzezeit 6.
— der älteren Latènezeit 14.
— Namensableitung a. d. Gallischen 16.
— alte Strassenabzweigung 17.
— röm. Funde und Gräber 24.
Rückspanmesser von Teterow 177, 202.
Rudernadeln d. I. Per. d. Bronzezeit i. d. Schweiz u. Süddeutschland 317.
Rufiniacum = Rübenach 16.
Rügen, Analogien zu Teterow 179.
— Feuerstein-Arbeitsstätten 146.
— Fundorte d. jüng. Ancylus- und Litorinazeit 181.
— Hügelgräber der Bronzezeit 148.
— megalithische Bauten 146.
Ruherten b. Nürnberg, Grab d. I. Per. der Bronzezeit 317, 318.
Rundhütten 135.
Runen, in Norwegen 65, 66.
— entlehnt der spätgriechischen Kursive 97.
— linksläufig geschrieben 99.
— älteste, gabelförmige Zweigstücke 104.
— insbesonders behandelt 114 ffg., 255 ffg.
— zur Zeitmessung 267.
Ruppin (Kreis), Zietenmuseum 309.

Saalegegend, Trichterrandbecher 287.
Sachsen (Provinz), Trichterrandbecher 283, 287.
Sächsisches Haus 136.
Sächsische Urnenfriedhöfe 161.
Sächsische Urnen in Musshardts Berichten aus dem 18. Jahrhundert 279.
Sackern (Kr. Rawitsch), bronz. Trensenteil, karpodak. 293.
Salon noir s. Niaux.
Salten (Bzrk. in Norwegen), Beilschaft aus Hirschgeweih 59.
Saltholmflint, Feuersteinart 175.
— Faustkeil 204.
Sa. Kanzian, Höhlenfunde 131 ffg.
Sa. Luzia 131.
Sandstein, nicht in Teterow verwendet 175.
— Schleifsteine von Nöstvet 37.
Säntenich (Kr. Koblenz), Namensableit. aus dem Gallischen 16.
— alte Strassenanlage 17.
— röm. Funde 24.
Šarka (Böhmen), Fundort neolith. Keramiken 232, 236, 237, 242, 248.
— Mondhenkelkrug 287.
Saturn, Planet 100.
Saturnus 260.
Sayn, Namensableitung aus dem Gallischen 16.
Schaber von Friedenhorst 290.
— von Teterow 177, 197 ffg.
— s. diskoide, Kern-, Scheiben-, Span-, Spitz-.
Schadeleben (Kr. Aschersleben), Trichterrandbecher 284.
Schädeltypen in Mitteleuropa zur Bronzezeit 313 ffg.
Schaf, Knochen von Fergitz 80.
Schaftlochbeile (in Norwegen) aus Stein 51, 54.
— aus Bronze 55.
Scharka s. Šarka.
Scheibenkopfnadel von Glendelin 148.
Scheibennadeln der I. Bronzezeit in der Schweiz und Süddeutschland 317.
Scheibenkratzer, doppelte von Teterow 199.
Scheibenschaber von Teterow 177, 198.
— von Faareveile und Wustrow 199.
Scheibenspalter von Feuerstein in Norwegen 32.
— von Ertebölle 183, 189.
— von Teterow 177, 188.
— aus Grünstein 37, 45.
Schichagora (Kr. Neutomischel), Scherben karpodak. Kultur 293.
Schildbuckel der spät. Latènezeit 16.
Schiefer, arktische Schieferkultur in Norwegen 31, 40, 44, 46.
Schlacken s. Verschlackung.
Schlackenkuchen aus Eisenschmelzofen 295.
Schläfenringe 90, 155.
Schlagsteine von Teterow 201.
Schlaner Berg (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.

Digitized by Google

Schleifsteine aus Sandstein von Nöstvet 37.
Schlesien, slaw. Burgwälle 94.
Schleswig-Holstein, Analogien zu Teterow 179.
— Fundorte der jüng. Ancylus- und Litorinazeit 181.
Schleudersteine von Calbe, Teterow und dän. Muschelhaufen 200, 201.
Schlopcke, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Schmelzöfen für Eisen 295, 297.
Schmiedeberg (Uckermark), slaw. Tongefässe 90.
Schmidt, Erich, Bromberg † 327.
Schmolsin (Pommern), Feuersteingeräte der Tardenoisien 146.
Schneeschieberförmige Feuersteingeräte von Teterow 206.
Schnurkeramik in Böhmen 287.
— Wülste an Gefässen 288.
— Volk 319.
Schnurornament in d. neolith. Keramik in Böhmen, verschieden von dem der eigentlichen Schnurkeramik 232.
Schnurverzierte Gefässe aus Pomm. 146.
Schonen, Analogien zu Teterow 179.
— Hausurne 136.
Schönenberg (Pommern), eisenzeitliche Brandgruben 151.
Schönfeld (Pommern). eisenzeitliche Brandgruben 151.
Schossow (Pommern), Dolch d. Bronzezeit 150.
Schottland, Kolonisierung von Norwegen aus 71.
Schriftzeichen, südeuropäische 114, 117.
Schuchhardt-Berlin, ausw. Mitglied der Dän. Ges. f. nord. Altertumskunde 167.
Schulenburg, schrieb im 17. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Schuhleistenform in Podbaba 245.
Schuhleistenkeile, Vergleich mit Runenzeichen 260.
Schüsseln der jüngeren Bronzezeit 4.
Schütze, Sternbild 268.
Schwabe, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Schwarzochs b. Prag, Köpfchen eines Stieres als Ornament neolithischer Keram. 252.
Schweden, arktisch-baltisch. Gruppe 38.
Schwedt a. Oder, Krückenkreuz auf slaw. Tongefäss 92.
Schwein, Knochen aus Gruben d. ält. Hallstattzeit 10.
— aus slaw. Herdstelle v. Fergitz 80.
— Zähmung 113.
Schwennenz (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Schwerter aus Bronze v. S. Kanzian 132.
— mit Eisenscheide der jüng. Latènezeit 16.
Schwerter mit röm. Fabrikstempel aus Norwegen 64.
— von fränkisch-merowingisch. Typus in Norwegen 71.
— der Wikingerzeit in Pommern 155.
— s. Kurz-
Schwichtenberg (Pommern), Funde aus Hügelgrab der Bronzezeit 148.
Sebastian-Engers (Kr. Neuwied), Kastellanlage d. Drusus 18.
Seegermanen 103, 112, 113, 265.
Semiten, Sprachlaute 112.
Semnonen 113, 325.
Senteniacum = Säntenich 16.
Sequana = Sayn 16.
Setzkeil von Treptow (Pom.) 148.
Shetland, Kolonisierung von Norwegen aus 71.
Sidonisches Alphabet 105.
Siebenbürgen, bemalt. neolith. Keramik 230.
Siedelungsarchäologie 128.
Siedlemin (Kr. Jarotschin), Hügelgrab der jüng. Kaiserzeit 297.
— Schmelzöfen 295.
Sif 261, 266.
Sigillata in frühröm. Gräbern 25.
Silbenschriften auf Cypern 106, 275, 278.
Silvanus, Franke 22.
Simmern (R.-B. Wiesbaden), Grabfund der ält. Latènezeit 14.
Simonides 106.
Sinzlow (Pommern), Gräberfeld der Bronzezeit 148.
— eisenzeitl. Brandgruben 151.
Situla, bronzene, d. ält. Latènezeit 14.
Skadi 259, 266, 274, 275.
Skelette v. S. Kanzian 132.
Skelettbestattung d. Kelten i. ält. Latènezeit i. Neuwied. Becken 13.
Skelettgräber in Böhmen mit neolith. Keramik 246.
— im Neuwied. Becken d. ält. Hallstattzeit 8, d. ält. Latènezeit 13, 14.
— in Norwegen d. ält. Bronzezeit 60.
— in Pommern d. frühröm. Zeit 158.
Skirnir 263.
Skorpion, Sternbild 269, 270, 271, 273.
Slawen 112, 113.
— Dauer d. Besiedlung d. Fergitzer Burgwalls 92.
Slawische eis. Axt v. Wulsch 298.
— Burgwälle 75 ffg., 90, 94, 153, 155.
— Gefässe 90, 155, 297.
— Handmühle 298.
— Hügelgräber 155.
— Reihenbestattung 155.
— Zeit in Pommern 155, in Posen 297.
Slawolettische Sprache 113.
Sloup (Mähren), neolith. Gefässe 229.
Sol, Runenname 258.
Solacz (Kr. Posen-Ost), Funde d. jüng. Neolithikums 292.

Digitized by Google

Sololewo (Kr. Czarnikau), slaw. Handmühle 298.
Solstitialzeichen 277.
Solstitien 268.
Sommersonnenwende 275.
Sonnen-Astronomie in der Steinzeit 268.
Sonnenlauf, d. Nordvölkern bekannt 267.
Sonnenwenden 269, 274, 275.
Spalter v. Ertebölle 179.
— v. Teterow 177, 187, 189, 191 ffg.
— v. Viste 35.
— grosser, d. Muschelhaufenzeit 31, 32.
— aus Hornstein 189.
— s. Span-
Späne v. Teterow 184.
Spankratzer von Teterow 197.
Spanmesser v. Teterow 177.
Spanschaber v. Teterow 177.
Spanspalter v. Teterow 188.
— Zahl in Ertebölle, Teterow, Vester-Ulslev 189.
Spätpalaeolithikum, Fortdauer d. Formen bis ins Frühneolithikum 205.
Spätzling (Oberbayern), Fund der I. Periode der Bronzezeit 317.
Speerspitzen aus Feuerstein 177, 192.
— aus Schiefer 40.
Spiennes (Belgien), Fundort des Campignien 180.
Spilker, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Spinnwirtel aus Basaltlava der ält. Hallstattzeit 10.
Spiralkopfnadel, karpodak. von Latowitz 293.
Spiralvoluten-Keramik 231, 234, 246, 247, 250.
Spitzschaber von Teterow 177, 200.
Stapelstein (Hannover), Moorleiche 160.
Stargard (Pommern), slaw. Gefässe 155.
Stassfurt (Kr. Kalbe), Hausurne 137.
Steatitfigur vnn Mentone 212.
Stegelitz (Uckermark), slaw. Gefässe 90.
Steinau (Schlesien), triangul. Kurzschwert 318.
Steinbock, Sternbild 269, 272.
Steinfeld, Hausreste 137.
Steinfeld, Ausgrabungen im 18. Jahrhundert 279.
Steinkisten in Norwegen, grosse, der jüng. Steinzeit 49, kleine, in Brandgräbern der jüng. Bronzezeit 61.
— in Pommern, kleine, zu Ausgang der Steinzeit 146.
Steinwerkzeuge, durchbohrte v. Jordansmühler Typus 247.
— der ält. Hallstattzeit 8.
Steinzeit in Böhmen, Mähren und angrenzenden Ländern 225 ffg.
— im Fergitzer Burgwall 82.
— in Norwegen 31 ffg.
— in Pommern 144 ffg.
— in Posen 290 ffg.
Steinzeit in Teterow (Mecklenburg) 173 ffg.
— Sonnen-Astronomie 268.
Stendal, Fundort der jüng. Ancyluszeit 181.
Stenkjaer b. Drontheim, Wohnplatz der arktisch-baltisch. Kultur 41.
Stettin, eisenzeitl. Brandgruben 151.
— Funde aus allen Perioden nachgewiesen 146.
— Entwicklung des Museums 140.
Stichbandkeramik in Böhmen und angrenzenden Ländern 231 ffg., 234, 235, 247 ffg., 251 ffg.
Stieff, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Stier, Sternbild 269, 270, 273.
— vor dem Wagen Thors 262.
Stierköpfchen als Ornament neolith. Keramik 252.
Stolp, Bernsteinfigur 220.
Stolzenburg (Pommern), unterirdische Grabkammer der Steinzeit 145.
— bronzezeitl. Depotfunde 151.
Strassenzüge, vorgeschichtliche, im Neuwieder Becken 16, 17.
Streckentin (Pommern), slaw. Funde 155.
Strussow (Pommern), Mützenurnen 151.
Stube, Namensableitung und Beziehung zum german. Hause 139.
Stumpfnackige Beile 36, 37, 44, 47, 48.
Sudkow (Pommern), Steinbeile und -sägen 148.
Südgermanische Völkerelemente, Einwanderung in Norwegen 65.
Südindogermanen 318.
Südskandinavische Kultur in Norwegen 50.
Südeuropa als Fundort des Campignien 180.
Südeuropäisches Uralphabet 107.
Suhit, Runenname 259.
Sumerisch-babylonische Keilschrift, aus Symbolen entwickelt 99.
Sweben, bei Cäsar und auf der Markussäule 138.
— in der Lausitz 325.
Swebischer Haarknoten 161.
Sydow (Pommern), Schwert der Wikingerzeit 155.

Tacitus, german. Erdgruben 134.
— german. Wohngruben u. Häuser 138.
— Sweben und Semnonen 325.
Tag- und Nachtgleichen 275.
Tangermünde (Kr. Stendal), Trichterrandbecher 287.
Tardenoisien 180.
— in Ofnethöhle 176.
— in Pommern 146.

Digitized by Google

Tarxdorf (Schlesien), Eisenschmelzofen 297.
Tätowiernadeln, Hakenspitzen 197.
Tauber (Bach b. Rhens, Kr. Koblenz), Namensableitung a. d. Gallischen 16.
Taunus, Limesführung 19.
Tell-el-Amarna, Tontafeln 101.
Terremaren in Italien 314, 319, 321.
— in Ungarn 318.
Termini-Imerese (Sizilien), Hakenbohrer 197.
— Tierfiguren aus Stein 206 ffg.
Tesserow b. Parchim (Mecklenburg), Gratbeil 185.
Teterow (Mecklenburg), vorneolithische Feuersteinwerkstätten 171 ffg.
Teutoburger Wald, Grenze zwischen Germanen und Kelten 130.
Thera, Alphabet 106.
Thor 260, 263, 266, 271, 274, 275.
Thorsdagr 260.
Thorshämmer 74.
Thot 102, 272.
Thraker 101, 315, 318, 322 ffg.
Thrakische Grenze in der Mark Brandenburg 137, 138.
Thrakische Kulturgruppe, Funde aus Posen 292.
Thrakisch-ungarische Kultur 130.
Thüringen, Technik der älteren Latènezeit ebenso wie im Neuwieder Becken 14.
Thurow (Pommern), bronzezeitliche Goldringe 144.
Thurs 260.
Thursenweiber 263.
Tierfigur aus Bernstein v. Linnes 44.
Tierfiguren aus Feuerstein v. Teterow 177, 206 ffg.
v. Termini-Imerese 206 ffg.
Tierkreis 268, 270.
indischer und javanischer 272.
Tierornamentik der Völkerwanderz. in Norwegen 67.
Thjassi, nord. Sturmriese 259.
Tjotta (Norwegen), bronzezeitl. Felsenzeichnungen 59.
Tongefässe, Technik der Herstellung in Bronze- bis Latènezeit 7.
— Töpferscheibe bei spätslaw. Gef. 91.
— s. Keramik.
Tontischchen, Funde aus Posen 292.
Tonwirtel, vorslaw. von Fergitz 80.
Töpferscheibe, bei spätslaw. Tongefässen 91.
Topfstein, zu Gussformen verwendet 57.
Torger-Halberstadt † 157.
Totemistische Vorstellungen bei Tierfiguren 212.
Tourassien in Maglemose 179.
Traianus, Meilenstein 18.
Tranchets in Norwegen 31.
— v. Teterow 178.
Trensen aus Bronze, karpodak. 293.
Treptow (Pommern), Setzkeile und Steinbeile 148.
— Handbergen 150.
— eisenzeitl. Brandgruben 151.
Treuer, schrieb i. 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Treverer 13, 18.
Trevererdorf i. Koblenzer Stadtwald 15, 139.
Triboker 13.
Trichterhalskrug 314, 321, 322.
Tricesimae, bei Ammianus genannt 22.
Trier, Einnahme durch die Franken 23.
Trichterrandbecher aus Böhmen 287.
— aus Prov. Sachsen 283 ffg., 287.
Tüllenbeile v. S. Kanzian 132.
— unbekannter Herkunft 1.
Tulpenbecher 285.
Tyr 113, 117, 255, 259, 266, 271.
Tyrdagr 260.

Uckermark, Ostgermanen 83.
Uckersee, slawische Besiedlung 83.
Ullr 263, 266, 267, 272.
Ungarn, Buckelurnen 130, 314, 317 ffg.
— neolith. bemalte Keramik 225.
Ungarisch-thrakische Kultur 130, 314 ffg., 317 ffg.
Uppland (Schweden), Beziehungen zu Norwegen 71.
Upsala, Darstellung des Freyr im Tempel 256.
Ur, Runenname 263, 264.
Uranos 264.
Uralphabet, griechisches 106, 107, 116, 277.
— phönikisches 106, 107, 116.
— südeuropäisches 107.
Ur-Indogermanen 111, 112.
Ur-Finnen 220.
Urkretische Schrift 97, 278.
Urmitz (Kr. Koblenz), Funde d. jüng. Bronzezeit 6.
— der älteren Latènezeit 14.
— röm. 16, 17, 18, 24.
— fränk. 26.
Urnenfriedhöfe, sächs. 161, 279.
Usedom (Insel), megalith. Bauten 146.
— Skelettgräber m. Fibeln aus frühröm. Zeit 158.
Ushas 262.

Vadstena, Brakteat mit Runen 115.
Valentinian III 23.
Vallendar (Kr. Koblenz), Flachbeil der ält. Bronzezeit 2.
— Lappenbeil d. jüng. Bronzezeit 7.
— Gefässe d. jüng. Hallstattzeit 13.
— Namensableitung aus dem Gallischen 16.
— röm. Gehöfte 25.
— fränk. Grabfeld 26.

Digitized by Google

Vangionen 13.
Varuna 264.
Venantius Fortunatus 26, 139.
Venus 268.
Verschlackung in Fergitz 76, 78, 84 ffg. 94.
— sonst in Nordostdeutschland und Böhmen 94.
— in Pommern 94, 155.
Vespestad (Norwegen), Funde 44.
— Beiltypus, Vergleich mit Teterow 190.
Vester-Ulslev (Dänemark), Wohnplatz 179.
— Spanspalter 189.
Vietkow (Pommern), Giesserfund der Bronzezeit 151.
— röm. Gläser 152.
Vindex 18.
Vinoř b. Prag, Funde neolith. Keramik 235, 237, 243, 249.
Vinxtbach 18.
Viste b. Stavanger, Wohnplatz der Muschelhaufenzeit 33 ffg., 37, 179.
Vitellius 18.
Vögelköpfe aus Feuerstein von Teterow 210.
Völkerwanderungszeit, in Norweg. 66 ffg.
— Fund von Friedefeld in Pommern 153, 154.
Voluten-Spiralkeramik siehe Spiral-Volutenkeramik.
Voluten-Volk in Böhmen als Verfertiger der Volutenkeramik 246, 247.
Vorneolithische Steinzeit von Teterow 171 ffg.
— Begriffserklärung 181.
— Analogien mit Naturvölkern 128.
Vorpommern, Hügelgräber der Bronzezeit 148.
— Vergleich mit Teterow 179.
Vorratsgruben 134.

Wage, Sternbild 269, 270, 272.
Wagen, schrieb im 18. Jahrhundert über german. Altertümer 281.
Wagner, Verfasser eines 1842 herausgegebenen Handbuchs der deutsch. Altertümer 282.
Walcheren (Insel), Altarbilder 265.
Wallburg im Koblenzer Stadtwald 14.
— bei S. Kanzian 131.
Walmdach 136.
Wanen 103, 113.
Waren (Mecklenburg), Ancylus-Harpunen 215.
Warnitz (Uckermark), Funde der Steinzeit 82.
Warthe, Einbaum 298.
Wartislavstein von Grüttow 155.
Wassermann, Sternbild 268.
— Vertauschung mit „Fische" 270, 273.
Weben, in unterirdischen Räumen 134.
Webegewichte aus Ton der ält. Hallstattzeit 10.
Weis (Kr. Neuwied), Hügelgräber der jüng. Hallstattzeit 13.
— Namensableitung aus dem Gallischen 16.
Weissenhöhe (Kr. Wirsitz), Armbrustfibel 297.
Weissenturm-Andernach, Fund der ält. Bronzezeit 2.
Weissenturm-Urmitz, Funde der älteren Bronzezeit 2.
— der jüng. Bronzezeit 6.
— der ält. Latènezeit 14.
— gallisches Kriegergrab 14.
— alte Strassenanlage 17.
— Gräberfelder des 1.—4. Jahrh. 24.
— fränk. Grabfeld 26.
Weitersburg (Kr. Koblenz), römische Gehöfte 25.
Weleslawin b. Prag, Fundort bemalter Keramik 236.
Welwarn (Böhmen), Mondhenkelkrug 287.
Westbaltikum, Kulturphasen 181.
Westgermanen 65, 136, 161.
Widder, Beziehungen zu Hermes 100, 264.
— Sternbild 269.
Wieck-Eldena (Pommern), Funde der Litorinazeit 144.
Wikinge, Verehrer d. Wodan 103.
Wikingerboot v. Charbrow (Pom.) 155.
Wikingerzeit in Norwegen 66 ffg.
— in Pommern 155.
— Hausreste 135.
Wildeber von Viste 35.
Wildenbruch (Pommern), westgerman. Mäandergefäss 153.
Wildschwein, Hauer von Fergitz 80.
Wilhelmshöhe (Kr. Kolmar), Tontischchen 292.
Wilsleben (Kr. Aschersleben), Hausurnen 137.
Windgottheiten 100.
Winningen a. d. Mosel, Radnadel der älteren Bronzezeit 2.
Wintersonnenwende 274.
Wisbu (Pommern), slaw. Burgwall 153, 155.
Wittowo (Kr. Schroda), karpodak. Funde 293.
Wochentage, isländ.-skandinav. Namen 260.
Wodan 103, 257, 258, 263, 266, 272, 274, 275.
Woedke (Pommern), Hausurnen 326.
Wohngruben 80, 81, 134, 138, 146.
Wohnhaus, german. 134 ffg.
— der Völkerwanderz. in Norwegen 67.
— s. Haus.
Wohnplätze, vorneolithische, b. Teterow, Calbe, Maglemose 218, 219.

Digitized by Google

Wohnplätze d. Steinzeit in Norwegen 33, 37, 41, 46, 47, 50.
Wohontsch (Böhmen), Fundort neolith. Keramik 236, 237.
Woitzel (Pommern), bronzezeitl. Depotfund 151.
Wolfen (Kr. Bitterfeld), Trichterrandbecher 283.
Wolfsmühle (Kr. Posen-Ost), Einbaum 298.
Wolgast, Götzenbild an d. Kirche 155.
Wollendorf (Kr. Neuwied), fränk. Grabfeld 25.
Wollin (Insel), megalithische Bauten 146.
— slaw. Gefässe 155.
Wolosowo (Gouv. Wladimir), Feuersteinfiguren 220.
Woltmann, Verfechter german. Rassenbewusstseins 159.
Woyciechowo (Posen), triangul. Kurzschwert 318.
Wulfila 99.
Wulsch (Kr. Schmiegel), eiserne slaw. Axt 298.
Wurfsteine von Teterow 177.
Wustrow (Mecklenburg), vorneolithisch. Fundplatz 172, 184, 196, 199, 205.
Württemberg, Buckelurnen 130.
Wysa = Weis 16.

Yoldiazeit 180.
Yr, Runenname 258.

Zachan (Pommern), eisenzeitl. Brandgruben 151.
Zauchel (Kr. Sorau), Hausreste 138.
Zeblin (Pommern), Gesichtsurnen 150.
Zeus 113, 255.
Zickzackband, ausgespartes 161.
Zickzackornament in Bandkeramik 232.
Ziegelstempel, röm. 19, 20.
Zietzen (Pommern), Steinbeile 148.
Zimmer-Berlin † 157.
Zimmermann, schrieb im 18. Jahrhundt. über german. Altertümer 281.
Zinnbronze, Bekanntwerden in Norddeutschland und Skandinavien 52.
— Mischungsverhältnisse in I. Periode 317.
Zinnfunde aus Pommern 144.
Zirke (Kr. Birnbaum), Hirschgeweihhacke 292.
— Einbaum 298.
Ziu 103, 113, 255, 258, 259, 263, 266, 267, 271, 274, 275.
Zodiakus 269, 270.
Zonenbecher in Böhmen 234.
Zosimus 322.
Zufallgeräte aus Feuerstein von Teterow 183.
Zwillinge, Sternbild 268.
— Götter 274.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Chronologisch geordnet.)

Seite, Tafel

1. Frühneolithisches.

Deutschland.

Vorneolithische Feuersteinwerkstätten und Wohnplätze von Teterow in Mecklenburg, Lageplan 174
— Feuersteingeräte XX—XXV, XXVII
— Figuren aus Feuerstein . . . XXVI
— Hirschhornäxte in Feuerstein nachgebildet 216
Knochenspitze aus Pommern 143 (Abb. 1 Nr. V)

Norwegen.

Funde von Nöstvet 36
— von Vespestad 46
— von Viste 34
Sachen aus Feuerstein . . . 32, 33
— aus Grünstein 36, 46
— aus Schiefer . . . 39, 40, 41, 43
— aus Knochen 34, 42
— aus Bernstein 43
Tonscherben 34, 45, 46
Felsenzeichnungen 42
Angelhaken 34
Beile 33, 36, 40, 42, 46
Glätter 34
Harpune 34
Keulensteine 41
Messer 39, 43
Pfeil- und Speerspitzen 39
Scheibenspalter 32
Schlagstein 46
Schmucksachen 41, 43

2. Jüngerneolithische Zeit.

Deutschland.

Trichterrandbecher aus der Provinz Sachsen . . . . 283—285, 287
Unterirdische Grabkammer von Stolzenburg, Kr. Uckermünde in Pommern 145

Seite, Tafel

Norwegen.

Sachen aus Feuerstein 50, 51, 53, 54
— aus anderen Gesteinsarten 48, 49, 52, 54
Äxte mit Schaftloch 54
Beile . . . . . 48—53
Dolch 54
Speerspitze 54

Böhmen.

Neolithische Keramik.
Bandkeramik 230
Volutenkeramik 231
Stichbandkeramik 231, 233
Bemalte Keramik 237, 240, 241, 243 252, 253, XXVIII—XXX
Keramik vom Jordansmühler Typus 246
Lehmköpfchen von Šarka . . . 247
Diagramm über die zeitliche Vergleichung der böhm. und mähr. neolith. Keramik 251

Mähren.

Bemalte Keramik 227
Diagramm über die zeitliche Vergleichung der mähr. und böhm. neolith. Keramik 251

Ungarn.

Keramik von Lengyel 228

3. Bronzezeit.

Deutschland.

Im Neuwieder Becken
Sachen aus Bronze, Flachbeil, Radnadel 2
Sachen aus Bronze, Lappenbeil, Messer 3
Tongefässe . . . . . 4, 7, I, II

In Pommern
Funde aus dem Gräberfeld von Gültz 143
Gräber von Buchholz 147

Digitized by Google

Seite, Tafel

Grab von Kasekow 148
Gräberfeld von Dammhof . . . 149
Fund von Leine 150
Fund von Kl. Zarnow 152
Plattenfibel von Gartz 153
In Posen
Bronzearmring v. Deutsch-Presse 292
Grab von Geisberg 294

Norwegen.
Bronzebeile, ostschwedisch. Typus 55
Bronzeaxt mit Schaftloch . . . 55
Speerspitze aus Bronze 56
Bronzeschwert 56
Bronzedolch mit Horngriff . . . 58
Schmucknadel 58
Bronzemesser 58
Pinzette 58
Felsenzeichnungen 60, 61
Beilschaft mit Hirschgeweih . . 61
Steinhügel 62
Erdhügel 63
Brandgrab mit Urne 62
Urne aus diesem Brandgrab . . 64

Thessalien und Bosnien
Tongefässe mit Ansätzen . . . 286

4. Vorrömische Eisenzeit.

Deutschland.
In Mecklenburg
Tongefäss vom Fergitzer Burgwall 82
Vorslawische Gefässreste vom Fergitzer Burgwall XV
Im Neuwieder Becken
Hallstatt-Siedelung „Am guten Mann" bei Weissenturm . . 9
Hallstatt-Wohngrube in Koblenz-Lützel 11
Hals- und Armringe der Hallstattzeit III
Hallstattgefässe IV
Latène-Hals- und Armringe aus Urmitz u. Jägerhaus b. Mühlheim III
Gefässe der ält. Latènezeit . . V
Gefässe der jüng. Latènezeit . . VI
Hochackeranlage bei Niederberg . 15
In Pommern
Zinnringe von Belgard 144
Steinkiste mit Mützenurnen von Zeblin 150
Mützenurnen von Strussow . . 151

5. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.
Im Neuwieder Becken.
Aus den Urmitzer Töpfereien . 24
Aus dem Töpferofen bei Niederberg 25
Gefässe aus römischen Gräberfeldern . . . . . VII—X

Seite, Tafel

In Pommern
Fibeln und Spinnwirtel von Lettnin 153
In Posen
Armbrustfibel von Weissenhöhe . 297

Norwegen.
Schwert mit röm. Fabrikstempel . 64
Denar von Antoninus Pius . . . 65

6. Völkerwanderungszeit.

Deutschland.
Im Neuwieder Becken
Fränkische Gefässe XI
Fränkische Schmucksachen und Gläser XII

Norwegen.
Runeninschriften 66
Angelsächsische Bronzefibel . . 67
Schwertgriff aus d. 5. Jahrhundert 68
Waffen aus dem 6. Jahrhundert . 69
Silberfibeln 70, 71
Grundplan eines Hauses . . . 72
Brandgrab mit Waffen 73
Ring mit Torshämmern 74

7. Mittelalter.

Wikingerzeit.
8 Goldringe von der Insel Usedom in Pommern 154

Slawisches.
Fergitzer Burgwall in der Uckermark, Lagepläne u. Ansichten 75, 79, XIV
— Ansicht der Wallmauer . . . 85
— Längsprofil 87
— Walldurchschnitte XVI
— Querprofile des Walles . . . XVII
— Tongefässe u. Scherben 92, XVIII, XIX
— Verschiedene Funde XVIII
Burgwall von Wisbu in Pommern, Lageplan 153

Spätere geschichtliche Zeit.
Glasflaschen u. Kachel aus Posen 156

8. Unbestimmte Zeit.

Eisenschmelzofen und Schlackenkuchen von Siedlemin in Posen 296
Einbaum am Wartheufer . . . 298

9. Geographisches.

Karte des Neuwieder Beckens . XIII

10. Bildnisse.

Prof. Bezzenberger XXXI

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

IV. Band

WÜRZBURG
:: Verlag von Curt Kabitzsch ::
Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler
1912.

Digitized by Google

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorstand und Ausschuss 1, 113, 114
Neueingetretene Mitglieder 185, 350, 461
Ehrenmitglied 1, 29
Bericht über die 3. Hauptversammlung in Koblenz . . . . . 11—114
Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister) 130, 321
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister) 149, 345, 447

Albrecht, G.: Sitzungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, Zweiggesellschaft Berlin 135
Baldes: Das Landesmuseum zu Birkenfeld im Fürstentum Birkenfeld . . 321
Behn, Fr.: Die Neuordnung des Römisch-Germanischen Zentral-Museums zu Mainz 72
Blume, E.: Thrakische Keramik in der Provinz Posen 75
Blume, E.: Inventarisierung vorgeschichtlicher Altertümer in Privatbesitz . . 327
Bracht, E.: Über rohe Melaphyr-Geräte unbekannten Alters von Trosky in Böhmen 36
Bracht, E.: Die Orientierung von Steingerätabbildungen auf Tafeln 41
Busse, H.: Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II, Provinz Sachsen 233
Fleischer, O.: Die Entwicklung der germanischen Musik 23
Friedemann, T.: Über vorgeschichtlichen Unterricht auf den höheren Schulen 90
Günther, A.: Aus Rheinlands Ur- und Vorgeschichte 19
Hahne: Das frühbronzezeitliche Goldgeschmeide von Schulenburg, Kr. Marienburg 70
Hörter, P.: Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Mayen (Rhld.) . . 95
Koehl, C.: Die Zeitfolge der rheinischen Steinzeitkulturen nach neuesten Beobachtungen in Rheinhessen 49
Kossinna, G.: Der erste Baltische Archäologen-Kongress zu Stockholm, 13. bis 17. August 1912 415
Kossinna, G.: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft 17
Kossinna, G.: Die Einweihung des neuen Städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund, 16. Dezember 1911 130
Kossinna, G.: Sitzungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, Zweiggesellschaft Berlin 135, 333
Kossinna, G.: Todesfälle: G. Albrecht 171
A. v. Peez. — K. Penka. — M. Klittke. — W. Blasius.
J. Heierli 345
E. Blume. — E. v. Koken. — E. Handtmann. —
L. Brink. — O. Schötensack 451

519857 Digitized by Google

Seite

Kossinna, G.: Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas II 173
Kossinna, G.: Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas III. 1. Die alten Griffzungenschwerter. 2. Die Nordillyrier (Veneter) 271
v. Lichtenberg, R.: Das Alter der arischen Buchstabenschrift, ihre Entwicklung und ihre ferneren Einflüsse 295
Macchioro, V.: Das Schachbrettmuster in der mittelländischen Kultur . . . 351
Martin, J.: Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg 219
Montelius, O.: Die ältesten Fibeln 27
Mötefindt, H.: Ein silberner Fingerring von Westerwanna, Kr. Otterndorf . 316
Mötefindt, H.: Ein Halsring mit halbmondförmiger Verzierung von Neuenkirchen, Kr. Hadeln 319
Peiser, F.: Ausflug des baltischen Kongresses nach Gotland, 18. bis 20. August 445
Rademacher, C.: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung 187
Rademacher, C.: Der Kartstein bei Eiserfey in der Eifel 33
Schwantes, G.: In eigener Angelegenheit 149
Stimming, R.: Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309
Tatarinoff, E.: Nachruf für Heierli 447
Wahle, E.: Ein Grabfund der Spät-Latène-Zeit von Zahna, Kr. Wittenberg . 306
Wilke, G.: Kulturparallelen zwischen Indien und den Ostmittelmeerländern . 45
Wilser, L.: Ursprung und Entwicklung der Buchstabenschrift 123

Sachregister (von E. Snethlage) 463
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln (von E. Snethlage) 487

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte
1. März 1912.

Vorstand.

Kossinna,	1. Vorsitzender	Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger,	2. „	Hahne,	2. „
Wilke,	3. „	Blume,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Ausschuss.

1.—7. die Mitglieder des Vorstandes.

8. Bracht, Dresden.
9. Busse, Woltersdorf.
10. Fleischer, Berlin,
11. Friedemann, Einbeck.
12. Günther, Koblenz-Lützel.
13. Paape, Berlin-Schöneberg.
14. Rademacher, Köln.
15. Schmidt, Löbau.

A. Ehrenmitglied.

1. Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

2. S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
3. *[1]) Vom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzien-Rat, Köln (1909).

II. Jährlich zahlende.

4. Åberg, Nils, cand. phil., Norrköping (Schweden) (1911).
5. Almgren, Oscar, Dr., Dozent an der Universität, Upsala (1909).
6. Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
7. Altertumsgesellschaft, Graudenzer, Graudenz (1909).
8. Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
9. Altertumsverein „Alt Andernach", Andernach a. Rh. (1911).
10. Altertumsverein, Bernburg (1911).
11. Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
12. Altertumsverein, Weissenburg i. Bayern (1911).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

13. Altrichter, Karl, Rechnungsrat, Niederschönhausen b. Berlin, Blücherstr. 25 (1909).
14. Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
15. Armstrong, E. C. R., Assistant of Irish Antiquities Department, Dublin, 71, Park Avenue, Sydney-Parade (1911).
16. Arne, T. J., Assistent am Mus. vaterl. Altert., Stockholm (1909).
17. Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
18. Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuss) (1909).
19. Baldes, Prof., Birkenfeld (Fürstentum) (1909).
20. *Baum, Albert, Museumsdirektor, Dortmund (1909).
21. Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
22. Baumert, Paul, stud. phil., Spandau, Potsdamerstr. 29 (1909).
23. Beaupré, Jules, comte, Nancy, rue de Serres 2 (1909).
24. Begas, Ingenieur, Coblenz, Jul. Wegelerstr. 12 (1911).
25. Behm, Sanitätsrat Dr. med., Berlin NW. 6, Luisenplatz 6 (1909).
26. *Belck, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. M., Baumweg 62 (1909).
27. *Beltz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
28. Berent, Anna, Schmargendorf, Spandauerstr. 1a (1909).
29. Berger, Paul, Merseburg, obere Bergstr. 5 (1909).
30. Béringuier, Richard, Amtsgerichtsrat Dr., Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 21 (1909).
31. Berner, Ulrich, stud. phil., Berlin NW. 5, Stephanstr. 4 (1909).
32. *Bezzenberger, Adalbert, Geh.-R. Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2 (1909).
33. Bibliothek, Kgl. öff., Dresden (1909).
34. Bibliothèque d'art et d'archéologie, Paris, 19 rue Spontini (1911).
35. Bibra, Freiherr v., Major a. D., Hannover, Wolfstr. 14 I (1909).
36. *Bieder, Theobald, Hamburg-Eilbeck, Eilbecktal 54 (1909).
37. Blanckenhorn, Max, Prof. Dr., Berlin-Halensee, Joachim-Friedrichstr. 57 (1909).
38. Blasius, Wilhelm, Geh. Hofrat Prof. Dr., Braunschweig (1909).
39. *Blume, Erich, Dr., Mus.-Assist., Posen, Kanonenplatz 11 III (1909).
40. *Blume, Karl, Rentier, Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
41. *Bodenstab, E., Apotheker, Neu-Haldensleben (1909).
42. *Bordes, Otto, Dr., Zahnarzt, Berlin W., Nürnbergerstr. 8 (1909).
43. Bork, Ferdinand, Professor, Königsberg i. Pr., Tiergartenstr. 1 (1909).
44. Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Blücherpl. 9 (1909).
45. *Bracht, Eugen, Geh.-Rat Prof., Dresden, Franklinstr. 3b (1909).
46. Brandenburg, Erich, Dr., Konstantinopel, Poste allemande (1909).
47. Brandes, Hotelbesitzer, „Deutsches Haus", Bergen b. Celle (1909).
48. Bredow, Karl, Frh. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Vietznitz bei Friesack (1910).
49. Brink, L., Justizrat, Kgl. Notar, Dr., Mayen (1911).
50. Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
51. *Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse b. Berlin (1909).
52. Busse v., Landschaftsrat, Latkowo b. Hohensalza (1909).
53. Cämmerer, Prof. Dr., Arnstadt i. Th. (1909).
54. Carstenn, Edward, Dr., Wongrowitz, Bahnhofstr. 37 (1909).
55. Cebulla, Lehrer, Oberhermsdorf b. Gottesberg (1911).
56. Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Skatuddsg. 1 (1909).
57. Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
58. Červinka, J. L., Ingenieur, Kojetein (Mähren) (1909).

Digitized by Google

59. Déchelette, Joseph, Conservateur du Musée, Roanne (Loire), Frankreich (1909).
60. Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Smolenskgasse 19 (1909).
61. Diels, Paul, Univ.-Prof. Dr., Breslau XVI, Tiergartenstr. 83, Gartenhaus (1909).
62. Diewitz, Georg, Dr. med., Stauchitz, Kreis Oschatz, Sa. (1911).
63. Dorr, R., Prof. Dr., Elbing, Inn. Mühlendamm 34 (1909).
64. Drevin, Apotheker, Halle a. S., Wielandstr. 12 II (1909).
65. Dublange, pharmacien, Le Fleix (Dordogne) Frankreich (1910).
66. Dürbeck, Ernst, Dr. phil., Chemnitz, Andrestr. 21 (1911).
67. *Eichhorn, Gustav, Dr. med., Mus.-Konservator, Jena (1909).
68. Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover, Langelaube (1909).
69. Faden, Eberhard, stud. phil., Berlin, Stephanstr. 35 (1909).
70. *Feist, Sigmund, Dr., Berlin N. 54, Weinbergsweg 13 (1909).
71. *Feyerabend, Ludwig, Mus.-Dir., Görlitz (1909).
72. Fiddicke, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
73. Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Würzburg, Schellingstr. 21 a (1909).
74. Fischer von Mollard, Hauptm. d. Res., Dominium Gora, Kr. Jarotschin (1909).
75. Fleischer, Oskar, Univ.-Prof., Berlin W., Motzstr. 17 (1909).
76. Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
77. *Forrer, Robert, Dr., Strassburg i. E., Universitätsstr. 3 (1909).
78. Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Ägidienplatz (1911).
79. Förster, Max, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Sedanstr. 4 (1909).
80. Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Marschnerstr. 2 (1909).
81. *Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
82. Freystedt, Alvin, Landesbauinspektor, Posen, Königsplatz 6 III (1909).
83. Friedemann, Traugott, Oberlehrer, Einbeck (1911).
84. Friedländer, Dr., pr. Arzt, Cobern a. Mosel (1911).
85. Fritze, Oberbaurat, Meiningen (1910).
86. Frödin, Ótto, Dr., Stockholm, 15 Statens-Museum (Schweden) (1909).
87. *Fuhse, Mus.-Direktor Dr., Braunschweig (1909).
88. *Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
89. Gagel, Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Dahlem-Gross-Lichterfelde III, Göbenstrasse 57.
90. Genthe, Theod., Dr., Berlin-Wilmersdorf, Kaiser Allee, Ecke Güntzelstr. (1909).
91. Geschichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
92. Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
93. Gesellschaft, Deutsche f. Kunst u. Wissensch., Abt. f. Geschichte (Hist. Ges. f. d. Netzedistr.) Bromberg (1909).
94. Gesellschaft, Naturhistorische, Nürnberg (1909).
95. Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
96. Gibasiewicz, Pfarrer, Siedlemin, Post Golina (Kr. Jarotschin) (1909).
97. Girke, Georg, stud. phil., Berlin, Potsdamerstr. 117 (1909).
98. Goecke, Theodor, Landes-Baurat, Prov.-Konservator, Professor, Berlin W. 10, Königin Augustastr. 19 II (1909).
99. Götze, Alfred, Prof. Dr., Gr.-Lichterfelde, Steglitzerstr. 42 (1909).
100. Goldmann, Karl Eduard, Kaufmann, Neutomischel (Posen) (1909).
101. Goldsche, Gustav, Stadtältester, Friesack (Mark) (1909).
102. Goldsche, Joh., Rechtsanwalt, Schöneberg b. Berlin, Hauptstr. 115 (1911).
103. Goury, Georges, Conservateur au Musée Lorrain, Nancy, rue des Tiercelins 5 (1909).

Digitized by Google

104. Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).
105. Graefe, Holm, Ingenieur, Hannover-Linden, Davenstedterstr. 3 II (1909).
106. Graf, C. Engelhard, Schriftsteller, cand. phil., Berlin-Steglitz, Peschkestr. 16 (1909).
107. Graff, W., Apotheker, Lüchow (1911).
108. Guébhard, Adrien, Professor Dr., Paris V, Rue de l'abbé de l'épee 4 (1909).
109. Gummel, Hans, stud. phil., Charlottenburg, Schluterstr. 72 (1911).
110. *Günther, A., Vorsteher des Städt. Tiefbauamtes Coblenz-Lützel, Trierer-strasse 122 (1909).
111. *Haake, Dr. med., Braunschweig, Friedrich Wilhelmstr. 7 (1909).
112. Hacke, Theodor, Eisenbahnbauinspektor a. D., Osnabrück, Heinrichstr. 47 I (1909).
113. Hackman, A., Dr., Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
114. *Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffen-berg (Uckermark) (1909).
115. Hahne, Bertha, Frau Kommerzienrat, Magdeburg, Goethestr. 11 (1909).
116. *Hahne, Hans, Privatdozent Dr., Direktorialassistent am Provinzialmuseum, Hannover, Jägerstr. 8 (1909).
117. Hampel, Erich, Dr. med., Bernburg, Kaiserstr. 11 a (1909).
118. Hansen, W. O., Rentier, Berlin W., Heilbronner Str. 15 (1911).
119. Harte, Philipp, Reg.-Assessor Dr., Guben, Haugstr. 13 (1909).
120. Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
121. Hauser, O., Archäologe, Basel (1909).
122. Heller, Major, Ansbach (Bayern), Endresallee 18 (1909).
123. Hellmich, M., Kgl. Oberlandmesser, Breslau V, Brandenburgerstr. 25 (1909).
124. Hennig, F., stud. phil., Berlin C. 54, Dragonerstr. 32 II (1910).
125. Herold, R., Dr., Religionslehrer, Erlangen, Obere Karlstr. 14 I (1912).
126. Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale) (1909).
127. Hess v. Wichdorff, Hans, Dr., Kgl. Geologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
128. Hildebrand, Pfarrer, Leuthen bei Kottbus (1909).
129. *Hindenburg, Dr. med., Grossbeeren (1909).
130. Hintze, Georg, Friesack (Mark) (1910).
131. *Hintze, Robert, Dr., prakt. Arzt, Rheinsberg (Mark), Am Markt 6 (1909).
132. Hirsch, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S., Händelstr. 20 (1909).
133. Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
134. Hock, Georg, Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
135. *Höfer, Paul, Prof. Dr., Blankenburg a. H. (1909).
136. Höfer, Lehrer, Römhild (Sachs.-M.) (1910).
137. Hofbibliothek, Grossherzogliche, Darmstadt (1909).
138. Hoffmann, C. Tassilo, Dr., Stettin, Turnerstr. 89 (1911).
139. Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).
140. Horvath, Dr. med., Hzl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Vereskö Gömör (Ungarn) (1909).
141. Hungerland, Lektor, Dr., Lund (Schweden) (1909).
142. Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
143. Institut für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
144. „Isis", naturwissenschaftliche Gesellschaft, Dresden (1912).
145. *Jäkel, Otto, Univ.-Prof. Dr., Greifswald (1909).
146. Jaffé, S., Kgl. Ökonomierat, Sandfort b. Osnabrück (1909).
147. Jahn, Martin, stud. hist., Berlin, Lortzingstr. 38 (1909).
148. Jeenicke, Pastor, Theerhofen b. Schönlanke (1911).
149. Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Schwarzgasse 17 (1909).

Digitized by Google

150. *Jentsch, Hugo, Prof. Dr., Guben (1909).
151. Jíra, Josef Anton, Podbaba bei Prag, Villa Majorka (1909).
152. Kabitzsch, Curt, Verlagsbuchhändler, Würzburg (1909).
153. Kade, Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
154. Kaiser Friedrich-Museum, Posen (1909).
155. Kallius, Erich, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 17 (1909).
156. Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
157. *Kiekebusch, Alb., Dr., Mädchenschullehrer, Berlin-Karlshorst, Prinz Oskarstrasse 7 (1909).
158. Kimakowicz, v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
159. Kitzler, G. E., Redakteur der „Mark", Berlin, Lausitzerstr. 8 (1909).
160. Klaatsch, Hermann, Univ.-Prof. Dr., Breslau, Anatomie (1910).
161. Klepp, Hans, Potsdam, Brandenburgerstr. 48 (1909).
162. Klingholz, F., Professor, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Strasse 38 (1909).
163. Klittke, M., Mittelschullehrer, Frankfurt a. O. (1909).
164. Knoke, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
165. Koch, Julius, Dr., Realgymnas.-Direktor, Berlin-Grunewald (1910).
166. Koehl, Karl, Sanitätsrat, Dr., Worms (1911).
167. Korn, Joh., Dr. phil., Bezirksgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
168. *Kossinna, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Gr.-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
169. Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
170. Kostrzewski, J., stud. phil., Köpenick, Spreestr. 1 III (1911).
171. Krause, Hans, Dr., Oberlehrer, Döbeln (Sachsen), Thielestr. 6 (1909).
172. Krause, Paul Gust., Dr., Landesgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44 (1909).
173. Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
174. Krehan, Rechnungsamtmann, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
175. Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
176. Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
177. Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
178. Krieg, Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Gr. Scharrnstr. 51/52 (1911).
179. *Kropp, Philipp, Jena, Forstweg 31 (1909).
180. Krüger, Georg, stud. phil., Berlin, Lausitzerplatz 3 (1911).
181. Kümpel, C., Technikumslehrer, Hildburghausen (1910).
182. Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
183. Kuntze, H., Rentmeister, Burgscheidungen b. Tröbsdorf, Kr. Querfurt (1909).
184. Kunze, K., Prof. Dr., Bibliotheksdirektor, Hannover, Am Archiv 1 (1909).
185. Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
186. Lamprecht, Kgl. Rektor, Traunstein (Oberbayern) (1909).
187. Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
188. Landesdirektorium, Hannover (1909).
189. Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
190. Landesverein, Hannoverischer, für Vorgeschichte, Hannover (1910).
191. *Langerhans, Wilhelm, Landgerichtsrat, Berlin W. 15, Kaiser Allee 221 (1909).
192. *Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof. Dr., Liverpool, Abercromby Square 26 (1909).
193 Lehrstuhl, f. nationale Kunst der Kgl. techn. Hochschule zu Berlin (1911).
194. *Lemcke, Hugo, Geh. R. Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommerische Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).

Digitized by Google

195. Lichtenberg, Reinhold, Freih. v., Prof. Dr., Berlin-Südende, Mittelstr. 15a (1912).
196. *Lienau, M. M., Abt.-Vorstand am Museum, Lüneburg, Hot. Schiessgraben (1909).
197. Lilliendahl, F., Kommerzienrat, Neudietendorf b. Erfurt (1910).
198. Limmer, F., Privatdozent Dr., Braunschweig, Kaiser Wilhelmstr. 68 III (1911).
199. Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Gross-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
200. Lissauer, Fritz, stud. phil., Berlin W., Goltzstr. 38 (1911).
201. Lorentzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
202. Lüders, Dr. med., prakt. Arzt, Neustadt b. P., Kr. Neutomischel (1909).
203. Lühmann, H., Oberlehrer, Braunschweig (1909).
204. Lütcke, Heinr., Dr. phil., Charlottenburg, Bismarckstr. 63 (1909).
205. Magistrat der Stadt Kottbus, Kottbus (1909).
206. Magistrat der Res.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
207. *Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Lietzenseeufer 11 (1909).
208. Malfer, V., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
209. Martens, Heinr., Hotelbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
210. *Martin, J., Mus.-Dir. Prof. Dr., Oldenburg (Grossh.) (1909).
211. Marx, Dipl.-Ingenieur, Coblenz (1911).
212. Massenbach, Frh. von, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat im Landw. Minist., Berlin-Wilmersdorf, Xantenerstr. 4 II (1909).
213. Matern, Erich, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW., Turmstr. 66 (1909).
214. Mente, Kantor, Lüchow, Hannover (1909).
215. Meyer, Major und Ingenieuroffizier am Platz, Marienburg, Wpr. (1909).
216. Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
217. *Meyer, Rich. M., Univ.-Prof. Dr., Berlin, Vossstr. 16 (1909).
218. Michaelis, Georg, Professor Dr., Berlin W. 15, Knesebeckstr. 44 (1909).
219. Michaelsen, Regierungsbaumeister, Frankfurt a. M., Leerbachstr. 78 I (1909).
220. *Mielke, Robert, Zeichenlehrer, Berlin-Halensee, Karlsruher Str. 27 (1909).
221. Milleker, Felix, Museal-kustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
222. Miske, Kalman, Freih. von, Köszeg (Günz) (Ungarn) (1909).
223. Mitzky, Dora, Dr. phil., Berlin W 50, Augsburgerstr. 43 (1911).
224. *Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).
225. Mötefindt, Hugo, Wernigerode, Karlstr. 2 (1909).
226. Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Grimmaischestr. 32 (1909).
227. Mohrmann, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
228. Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
229. Moser, L. Karl, Prof. Dr., Triest, Via R.-Maña 20 (1911).
230. Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
231. Mühlke, K., Geh. Baurat, Berlin W. 62, Lutherstr. 18 II (1909).
232. Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Haus Sachsenheim (1909).
233. Museenvereinigung f. vorgeschichtl. Landesforschung i. d. P. Hannover (1909).
234. Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
235. Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
236. Museum, f. Heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen, Halle a. S., Domstr. 5 (1909).
237. Museum, Historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
238. Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
239. Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).

Digitized by Google

240. Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
241. Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
242. Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
243. Museum, Tönsberg, Tönsberg (Norwegen) (1911).
244. Museum, Kgl., f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
245. Museumsgesellschaft, Teplitz-Schönau (Böhmen) (1910).
246. Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau.
247. Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
248. Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
249. Museumsverein f. d. Fürstentum Lüneburg, Lüneburg (1909).
250. Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
251. Museumsverein Pettau, Pettau, Steiermark (1909).
252. Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
253. Näbe, F. Max, Leipzig-Gohlis, Luisenstr. 24 (1909).
254. Nationalmuseum, Kopenhagen (1909).
255. Niedner, Felix, Prof. Dr., Charlottenburg, Schlossstr. 23 (1910).
256. Obermaier, Hugo, Prof. Dr., Paris V, 195, Rue Saint Jacques (1909).
257. Olbricht, Konrad, Dr., Geologe, Lüneburg i. Hannover (1909).
258. Olshausen, Otto, Prof. Dr., Berlin W. 50, Kulmbacherstr. 7 (1909).
259. Osborne, Wilh., Rentier, München, Kaulbachstr. 93 (1909).
260. Paape, Konrad, Dr. Prof., Berlin-Schöneberg, Meiningerstr. 3 (1909).
261. Palliardi, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz (Mähren) (1910).
262. *Peiser, Felix, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11 (1909).
263. Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
264. Pfau, C., Prof. Dr., Rochlitz (Sachsen) (1909).
265. Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
266. Plettke, Alfred, cand. phil., Charlottenburg, Schlüterstr. 72 Gh. III (1911).
267. Polthier, O., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
268. Preuss, Eugen, Bankier, Berlin NW., Flensburgerstr. 2 (1909).
269. Provinzialmuseum, Hannover (1909).
270. Puydt, Marcel de, Lüttich (Belgien), Boulevard de la Sauvenière 116 (1911).
271. *Rademacher, Carl, Rektor, Vorst. d. prähist. Mus., Köln, Zugweg 44 (1909).
272. Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
273. Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
274. Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg (1909).
275. *Reimers, I., Mus.-Dir. a. D. Dr., Charlottenburg, Lietzenseeufer 8 (1909).
276. Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
277. Reiss, Eugen, Privatier, Berlin, Lindenstr. 112 (1909).
278. Reitzenstein, Ferd., Freih. von, Berlin-Friedenau, Friedrich-Wilhelmpl. 9 (1911).
279. Rieken, Käthe, Frau Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
280. Riemschneider, Buchdruckereibesitzer, Hannover, Knochenhauerstr. (1909).
281. *Rimpau, Rittergutsbesitzer, Anderbeck, Kr. Oschersleben (1909).
282. Römer-Museum, Hildesheim (1909).
283. Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
284. Roggenkamp, Hans, Turnlehrer, Eschwege (1909).
285. Rose, von, Amtsrichter, Bruchhausen, Kr. Hoya (1912).
286. Ross, B., Hochschulprofessor, Hannover, Geibelstr. 25 (1909).
287. Rossbach, Gustav, Dr. med., Lichtenfels (1909).
288. Roth, Herm., cand. phil., Spandau, Evang. Johannisstift Melanchthonhaus (1912).
289. Rüchardt, G., Rittergutsbesitzer, Schackenhof b. Bischofswerda (1910).

Digitized by Google

290. Rutot, A., Conservateur, Brüssel, Rue de la Loi 177 (1909).
291. Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (Stadtmuseum) (1909).
292. Sammlungen, Grossherzogl. Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
293. Scheffler, Franz, Gymn.-Lehrer, Freienwalde a. Oder (1911).
294. Scheidemandel, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
295. Schelzig, Elisabeth, Hermsdorf (Mark), Schulenburgstr. 2 (1909).
296. Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
297. Schetelig, Haakon, Dr., Museumskonservator, Bergen (Norwegen), Bergens Museum (1909).
298. Scheubel, Professor, Aachen, Krefelderstr. 3 (1911).
299. Schirmer, Major, Berlin W. 30, Heilbronnerstr. 15 (1911).
300. *Schliz, Alfred, Dr. med., Hofrat, Heilbronn (1909).
301. Schmidt, Dr. med., Oberarzt, Städt. Anstalten, Wuhlgarten bei Berlin (1910).
302. Schmidt, Rob. R., Dr., Tübingen, Geolog. Institut (1909).
303. Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
304. Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Löbau i. S., Eichelg. 1 (1909).
305. Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz (Sachsen) (1911).
306. Schnittger, Bror, Museumsassistent, Stockholm 15, National-Museum (1909).
307. *Schötensack, Otto, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Blumenstr. 1 (1909).
308. Schott, Peter, Bürgermeister, Knittelsheim (Rheinpfalz) (1911).
309. Schröder, A., Verlagsbuchhändler (Strecker & Schröder), Stuttgart (1909).
310. Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
311. Schröder, Edward, Geh.-R., Univ.-Prof. Dr., Göttingen (1909).
312. Schröder, H., Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
313. Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
314. *Schultze, M., Prediger, Fahrenwalde bei Brüssow (1909).
315. Schulz, Walther, stud. hist., Minden i. W., Rodenbeckerstr. 44 (1909).
316. *Schulze-Veltrup, Prof. Dr., Berlin NW. 23, Schleswig-Ufer 12 I (1909).
317. Schumann, Gottlieb, Erfurt, Regierungsstr. 39 (1910).
318. *Schuster, Georg, Archivrat Dr., Berlin-Halensee, Halberstädterstr. 2 (1909).
319. Schütte, Karl, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 48 (1909).
320. Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Brahmsallee 125 (1909).
321. Schwarzbeck, Julius, Cobern a. Mosel (1911).
322. Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. (1909).
323. *Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin, Schönhauser Allee 177 (1909).
324. *Seger, Hans, Prof. Dr., Privatdozent, Mus.-Dir., Breslau, Viktoriastr. 117 (1909).
325. Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. (1909).
326. Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
327. Seminar, Germanisches, der Universität Berlin (1911).
328. Siedentopf, Dr. med., Magdeburg (1909).
329. *Sieglin, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Nikolassee b. Berlin, Münchowstr. 5 (1909).
330. Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben (1909).
331. Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
332. *Snethlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW., Quitzowstr. 123 (1909).
333. Solger, Friedrich, Dr., Univ.-Prof., Peking (China) (1909).
334. Spies, Landgerichtsrat, Coblenz, Bismarckstr. 23 (1911).
335. Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
336. Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
237. Stieda, L., Geh. R., Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Schützenstr. 1 (1909).

Digitized by Google

338. Stimming, R., prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
339. Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof., Dr., München, Isabellastr. 31 II (1909).
340. Tallgren, A. M., Magister phil., Helsingfors (Finnland), Histor. Museum des Staates (1909).
341. Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
342. Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brasso (Siebenbürgen), Rossmarkt 4 (1909).
343. Troitzsch, Reinhard, Lehrer, Berlin N. 28, Granseerstr. 7 (1909).
344. Universitätsbibliothek, Grossherzogl., Giessen (1911).
345. Universitätsbibliothek, Königliche, Greifswald (1909).
346. Universitätsbibliothek, Königliche, Tübingen (1909).
347. Vasvarmegyei Kultur-egycsület, Szombathely (Ungarn) (1909).
348. Vater, Lehrer, Schkeuditz b. Halle a. S. (1910).
349. Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
350. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
351. Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
352. Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
353. Vorwerg, Hauptmann a. D., Warmbrunn (1909).
354. Waase, Karl, Rektor, Rheinsberg (Mark) (1909).
355. Wahle, Ernst, stud. hist., Delitzsch, Bitterfelderstr. 25 II (1909).
356. *Walter, E., Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8b (1909).
357. Walter-Choinanus, Iduna, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 57 (1912).
358. Walther, Heinrich, Dr., Landwirtschaftslehrer, Chemnitz, Lotharstr. 9 II (1909).
359. Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Taunusstr. 3 II (1909).
360. Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Harbrückerstr. 12 (1909).
361. Wels, Postassistent, Friesack (Mark) (1910).
362. Welter, Timotheus, Kaiserl. Notar, Metz, Priesterstr. 17 (1909).
363. Wernert, Paul, stud. rer. nat.. Strassburg i. Elsass, Vogesenstr. 9 (1909).
364. Wiegand, Karl, Zollassistent, Leipzig, Gustav Adolfstr. 42 III (1909).
365. Wilcke, Max, Dr., Kreisschulinspektor, Zeitz (1909).
366. *Wilke, Georg, Dr., Generalarzt, Leipzig, Schönhauser Str. 19 (1909).
367. Wilke, Karl, Architekt, Berlin, Grossbeerenstr. 74 (1910).
368. Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
369. Winckler, Albert, stud. hist., Charlottenburg, Neue Kantstr. 32 (1909).
370. Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
371. Witz, Oberleutnant, Ingolstadt, k. bayr. Hauptlaboratorium (1911).
372. Wolff, Kgl. Distriktskommissar, Filehne (1909).
373. Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen, Brieffach 78 (1909).
374. Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Meckl.) (1909).
375. Wurzer, Major a. D., Kitzingen a. M. (1911).
376. Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
377. Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
378. *Zschiesche, Paul, Geh. San.-R. Dr., Erfurt, Walkmühlstr. 6 (1909).
379. Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Bericht über die dritte Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte.

Coblenz, 3.—7. August 1911.

Donnerstag, den 3. August.

Nachmittags 4 1/2 Uhr fand in der städtischen Festhalle die Vorstands- und Ausschusssitzung statt, in der die vom ersten Vorsitzenden gestellten Anträge:

1. Um die Wahl solcher Mitglieder, die nicht in Berlin wohnen, zu ersten Vorsitzenden der Gesellschaft zu ermöglichen, erhält § 3 der Satzungen die Fassung:
   „Der Sitz der Gesellschaft befindet sich am Wohnort des ersten Vorsitzenden".
2. Der Jahresbeitrag wird auf 12 Mark erhöht und dann der Ergänzungsband mit dem Bericht über die Hauptversammlung den Mitgliedern kostenlos eingehändigt

beraten wurden. Auf Wunsch der Teilnehmer zog der erste Vorsitzende den Antrag No. 1 zurück; der Antrag No. 2 wurde gutgeheissen. Darauf wurden die weiteren Vorbereitungen für die Tagung besprochen und festgestellt.

Von 4 Uhr ab war das Bureau geöffnet.

Beim Eintragen in die Teilnehmerliste wurden das Festabzeichen (die Nachbildung einer spätrömisch-fränkischen Rosettenfibel, Original aus Cattenes a. d. Mosel im Museum zu Coblenz), die Teilnehmer- und Wagenkarten, sowie nachstehende Schriften verabreicht:

1. Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedelungsarchäologie von Gustaf KOSSINNA. Der dritten Deutschen Tagung für Vorgeschichte, Coblenz den 3.—7. August 1911 gewidmet vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte.

Digitized by Google

2. Der Rhein, seine Nebentäler und Badeorte. Herausgegeben vom Rhein. Verkehrsverein.
3. Die Residenzstadt Coblenz und ihre Umgebung. Herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Coblenz.
4. Heft 1 der Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.
5. Heft Coblenz des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Die beiden letztgenannten Hefte waren im besonderen Aufdruck den Teilnehmern der dritten Tagung für Vorgeschichte, Coblenz 3.—7. August 1911, zugeeignet. Das Coblenzer Heft, bearbeitet von Mitgliedern des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins zu Coblenz, zeichnet sich durch eine sehr vornehme und gediegene Ausstattung aus. Neben einer Abhandlung unseres Ausschussmitgliedes A. GÜNTHER über „Entstehung und bauliche Entwicklung von Coblenz", die ein Bild der Besiedlungsgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart darbietet, bringt es die Schilderung eines Rundganges durch Alt-Coblenz und eine Reihe von Schilderungen wenig bekannter Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt. Geschmückt mit 6 einfarbigen und 3 mehrfarbigen Tafeln in Buch- und Steindruck und zahlreichen ganzseitigen und Textabbildungen wird es den Teilnehmern eine angenehme Erinnerung an die in der alten Confluentia verlebten schönen Stunden bleiben.

Heft 1, Mitteilungen, bereitete mit seinem farbigen Titelbilde: Die Genovefa-Burg in Mayen, nach einem Aquarell von Fritz von Wille, auf den für Sonntag vorgesehenen Besuch von Mayen vor.

Abends 8 Uhr fand auf der Terrasse der städtischen Trinkhalle in den Kaiserin-Augusta-Rheinanlagen der von der Residenzstadt Coblenz veranstaltete Bierabend statt. Kein Platz am ganzen Rheinstrom dürfte an lieblicher Schönheit diese Stätte übertreffen. Unmittelbar vor uns der herrliche Rhein, drin sich die Sterne und das junge Licht des Mondes, an den Ufern die vielen Lichter spiegeln. Wie mächtig rauscht er dahin, gross und gleichmässig, zeitweise brausend wie Meeresbrandung, wenn ein spätes Schiff seine Wogen teilt! Rund um uns ein wundersamer milder Sommerabend. Halle und Vorplatz, wo wir uns Bier oder Wein und Imbiss munden lassen, von bunten Papierlampen umsäumt, dazu die frohen Klänge einer starken, wohlgeschulten Musikkapelle. Hier begrüsste sich Fern und Nah, was sich vielleicht von Angesicht zu Angesicht nur trifft auf unseren Tagungen, oder lange Jahre nicht gesehen hat. Alte Freundschaften werden erneuert, neue geschlossen. Kein Wunder, dass es bald lebhaft und froh zuging und man von öffentlichen Reden Abstand nehmen musste. Anstelle des durch Urlaubsreise verhinderten Oberbürgermeisters begrüsste der

Digitized by Google

I. Beigeordnete Dr. JANSSEN die Erschienenen namens der Stadt in herzlichen Worten. Pünktlich erschien auch Regierungspräsident SCHERENBERG in Begleitung des Oberregierungsrates JÜRGENSEN, dankte für die freundliche Einladung und gab wiederholt seinem lebhaften Bedauern Ausdruck, infolge bereits getroffener anderweitiger Verfügungen über seine Urlaubszeit, nicht auch den wissenschaftlichen Verhandlungen beiwohnen zu können, zu denen er aber einen Vertreter entsenden werde. Auch viele Stadtverordnete waren zu der Festlichkeit erschienen und gar mancher Bürger der Stadt, der auf seinem Abendspaziergang in die Nähe gekommen, schloss sich — wenn auch nur als Zaungast — an, den herrlichen Abend zu geniessen und das fröhliche Treiben verstärken zu helfen. Mitten in der frohen Stimmung begrüsste Landgerichtsrat HAENDLER die Versammlung mit einem launigen Gedicht, das mit grossem Beifall aufgenommen wurde.

Zum Bierabend

der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte
am 3. August 1911, in Coblenz.

Am Rheine tagt der Deutsche gern,
zumal an dieser Stätte,
wo zum fidelen Eheherrn
Frau Mosel schlüpft ins Bette:
wenn so ein Pärchen Küsse tauscht,
dann lauscht und taumelt lustberauscht
er noch als Greis, ich wette.

Am dichtesten herwimmelt er
an Rebsaftsiedetagen
wie heut, vom luftigen Bernsteinmeer
des Ostens landverschlagen,
und schwatzt und schwitzt und findet's schwül
und füllt mit Bier, das gletscherkühl,
sich den erhitzten Magen.

So tranken ehmals längs des Rheins,
nach Taciti Berichte,
die alten Deutschen „immer noch eins" . . . .
na, ist das nun Geschichte?
Ach, nach den trocknen Zahlen nur
werd' ich gefragt im Abitur,
die armen jungen Wichte!

Dann gab uns das Neandertal
Noch einen frühern Ahnen,
des Schädel, leider, recht — brutal,
den Ururur-Germanen.

Digitized by Google

Ob dieser — Mensch auch schon bedacht,
dass Vorgeschichte er gemacht
mit seinen Saufkumpanen?

Mein Wissen ist hiermit erschöpft,
drum will ich keck anpumpen
die Gäste: seid nicht zugeknöpft,
ihr Herr'n, lasst euch nicht lumpen,
nein, lehrt — noch mehr uns als ihr wisst,
beginnt nur, weil so kurz die Frist
(und weil man's morgen doch vergisst),
schon heut, beim vollen Humpen!

Otto Haendler.

Als dann so allmählich die vorgerückte Abendstunde an den Aufbruch mahnte und manche Lücke in dem Kreise der frohen Teilnehmer entstand, rückten die sesshafteren Damen und Herren zu einer kleinen Nachsitzung und engeren Aussprache näher zusammen, bis endlich, nachdem längst die Klänge der Musik verhallt und die Lampions erloschen, auch die Letzten ihren Quartieren mit dem erhebenden Bewusstsein langsam zuwandelten, einige herrliche Abendstunden am schönen Rheinesstrande in Gottes schöner Natur und in froher Umgebung verlebt zu haben.

Freitag, den 4. August.

Vormittags 9 Uhr eröffnete der erste Vorsitzende Universitätsprofessor Dr. Gustaf KOSSINNA die dritte Hauptversammlung im nördlichen Saale der städtischen Festhalle.

Es erfolgten die Begrüssungsreden.

Im Auftrage des Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten, die beide verreist waren, sprach der von ihnen als Vertreter entsandte Regierungsassessor Dr. SITZLER.

Im Namen der Stadt begrüsste der erste Beigeordnete Dr. J. JANSSEN die Versammlung, indem er der Freude der Stadt und der Stadtverwaltung Ausdruck gab über das erstmalige Erscheinen der Jünger des sagenhaften „Mannus", den besten Erfolg wünschte ihren Arbeiten in der Nähe von vorgeschichtlichen Fundstellen, auf deren Besitz die Stadt nicht minder stolz sei, als die Forscher, und die Hoffnung aussprach, dass diese Forscher nach wohlgelungener Tagung für einige Stunden oder gar Tage aus dem Rahmen der Vorgeschichte heraustreten und, wie einst unsere germanischen Vorfahren, mit den modernen Söhnen und Töchtern Rheinlands rheinischen Frohsinn und rheinische Gemütlichkeit teilen und so von Coblenz ein so gutes Andenken in die Heimat

Digitized by Google

nehmen würden, dass zu hoffen wäre, dass die Gesellschaft in absehbarer Zeit wieder dort begrüsst werden könnte.

Für den Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein, den Naturwissenschaftlichen Verein und den Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz hiess Archivrat Dr. RICHTER die Gesellschaft willkommen.

Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA:

Allen Spitzen der Behörden und Vorständen wissenschaftlicher Vereine, die uns hier aufs freundlichste bewillkommnet haben, gebührt unser herzlicher Dank, in hervorragendem Masse aber der hohen Staatsregierung, die bei dieser Tagung zum ersten Male unserer Gesellschaft in so ehrender Weise gedacht hat.

Besonders warme Worte der Begrüssung hat uns der verehrte Vertreter der Stadtverwaltung gewidmet und er hat dabei, wie schon der launige Dichter am gestrigen herrlichen Vorabend, den wir gleichfalls der Güte der Stadtverwaltung verdanken, unsere altgermanischen Ahnen angerufen, was ja an den Ufern des Vaters Rhein so nahe liegt.

Wenn diese unsere Ahnen eine „Hauptversammlung" abhielten, so verging, wie Tacitus meldet, eine ganze Reihe von Tagen, bis die Berufenen erschienen waren. Ganz so schlimm ist es heute bei unseren Tagungen nicht mehr; aber es gibt doch immer viele, die erst zum ersten Vortragstage erscheinen, womöglich nach den Begrüssungen, und es soll sogar manche geben, die erst zu den Festlichkeiten oder zu den Ausflugstagen da sind. Das ist nun einmal so bei Kongressen und das kann kein noch so voll besetzter Ausschuss und keine noch so lockend gehaltene Einladung einer Stadtverwaltung ändern. Nur Koblenz hat es doch fertig bekommen, in sehr einfacher Weise: hier bringt man die Feste nicht mitten hinein oder gar ans Ende der Tagung, sondern noch vor die Tagung. Das hilft, wie Sie am gestrigen Abend alle gemerkt haben.

In der ganzen Welt ist es ja bekannt: hier am Rhein wohnt ein fröhlich Völkchen, hier weiss man Feste zu feiern, hier geht jedem, auch dem kühlsten Fremden das Leben bald nur „zu fröhlich ein". Die Fremden hat Simrock vergeblich gemahnt, nicht an den Rhein zu ziehen. Aber wie viele sind denn hier wirklich fremd? irgendwo am Rhein hat jeder einmal studiert, sei es in Düsseldorf, Köln oder Bonn, sei es in Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Strassburg, Freiburg. Ich selbst preise mich glücklich, eine Reihe von Jahren, die schönsten meines Lebens, am Rhein zugebracht zu haben, am süddeutschen Rhein als Student, am norddeutschen in Bonn in späteren, immer noch jungen Jahren.

Digitized by Google

Rössen-Niersteiner Stil gehören, als die südindogermanische Keramik des Donaugebietes mit dem Hinkelstein-, Grossgartacher, Jordansmühler, Spiral-Mäanderstil und der bemalten Keramik. Ja, betrachten wir die herrlichen Waffen der Steinzeit, die Streithämmer aus Felsgestein und die Lanzenspitzen und Dolche aus Feuerstein, so müssen wir nach Nordeuropa gehen, um die zahlreichsten, wie die vollendetsten derartigen Kunstwerke kennen zu lernen.

Noch erstaunlicheres bietet die Bronzezeit Europas. Und auch in dieser Zeit kann sich kein Land Europas in klassisch-schöner Formgebung und wirksamster edelster Verzierungsweise messen mit den Erzeugnissen des nunmehr schon als Germanenheimat scharf sich abhebenden Nordeuropas, d. h. Norddeutschlands und Skandinaviens. Ein Gang durch die Kulturen Europas während der Blütezeit des älteren Bronzealters, der Periode II, stellt diese Tatsache handgreiflich vor Augen. Zugleich zeigt sich dabei, dass weder das Spiralmotiv dieser Periode aus Griechenland oder Italien, noch der Gedanke der Sicherheitsnadel aus Italien nach dem Norden gelangt ist; vielmehr ist beides hier voll einheimisch und die frühesten Fibeln der Welt sind gerade von Germanen gemacht worden.

Ganz ähnlich steht es mit den ersten Jahrhunderten nach Chr., die man mit einem durchaus falsche Vorstellungen erweckenden Namen die römische oder provinzialrömische Periode zu nennen pflegt. Die zierlichen und geschmackvollen germanischen Sicherheitsnadeln dieser Zeit haben nicht das geringste mit italisch-römischer Kultur gemein; vielmehr lässt sich für das zweite und namentlich das dritte Jahrhundert nach Chr. umgekehrt ein Einfluss des germanischen Geschmackes auf Italien wie auf ganz Europa nachweisen. Auch die germanische Keramik dieser Zeit, in der die Mäandervasen eine grosse Rolle spielen, zeigt ein erfreuliches Können. Überall aber in der ganzen germanischen Kultur dieser Zeit begegnen wir einer starken Ablehnung römischer Moden.

Rom aber hat trotz seiner Siege in den Tagen des Kaisers Augustus diese Germanen gefürchtet und hochgeachtet, wie kein anderes Volk. Das zeigt sich sowohl in der Literatur, als besonders in der Art und Weise, wie der edle germanische Typus, die besondere germanische Geistesrichtung und der germanische Charakter in den zahlreichen grösseren und kleineren Bildnissen, Statuen wie Reliefs, wiedergegeben worden sind, mit denen römische Künstler die Germanen verewigt haben. Den anderen fremden Volksstämmen dagegen bringen die Römer wenig Achtung entgegen, die römischen Schriftsteller und Künstler behandeln sie mit gleich geringer Liebe. Die Germanen besassen also damals schon körperliche, geistige und Charaktereigenschaften, die sie hoch über die andern europäischen Nationen emporhoben. Ein solches

Digitized by Google

hochstehendes Volk — das waren keine Gewohnheitstrinker, wie klassische Afterwissenschaft sie hinzustellen beliebt. Ein solches Volk darf nicht „Barbaren“ genannt werden.

Wie die Germanen der Völkerwanderung ganz Europa sich unterwarfen und rassenmässig und kulturell erneuerten, genau so hatten es 3000 Jahre vorher ihre und unsere Urahnen, die Indogermanen Mittel- und Nordeuropas, schon einmal vollbracht,

Und wer hat uns das alles gelehrt? Diese grossen neuen Erkenntnisse verdanken wir allein der vorgeschichtlichen Archäologie. Darum muss diese Wissenschaft innerhalb des weiten Kreises jener Wissenschaften, die sich mit unserem Volke beschäftigen, ganz besonders hoch geschätzt werden, — müsste sie wenigstens. Denn tatsächlich ist es geradezu kläglich, wie blutwenig von Staatswegen, wie von Seiten der mächtigen wissenschaftlichen Körperschaften, Akademien usw. diese Wissenschaft überhaupt nur beachtet wird, die so zukunftsreich ist, — wenn man ihr die für ein fruchtbares Wirken notwendigen Mittel und Organisationen bewilligt.

Vorstand des städt. Tiefbauamtes A. GÜNTHER, Coblenz:

Aus Rheinlands Ur- und Vorgeschichte.

Wenn ich heute über die Ur- und Vorgeschichte Rheinlands sprechen will, so soll sich das insbesondere auf die preussischen Rheinlande, die Rheinprovinz, beziehen. Gerade hier ist eigentlich eine auffallende Lücke in der auf Beobachtung der Fundstücke begründeten Forschung zu finden und vieles bleibt noch zu tun übrig, um ein einigermassen vollständiges Bild der vorrömischen Kultur und Besiedelungsgeschichte unserer Gegend bieten zu können. Trotzdem sie gewissermassen am frühesten in das Licht der geschriebenen Geschichte trat, steht sie in der Vorgeschichtsforschung weit hinter den angrenzenden hessischen, nassauischen und badischen Landesteilen zurück. Das ist auffallend, da gerade in der Rheinprovinz die Sammeltätigkeit sehr früh einsetzte, andererseits aber erklärlich, da unter der Masse der schönen römischen und fränkischen Funde die meist unscheinbaren vorrömischen Stücke weniger beachtet wurden. Des weiteren waren in den benachbarten Landesteilen schon früh grosse Vereins- und Landes-Museen geschaffen, ehe in der Rheinprovinz die beiden Provinzial-Museen Bonn und Trier begründet wurden. Zwar hatten sich schon früh an diesen beiden Gründungsstätten Vereine und Gesellschaften zur Pflege der Altertumskunde und der Sammel-

Digitized by Google

Rössen-Niersteiner Stil gehören, als die südindogermanische Keramik des Donaugebietes mit dem Hinkelstein-, Grossgartacher, Jordansmühler, Spiral-Mäanderstil und der bemalten Keramik. Ja, betrachten wir die herrlichen Waffen der Steinzeit, die Streithämmer aus Felsgestein und die Lanzenspitzen und Dolche aus Feuerstein, so müssen wir nach Nordeuropa gehen, um die zahlreichsten, wie die vollendetsten derartigen Kunstwerke kennen zu lernen.

Noch erstaunlicheres bietet die Bronzezeit Europas. Und auch in dieser Zeit kann sich kein Land Europas in klassisch-schöner Formgebung und wirksamster edelster Verzierungsweise messen mit den Erzeugnissen des nunmehr schon als Germanenheimat scharf sich abhebenden Nordeuropas, d. h. Norddeutschlands und Skandinaviens. Ein Gang durch die Kulturen Europas während der Blütezeit des älteren Bronzealters, der Periode II, stellt diese Tatsache handgreiflich vor Augen. Zugleich zeigt sich dabei, dass weder das Spiralmotiv dieser Periode aus Griechenland oder Italien, noch der Gedanke der Sicherheitsnadel aus Italien nach dem Norden gelangt ist; vielmehr ist beides hier voll einheimisch und die frühesten Fibeln der Welt sind gerade von Germanen gemacht worden.

Ganz ähnlich steht es mit den ersten Jahrhunderten nach Chr., die man mit einem durchaus falsche Vorstellungen erweckenden Namen die römische oder provinzialrömische Periode zu nennen pflegt. Die zierlichen und geschmackvollen germanischen Sicherheitsnadeln dieser Zeit haben nicht das geringste mit italisch-römischer Kultur gemein; vielmehr lässt sich für das zweite und namentlich das dritte Jahrhundert nach Chr. umgekehrt ein Einfluss des germanischen Geschmackes auf Italien wie auf ganz Europa nachweisen. Auch die germanische Keramik dieser Zeit, in der die Mäandervasen eine grosse Rolle spielen, zeigt ein erfreuliches Können. Überall aber in der ganzen germanischen Kultur dieser Zeit begegnen wir einer starken Ablehnung römischer Moden.

Rom aber hat trotz seiner Siege in den Tagen des Kaisers Augustus diese Germanen gefürchtet und hochgeachtet, wie kein anderes Volk. Das zeigt sich sowohl in der Literatur, als besonders in der Art und Weise, wie der edle germanische Typus, die besondere germanische Geistesrichtung und der germanische Charakter in den zahlreichen grösseren und kleineren Bildnissen, Statuen wie Reliefs, wiedergegeben worden sind, mit denen römische Künstler die Germanen verewigt haben. Den anderen fremden Volksstämmen dagegen bringen die Römer wenig Achtung entgegen, die römischen Schriftsteller und Künstler behandeln sie mit gleich geringer Liebe. Die Germanen besassen also damals schon körperliche, geistige und Charaktereigenschaften, die sie hoch über die andern europäischen Nationen emporhoben. Ein solches

Digitized by Google

hochstehendes Volk — das waren keine Gewohnheitstrinker, wie klassische Afterwissenschaft sie hinzustellen beliebt. Ein solches Volk darf nicht „Barbaren" genannt werden.

Wie die Germanen der Völkerwanderung ganz Europa sich unterwarfen und rassenmässig und kulturell erneuerten, genau so hatten es 3000 Jahre vorher ihre und unsere Urahnen, die Indogermanen Mittel- und Nordeuropas, schon einmal vollbracht,

Und wer hat uns das alles gelehrt? Diese grossen neuen Erkenntnisse verdanken wir allein der vorgeschichtlichen Archäologie. Darum muss diese Wissenschaft innerhalb des weiten Kreises jener Wissenschaften, die sich mit unserem Volke beschäftigen, ganz besonders hoch geschätzt werden, — müsste sie wenigstens. Denn tatsächlich ist es geradezu kläglich, wie blutwenig von Staatswegen, wie von Seiten der mächtigen wissenschaftlichen Körperschaften, Akademien usw. diese Wissenschaft überhaupt nur beachtet wird, die so zukunftsreich ist, — wenn man ihr die für ein fruchtbares Wirken notwendigen Mittel und Organisationen bewilligt.

Vorstand des städt. Tiefbauamtes A. GÜNTHER, Coblenz:

Aus Rheinlands Ur- und Vorgeschichte.

Wenn ich heute über die Ur- und Vorgeschichte Rheinlands sprechen will, so soll sich das insbesondere auf die preussischen Rheinlande, die Rheinprovinz, beziehen. Gerade hier ist eigentlich eine auffallende Lücke in der auf Beobachtung der Fundstücke begründeten Forschung zu finden und vieles bleibt noch zu tun übrig, um ein einigermassen vollständiges Bild der vorrömischen Kultur und Besiedelungsgeschichte unserer Gegend bieten zu können. Trotzdem sie gewissermassen am frühesten in das Licht der geschriebenen Geschichte trat, steht sie in der Vorgeschichtsforschung weit hinter den angrenzenden hessischen, nassauischen und badischen Landesteilen zurück. Das ist auffallend, da gerade in der Rheinprovinz die Sammeltätigkeit sehr früh einsetzte, andererseits aber erklärlich, da unter der Masse der schönen römischen und fränkischen Funde die meist unscheinbaren vorrömischen Stücke weniger beachtet wurden. Des weiteren waren in den benachbarten Landesteilen schon früh grosse Vereins- und Landes-Museen geschaffen, ehe in der Rheinprovinz die beiden Provinzial-Museen Bonn und Trier begründet wurden. Zwar hatten sich schon früh an diesen beiden Gründungsstätten Vereine und Gesellschaften zur Pflege der Altertumskunde und der Sammel-

Digitized by Google

tätigkeit gebildet, sie wirkten aber mit beschränkten Mitteln und stellenweise mit noch beschränkterem Gesichtskreise. So ist es auch verständlich, dass sich so viele Fundstücke aus der Rheinprovinz in der ganzen Welt zerstreut finden, die meist der gründlichen Beobachtung der Fundumstände und der genaueren Bezeichnung des Fundortes entbehren und der eigentlichen Kultur- und Besiedelungsgeschichte der Heimat ziemlich verloren sind. Nebenbei hatten auch Raubgräber und Händler ein freies Feld ihrer Tätigkeit. Endlich mögen auch durch die Ausbreitung der römischen Kultur mit ihren dichten Besiedelungsanlagen, aus denen die mittelalterlichen Städte und Dörfer hervorgingen, viele Reste der vorrömischen Zeit zerstört worden sein.

Eine bedeutende Besserung in der Beobachtung der vorrömischen Fundstücke, in gewissenhafter Anstellung von Nachgrabungen, geordneter Sammeltätigkeit und Veröffentlichungen ist jedoch in den drei letzten Jahrzehnten sowohl durch die Leiter der Provinzialmuseen, wie durch eine Anzahl teils grösserer Orts- und Lokalmuseen und Vereine eingetreten, die allmählich zu einem abgerundeten Bilde der provinziellen Vorgeschichte führen wird. Begünstigt wird diese Tätigkeit durch die vielen Bodenaufschlüsse infolge der regen Bautätigkeit und der Herstellung industrieller Anlagen, die einerseits viele Altertumsfunde zutage fördern, andererseits aber zeigen, wie schnell ganze grosse Flächen ausgebeutet und für immer der Feststellung früherer Besiedelungen usw. verloren sein können, wenn nicht rechtzeitig die Fundstücke gesichert und die Beobachtungen in geeigneter Weise niedergelegt werden. Ich erinnere dabei an die Ausbeutung der Bimssandfelder bei Urmitz, der Sandgruben bei Mayen, der überall auftretenden Ausbeutung der Löss-, Ton- und Kieslager usw. Da gilt es also Hand in Hand zu arbeiten in der Überwachung dieser Anlagen und in der Beobachtung und Bergung vorkommender Fundstücke.

Wir wollen nun in folgendem sehen, was wir zurzeit in der Rheinprovinz an vorrömischem Material besitzen.

Mit Recht hebt HENNE AM RHYN in dem vom Verkehrsverein herausgegebenen Schriftchen „Die Rheinlande" hervor, dass gerade im Rheinlande die allerältesten Spuren menschlichen Lebens aufgedeckt seien, der Neandertaler und der Homo Heidelbergensis, der letztere allerdings unserem engeren Gebiet nicht angehörend.

Der Neandertaler, dessen Reste im Bonner Provinzialmuseum eine würdige Aufbewahrungsstätte gefunden haben, ist bisher durch die französischen, belgischen, kroatischen und auch deutschen Funde von Menschenresten an Alter noch nicht übertroffen. Er war eigentlich der erstgefundene der zeitlich dem Moustérien angehörigen Rasse, die auch nach ihm benannt wird. Bereits 1857 in der Feldhofer Grotte im Neandertal durch FUHLROTT geborgen, scheint es hier immer noch an

Digitized by Google

den nötigen Beobachtungen einer so wichtigen Stelle zu fehlen. Überhaupt schien es der Rheinprovinz lange Zeit an weiterem Material der Diluvialzeit zu mangeln.

Da entdeckten SCHAAFFHAUSEN und KOENEN im Jahre 1883 auf dem Martinsberge bei Andernach eine Station des Magdalénien, die ein reiches Material an Artefakten bot. Die Tierwelt war durch eine nordische Fauna: Renntier, Schneehuhn, Polarfuchs, Luchs usw. vertreten, neben denen Hirsch und Pferd auftraten. Die Geräte bestehen aus Stein und aus Knochen. Das Steinmaterial ist ausschliesslich oligozäner Quarzit, Hornstein, Chalcedon und Kieselschiefer.

In den Jahren 1904—1908 konnte ich selbst das Vorkommen dem Aurignacien angehörender Feuersteinwerkzeuge in den Lössgruben von Metternich und Rhens nachweisen. Die Fauna bestand hier aus Höhlenbär, Höhlenlöwe, Mammut, Rhinozeros, bos primigenius, cervus elaphus usw.

Im Jahre 1909/10 konnte ich Feuersteinwerkzeuge eines etwas älteren Typs, wohl La Quina, in den Lössablagerungen der Kärlicher Tongruben feststellen, die Fauna ist gleich Metternich und Rhens.

Unserem Mitgliede Herrn Rektor RADEMACHER gelang es in dieser Zeit, Werkzeuge des Tardenoisien am Fliegenberg bei Troisdorf, des Flénusien bei Muffet und des Campignien am Lousberg bei Aachen aufzufinden und endlich in allerletzter Zeit die Feststellung einer Le Moustier-Station in der Cacushöhle bei Mechernich, über die er selbst näheres in dieser Versammlung berichten wird.

Dieser Zeit gehören auch Fundstücke aus der von unserem Mitgliede Herrn Geh. Rat BRACHT aufgedeckten Buchenlochhöhle bei Gerolstein an. Wir sehen, wie das Diluvium bezw. das Paläolithikum und auch die Übergangsperioden zum Neolithikum in verschiedenen Perioden und Stationen in der Rheinprovinz vertreten sind, und dürfen bei besserer Beobachtung der geeignet erscheinenden Stellen wohl noch auf weitere Aufschlüsse und Ergänzungen rechnen.

Die neolithische Zeit weist in der Rheinprovinz Abweichungen von den Bestattungsarten der benachbarten Länderteile auf, da es ihr an den grossen Steinkammergräbern (Megalithen), den grossen Steinsetzungen und Menhirs fehlt.

Die Rössener Keramik ist auf verschiedenen Stellen des Neuwieder Beckens, rheinabwärts bis Bonn und am Vorgebirge verbreitet. Die Gefässe ähneln, wie ich in der Abhandlung: Zur Entstehungs- und Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens ausführte, vollständig den bei Limburg, Wiesbaden und in Rheinhessen gefundenen.

Die Spiral-Mäanderkeramik ist anscheinend in der Gegend des Laacher Sees stark verbreitet. Besass bisher das Kölner Prähistorische

Digitized by Google

Museum die Fundstücke eines Gräberfeldes von Kretz, so gelang dem Direktor des Bonner Provinzialmuseums im verflossenen Winter die Freilegung einer mit Graben umgebenen Dorfanlage bei Plaidt.

Die bisher am weitesten nordwestlich vorgeschrittene Verbreitung dieser Gruppe scheint Meckenheim bei Bonn zu sein.

Die Untergrombacher Kultur ist in den grossen Festungsanlagen von Urmitz und Mayen vertreten. Ihre Verbreitung, wie weit rheinabwärts über Urmitz, ist noch nicht festgestellt, RADEMACHER glaubt sie auch in Scheuerbusch bei Wahn auf der rechten Rheinseite gefunden zu haben.

Die Schnurkeramik wie die Zonenbandkeramik und auch die Glockenbecherkeramik sind im Gebiete des Neuwieder Beckens, bei Mayen, und rheinabwärts bis Bonn verbreitet und bekannt.

Im allgemeinen lässt sich aus den bisher festgestellten Ergebnissen der neolithischen Zeit für ihre Verbreitung in der Rheinprovinz noch kein bestimmtes Bild machen. Wir kennen nur vereinzelte Vorkommnisse von Siedlungen und Grabstätten auf verhältnismässig ziemlich eng begrenztem Gebiet. Ziehen wir aber die über das ganze Gebiet der Provinz ausgedehnte Verbreitung von Steinwaffen und Werkzeugen in Betracht, so müssen wir uns sagen, dass noch ein weites Feld der vorgeschichtlichen Forschung offen steht. Besonders das Gebiet der Mosel, der Eifel und des Hunsrück müssen hier noch für Ergänzung sorgen.

Noch spärlicher als die jüngere Steinzeit ist bisher in der Rheinprovinz die Bronzezeit in geschlossenen Fundgruppen und gesicherten Fundorten vertreten. An Gefässen der älteren Zeit mangelt es noch sehr. Am ehesten ist ihre Verbreitung aus den bisher gemachten Einzel- und Depotfunden zu schliessen.

Die Flach- und die Randbeile sind, wenn auch sehr selten, auf dem ganzen Gebiet der Provinz von Bingen bis Düsseldorf und vom Rhein bis zur Saar verbreitet, besonders der südliche Teil der Provinz, die Gegend von Bingerbrück—Bacharach, ist reich an Nadeln, Lanzenspitzen, Sicheln, Messern und dergl.

Zahlreicher sind die Funde der jüngeren Bronzezeit, die im Rheintal wie im Moseltal und auf den Höhen durchweg eine gleichmässige Ausbildung zeigen. Besonders schön sind die Gefässe der jüngsten Bronzezeit, die allmählich zur Hallstattzeit überleiten.

Die Bestattungsart ist überall Leichenbrand in Flachgräbern ohne Hügelaufwurf.

Im Gegensatz hierzu bringt die über das ganze Provinzgebiet in ziemlich gleichartiger Ausbildung verbreitete eigentliche keltische Hallstattzeit Skelettbestattung mit Hügelaufwurf. In diese Periode scheint nach Fundstücken aus dem Gräberfelde bei Troisdorf zum ersten Male

Digitized by Google

ein Eindringen von Germanen zu fallen, die beim Beginn der Latène-Periode schon den ganzen Niederrhein bis fast zum Neuwieder Becken besetzt haben.

In der Latène-Zeit tritt daher zum ersten Male in der bisher gleichmässig ausgebildeten Kultur der beiden Rheinseiten und des oberen und unteren Teiles des Rheinlandes ein Unterschied auf. Am Niederrhein Leichenbrand und Beharren in der Hallstattkultur, am Mittelrhein und im Moselgebiet die Latènekultur, die besonders auf dem Hunsrück und im Fürstentum Birkenfeld die schönsten und charakteristischsten Fundstücke, darunter den Import feiner italischen und griechischen Bronzegefässe (Schnabelkannen, Eimer) und Schmuckstücke wie der berühmte Waldalgesheimer Goldfund liefert.

Verbreitet sind sodann auf dem Gebiet des Hunsrücken und einem Teile der Eifel Ringwälle und kleinere Fliehburgen. In der jüngeren Latène-Zeit findet sich Leichenbrand in Flachgräbern mit Steindeckungen oder aus Schiefer zusammengestellten Kisten. Auch hier bleibt noch eine Frage offen, besonders für das Coblenzer Gebiet. Waren zur Zeit der Invasion der Römer hier noch Gallier oder waren die Germanen schon an der unteren Mosel eingedrungen, wie wir sie als Nachbarn rheinaufwärts in den Vangionen und Nemetern, rheinabwärts in den Aduatukern und Eburonen, auf der rechten Rheinseite in den Ubiern und Sugambern zur Zeit Cäsers kennen lernen. Nach dieser Richtung hin wird vielleicht noch durch Grabfunde Aufschluss zu bringen sein, wie wir solche in den letzten Jahren im Coblenzer Stadtwalde und auf der rechten Seite im Arzheimer Wald gemacht haben. In beiden Fällen handelt es sich um Leichenbrandgräber mit einander ganz gleichen Gefässformen und Fibeln der mittleren Latène-Zeit, die Schumacher-Mainz für germanisch hält und daran erinnert, dass die Römer, die nicht leicht Völkergrenzen änderten, eben dieses linksrheinische schmale Gebiet am Strom entlang noch zu Germania superior schlugen.

Universitätsprofessor Dr. Oskar FLEISCHER, Berlin:

Die Entwicklung der germanischen Musik (mit Lichtbildern).

Mit 1 Textabbildung.

Nach dem Bericht der Coblenzer Zeitung.

(Der erste Teil des Vortrages befasste sich mit den Urteilen der alten Schriftsteller über die germanische Musik.) Wir greifen als besonders charakteristisch eine Stelle aus dem römischen Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus heraus, der von den Goten erzählt: „Die Barbaren

Digitized by Google

zischten mit ungeordnetem Geschrei die Loblieder ihrer Ahnen und versuchten unter verschiedenem Lärm ihrer unschönen Sprache leichtere Gefechte."

Auch Tacitus tadelt die unschöne Sprache der Germanen. Wohlbemerkt die Sprache, nicht aber die Musik. Vielmehr legen alle Stellen, die wir aus den alten Schriftstellern kennen, Zeugnis dafür ab, dass die Musik der Germanen auf einer hohen Stufe stand, bei den Römern war sie wenig ausgebildet, auch zogen sie ohne Musikklänge in die Schlacht —, hingegen betonen alle Schriftsteller, dass die Sprache der Germanen unschön wegen der Aussprache sei.

Die Römer hatten gar keinen Schlachtgesang, wohl aber die Deutschen. Der Klang der Musik war ihnen etwas Heiliges und Nationales. Der Römer bevorzugte die leise flüsternde Weichheit, die lispelnde Flöte, doch fehlte ihm die urdeutsche Kraft ganz und gar.

Die Germanen — darunter sind natürlich die Skandinavier einbegriffen — besassen eine grosse Menge von Liedern, wie auch heute kein Volk so viele Volkslieder besitzt als das deutsche. Alle germanischen Lieder haben in sich ein Gemeinsames; eine gewisse Verwandtschaft bildet ein deutliches Kennzeichen.

Die Lieder zerfallen in die wesentlichen Klassen: Liebeslieder (winileod), Spottlieder (scofleod), Trauergesänge (sisu) und Zaubergesänge (galstar) u. a. Die christliche Kirche verbot sie vergeblich jahrhundertelang, aber der deutschen Natur war das eigene alte Lied in seiner Kraft gemässer als der fremde christliche Psalm, der weniger musikalisch zum Herzen geht.

Heldenlieder verherrlichten nach dem Berichte des Tacitus den Tuisco, Mannus und Armin, ja man kann ruhig behaupten, dass alle Helden episch verherrlicht wurden. Denn episch ist der Schlachtgesang in erster Linie.

Das älteste Heldenlied ist das Hildebrandslied, das uns in verschiedenen Fassungen überliefert ist; die spätere Form ist uns mit Musik erhalten. Zahlreiche aufgefundene Bruchstücke beweisen die grosse Verbreitung des Liedes.

(Professor FLEISCHER sang darauf mit äusserst sonorer, technisch ganz durchgebildeter Stimme das Hildebrandslied, das einen vollkräftig wohlklingenden Eindruck machte. Man war erstaunt über den hohen ästhetischen Wert dieser Musik.)

Die Begleitung gab ein lyraähnliches Instrument ab, das das Lied völlig rein wirken lässt. Ein solches Instrument ist abgebildet auf einer donauländischen Urne der Hallstatt-Zeit, also etwa des 7. bis 8. Jahrhunderts vor Chr., des öfteren auf Münzen aus Cäsars Zeiten und auf vielen mittelalterlichen Denkmälern. Es besitzt Körper und

Digitized by Google

Rahmen, in dem vier Saiten frei liegen. Die unveränderlichen Saiten konnten also von beiden Seiten auch vom bescheidensten musikalischen Helden benutzt werden; das Instrument gewann dadurch an Anwendbarkeit.

Dieses Instrument ist bis in die Gegenwart gebräuchlich geblieben, es ist das Instrument Crouth der irischen und schottischen Barden, deutsch ursprünglich Chrotta, später Rotta genannt.

Instrumente aus dem 5. bis 6. Jahrhundert nach Chr. sind als Originale in Deutschland noch erhalten.

Die Stimmung der Instrumente war: Grundton, Quart, Quint mit ihren Oktaven also z. B. G g, c c (1 mal gestrichen), d d (einmal gestrichen). Das ergibt immer Dreiklänge z. B. G c g oder G d g, wozu der Gesang mit Vorliebe die Terz abgibt.

Auch die heutigen Volkslieder fussen auf einem Dreiklang z. B. „Es braust ein Ruf . .“ oder „Wohlauf noch getrunken . . .“ Der Dreiklang ist deutsch-national. Die Griechen gebrauchten den Dreiklang d. h. die Harmonie sehr wenig. Nach irrigen Meinungen vieler Musikforscher kannten sie ihn überhaupt nicht.

Hörner sind auf altgermanischen Münzen von Drusus und Germanikus abgebildet, ja man fand Originale in grosser Zahl die teils in Gold, teils in Bronze ausgeführt sind. Sie dienten zum Zusammenrufen zur Jagd, zum Thing, zum Gottesdienst und zur Schlacht. An Zahl wurden mehr als 30 gefunden, in den Gegenden um die Ostsee herum, eines auch in Hannover, mehrere in Mecklenburg und Brandenburg.

Was leistet nun die Lure, dieses Horn? Die Flöte hat 7 Töne wie die Holztrompete, die Blechtrompete und das Horn 12 bis 20 bis 24 Töne. Die Lure hat e, c (1 mal gestrichen), g, c (2 mal gestrichen), e (2 mal gestrichen), g (2 mal gestrichen), c (3 mal gestrichen). Es sind immer Dreiklangstöne, die das Instrument herausholt.

Das Original der Hörner ist aus Bronzeguss. Weil die Wandung dick war, sehr viel dicker als unser Blech, war die Tiefe der Töne desto stärker, der Klang desto voller. Heute können wir die Hörner nicht besser giessen als damals, im Gegenteil. Trotz aller Einfachheit sind doch grosse Finessen in der Ausführung berücksichtigt. Wenn wir heute den Guss so gut fertig bringen, so dürfen wir darauf sehr stolz sein.

Genau wie es mit der Technik sich verhält, so auch mit der musikalischen Leistungsfähigkeit. Es gibt nicht ein Instrument, das sich damit messen kann, keines ist so musikalisch reich und schön. An Tonzahl wie an Klanggebung ist die Lure so reich, dass man nach der modernsten Musikauffassung nichts vermisst.

Am nächsten kommt der Lure das Waldhorn. Unsere Trompete ist aber nur 1 1/2 Meter lang, die Lure über 2 Meter. Die modernen

Digitized by Google

Blechinstrumente haben aber den Nachteil, dass sie oft „gicksen", was bei der Lure fortfällt.

(Ein Musiker vom Coblenzer Inf.-Regt. spielte darauf auf einer nachgebildeten Lure (s. Abbildung) einige Weisen, die ganz grossartig klangen. Der Ton war voll, stark, weittragend und äusserst reich. Die Zuhörer liessen es an Beifall nicht fehlen.)

Lurenbläser
(nach Soph. Müller).

Die Form der Lure ist ganz eigenartig. Das Rohr steigt in eleganter Windung, so dass der Schallbecher über dem Kopfe des Bläsers nach vorne sich öffnet: Dieser Schallbecher ist am Ende auslaufend in einem gezierten Schild.

Haben die Griechen und Römer nun etwas Derartiges besessen? Man kann es bejahen; denn in dem Originale von Pompeji mag man ein Vorbild erblicken. Doch hat es ein paar Töne in toter Lage und ist auch äusserlich recht klein. Dann gibt es ein etruskisches Instrument, eine Art Alphorn mit Schallbecher. Auch dieses ist recht klein und verfügt nur über eine Sopranlage, höchstens etwas Alt noch.

Diese Instrumente aus klassischer Zeit sind nicht konkurrenzfähig mit den schon um 2000 vor Chr. bildlich dargestellten Luren.

Tacitus berichtet, dass die Germanen in der Schlacht den Schild vor den Mund hielten, damit der Kriegsruf lauter halle. Das ist akustisch nicht möglich. Es lässt sich nur so verstehen, dass der Schild (scutum) der Lure gemeint sei (? G. K.). Die Endplatte der Lure lässt sich auch nicht anders denn als scutum bezeichnen.

Der Name Lure ist modern, der eigentliche Name ist verschollen. Er hiess wohl Trumpa (Trompete); alle alten Instrumente tragen durchweg deutsche Namen (Trumma = Trommel usw.).

Nur Deutsche hatten die Lure. Damit ist der Beweis gebracht, dass die Germanen stets die Führer in der Musik waren, dass schon in Urzeiten eine wohlausgebildete Musik im Volke lebte und dass die Germanen in der polyphonen Musik ganz selbständig ohne fremde Anleihen sich zu der Höhe aufschwangen, die sie heute noch vor allen anderen Völkern voraus haben.

Digitized by Google

Reichsantiquar Prof. Dr. Oscar MONTELIUS, Stockholm:

Die ältesten Fibeln (mit Lichtbildern).

Die Peschiera-Fibeln „la fibula ad arco di violino", deren Oberteil — „Körper" (man kann nämlich nicht von einem Bogen sprechen) — geradlinig und mit der Nadel parallel ist, enden vorn entweder in einem kurzen Nadelhalter oder in einer kleinen Spiralscheibe. Hinten geht der Körper in die Nadel über, und dieser Übergang wird durch eine Spirale, die nur eine einzige Windung bildet, vermittelt.

In Italien gibt es keine Fibeln dieser Form mit loser Nadel, d. h. mit einer Nadel, die aus einem anderen Stück als der Körper gebildet wird. Solche Nadeln kommen bisweilen, obwohl sehr selten, bei italienischen Fibeln späterer Formen vor.

Die mit Nadelhalter versehenen italienischen Fibeln zeigen drei verschiedene Formen:

1. Die ältesten sind von einer runden, schmalen Stange gebildet, die keine Anschwellungen („Knoten") vorn und hinten hat.

2. Jünger sind solche Fibeln, die ebenfalls von einer runden Stange gebildet sind, aber vorn und hinten Knoten haben.

3. Jünger als die erstgenannten sind auch solche Fibeln, die von einer schmäleren oder breiteren, blattförmigen Platte gebildet sind.

Sämtliche mit Spiralscheibe versehenen italienischen Peschiera-Fibeln sind von einer runden, schmalen Stange ohne Knoten gebildet.

Die ältesten Formen der Peschiera-Fibeln — mit Nadelhalter, aber ohne Knoten, und mit Spiralscheibe — kommen in Nord-Italien häufig vor, sind aber in Mittel- und Süd-Italien wie auf Sizilien ausserordentlich selten. Nur eine einzige solche Fibula mit Nadelhalter und ohne Knoten ist mir aus dem östlichen Mittel-Italien bekannt; sie wurde nicht weit vom Adriatischen Meer gefunden. Bis jetzt ist aber keine Peschiera-Fibula mit Spiralscheibe aus Mittel- und Süd-Italien oder aus Sizilien bekannt geworden.

Zahlreich sind die ausserhalb Italiens gefundenen Fibeln, die entweder ganz dieselbe Form wie die italienischen Fibeln „ad arco di violino" zeigen oder dieser Fibel entstammen.

Wie die italienischen gehören sie zwei Gruppen an: der Körper und die Nadel sind entweder aus einem und demselben Stück oder aus zwei verschiedenen Stücken gebildet.

Fibeln der ersten Gruppe — mit der Nadel aus demselben Stück wie der Körper — sind einerseits aus Griechenland und dem übrigen

Digitized by Google

östlichen Mittelmeer-Gebiet bekannt; andererseits kommen sie in Bosnien, Serbien und Ungarn, wie in der Schweiz und Frankreich vor.

In Griechenland, wie im übrigen östlichen Mittelmeer-Gebiet, sind sie sehr selten, in Ungarn und den benachbarten Ländern dagegen zahlreich. In der Schweiz sind sie selten; noch seltener in Frankreich.

In Böhmen, Deutschland und Skandinavien kommen solche Fibeln nicht vor.

In den letztgenannten Ländern findet man dagegen Fibeln „ad arco di violino", aber mit der Nadel aus einem besonderen Stück verfertigt. In Nord-Deutschland und Skandinavien sind sie allgemein. Einige — die ältesten — haben einen kleinen hakenförmigen Nadelhalter und enden nach hinten in einem ähnlichen Haken. Die meisten enden aber vorn wie hinten in einer kleinen Spiralscheibe.

Hierdurch zeigen die nordischen Fibeln dieser Art eine Symmetrie, die man im Süden nicht wiederfindet.

Ein eingehendes Studium der älteren Fibula-Typen in Italien und anderen Ländern und der Verbreitung der verschiedenen Typen hat mich schon längst davon überzeugt,

dass die Fibula „ad arco di violino" nicht im griechischen Gebiet erfunden sein kann;

dass die Erfindung in Nord-Italien stattgefunden hat;

und dass die Kenntnis dieser praktischen Erfindung einerseits nach Griechenland und dem übrigen östlichen Mittelmeergebiet, andererseits nach den Ländern nördlich von Italien durch den Verkehr gebracht worden ist.

Alles was wir übrigens kennen zeigt, dass der Verkehr zwischen allen diesen Ländern schon damals ein sehr reger war. Dies wird durch die grosse Verbreitung der Fibula „ad arco di violino" und durch die auffallende Ähnlichkeit in der weiteren Entwicklung der Fibula im Norden wie in Italien bestätigt.

Weil die ersten Fibeln in Griechenland um 1400 v. Chr. auftreten, muss die Erfindung im 15. Jahrhundert stattgefunden haben. Damals blühte die Bronzekultur in Griechenland wie in Italien.

Die Fundverhältnisse beweisen, dass die ersten nordischen Fibeln nicht viel jünger als die ersten italienischen sein können.

Digitized by Google

Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA:

Mit Tafel I und II.

Sie haben soeben nachhallenden Ausdruck verliehen dem ganz besonderen Danke, den wir dem Herrn Reichsantiquar schulden für seinen prächtigen Vortrag, worin er wie stets eine überwältigende Fülle einschlägigen Stoffes und eine grosse Reihe neuer feiner Beobachtungen und Bereicherungen unseres Wissens vorführte und uns geniessen liess. Wir sind dem Herrn Reichsantiquar um so herzlicher dankbar für seine Darbietung, als er um unseretwillen in dieser aussergewöhnlichen Sommerhitze den weiten Weg von Stockholm an den Rhein zurücklegen musste. Sie haben gestern Abend den Jubel der akademischen Jugend, die mir von Berlin hierher gefolgt ist, miterlebt, als sich der berühmteste Prähistoriker Europas mitten unter sie setzte.

Es war das nicht das erste Mal, dass Herr MONTELIUS unter meinen Schülern sass; bereits im Oktober vorigen Jahres (1910), in einer Nachsitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft war das der Fall gewesen und ich konnte damals unter Hinweis auf das gerade eingetretene fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines wichtigsten und epochemachenden Werkes „Om Tidsbestämning inom Bronsåldern" mit meinen Studenten dem verehrten Verfasser eine unvorhergesehene Ovation bereiten. Ist nun dies Werk auch eines der allerwichtigsten für jeden deutschen Prähistoriker, so gibt es doch unter den zahllosen Schriften von MONTELIUS überhaupt kaum eine, deren Studium gerade für die deutsche Vorgeschichte nicht als unentbehrlich bezeichnet werden könnte. Überall nimmt ja MONTELIUS engste Rücksicht wenigstens auf Norddeutschland, zuweilen auf ganz Mitteleuropa. Infolgedessen gehört in meinem Berliner Seminar MONTELIUS so zu sagen zu den „Klassikern" auch der deutschen Vorgeschichte und diese Überlieferung wird hoffentlich weiter wirken. Zum sichtbaren Zeichen dessen, was uns dieser Mann ist, zum sichtbaren Zeichen des tiefgefühlten und innigen Dankes für ihn, der schon in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, damals neben unserem unvergesslichen Otto TISCHLER, unser bester Lehrer und Führer war, haben Vorstand und Ausschuss unserer Gesellschaft beschlossen, den Herrn Reichsantiquar Professor Dr. Oscar MONTELIUS aus Stockholm zu unserem Ehrenmitgliede zu ernennen. (Jubelnder Beifall der Versammlung.)

Ich frage den Herrn Reichsantiquar, ob er uns die Ehre erweisen will, diese Ernennung anzunehmen.

Mit herzlich dankenden Worten nahm Professor MONTELIUS die Ehrung an.

Einer Aufforderung von Professor KOSSINNA folgend erhebt sich die Versammlung zu Ehren des neuen Ehrenmitgliedes von den Sitzen.

Digitized by Google

(Später ist dann ein nach den Angaben des Ersten Vorsitzenden eigens für den Zweck entworfenes und von Künstlerhand ausgeführtes Ehrendiplom, das die Wappen von Schweden und Deutschland, sowie rechts eine germanische Urfibel (das Original ist ein Fundstück aus Kantow, Kr. Ruppin; vgl. Mannus II, Tafel XV), links eine italische Urfibel von Peschieratypus zeigt, an Herrn MONTELIUS abgegangen, der darin als

'der glänzende Führer der Vorgeschichtsforschung,
der allbewunderte Kenner der Bronzezeit,
der Meister der typologischen Methode'

gefeiert wird. Abgebildet ist das Diplom, leider ohne Wiedergabe der Farbenpracht und nur in $^1/_3$ der Originalgrösse, auf Tafel I.

Herr MONTELIUS, dessen „letztes und hoffentlich bestes Bild" unsere Tafel II bringt, sandte darauf folgendes Dankschreiben:

An die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte

Berlin.

Für die grosse Auszeichnung, die mir zuteil geworden ist dadurch, dass die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte mich zum Ehrenmitgliede ernannt hat, spreche ich meinen aufrichtigsten Dank aus.

Weil es mir immer eine Freude gewesen ist, mit meinen deutschen Kollegen zusammenzuwirken, bin ich sehr froh, auf diese Weise an den Arbeiten der Gesellschaft teilnehmen zu können.

Stockholm, den 15. September 1911.

Oscar Montelius.)

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen und ein gemeinsames Mittagsmahl in den unteren Räumen der Festhalle eingenommen, wobei Herr BUSSE-Berlin unser neues Ehrenmitglied feierte und Herr MONTELIUS dem ersten Vorsitzenden eine Ovation brachte.

Nachmittags 3 Uhr unternahmen etwa 40 Damen und Herren unter Führung von Archivrat Dr. RICHTER, Dr. med. MICHEL und A. GÜNTHER einen kurzen Rundgang durch die Stadt zum Besuche des Historischen Museums des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins.

Die in Heft 3 4, Jahrgang 1 des „Mannus" geschilderte Sammlung hat sich inzwischen um manches gute Stück vermehrt. Hervorzuheben sind davon insbesondere die Gefässe der Untergrombacher Periode aus Urmitz: 1 schöner Tulpenbecher, 1 Kugeltopf mit grossem Henkel, 1 eiförmiges Gefäss mit Schnurösen, eine ziemlich grosse graue Urne

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oscar Montelius

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

mit Standring, der Trichterrand eines grossen Gefässes, eine grosse Randscherbe mit Schnurösen, Randscherben mit Tupfenleisten, Scherben von Backtellern usw.; Feuersteinwerkzeuge wie Messer, Bohrer, Schaber und Getreidesichel (?); Kornquetscher, Mahlsteine usw. Ein zierlicher kleiner Kugeltopf mit Winkelbandverzierung der Rössener Keramik vom Jägerhaus.

Die im Heft 1/2, Jahrgang II des Mannus geschilderten beiden Zonenbecher und ein unverziertes Gefäss der Zonenbandkeramik.

Aus der älteren Bronzezeit, die GÜNTHER in seiner Abhandlung: Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens, Mannus III, Heft 1, so sehr vermisste:

Eine prachtvolle 21 ½ cm lange Radnadel mit gitterartiger Ausbildung der 5 cm breiten Scheibe mit Öse aus Kärlich und eine 35 cm lange Nadel mit plattem kugelförmigem Kopf und geschwollenem Hals aus der Mosel bei Koblenz, beide der II. Periode der Bronzezeit angehörig.

Aus der jüngeren Bronzezeit bezw. dem Übergang zur Hallstatt-Zeit eine Anzahl Gefässe aus Koblenz-Oberwerth, Kratzkopfer Hof bei Pfaffendorf und Jägerhaus bei Mülheim.

Aus der älteren Latènezeit ein Eimer aus Bronzeblech mit Bronzehenkel und verschiedene Tonbecher und kleine Flaschenurnen aus der Umgebung von Urmitz und vom Jägerhaus bei Mülheim.

Aus römischer Zeit ausser einer Anzahl Sigillata- und Tongefässe aus Koblenz und Urmitz eine sehr gut erhaltene Bronzestatuette des Merkur, 13 cm hoch aus dem Koblenzer Stadtwald, gef. Mai 1910, und die kleine 41 mm hohe Bronzestatuette eines gefangenen und gefesselten nackten Germanen aus Urmitz (gef. mit Münzen von Caligula).

Aus fränkischer Zeit endlich Tongefässe, Waffen, Eisenteile und eine Glasschale aus Metternich und Urmitz. Die eigentliche Altertumssammlung ist jetzt in der neuhergerichteten gewölbten Halle des ehemaligen Rat- bezw. Kaufhauses untergebracht. Der grosse Festsaal des Erdgeschosses, zu Ehren des für die Herrichtung der Museumsräume und überhaupt für alle vaterstädtischen Zwecke so freigebigen Ehrenbürgers von Koblenz „Wegeler-Saal" genannt, ist zur Unterbringung kunstgewerblicher Gegenstände und mittelalterlicher Skulpturen, sowie zur Aufnahme und Veranstaltung vorübergehender Kunstausstellungen bestimmt. Im früheren „Schöffenhause" befinden sich jetzt: Im Erdgeschoss die Waffensammlung des † Admirals DEINHARD und eine kleine Sammlung vaterländischer Kriegsandenken; im I. Obergeschoss mittelalterliche Keramiken, alte Möbelstücke und der Anfang einer Trachtensammlung aus dem Gebiet des Hunsrück und der Eifel oder vom Unterlauf der Mosel.

Nach der Besichtigung des Museums begab sich die ganze Gesell-

Digitized by Google

schaft zum Bahnhof Koblenz-Lützel, um den Ausflug nach Urmitz und die Besichtigung der neolithischen Erdfestung und der vorgeschichtlichen Siedlungen auszuführen. Zur Erläuterung dieser Anlagen hatte Herr GÜNTHER Vervielfältigungen der Lagepläne anfertigen lassen und unter die Ausflügler verteilt. Aber kaum in Urmitz angekommen, zwang ein plötzlich eingetretener und fast 1 1/2 Stunde andauernder Gewitterregen zur schleunigen Flucht in die nächstgelegene Wirtschaft, die meisten Teilnehmer auch zur Rückkehr mit dem nächsten Zug nach Koblenz. Nur etwa 12 Personen, darunter 2 Damen, liessen sich weder durch das Regenwetter noch durch die aufgeweichten Wege von ihrem Vorhaben abbringen. Durch die Ungunst der Witterung und die Kürze der nach dem Regenwetter verbleibenden Zeit wurde der Genuss allerdings sehr beeinträchtigt, immerhin aber fanden sich die Teilnehmer für ihre Ausdauer belohnt. Erregten schon vom Zuge aus die am Jägerhaus beginnenden und sich rheinabwärts häufenden Bimssandgruben und Schwemmsteinfabriken das Interesse der Fremden, so hatten die Teilnehmer des Ausflugs Gelegenheit, diesen eigenartigsten Industriezweig des Neuwieder Beckens an Ort und Stelle kennen zu lernen. Mit grossem Interesse besuchten sie unter Führung von A. GÜNTHER einige Gruben, in denen die etwa 3 m hoch gelagerten, oben etwa 1 m hoch mit Humus und vulkanischen Sandschichten bedeckten, in der Mitte von einem Bretzband durchzogenen Bimskiesel gewonnen, und eine Fabrik, in der sie unter Beimischung von gelöschtem Kalk in Holzformen mit Eisenschlägeln zu Steinen geformt, auf Gerüsten getrocknet und nach dem Trocknen in langgezogenen, regelmässig aufgebauten Haufen (Hagen oder Arken genannt) aufgesetzt werden [1]). Vom Dorfe Urmitz aus verfolgte man dann rheinabwärts den „Rheinweg", zunächst die Gräberreste der beiden frührömischen Kastelle, dann Teile der Grabenprofile der steinzeitlichen, der Untergrombacher Periode angehörenden Erdfestung auf ihrer Längenausdehnung vom südlichen zum nördlichen Endpunkte, dazwischen eine Reihe steinzeitlicher Herdgruben und endlich in der Müller'schen Fabrik, in der Nähe der Andernacher Strasse, das vollständige normale Profil der beiden Sohlgräben und des Pallisadengrabens feststellend [2]). Mit einer starken Zugverspätung, infolge der Ferienzüge, aber in wohlgemuter Stimmung kehrte die kleine Gesellschaft gegen 9 Uhr nach Coblenz zurück, noch rechtzeitig genug, um mit den im Casino-Garten bereits versammelten übrigen Teilnehmern der Tagung einige gemütliche Stunden in heiterer Geselligkeit bei einem Glase kühlen Rhein- oder Moselweines zu verbringen.

[1]) Vgl. GÜNTHER, zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens. Mannus II, Heft 1—3, S. 43.

[2]) Ebenda, S. 49 ff.

Digitized by Google

Sonnabend, den 5. August.

Schon in früher Morgenstunde begann für eine Reihe von Herren die Tagesarbeit mit einem Besuche des Museums, wo einige bessere Stücke eingehend besprochen und erläutert wurden.

Gegen 9¼ Uhr begannen in dem Vorsaal der städtischen Festhalle wieder die wissenschaftlichen Vorträge.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA.

Museumsvorstand Rektor C. RADEMACHER, Köln:

Der Kartstein bei Eiserfey in der Eifel (mit Lichtbildern).

Mit 1 Abbildung im Text und 2 auf Tafel III.

Etwa 55 km von Köln, im Kreise Schleiden, erhebt sich bei dem Dorfe Eiserfey aus einem Trümmergewirr von gigantischen Felsblöcken ein mächtiger Kalkstein. Er ragt bis 15 m auf und trägt ein Plateau von etwa 8 preussischen Morgen, das zum Teil mit Tannen bestanden ist (s. Taf. III unten). Dieses Plateau fällt nach drei Seiten zu der angegebenen Höhe ab; die Nordseite hängt mit dem Gelände zusammen, so dass das Plateau zu einem natürlichen Refugium wie geschaffen ist. Schon in prähistorischer Zeit hat die Bevölkerung diese geschützte Lage des Plateaus erkannt, das beweist der noch wohl erhaltene im Bogen sich hinziehende Steinwall mit davor gelagertem Graben, welcher das Gelände vollständig abschliesst. In diesem Kalkfelsen sind durch Korrosion zwei Höhlen entstanden, eine kleinere an der Ostseite, eine grössere mit drei Ein- bezw. Ausgängen, zwei nach Osten, einen nach Westen. Die grössere Höhle bietet Raum bequem für mehr als hundert Personen. Der obere Osteingang ist durch abgestürzte Felsmassen etwas verschüttet, doch so, dass er noch gangbar ist. Diese grossen Abstürze sind meist nach der römischen Zeit erfolgt, wie die Ausgrabungen bewiesen haben. Der zweite Osteingang war bei Beginn der Ausgrabungen fast bis zum Rande mit einer Lehm- und Steinschicht ausgefüllt, so dass er, ungangbar, nur eine kleine Spalte frei liess. Der Westeingang ist der gegenwärtig benutzte Zugang zur Höhle (s. Taf. III oben). Vor der Westseite liegt eine ziemlich breite Terrasse, über der zum Teil in Abriform der Felsen sich wölbt. Im Auftrage der Kölner Anthropologischen Gesellschaft wurden diese Höhlen, an welche sich ein ganzer Sagenkreis anknüpft, mit Genehmigung der Besitzer von Februar bis Juli 1911 durch den Berichterstatter untersucht. Die Resultate sind sehr wichtig und für unsere Kenntnis der diluvialen Kultur Deutschlands von Bedeutung. Es ergab sich zunächst, dass am Ende der römischen Periode

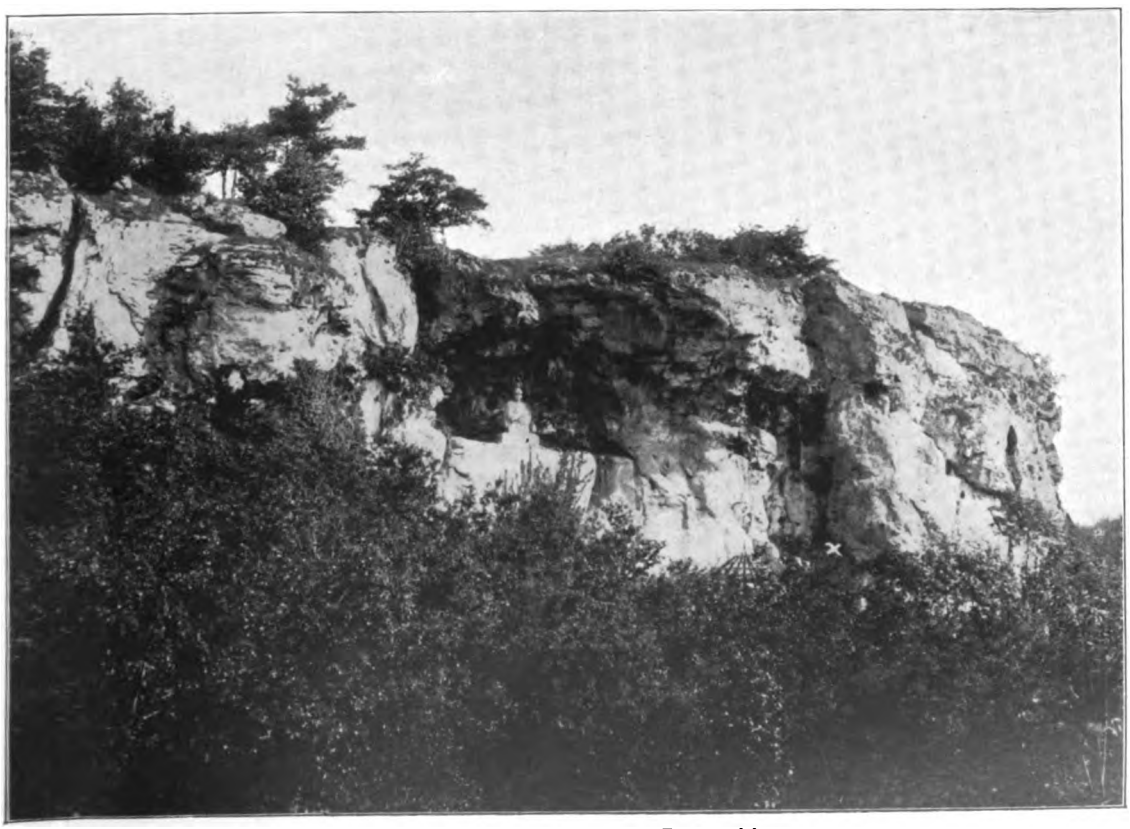
Digitized by Google

die Höhlen als Zufluchtsstätten den von den Franken bedrängten Bewohnern der Gegend gedient haben. Zahlreiche Herdstellen haben eine vollständig geschwärzte Schicht hervorgebracht, in der römische Gegenstände aller Art sich vorfanden, Gefässe, eine Armbrustfibel, Nadeln aus Knochen und Horn, eine Pinzette und zahlreiche Münzen der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Chr. Unter dieser römischen Schicht befand sich eine sterile, gelbe Lehmschicht, welche eine prähistorische Kulturschicht überlagerte. Auch diese zweite Kulturschicht war durch viele Herdstellen geschwärzt, es fanden sich hier Latènescherben, eine Früh-Latènefibel, Knochenpfriemen, Spinnwirtel. Unter der Latèneschicht begann eine braune Kulturschicht mit Nagetierresten und vereinzelten Magdaléniengeräten. Wie sich an dem Osteingange zeigte, gehört das Magdalénien der postglazialen Epoche an. Eine Sinterschicht schloss das darunterliegende Diluvium hier vollständig ab. Am Osteingange lagerten über dem Magdalénien auch einzelne neolithische Funde, so eine Armschutzplatte aus Knochen und ein Scherben. Weitere neolithische Gegenstände sind nicht zum Vorschein gekommen. Die Magdalénienschicht ergab eine Fauna, die der Nacheiszeit angehört, Renn, Moschusochse, Eisfuchs, Schneehuhn, Hirsch, Pferd, Hirschluchs. Alle diese Reste der postglazialen Fauna waren weiss, während sämtliche Knochen, die unter der Sinterdecke sich befanden, schwarz gefärbt erschienen.

Die Schichten unter der Sinterdecke gehören der diluvialen Epoche an (s. Abb. 1). Zunächst als älteste Kultur fand sich in einer Tiefe von 1,50 m eine Herdstelle, in welcher ein prächtiger Acheulkeil zum Vorschein kam, sonst nichts. Weitere Einschlüsse dieser Epoche sind nicht vorhanden. Darüber lagern zwei Moustérienschichten, von denen die untere als ein Horizont des Moustérien I bezeichnet werden kann, charakterisiert durch Spitzen vom Typus Le Moustier und Schabern, während Moustérien II eine vollständig ausgebildete Kulturschicht darstellt. Dieser Kulturschicht entstammen die meisten Funde: Spitzen, Schaber, Bohrer, Messer, aus Silex, Quarz und Quarzit hergestellt. Der Typus dieser Funde stimmt mit denen von Fond de Forêt (Belgien) überein. Spitzen sind mannigfach, auch Doppelspitzen, von grossen bis zu ganz winzig kleinen Exemplaren. Die Schaber haben zum Teil typische Form, breite Abschläge mit Encochen treten auf und eine ganze Anzahl Bohrer. Das Feuerstein-Material muss den Bewohnern äusserst wertvoll gewesen sein, was die kleinen Absplisse, die fast alle Gebrauchsspuren aufweisen, bezeugen. Nur wenige und dazu ganz kleine Absplisse ohne Gebrauchsspuren kamen zum Vorschein. Als Ersatz für den Silex wurde Quarz und Quarzit benutzt. Das Material lieferte der Feybach in einer Entfernung von 4 bis 5 km. Schlagsteine aus Quarz treten auf und

Digitized by Google

Jetziger (West-) Eingang zu der grossen Höhle.



Der Kartstein. Ansicht von Dreimühlen.

Das weisse Kreuz (×) bezeichnet den Westeingang der Höhle.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

zahlreiche Absplisse aus Quarz, daneben auch wirkliche Geräte, Spitzen, Schaber, Bohrer aus diesem Material. Neben den Quarzscheiben, Disken, ähnlich wie in La Quina, fanden sich auch zugeschlagene Quarzkugeln. Wichtig ist das Auftreten von benutzten Knochen. Einzelne haben Spuren von Glättung an der Spitze (wie La Quina), andere sind nach Art der Steingeräte durch Schläge künstlich zugespitzt. Über diesem Moustérien II lagerte ein Aurignacienhorizont, vertreten durch Klingen mit Encochen und eine 35 cm lange, fein polierte Nadel, ebenso wie die anderen diluvialen Knochen geschwärzt. Eine Unterscheidung der Faunen in den diluvialen Schichten war nicht möglich. Es ergab sich als häufigstes Tier in den unteren Schichten Höhlenbär, weiter Mammut, Rhinozeros, Pferd und in höheren diluvialen Schichten auch Renntier. Diese Renntierknochen haben zum Unterschiede von den postglazialen Renntierknochen ein schwarzes Aussehen. Andere Tiere sind: Höhlenhyäne, Höhlenlöwe, Biber, Hirscharten, darunter Megaceros, Bison. Das Magdalénien, die postglaziale Epoche, ist durch typische Stichel und verschiedene Knochenwerkzeuge, darunter eines mit parallelen Strichverzierungen, bezeugt. Von ausserordentlicher Wichtigkeit waren die Verhältnisse des

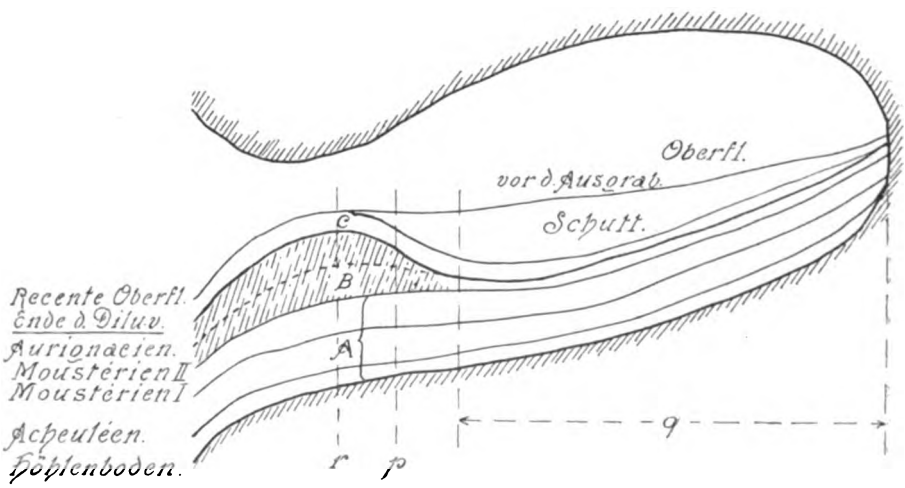


Abb. 1. Schichtenprofil des Osteinganges mit den Parallelen nach dem Innern der grossen Höhle.

Osteinganges, wo das Diluvium bis fast an die Oberfläche reichte. Nur eine kleine 10—12 cm mächtige Schicht lagerte über der Sinterschicht; die diluvialen Schichten zeigten hier eine Anschwellung, welche Schlüsse über die diluvialen Verhältnisse zulässt. Es ergibt sich nämlich eine Klimaänderung, die nach Massgabe des Schichtenprofils in das Moustérien II fällt. In dieser Epoche müssen die klimatischen Verhältnisse einer starken Verwitterung besonders günstig gewesen sein, hierdurch erklärt sich das Anschwellen der Steinschicht an dieser Stelle.

Digitized by Google

Diese Klimaänderung dauerte bis zum Ende des Diluviums, das Aurignacien fällt in diese Epoche. Die Klimaänderung ist das Hervorbrechen der letzten Eiszeit, und so haben wir im Kartstein den Beweis, dass Moustérien II und Aurignacien in die letzte Eiszeit zu versetzen sind. Die Ergebnisse für die Parallelisierung der geologischen Daten und der archäologischen Stufen sind demgemäss folgende:

Die altsteinzeitliche Kultur: Chelléen, Acheuléen, Frühmoustérien fallen in das letzte Interglazial, das in einen wärmeren Abschnitt (Antiquus Periode) und einen kälteren Abschnitt (Acheuléen, Moustérien I Primigeniusstufe) zu zerlegen ist.

In die letzte Eiszeit fallen die jüngeren paläolithischen Stufen: Spätmoustérien, Aurignacien und sonst das Solutréen, das jedoch im Kartstein nicht vorhanden ist. Ins Postglaziale fällt das Magdalénien. Die Haupt-Vertreter der Fauna blieben Renn und Mikrofauna. Zu einer Untersuchung von Tundren- und Steppenphase reicht die Fauna des Kartsteins nicht aus.

Geheimrat Professor Eugen BRACHT, Dresden:

Über rohe Melaphyr-Geräte unbekannten Alters von Trosky in Böhmen.

Mit 9 Textabbildungen.

Bei einem Studienaufenthalt an der romantischen Burgruine Trosky in Böhmen unweit Turnau stiess ich täglich in der Umgebung der gewaltigen Melaphyrnadeln à la Mont Pélé, die im Mittelalter von dem Geschlechte der Berken von Dauba zu einer schier uneinnehmbaren Veste ausgebaut worden sind, auf Gesteinsfragmente von auffallender Gestalt.

Es waren längliche Melaphyrabsplisse von meist dreiseitigem Querschnitt, deren zwei Seiten stets die natürlichen Säulenflächen des vulkanischen Materials zeigten, während die dritte Seite die bezeichnenden Merkmale künstlicher Absprengung aufwies, nämlich einen Treffpunkt des Schlages mit dem über die Fläche radial ausgebreiteten Strahlkegel — dem Äquivalent des Perkussionsbulbus beim Feuerstein.

Die Stücke waren meist quer durchgebrochen, zeigten tiefgehende Patina und Kantenrundung und schienen mir keineswegs auf natürliche Ursachen zurückführbar, wenn sich auch zunächst für ihre Gerätnatur keine sicheren Anhaltspunkte zu bieten schienen. Nachdem sich auch vollständige Exemplare gezeigt und die Schartigkeit der Schneiden auf Abnutzung deutete, traf ich schliesslich ein Stück Klinge mit deutlich retuschiertem Rücken, so dass ich begann, die Sachen einzusammeln und täglich weiterzusuchen.

Digitized by Google

Bei dem wachsenden Inventar liessen sich zwei Grundtypen unterscheiden, eine Klinge von schmaler Gestalt (Abb. 1) und die breitere Blattform (Abb. 2), sowie häufige meisselförmige, lange Stücke von vierseitigem Querschnitt.

Da am Fusse der Böschung unterhalb der Felsnadeln der Gesteinsschutt als Strassenschotter abgefahren wurde, war Gelegenheit geboten festzustellen, dass die fraglichen Geräte nur oberflächlich vorkamen und tiefer als 80 cm fehlten.

Es glückte mir nach wiederholtem Absuchen eine Stelle anzutreffen an der auffallend viele gespaltene Stücke vorkamen, und nachdem ich die ganze Gehängedecke abgehoben und freigelegt hatte, stiess ich in etwa 50 cm Tiefe auf eine ausgebreitete Feuerstelle.

Die Asche war in dem lockeren Gesteinsschutt verschwunden, aber die kohligen Teile bildeten eine nahezu wagrechte Bank von etwa zwei Quadratmeter Fläche und hier fanden sich

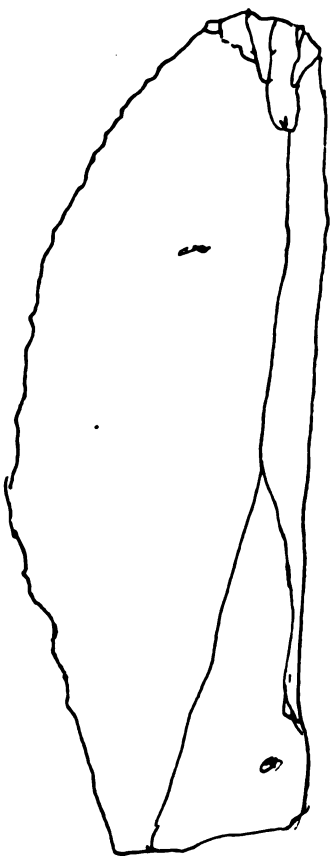


Abb. 1. Klinge. 1/1.

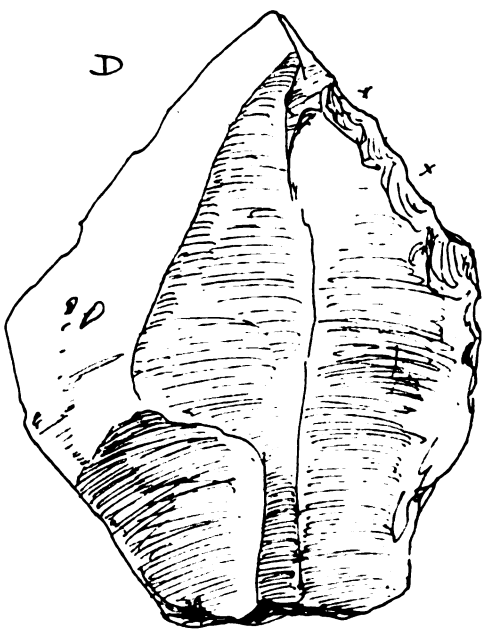


Abb. 2. Blattform. 1/1.

nun auch andere Gerättypen als Nachlass der steinzeitlichen Bewohner.

Zwar gab es hier keine Objekte, die sich unter den üblichen Bezeichnungen irgend einer Kulturstufe aufzählen liessen, aber das Vor-

Digitized by Google

handensein von Schneiden künstlicher Herstellung und kleine Rückenretuschen sowie Greifanpassungen lassen die Verwendung der Stücke leicht erraten.

Mehrfach ist ein Gerät vertreten, das man am ehesten als Haumesser bezeichnen könnte, da bei verschmälertem Griffe eine der Langseiten mit einer Schneide endigt. Aus keiner anderen Stufe ist mir dieser Werkzeugtypus bekannt, wohl aber traf ich in einer Station

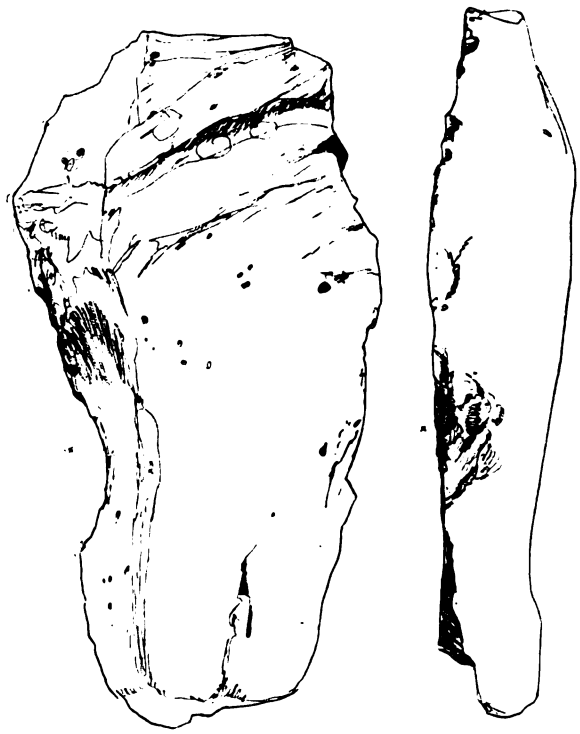


Abb. 3.
Haumesser mit ausgearbeiteter Greifstelle für den Daumen bei x. 1/3.

Abb. 4.
Haumesser. 1/3.

rohester Geräte aus kieseligem Sandstein am Eichberg bei Leisnig a. d. Mulde ein ganz identisches Stück. Auch hier kamen die Stücke bei Rodungsarbeiten aus 30 cm Tiefe zutage, wobei dieselben deutlich als auf einer ehemaligen, dunkler gefärbten, Bodenoberfläche ausgebreitet erkennbar waren.

Hier war das Material noch viel ungeeigneter zur Spaltung von Geräten und ein einziges Stück lässt sich als Blattform deuten, während das meiste eben nur die Unwahrscheinlichkeit natürlicher Entstehung für seine Gerätenatur anzuführen hat; ich hatte an dieser Stelle den Eindruck, dass Gesteinsstücke gegen einen grösseren Block geschleudert worden seien und man die Stücke mit Schneidekante teils ohne weitere

Digitized by Google

Abb. 5. Haumesser, Griff abgebrochen. 1/2.

Abb. 6. Haumesser. 1/2.

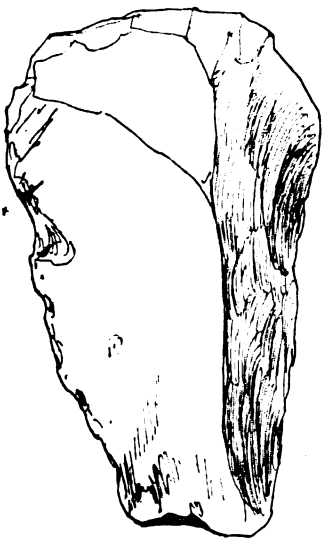


Abb. 8. Haumesser mit Scharten x.

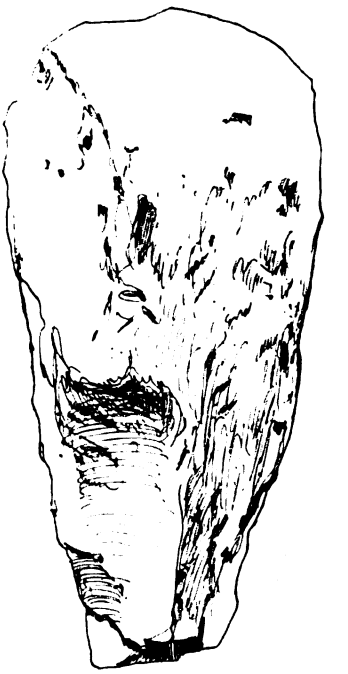


Abb. 7. Haumesser.

Digitized by Google

Zurichtung benutzt, teils mittelst einseitiger grober Retusche zugeschärft habe.

Die Haumesser von Trosky sind gewichtige Geräte von starker Durchschlagskraft (Abb. 3, 4, 5, 6, 7, 8), einige sind bei der Arbeit und der Wucht des Schlages überm Griff quergebrochen.

Kleinere Stücke können als Schneideplatten (Abb. 9) bezeichnet werden und haben deutlich geschartete Schneiden. Trotzdem das vulkanische Material weitgehend durch Sickerwasser patiniert und kantengerundet

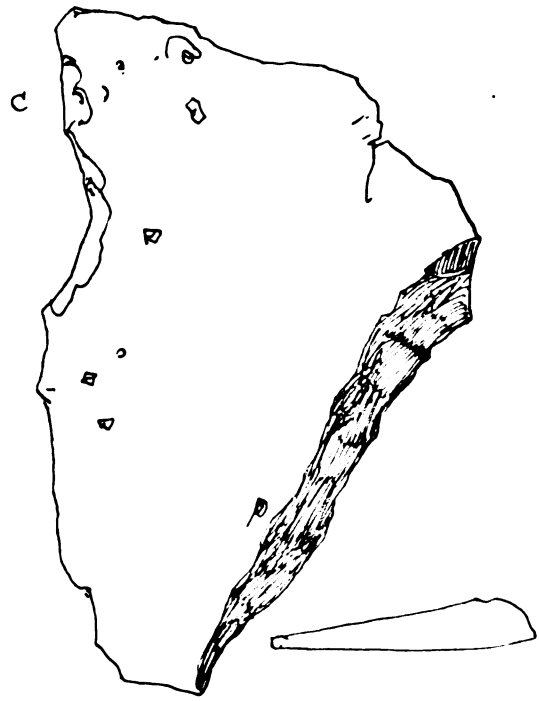


Abb. 9. Schneideplatte. 1/1.

ist, lässt sich immerhin der Unterschied zwischen den kümmerlichen Retuschen und den Gebrauchsspuren erkennen und man gewinnt aus dem Zustand des Gesamtnachlasses den Eindruck, dass die Verwendung des basaltischen Gesteines nur ein Notbehelf war in Ermangelung von Feuerstein, dass man sich aber auch nicht mehr bemühte als gerade nötig war für eine einmalige Benutzung des Stückes. So fehlt z. B. jede Spur des sonst doch zu allen Zeiten üblichen Schabers, dessen feine Randretusche an dem rauhbrüchigen Basalt nicht möglich war.

Was nun die chronologische Stellung der Trosky-Geräte betrifft, so spricht ihre oberflächliche Lagerung für ein geringes Alter und A. RUTOT hat die Sachen, als ich sie ihm zur Beurteilung vorlegte,

Digitized by Google

als Flénusien bezeichnet, d. h. als eolithisches Mesolithikum, wogegen eigentlich kaum etwas einzuwenden wäre. Der Mangel an eigentlichen Typen ist daran eben das Typische, wobei wir nicht aus dem Auge lassen dürfen, dass sicherlich eine Stufe niederer Kultur und Technik bereits an vielen Orten beobachtet wurde, unter Lagerung und Fundumständen, die auf ein recht geringes Alter schliessen lassen.

Das Merkmal dieser Industrie ist das Genügen an der blossen Gebrauchsform und zwar nicht nur bei beliebigem ungünstigem Material, sondern auch da, wo sich Feuerstein vorfand. An einer dritten Stätte habe ich massenhaftes Material des gleichen Habitus angetroffen beim Einfluss der Bobritsch in die Freiberger Mulde, wo Hunderte von Geräten und Abfällen aus Quarz vorkamen mit einzelnen Spänen aus Silex aus dem Geschiebelehm. Auch hier sind nur atypische Nutzformen vertreten, die man nicht als Geräte ansprechen würde, trügen sie nicht den Strahlkegel an der Spaltfläche und die Gebrauchsscharten.

Bei Vermischung solcher rohen Dinge mit neolithischen Resten werden sie stets als Ausschuss und Abfall aufgefasst werden, nur in den Fällen mit reinem Inventar werden sie sich als etwas Einheitliches deuten lassen und auf Grund reicherer Funde und geduldiger Forschung das Geheimnis ihres vorläufig etwas rätselhaften Ursprungs offenbaren.

Geheimrat Professor Eugen BRACHT, Dresden:

Die Orientierung von Steingerätabbildungen auf Tafeln.

Wenn ich mir erlaube, heute auf eine durchführbare Norm für die Orientierung von Zeichnungen steinzeitlicher Objekte hinzuwirken, so geschieht das nur, weil es in manchen Fällen tatsächlich fraglich ist, was das Bessere ist.

Im Ganzen habe ich gefunden, dass, wenn der Autor eines Aufsatzes seine Stücke selbst zeichnet oder genau angibt, was geschehen soll, das Richtige geschaffen wird! Natürlich, denn er weiss worauf es ankommt und das Wesentliche wird stets verständlich herauskommen.

In dreierlei Richtung muss Beschluss gefasst werden:

1. Senkrecht oder wagrecht?
2. Was ist am Stück die Ober- was die Unterseite?
3. Welches Ende gehört auf dem Papier nach oben, welches nach unten?

Die erste Frage: senkrecht oder wagrecht würde bei organischen Gebilden überhaupt nicht auftauchen — bei unseren Steingeräten, als

Digitized by Google

unorganischen Gestalten liegt die Sache nicht so einfach! Einem ganz richtigen Empfinden folgend werden meist längliche Gebilde senkrecht gestellt; es entspricht dem optischen Umstande, dass das Überfliegen mit dem Blicke von oben nach unten sich beinahe ungewollt vollzieht, während der Verfolg einer Form in horizontaler Richtung eines besonderen Willensaktes bedarf.

Eine Ausnahme gibt es aber doch? Während wir längliche Fäustel stets aufrecht mit der Spitze nach oben gerichtet sehen, werden die Beile, die doch nur eine vervollkommnete Stufe des Fäustels sind, meist in horizontaler Lage abgebildet — und zwar wie mir scheint mit Berechtigung, da ja das Beil durch seine Schaftung eine neue Stellung im Raum für unser Empfinden gewonnen hat — welcher bewusst oder unbewusst hierdurch Rechnung getragen wird, auch wenn die Schaftung nicht mehr existiert; es wird eben vom Beschauer erwartet, dass er sie sich dazu denkt.

Die zweite Frage: nach der Ober- oder Unterseite am Stück macht wohl keine Schwierigkeiten! In den Museumsauslagen pflegen die Geräte mit der flacheren Bulbseite nach unten zu liegen, die ja auch die weniger interessante zu sein pflegt; die mehrflächige Rückenseite soll im Bilde gezeigt werden, auch schon weil ja die Retuschen und Gebrauchsscharten von der Bulbseite über die Rückenseite herüberzugreifen pflegen.

Soll aber etwa zum Beleg für die menschliche Herstellung der Bulb das Wichtigere sein, so käme selbstredend die Unterseite zur Darstellung, wie auch in den Fällen, wie z. B. in manchen mecklenburgischen Funden, wo zu zeigen wäre, dass an allen gebrauchten Stücken der Bulb nachträglich weggeschlagen ist — vermutlich wegen besseren Sitzes in einem hölzernen Hefte.

Oben und unten im Bilde.

Eine ganz andere Sache ist es um die Frage welches Ende eines Gerätes auf dem Papier nach oben gerichtet werden soll, welches nach unten und dieser Frage willen ist das Thema überhaupt angeschnitten worden.

Diese Frage lässt sich nämlich nicht einseitig aus dem Wesen oder der Gebrauchsrichtung der Objekte entscheiden, denn es kommt bei ihr noch ein wichtiger Faktor hinzu, nämlich die Beleuchtung, und dies umsomehr, als auch auf die photographische Wiedergabe Rücksicht zu nehmen ist, die nur unter besten Beleuchtungsverhältnissen verständliche Bilder liefert.

Wenn der Zeichner an die Arbeit geht, so hat er das Fenster zur Linken und sein Objekt ist demgemäss von links und von oben be-

Digitized by Google

leuchtet mit Abstufung der der Lichtquelle mehr oder weniger zugewandten Flächen, während diagonal entgegengesetzt der rechte Rand sowie die Unterkante im Eigenschatten des Körpers im Dunkeln liegen.

Wenn wir also die Randbildung eines Schabers mit ihrem feinen Flächensystem nachzubilden oder photographisch festzuhalten haben, so liegt es auf der Hand, dass dies nur möglich ist, wenn der Schaber mit dem Griff nach unten und dem Schaberrand nach oben dem Lichte zugewendet wird; das Griffende ist so nebensächlich, dass es im Schatten bleiben kann.

Und doch finden sich genug Fälle, bei denen offenbar ohne an die Beleuchtung zu denken das Werk-Ende nach unten gerichtet wurde. Um nur ein Beispiel anzuführen, sind in dem sonst wundervollen dänischen Werke über die Affaldsdynger sämtliche Objekte mit dem Griff nach oben und mit dem wichtigeren Schneiden- oder Spitzen-Ende nach unten gerichtet; um diese Bilder richtig zu verstehen, bin ich gezwungen, den ungefügen Folioband jedesmal verkehrt zur Hand zu nehmen; der Zeichner hat sich übrigens bemüht, die Klippe zu umschiffen, indem er auch im Schatten möglichste Deutlichkeit erstrebte.

Es ist nun in diesem Falle leicht nachzuweisen, wieso man dazu gekommen ist, die Werkenden mit ihren Retuschen nach unten zu orientieren! Da man mit der Darstellung der Spalter den Anfang machte — als dem Leitfossil sozusagen —, bei dem sich die Richtung von oben nach unten allenfalls verteidigen lässt, wollte man offenbar von dem einmal begonnenen Verfahren nicht abweichen, sondern richtete auch die Bohrer, Pfriemen und Meisselformen ebenfalls nach unten, was mir aber unübersichtlich erscheint.

Eine andere Beeinflussung bei der Orientierung der Geräte nach oben oder nach unten erfolgt offenbar noch durch die Aufstellung derselben in den Sammlungsauslagen.

Befinden sich nämlich Geräte in einer horizontalen Pult-Vitrine, so müssen ganz ohne Rücksicht auf andere Erwägungen die Werkenden möglichst dem Beschauer zugewandt werden, d. h. also nach unten gerichtet; stellte man sie „Werkende nach oben", so würden nur die vordersten Stücke ihre Retuschen darbieten, und je weiter nach hinten desto mehr sich selbst verdecken.

Hiernach würden also alle Stücke, die man in einer wissenschaftlichen Sammlung gezeichnet hat, ästhetisch genommen, verkehrt angeordnet sein.

Bei einer Schrankvitrine an der Wand, wo die Serien senkrecht auf Tafeln aufgeheftet sind, würde hingegen die Aufstellung „Werkende nach oben" sich ohne Hindernis durchführen lassen. Freilich kommt ja noch eine abstrakte Frage hinzu, die möglicherweise auf die An-

Digitized by Google

schauung und Behandlung seitens verschiedener Forscher verschieden einwirken kann; ich meine die möglicherweise nicht völlig unbegründete Forderung, dass die Geräte bezüglich der Orientierung nach oben und unten so gerichtet werden müssten, wie sie beim Gebrauch benutzt werden!

Hierbei würden allerdings die meisten Dinge wie Schaber und Bohrer mit dem Werkende nach unten zu stehen kommen, während bei Klingen, Kratzern, Dolchen Spitzen von Geschossen u. a. sich eine selbstverständliche Anordnung aus dem Gebrauch doch nicht ableiten liesse. Ich möchte daher dieser Erwägung kein grosses Gewicht beilegen und Alles in Allem die Fragen der Beleuchtung und der Übersichtlichkeit allen anderen vorangestellt sehen.

Ein absolutes Schema für Illustrationen dürfte es überhaupt nicht geben; im Gegenteil in jedem einzelnen Falle muss das Wichtigste vorher festgestellt werden.

So darf ich vielleicht noch darauf hinweisen, dass es zwei ganz verschiedene Darstellungsweisen gibt, zwischen denen je es nach Objekt, Zweck, Zeit und Kostenaufwand zu wählen gilt.

Erstens einmal die „abstrakte" Formgebung, bei der die konstruktiven Linien und Flächengrenzen gegeben werden unter Ausschaltung der Beleuchtung und der Lokalfarbe des Materials.

Die Photographie dagegen gibt gerade das Gegenteil, nämlich Licht, Schatten, Glanzstellen, die Flecken des Gesteins und die feinsten Wellenzonen der Spaltflächen — das alles manchmal etwas auf Kosten der wissenschaftlich-technischen Formen! Eine völlig geglückte photographische Aufnahme ist allerdings das Vollkommenste, sie ist indessen schwer zu erzielen, da die Mitwirkung des Hintergrundes eine stete Klippe bildet; hierbei ist es noch ein Übelstand, dass der Hintergrund zuweilen weggedeckt werden soll, wobei die so wichtigen Ränder unbedingt leiden. Auch habe ich neulich eine Tafel gesehen mit guten Aufnahmen — von denen indessen zwei Objekte, offenbar zur bequemeren Einschachtelung in die gegebene Fläche, auf den Kopf gestellt waren und mit ihrem Licht von unten eine komische Figur zwischen den übrigen richtig von oben links beleuchteten spielten.

Wenn ich das Dargelegte zusammenfasse, so liesse sich vielleicht betreffs des Oben und Unten der Satz aufstellen, dass:

„man ein Gerät so zur Darstellung bringen soll, wie wir dasselbe in der Hand halten würden, um das Wesentliche daran — das Werkende mit seinen Retuschen und seiner Abnutzung zu erkennen und zu studieren", da wird wohl von selbst das Richtige obenhin gelangen — d. h. senkrecht, das Werkende oben —; liegt indessen ein Gerät mit zwei Werkenden vor,

Digitized by Google

so ist dasselbe wagerecht anzuordnen, wodurch es seine Eigenart auch sofort durch die besondere Lage dokumentiert wie z. B. bei Doppelschabern, Doppelstichel u. dergl. mit gleichwertigen Enden.

Generaloberarzt Dr. G. WILKE, Chemnitz (jetzt Leipzig):

Kulturparallelen zwischen Indien und den Ostmittelmeerländern (mit zahlreichen Lichtbildern).

Die Ausführungen des Redners bildeten gewissermassen die Fortsetzung eines Vortrags, den er am 9. März 1910 in der Berliner Zweiggesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte gehalten und der mittlererweile unter dem Titel: Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient als No. 7 der „Mannusbibliothek" erschienen ist[1]). Schon in diesem Vortrag konnte darauf hingewiesen werden, dass die starke Kulturströmung, die sich in neolithischer Zeit von der iberischen Halbinsel nach den östlichen Mittelmeerländern hin verfolgen lässt, an den Ostgestaden des Mittelmeeres noch nicht ihr Ende erreicht, sondern in zahlreichen Einzelerscheinungen über diese hinaus bis Indien, ja mit ihren letzten Ausläufern selbst bis an die Küsten des Stillen Ozeans nachzuweisen ist. Diese Beziehungen zwischen den Ostmittelmeerländern und Indien zu beleuchten bildet die Aufgabe des heutigen Vortrages.

Wie bei allen derartigen Untersuchungen kommen als Material dazu neben Einzelfunden in der Hauptsache Siedelungs- und Grabfunde in Betracht. Ausserdem waren zum Nachweis religiöser Parallelen die in den Veden, den homerischen Gedichten und anderen schriftlichen Quellen enthaltenen Nachrichten heranzuziehen und schliesslich auch noch eine Reihe von archäologischen Dokumenten (Münzen usw.), die zwar schon sehr späten Perioden angehören, aber doch den Ausdruck von bestimmten, bis in die Urzeit zurückreichenden religiösen Vorstellungen bilden.

Nachrichten über geschlossene Siedelungsfunde aus Indien liegen leider nur in ganz beschränkter Zahl und zwar aus neolithischer Zeit vor und auch das Britische Museum in London, das Redner daraufhin sehr genau durchmustert hat, enthält wohl zahlreiche Gerätetypen, aber keine geschlossenen Fundreihen, die ein abgerundetes Bild über den

[1]) Vorderhand, solange dieser neue Vortrag nicht in erweiterter Form erschienen ist, sei auf die reichen Abbildungen der obengenannten Schrift desselben Verfassers über „Südwesteuropäische Megalithkultur" verwiesen, die vielfach auch für die entsprechenden indischen Formen Geltung haben. Der Herausgeber.

Digitized by Google

gesamten Kulturzustand während des Neolithikums zu geben vermöchten. Am meisten verwendbar sind noch einige französische Berichte über Hinter-Indien.

Jedenfalls aber ergibt sich soviel, dass in neolithischer Zeit zwei verschiedenartige, teilweise zeitlich parallel laufende Kulturgruppen vorhanden waren: eine mit ausgesprochen asiatischen Gerätetypen und eine zweite mit ausgeprägt europäischen Formen.

Hierzu gehören neben einigen, freilich nur in sehr spärlichen Resten vorliegenden keramischen Typen (bombenförmige Gefässe, Gefässe mit Buckeln usw.) die mannigfachen Formen der Steinbeile einschliesslich der durchbohrten Steinäxte und der Hämmer mit Schaftrille; weiter die Mikrolithen, unter denen besonders die mit bogenförmigem Rücken und gerader Basis hervorzuheben sind; die in Westeuropa schon sehr früh auftretenden, auf dem Querschnitte dreieckigen Wurfringe und die mit Aufhängelöchern versehenen Fragmente davon; bestimmte Pfeil- und Keulenformen, Hirschhorn- und Knochengeräte usw. Am bemerkenswertesten aber ist, dass diese von den spezifisch asiatischen Typen sich scharf abhebenden europäischen Geräteformen mit einem Menschentypus vergesellschaftet erscheinen, der sich von den rezenten wie vorgeschichtlichen, in Verbindung mit asiatischen Geräteformen gefundenen Menschenrassen auf das schärfste unterscheidet, dagegen in jeder Beziehung den in Spanien und Portugal heimischen, aber auch in Yortan Kelembo und in der Euphratebene nachgewiesenen Cro Magnonartigen Typen sehr nahe verwandt erscheint.

Wichtiger als diese Siedelungsfunde ist das Inventar der Gräber, obschon wie anderwärts, so auch in Indien, viele davon bereits vor langer Zeit ausgeraubt und zerstört worden sind. Schon die Grabformen bieten ein grosses Interesse. Es sind teils freistehende, meist aber mit einem Hügel bedeckte und einem Steinkreis umgebene Megalithbauten, die sich eng an die älteren Megalithbauten Nord- und Westeuropas anschliessen und wie diese oft mit näpfchenförmigen Vertiefungen, Ringwallfiguren usw., namentlich aber mit Giebelloch versehen sind. Dagegen scheinen die jüngeren Typen der Megalithgräber und insbesondere die Gräber mit falschem Gewölbe, wie sie sich noch in Persien in Tepé Aly-Abad und verwandten Nekropolen in einer den kretischen Gewölbegräbern nahe verwandten Form finden, in Indien zu fehlen.

Das Inventar dieser altindischen Megalithbauten (Barrows und Cairns) zeigt nun eine geradezu überraschende Übereinstimmung mit bestimmten Kulturerscheinungen der Ostmittelmeerländer und namentlich schliesst sich die Keramik sowohl hinsichtlich der Gefässformen wie der Ornamentierungstechnik und des Dekorationsstiles auf das

Digitized by Google

engste an gewisse Typen an, die im Orient der zweiten und dritten frühminoischen Periode und Troja II angehören, zum Teil auch noch weiter zurückreichen und die in Südwesteuropa schon in der Zeit der ältesten Megalithbauten auftreten. Man kann sagen, dass in den indischen Barrows kaum eine Gefässform zu finden ist, die nicht auch im Orient vorkäme, während umgekehrt der Orient daneben noch Gefässformen führt, die auf diesen entweder beschränkt bleiben oder doch nur, wie beispielsweise die zuerst in Westeuropa auftretenden Zwillingsgefässe und die so charakteristischen, in Siebenbürgen schon im reinen Neolithikum vorkommenden Kannen mit abgeschrägtem Rande bis auf halbem Wege nach Indien, bis Anau, Susa usw. zu verfolgen sind. Die gleiche Übereinstimmung zeigt auch die Tonplastik. Nicht nur findet sich bei den indischen Tonfiguren die gleiche Ornamentierung wieder wie im Orient und teilweise auch im südöstlichen Mitteleuropa, sondern auch noch andere sehr auffallende stilistische Eigentümlichkeiten wiederholen sich. So Figuren, die eine Hand an den Schamteilen, die andere über dem Kopf halten, ein Schema, das beispielsweise bei einer im Britischen Museum in London befindlichen frühminoischen Tonfigur von Kreta und bei einer frühbronzezeitlichen Bronzefigur von Ungarn angewendet ist und dem wir dann später sehr häufig in der Hallstattperiode begegnen.

Auch für die Waffen, Werkzeuge und Schmuckgeräte lassen sich zahlreiche nahe Analogien zwischen den orientalischen und den in indischen Megalithgräbern, zum Teil auch in Depots vorkommenden Formen feststellen. Doch gilt auch hier das bereits für die Keramik Gesagte: nicht alle orientalischen Formen sind bis Indien selbst zu verfolgen; so beispielsweise die charakteristischen kyprischen Dolche mit umgebogener Griffangel, die zwar noch im nördlichen Persien öfter vorkommen, in Indien dagegen fehlen.

Endlich lassen sich auch noch in der Form sowohl der Männer- wie der Frauenkleidung Beziehungen zwischen Indien und dem Orient nachweisen.

Unter den Analogien, die sich auf das religiöse Gebiet erstrecken, sind zunächst hervorzuheben die zahlreichen Menschenfiguren, die wohl als Zeugnisse für einen entwickelten, auch im neolithischen Europa weitverbreiteten Ahnenkult aufzufassen sind und die sich, wie erwähnt, stilistisch eng an gewisse orientalische und südosteuropäische Tongebilde anschliessen.

Auf einen ausgebildeten Astralkultus sind wohl bestimmte Formen der Megalithbauten (Menhirs, Alignements und Cromlechs) zu beziehen, die durchaus den in Europa und im Orient vorkommenden Anlagen gleichen. Ebendahin weisen auch die durchbohrten Scheiben, die

Digitized by Google

wirtelartigen Gebilde, die Radfiguren, Kreuze, konzentrischen Kreise usw., die gleichfalls in ganz gleicher Form im Orient wiederkehren und in Europa bis in frühneolithische Zeit zurückzuverfolgen, und die wohl als Sonnensymbole aufzufassen sind. Auf einen Mondkult müssen die im ägäischen Kulturkreise und namentlich in Kreta heimischen, aber selbst noch in El Oficio in Spanien nachgewiesenen mondhornartigen Gebilde bezogen werden, die sich in Indien gleichfalls, wenn auch erst in relativ später Zeit in ähnlicher Weise wiederholen.

Endlich sind hier auch noch die überaus zahlreichen Zeugnisse für einen Stein-, Pflanzen-, Tier- und namentlich Dämonenkultus zu erwähnen, der in Indien archäologisch in der Hauptsache zwar erst für die brahmanistische und buddhistische Zeit belegbar, aber doch schon in den weit älteren Veden bezeugt ist und hier in genau denselben Formen erscheint, wie in den prämykenischen Fundstätten des Orientes und teilweise sogar schon in neolithischen ja selbst paläolithischen Stationen Mittel- und Westeuropas. Dazu gehören vor allem die wunderlichen Vorstellungen von allerhand Mischwesen, von Kyklopen, von Menschen und Tieren ohne Kopf, von Hirschreitern, von geflügelten Schlangen, von Menschen und Tieren mit Multiplizität des Kopfes oder der Extremitäten usw. usw., von denen übrigens ausser aus den genannten Kulturgebieten bildliche Darstellungen auch noch auf Knopfsiegeln der in keramischer Hinsicht und namentlich durch ihre Gefässmalerei der Kykladenkultur sehr nahe stehenden äneolithischen Schicht von SUSA gefunden worden sind (so minotaurosartige Stiermenschen; Hunde und Ziegen mit drei Beinen usw.).

Alle diese zahlreichen sehr engen Analogien weisen mit grosser Sicherheit auf eine wiederholte Kulturwanderung hin, die mit Rücksicht auf die Chronologie vom Orient nach Indien, nicht umgekehrt, stattgefunden haben muss. Die älteste Kulturströmung gehört noch der neolithischen Zeit, die nachfolgende grössere Strömung in Hinblick auf die keramischen Parallelen der Periode von Troja II an.

Bemerkenswert ist, dass die indischen Megalithgräber mit den für Troja II und den Schluss des Early Minoan charakteristischen keramischen und sonstigen Gerätetypen sämtlich bereits Eisen führen. Dies ist kaum anders zu verstehen, als dass die Träger dieser Kultur schon bald nach ihrem Eintreffen in Indien die Eisentechnik kennen lernten, sei es, dass sie selbst sie erfanden, oder von weiter östlich sitzenden Völkern entlehnten, d. h. von den Chinesen, bei denen die Bearbeitung des Eisens nach schriftlichen Quellen schon im Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. bekannt war. Da die indischen Barrows in Anbetracht der erwähnten Parallelen nicht viel später angesetzt werden dürfen, als Troja II, also einer Zeit angehören, in denen im

Digitized by Google

ägäischen Kulturkreise das Eisen sicher noch nicht bekannt war, so ergibt sich als weiteres Resultat der vorgetragenen Untersuchungen mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass der Orient die Kenntnis der Eisenbearbeitung von Indien erhalten hat.

Sanitätsrat Dr. Carl KOEHL, Worms:

Die Zeitfolge der rheinischen Steinzeitkulturen nach neuesten Beobachtungen in Rheinhessen (mit Lichtbildern).

Mit 2 Abbildungen im Text und Tafel IV.

Wenn die Ankündigung meines Vortrages im Programm lautet: „Die Zeitfolge der rheinischen Steinzeitkulturen nach neuesten Beobachtungen in Rheinhessen", so muss ich diesen Titel, damit kein Missverständnis aufkomme, nach zwei Seiten hin einschränken: einerseits will ich nämlich nicht über paläolithische Kulturen sprechen; es sind also nur jüngere Steinzeitkulturen darunter zu verstehen und andererseits will ich von diesen auch nur eine einzige, die der Bandkeramik behandeln.

Bekanntlich wird die jüngere Steinzeit Südwestdeutschlands nach ihrer Keramik nicht allein, sondern auch nach ihren sonstigen Erzeugnissen bis jetzt in vier Kulturperioden zerlegt, die gewöhnlich mit dem Namen der entsprechenden keramischen Stufe bezeichnet zu werden pflegen. Es sind dies: 1. Die Pfahlbau- oder Michelsberger Keramik; 2. die Bandkeramik. Über sie, die, wie Sie gleich hören werden, wieder in vier Unterabteilungen zerfällt, will ich allein sprechen. 3. Die Schnurkeramik und 4. die Zonenkeramik.

Eine sichere, über jeden Zweifel erhabene zeitliche Folge dieser vier Kulturperioden steht bis jetzt noch nicht fest, da man in Ermangelung von schichtenweiser Lagerung oder Überschneidungen verschiedener dieser Wohnanlagen oder Gräber, die allein eine sichere Chronologie verbürgen können, nur auf mehr oder weniger begründete Vermutungen hinsichtlich der Gefässformen und des Ornamentstiles angewiesen ist. Dagegen ist die zeitliche Reihenfolge der vier Unterabteilungen, in welche die Kulturperiode der Bandkeramik zerfällt, jetzt unbedingt gesichert und wohl begründet. Es sind dies, nach der entsprechenden keramischen Stufe genannt: 1. Die Hinkelsteinkeramik, 2. die Rössener, 3. die Grossgartacher und 4. die Spiral-Mäanderkeramik.

Nachdem es mir gelungen war, die Bandkeramik in diese vier Unterabteilungen zu zerlegen, da hatte ich mir zugleich das Ziel gesetzt, auch ihre zeitliche Reihenfolge festzustellen und da dieses Ziel nun

Digitized by Google

erreicht ist, darf ich Ihnen jetzt wohl über diese neuen Beobachtungen und Untersuchungen berichten und darauf allein bezieht sich der Titel meines Vortrages.

Bevor ich jedoch dazu übergehe, Ihnen diese Verhältnisse zu schildern, möchte ich mir gestatten, Ihnen einiges über die Geschichte der neolithischen Forschung der letzten 25 Jahre mitzuteilen.

Als KLOPFLEISCH s. Z. die Unterscheidung vornahm zwischen Schnurkeramik und Bandkeramik, also einer Keramik, bei welcher die Verzierung durch Eindrücken von geflochtenen Schnüren in den noch feuchten Ton erzielt wurde und einer Keramik, bei welcher dieselbe aus bandartigen, um das Gefäss laufenden eingeritzten und eingestochenen Ornamenten besteht, da war damit der erste Schritt zu einer Einteilung der neolithischen Keramik erfolgt, die jetzt schon, wie Sie bereits wissen, unter Hinzurechnung der vier Unterabteilungen der Bandkeramik, in zusammen sieben verschiedene, zeitlich streng von einander getrennte Stufen zerfällt [1]), abgesehen von einzelnen lokalen Stufen, von welchen noch nicht feststeht, ob sie eine eigene Zeit repräsentieren oder mit einer der übrigen keramischen Stufen zeitlich zusammenfallen.

Als dann aber KLOPFLEISCH weiter unterschied zwischen Bogenband- und Winkelbandkeramik, da brachte er unbewusst, während er vorher Ordnung angestrebt hatte, gewissermassen wieder Unordnung in das System hinein und daran krankt es heute noch. Während er nämlich unter Bogenbandkeramik unsere heutige Spiral-Mäanderkeramik verstand und dieser die Winkelbandkeramik gegenüber stellte, da riss er Zusammengehöriges ja wieder auseinander, denn mit Spiral-Mäandermotiven kommen sehr häufig zugleich Winkelbänder vor, die sich durch ihre Ausführung, den Ton und die Form der Gefässe als der Spiral-Mäanderkeramik angehörig bestimmt kennzeichnen. Manchmal erscheinen sie sogar zusammen auf demselben Gefässe [2]).

[1]) Dass zwei direkt auf einander folgende keramische Stufen eine gewisse Zeit lang unter besonders günstigen Umständen in der Übergangszeit sich berührt haben und neben einander hergelaufen sein können, erscheint nicht ausgeschlossen, kann aber der Tatsache, dass es sich im Ganzen genommen um zwei zeitlich von einander getrennte Kulturperioden handelt, keinen Abbruch tun.

[2]) So ist auch das Gefäss der Sammlung JIRA in Podbaba (SCHLIZ: „Die Systeme der Stichverzierung und des Linienornaments", Prähist. Zeitschr., 2./3. H. 1910, Seite 134, Abb. C, besser abgebildet von JIRA selbst im Mannus III, Tfl. XXX) kein „Hinkelstein"gefäss, wie SCHLIZ es nennt, sondern ein echtes und rechtes Spiral-Mäandergefäss, wie ich mich neulich selbst an dem Original überzeugt habe. Das erkennt man aber auch schon an der Abbildung. So vor allem an der Form des sich nach dem Halse zu einschnürenden Gefässes. Ferner sind die „Winkelbänder in Stichbandtechnik" ebensogut Spiral-Mäandermotive wie die aus Linien bestehenden Winkelbänder, denn alle Ornamente der Spiral-Mäanderkeramik können geradesogut in Stich- wie in Linienverzierung ausgeführt sein. So trägt unter vielen

Digitized by Google

An dieser Stelle möchte ich nochmals dem verbreiteten Irrtum entgegentreten, als wenn die Spiral-Mäanderkeramik ihren Namen daher hätte, weil ihre Ornamente nur aus Spiralen und Mäandern beständen. Das ist natürlich keineswegs der Fall, denn es kommen ja ausser Winkelbändern, wie bereits angedeutet, auch Wellenlinien, Arkadenbögen, Zickzackverzierungen, schraffierte Dreiecke und andere Ornamente vor. Die Spirale und der Mäander treten dagegen in dieser Periode zum erstenmale in der Keramik auf — ein bedeutsames Moment — und nur aus diesem Grunde wurde die keramische Stufe so genannt.

Im Gegensatz zu dem Auseinanderreissen von Zusammengehörigem brachte KLOPFLEISCH alsdann wieder zeitlich streng Getrenntes in unrichtiger Weise zusammen, indem er die Winkelbänder der Hinkelsteinkeramik mit denen der Spiral-Mäanderkeramik zusammenwarf.

Also, um es nochmals zu wiederholen: Nicht nur Zusammengehöriges riss er auseinander, sondern er brachte auch zeitlich Getrenntes in unrichtiger Weise zusammen.

Dazu kam noch der Umstand, dass in Thüringen, Sachsen, Böhmen und Mähren die dort vorkommende Hinkelsteinkeramik öfter in Wohngruben mit der Spiral-Mäanderkeramik vermischt gefunden wird.

Eine chronologische Scheidung zu treffen, war ihm unter diesen Umständen ohnehin unmöglich und so kam dann allmählich die Ansicht auf: die Bandkeramik ist etwas zeitlich absolut Gleichartiges, das unter keinen Umständen in einzelne Unterabteilungen oder Gruppen zerlegt werden kann.

stichbandverzierten spiralkeramischen Scherben unserer Sammlung eine solche ein aus Stichpunkten bestehendes Wellenlinienornament (abgeb. Wormser Festschrift, Tfl. IX, Nr. 32). So kann auch jeder neue Tag uns eine Scherbe mit aus Stichpunkten bestehenden Spiralen und Mäandern bringen, habe ich doch neulich bei PALLIARDI ein aus einer spiralkeramischen Grube stammendes Knochenstück gesehen, auf dem solche punktierten Spiralen dargestellt sind*). Es sind deshalb auch die Bezeichnungen: Linearkeramik, Linienband und Linienornament an Stelle von Spiral-Mäanderkeramik als völlig unzutreffend künftig zu vermeiden. Auch die Zwickelverzierung an dem Gefäss von Podbaba, die genau der auf den beiden daneben abgebildeten Gefässen entspricht, beweist uns, dass wir ein Gefäss der Spiral-Mäanderkeramik vor uns haben. Es ist deshalb die auf mich gemünzte Bemerkung SCHLIZ': Man brauche hier die Gleichzeitigkeit der „älteren Winkelbandkeramik" und der „späten Spiralmäanderkeramik" nicht erst in Gräbern aufzusuchen — eine selbstverständliche Forderung, die ich gestellt —, völlig gegenstandslos und neben das Ziel treffend. Was nun diese ältere Winkelbandkeramik anbetrifft (er meint hier die sogenannte Hinkelsteinkeramik der thüringischen, sächsischen, böhmischen und mährischen Gebiete), so habe ich nie behauptet, dass diese mit der rheinischen gleichzeitig sei. Dort, wo die Rössener- und Grossgartacher Keramik grösstenteils fehlen, kann sie zeitlich recht gut näher an die Spiral-Mäanderkeramik heranrücken.

*) Demnächst werde ich die Abbildung eines Gefässes von Dingelstedt bringen, bei dem die Spiralverzierung in Furchenstich ausgeführt worden ist. **G. K.**

Digitized by Google

Diese Ansicht wurde dann förmlich zum Axiom erhoben und es war schwer dagegen anzukämpfen. Und doch musste das geschehen, denn die Tatsachen redeten eine zu klare und bestimmte Sprache dagegen.

So war die erste Bresche, die in die Ansicht von der Unteilbarkeit der Bandkeramik gelegt wurde, die Entdeckung des grossen Gräberfeldes auf der Rheingewann von Worms im Jahre 1895. Schon 30 Jahre früher waren die Grabaltertümer vom Hinkelstein in der Nähe von Worms, die das Museum in Mainz birgt, bekannt geworden, allein da die Steinzeitforschung damals gewissermassen noch in den Windeln lag und ausser diesen wenigen Fundstücken nichts Steinzeitliches in Südwestdeutschland bekannt geworden war, so blieben sie auch ziemlich unbeachtet. Es konnte jedoch dieses neolithische Gräberfeld unmöglich das einzige in der Gegend sein und obwohl LINDENSCHMIT der Meinung war, alles Steinzeitliche müsse durch die Kulturarbeiten längst zerstört sein, gab ich trotzdem die Hoffnung nicht auf, eines Tages ein weiteres derartiges Gräberfeld zu entdecken. Das gelang dann auch und es schlossen sich daran alsbald die Gräberfelder von Rheindürkheim und Alzey, sowie die Nachuntersuchung des Hinkelsteingrabfeldes, so dass über 150 Gräber die Ansicht, dass wir hier eine eigene keramische Stufe oder vielmehr eine eigene Kulturperiode, mithin eine Unterabteilung der Bandkeramik vor uns hätten, bestätigen konnten. Ihr legte ich dann nach dem ersten derartigen Fund den Namen Hinkelsteinperiode bei.

Während anfänglich Funde aus Wohngruben fehlten, gelang es dann später auch noch mehrere grosse Wohnplätze aufzufinden, in welchen die Hinkelsteinkeramik gerade so rein und ausschliesslich auftritt, wie in den Gräberfeldern auch. Ferner waren die übrigen Fundstücke beiderseits ebenso gleichartig. Dann konnte auch hier zum erstenmal festgestellt werden, dass von einer eigenen „Sepulkralkeramik", von der immer noch hier und da phantasiert wird, keine Rede sein kann. So wie es sich damit in der Hinkelsteinperiode verhält, gilt das auch für die übrigen Perioden der Bandkeramik und wohl auch für die ganze neolithische Zeit.

Zu gleicher Zeit mit diesen Hinkelsteinfunden gelang es mir dann auch Wohnplätze mit ausschliesslich Spiral-Mäanderkeramik zu entdecken, die sich von den ersteren nach jeder Richtung hin unterscheiden. Dazu gesellte sich alsbald auch die Auffindung zweier Gräberfelder, des Grabfeldes von Flomborn und des von Wachenheim, sowie mehrerer Einzelgräber, so dass auch hier die völlige Gleichartigkeit von Gräbern und Wohnplätzen erwiesen war. Dadurch war also eine zweite Unterabteilung der Bandkeramik festgestellt.

Digitized by Google

Nun vermögen wir ferner innerhalb der Spiral-Mäanderkeramik, wie aus den Gräber- und Wohnstättenfunden hervorgeht, zwei verschiedene Phasen, wohl eine ältere und eine jüngere, zu konstatieren, worauf ich schon früher aufmerksam gemacht habe. Bei der ersteren herrscht noch das bombenförmige Gefäss vor, die Ornamente sind einfacher Art und die Randverzierung tritt noch nicht auf (s. S. 65, Abb. 1 rechts). Dieser Phase gehören sämtliche Gefässe des Flomborner Gräberfeldes an und viele Gefässe und Scherben der Wohnplätze [1]). Bei der zweiten Phase erscheinen hauptsächlich Gefässe mit am Halse eingezogener Form (s. S. 65, Abb. 2), wie das von Podbaba, während das bombenförmige Gefäss seltener wird. Als neues Ornament tritt die Randverzierung auf, eine in der Nähe des Randes um das Gefäss laufende Verzierung, wie sie bei den Hinkelsteingefässen sich regelmässig findet (s. Abb. 1 links und Abb. 2). Mit diesen haben sie auch das häufigere Auftreten der Zickzackmuster gemein, während Spirale und Mäander mehr zurücktreten; gerade umgekehrt wie bei den Gefässen des Flomborner Gräberfeldes. Oft erscheinen Spiralen und Winkelbänder zusammen auf einem Gefässe. Auch Rollstempelverzierungen kommen hier besonders häufig vor. Ferner erscheinen plastische Verzierungen, wie Leisten und Bögen; dann sind die Spiralen häufig mit Schraffierungen, eingestochenen Punkten und Gitterwerk erfüllt. Das alles erkennt man gut an den 33 Gefässen des geschlossenen Fundes von Plaidt, deren Photographien ich Direktor Dr. LEHNER in Bonn verdanke. Vor allem aber herrscht hier in dieser Phase die Stichpunktverzierung vor, während sie auf dem Flomborner Gräberfeld so gut wie unbekannt ist, denn nur ein einziger Scherben (Wormser Festschr. Taf. IX, Nr. 4) gibt Kunde von ihr.

Sehr häufig erscheint der prismatische Stich, eine Verzierung, die durch einen in Prisma-Form zugeschnittenen Model erzeugt wurde. Ein sehr schönes Gefäss mit dieser Verzierungsart, das zugleich mit fein schraffierten Spiralen belegt ist, die weisse Inkrustation zeigen, führt uns Abb. 2 aus einer Wohngrube bei Monsheim vor. Es ist eines der schönsten Gefässe dieser Gattung und gleicht beinahe vollständig dem schönsten Gefäss des Kretzer Fundes, nur dass es viel feiner ausgeführte Ornamente trägt und viel grösser ist als jenes. Es wurde aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt im Röm.-German.-Zentral-

[1]) Um den Tiefstand und die Minderwertigkeit der Wormser neolithischen Kultur (Natürlich!) zu kennzeichnen, lässt SCHLIZ die rheinhessische Spiral-Mäanderkeramik „wilde Orgien auf der Gefässwand feiern" (!) Die Ornamente würden zum „regellosen Schnörkelwerk". Sie seien als „wildes Schnörkelwerk Zeichen einer degenerierten Spätkultur". Es genügt, diese Epitheta hier anzuführen. Wir möchten hingegen die Flomborner Kultur eher als eine frühe betrachten, wie wir weiter sehen werden.

Digitized by Google

Museum in Mainz [1]). Gefässe dieser Phase kommen hauptsächlich in Belgien vor, aber auch im Rheinland erscheinen sie in schönen Exemplaren, wie in dem bereits erwähnten Funde von Kretz, der sich im Prähistorischen Museum in Cöln befindet und in dem ebenfalls schon erwähnten von LEHNER neuerdings gemachten Fund in Plaidt, der noch veröffentlicht werden soll [2]). Es dürfte sich empfehlen, diese ganze Gefässgattung entweder Kretzer oder Plaidter Typus zu nennen.

Es sind ausser dem Gefäss von Monsheim noch zahlreiche Scherben zu erwähnen, die alle auf den Wohnplätzen der Wormser Gegend gefunden wurden, vermischt mit Scherben der andern Phase. Es scheint, dass zu einer gewissen Zeit der Spiral-Mäanderkultur sich beide keramische Stufen vermischt haben. Da die jüngere Gefässgattung nun auch in der Wetterau und der Frankfurter Gegend vorwiegend auftritt, wie wir aus der Publikation von WOLFF (Prähist. Zeitschr., Bd. III, Heft 1/2) ersehen können, so darf man vielleicht dem Gedanken Raum geben, dass der dort vorkommende Leichenbrand gerade mit dieser keramischen Phase einhergeht, besonders weil sämtliche Skelettgräber der Wormser Gegend nur Gefässe der ersten Phase aufweisen.

Weitere Funde aus der Wetterau sind das prächtige Gefäss von Fauerbach (ANTHES: Prähistor. Zeitschr., Bd. II, H. 1, S. 52), das mit Wellenlinien und zwischen ihnen eingebetteten schraffierten Dreiecken verziert ist, und das mit ihm gefundene andere Gefäss und die Scherben (a. a. O., S. 55); ferner das von Ilbenstadt. Aus der Maingegend sind weiter bekannt die Funde von Eichelsbach, Heidingsfeld und Wenigumstadt.

Bei der Anwendung der Stichverzierung in dieser Gefässgattung braucht man nicht gleich an einen Einfluss der Grossgartacher Keramik zu denken, denn warum sollten die Verfertiger der Spiral-Mäanderkeramik nur eingeritzte Verzierungen gekannt haben und nicht selbständig auf die so naheliegende Verzierungsart des Punktstiches mittels des zum Einziehen der Linien gebrauchten Instrumentes verfallen sein, zeigen doch die Gefässe der ersten Phase, wie die von Flomborn, wenn auch selten, schon einzelne eingestochene Punktverzierungen (s. Wormser Festschr.). Ferner sind noch nicht ein einziges Mal die in der Grossgartacher Keramik so beliebten Ornamente des Doppelstiches, der Einkerbung des Gefässrandes und der Henkelansätze sowie der Innenverzierung des Gefässrandes zum Vorschein gekommen, die

---

[1]) Soeben (18./II.) unmittelbar vor der Drucklegung wurde mir noch eine Scherbe mit dem ganz gleichen Motiv aus einer Wohngrube der Wormser Rheingewann überbracht.

[2]) Unter seinen Gefässen sollen sich auch, wie ich einer Mitteilung LEHNERs entnehme, zwei befinden, die dasselbe Spiralmotiv aufweisen, wie das Monsheimer Gefäss.

Digitized by Google

doch auch zur Nachahmung hätten reizen können. Und dann, warum soll diese Beeinflussung gerade in der späteren Phase erst erfolgt sein und nicht in der der Grossgartacher Periode doch zeitlich näher gelegenen ersten Phase, angenommen, dass diese unsere Aufeinanderfolge der beiden Phasen richtig ist, was sehr wahrscheinlich erscheint.

Schon 15 Jahre vor der Entdeckung der spiralkeramischen Gräberfelder und Wohnplätze hatte ich bei Albsheim in der Pfalz im Jahre 1881 schöne mit weissen Inkrustationen verzierte Scherben gefunden, die mir den Hinkelsteingefässen des Mainzer Museums und noch mehr den dort befindlichen Gefässen von Nierstein verwandt zu sein schienen. Später erst geschah dann die Aufdeckung des Grabfeldes von Rössen, dessen erste Gräber mit Beigaben ich im Jahre 1886 zu sehen Gelegenheit hatte. Hierauf hat dann GÖTZE als Erster die Rössener Keramik behandelt. Im Jahre 1901 fand ich bei Gelegenheit der Nachuntersuchung des Hinkelsteingräberfeldes in dessen unmittelbarer Nähe einen Wohnplatz mit Rössener Keramik. Da dieser nun, wie aus der Untersuchung hervorging (s. Westd. Zeitschr. 1903), mit dem Gräberfelde gar nichts zu tun haben kann, und da ferner auch an anderer Stelle der Gemarkung von Monsheim noch ein Wohnplatz mit ausschliesslich Rössener Keramik zutage trat, so war der Schluss gerechtfertigt, dass auch die Rössener Keramik eine besondere Kulturstufe repräsentieren müsse und wir in ihr somit eine dritte Unterabteilung der Bandkeramik zu erkennen hätten. Wenn auch in der Wormser Gegend bisher nur ein derartiges Grab vorgekommen ist, so liegen doch aus anderen Gegenden Gräberfunde vor, die unsere Behauptung bestätigen.

Im Winter 1907/08 hatte ich dann die Freude, in der Gemarkung von Monsheim auch einen Wohnplatz mit ausschliesslich Grossgartacher Keramik zu entdecken — seither wurden in derselben Gemarkung noch zwei und an anderen Orten, wie Kettenheim, Esselborn u. a. je einer gefunden — und damit den Beweis zu erbringen, dass auch sie wie die anderen drei keramischen Stufen eine eigene Kulturperiode repräsentieren müsse, dass sie dagegen nicht, wie anfangs angenommen, nur ein dem oberen Neckar eigener Gefässstil sei, der neben den übrigen drei bandkeramischen Stufen hergelaufen und mit ihnen gleichzeitig ist [1]).

[1]) SCHLIZ hält natürlich trotz alledem immer noch an seiner Ansicht fest, in der Gegend von Heilbronn habe sich die Grossgartacher Keramik aus der Schnurkeramik (!) entwickelt und von da als Ursprungszentrum erst weiter verbreitet, alle anderen Gegenden seien „Aussengebiete", in erster Linie die Gegend von Worms. (Natürlich!) Dann sagt er: „Charakteristisch für diese Niederlasssung (bei Worms) sind jedoch die ungewöhnlich starken Entlehnungen von Formen, Technik und Ornament aus verwandten Kulturkreisen". Natürlich alles Plagiat! Wie konnte man das von dieser Gesellschaft auch anders erwarten!

Digitized by Google

Mit dieser Entdeckung war dann auch der Beweis erbracht von einer vierten Unterabteilung der Bandkeramik, als welche wir die Grossgartacher Keramik zu betrachten haben.

Ich habe davon im Herbst 1909 auf der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Worms Mitteilung gemacht und beim Drucke meines Vortrages noch weitere Einzelheiten bezüglich der Keramik hinzugefügt, die allerdings in wesentlichen Punkten mit den Beobachtungen von SCHLIZ nicht übereinstimmten. Ich hatte dabei die Bemerkung einfliessen lassen, dass durch die Entdeckung dieses Wohnplatzes die Grossgartacher Keramik erst in das richtige Licht gesetzt worden sei [1]).

[1]) Diese Bemerkung, obwohl sie sachlich vollkommen begründet ist, wie wir gesehen haben und weiter sehen werden, hat nun SCHLIZ bedauerlicherweise veranlasst, in den alten Fehler seiner persönlichen Angriffe zurückzuverfallen, geradeso wie er vor zehn Jahren eine anfänglich ganz sachliche Auseinandersetzung durch persönliche Bemerkungen zu einer höchst unerquicklichen Polemik ausarten liess. Er spricht a. a. O. S. 106 Anmerk. „von Wormser Jurisdiktion, der die ganze ‚sogenannte' (dass ich diese Bezeichnung nur in gutem Sinne angewendet, geht aus der ganzen Abhandlung hervor) Grossgartacher Kultur unterliege" und macht dabei noch andere ausfallende Bemerkungen. Rufen wir uns nun, um unsere Kritik zu verstehen und beurteilen zu können, ob der Ausdruck: „Ins richtige Licht gesetzt" etwa als zu hart empfunden werden könnte, ins Gedächtnis zurück, wie SCHLIZ sich das Leben in dem neolithischen Grossgartach denkt, das er jetzt „mehr als Stadt" denn als „Dorf" angesehen wissen will, spricht er doch schon von einem „vornehmen Viertel" in demselben: (Im Gegensatz hierzu nennt er den Wohnplatz mit Grossgartacher Keramik bei Worms, den ich ausdrücklich als „gross" bezeichnet habe, von dem schon über 30 Wohngruben ausgegraben seien, und der sich noch weit auszudehnen scheine, bezeichnenderweise nur „eine Hüttengruppe".)

In den bekannten „Viereckshäusern" — von welchen wir weiter unten noch näheres hören werden — wohnend, pflegten die Grossgartacher hauptsächlich zwei keramische Stilarten zu bevorzugen, in denen sie ihr sämtliches Geschirr anfertigten: den „primitiven Stil" der Spiralmäander-Keramik und den „die höchste Stufe der heimischen Kunstübung" darstellenden Grossgartacher Stil. Gefässe der ersteren Art verfertigten sie natürlich nur als „gewöhnliches Küchen- und Gebrauchsgeschirr" sog. „Bauernkeramik". Diese kamen selbstverständlich nur in dem „Gesindehaus", in der „Knechte"- und Mägde-„Kammer" (letztere Kammer wird zwar nicht erwähnt, sie dürfte aber, hoffentlich örtlich getrennt von ersterer, auf der anderen Seite des „Viereckshauses" wohl noch entdeckt werden) zur Verwendung, während die „Herrschaftswohnung" „mit erhöhtem Schlafraum" nur die Grossgartacher Gefässe als „Tafel- und Prunkgeschirr" kannte und bei Begräbnissen „als ehrende Grabbeigaben" verwendet hat, denn „für die bäuerische (!) Linearbehandlung hatte das künstlerisch gebildete Auge (des Grossgartachers) wenig Sinn".

Hingegen scheint das „Rössener Geschirr" sich keiner besonderen Beliebtheit erfreut zu haben, weil es nur hin und wieder als „Fremdling" durch den Handel dahin kam.

Die Hinkelsteingefässe dagegen „aus altererbtem Besitz" wurden gemüts- und pietätsvoll von den Grossgartachern hoch oben „an den Dachsparren" des Viereck-

Digitized by Google

Schon vor der Entdeckung des Grossgartacher Wohnplatzes war der Wunsch begreiflich gewesen, nun auch nach dieser Feststellung der drei bezw. vier Unterabteilungen der Bandkeramik, deren chronologische Reihenfolge festzulegen. In Ermangelung irgend welcher stratigraphischen Beobachtungen bei Gräbern und Wohngruben, die allein eine sichere Gewähr hierfür zu bieten vermögen, war man nur auf die Vergleichung der Gefässformen und des Ornamentstiles angewiesen. Dementsprechend hatte ich irrtümlich geglaubt, von den drei zuerst entdeckten Unterabteilungen die Hinkelsteinkeramik als die älteste ansehen, auf sie die Spiral-Mäanderkeramik und dann erst die Rössener Keramik folgen lassen zu müssen. Aber schon wenige Wochen nach Erscheinen der Festschrift war ich in der Lage, mich selbst dementieren zu können. Ich hatte nämlich im westlichen Teil der Gemarkung von Monsheim, in den Kapelläckern, einen Wohnplatz mit vielen Rössener Koch- und Wohngruben, sowie mit einem die ganze Anlage nach Westen abschliessenden Sohlgraben gefunden. Jenseits dieses Grabens fand sich

hauses aufgehängt neben dem „Futterraum" und dem „Ausguck auf den Gutshof" und über die „Hausgärten" hinweg. Solcher Gutshöfe gab es natürlich eine erkleckliche Anzahl und es sind unter ihnen scharf zu unterscheiden die „kleinbäuerlichen Anwesen" von den „grossen und reichen Gehöften". Sehen wir nun, aus welchen Gebäuden sich solch ein reicher Gutshof zusammensetzt. In erster Linie natürlich aus dem schon erwähnten „Herrschaftshaus in speziell Grossgartacher Bauweise" mit all den schon angeführten Innenräumen, zu denen noch „Schlafkammer", „Schlaf- und Wohngelass", „Küche", „Speiseplatz", „Sitzbank", sowie „Schlaf- und Herdbank" hinzukommen, dann aus „ansehnlichen Ackerwirtschafts- und Ökonomiegebäuden", aus „Stallgebäuden", worunter eines „zur Aufnahme von Kleinvieh", ein anderes von „Milchvieh" (!) bestimmt war, aus „Vorrats- und Gesindehaus" — „einem regelmässigen Bestandteile eines Grossgartacher Gehöftes" — aus „Holzstall" und aus „Stadel oder Feldscheunen". Häufig finden sich daneben auch noch ein „Viehhof mit tief von Jauche (!) durchtränktem Boden" und „Viehhürden" der verschiedensten Grösse.

Von all diesen interessanten Gebäulichkeiten, zu denen in neuester Zeit (Prähist. Zeitschr. III. Bd. S. 245) noch ein „Versammlungshaus", ein „Gebäude zur Aufnahme der halbwüchsigen (!) Kinder" (also eine Art Kinderasyl oder Kleinkinderschule) und ein „Knaben- und Jünglingshaus" (wo bleiben Mädchen- und Jungfrauenzwinger und andere noch intimere Gemächer?) hinzukamen, die natürlich nur durch die genaueste und peinlichste Ausgrabungstechnik nachgewiesen werden konnten, — wie diese Technik in der Tat gehandhabt wurde, werden wir weiter unten ja noch erfahren — habe ich nicht die geringste Spur gefunden, sondern überall nur simple, ganz unregelmässig geformte Wohngruben konstatieren können, jedenfalls dem Tiefstand und der Rückständigkeit der Wormser neolithischen Kultur entsprechend.

Wenn also durch unsere Entdeckung eines eigenen Grossgartacher Wohnplatzes bei Worms und die dadurch bedingte Aufstellung einer besonderen Kulturperiode diese ganze SCHLIZsche — Ansicht hinfällig geworden ist, dann wird man wohl auch zugestehen müssen, dass der Ausdruck: „ins richtige Licht gesetzt" mindestens am richtigen Platze gewesen ist.

Digitized by Google

dann ein Wohnplatz mit Spiral-Mäanderkeramik, dessen Wohngruben sich ostwärts über den Sohlgraben und den angrenzenden Teil des Rössener Wohnplatzes ausdehnten. Gleichzeitig fand ich auch eine Anzahl unregelmässig über das Gelände verteilter, schmaler und tiefer Spitzgräben von 2—3 m Länge, die ich für Wildfallen hielt. In der Tat hat auch WOLFF später in einem solchen Spitzgraben das Skelett eines Rehes gefunden.

Nun fand ich bei genauer Untersuchung aller dieser Anlagen, dass beide keramische Arten sich vielfach mit einander schnitten und die einen die anderen überlagerten. So sind an dieser Stelle gerade ein Dutzend solcher Überschneidungen zum Vorschein gekommen mit dem Ergebnis, dass regelmässig die Rössener Anlagen zu unterst und die spiralkeramischen darüber gelagert waren. Nicht ein einziges Mal ist das umgekehrte Verhältnis beobachtet worden.

Später entdeckte ich dann im östlichen Teile der Gemarkung von Monsheim an der Grenze der Gewannen Landwehr und Fuchsrech einen grossen Wohnplatz mit Spiral-Mäanderkeramik. In der Annahme nun, es könnten sich hier ähnliche Verhältnisse herausstellen wie bei dem westlich gelegenen Wohnplatze, untersuchte ich seine Grenzen und entdeckte auch sofort einen grossen Wohnplatz mit ausschliesslich Grossgartacher Keramik. Zwischen beiden war dann noch ein solcher der Hinkelsteinkeramik eingelagert. An den Berührungspunkten dieser drei Anlagen fand ich dann ebenfalls eine grosse Anzahl Überschneidungen und zwar viermal solche zwischen Spiral-Mäander- und Grossgartacher Keramik, zweimal zwischen Spiral-Mäander- und Hinkelsteinkeramik und fünfzehnmal solche zwischen Grossgartacher- und Hinkelsteinkeramik [1]); zweimal kam ausserdem die Lagerung vor: Spiral-Mäander-, Grossgartacher-, Hinkelsteinkeramik, wobei, wie auch bei den früheren Überschneidungen, die erstgenannte Kultur stets oben und die anderen darunter liegend gedacht werden müssen. Auch hier fand nicht ein einziges Mal eine Lagerung in umgekehrter Reihenfolge statt.

Auf einem neuentdeckten Wohnplatz zwischen Kettenheim und Esselborn, dicht bei letzterem Orte, fand ich dann noch, wie ich auch vermutete, Überschneidungen zwischen Grossgartacher- und Rössener Keramik, sechs an der Zahl, und eine zwischen Rössener- und Hinkelsteinkeramik, so dass demnach alle sechs Kombinationen von

[1]) Im November 1911 fand ich auf dem nordwestlichen Teil der Gemarkung von Monsheim in der Gewann Langenkauzbaum, wo der Wohnplatz der in der Nähe am Hinkelstein Bestatteten gelegen ist, noch eine weitere, die sechzehnte Überschneidung zwischen Grossgartacher- und Hinkelsteinkeramik.

Digitized by Google

Überschneidungen der vier bandkeramischen Kulturen hiermit nachgewiesen sind.

Häufig zeigte sich zwischen zwei solchen mehr oder weniger dunkelgefärbten Kulturen eine 10—15 cm dicke Schichte hellgelben Lösses, die beide scharf von einander scheidet. Diese Erscheinung kommt dadurch zustande, dass die Leute der jüngeren Kultur, als sie ihre Wohngrube anlegten und zufällig den Rest einer älteren Hütte anschnitten, diese schwarze Stelle im hellgelben Boden der neuen Wohnung dadurch verdeckten, dass sie frisch ausgegrabenen Löss darüber ausbreiteten.

Bei allen diesen Untersuchungen waren des öfteren die benachbarten Forscher SCHUMACHER, DRAGENDORFF, ANTHES, WOLFF, WELCKER, MEHLIS, SPRATER u. a. zugegen.

Bevor ich auf die zeitliche Reihenfolge dieser vier Unterabteilungen näher eingehe, möchte ich noch Einiges hinzufügen über die Anordnung der Wohngruben auf den verschiedenen Wohnplätzen und die Wohngruben selbst — ich vermeide dabei absichtlich die Bezeichnung „Dorf" oder gar „Stadt".

Auf jedem Wohnplatze fand ich nicht nur verschiedene bandkeramische Anlagen nebeneinander gelagert, sondern auch solche aus anderen neolithischen Kulturperioden, ja auch häufig solche der Früh-Hallstatt- und Spät-Latènezeit, sowie Gräber dieser Perioden. Hier interessieren uns jedoch nur die neolithischen Anlagen. So kamen neben den zwei Wohnplätzen auf den Kapelläckern auch noch Wohngruben der Hinkelstein- und solche der Pfahlbaukeramik vor, jedoch ohne Überschneidungen. Am Fuchsrech fanden wir ausserdem eine Wohngrube mit Zonenkeramik und bei Kettenheim-Esselborn neben den früher genannten Perioden auch noch Spiral-Mäanderkeramik. Einmal fand ich dort in einer Grube alle vier bandkeramische Stufen durcheinander liegend, jedenfalls eine zufällige spätere Vermischung, die ich bis jetzt noch auf keinem anderen Wohnplatze angetroffen habe.

Was nun die Form und Anlage der bandkeramischen Wohngruben anbelangt, so sind sie einander ziemlich ähnlich. Nur die der Spiral-Mäanderkeramik scheinen sich von den übrigen dadurch etwas zu unterscheiden, dass sie eine länglich-ovale, kahnförmige Gestalt besitzen, während die anderen eine mehr rundliche Form haben mit vielfach geschlängelten und ausgebuchteten Wandungen. Bei allen ist der Boden uneben und zeigt meist viele Erhöhungen und Vertiefungen.

Es kommen kleine runde Kochgruben vor und wieder grosse Wohngruben bis zu 30 und 40 m Länge und erheblicher Breite, die letzteren namentlich in der Grossgartacher Periode.

Digitized by Google

Der Umstand nun, dass häufig sogenannter Hüttenbewurf aus gebranntem Lehm mit Abdrücken von Stangen und Flechtwerk gefunden wird, lässt darauf schliessen, dass die Wohngruben überdacht und wohl auch mit Schutzwänden versehen waren, obwohl Reste der das Dach tragenden Pfähle oder Pfosten, sogenannte Pfostenlöcher, im Umkreis der Gruben nur selten angetroffen werden. Wahrscheinlich reichten sie meist nicht tief in das Erdreich hinein, das sich übrigens auch im Laufe der Jahrtausende stark abgebaut haben kann. Der Pflug hat dann die Spuren solcher Pfosten längst zerstört.

Während nun überall, wo bis jetzt solche bandkeramische Wohngruben aufgedeckt wurden, stets eine vollständig unregelmässige Form zutage trat mit vielfach geschlängelten und ausgebuchteten Wandungen, bei denen nicht eine gerade Linie, nicht ein rechter Winkel zu erkennen war, veröffentlicht SCHLIZ schon seit Jahren vollkommen rechteckige Wohngruben, bei welchen auch im Innern alle Erhöhungen und Vertiefungen, mit alleiniger Ausnahme von rundgeformten Kochgruben, den rechten Winkel aufweisen. Alles gerade; nicht eine geschweifte Linie! Er spricht dabei von dem „speziell viereckigen Grundriss des Grossgartacher Hauses", das er, wie wir wissen, geradezu „Viereckshaus" nennt. Diese viereckigen Grundrisse sollen, wie er behauptet, charakteristisch für die Umgebung von Heilbronn sein, obwohl in den benachbarten Teilen von Württemberg, wie bei Ludwigsburg und Hof Mauer ebenso unregelmässig gestaltete Wohngruben gefunden wurden, wie auch sonst überall. Auch spricht er nur von Grossgartacher und Rössener Häusern, von denen er letztere als „Einwohnungshäuser" bezeichnet im Gegensatz zu den Grossgartacher Häusern. Dieser Unterschied ist jedoch ein ganz und gar willkürlicher. Eine spiralkeramische Wohnung, wie überhaupt die ganze Periode der Spiral-Mäanderkeramk mit ihrer so scharf umrissenen Kultur perhorresziert er vollständig, weil er nämlich die Spiral-Mäanderkeramik für nichts weiter als für das „Küchengeschirr" der Grossgartacher Bewohner ansieht. (!)

(Es wurden im Lichtbild eine grosse Anzahl von Grundrissen und Querschnitten solcher Wohngruben der vier bandkeramischen Perioden vorgeführt, namentlich zahlreich solche der Grossgartacher Periode.)

Was nun die früher erwähnten Überschneidungen und Überlagerungen von Wohnanlagen anbetrifft, so wurden deren im ganzen 43 angetroffen, genau untersucht und viele photographisch aufgenommen, so dass sie ein unschätzbares Beweismaterial für die Chronologie der bandkeramischen Kulturperioden bilden. Ihre Reihenfolge und die Anordnung der einzelnen Schichten von oben nach unten betrachtet ist folgende; es wurden gefunden:

Digitized by Google

1.	Spiral-Mäander / Grossgartach	4 mal
2.	Spiral-Mäander / Rössen	12 mal
3.	Spiral-Mäander / Hinkelstein	2 mal
4.	Grossgartach / Rössen	6 mal
5.	Grossgartach / Hinkelstein	16 mal
6.	Rössen / Hinkelstein	1 mal
7.	Spiral-Mäander / Grossgartach / Hinkelstein	2 mal

Diese Aufeinanderfolge blieb sich konstant gleich und es war auch nicht ein einziges Mal unter 43 Fällen eine umgekehrte Reihenfolge festzustellen. Aus diesem Beweismaterial ist man nun mit unbedingter Sicherheit den Schluss zu ziehen berechtigt, dass für Südwestdeutschland und wohl auch noch darüber hinaus als jüngste der vier bandkeramischen Unterabteilungen die Periode der Spiral-Mäanderkeramik zu gelten hat, dann folgen die Grossgartacher-[1]), die Rössener- und als älteste die Hinkelsteinperiode.

[1]) SCHLIZ will zwar (Korresp.-Bl. d. Deutschen Anthrop. Gesellsch., Nr. 9/12 1907, S. 164) festgestellt haben, dass für das obere Neckargebiet das umgekehrte Verhältnis bestehe zwischen Grossgartach und Rössen als am Rhein, dass also Grossgartach älter sei als Rössen, was er auch stilistisch nachgewiesen zu haben vorgibt. Immer kehrt dabei seine Behauptung wieder: am oberen Neckar beständen eben eigentümliche, anders geartete Verhältnisse, die man vom Rhein aus nicht beurteilen könne. Nun, dass diese Verhältnisse allerdings höchst eigentümlicher Natur sind und dass man sie doch vom Rhein aus sehr gut beurteilen kann, werden wir ja gleich sehen. Er habe also, behauptet er, über einem Grossgartacher Haus mit quadratischem Grundriss eine diesem Hause „adaptierte" Rössener Wohnung „mit ebenem Hüttenboden und flacher Feuerstelle" gefunden, ein Moment, das, nebenbei gesagt, ganz charakteristisch sein soll für das Rössener Haus, was jedoch absolut nicht zutrifft. Dieses von ihm beobachtete Verhältnis zwischen Grossgartach und Rössen sei jedoch, behauptet er, bei Leibe „keine Überschneidung", denn die komme „am oberen Neckar nicht vor", weil dort in der neolithischen Zeit vollkommen „stabile Verhältnisse" geherrscht hätten im Gegensatz zu den höchst labilen am Rhein. (Natürlich! Aber woher weiss er das alles nur so genau!?) Obgleich er nun die

Digitized by Google

Diese Reihenfolge entspricht auch ganz dem Ergebnis, das aus dem stilistischen Vergleich dieser vier keramischen Stufen bei vorurteilsloser Würdigung gewonnen wird.

---

von mir beschriebenen Überschneidungen; wie mir bekannt ist, geflissentlich schneidet, so kann das von ihm Beschriebene, vorausgesetzt, dass es richtig ist, trotzdem nichts anderes sein, als eben eine solche Überschneidung, wie jeder Vorurteilslose sofort erkennen wird, denn er will ja unten charakteristische Grossgartacher Scherben und darüber ebenso charakteristische Rössener Scherben gefunden haben. Er bildet jedoch merkwürdigerweise keine einzige dieser Scherben ab, trotzdem er solch wichtigen Schluss aus ihnen zieht, und als ich ihm erwiderte, er müsse sich wohl geirrt haben und gewissermassen zu seiner Entschuldigung anführte, es wären wohl lauter unverzierte Scherben gewesen und die seien allerdings manchmal schwer zu bestimmen (s. Protokolle d. Ges. Vereins, Worms 1909, S. 100), da bildete er in seiner Erwiderung (Prähist. Zeitschr., II. Bd., 2./3. Hft., S. 117), trotzdem er dieselbe Behauptung wiederholt, abermals nicht eine einzige dieser Scherben ab. Ich liess sie mir nun von ihm selbst in Gegenwart von Direktor SCHUMACHER im Heilbronner Museum zeigen, um diese die Chronologie auf den Kopf stellende Behauptung endlich einmal auf ihre Richtigkeit hin prüfen zu können. Was ergab nun der Augenschein? SCHUMACHER und ich erklärten sofort wie aus einem Munde: „Ja, da ist ja nicht eine einzige Rössener Scherbe darunter, das ist ja alles reine Grossgartacher Keramik!" SCHUMACHER machte noch besonders auf ein unter den sogenannten Rössener Scherben liegendes Stück aufmerksam, das den charakteristischen Grossgartacher Bauchknick und dessen ebenso charakteristisches Ornament trägt. Also nicht eine einzige Rössener Scherbe! Und da spricht SCHLIZ (a. a. O. S. 217) in Bezug auf diese Scherben von der „Dekoration mit den grosslinigen Formen und der schweren Technik (!) des nördlichen Rössenstils". Ein anderes Stück — es sind überhaupt nur einige ganz kleine Scherben — „trägt denselben schweren Charakter der Technik" usw. Worte, nichts als Worte! Aber, wie man sieht, nichts dahinter! Sollte man aber so etwas für möglich halten!? Der Entdecker des Grossgartacher Gefässstiles kennt seine eigene „bodenständige" Keramik so schlecht! Und dabei behandelt er in viele Seiten langen Abhandlungen (a. a. O.) die sämtlichen neolithischen „Provinzen" Deutschlands und der umliegenden Länder, beurteilt alles haarscharf und gibt sich den Anschein, über alle diese schwierigen Dinge die genaueste Kenntnis zu besitzen und alles „restlos" erklären zu können. — Wie ist das nur möglich!? Auf eine so schlecht beobachtete Tatsache und ein so total verkanntes Material hin eine solche Behauptung aufzustellen, die doch, von ihm ausgesprochen, die Forscher stutzig machen und bei ihnen Zweifel an der Richtigkeit der Chronologie erwecken musste! Da hat in der Tat, die Sucht ein Paroli zu bieten, ihm einen bitterbösen Streich gespielt! Forscher wie KOSSINNA und WILKE liessen sich durch diese fortgesetzte strikte Behauptung irre führen. So suchte WILKE diese Verlagerung der Schichten durch ethnologische Parallelen zu erklären und KOSSINNA hat auf die Autorität SCHLIZ' hin in gutem Glauben dann dieses seltene Vorkommen von umgekehrter Reihenfolge veröffentlicht (Zeitschr. f. Ethnol. 1908, H. 4, S. 569), sich dabei aber sehr vorsichtig ausgedrückt, dass man nämlich auf dieses eine Vorkommnis hin, bevor weitere Beobachtungen gemacht wären, keine zu weitgehenden Schlüsse ziehen soll. Amüsant dabei ist, dass SCHLIZ für seine Behauptungen bezüglich dieses Falles KOSSINNA, den er doch irre geführt, selbst wieder als Autorität anzieht.

Digitized by Google

Als älteste Stufe der Bandkeramik hatte ich von jeher die Hinkelsteinkeramik betrachtet. Dann habe ich aus ihr durch Beeinflussung der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik sich die Rössener Keramik entwickeln lassen. Neuerdings habe ich dann nachgewiesen, dass auf sie unmittelbar die Grossgartacher Keramik gefolgt sein muss, da diese gerade so eine weitere Ausbildung der Rössener Keramik bildet, wie die letztere eine weitere Ausbildung der Hinkelsteinkeramik darstellt. Zum Schluss folgt dann die Spiral-Mäanderkeramik.

Nun könnte man es auffallend finden, dass die in Form und Ornament nahe verwandt erscheinenden Stufen am Anfang und Ende dieser Reihe doch zeitlich so weit auseinander liegen sollen. Folgender Gedankengang dürfte diesen anscheinenden Widerspruch zu erklären versuchen:

Zuerst traf von Südosten kommend, gewissermassen als Vorhut

Der reine Circulus vitiosus! Aber ähnlich sind auch andere Beweisführungen von ihm, wie z. B.: Weil die Grossgartacher Keramik im oberen Neckargebiet „bodenständig" ist, demnach die ureigentliche „neolithische Volkskunstübung" darstellt — natürlich immer zugleich mit der das Küchengeschirr markierenden Spiral-Mäanderkeramik — und weil sie ihre Motive aus der Schnurkeramik (!) entlehnt hat, diese aber älter ist als die Bandkeramik, — das ist sein stilistischer Beweis — so muss die Rössener Keramik im oberen Neckargebiet jünger sein als die Grossgartacher Keramik. Diese merkwürdige Schlussfolgerung sucht er dann noch durch eine stratigraphische Beobachtung — aber ja keine Überschneidung! — besonders zu bekräftigen. Dabei ist ihm aber noch ein weiteres Missgeschick passiert: Wie schon erwähnt, will er festgestellt haben, dass, obwohl das Grossgartacher und das Rössener Haus beide quadratischen Grundriss hätten, doch das erstere Inneneinteilung mit erhöhtem Schlafraum und vertiefter Feuerstelle usw. besässe, während das Rössener als „Einwohnungshaus" keine Inneneinteilung habe, und ebenen Hüttenboden mit flacher Feuerstelle führe. Dass es hingegen diesen Unterschied gar nicht gibt, habe ich schon früher nachgewiesen, es hat aber dieser Nachweis nur seinen Ärger erregt. Natürlich will er auch in der dem Grossgartacher Haus „adaptierten Rössener Wohnung" deren charakteristische Eigentümlichkeiten gefunden haben, denn er sagt wörtlich: „Es fand sich ein ebener Hüttenboden mit Rössener Scherben und flacher Feuerstelle und darunter die bekannte Grundrisseinteilung des Grossgartacher Hauses". Da nun seine dort gefundenen Rössener Scherben, wie wir nachgewiesen haben, gar keine Rössener Scherben sind, so kann er auch, trotz angeblich entdeckten ebenen Hüttenbodens und flacher Feuerstelle, keine Rössener Wohnung gefunden haben. Wenn er aber keine Rössener Wohnung gefunden hat, dann hat er überhaupt auch keine stratigraphische Beobachtung gemacht, er ist demnach mit seiner ganzen Beweisführung in arger Weise auf den Holzweg geraten und hat mit ihr nach keiner Richtung hin, was er doch gerne möchte, die bis jetzt bestehende Chronologie zu erschüttern vermocht. Es bleibt demnach auch für das obere Neckargebiet, sowie für ganz Südwestdeutschland bei der bisherigen Chronologie, wonach Rössen als die ältere und Grossgartach als die jüngere Kulturperiode zu betrachten ist.

Digitized by Google

einer grossen Völkerbewegung, im Beginn der neolithischen Zeit das Volk der Hinkelsteinkeramik in Südwestdeutschland ein. Hier entwickelte sich dann im Laufe der Zeit durch Berührung mit den benachbarten Völkern der Tiefstichkeramik zuerst der Rössener und dann der Grossgartacher Gefässstil. Zum Schlusse folgte der zuerst vorausgesandten Vorhut die grosse Masse dieser Völkerwelle nach, die inzwischen im Heimatlande in ihr Verzierungssystem die der Vorhut noch unbekannten Motive der Spirale und des Mäanders von noch weiter südöstlich wohnenden Völkern aufgenommen hatte.

Wo diese grosse Völkerwelle alsdann geblieben ist, die so ausserordentlich zahlreiche Spuren ihres Daseins hinterlassen hat — denn ihre Wohnplätze sind weit zahlreicher und ausgedehnter als die der übrigen Bandkeramiker — ist bis jetzt noch ein grosses Rätsel. Während, wie wir sehen, die ersten drei bandkeramischen Stufen sich auseinander entwickelt haben, so dass man bei jeder folgenden die Spuren der voraufgehenden nachweisen kann, hört dann auf einmal jede Überlieferung auf. Bei keiner der folgenden neolithischen Perioden vermag man auch nur eine Spur der Spiral-Mäanderkultur mehr zu entdecken.

(Die nebenan im Text und auf Tfl. IV abgebildeten Gefässe, die nur einen kleinen Teil der beim Vortrage demonstrierten Abbildungen von Gefässen und Scherben bilden, sind geeignet, die folgenden Ausführungen zu erläutern).

Auf den bombenförmigen Gefässen der Hinkelsteinkeramik ersehen wir die charakteristische Randverzierung und das Hauptornament aus Winkelbändern und schraffierten Dreiecken bestehend (s. Tfl. IV, 1. 2).

In der Rössener Keramik erscheinen dagegen ganz andere Formen: Die Schüssel mit Standring oder rundem Boden und der Topf mit Kugelboden sind die beinahe ausschliesslich vorkommenden Gefässe. Sie sind im Gegensatz zu den vorigen bereits in Hals, Schulter und Fuss gegliedert. Als charakteristisches Merkmal tritt der Schulterknick hervor, von dem die Ornamente als Hängeverzierung herabzuhängen pflegen. Ebenso charakteristisch ist der eingekehlte, ornamentfreie, gewöhnlich schwarz polierte Hals. Die Ornamente sind im Vergleich zu den Hinkelsteinmotiven weiter ausgebildet. Die Zwickel der meist mit Fransen verzierten und manchmal mit Nägeln aus Ton besetzten Zickzackbänder sind — ein charakteristisches Ornament — mit Schraffierungen ausgefüllt, es erscheint die Innenverzierung des Gefässrandes (bei der Schüssel Tfl. IV, 3 deutlich erkennbar) und die Einkerbung des Gefässrandes und der Henkel.

Noch unmittelbarer als die Rössener aus der Hinkelsteinkeramik hat sich die Grossgartacher aus der Rössener Keramik entwickelt, das vermögen wir aus der direkten Übernahme einzelner Motive, wie

Digitized by Google

die der Innenverzierung des Randes und der Einkerbung von Rand und Henkel zu erkennen. Die Gefässe zeigen hier keinen eingekehlten, ornamentfreien Hals, sondern die Gefässwand zieht von der Mündung aus in leichter Schweifung ohne Andeutung eines Schulterknicks direkt bis zur Mitte des Gefässbauches herab. Hier erkennen wir als charakteristisches Merkmal der Grossgartacher Keramik den Bauchknick. Er trägt stets das Hauptornament, das meist aus schraffierten Dreiecken besteht, die vom Bauchknick aus nach oben und nach unten verlaufen. Zwischen ihm und der Mündung umziehen das Gefäss noch verschiedene, meist aus Doppelstichen bestehende Ornamentstreifen. Die Gefässform ist hier, wie man erkennen kann, wieder eine andere als in der Rössener Keramik (s. Tfl. IV, 5. 6).

Abb. 1. H. 10,5 cm Mölsheim — 10,5 cm Monsheim

Abb. 2. H. 18 cm. Monsheim.

Gefässe der Spiralmäander-Keramik.

In der Spiral-Mäanderkeramik, die, wie wir früher erkannt haben, in zwei Phasen zerfällt, sehen wir wieder die Bombenform auftreten und zwar hauptsächlich in der ersten Phase, während in der zweiten die Gefässe in der Nähe der Mündung eine Einschnürung tragen. Das erkennen wir schon an dem in Abb. 1 links, besonders schön aber an dem in Abb. 2 wiedergegebenen Gefässe. In Abb. 1 rechts ist ein Gefäss der ersten Phase dargestellt. Während letzteres noch keine Randverzierung trägt, sehen wir sie auf den beiden anderen schon auftreten [1]).

Die Ausgrabungen des letzten Jahres, die, was besonders betont

[1]) Sämtliche Photographien und Lichtbilder entstammen der Anstalt des Hofphotographen FÜLLER in Worms.

Digitized by Google

werden soll, nur durch die freigebige Unterstützung seitens der Verwaltung der Rudolph Virchow-Stiftung ermöglicht wurden, haben wieder eine grosse Menge von Tierknochen ergeben, die von fachmännischer Seite untersucht werden. Wie wir bereits mitgeteilt haben, hat die bisherige Untersuchung dieser Tierreste unsere Chronologie in wesentlichen Punkten zu stützen vermocht.

Nachtrag.

Inzwischen hat nun die Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Heilbronn stattgefunden und man durfte erwarten, dass dort auch die Frage des neolithischen „Viereckshauses" endlich gelöst werden würde. Sie ist nun auch gelöst worden nach Ansicht wohl aller sachverständigen dabei anwesenden Forscher, aber nicht im Sinne des Entdeckers, wie wir gleich sehen werden. SCHLIZ hat nun — ein auffälliger Vorgang — im vorhinein schon zweimal (Prähist. Zeitschr. III. Bd. 3./4. H. und Korr.-Bl. d. d. G. für Anthr., Ethn. u. Urgesch. No. 8/12 1911) seine Ausgrabungen gewissermassen, wie man zwischen den Zeilen lesen kann, zu verteidigen und damit das Prävenire zu spielen versucht. Er spricht dabei von „Ausstellungen", die bei der Ausgrabung gemacht worden seien. Nun ist er ja bei dieser Gelegenheit, zu der öffentlich eingeladen war, der Jurisdiktion jedes einzelnen Forschers unterworfen und somit auch der „Wormser Jurisdiktion", die er früher zu ironisieren beliebt hat. Dieses Mal konnte er auch nicht behaupten, man könne, weil aus der Ferne, die Verhältnisse nicht richtig beurteilen, denn man stand ja mitten drin in seinem „Untergeschoss" und konnte alles bequem beaugenscheinigen und beurteilen. Da muss ich nun, um schon ein Urteil im voraus abzugeben, erklären, dass ich in der langen Zeit meiner archäologischen Tätigkeit noch nie einer so jeder Objektivität baren Ausgrabung beigewohnt habe, wie diese es gewesen ist. Es ist deshalb in der Tat äusserst notwendig, dass, wie er sagt, (a. a. O. S. 249) die Stelle im Winter offen bleiben soll, zur eventuellen Nachprüfung durch „objektive" Beurteiler. Ich für meinen Teil habe genug gesehen und ausserdem rechnet er mich auch nicht zu dieser Art von Beurteilern. Aber einen Glücksfall hat er trotz allem Missgeschick bei der Ausgrabung doch zu verzeichnen: er kann sich nämlich gratulieren, dass nicht ein Rudolf Virchow noch Vorsitzender der Gesellschaft war, es wäre ihm schlecht dabei ergangen, das kann ich ihm versichern, denn so etwas von archäologischer Forschung einer Gesellschaft von Fachmännern zu bieten, von denen viele die diffizile Arbeit des Spatens am Limes selbst betätigt haben, das ist doch stark und seit Bestehen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft noch nicht dagewesen!

Digitized by Google

1

Rheindürkheim. H. 12 cm.

2.

Worms. H. 12 cm.

Hinkelstein-Gefässe.

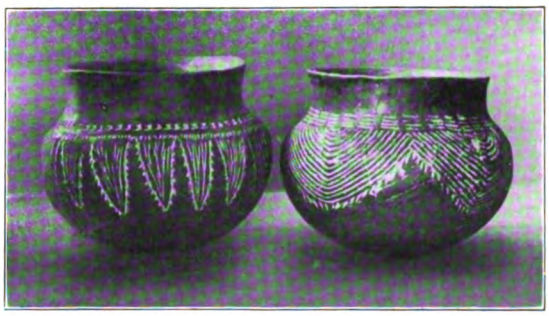
3

H. 6 cm

16 cm
Monsheim.

6 cm

4.



13 cm
Albsheim.

12 cm.
Monsheim.

Rössener Gefässe.

5.

Monsheim. H. 11,5 cm.

6.

Monsheim. H. 12 cm.

Grossgartacher Gefässe.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Doch kommen wir zur Ausgrabung. Es war ein schon früher einmal aufgedecktes „Untergeschoss eines Viereckshauses" wieder aufgegraben und zur Besichtigung freigelegt. SCHLIZ sagt darüber selbst: (a. a. O. S. 241) „Der Zweck der Demonstration, den Grundriss so zu zeigen, wie er sich nach Entfernung allen Kulturinhalts darbietet, war m. E. vollkommen erreicht". Seines Erachtens wohl, aber nicht des der fremden Forscher. Sollte er es aber doch glauben, dann hat er sich einer schweren Täuschung hingegeben und die verschiedenen von ihm erwähnten Ausstellungen hätten ihn schon darüber belehren können. „Nach Entfernung allen Kulturinhaltes". Ja, wenn ein viereckiges Untergeschoss, das die Neolithiker in den Löss eingetieft hatten, um, wie SCHLIZ erklärte, ihre Hauswände hinein zu stellen, nach Entfernung allen Kulturinhaltes gezeigt werden sollte, so musste das anders aussehen, wie das uns vorgeführte viereckige Loch. Es musste dann auf allen vier Seiten den hellgelben Löss, höchstens noch von geringen Spuren schwarzer Erde bedeckt, erkennen lassen. Statt dessen sah man aber auf allen vier Seiten in Mächtigkeit von beinahe 1 Meter den dunklen Grubeninhalt anstehen. Ich habe auf den verschiedensten Stellen mit meinem Messer seine Festigkeit geprüft und tief hinein gestochen, ohne gewachsenen Boden anzutreffen. An den von mir untersuchten Stellen war keine „Auffüllerde" zu erkennen, sondern nur fester, seit der neolithischen Zeit unberührter Grubeninhalt. Es war demnach in der Mitte einer Wohngrube auf ganz willkürliche Weise ohne jeden Schein von Berechtigung ein viereckiges Loch, das sog. Untergeschoss, eingetieft, der übrige Teil der Grube aber vollständig unberücksichtigt gelassen worden.

SCHLIZ spricht nun oft von der „eigentlichen Wohngrube", von der „scharfen Grenze der eigentlichen Wohngrube". Was soll das heissen: „eigentliche Wohngrube"? Rechnet er den Teil der Grube, der nach aussen von seinem Untergeschoss bis zur äusseren Begrenzung der Wohngrube sich erstreckt, nicht zur „eigentlichen Grube"? Wie kann er überhaupt etwas Sicheres, wie den „Beginn der eigentlichen Wohngrube" mit dem Bohrer bestimmen, diesem unseligen Instrument, das er besser zu Hause gelassen hätte, als seine Anwendung mit den Worten zu beschreiben: „jetzt tritt der Erdbohrer in Tätigkeit".

Was ich schon vor der Demonstration fest geglaubt habe, dass nämlich das SCHLIZsche Viereckshaus mit seinem Untergeschoss ein reines Phantasiegebilde sei, das hat mir diese erst recht bestätigt. Schon vor der Versammlung habe ich zwei südwestdeutschen namhaften Archäologen in offizieller Stellung kurz skizziert, was sie meiner Meinung nach in Heilbronn zu sehen bekommen würden. Ich zeichnete zu

Digitized by Google

diesem Zweck eine solche Wohngrube und zwar, wie sie ja alle sind, mit ganz unregelmässig gebogenen und geschlängelten Aussenwänden hin, markierte in ihrer Mitte vier bis sechs Punkte, die SCHLIZschen Bohrlöcher, verband diese durch gerade Linien und erklärte diese Stelle, wenn die Erde herausgenommen sei, für das SCHLIZsche Untergeschoss. Der ganze übrige Teil der Grube blieb demnach unberücksichtigt. Und genau so, wie ich es skizziert, ist es bei der Demonstration eingetroffen. Die beiden Herren, die dabei waren, werden mir das bestätigen. Auf dieselbe kritiklose Art konnte man aber auch ein sechs-, acht- oder mehreckiges Untergeschoss ausgraben.

Ich war schon gleich von Anfang an der Überzeugung, dass das Viereckshaus, eben weil in dieser Periode noch nie so etwas zum Vorscheine kam, einer vorgefassten Meinung entsprungen sein müsse, welche aber von SCHLIZ mit der bekannten Hartnäckigkeit, die ja — man verzeihe den Scherz — dort in Schwaben bisweilen auch „bodenständig" sein soll, allen anderen Ansichten gegenüber verteidigt wurde. Von dem falschen Untergeschoss kam er dann, immer in derselben fehlerhaften Schlussfolgerung, weiter auf das „Obergeschoss" mit „Bodenraum, Futterraum, Ausguck, Dachsparren" usw.

Die Wände nun, die, in das Untergeschoss gestellt, ohne Pfosten und Pfostenlöcher, wie SCHLIZ erklärte, ein solches Haus tragen sollten, mussten dazu unbedingt ein starkes Widerlager besitzen, das nur aus senkrechten, scharf in den harten Löss eingeschnittenen Wänden bestehen konnte, die den Schub auszuhalten vermochten. Man durfte sie aber nicht vor lockere Kulturerde aufpflanzen; das wussten diese Neolithiker jedenfalls auch schon, solch einen statischen Missgriff hätten sie schwerlich begangen [1]).

[1]) Dass die ganz unregelmässig geformten Wohngruben überdacht und mit Wänden versehen waren, dürfte man annehmen, auch wenn nicht so viele Reste des Hüttenbewurfs darin gefunden würden. Es können aber die das Dach tragenden Wände nicht in SCHLIZscher Manier aufgerichtet gewesen sein, das geht schon daraus hervor, dass noch nie anderswo derartige Untergeschosse, wohl aber schon Pfostenlöcher längs des Grubenrandes gefunden sind.

Neuerdings hat SCHUCHHARDT auch noch Schwellen nachgewiesen. Wo also diese Substruktionen von Pfosten und Schwellen fehlen, da sind ihre Spuren nachträglich zerstört worden. Dass die Hütten nebst Dach, wo sie nicht rund waren, rechteckige Form besessen haben müssen, ist ganz selbstverständlich, denn Hauswände und Dach konnten sich unmöglich all den Schlängelungen und Windungen des Grubenrandes anschmiegen. Wenn also SCHUCHHARDT jetzt neben ganz unregelmässig geformten neolithischen Wohngruben viereckige Substruktionen von Pfosten und Schwellen gefunden hat, so kann das keineswegs als eine Bestätigung des SCHLIZschen Viereckshauses angesehen werden, denn dieses ist doch etwas davon Grundverschiedenes und bleibt nach wie vor, wie leicht einzusehen, ein reines Phantasiegebilde.

Digitized by Google

Wenn SCHLIZ so verfahren hätte, wie alle anderen Forscher es tun: ganz unbeeinflusst von vorgefasster Meinung an einer Stelle, auf der man eine Wohngrube vermutet, etwa von der Mitte nach aussen einen Versuchsgraben zu ziehen, alsdann an der Grenze des gelben Lösses angelangt, sich vorsichtig weiter tastend, längs dieser Grenzlinie den Versuchsgraben weiter um die ganze Grube zu verlängern und diese dann vollständig auszugraben, dann hätte er ganz andere, aber um so richtigere Resultate erzielt. So, wie er es gemacht, musste sein Verfahren die schärfste Kritik herausfordern.

Aber nicht genug damit, auch sein sogenannter „Innengrundriss", den er mehrmals, nicht etwa überdacht, sondern „durchdacht" nennt, ist mit derselben eigenmächtigen und gewaltsamen Methode gewonnen. Da sah man Stufen und Erhöhungen herausgearbeitet, die alle ganz scharfe gradlinige Formen hatten. Aber überall erblickte man bei genauerem Zusehen in diesen scharfen Kanten und Ecken grössere und kleinere Nester dunklen Grubeninhaltes sitzen, die beweisen, dass nie eine gerade Linie an diesen Stellen vorhanden war, sondern der Boden unregelmässig und wellenförmig verlaufen sein muss[1]). Gerade so verhält es sich auch mit der Kochgrube. Da sah man ein glattes wie mit einem Bohrinstrument herausgeschnittenes trichterförmiges Loch, dessen Wände wie poliert aussahen. Aber auch hier bewiesen grössere und kleinere in den Wänden steckende Knollen dunkler Kulturerde — nach dem Innern der Grube zu sah man in der Wand der Kochgrube eine solch grosse dunkle Stelle, die gerade so glatt und poliert aussah wie die benachbarten Stellen mit gewachsenem Löss — dass diese Vertiefung, wenn sie überhaupt vorhanden, früher nicht die ihr jetzt gegebene Form besass, sondern dass sie von ganz unregelmässiger Gestalt gewesen sein muss.

Wir kommen zum Schluss: Wenn alle derartigen von SCHLIZ

[1]) Wenn SCHLIZ in seiner neuesten Veröffentlichung (a. a. O. S. 239) bestrebt ist A. BONNET, den er sonst kaum nennt, auf einmal gewissermassen als Vater des Viereckshauses hinzustellen, so ist das ziemlich durchsichtig. Er fühlt plötzlich das Bedürfnis, jetzt wo das SCHLIZsche neolithische Haus ins Wanken gerät und umzufallen droht, es durch die Autorität BONNETs zu stützen. Aber „das Untergeschoss mit seinem durchdachten Grundriss" bleibt trotzdem auf seinem alleinigen Konto stehen, daran ist BONNET völlig unschuldig; denn das hätte er nie fertig gebracht, dafür ist er ein zu gewissenhafter Forscher gewesen. War er doch wegen verschiedener SCHLIZscher Ausgrabungsergebnisse, wie ich bestimmt weiss, höchst ungehalten. Über alles dies bin ich ziemlich genau unterrichtet. Auch wer Bonnet nicht persönlich gekannt hat, wird den Eindruck eines ausserordentlich gewissenhaften Forschers bei Betrachtung seiner äusserst exakten Pläne und Zeichnungen der Michelsberger Ausgrabungsergebnisse empfangen haben, die er mir s. Z. persönlich im Original dediziert hat.

Digitized by Google

veröffentlichten Viereckshäuser mit oder ohne Innengrundriss, über 40 an der Zahl, wie ich vollkommen überzeugt bin, durch dasselbe Verfahren gewonnen sind, so stehe ich nicht an zu erklären, dass dann sämtliche Pläne mit dem sie erläuternden Text, sowohl in den verschiedenen früheren Abhandlungen, wie in der Festschrift zum Anthropologen-Kongress, sein Modell des neolithischen Hauses natürlich miteinbegriffen, als völlig wertlose Makulatur zu betrachten sind.

Privatdozent u. Direktorialassistent Dr. HAHNE, Hannover

verzichtet in Anbetracht der weit vorgeschrittenen Zeit auf seinen angekündigten Vortrag „Über Vorgeschichtsforschung, Museen und Denkmalpflege", und legt nur eine wertvolle Neuerwerbung des Provinzialmuseums zu Hannover vor:

Das frühbronzezeitliche Goldgeschmeide von Schulenburg, Kr. Marienburg (mit Lichtbildern).

Mit 1 Textabbildung.

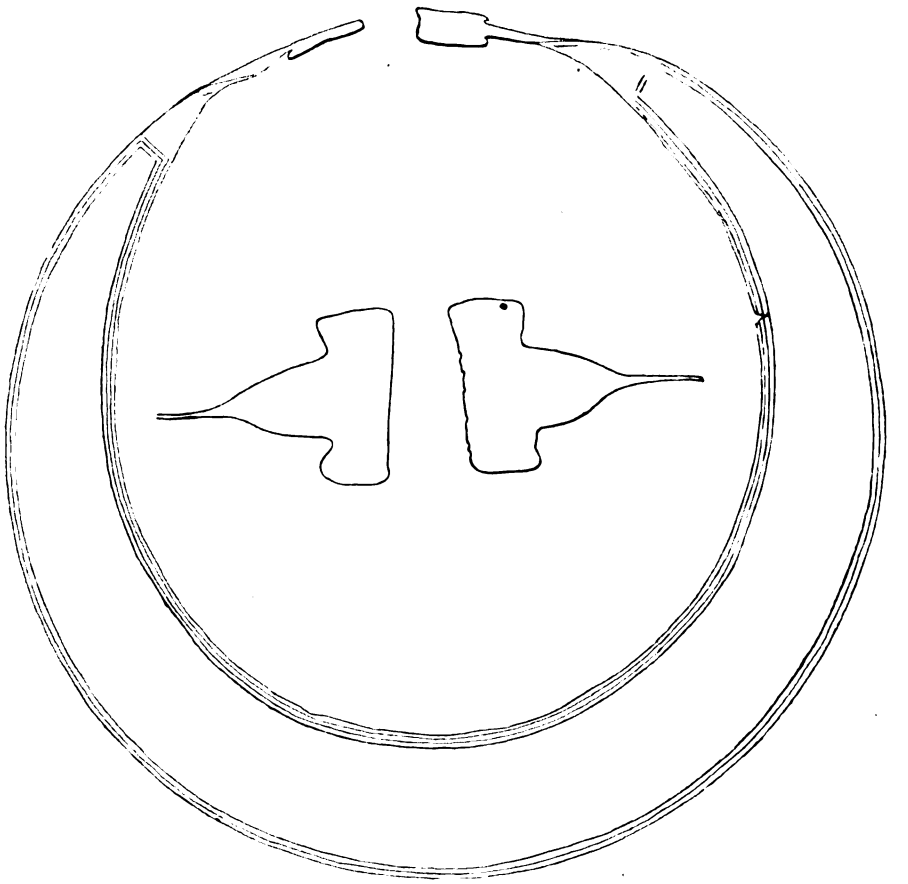
Anfang April 1911 wurde etwa 3 km westlich von Schulenburg und etwa 4 km nach NW. von dem Schlosse Marienburg beim Roden von altem Waldbestande, an einer Wurzel eines umgelegten Baumes von Arbeitern ein Metallring gefunden, der — zunächst für Messing gehalten — nach einigen Irrfahrten an das Provinzialmuseum gelangte. Es ist eine sogen. „Lunula": ein flaches, etwa halbmondförmiges Halsschmuckstück der ersten Periode der Bronzezeit, aus reinem Gelbgolde durch Hämmern hergestellt. Die „Spitzen" des Halbmondes laufen in flache Schlussstücke aus, die senkrecht zur Ebene des Ringes stehen (s. Abbildung). Die eine Fläche des Schmuckstückes ist mit einfachen Zierlinien versehen, die in 2 mm Entfernung die Ränder begleiten und so diese Fläche in schlichter aber wirkungsvoller Weise abschliessen; die andere Seite des Stückes ist ganz glatt, ebenso die Schlussstücke.

Solche Goldgeschmeide sind bisher in grosser Anzahl aus Irland, eine kleinere Anzahl derselben auch aus England und Schottland, einige aus Nordfrankreich und zwei aus Dänemark bekannt.

Unser Stück ist das erste bekannte deutsche Exemplar. Die auffälligen Funde sind schon mehrfach wissenschaftlich behandelt, in der deutschen Literatur durch O. MONTELIUS in „Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien" (Braunschweig, Vieweg 1911, S. 79 und S. 211).

Digitized by Google

Die irischen und englischen Exemplare verraten bereits durch charakteristische Zickzackornamente ihre Zugehörigkeit zur frühesten Periode der dortigen Bronzezeit; ein Fund aus Cornwall bestätigt



Goldenes Geschmeide von Schulenburg, Kr. Marienburg.
Oberseite und Schlussplatten.
Grösster Durchmesser → = 18 cm. Gewicht = 120 gr.

diese Ansetzung durch ein mitgefundenes Bronzebeil. Die Geschmeide sind im übrigen fast immer Einzelfunde, so auch unser Stück. Unsere Nachgrabungen an Ort und Stelle und Nachforschungen in der nächsten Umgebung der Fundstätte verliefen völlig ergebnislos. —

Über diese halbmondförmigen Goldgeschmeide soll bei Gelegenheit der ausführlichen Veröffentlichung des Schulenburger Stückes an anderer Stelle [1]) mehr gesagt werden.

[1]) In dem Werke des Provinzialmuseums zu Hannover, das von 1912 ab erscheinen soll, unter dem Titel „Vorzeitfunde aus Niedersachsen". Verlag von Geibel-Hannover.

Digitized by Google

Museumsassistent Dr. Fr. BEHN, Mainz:

Die Neuordnung des Römisch-Germanischen Zentral-Museums zu Mainz (mit Lichtbildern).

Mit 4 Abbildungen, davon 1 im Text und 3 auf Tafel V und VI.

Das Römisch-Germanische Zentral-Museum hat die Aufgabe, die Gesamtentwicklung deutscher Kultur im Altertum zur Darstellung zu bringen. Diese Aufgabe wäre nicht zu lösen, wenn man sich ganz auf Sammlung von Originalen beschränken wollte, denn hervorragende Fundstücke gehören ebenso wie geschlossene Fundgruppen den zuständigen Lokal- und Provinzialmuseen und dürfen diesen auf keinen Fall entzogen werden, denn ein Fund kann nur da seinen vollen Wert behalten, wo er aus dem Boden gestiegen ist. So entstanden gleichzeitig mit der Gründung des Zentral-Museums die Werkstätten, in denen unter sorgfältigster wissenschaftlicher Aufsicht die grösste Zahl unserer Altertümer in getreuen Nachbildungen hergestellt wurde. Aber auch andere Museen des In- und Auslandes geniessen die Vorteile der Werkstätten, in denen Jahr für Jahr endlose Mengen von Funden aller Art nach altbewährten Verfahren wieder hergestellt und konserviert worden sind, und es gibt heute wohl nicht mehr viele deutsche Sammlungen, in denen die Spuren dieser Tätigkeit völlig fehlen.

Aber es gibt auch Fälle, in denen eine Nachbildung das Original doch nicht ersetzen kann: von der Wucht eines neolithischen Steinhammers, von der Technik eines Tongefässes kann auch die beste Nachbildung nur eine unvollständige Vorstellung geben, und hier sind wir berechtigt, unsere Sammlungen durch ausgewählte Originaltypen zu ergänzen. Ich muss anerkennend erwähnen, dass die grosse Mehrzahl der deutschen Sammlungsvorstände diesen unseren Wünschen und Absichten ein verständnisvolles Entgegenkommen bezeigt durch Überlassung von Dubletten- und Scherbenmaterial, doch leider noch immer nicht in dem Masse, wie man es in beiderseitigem Interesse erwarten sollte. Bei Funden aus dem Auslande ist man in der Regel von vornherein auf die Beschaffung von Originalen angewiesen, da Nachbildungen von dort meist überhaupt nicht erhältlich oder aber so kostspielig sind, dass sie den Wert des Originales oft überschreiten. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch manche der ausländischen Museen unserem Bedürfnis nach Originalmaterial in dankenswerter Weise entgegenkommen (Wien, Teplitz, Petersburg, Athen, Roanne u. a.).

Nun folgen Sie mir zu einem kurzen Gang durch die Räume des seit einigen Jahren in Neuordnung begriffenen Museums. Die Samm-

Digitized by Google

lungen stehen in dem alten, herrlichen Kurfürstenschloss am Rhein, das eben unter Baurat OPFERMANNs Leitung eine gründliche Restaurierung erfährt. Die drei Geschosse des Schlosses kommen der altbewährten Drei-Teilung in vorrömische, römische und nachrömische Abteilung ausserordentlich zu statten. Die beiden ersten Räume des Erdgeschosses nehmen die reichen Funde aus paläolithischer und besonders neolithischer Zeit ein, ein kleines Kabinett mit verhältnismässig noch wenig umfangreichem Vergleichsmaterial aus dem Neolithikum des Auslandes schliesst sich an. In einem grossen Saale mit mächtig gewölbter Decke findet der Besucher eine ansehnliche Sammlung von Fundstücken der klassischen Bronzezeit, entsprechend der Bedeutung des „Bronzekulturkampfes" (Taf. V, oben). Um so schlechter daran sind nicht im Ausbau, aber in der Aufstellungsmöglichkeit vorläufig noch die Reste der deutschen Bronzezeit, von denen in einem einzigen Sälchen nur eine Auswahl der wichtigsten Typen Aufstellung hat finden können. Die Altertümer der gesamten Hallstattperiode sind zur Zeit magaziniert, bis in der nächsten Bauperiode die Räume dafür geschaffen sind.

Im ersten Obergeschoss, wo nur die Kriegsaltertümer einigermassen vollständig, die Privataltertümer erst zu einem Teil, die Sakralaltertümer noch gar nicht Platz gefunden haben, ermöglicht die Doppelreihe der Zimmer auf Stadt- und Rheinseite eine lehrreiche Parallelaufstellung rein römischer und germanischer Kultur römischer Zeit. Im ersten grossen Saal findet man an den Wänden Reliefs mit wichtigen Darstellungen aus dem Privat- und Handelsleben der Römer, in den Schränken und Vitrinen einige bedeutsame kunstgewerbliche und kulturgeschichtliche Gruppen, wie Emailtechnik, Toreutik, Fibeln, Musik, Schreibgeräte, ärztliche Instrumente u. a. m. (Taf. V, unten). In diesem Raum ist auch der Versuch gemacht, durch Kolorieren ausgewählter Skulpturen die antike Polychromie zur Vorstellung zu bringen. Der nächste Saal enthält Funde aus hellenistischer und römischer Zeit des Auslandes, darunter besonders erwähnenswert die reichen und wertvollen Funde aus den Grabungen in und um Numantia als Geschenk des Ausgräbers, Professor SCHULTEN-Erlangen. Zwei Zimmer suchen der grossen Bedeutung der römischen Keramik in historischer und technischer Doppelaufstellung gerecht zu werden. Drei Zimmer dienen der Darstellung der römischen Kriegsaltertümer (s. Abb. 1), je einer den technischen Truppen (Pioniere, Artillerie, Musiker und den Veteranen), Infanterie und Kavallerie. Der letzte Saal leitet schon über zu dem in mehrfacher Hinsicht interessanten Zimmerchen mit den antiken Darstellungen der Germanen, die neuerdings eine Parallele in der Zusammenstellung der Gallierbildnisse gefunden haben. Die anschliessenden Räume enthalten Funde aus dem freien Germanien aus der letzten vorrömischen und der römischen

Digitized by Google

Zeit und in provisorischer Aufstellung eine Auswahl aus den Resten der gallischen Latènekultur. Von besonderem Interesse ist der letzte Saal der Reihe, der in grossen Wandtafeln und auf zwei Tischen

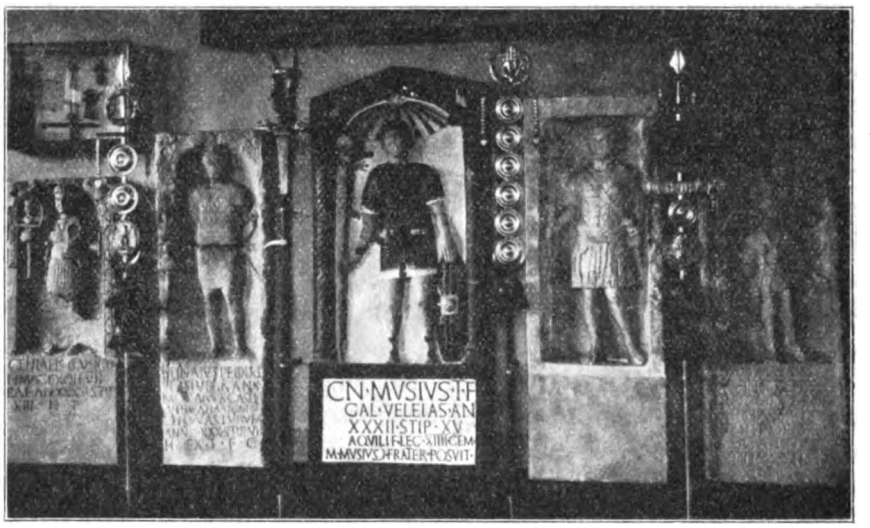


Abb. 1. Römische Feldzeichen.

eine ungemein lehrreiche Sammlung von Modellen zur Geschichte des Hausbaus und Befestigungswesens im Altertum enthält und in seiner Anlage von dem üblichen Typus der Museumszimmer abweicht, eine Einrichtung, die später für die anderen Perioden wiederholt werden soll. Das Zimmer in der Ecke, dem grossen Publikum nicht zugänglich, zeigt den ersten Versuch zur Einrichtung von wissenschaftlichen Magazinen neben der Schausammlung, deren Trennung für ein Institut vom Range und von der Grösse des Mainzer Zentral-Museums ein Erfordernis dringendster Art ist, dessen Erfüllung vorerst lediglich an dem Mangel an verfügbaren Räumen scheitern muss, für die Folgezeit aber in grösserem Massstabe und für alle Stockwerke und Perioden vorgesehen ist. In diesen Magazinen sind auch die Fälschungen und Pasticci aufgestellt.

Im zweiten Obergeschoss macht sich die Raumnot auch für den weiteren Ausbau der Abteilung am schmerzlichsten fühlbar, hier stehen erst fünf Räume zur Verfügung, da auch ein Teil der Gemäldegalerie während des Umbaues des Schlosses hier eine vorläufige Aufstellung gefunden hat. Die Verteilung der Funde auf diese Zimmer ist so, dass je ein Saal die Altertümer der Völkerwanderungszeit aus Deutschland und aus dem Ausland, die ausgewähltesten Erzeugnisse des nachrömischen Kunstgewerbes und die Waffen dieser Zeit (Taf. VI) enthält,

Digitized by Google

In der vorrömischen Abteilung.

In der römischen Abteilung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Saal der fränkischen Waffen.

Digitized by Google

Digitized by Google

während der grosse Ecksaal die spätesten Sachen unserer Sammlung, die Reste aus der karolingischen Zeit, aufgenommen hat. Geplant ist für die Folgezeit eine dem ersten Geschosse entsprechende Parallelaufstellung in- und ausländischer Funde dieser Periode, ein frühchristliches Zimmer, je ein Raum für die alemannisch-burgundischen, fränkischen, karolingischen und slawischen Altertümer, ein Modellsaal usw.; ferner in besonderen Räumen kulturgeschichtliche Längsschnitte, wie die geschichtliche Entwicklung von Ackerbau, Schiffahrt, Jagd, Bergbau, Weberei, Bronzetechnik u. a. m.

Museumsassistent Dr. Erich BLUME, Posen:

Thrakische Keramik in der Provinz Posen (mit Lichtbildern).

Mit 23 Abbildungen im Text und Tafel VII—XIII.

Wenn wir in unsere Wälder gehen, da draussen, in den Buchenwald mit seinen schattigen Hallen, die auf schlanken grauen Säulen ruhen, oder den sonndurchglühten Kiefernwald, dessen rötliche steife Masten ihre bizarren Kronen tragen, so leben uns gar oft Formen und Farben zusammen zu einer starken unaussprechlichen Empfindung und doch finden wir in den Einzelgestalten der Waldwelten ihren tiefen Widerhall. Das Rauschen in den Wipfeln tönt anders unter den Buchen als unter Kiefern und Kraut und Busch wächst anders miteinander hier, als dort.

Schaut aber das Auge am Baume näher zu, so kann es Blatt von Blatt und Rinde von Rinde unterscheiden und in seiner Art bestimmen, und noch tiefer dringt der verschärfte Blick des Forschers und vermag in kleinen verkohlten Stückchen Holz den Charakter der Waldarten zu erkennen.

Wie aber die Natur von der Zelle des Holzes zum grossen Walde organisch eine erkennbare Einheit schafft, so schafft sie uns Einheiten in Menschen und Völkern; erscheint doch der Mensch und seine Kultur wie ein Baum mit seinem Laube und in den einzelnen Zügen seiner Schöpfungen schwingt etwas nach von der Eigenart des Ganzen. Wir sind es wohl nur zu wenig gewohnt, bei den Kulturen die Teile im Ganzen zu empfinden, wie wir es draussen in der Landschaft lernten.

So konnte es jüngst wieder kommen, dass man keramische Teilgebilde losgelöst vom Ganzen des Gefässes und seiner Kultur neben

Digitized by Google

einander legte, gleichsam als vergliche man abgeschnittene Blattspitzchen auf ihre Masze und knüpfte dann ganze Genealogien an diese unzulängliche Betrachtung.

Dieses Verfahren traf eine Keramik, die unter dem von Rudolf VIRCHOW geprägten Namen des Lausitzer Typus eines weiten Rufes geniesst, des Rufes, eines der schönsten Erzeugnisse vorgeschichtlicher Zeiten überhaupt zu sein. Man pflegt aber auch hier zu gern am leeren Rufe zu haften, ohne seine Wirklichkeiten näher zu prüfen. Nur wenige Forscher haben sich gründlicher mit diesem fesselnden Kulturproblem beschäftigt. Nachdem UNDSET ihre Ausdehnung und Beziehungen geklärt, suchte WEIGEL die Grenzen ihrer Verbreitung und ihre Untergruppen zu bestimmen und Hugo JENTZSCH erkannte als erster mit richtigem Gefühl die Haupttendenzen ihrer Entwicklung. Später bemächtigte sich KOSSINNA mit seiner exakten Methode der Frage, baute eine sorgfältige Chronologie, zog die Grenzen genauer und fand in den Trägern dieser Kultur wie neben ihm GÖTZE einen Teil des verschollenen Indogermanenstammes der Thraker, den er Karpodaken benannte.

Das Zentrum des thrakischen Stammes während der Bronzezeit ist das heutige Ungarn. Von hier aus hatte er sich bis nach Kleinasien ausgebreitet, und in entgegengesetzter Richtung füllten seine Abteilungen durch Österreich hindurch die preussischen Lande bis in die Provinz Sachsen, das mittlere Brandenburg, die Provinz Posen und Russisch-Polen. Die Ausbreitung hatte sich nur allmählich vollzogen, und ihre Grenzen unterlagen andauernden Schwankungen.

Ich nehme heute diese chronologischen und ethnographischen Bestimmungen als gegeben hin und wende mich nun den hauptsächlichsten keramischen Erscheinungen des thrakischen Kulturkreises in meinem Arbeitsgebiet, der Provinz Posen, zu. Die Schattierungen dieser Keramik auf einem so grossen Gebiet wandeln sich in engeren Bezirken manchmal erheblich ab. Heute soll es mir nur auf die Hauptgruppen ankommen.

In der dritten Periode der Bronzezeit, als bereits auf dem gesamten karpodakischen Gebiete die Leichenverbrennung üblich war, hat nur der westliche Teil der Provinz Posen Funde hinterlassen, deren Charakter übereinstimmt mit denen des benachbarten Brandenburg und Schlesien.

Als Charakterform der Lausitzer Keramik wird gern die Buckelverzierung, eine Stilisierung weiblicher Brüste, genannt. Aber die so bedachten Cefässe bilden doch nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Keramik, wenn auch ihre Verzierungen den Wandel der Formen recht bezeichnend widerspiegeln. Am meisten treten die Buckelurnen noch

Digitized by Google

in dieser ältesten Stufe hervor. Da sind jene zweiösigen Formen mit ihrem gedrückten Bauch und dem steilen hohen Hals beliebt, die in allen Zügen eine so harte metallisch anmutende Eckigkeit hervorkehren (Abb. 1 auf Taf. I). Nachgiebiger sind schon die Profile der nahverwandten Krüge mit ihren breiten Bandhenkeln. An ihnen ist gegenüber den sechseckigen Zweiösenurnen die Fünfeckigkeit des Bauches die Regel. Diese mathematische Tendenz, die sich in der Ausprägung des Körpers bewährt, fand ein gutes Feld ihrer Betätigung in der geometrischen Ornamentik, die sich mit festem Rhythmus den Flächen einfügt.

Auch ausladende Ränder, sofern sie schon vorkommen, zeigen sich steif abgesetzt vom Hals, bei dem abgebildeten Gefäss (Abb. 2 auf Taf. I) aber an einem Körper, dessen stärkere Bauchrundung in Verbindung mit den weicher hervorgedrückten Buckeln eine jüngere Entwicklungsstufe verraten. Gedrücktere Formen und minder prägnante Buckel verschiedener Gestalt gesellen sich im Westen der Provinz zu einander

Abb. 3. etwa $^1/_2$.

Abb. 4. etwa $^1/_3$.

Schierzig-Hauland, Kr. Meseritz.

(Abb. 3—5 auf Taf. I). Ausnahmsweise findet sich einmal eine Abart bekannterer Typen, wie jene Tasse mit ihrem schräggewulsteten, geknickten Henkel, deren Körper wie aus zwei Teilen, einem gedrückt-kugeligen und einem abgestumpft-konischen, ineinander geschoben zu sein scheint (Abb. 6 auf Taf. I). Der feine Bau der Profile und die leichte, wenn auch rhythmisch nicht ganz geklärte Strichgruppenverzierung beweisen, dass sie nicht zu den Frühformen der Keramik gehört. Eine gedrückte Spielart steht ihr wiederum zur Seite (Abb. 7 auf Taf. I). Auch andere buckellose Formen sind schon frühzeitig vorhanden. Einen wichtigen Typus bereitet die grosse Urne mit steilem Hals auf schräg abgedrehten Schultern vor, die dem ganzen Gefäss einen feinen Schwung verleihen (Abb. 8 auf Taf. I). Ihr Aufbau im ganzen bringt sie in Beziehungen zu den zweiösigen Buckelgefässen. Auch gänzlich gerauhte Topfformen sind in vollendeten Exemplaren in der alten westlichen Gruppe vertreten (Abb. 9 auf Taf. I). Aber ihre weichen Profile gehören schon einer neuen Zeit an.

Die Steifheit und Eckigkeit der ältesten Formen erklärt sich recht

Digitized by Google

gut aus der Art ihrer Herstellung. Man knetete Wülste aus dem feuchten Ton, die man übereinanderlegte und zur Wandung in die Höhe drückte. Bei diesem Verfahren waren ungeübte Hände gezwungen, das Gefäss aus einzelnen Teilen aufzubauen, deren Aneinanderfügung sie noch nicht auszugleichen vermochten.

Man formte zuerst den rohen Topf aus grus-gemischtem mageren Ton und versah ihn dann mit einem feinen Auftrag, der entweder geglättet oder gerauht wurde. Die Glätteschicht modellierte man mit einem Hölzchen, und manchmal mag man mit dem einem spitzen Ende des Stäbchens die vielverwendeten Linienmotive eingeritzt und mit dem gerundeten die beliebten Tupfen aufgedrückt haben, sofern nicht besondere Geräte dafür zur Verfügung standen. Dagegen strich man den rauhen Überzug mit den Händen auf, wie die Abb. 9 (auf Taf. I) und 26 (auf Taf. IV) noch deutlich erkennen lassen, und es ist kein Zufall, dass man sich auch hier des gegebenen, natürlichen Instrumentes zur Verzierung bediente und die rauhen Flächen oft mit Fingernägeleindrücken füllte.

Die geschilderte Herstellungsart erforderte vielleicht ein zweimaliges Brennen. Über die Art des Brennens sind wir unterrichtet durch einen Fund, der 1910 in der Nähe von Posen zutage kam. Eine rechteckige, mit Steinen ausgelegte Mulde, die von einem mit Lehm beworfenen Stangenholzdach überdeckt und mit einem Abzugsloch versehen war, wurde geheizt, und nach Entfernung des Feuers wurden die Gefässe wie Brote in einem Ofen gebacken. Der Ofen gehört den Scherben nach, die darin lagen, in die vierte Periode der Bronzezeit. Aber die älteren Gefässe sind in derselben Technik hergestellt.

Mit der vierten Periode verschwinden nun allmählich alle die Zwangserscheinungen der Technik, die die ältere Zeit bannten, und die Profillinien runden sich gefällig aus. Frei jeglicher Starrheit entwickeln sich die einzelnen Teile des Gefässkörpers, nur dem natürlichen Zuge der Schwerkraft sacht nachgebend.

Eines der reizvollsten Gebilde sind jetzt die Henkel; organisch werden sie aus dem Rande nach oben gezogen und mit dem freien Ende in die Wandung verzapft, die mit selbstverständlicher Elastizität dem Drucke leicht nach innen ausweicht, während der Henkel selbst eine lebendig einladende Haltung einnimmt.

Und wie die Formen dahin drängen, in den einfachsten notwendigen Zügen das innere Leben sichtbar ausspielen zu lassen, so fügt sich um die Gefässe sparsam und unaufdringlich die Ornamentik, nur bestrebt, den Bau des Ganzen zu betonen und organisch zu schmücken. Die Grundlinien für die Felder der Ornamentik sind gegeben durch die Stehfläche und den Mündungsrand, beides Wagerechte, denen sich jede

Digitized by Google

Senkrechte, will sie ästhetisch befriedigen, unterordnen muss. Aber die Senkrechte tritt hier ganz zurück, erscheint meist nur in Gruppengehängen auf der Schulter oder weicht schwingenden Bewegungen. Und wo die Ornamentik nicht auf Flächenwirkung ausgeht, bleibt sie stets von rhythmischer Klarheit und belebt mit Vorliebe, aber so fein zurückhaltend die Wagerechten, dass sie manchmal nur in seltenen Akkorden den geschmeidigen Bau der Gefässe leise umklingt.

Die verhältnismässig seltenen Buckelurnen dieser Zeit bieten einen guten Einblick in die Weiterentwicklung des Stiles (Abb. 10 auf Taf. II). Man vergleiche ihre gleitenden Profile mit denen der frühesten Formen und beobachte, wie die kreisrunde Form ihres Bauches nur durch die aufgesetzten, von Wülsten umzogenen kleinen Warzen erweitert wird.

Häufiger als die Buckelurnen selbst, sind die tonnenförmigen Zweiösengefässe, die sich typologisch von ihnen abgezweigt haben müssen (Abb. 11 auf Taf. II). Sie bevorzugen edle Proportionen bei recht spärlicher Tupfen- oder Linienverzierung.

Über eine kleinere Spielart (Abb. 12 auf Taf. II) entwickeln sie sich weiter zu den steiferen zylindrischen Gefässen mit 2 Ösen, die zwischen wagerechten Strichgruppen gern balkenwerkartig gestellte Verbindungen tragen und dadurch am lebhaftesten, wenn auch nicht feinsten, ornamentiert sind (Abb. 13 auf Taf. II). Diese Motive mögen aus Bespannungen der unverzierten Tonnengefässe hervorgegangen sein, denen die Ösen einen Halt gaben. Denn die Ösen sitzen für Aufhängung an Schnüren zu tief (sie würden immer am Rande scheuern), und zeigen auffälligerweise auch niemals eine Abnutzung durch Schnüre.

Abb. 14. Kr. Bomst. 1/4.

Ein anderes Geschlecht von Typen bilden die doppelkonischen Gefässe. Die eine Art zeigt den nach innen geneigten Oberteil auf gerundeter Schulter, die bei den grossen Urnen gern mit wiederkehrenden Gruppen hängender Rillen oder Wülste gegliedert ist (Abb. 14). Die kleineren Beigefässe umzieht an diesen Stellen ein Ornamentband, gefüllt mit den beliebten alternierend schräggestrichelten Dreiecken (Abb. 15 auf Taf. II). Die typologisch jüngere Art hat ein gebrochenes Profil, dessen Hauptlinie durch die Ornamentik betont wird (Abb. 16 auf Taf. II).

Diese Gefässgruppe neigt dazu, ihre Stehfläche fussartig auszuprägen und wird so die Vorstufe zu den sogenannten „Posener Bechern" oder Pokalen mit hohem Hohlfuss (Abb. 17 auf Taf. III). Seltener findet sich diese Tendenz bei den doppelkonisch gerundeten so stark wie in Abb. 18,

Digitized by Google

einem Gefäss, dessen pralle Formen mit der reichen Gehängeverzierung auf der Schulter ihm auch eine Sonderstellung verschaffen. Die Pokale sind in vielen Varianten vorhanden und gehen in die gleichzeitigen seltenen Fussschalen (Abb. 19 auf Taf. III) und die späteren häufigen Ständerschalen typologisch über.

Abb. 18. Kr. Filehne. 3/10.

Eine niedrige Fussschale (Abb. 20 auf Taf. III) leitet zu einer andern Gefässgruppe über, den Schalen mit einwärts gebogenen Rand, der einer getragenen schaukelnden Flüssigkeit Halt vor dem Übergiessen gebietet (Abb. 21 auf Taf. III). Er ist mit dem rechten Daumen von hinten nach vorn schräg abgestrichen, eine Technik, die eine Art beweglicher Drehscheibe voraussetzt. Gewöhnlich sind diese gefälligen Schalen mit einer Öse zum Aufhängen versehen (Abb. 22 auf Taf. III), selten aber auf der Innenseite reicher verziert (Abb. 23 auf Taf. III). Man benutzte sie in den Gräbern, um die Urnen zu bedecken, was ihrer Erhaltung meist zum Verderben wurde. Auch kleinere ösenlose Abarten kommen vor (Abb. 24 auf Taf. III); bei manchen fällt die zentrale Erhebung auf.

Ein anderer noch soliderer Gebrauchstypus, der auf den Siedelungen dieser Zeit die meisten Scherben zu hinterlassen pflegte, präsentiert sich in dem eiförmigen gerauhten Topf (Abb. 25 auf Taf. III). Man fabrizierte ihn in allen Grössen und versah ihn unterhalb des Randes in der Regel mit angedrückten kleinen Leisten oder Knöpfen, die den haltenden Händen eine Stütze waren.

Die thrakischen Töpfer hatten die Gepflogenheit, auch den grösseren Gefässen der behandelten Formen die Unterseite zu rauhen; schon um dessentwillen, weil sie dann sicherer zu tragen waren. Im übrigen war die Oberfläche gut geglättet. Aber die gänzliche Rauhung des Gefässkörpers ist auch bei kleinen Typen vor allem beliebt bei den Tassen (Abb. 26 auf Taf. IV), und ihre Wirkung wird hier manchmal durch flächenbedeckende Fingernägeleindrücke erhöht (Abb. 27 auf Taf. IV). Sonst aber pflegt die schlichte Tasse ganz unverziert zu sein und dadurch ihren organisch unsymmetrischen Bau nur um so reizvoller zu enthüllen (Abb. 28 und 29 auf Taf. IV).

Daneben tritt ein kombinierter Typus auf, dessen Grundform das doppelkonische Gefäss mit gerundetem Umbruch abgibt und der durch seine kleinen Buckel zwischen den hängenden Rillen auf der Schulter bemerkenswert ist (Abb. 30 auf Taf. IV). Die weiteren Entwicklungsstufen, die schliesslich schalenartig gedrückt erscheinen, geben sich um vieles anmutiger (Abb. 31 auf Taf. IV).

Mit die lebendigste Wirkung erzielen aber die einfachen unver-

Digitized by Google

zierten Henkelschalen (Abb. 32 auf Taf. IV); ihr kalottenförmiger Körper ist nur durch eine zentrale Eintupfung von aussen standfest gemacht und von dieser kleinen Stehfläche heben sie sich dem Zugreifenden dienstbereit und genussverheissend entgegen.

Abb. 34. Kr. Kolmar. etwa $^1/_3$.

Abb. 35. Kr. Filehne. etwa $^1/_3$.

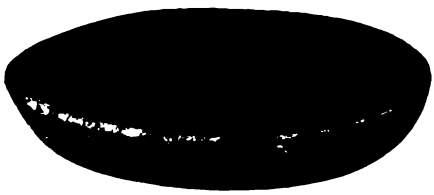


Abb. 36. Kr. Filehne. $^1/_3$.

Abb. 37. Kr. Kolmar. $^1/_2$.

Abb. 38. Kr. Filehne. etwa $^1/_3$.

Abb. 40. Kr. Filehne. $^1/_3$.

Abb. 41. Kr. Bomst. etwa $^1/_3$.

Unter den lebendigen Formen der Henkelgefässe fällt ein seltner steifer Typus mit eigenartigen Verzierungen fast fremdartig auf (Abb. 33 auf Taf. IV), und auch andere Gefässformen (z. B. Abb. 34) stören hin und wieder das gewonnene Bild. Im grossen und ganzen aber wirkt sich in dieser Keramik eine gesunde Kraft in ganzer, wohl beherrschter Stärke aus, und in gelegentlichen Spielereien, die sich mit dem Ende der 4. Periode melden, möchte man nur einen Ausfluss ihrer übermütigen Selbstsicherheit sehen, wenn sie nicht auch ein Zeichen bereits beginnender Ermüdung wären. Solche Gebilde wie das Fussgefäss mit dreifacher Mündung (Abb. 35) oder die Schale mit den beiden gelochten Stümpfen (Abb. 36) mögen noch schwer oder gar nicht deutbaren Zwecken gedient haben; aber das kleine Henkelgefäss mit doppeltem Bauch (Abb. 37) und die bekannten Stiefelgefässe lassen sich praktisch nicht mehr rechtfertigen.

Digitized by Google

Vielfach sind in den Gräbern der 4. und 5. Periode kleine Klappern (Abb. 38—41) gefunden worden, die man allgemein als Kinderspielzeug betrachtet, wenn schon ich zur Zeit keinen Grabfund kenne, in dem eine solche Klapper sicher mit Kinderleichenbrand vereinigt gewesen wäre. Sie illustrieren durch ihre Nachbildung von allerhand Geräten des täglichen Lebens, wie Gefässen, Kissen, Säcken, Trommeln, oder von Tieren, ganz lustig allerlei Kulturelemente jener Zeit. Dass sie an einer Schnur getragen werden konnten, dafür spricht die Durchlochung, die sich regelmässig an ihnen zeigt. Mag man sie sich also gern um den Hals eines spielenden Kindchens gehängt denken — dass für die Kleinen von liebevoller Hand gesorgt wurde, davon zeugen die Garnituren zierlichen Geschirrs, ganz von den grossen Formen für die Alten, die sich in Kinderbestattungen beobachten lassen.

Eine Keramik wie die geschilderte, die VOSSens kritisch gesichtetem Auriether Typus nächst verwandt ist, zweigt sich von den Formen des Westens, der eigne Züge bewahrt, durch Ausdehnung der Bevölkerung die Warthe aufwärts ab und füllt das mittlere Posen mit zahlreichen grossen Gräberfeldern. Die Gräber liegen gewöhnlich ohne Steinschutz in der Erde; in der Mitte bergen sie die Urne, von einer Schale bedeckt, ringsum stehen die Beigefässe, gewöhnlich eine ganze Garnitur von Formen ausmachend: Henkelschale, Tasse, Becher usw. Andere Beigaben sind sehr spärlich; höchstens liegt eine Bronze, z. B. eine Nadel, ein Ring oder ein Angelhaken, manchmal gar nur ein Bruchstück in der Urne. Eigentümlich sind diesen Gräbern die vielerörterten Eier- und Käsesteine.

Im Südwesten der Provinz klingt diese blühend entwickelte Gruppe auf grossen Gräberfeldern aus, die sich von der Bronzezeit bis zur ältesten Eisenzeit, der 6. Periode nach MONTELIUS, hinziehen. Im

Abb. 42. Kr. Obornik. 1/5.

Abb. 43. Kr. Bomst. 1/3.

Abb. 44. Kr. Schroda. etwa 2/7.

nördlichen Posen dagegen verliert die thrakische Kultur mit der 5. Periode an Intensität; und kein Wunder, gerade jetzt stellen sich nördlich der Netze die ersten germanischen Funde ein. Dafür nimmt aber der Süden der Provinz zur ältesten Eisenzeit hin an Fundreichtum zu. Als Proben mögen hier zwei Gefässe der 5. Periode stehen, das erste mit

Digitized by Google

Buckeltupfen und anderen jüngeren Verzierungen (Abb. 42) und das andere mit Eindrücken eines gerieften Bronzenadelkopfes (Abb. 43), beides Gefässe, die jüngere in die Breite gegangene Formen älterer Typen vertreten. Als die Keramik der 4. Periode an der Warthe entstand, war der Süden verhältnismässig spärlich bedacht mit Formen, die wie im benachbarten Schlesien eine selbständige Weiterentwicklung der ältesten Buckelkeramik gewähren. Und wenn sich auch mit dem Ende der Bronzezeit die Bevölkerung dieser Zone durch Zuzug der südwärts ausweichenden Stammesnachbarn an der untern Warthe so stark vermehrt, ihre Keramik wird dadurch nur wenig beeinflusst. Vieles ist aber dem geschilderten nah verwandt.

Die gerauhten eiförmigen Becher, Henkelschalen und doppelkonischen Urnen, wenn auch in weniger eleganten Formen, leben hier ungeschwächt fort. Auch die Näpfe mit eingebogenem Rand sind noch beliebte Gebrauchsstücke. Anderes erscheint in Varianten, wie der zweiösige Topf mit den hängenden Reihen von Fingernägeleindrücken (Abb. 44). Wie sehr die Keramik Nachkommen der ältesten Lausitzer Typen formt, zeigen wiederum die Buckelgefässe, deren Hauptzierde von innen nach aussen gedrückt ist, gerade wie in der 3. Periode. Als erstes Beispiel mag hier ein Gefäss etwa aus der 5. Periode gezeigt werden, dessen Buckel allerdings einen einzigartigen, herausfordernden Realismus zur Schau tragen (Abb. 45 auf Taf. V).

Der Fortschritt dieser Zeit drängt sich vor allem in technischen Neuerungen auf. Die ockerbraunen Gefässe werden jetzt manchmal mit schwarzem Überzug versehen, der zunächst in Ton aufgetragen wird. Später besteht er aus Graphit, der noch heute auf den Gefässen bei guter Behandlung weiche silbrige Reflexe schimmern lässt. Und dieser äussere Glanz erscheint wie der notwendige Ausdruck des inneren Baues. Die Typen, die sich aus der älteren Zeit erhalten haben, werden immer feiner und zierlicher. Musste man durch den Henkel der älteren Tasse den Finger ganz hindurchstecken, um sie fest halten zu können, so hebt man sie jetzt mit den Fingerspitzen. Die Profile erscheinen meist weichlich gerundet und neigen manchmal gar zu rundlicher Fülle. Und auf diesen Flächen spielt eine Ornamentik, die üppiger und flüchtiger wird.

Einige den altbekannten Typen verwandte graphitierte Gefässe mögen solche neuen Gestalten veranschaulichen. Besonders charakteristisch erscheint die Form des doppelkonischen Buckelgefässes mit hohem trichterförmigem Rand (Abb. 46 auf Taf. V). Wie unklar melden sich hier die Akzente der zarten Ornamentik zwischen dem weichlichen Buckeltrio! Und wie ältere Motive verflauen, zeigt recht deutlich das doppelkonisch gerundete Gefäss mit seinen gemächlich breiten Rillen (Abb. 47).

Digitized by Google

Abarten der Bänder aus alternierend schräg gestrichelten Dreiecken, auch mit der Neigung zur Auflösung, legen sich um das zweiösige Töpfchen, das an die tonnenförmigen Zweiösengefässe gemahnt (Abb. 48). Wiederum andere Züge der Zeit verrät das Schalengefäss von Hall-

Abb. 47. Kr. Rawitsch. 1/4.

Abb. 48. Kr. Rawitsch. 1/4.

stattform (Abb. 49 auf Taf. V), auf dessen bequem gehaltenen Körper der Wellenwulst etwas selbstbewusst zwischen den punktumstochenen Buckelstümpfen auf- und absteigt.

Neben den althergebrachten Verzierungsarten kommt eine neumodische hin und wieder vor, deren scharfe Ritzungen manchmal noch mit weisser Farbmasse gefüllt sind, die einst auf dem dunklen Grunde kräftig abstach (Abb. 50). Die Ornamenttechnik und ihre Linienmotive

Abb. 50. Kr. Schroda. etwa 1/2.

Abb. 52. Kr. Schroda. etwa 1/3.

sind bei einer im Nordosten der Provinz heimischen Sondergruppe der thrakischen Keramik die Regel. Neben all diesen Erscheinungen bleiben natürlich ungeschmückte Gefässe vielfach im Gebrauch, die aber den wohlhabenderen Verwandten an Haltung kaum etwas nachgeben (Abb. 51 auf Taf. V). Waren in der ältesten Zeit die keramischen Typen ziemlich deutlich in Form und Verzierung geschieden — wie nach Kasten oder Ständen — die Folge einer starken, fabrikmässigen Herstellung, — so fangen die Grenzen jetzt an zu schwanken, und hinüber und herüber mischen sich die Charaktere.

Auch unter den Schalen gibt es jetzt mehr Spielarten als früher und neben solch einer vornehm einfachen Schale mit ihren drei pikanten

Digitized by Google

Zipfeln und dem breit gezogenen Linienwerk, wie sie in Abb. 52 wiedergegeben ist, steht der vierzipflige ovale Typus (Abb. 53 auf Taf. V) als ein Ausdruck des Suchens nach neuen Reizen, vielleicht mit dem praktischen Nebenzweck, dass die Schmalseiten ein sichreres Abgiessen des Inhalts ermöglichten.

Ein noch feineres Geschlecht mit allen Künsten dieser Zeit bilden die Nachkommen der Henkelschalen, die sich als Gruppe kaum noch scharf von den Tassen trennen lassen. Als Proben dieser Gattungen mögen hier ein paar Typen gezeigt werden, wie die jüngere Buckeltasse, deren Rand so begehrlich zum Genuss herausfordert (Abb. 54 auf Taf. V) und die konische Form mit ihrem ungeschickten Henkel und den unorganischen Buckelwucherungen, wie sie eben nur jetzt vorkommen können (Abb. 55 auf Taf. V); Anklänge an metallische Vorbilder stellen sich gern bei den Tassen ein, oft in spezielleren Motiven als gerade bei dem vorgeführten Exemplar (Abb. 56 auf Taf. V), das eine recht strenge Ornamentik aufweist; es ist graphitiert und von einer pappenhaften Dünne der Wandung.

Seine grosse Leichtigkeit verdankt es einer besonderen Art von feingeschlemmtem Ton, der neben der Graphitierung als zweite technische Errungenschaft am Ende der Bronzezeit in Aufnahme kommt. Er bemächtigt sich aller vorhandenen zierlicheren Gerätformen (Abb. 57—60), der Schalen,

Abb. 57. Kr. Schmiegel. etwa 1/4.

Abb. 58. Kr. Schmiegel. etwa 1/3.

Abb. 60. Kr. Rawitsch. 1/3

Henkelschalen, Töpfchen mit und ohne Ösen, prägt sie aber in eigner Weise um; der helle feine Ton der dünnwandigen, ornamental nur wenig behandelten Gefässe lockte nun zu farbiger Verzierung der Flächen, wie sie ja in dieser Zeit auch anderwärts im Schwange war. Aber die intensive Lebensfreude, die aus den süddeutschen Hallstattgefässen manchmal fast grausam hart hervorleuchtet, scheint hier einer gedämpften Milde zu entsprechen. Wenigstens sind die hauptsächlich verwendeten Farben, ein Purpurrot und ein Schwarzbraun jetzt recht gedunkelt. Das Braun wird gern in allerlei geometrischen Ornamenten, Strichgruppen, Sonnenrädern, Tiquetren u. dgl. vermalt (Abb. 57 u. 58), das Rot dagegen mehr zur Füllung von Flächen aufgetragen (Abb. 58 u. 59 auf Taf. VI), ja mehrfach kommen Gefässe vor, die ganz in Rot getaucht sind (Abb. 60). Manchmal lassen sie dann noch weissliche und dunkelbraune Verzierungen erkennen. Aber die geometrische Ornamentik lebt sich

Digitized by Google

kaum der Form der Gefässe ganz ein und wirkt daher meist wie eine fremde Zutat, während doch in den seltneren Flächentönungen feine Wirkungen erreicht werden, wie in der Verbindung von Graphitierung mit roter Bemalung oder bei roten Aufträgen auf bläulich grauem Ton, für die das moderne Auge wohl am empfänglichsten ist. Scherben dieser Art sind mir in der Provinz nur aus Chojno, Kr. Rawitsch, bekannt geworden, von einem grossen, wildverwüsteten Gräberfelde, nur eine Meile von der schlesischen Grenze entfernt, das m. W. überhaupt die meisten bemalten Gefässe in Posen geliefert hat. Es dürfte so ziemlich in der Mitte des schlesisch-posenschen Kerngebietes ihrer Verbreitung liegen. Denn nur auf einem verhältnismässig engen Gebiet findet sich diese Feinware, schon im nördlichen und nordöstlichen Posen fehlt sie auf den etwa gleichaltrigen thrakischen Gräberfeldern. Sie beschränkt sich nun aber nicht nur auf die edleren Gebrauchsformen der Keramik, sondern gestaltet auch andere Dinge wie jene primitiven Tierfiguren mit Rückenöffnung nach (Abb. 61 u. 62 auf Taf. VI), die schon am Ende der 4. Periode aufkommen und die man als Lampen zu deuten pflegt.

Solche Gebilde, manchmal aus reiner Sucht nach neuen Formen entstanden, sind jetzt recht beliebt, und die Nachbildungen von Trinkhörnern (Abb. 63 auf Taf. VI) oder der kleine Tisch auf seinen gebogenen vier Beinen (Abb. 64 auf Taf. VI), sind nur ein paar charakteristische Beispiele dafür. Auch die praktisch vielleicht noch deutbaren Zwillings- und Drillingsgefässe (Abb. 65 u. 66 auf Taf. VI) stellen sich häufiger ein. Überhaupt nehmen die Gebrauchsgerätschaften für die wohlgedeckte Tafel zu; die eigenartigen Scheiben (Abb. 67 auf Taf. VII), die in den verschiedensten Grössen mit einer glatten und einer durch Fingerspitzeneindrücke kräftig gerauhten Seite hergestellt werden, möchte man als Gebäckunterlagen ansehen; doch bleibt der Zweck der manch-

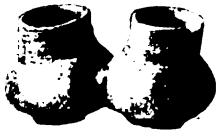


Abb. 65. Kr. Jarotschin. 1/2.

Abb. 68. Kr. Rawitsch. 1/2.

mal vorhandenen mehrfachen Durchbohrungen ungeklärt. Auch den garnrollenähnlichen Tonstützen wird man schwerlich eine sichere Deutung geben können (Abb. 68). Neben Fussschalen, die aus älteren Zeiten überkommen sind (Abb. 69 auf Taf. VII) bilden sich die eigenartigen Ständerschalen in vielen Variationen aus bis herab zum praktisch unbrauchbaren Kinderspielzeug (Abb. 70 auf Taf. VII). Wahrscheinlich

Digitized by Google

dienten sie als Tischöfen zum Anwärmen der Speisen. Denn als Tafelgerät wird man alle diese ungewöhnlichen Formen aufzufassen haben. Gleicht doch das Grab dieser Zeit, das oft keine Urne enthält, nur den Leichenbrand mit einigen Schmuckstücken inmitten des ausgewählten Geschirrs, umsetzt von einem Kopfsteinkranze oder von einer Steindecke geschützt, einer wohl gedeckten Tafel gerade wie in den älteren Perioden.

Nur wird man vermuten dürfen, dass mit der verfeinerten Topfware sich auch ihr Inhalt zu schärferen Reizen gewandelt hat. Pflegen wir doch auch die leckeren Speisen von kleineren Tellern und die stärksten Getränke aus den zierlichsten Gläsern und Tassen zu geniessen.

Mit der Verfeinerung der Keramik geht ja Hand in Hand ein ebenso reicher Aufschwung der allgemeinen Kulturverhältnisse. Die Beigaben häufen sich in den Gräbern. Neben die altgewohnte Bronze und das neugewonnene Eisen treten seltnere Materialien wie Bernstein für Ringe und Gold, das zu Ringschmuck gegossen oder von geübter Hand zur Plattierung von eisernen Gebrauchsgegenständen wie Nadeln, Äxten ausgehämmert wird. Italischer Import besonders an Fibeln wird neben dem ungarischen häufig und mit den wachsenden Handelsbeziehungen hebt sich der äussere Eindruck des luxuriösen Lebens.

Seinem Körper wendet man peinliche Pflege zu, wie die Garnituren von bronzenen Pinzetten und Ohrlöffelchen beweisen. Mit langen Perlketten aus gelbem Email oder blauem Glasfluss schmückt sich jetzt die thrakische Weiblichkeit, und die grossen üppigen Buckelurnen mit ihren Hängeverzierungen lassen bisweilen etwas von ihrer raffiniert herausfordernden Toilette ahnen. Um diese Damen bemühten sich Ritter, von denen uns die eleganten Bronzeschwerter von Gorzewice, die in stutzerhaft breite Scheiden gesenkt wurden, genügend Kunde geben.

Was die antiken Nachrichten von den Thrakern erkennen lassen, ergänzt dieses Bild vollauf. Vielweiberei war bei ihnen heimisch, umspielt von den zügellosen Sitten der Unverheirateten, und dieses wilde Geschlechtsleben feierte seine religiös geweihten Triumphe in orgiastischen Kulten asiatischen Gepräges. Einem solchen Leben ist auf die Dauer kein indogermanisches Volk gewachsen, wenn es nicht mit anderen Rassen verschmilzt.

So kommt auch bei den Karpodaken ein schneller Verfall. Kümmerliche Reste alter Herrlichkeit sind das letzte, was wir aus den älteren Latènestufen von ihnen besitzen, daneben Übergänge zu Formen eines neuen Geistes, die andeuten, dass hier Thraker allmählich germanisiert wurden (Abb. 71—73 auf Taf. VII). Der Germanisations-Prozess spielt sich in südlichen Gegenden der Provinz ab. Denn ruckweise war das Land von Norden her germanisch geworden. Die ersten Germanen erschienen

Digitized by Google

nördlich der Netze in der 5. Periode, jene Germanen mit den etwas protzig zur Schau getragenen schwerfälligen Schmuckstücken am Ende der Bronzezeit. Schon Jahrhunderte lang waren sie Nachbarn der Thraker gewesen, und natürlich hatten sie sehnsüchtig hinübergeschielt zu der höheren Nachbarkultur. Aber was sie ihnen z. B. in der Keramik absahen, das waren zwar neue Elemente, doch geben sie sich in den ihnen eigentümlichen, bäuerisch anmutenden Formen mit dem Ausdruck der Behaglichkeit und der Beleibtheit wie bei deutschen Bierbankzechern. Aber eine schier unverwüstliche Kraft spricht aus ihnen, jene Kraft, die die überfeinerte und nervös überreizte Kultur der Karpodaken einfach über den Haufen warf.

Anhang. Literatur zum Vortrag.

Virchow, Der Spreewald und die Lausitz. Zeitschrift für Ethnologie 1880, 228 neben vielen älteren Erwähnungen. S. Generalregister zu Band I—XX S. 197.

Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. S. 321 ff.

Weigel, Der sog. Lausitzer Typus. Niederlausitzer Mitteilungen I, 387—407.

Jentzsch, Die Tongefässe der Niederlausitzer Gräberfelder. Niederlausitzer Mitteilungen II, 1—26.

Kossinna, Deutsche Geschichtsblätter II, 24. Zeitschrift für Ethnologie 1902, 209—212. Besonders Mannus III, 316 ff.

Voss, Keramische Stilarten der Provinz Brandenburg und Nachbarschaft. Zeitschrift für Ethnologie 1903, S. 161—212.

Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst II. Buckelkeramik. Prähistorische Zeitschrift I, 360—369.

Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen (Posen 1909). S. 7—13.

Kaiser-Friedrich-Museum in Posen. Amtlicher Führer. Dritte Auflage. S. 35—38.

Nachweis der Abbildungen.

1. KFM 1900: 8 Jazyniec, Kr. Bomst.
   — H. G. 102. Meseritz.
   — 1905:626 Fundort? Gymnasialslg. Meseritz.
2. KFM 1905:625 desgl.
3. = Ausst. 1909 Nr. 2029 auf Taf. 6: jetzt KFM 1909:957 Schierzig-Hauland, Kr. Meseritz.
4. = Ausst. 1909 Nr. 2030 auf Taf. 6; jetzt KFM 1909:958 desgl.
5. Privatbesitz. Kuschten, Kr. Meseritz (Ausst. 1909 Nr. 2257).
6. KFM 1905:627 Fundort? Gymnasialslg. Meseritz.
7. KFM 1905:628 desgl.

Digitized by Google

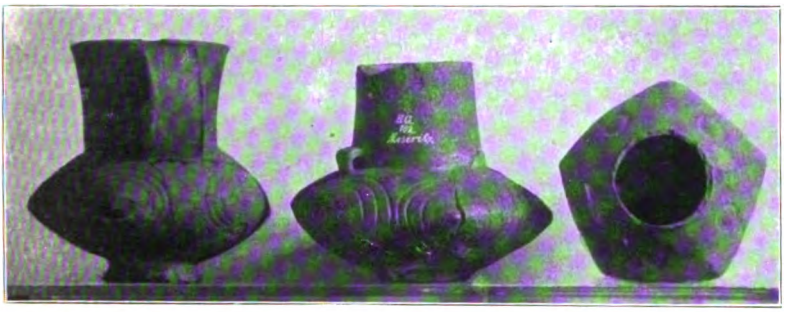


Abb. 1. Kr. Bomst und Meseritz, etwa 1/3.

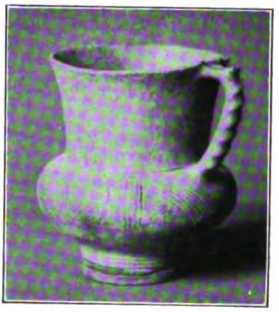


Abb. 6. Kr. Meseritz? etwa 1/3.

Abb. 2 Kr. Meseritz? etwa 1/3.

Abb. 5. Kr. Meseritz. 1/3.

Abb. 7. Kr. Meseritz? 2/9.

Abb. 8. Kr. Meseritz? 1/7.

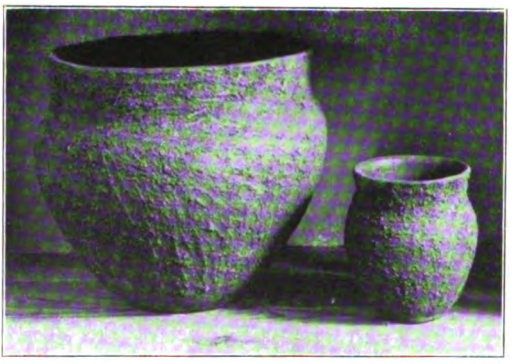


Abb. 9. Kr. Meseritz. 1/5.

Blume, Thrakische Keramik in der Provinz Posen.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

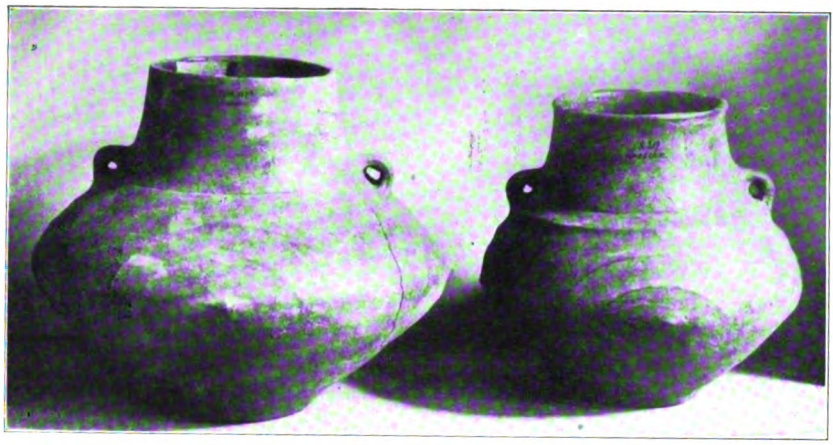


Abb. 10. Kr. Filehne, etwa 1/5.

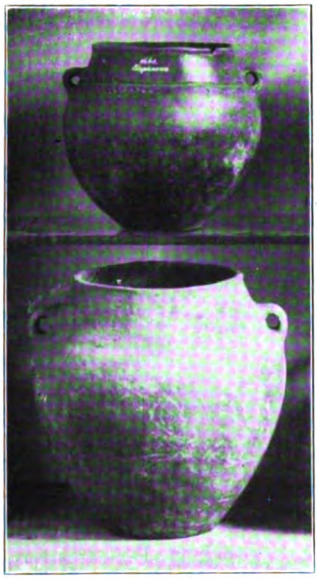


Abb. 11. Kr. Samter u. Filehne, etwa 1/6.

Abb. 12. Kr. Filehne u. Samter, etwa 1/5.

Abb. 13. Kr. Filehne, etwa 1/5.

Abb. 15. Kr. Filehne. 1/2.

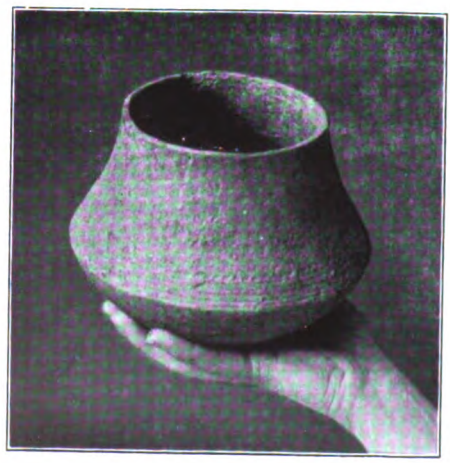


Abb. 16. Kr. Filehne, etwa 1/4.

Digitized by Google

Digitized by Google

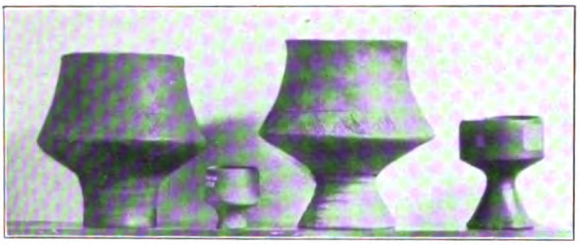


Abb. 17. Nordposener Kreise. 1/8.

Abb. 19. Kr. Filehne. 1/8.

Abb. 20. Kr. Schroda. 1/8.

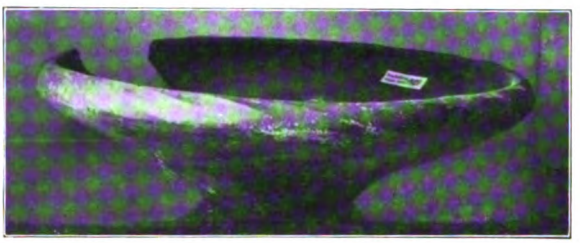


Abb. 21. Kr. Obornik, etwa 1/8.

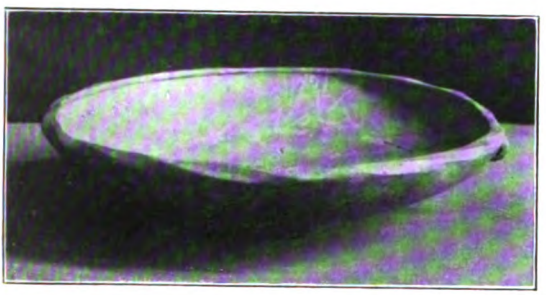


Abb. 22. Kr. Filehne. 1/8.

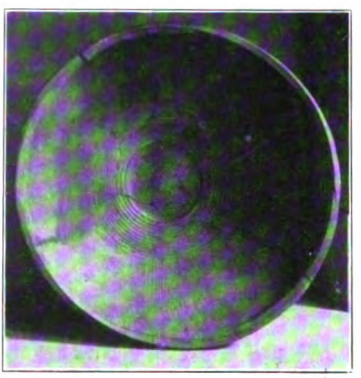


Abb. 23. Kr. Kolmar, etwa 1/10.

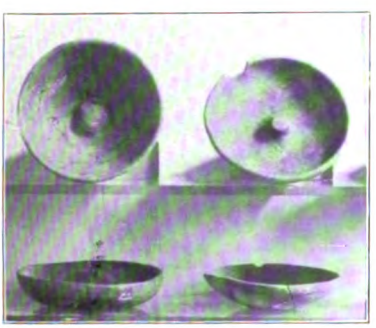


Abb. 24. Kr. Birnbaum u. Filehne, etwa 1/8.

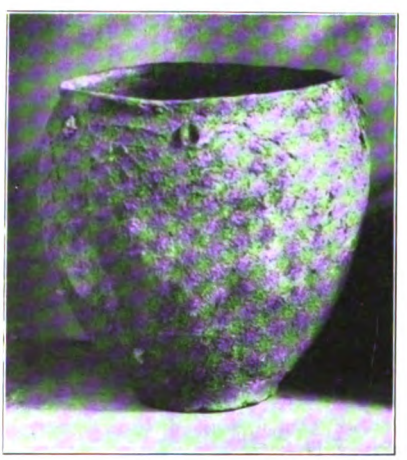


Abb. 25. Kr. Filehne, etwa 1/8.

Blume, Thrakische Keramik in der Provinz Posen.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 26. Kr. Filehne, etwa 1/6.

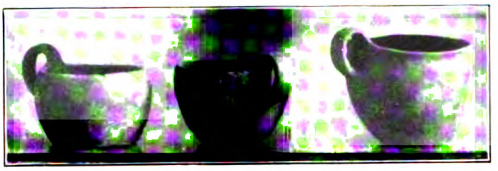


Abb. 28. Nordwestliche Kreise, etwa 1/6.

Abb. 27. Kr. Posen-W., etwa 1/6.

Abb. 29. Kr. Filehne. 1/4.

Abb. 30. Kr. Obornik u. Filehne, etwa 1/6.

Abb. 31. Kr. Filehne u. Samter, etwa 1/6.

Abb. 32. Kr. Filehne, etwa 1/8.

Abb. 33. Versch. Kreise, etwa 1/6.

Abb. 39. Kr. Schroda. 1/2.

Digitized by Google

Digitized by Google

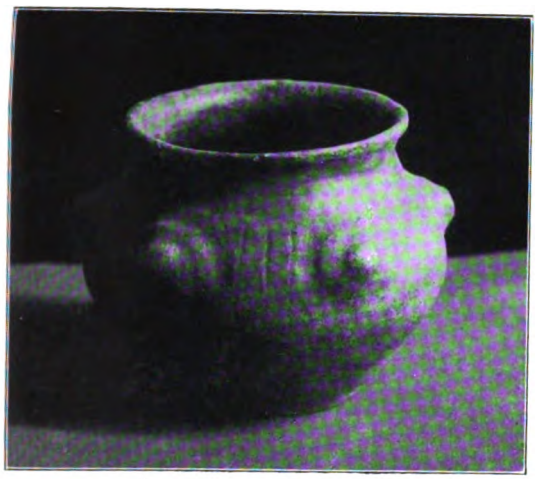


Abb. 45. Kr. Schrimm. 1/2.

Abb. 49. Kr. Rawitsch. 1/8.

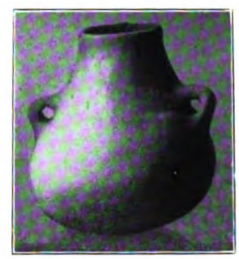


Abb. 51. Kr. Schroda. 9/10.

Abb. 53. Kr. Schrimm. 1/5.

Abb. 55. Kr. Schrimm, etwa 1/4.

Abb. 54. Kr. Schrimm. 1/4.

Abb. 46. Kr. Rawitsch. 1/4.

Abb. 56. Kr. Rawitsch. 1/4.

Digitized by Google

Digitized by Google

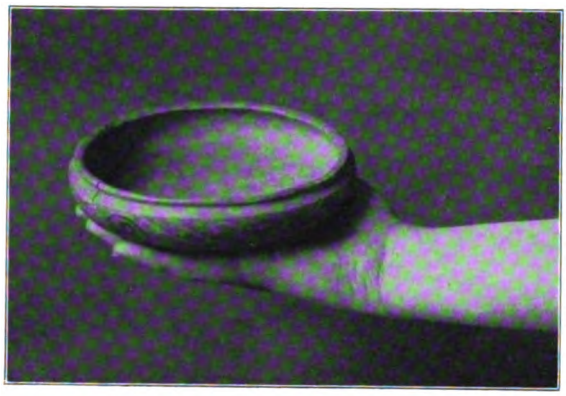


Abb. 59. Kr. Schrimm, etwa 1/4.

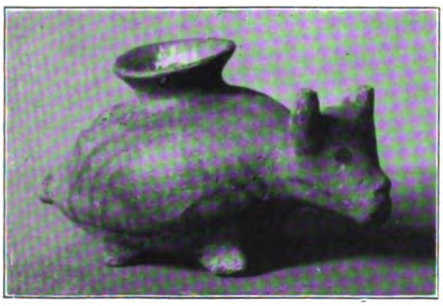


Abb. 61. Kr. Samter. 1/4.

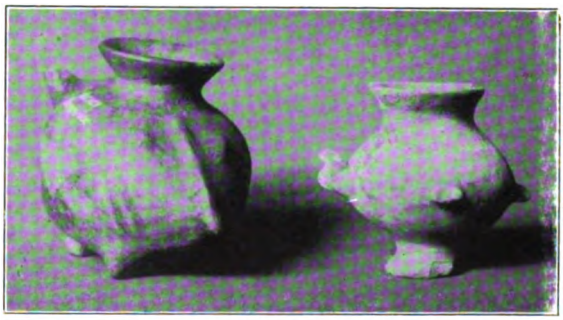


Abb. 62. Kr. Samter und Kr. Bomst (?). 1/4.

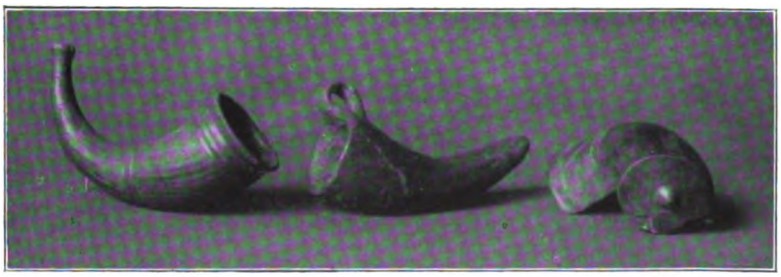


Abb. 63. Kr. Kosten und Schmiegel. 1/4.

Abb. 64. Kr. Schrimm, etwa 1/4.

Abb. 66. Kr. Rawitsch, etwa 1/4.

Digitized by Google

Digitized by Google

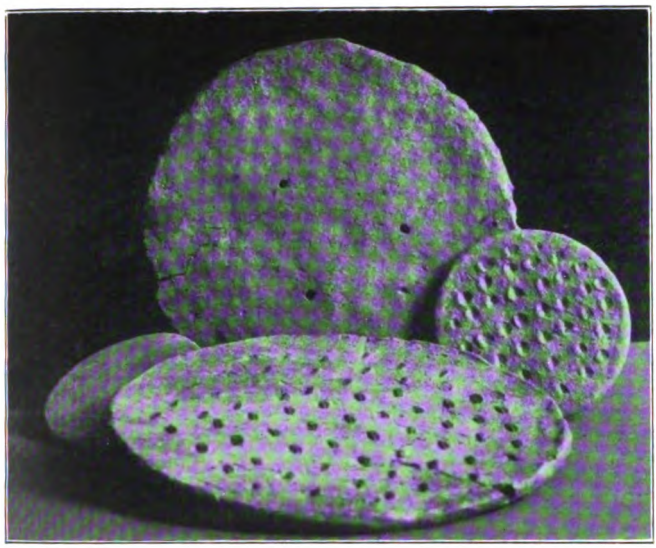


Abb. 67. Kr. Rawitsch und Schrimm. 1/6.

Abb. 69. Kr. Schroda, etwa 1/6.

Abb. 70. Kr. Kolmar, etwa 1/4.

Abb. 72. Kr. Grätz. 1/6.

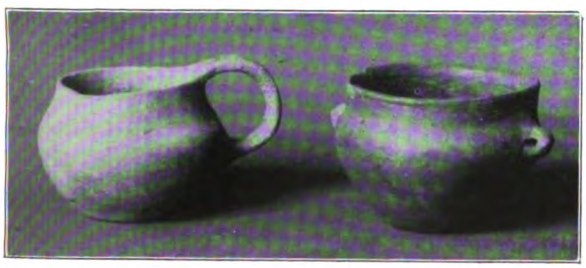


Abb. 73. Kr. Grätz, etwa 1/4.

Abb. 71. Kr. Grätz. 2/5.

Blume, Thrakische Keramik in der Provinz Posen.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

8. KFM 1905 : 632 desgl.
9. KFM H. G. 1672 u. 1673 Tirschtiegel, Kr. Meseritz.
10. KFM 1908 : 127a u. 219 Wreschin, Kr. Filehne.
11. KFM 1906 : 60 Slopanowo, Kr. Samter.
— 1908 : 197 Wreschin, Kr. Filehne.
12. KFM 1908 : 284 desgl.
— 1902 : 270 Wronke, Kr. Samter.
13. KFM 1908 : 237 u. 238 Wreschin, Kr. Filehne.
14. = Ausst. 1909 Nr. 1536 auf Taf. 7; Privatbesitz. Blotnik, Kr. Bomst.
15. KFM 1909 : 319 u. 1908 : 299 Wreschin, Kr. Filehne (das erste Ausst. 1909 Nr. 1309)
16. KFM 1908 : 179 Wreschin, Kr. Filehne.
17. KFM 1902 : 229 Langenfurth, Kr. Obornik.
— H. G. 1018 Kowalewko, Kr. Obornik.
— 1905 : 8 Stempuchowo, Kr. Wongrowitz.
— 1902 : 642 Czarnikau.
18. = Ausst. 1909 Nr. 1312 auf Taf. 8; Slg. Ostrau. Wreschin, Kr. Filehne.
19. KFM 1908 : 289 u. 449 Wreschin, Kr. Filehne.
20. KFM 1902 : 395 Schroda, am Bahnhof.
21. Poln. Mus. Posen. Kowalewko, Kr. Obornik (Ausst. 1909 Nr. 1423).
22. KFM 1908 : 128 Wreschin, Kr. Filehne.
23. KFM 1898 : 119 Seeort, Kr. Kolmar.
24. KFM 1900 : 306 Birnbaum, an der Bismarcksäule.
— 1908 : 127b Wreschin, Kr. Filehne (lag auf Urne 1908 : 127a in Abb. 10).
— 1906 : 14 Rosko (fr. Gemarkung Annavorwerk), Kr. Filehne.
— 1900 : 343 Birnbaum, an der Bismarcksäule.
25. KFM 1908 : 228 Wreschin, Kr. Filehne.
26. KFM 1910 : 356 desgl.
27. KFM 1910 : 607 Schlehen, Kr. Posen-West.
28. KFM 1900 : 352 Birnbaum, an der Bismarcksäule.
— 1895 : 195 Slopanowo, Kr. Samter.
— 1908 : 354 Wreschin, Kr. Filehne.
29. KFM 1908 : 354 desgl.
30. KFM H. G. 1355 Golaschin, Kr. Obornik.
— 1908 : 206 Wreschin, Kr. Filehne.
31. KFM 1908 : 335 desgl.
— 1895 : 210 Pakawie, Kr. Samter.
32. KFM 1908 : 387. 410. 409. 390. 382. 383. 403. 399. 381 alle aus Wreschin, Kr. Filehne.
33. KFM H. G. 352 Cerekwice, Kr. Posen-West.
— 1902 : 241 Langenfurth, Kr. Obornik.
— 1908 : 350 Wreschin, Kr. Filehne.
34. = Ausst. 1909 Nr. 849 auf Taf. 7; Privatbes. Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar.
35. = Ausst. 1909 Nr. 1353 auf Taf. 8; jetzt KFM 1909 : 325 Wreschin, Kr. Filehne.
36. = Ausst. 1909 Nr. 1331 auf Taf. 8; jetzt KFM 1909 : 320 desgl.
37. = Ausst. 1909 Nr. 1745 auf Taf. 7; jetzt KFM 1909 : 432 Seeort, Kr. Kolmar.
38. = Ausst. 1909 Nr. 1350 auf Taf. 8; jetzt KFM 1909 : 324 Wreschin, Kr. Filehne.
39. KFM 1909 : 542 Santomischel, Kr. Schroda (Ausst. 1909 Nr. 2061).
40. = Ausst. 1909 Nr. 590 auf Taf. 8; Privatbes. Wreschin, Kr. Filehne.
41. = Ausst. 1909 Nr. 1578 auf Taf. 8; Privatbes. Blotnik, Kr. Bomst.
42. = Ausst. 1909 Nr. 1471 auf Taf. 8; jetzt Poln. Mus. Posen. Kowalewko, Kr. Obornik.
43. = Ausst. 1909 Nr. 1554 auf Taf. 8; Privatbes. Blotnik, Kr. Bomst.

Digitized by Google

44. = Ausst. 1909 Nr. 992 auf Taf. 9; jetzt KFM 1910:148 Nadziejewo, Kr. Schroda.
45. KFM 1910:942. Wojtostwo, Kr. Schrimm.
46. KFM 1906:438 Chojno, Kr. Rawitsch.
47. = Ausst. 1909 Nr. 241 auf Taf. 10; jetzt KFM 1909:41 Chojno, Kr. Rawitsch.
48. = Ausst. 1909 Nr. 262 auf Taf. 10; jetzt KFM 1909:62 desgl.
49. Privatbes. Chojno, Kr. Rawitsch (Ausst. 1909 Nr. 2227).
50. = Ausst. 1909 Nr. 995 auf Taf. 11; jetzt KFM 1910:151 Nadziejewo, Kr. Schroda.
51. KFM 1910:167 Nadziejewo, Kr. Schroda (Ausst. 1909 Nr. 1011).
52. = Ausst. 1909 Nr. 1028 auf Taf. 10; jetzt KFM 1910:183 Nadziejewo, Kr. Schroda.
53. KFM 1905:452 Biernatki, Kr. Schrimm.
54. KFM 1904:236 desgl.
55. KFM 1905:145 desgl.
56. KFM 1906:372 Chojno, Kr. Rawitsch.
57. = Ausst. 1909 Nr. 1688 auf Taf. 10; jetzt KFM 1909:386 Deutsch-Poppen, Kr. Schmiegel.
58. = Ausst. 1909 Nr. 1687 auf Taf. 10; jetzt KFM 1909:385 desgl.
59. KFM 1904:298 Dronkau, Kr. Schrimm.
60. = Ausst. 1909 Nr. 360 auf Taf. 10; jetzt KFM 1909:160 Chojno, Kr. Rawitsch.
61. KFM H. G. 629 Gorzewice, Kr. Samter.
62. Desgl. u. KFM 1899:853 Gorsko, Kr. Bomst, (?) aus Slg. Halas.
63. KFM 1901:565 Konojad, Kr. Kosten.
    — 1901:134 Konojad, Kr. Kosten.
    — 1909:386 Deutsch-Poppen, Kr. Schmiegel (Ausst. 1909 Nr. 1698).
64. KFM 1905:167 Biernatki, Kr. Schrimm.
65. = Ausst. 1909 Nr. 177 auf Taf. 9; Privatbes. Gora, Kr. Jarotschin.
66. Privatbes. Chojno, Kr. Rawitsch (Ausst. 1909 Nr. 2520).
67. KFM 1906:412 Chojno, Kr. Rawitsch.
    — 1905:117 Dronkau, Kr. Schrimm.
    — 1909:230 Chojno, Kr. Rawitsch (Ausst. 1909 Nr. 430).
    — 1906:163 Dronkau, Kr. Schrimm, Grab IV.
68. = Ausst. 1909 Nr. 294 auf Taf. 9; jetzt KFM 1909:94 Chojno, Kr. Rawitsch.
69. KFM 1908:642 Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda.
70. KFM 1897:481—483 Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar.
71. KFM H. G. 199. 204. 239 Umgegend von Graetz.
72. KFM H. G. 191 desgl.
73. KFM 1903:225 u. 223 Separowo, Kr. Graetz.

Oberlehrer Traugott FRIEDEMANN, Einbeck:

Über vorgeschichtlichen Unterricht auf den höheren Schulen.

Was ich Ihnen zu sagen habe, sind nur Andeutungen eines für die vorgeschichtliche Forschung begeisterten Laien. Und wenn ich hier diese Galerie gelehrter Männerköpfe vor mir sehe, möchte ich reumütig ausrufen: „Meine Herren, gehen Sie hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Dilettant!“ Erwarten Sie also nur rein praktische Winke.

Digitized by Google

Der erste Einwand gegen vorgeschichtlichen Unterricht auf den höheren Schulen wird lauten: Wir haben keine Zeit dazu. — Und wenn die Vorgeschichte als neuer Unterrichtszweig eingeführt werden und unsere Schulen auch nur eine halbe Stunde vierteljährlich mehr belasten sollte, so würde ich bei aller Vorliebe für unsere Wissenschaft sagen: Nie und nimmermehr! Stunden- und Lehrpläne sind für Lehrer und Schüler über und über voll. Was man noch mehr hinein zu tun versucht, läuft von selbst über, erfüllt seinen Zweck nicht, sondern schadet nur! Raum und Zeit können aber, wie ich bald zeigen zu können hoffe, mit Bequemlichkeit innerhalb des heutigen Rahmens der Schule gefunden werden.

Der zweite Einwand wird sein: Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung sind noch zu ungewiss. Dies, m. D. u. H., ist bei nahe besehen, überhaupt kein Einwand. Denn ungewisse Ergebnisse gibt es in jeder Wissenschaft. Kein vernünftiger Lehrer wird Hypothesen als sichere Ergebnisse darstellen. Ist er so temperamentvoll, es doch zu tun, so liegt es an ihm und nicht an der Vorgeschichte. Überall gibt es gesicherte Ergebnisse und geistvolle Hypothesen. Warum sind TACITUS, PLINIUS, CÄSAR, durch deren Brille wir die Geschichte der alten Germanen zu sehen pflegen, sicherere Quellen als Moorleichen und Bodenfunde? Sehen wir in TACITUS' Schilderungen die Vorfahren direkt vor uns? In mancher Beziehung doch gewiss direkter durch die Funde, durch Dinge, die sie berührt, die sie gefertigt, die sie am Leibe getragen haben, Realien, die durch keine schriftliche Quelle ersetzt werden können. Trotzdem ist es Tatsache, dass unter uns Schulmännern, wie überhaupt unter den Vertretern der Sprachwissenschaft und der Geschichte die geschriebene Quelle ein heiliges Ansehen geniesst, während die gehauene, gestampfte, geritzte, geklopfte, modellierte, gewebte, getriebene, gebackene „nur mehr ein äusseres Interesse" erweckt. Nach dem heutigen Stande der Schulwissenschaft darf man im Unterricht ruhig sagen (denn so steht es in noch eingeführten Lehrbüchern): Die Germanen stammen wie alle indogermanischen Völker aus Asien: sie sind mit den Griechen und Italikern usw. in sehr früher Zeit nach Europa gewandert, während die Inder in Asien blieben. — Wollte man aber sagen: Die Indogermanen haben ihre Ursitze wahrscheinlich im Nordwesten Europas, so könnte es einem passieren, dass man beim Öhrchen genommen würde und zu hören bekäme: Herr, bleiben Sie den Schülern mit solchen unausgegorenen Hypothesen vom Leibe!

Erst, nachdem Sprach- und Geschichtswissenschaft ihre Verbeugung vor dem Westen gemacht hat, wird man dieser Anschauung freundlicher entgegen treten.

Den Einwand der Unsicherheit der Ergebnisse müssen wir also

Digitized by Google

zurückweisen; diese Eigenschaft teilt unsere Wissenschaft mit jeder Geisteswissenschaft. Es fragt sich nur, ob alle Irrtümer so interessant sind, wie die etwaigen der Vorgeschichte.

Denn interessant ist die Vorgeschichte für die Schüler im höchsten Grade. Das Schulleben leidet doch, das müssen wir trotz tüchtiger Fortschritte eingestehen, immer noch allzusehr an der Blässe des Gedankens. Wir haben doch noch zu wenig Gelegenheit, mit Anschauungsmaterial zu arbeiten, das die Vorstellungen wirklich bereichert. Es ist zwar Schulsitte, z. B. griechische Tempel, griechische Bildwerke, römische Legionssoldaten, Cäsars Brücken in Bildern oder Modellen vorzuzeigen bezw. anfertigen zu lassen; es ist aber durchaus nicht Sitte, germanische Moorleichen, Baumsärge, Kleidungsstücke, Sonnenscheiben, Dolmen, Hügelgräber, Urnen usw. auf jene Art den Schülern zu veranschaulichen. Und die sogenannten Anschauungsbilder von den alten Germanen, die in den Schulzimmern herumhängen, sind unglaublich unecht, völlig phantastisch, während wir doch nach Moorfunden und authentischen Bildwerken genau wissen, was die alten Germanen anhatten, wie sie ihr Haar trugen usw.

Es ist also notwendig, dass hier die Vorgeschichte in die Schule hineingetragen wird. Es handelt sich dabei zunächst gar nicht um schwierige Forschungsprobleme, sondern einfach um Bereicherung der Anschauung, um Klärung nebelhafter Begriffe; und alles, was ins Schulleben Form und Farbe hineinträgt, soll man gierig aufnehmen, ganz abgesehen von der nationalen Bedeutung der vorgeschichtlichen Wissenschaft, auf die ich nach den lichtvollen Auseinandersetzungen des Herrn Vorsitzenden wohl nicht mehr einzugehen brauche.

Ein erweiterter und vertiefter Geschichtsunterricht, wie er jetzt mehr und mehr durchdringt, darf auch an stilgeschichtlichen Fragen nicht vorbeigehen. Der vorgeschichtliche Unterricht, der natürlich mindestens mit bildlichem Material (wo nicht Nachbildungen oder kleine Sammlungen zur Hand sind) betrieben werden muss, hilft durch die Gewöhnung an das scharfe Erfassen der Einzelheiten der Ornamentik, den Sinn für Stilunterschiede ausbilden, und arbeitet uns vor, wenn wir mittelalterliche Kunstgeschichte treiben wollen.

Die eigentliche Vorgeschichte des Menschen ist mit der Vorgeschichte der Erde eng verbunden, und so arbeiten wir uns mit den naturwissenschaftlichen und geographischen Kollegen in die Hände.

Das sind Gründe, die die Schulen selbst angehen. Die Wissenschaft hat aber noch einen eigensüchtigen Grund, sich in der Schule einzunisten: Die Schule muss ihr Aufklärungsarbeit leisten, muss ihr Freunde gewinnen, damit der aufstrebenden Wissenschaft der Vorgeschichte ein Nachwuchs zugeführt wird; und die Vorgeschichte braucht überall Laien

Digitized by Google

als Sammler und Ablieferer: „findige Verehrer“ und „ehrliche Finder“. Dazu kann die Schule helfen.

Aber, wo ist Raum und Zeit für diesen Unterricht, in welchen Klassen? Ich lege hier die preussischen Lehrpläne zugrunde. Da bietet sich die Gelegenheit an drei Stellen. Zum erstenmal beim Beginn des Unterrichts in der deutschen Geschichte in Untertertia, zweitens im deutschen Unterricht in der Obersekunda, drittens beim Geschichtsunterricht in Unterprima. Der Lehrplan der U III schreibt die Behandlung der Geschichte vom ersten Auftreten der Germanen bis zur Reformation vor; dazu eine kurze Übersicht über die römische Kaiserzeit, am besten mit beständigem Bezug auf die Germanen. Ein ungeheueres Gebiet mit sehr schwierigen Problemen: Lehnswesen, Papsttum, römisches Kaisertum, mittelalterliches Kaisertum — Verhältnisse und Begriffe, die dem 12—13jährigen Knaben sehr schwer nahe zu bringen sind. Man darf hier auf keine Weise den Stoff, der schon überreichlich ist, vermehren. Es ist aber auch nicht nötig; wir richten uns ganz nach dem Lehrbuch. Da steht ein Kapitel über das Leben der alten Germanen, meist romantisch, unbestimmt ausgedrückt, Brocken aus TACITUS und CÄSAR und aus — SIMROCKS Mythologie! Hier handelt es sich einfach darum, die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung an die Stelle alter Sagen zu setzen. Man spreche von der Urheimat der Germanen an der Ostsee, rede von ihrer Kultur, wie sie sich in Keramik, Giess-, Schmiede- und Webekunst offenbart, mit mehr Achtung; das nimmt nicht mehr Zeit weg und ist gewiss richtiger, als die gewöhnliche Phrase von der Unbildung unserer Vorfahren und ihren Bärenhäuten. Die Erwähnung von Weizenkörnern, die an Urnen klebend uns mehr als alles andere den Ackerbau beweisen, wird hier schon lebhaftes Interesse erregen und ohne viel Worte von der Wichtigkeit der Ausgrabungen überzeugen. Der Sinn wird dadurch wieder auf das einfache Praktische gelenkt, was für unsere phantastisch beanlagte Jugend von grossem erzieherischen Wert ist als Gegengewicht gegen die abstrakte Welt des Gedankens, in der wir uns ja zumeist bewegen. Bei der Geschichte der römisch-germanischen Berührung muss man immer wieder auf die Bodenfunde zu reden kommen, um ein anschauliches Bild von dem Umfang der römischen Beeinflussung und der germanischen selbständigen Verarbeitung des Überkommenen zu geben. Die Realien geben Gelegenheit zu technischen Exkursionen. Bronzeschmuck, Bronzeschwerter aus der Vorzeit fordern heraus zu Vergleichen mit den Realien des deutschen Mittelalters, die der Schüler im Nibelungenliede kennen lernt.

Damit sind wir aber schon in die Klasse eingetreten, die nach meinen Erfahrungen am meisten Zeit und Gelegenheit bietet zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Vorgeschichte: in den deutschen

Digitized by Google

Unterricht der Obersekunda, wo wir uns mit der ältesten deutschen Literatur, Sprachgeschichte und Sprachentwicklung beschäftigen. Hat es sich in der U III wesentlich darum gehandelt, den kleinen Buben einen klareren Blick in das Leben unserer Vorfahren zu gewähren auf Grund von Bildern und anderem Anschauungsmaterial und sie überhaupt einmal darauf aufmerksam zu machen, dass es so etwas gibt wie Vorgeschichte, so kann man in Obersekunda schon bedeutend mehr Verständnis voraussetzen; die Schüler können schon ein wenig an der Methode der Forschung teilnehmen; man zeigt ihnen nicht nur das Ergebnis, sondern auch einen Teil des Weges, auf dem man zum Ziel gekommen ist. Zudem ist dem Lehrer auf dieser Stufe ein verhältnismässig grosser Spielraum gelassen; der Lehrplan ist ausserordentlich verständnisvoll geordnet; man braucht hier nicht zu hetzen, sondern kann sich wirklich einmal vertiefen. Hier ist auch der Ort, auf die Schwächen linguistischer Beweise aufmerksam zu machen; man kann und muss das allerdings ohne Schärfe und Missachtung tun, aber vielleicht um so drastischer: ein einziges unter zweifellos indogermanischen Bodenschätzen gefundenes Schafkötel beweist mehr für die Existenz des Schafes, als die schönsten etymologischen Gleichungen. Dass Wörter und Sachen nicht immer zusammen stimmen, lehren Beispiele, wie got. ulbandus und die sehr durcheinandergehenden Bezeichnungen für Buche und Eiche.

Sie sehen, es handelt sich im ganzen nur um archäologisch orientierte Altertumskunde.

Schliesslich ist die Möglichkeit vorgeschichtlichen Unterrichts noch in der Unterprima gegeben, wo der Geschichtsunterricht wieder mit der germanischen Vorgeschichte einsetzt. Der Deutschlehrer der O II und der Geschichtslehrer der U I müssen sich hier ins Einvernehmen setzen, damit nicht zweimal kurz nacheinander dasselbe oder allzu Verschiedenes gelehrt wird. Wird in der O II ein guter Grund gelegt, so kann man in der U I bequem darauf fortbauen. Schön wäre es, wenn wir auch auf die Urzeit näher eingehen könnten; dafür haben die Jungens ein gesundes hohes Interesse. Wir müssen hier mit den naturwissenschaftlichen Kollegen zusammenarbeiten, die uns die anthropologischen, geologischen und chemischen Grundfragen abnehmen müssten. Einen Streit mit den theologischen Amtsgenossen brauchen wir nicht zu fürchten, wenn wir nur selbst bei der Stange bleiben.

Aber wir müssen in unseren Anforderungen vorläufig sehr bescheiden sein. Wir dürfen beileibe nicht mit der Forderung hervortreten: Einführung des vorgeschichtlichen Unterrichts in den Lehrplan der höheren Schulen. — Das wäre eine grundverkehrte Taktik. Zu einem Unterricht in der Vorgeschichte Europas werden wir doch allmählich kommen und

Digitized by Google

schon jetzt auf einem ehrlichen Schleichwege: nämlich durch Einfügung vorgeschichtlicher Lesestücke in die deutschen Lesebücher. Das kann auf jeder Stufe mit Erfolg geschehen. Im Mannus befinden sich einige Aufsätze, die die Herren Verfasser nur laienmässig zuzustutzen brauchten und sie wären vorzüglich geeignet, in ein Primalesebuch aufgenommen zu werden, von wo aus sie dann eine ausführliche Behandlung im deutschen Unterricht finden könnten. Auch durch Anschaffung geeigneter Werke für die Schüler- und Lehrerbüchereien kann vieles erreicht werden.

Wenn ich noch einmal zusammenfassen darf, so scheint mir das Nächsterreichbare zu sein: in den Klassen U III, O II und U I die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung an die Stelle der bisher üblichen aber veralteten Vorstellungen von germanischer und indogermanischer Altertumskunde zu setzen. Der Hauptwert muss auf die Anschauung gelegt werden; Teilnahme an der Methode der Forschung ist in den oberen Klassen erforderlich. Das Interesse für Vorgeschichte muss wachgehalten werden durch geeignete Lesestücke in den deutschen Lesebüchern und populäre Darstellungen in den Schülerbüchereien.

Die richtige Behandlung der Vorgeschichte setzt allerdings vorgeschichtlich interessierte Lehrer voraus. Diese auszubilden, ist Sache der Universitätslehrer, und somit wälze ich die grundlegende Arbeit wieder zurück auf die Schultern unseres Herrn Vorsitzenden und seiner Herren Fachgenossen. (Gekürzt.)

Peter HÖRTER, Mayen:

Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Mayen (Rhld.).

Mit 3 Abbildungen im Text und Tafel XIV—XVII.

Vor der Gründung des Mayener Geschichts- und Altertumsvereins im Jahre 1904 hörte man von vorgeschichtlichen Funden aus Mayen und nächster Umgebung fast nichts. Es sind zwar immer viele solcher Funde gemacht, aber bis auf ein paar Gegenstände, die ins Provinzial-Museum nach Bonn und in meinen Besitz kamen, nicht beachtet worden.

So konnte zum Beispiel ein sehr grosses Hallstatt-Gräberfeld durch die hiesigen Steinbrüche fast ganz zerstört werden, ohne dass die Aussenwelt Kunde davon erhielt. Seit Gründung des Vereins ist

Digitized by Google

die Sache aber besser geworden. Es wurden bis jetzt bei Mayen und in nächster Umgebung festgestellt: aus der neolithischen Periode das grosse Erdwerk und Wohngruben mit Pfahlbauinventar, wovon schöne Funde im Mayener Museum; dann die Rössener und die Glockenbecherkeramik.

Aus der Bronzezeit ist noch wenig vorhanden. Desto reichere Funde sind zu verzeichnen aus der Hallstattzeit A, B und D. Auch aus Hallstattzeit C glauben wir einige Grabfunde zu besitzen. Ferner die Fundstücke aus 15 Hügelgräbern der älteren und einigen Gräbern der jüngeren Latènezeit.

Von den letzten Ausgrabungen des Mayener Vereins im Herbst vorigen und im Frühjahr diesen Jahres will ich jetzt in Kürze berichten.

Es handelt sich um ein Gräberfeld der ältesten Hallstatt- oder, wie andere wollen, noch der jüngsten Bronzezeit. Denn es ist allerdings, wie ich im voraus sagen will, trotz sorgfältigster Untersuchung von 28 Gräbern nicht die geringste Spur von Eisen gefunden worden. Dagegen ist in anderen Gegenden, unter anderen in einem von Herrn RADEMACHER untersuchten Hügelgrabe mit derselben Keramik in Reusrath bei Opladen, Eisen gefunden worden.

Das Gräberfeld liegt ungefähr 6 km von Mayen auf dem Maifelde bei den Dörfern Gering und Kehrig auf einem Hochplateau. Im Osten des Gräberfeldes steigt ein niedriger bebauter Hügel an, wo überall vorgeschichtliche Scherben zu finden sind. Da hier nun eine Quelle zutage tritt, nehme ich an, dass wir hier auch die Niederlassung zu suchen haben. Hoffentlich können wir später auch hierüber bestimmtes mitteilen. Es ist ein Flachgräberfeld, wenigstens lässt sich auf dem allerdings schon seit Jahrhunderten bebauten Felde keine Spur von Hügeln mehr erkennen. Für Hügel in gewöhnlichem Sinne lagen die Gräber auch zu nahe zusammen, 5—4—3 und einmal nur 1 m von einander entfernt. Jedoch fanden sich auf dem ganzen Felde überall, wo wir eingruben, grosse Schieferplatten, das heisst kein eigentlicher Schiefer, sondern mehr felsiges Material, sogenannte Oberköpfe, wie der Bergmann sagt, in der Erde liegend vor. Dieses Gestein tritt ganz in der Nähe an verschiedenen Stellen zutage.

Ich vermutete nun gleich, dass diese „Schieferplatten" irgendwie mit den Gräbern in Verbindung stehen müssten. Und so fanden wir auch, einmal in einem Abstand von 2,20 m und einmal 1,10 m von der Graburne entfernt, lückenhaft im Kreise, noch aufrechtstehend, solche Platten vor. Die Urne des einen Grabes stand bis zum Fuss gemessen 0,60 m tief, die rundum gefundenen Schieferplatten waren zum Teil 0,75 m

Digitized by Google

hoch und einige standen nur 10 cm unter der heutigen Oberfläche, so dass man sich wundern musste, dass nicht auch diese durch den Pflug umgerissen worden waren. Ich denke mir nun, weil die vielen Schieferplatten gefunden wurden, dass ursprünglich alle Gräber auf diese Art eingefasst und die Platten zur Kennzeichnung des Grabes auf der Oberfläche sichtbar waren. Denn sonst hätte die Einfassung in so weiter Entfernung von der Urne ja keinen Zweck. Nur einmal standen zwei Schieferplatten dicht bei der Urne. Vielleicht war dann doch noch ein Hügel, wenn auch ein kleiner, innerhalb der Einfassung aufgebaut. Auf diese Art wäre auch zu erklären, warum die heute noch stehenden Platten unter der Erde stehen. Denken wir uns ein Gelände voller Hügel, rundum mit Schieferstücken umstellt. Wurde nun das Feld zum Beackern hergerichtet, so wurden zuerst die höchsten Stellen der Hügel abgetragen und die tieferen Stellen mit der abgehobenen Erde ausgefüllt. Dadurch wurde nun die Einfassung zugeschüttet und die Graburne kam näher zutage. Einzelne um so viel, dass der Oberteil der Urne beim Beackern des Feldes abgefahren wurde. Wie gründlich solche alte Anlagen mit der Zeit durch den Feldbau verschwinden können, lässt sich leicht an dem vorgeschichtlichen Erdwerk am Katzenberg bei Mayen beobachten. Dort ist von dem stellenweise 2,50 bis 3 m tiefen Graben mit Wall auch nicht die geringste Spur mehr zu erkennen. Der Tiefstand der Gräber war verschieden, von 0,30 bis 1 m, bis zum Fuss der Urne gemessen.

Die Graburnen, von 30 bis 64 cm Durchmesser, waren gewöhnlich mit einer Schüssel zugedeckt und einigemal mit einer Brandschicht bis zu 20 cm Stärke umgeben; doch meistens war diese nicht vorhanden: in der Urne lagen dann die verbrannten Knochen, mit Sand bedeckt, immer ohne Brandasche und die oft sehr reichen Beigaben, bis zu zehn Gefässen, und zuweilen auch Bronzen.

Neben den Urnen fand sich nur einmal ein zerbrochener Becher und zweimal einige Scherben und zwar nur bei solchen, die mit Branderde umgeben waren. Diese können also auch mit der Brandasche in die Erde gekommen sein.

Die grossen Urnen mit meist leichtem Schulterknick und scharf nach aussen umgebogenen Rand sind wenig verziert, gewöhnlich nur mit umlaufenden Rillen auf der Schulter und auf der Innenseite des Randes. Nur einmal kam eine grössere Urne mit vertikalem Zickzackbande vor. Der Ton ist grob und mit Sand und öfter auch mit kleinen Kohlenstückchen vermischt. Oben ist dieselbe meist schwarz, aber auch rot geglättet. Der untere Teil ist rauh.

Bei den kleineren Urnen, Schüsseln, Schalen und Bechern ist

Digitized by Google

der Ton fein geschlemmt; sie sind innen und aussen wieder meist schwarz, einzelne aber auch rot geglättet.

Von den gefundenen Schüsseln, die als Deckeln dienten, sind vier Stück innen schön verziert (eingeritzt und rot und weiss inkrustiert); wieder andere sind ohne Dekoration; nur fehlen fast nie die Rillen auf der Innenseite des Randes.

Schalen wurden in jedem Grabe gefunden, im Ganzen 53 Stück, von 16½ bis 7 cm Durchmesser und 7 bis 2 cm Höhe. 16 Stück davon sind verziert und zwar im Gegensatz zu den Schüsseln auf der Aussenseite; meist mit umlaufenden Rillen und hängenden Dreiecken, enger oder weiter auseinandergezogen; doch kamen auch vereinzelt Bogen und solche mit Vertikalstrichen zwischen den Rillen vor. Auch die Schalen waren rot inkrustiert, wie man dies, wenn dieselben aus der Erde kamen, deutlich sehen konnte. Aber beim Trocknen und Reinigen liess sich die Inkrustation, bis auf geringe Spuren, nicht halten. Einzelne Schalen und auch Becher hatten am Rande kleine Henkel, gewöhnlich noch über den Rand hinausstehend.

Abb. 1. Grab 7; etwa ⅛.
Gering bei Mayen.

Weil so viele Gräber (28) gehoben wurden, habe ich nur einige bessere gezeichnet und mit Fundbericht versehen.

Grab 7 (Abb. 1) soll als Muster der Aufstellung fast sämtlicher Gräber dienen. Es ist aufgezeichnet, wie es beim Aufdecken in der

Digitized by Google

Erde vorgefunden wurde. Nur einmal waren die im Innern einer Urne stehenden Gefässe, fünf in der Zahl, jedes mit einer Scherbe zugedeckt. Einigemal, besonders bei denen, wo viele (bis zu zehn Stück) Gefässe als Beigabe vorkamen, standen einige Schalen ineinander und andere auf der Hochkante. Auch die Schüssel, die als Deckel diente, stand verschiedenmal mit der Öffnung nach oben: Die Urne stand, bis zum Fuss gemessen, 75 cm tief in einem kreisrunden, nach unten sich verjüngendem Loche von 1,10 m auf der Sohle. In einer Tiefe von 25 cm fand sich eine 20 cm tiefe, rund um die Urne gehende Brandschicht. Die Urne hat einen Durchmesser von 40 cm und eine Höhe von 31 cm, war aus mit Sand vermischtem Ton gefertigt, oben geglättet und geschwärzt, unten rauh. Auf der leicht geknickten Schulter sind drei umlaufende Rillen eingezogen. Die als Deckel dienende Schüssel hat einen Durchmesser von 40 cm bei einer Höhe von 10 cm. Dieselbe ist aus geschlemmtem Ton, aber ohne Verzierung hergestellt und hat einen hochgewölbten Boden. Im Innern lagen die verbrannten Skelettreste, mit Sand vermischt, ohne Brandasche. Auf diesen stand ein unverzierter Becher von 13 cm Höhe und drei Schalen von 14 bis 15 cm Durchmesser und 5 bis 6 cm Höhe, geglättet und geschwärzt, aber ohne Verzierung. In der umgebenden Brandschicht fanden sich noch Scherben von einem Becher mit steil aufsteigender Wandung aus rauhem Ton und mit einer roten Tonschicht geglättet.

Grab 11 (Taf. XIV): Die Haupturne stand nur 45 cm tief und war der obere Teil so zerstört, dass sie nicht mehr zusammengesetzt werden konnte. Auch die als Deckel dienende Schüssel (f) war ganz zerdrückt. Soviel man an den aufgehobenen Stücken messen konnte, hatte selbige einen Durchmesser von 38 cm. Auf dem abgeschrägten Rande auf der Innenseite waren zwei Hohlrillen eingezogen. Auf der Innenwandung waren oben sechs umlaufende rot inkrustierte Rillen eingeritzt, darunter ein aus sechs parallel laufend rot inkrustierten Linien gebildetes Zickzackband, dann vom Boden aus aufwärts wieder sechs konzentrische Hohlrillen, diese waren ohne Inkrustation. Im Innern der Urne lagen auf dem Boden die verbrannten Knochen. Auf diesen stand ein 11½ cm hoher, rot geglätteter, mit vertikalen Zickzacklinien verzierter Becher (e), darauf ein ebensolcher schwarz geglätteter Becher (h) mit Hohlrillen auf dem scharf umgebogenen Rande und dem Bauche. Rundum standen fünf Schalen von 16 bis 13 cm Durchmesser und von 7½ bis 6 cm Höhe. Davon waren vier (a, b, c, d) mit eingeritztem Gurtbündel und Zickzackband verziert. Dann fand sich noch ein Spitzbecher (g), ebenfalls mit Hohlrillen auf dem Rande und der Schulter verziert.

Grab 12 (Taf. XV). Die Graburne a, welche in einem 55 cm tief

Digitized by Google

ausgehobenen Loche stand, hatte eine Bauchweite von 40 und eine Höhe von 30 cm. Dieselbe hatte einen scharf umgebogenen Rand aber ohne Hohlrillen. Auch auf der kaum merklich eingeknickten Schulter fehlten die Hohlrillen.

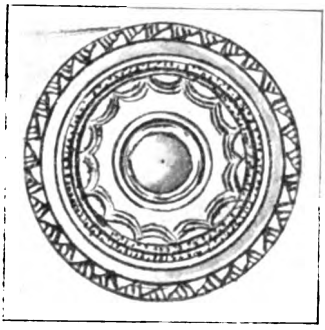


Abb. 2. Grab 12. Gering b. Mayen. Schüssel b. 1/10.

Die Urne war mit einer Schüssel (b) zugedeckt, die einen Durchmesser von 34 und eine Höhe von 12 cm hat. Der scharf abgeschrägte Rand ist mit rot inkrustierten und schraffierten Dreiecken verziert. (Da diese Randverzierung in der grossen Abbildung auf Taf. XV versehentlich fortgeblieben ist, wird hierneben ein verkleinertes Bild dieser Schüssel, mit jener Randverzierung, wiederholt: Abb. 2.) Dann kommen nach innen zu drei umlaufende Hohlrillen, dann zwei Bänder mit eingestochenen gegeneinanderstehenden unregelmässigen Dreiecken, weiss inkrustiert, dann wieder rot inkrustierte Bogen. Auch vom Boden aus aufwärts wieder umlaufende Hohlrillen. Dann fanden sich noch im Innern der Urne auf den verbrannten Knochen eine kleine Urne (c) von 23 cm Durchmesser und drei bauchige Becher; zwei davon (d und f) mit abgestossenem Henkel, alle mit Gurtfurchen versehen und schwarz geglättet.

Grab 16 (Taf. XVI). Die Urne a stand, bis zum Boden gemessen, 75 cm tief und war wie die meisten nicht mit Branderde umgeben. Die als Deckel dienende Schüssel (b) hat einen Durchmesser von 44 und eine Höhe von 10 cm. Auf der Innenseite des Randes sind zwei umlaufende Hochrillen eingezogen. Dann zwei parallel laufende Rillen auf der Innenseite der Wandung, dann ein Band gebildet durch dicht nebeneinanderstehende, mit der Spitze nach unten gerichtete kleine Dreiecke. Dann ein im Bogen laufendes Band-Dreieck, dann zwei parallel laufende Rillen und wieder ein Band-Dreieck. Rillen und Dreiecke waren rot inkrustiert. Vom Boden aus aufwärts sind fünf konzentrische breite Hohlrillen eingezogen.

Die Urne a mit etwas schärferem Schulterknick als die von Grab 12 hat einen Bauchdurchmesser von 46 und einen Mündungsdurchmesser von 38 cm (aussergewöhnlich weit gegen die anderen) bei einer Höhe von 34 cm. Diese hat auf der Innenseite des scharf umgebogenen Randes drei umlaufende Hohlrillen. Auf Hals und Schulter aus je drei Rillen bestehende, drei umlaufende Gurtbänder. Im Innern standen auf den verbrannten Knochen ein 14 cm hoher geschweifter Becher (c) und drei unverzierte Schalen, wovon eine glänzend schwarz,

Digitized by Google

und ein niedriger Becher (h) mit Loch oben am Rande und schräg nach aussen aufsteigender Wandung.

Von Bronze fanden sich drei Ohrgehänge (f) ? aus dünnem Bronzeblech mit feinen Rillen auf der Aussenseite; an den Enden Haken und Loch (Abb. 3 oben). Weiter eine umgebogene, 33 cm lange Nadel (e) mit hohlem dickem Kopf und Stücke eines 1 ½ cm breiten 3 mm dicken Armbandes (g) (Abb. 3 unten).

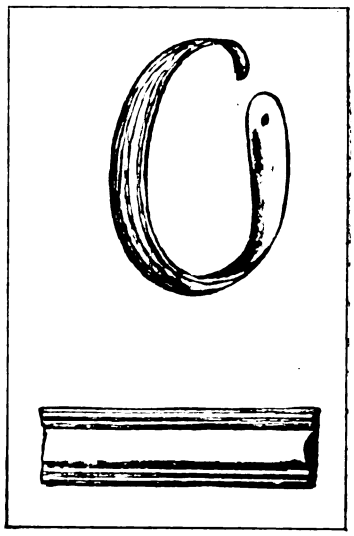


Abb. 3. Grab 16.
Gering bei Mayen.
Bronze-Armband und Ohrgehänge.
⅔ natürlicher Grösse.

Grab 18 (Taf. XVII oben). Diese Urne (a), die grösste der gefundenen, stand 70 cm tief und hatte einen Durchmesser von 64 cm mit scharf abgesetztem, nach aussen aufsteigenden Halse. Auf der Schulter sind Hohlrillen eingezogen. Die Urne war zugedeckt mit einer Schüssel (b) von 48 cm Durchmesser und 10 cm Höhe, deren Innenseite nach oben gekehrt war. Auf dem Rande wieder die Hohlrillen, dann in verschiedenen Abständen voneinander bis zum Boden sechs umlaufende Bänder von Dreiecken von drei Seiten sauber eingestochen (echter Kerbschnitt), eingefasst von Rillen. Im Innern standen noch ein mit Rillen auf dem Halse versehener bauchiger Becher (g), ein Becher mit nach innen eingezogenem Rande (h), drei Schalen, davon zwei mit Kerbschnittmuster (d und c), eine unverzierte Schale (e) und ein Henkelbecher (f). An Bronze fand sich nur eine Scheibenkopfnadel.

Grab 28 war leider fast ganz zerstört, weil dasselbe in zu geringer Tiefe stand. Von der Urne konnten nur einige Stücke gehoben werden. Randstück mit Hohlrillen auf der Innenseite, wie die meisten der gefundenen Urnen (Taf. XVII unten d). Dann Stücke von einer mit Zickzackband verzierten Schüssel, wie Taf. XIV f, und die Hälfte eines sogenannten Mondbildes, die eine Seite (Taf. XVII unten, a) schwarz geglättet mit eingezogenen Hohlrillen, die andere Seite (b), rot geglättet mit Hochrillen-Bogen und vertikalen Strichbündeln. Ein ähnliches Stück ganz erhalten, gefunden im Neuchateller See, befindet sich im Prähistorischen Museum der Stadt Cöln.

Bei Brandgräbern ist es sehr schwer, Männer- und Frauengräber zu unterscheiden, da Schmuckstücke, wie Ringe, Nadeln, Fibeln erfahrungsgemäss auch in Männergräber vorkommen können. Doch glaube ich zwei der Gräber nach den Beigaben als Frauengräber bezeichnen zu

Digitized by Google

können und diese zählen gerade mit zu den am reichsten ausgestatteten.

Es sind dies Grab 15 und 16. Das erste enthält die meisten und mit die schönsten Beigaben: zehn Gefässe, darunter fünf verzierte Schalen, ein dicker, bronzener Nadelknopf, vollgegossen, ein oben 3 cm breiter Fingerring und einen Spinnwirtel, welch letzterer doch jedenfalls auf ein Frauengrab hindeutet.

Grab 16 bestand aus einer schönen Urne, einer der schönsten Schüsseln, einer kleinen Urne, drei Schalen, einem Becher, einer 33 cm langen Bronzenadel, einem Armband und drei Ohrgehängen (?), welche ich auch doch glaube als Frauenschmuck annehmen zu dürfen. Es sind nur in vier Gräbern Bronzenadeln gefunden worden, wovon eines mit einer langen Nadel, mit gerilltem Kopf, ein Kindergrab war, wie die in einem kleinen Becher gefundenen leichten Knochen beweisen.

Grab 18 enthielt die Scheibenkopfnadel. Allerdings kann man wegen der Beigabe dieser Nadel das Grab nicht als Frauengrab bezeichnen. Aber nach dem vorhergesagten, und weil das Gegenteil auch nicht bewiesen werden kann, wäre es immerhin möglich. Sind diese meine Vermutungen richtig, dann deutet dies nicht auf eine so ganz niedrige Stellung der Frau bei dem betreffenden Volke hin. Denn man gibt doch nur dem das schönste mit ins Grab, den man auch im Leben geliebt und geachtet hat.

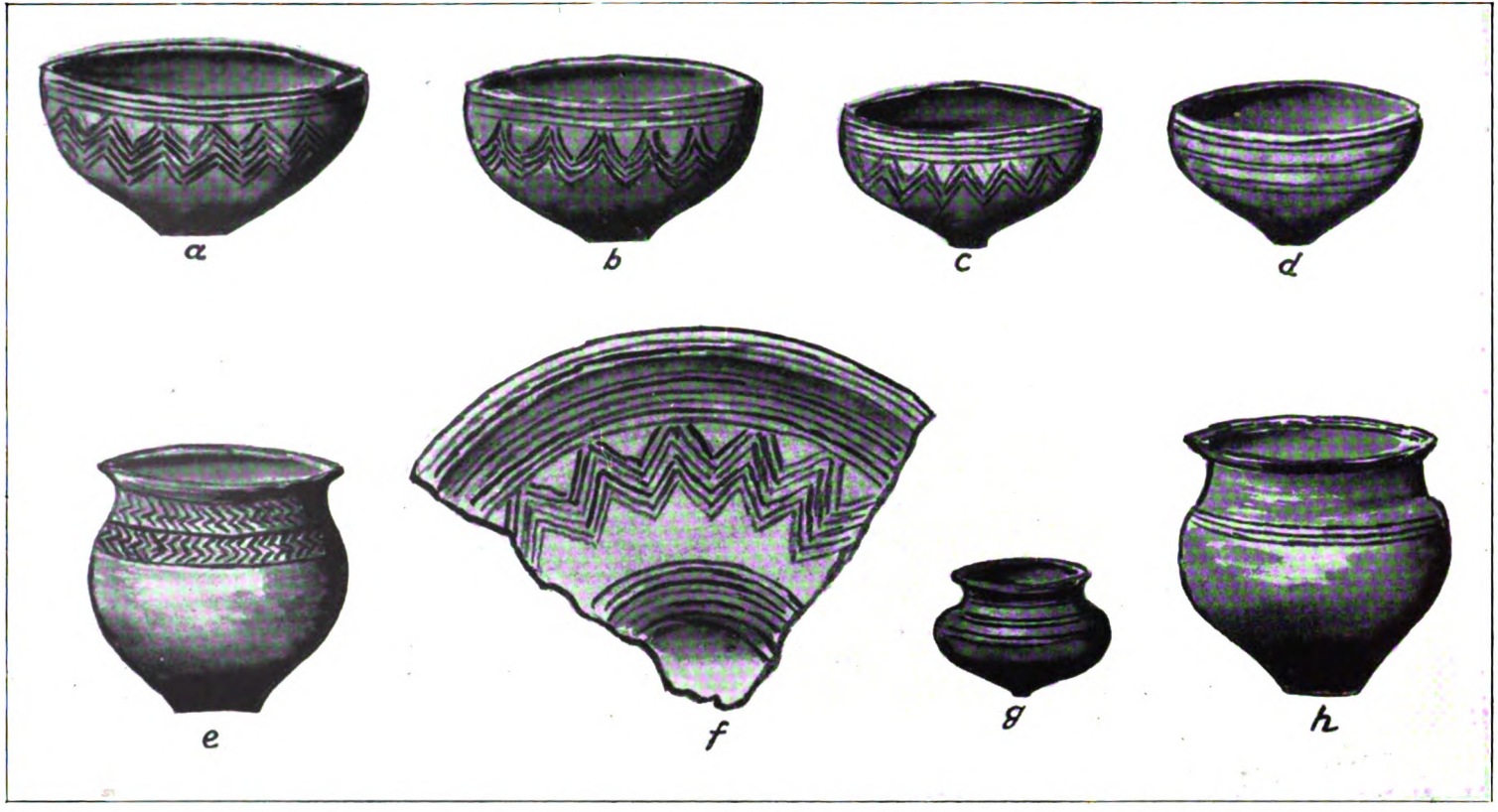
Waffen sind keine gefunden worden. Es ist mir gesagt worden, es war eben eine friedliche Bevölkerung. Aber dass aus diesem Grunde keine Waffen mit ins Grab gegeben wurden, kann ich nicht recht glauben. Eher nehme ich an, dass dies auf religiöse Ansichten des betreffenden Volkes zurückzuführen ist, wie ja auch die so verschiedene Ausstattung der römischen und fränkischen Gräber mit der Religion zusammenhängt.

Natürlich sind die in meinem Fundbericht ausgesprochenen Vermutungen als die eines Laien in der Vorgeschichtswissenschaft anzusehen, und ich unterwerfe mich gerne dem Urteile der Herren Fachgelehrten.

Zum Schlusse lade ich die verehrten Anwesenden nochmals zur Teilnahme an der morgigen Fahrt nach Mayen ein. Wir haben einige interessante Stellen des neolithischen Erdwerkes freigelegt und besitzen schöne Fundstücke im Museum. So hoffe ich, dass jeder Teilnehmer auf seine Rechnung kommen wird.

Hiermit schlossen die wissenschaftlichen Sitzungen.

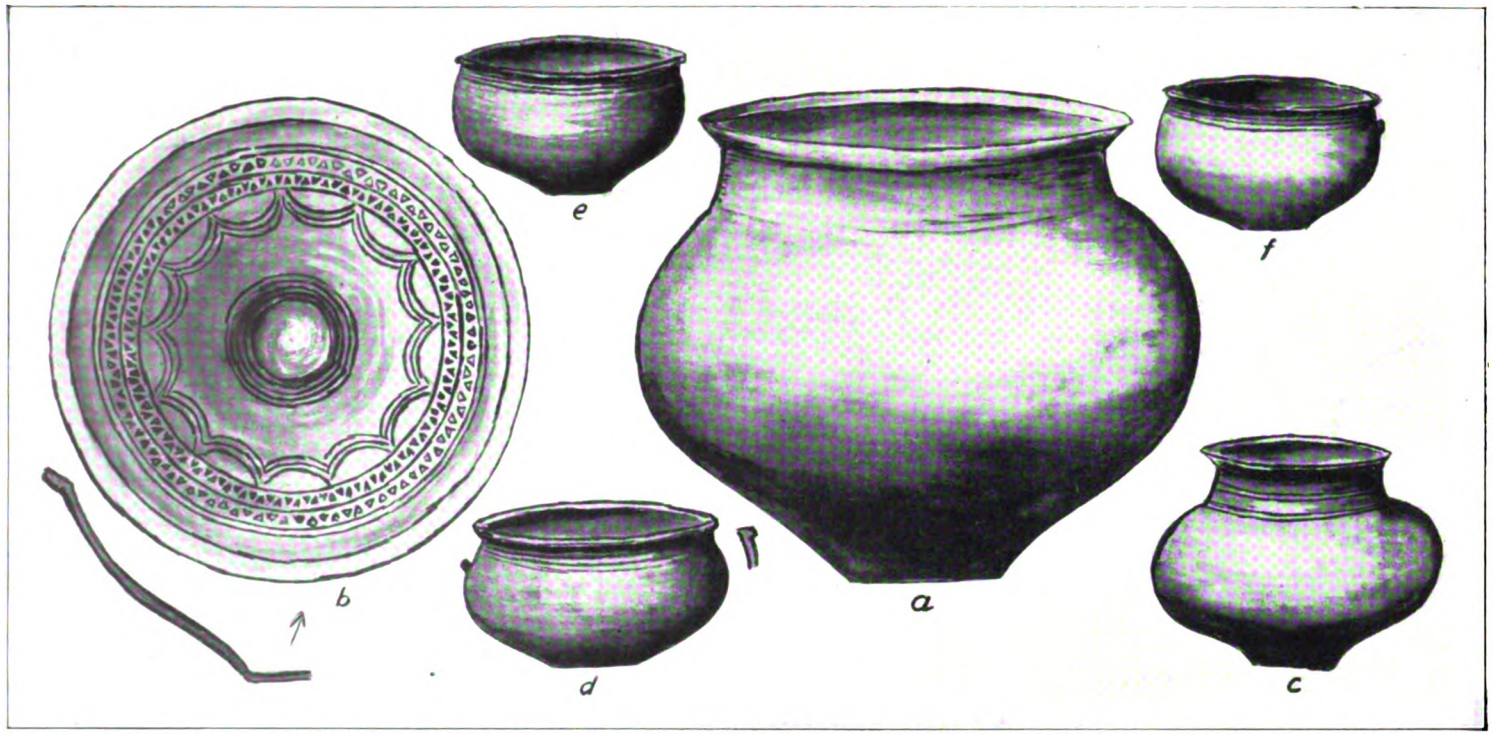
Digitized by Google



Grab 11; 1/4.
Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering nächst Mayen.

Digitized by Google

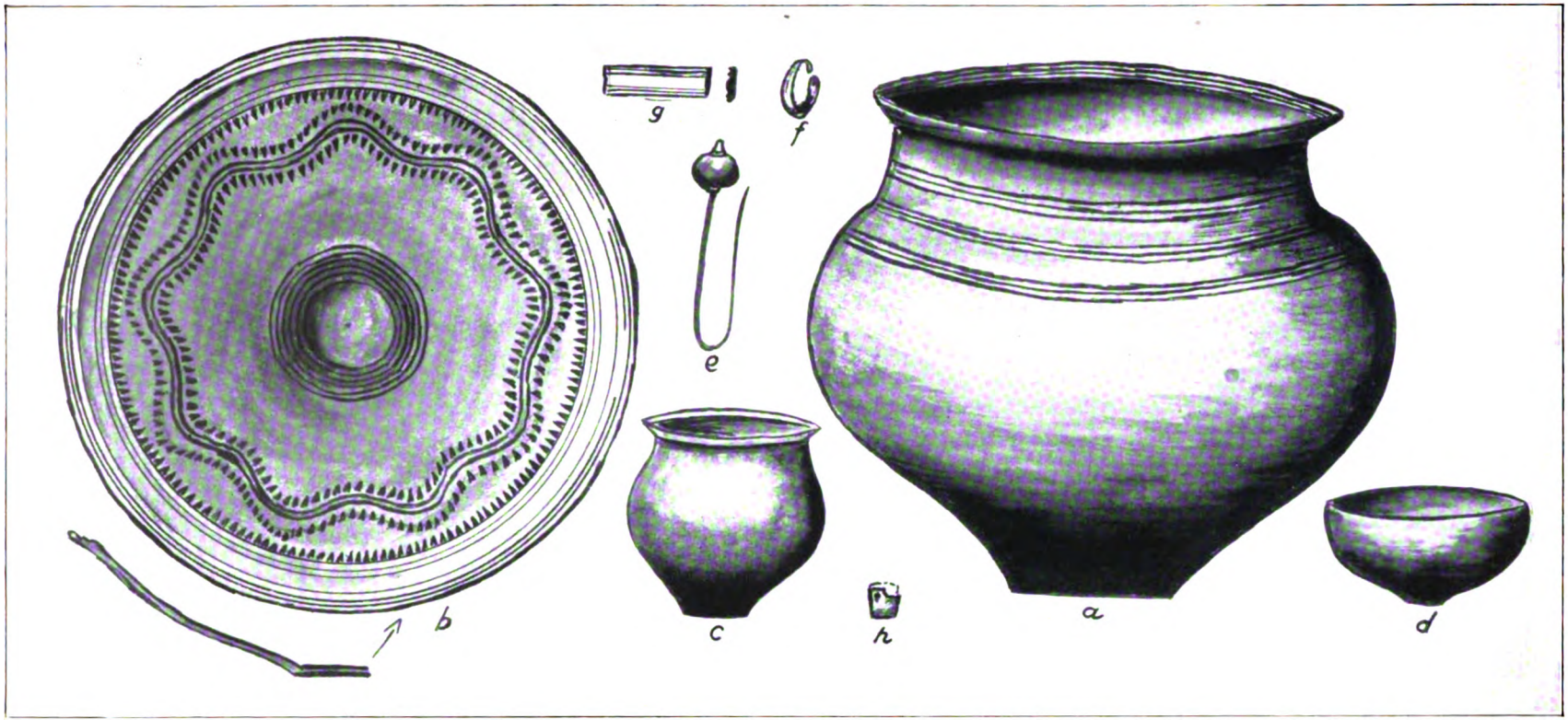
Digitized by Google



Grab 12; etwa 1/5.
Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering nächst Mayen.

Digitized by Google

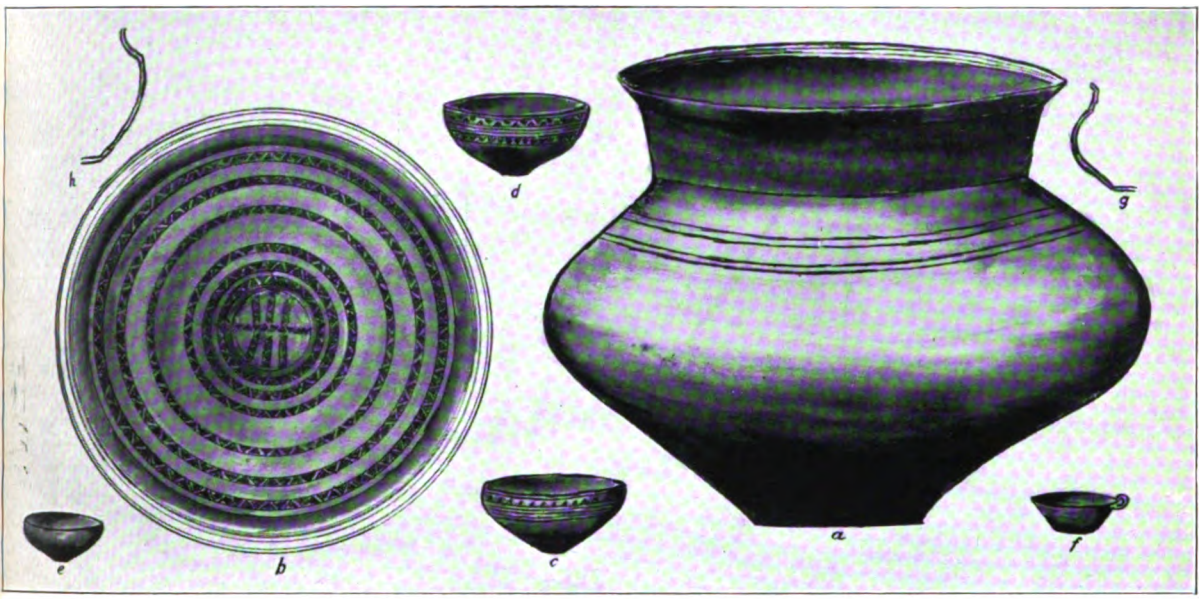
Digitized by Google



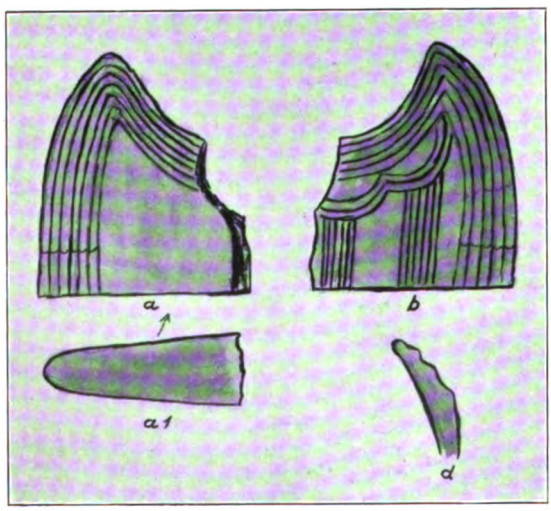
Grab 16; etwa 1/5.
Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering nächst Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grab 18. 1/8.



Grab 28.
Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering nächst Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachmittags 3 Uhr.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen in der Festhalle verteilte Herr GÜNTHER Lagepläne des Merkurtempels im Coblenzer Stadtwald, dem der heutige Ausflug bestimmt war. In drei grossen Kremsern und einer Droschke traten 39 Personen, unbekümmert um die sommerliche, aussergewöhnlich starke Hitze die Fahrt an, die durch die südlichen neuen Stadtteile von Coblenz über das sonnige Plateau der Kartause mit seinen herrlichen Ausblicken auf die Stadt und das Rheintal in etwa einstündiger Dauer zum schattigen Dunkel des trefflich gepflegten Stadtwaldes führte. Bei der „eisernen Hand", wo ein vom Rhein zur Mosel führender Weg die alte Hochstrasse quert, auf der die Fahrt vor sich gegangen war, wurde abgestiegen. Hier übernahm Professor Dr. BODEWIG aus Oberlahnstein, der in den Jahren 1898/99 im Auftrage der Stadtverwaltung von Coblenz die Untersuchung der alten frühgeschichtlichen Anlagen im Stadtwalde geleitet hatte, die Führung. Auf einem schmalen Fusspfade durch niederes Dickicht wandernd, erreichte man bald die abseits der jetzigen Verkehrsstrasse an einem uralten Wege, dem sog. Pastorspfad, belegene Tempelanlage des Merkur und der Rosmerta. Das Heiligtum liegt, wie viele andere derselben Gottheiten, an beherrschender Stelle, mit weitem Fernblick auf die Höhen der Eifel. In sachkundiger klarer Weise erläuterte Professor BODEWIG die Tempelanlage und die sie umgebenden Siedlungen, deren Bezirk er für den von Suetonius (Caligula cap. 8) erwähnten „Vicus Ambitarvius" hält. Das ziemlich in der Mitte des Gehöftekomplexes belegene Tempelgebiet, der Temenos, ist von einer stellenweise noch meterhoch erhaltenen Mauer umgeben und hat verschiedenen Zeitaltern als Kultstätte gedient. So fanden sich überall im Innern Latène-Scherben und die Cella war über einem älteren Bau errichtet. Dazu eine Menge jetzt wieder zugeworfener Pfostenlöcher in und neben der Cella, die von zwei noch früheren in Holz errichteten Tempelbauten Zeugnis ablegen. Der Temenos mit seiner polygonalen Mauerung umschliesst etwa 1 Hektar Fläche und hat in seiner längsten Ausdehnung einen Durchmesser von 116 m, in der geringsten von 98 m. Die Umfassungsmauer ist von drei Toren durchbrochen und war an der Nordwestseite mit einem eigenartigen Anbau versehen, der im wesentlichen aus einem schmalen langen und einem breiten Zimmer bestand. Die diesem zugekehrte Aussenwand des Tempelbaues wies mehrere (wahrscheinlich 4) Vorsprünge auf, zu denen wohl die aufgefundenen Reste von drei toskanischen Säulen aus Kalkstein gehörten. Der Tempel hatte einen

Digitized by Google

fast quadratischen Grundriss von 18,60:19,15 m, die Cella eine Ausdehnung von 9,0:9,80 m. Es liegt hier also die im Moselgebiet oft wiederkehrende etruskische Tempelform vor, die neuerdings auch auf der rechten Rheinseite im Walde von Oberspay bei einem Merkurtempel in Erscheinung trat. Das Mauerwerk war vorwiegend in Grauwackenbruchsteinen aufgeführt. Die Aussenseiten zeigten an verschiedenen Stellen einen dicken grauen Wandbewurf, während die Innenseiten einen fein gearbeiteten und geglätteten mit pompejanischem Rot bemalten Putz aufwiesen, unter dem stellenweise noch Reste eines älteren schwarz mit gelben Streifen und auch Kreisringen verzierten Putzes sich fanden. Den Boden bildete eine Steinlage mit etwa 10 cm starkem Kalkestrich. Eine Aufmauerung in der Cella wird einst die überlebensgrossen Statuen der beiden Gottheiten getragen haben. Um sie herum fanden sich eine Menge grosser und kleiner Skulpturreste aus Metzer Kalksteinen, in der westlichen Ecke des Tempelbaues fand sich eine Art Ofen mit Heizkanal.

Die aufgefundenen Skulpturreste lassen keinen Zweifel, dass das Heiligtum dem Merkur, dem gallischen Esus, und seiner Gemahlin Rosmerta gewidmet war. Wann der älteste Bau, dem wohl die Holzpfostenlöcher angehörten, entstanden ist, lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Die zahlreichen Latènescherben der Löcher weisen aber darauf hin, dass er vor den Beginn unserer Zeitrechnung zu setzen ist. Nach der fast ununterbrochenen Münzenreihe der Fundstücke, die von Octavian bis Theodosius und Arcadius reicht, wird die Verehrung des Esus und der Rosmerta an diesem Orte bis ins 5. Jahrhundert gedauert haben, wo die um diese Zeit auftretenden Völkerverschiebungen und Kämpfe dem Tempel ein jähes Ende bereitet haben werden.

Ein kleiner rechteckiger, sowie ein Rundtempel sind in ihren Grundmauern, der erstere neben dem Haupttempel, der andere nahe der Umfassungsmauer zu sehen.

Vom Tempel aus führte der Weg an mehreren römischen Gehöften vorbei, von denen das diesem am nächsten liegende nur Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude ohne sichtbare Einfriedigung zeigt, während bei einem sich unmittelbar anschliessenden die Gebäude von einem Mauerring umgeben sind. Beim Weitermarsche eröffnete sich von dem sogenannten Pastorspfade, an dem der Tempel sowie die Gehöfte und auch verschiedene Grabhügel liegen, ein schöner Fernblick auf die Vorhöhen des Taunus. Nachdem noch ein drei Meter hoher umfangreicher Grabhügel die Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf sich gezogen hatte, wurde bei einem der eigentümlichen Flachgräber, die im Coblenzer und auch im Bopparder Stadtwalde in grosser Anzahl sich befinden, Halt gemacht. Man sieht zwei deutlich hervortretende quadratische Flächen,

Digitized by Google

die ganz eben, zum Zwecke der Trockenlegung von einem seichten Graben umgeben sind, dessen Aushub nach aussen geworfen wurde und so einen niedrigen Wall bildet, der der Anlage das Aussehen eines niedrigen Schänzchens verleiht. An das kleinere Quadrat ist das grössere nachträglich so angebaut, dass die eine Seite bis zu 40 m verlängert wurde. Unmittelbar neben dieser Begräbnisstätte liegen noch 6 flache Grabhügel. Diese enthalten Gräber der Latène-Zeit, während die quadratischen Flachgräber den Verbrennungsplatz sowie eine Reihe von Einzelbeisetzungen aus der frühesten bis in die späteste Zeit der römischen Herrschaft aufweisen. Fast eine jede der im Stadtwalde vorhandenen vielen antiken Villen hat in ihrer Nähe einen solchen kleinen Friedhof, der zusammen mit den öfter daneben liegenden Grabhügeln sich als eine Familiengrabstätte darstellt, die in keltischer und römischer Zeit benutzt wurde, und die zeigt, dass man hier unter römischem Einfluss bald vom Hügelgrab zum Flachgrab überging. Von diesem merkwürdigen Friedhofe aus gelangte man in fast einstündiger Waldwanderung nach Schloss Stolzenfels, wo sich ein herrliches Rheinbild den entzückten Blicken darbot: zu Füssen der silberglänzende Strom und die Orte Capellen und Rhens, seitwärts die bewaldeten Höhen des Hunsrücks; auf der rechten Rheinseite Ober- und Niederlahnstein, Burg Lahneck und die Allerheiligenkapelle, Braubach und die Marxburg und, den Hintergrund bildend, die Höhenzüge des Westerwaldes und des Taunus.

Etwa 20 Minuten später sammelte sich die Gesellschaft in Capellen zu einem kleinen Imbiss und setzte dann mittels Motorbootes nach dem gegenüberliegenden Oberlahnstein über. Mit berechtigtem Stolze konnte hier Professor BODEWIG das in dem alten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden, auch durch seine offene gotische Holzlaube im Erdgeschoss bemerkenswerten Rathaus untergebrachte, unter seiner tatkräftigen Leitung entstandene Museum zeigen. Neben einer Anzahl guter Stücke der jüngeren Bronze- und der Hallstatt-Zeit waren es hauptsächlich die von BODEWIG gemachten Funde der älteren Latène-Zeit aus Oberlahnstein und Braubach, die Reste eines keltischen Wagens, die römischen Fundstücke aus dem Limeskastell Niederberg, die Sammlung verzierter und glatter Sigillata, sowie eine ziemlich vollständige Gruppe mittelalterlicher Keramik aus Vallendar, die zu eingehender Besichtigung und Aussprache anregten. Auch wurden die für die Versammlung besonders zusammengestellten Gruppen von Gefässverzierungen der Latène- und der römischen Periode mit lebhaftem Interesse studiert. Erst der Einbruch der Dunkelheit zwang zum Verlassen der interessanten Räume und zur Rückfahrt nach Coblenz, die mit der elektrischen Strassenbahn zurückgelegt wurde.

Auf der Terrasse des Hotels zum Riesen-Fürstenhof fand sich dann ein Teil der Gesellschaft noch zu einem kühlen Trunke zusammen,

Digitized by Google

in der unmittelbaren Nähe des Rheins, den bald lustigen bald schwermütigen Weisen einer Zigeunerkapelle lauschend.

(Aus den Berichten der Herren R. BODEWIG und A. GÜNTHER zusammengestellt vom Herausgeber.)

Sonntag, den 6. August 1911.

Ausflug nach Andernach und Mayen.

Mit einer Textabbildung.

Trotz der starken Anstrengung des Geistes und des Körpers an den beiden vorhergehenden Tagen, die teils ernster wissenschaftlicher Arbeit, teils strapaziösen, der Wissenschaft dienenden Ausflügen gewidmet waren, fanden sich am Sonntag morgens 9 Uhr am Hauptbahnhof 33 Personen, darunter 7 Damen, zum Ausflug nach Andernach und Mayen ein. In Andernach begrüsste der Vorstand des Altertumsvereins „Alt-Andernach", der unserer Gesellschaft als Mitglied angehört, die Herren Bürgermeister Dr. KERCKHOFF, I. Beigeordneter X. MICHELS und Stadtbaumeister STEIN die Gesellschaft in dem aus dem Jahre 1572 stammenden Rathaussaale namens der Stadt und des Vereins „Alt-Andernach" und führten sie dann durch das in der Erdgeschosshalle untergebrachte, von C. KOENEN-Bonn geordnete Museum. Wenn auch das, was seit fast einem Jahrhundert in und um Andernach an Altertümern gefunden, von der Magdalénien-Siedlung am Martinsberg bis zu den reichen Frankengräbern, fast durchweg in auswärtige Museen gelangte und in alle Gegenden zerstreut worden ist, so hat doch der Verein Alt-Andernach, dank der rührigen Förderung durch Herrn Bürgermeister KERCKHOFF, einflussreiche Bürger und einige Professoren des Gymnasiums, im Laufe weniger Jahre es zu einer recht anschaulichen Sammlung gebracht. Hervorzuheben sind die Sammlung römischer Fundstücke, fränkische Waffen, Schmuck und Gefässe und vor allem eine Anzahl spätmerowingisch und karolingisch-fränkischer Grabsteine von einem Gräberfelde am Landsegnungsweg in Andernach. Grosses Interesse erregte auch das sog. „Judenbad" im Rathaushofe, eine $2^1/_2$ m im Geviert haltende, schachtartig 13 m tief in die Erde gebaute Turmanlage von 3 gewölbten Gelassen, in deren unterstem das Wasser mit dem Rheinspiegel steigt und fällt. Um den Gelassbau windet sich eine 3 m breite Treppe. Die Schachtanlage, in ihren gotischen Architekturteilen aus Basaltlava erbaut, ruht auf einem kräftigen Schwellroste aus Eichenstämmen und bildet hier einen Wasserbehälter, der durch das Druckwasser des nahen Rheinstromes versorgt wird. Eine ähnliche, aber jüngere Anlage befindet sich in Friedberg in Oberhessen (vergl.

Digitized by Google

die Denkmalpflege 1909). Da konnte kaum einer der Gesellschaft es sich versagen, auf den etwas schmalen und steilen Treppen den Weg in die kühle Tiefe zu unternehmen. Bei der herrschenden Hitze eine gute Erfrischung! Vor der kritischen Geschichtsforschung hält allerdings die nachweislich sehr alte Bezeichnung nicht stand. Es ist kein Judenbad, sondern eine auf besondere Anweisung des Kurfürsten von Cöln, dem Andernach gehörte, wahrscheinlich anfangs des 13. Jahrhunderts errichtete sichere Aufbewahrungsstätte für die Akten und Wertstücke der Stadt.

Herr Bürgermeister KERCKHOFF war leider gesundheitlich verhindert, die Führung durch die Stadt zu übernehmen. An seiner Stelle unterzog sich Herr GÜNTHER der Aufgabe auf einem kurzen Rundgange durch die Stadt die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten zu zeigen und zu erklären. Andernach, das zurzeit etwa 8000 Einwohner hat, ist eine uralte Kulturstätte, die schon in vorrömischer Zeit besiedelt war; in römischer Zeit ein Drususkastell, sowie bürgerliche Niederlassung, vom 3. Jahrhundert ab ummauerte turmbewehrte Stadt; in fränkischer Zeit austrasischer Königshof[1]), im Mittelalter befestigte Stadt mit Burg der Kölner Erzbischöfe und Kurfürsten. Mit seiner Geschichte ist manche Sage verflochten, z. B. von den Bäckerjungen, die durch ihre Wachsamkeit die Stadt vor einer Überrumpelung bewahrten und zu deren Gedächtnis die beiden anscheinend romanischen Figuren im alten Rheintor angebracht sein sollen.

Vom Rathause aus ging es an der ehemaligen Franziskanerkirche (1246), jetzt Evang. Kirche, vorbei zu dem im Osten der Stadt belegenen „Coblenzertor" (Ende 1500) und den daneben liegenden mächtigen Resten der churkölnischen Pfalz (1109 bezw. 1491), woselbst in den von der Stadt errichteten und unterhaltenen Schmuckanlage kurze Zeit gerastet und von Herrn GÜNTHER eine kurz gefasste Darstellung der Burg-Anlage und ihrer Geschichte gegeben wurde. Von hier zurück über die Hochstrasse vorbei an dem ehemals von der Leyenschen Hofe mit seinem stattlichen Barock-Portale (1620) und den sonst noch vorhandenen Patrizierhäusern zur alten Liebfrauenkirche. Aus dem 11. Jahrhundert stammt der Nordostturm; als Rest einer vermutlich einschiffigen, durch Brand zerstörten Kirche. Die heutige Kirche im reinsten Übergangsstil 1150—1212 erbaut (Südostturm und die beiden Westtürme sind in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet) ist eine dreischiffige Pfeilerbasilika und bietet im Äussern sowohl wie im Innern manches Interessante.

[1]) GÜNTHER, Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens. Mannus II, Heft 1—3 und III, Heft 1.

Digitized by Google

Leider war die Zeit schon sehr vorgeschritten; die Gäste mussten sich beeilen, um noch schnell einen Blick auf den im Westen der Stadt in Höhe von 33 m emporragenden Runden Turm (1448—52) werfen zu können und dann durch die Rheinanlagen, an dem alten Rheintor (12. und 15. Jahrhunderts, 1900 restauriert) vorbei, den Gasthof „Zum Anker" zu einer kurzen leiblichen Stärkung aufzusuchen.

Gegen 12½ Uhr wurde aufgebrochen zur Weiterfahrt nach Mayen.

(Aus den Berichten der Herren Dr. KERCKHOFF und A. GÜNTHER, zusammengestellt vom Herausgeber.)

Mit Freuden war es s. Zt. vom Mayener Geschichts- und Altertumsverein begrüsst worden, als bekannt wurde, dass die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte bei ihrer Tagung in Coblenz auch Mayen mit ihrem Besuche beehren würde, und es begannen schon frühzeitig die Vorbereitungen und Aufgrabungen an dem Erdwerk der jüngeren Steinzeit, um den Besuchern etwas zeigen zu können. Als dieselben am 6. August 1911 Mittags ½2 Uhr auf Bahnhof Mayen-Ost in stattlicher Anzahl erschienen, wurden sie von dem Beigeordneten in Vertretung des in Urlaub weilenden Bürgermeisters und von einer Anzahl Herren des Mayener Vereins begrüsst. Nachdem noch zunächst in der Bahnhofswirtschaft für die leiblichen Bedürfnisse in etwa gesorgt worden war, ging man sofort zur Besichtigung der in der Nähe des Ostbahnhofes gelegenen Aufgrabungen über; nach einer kurzen Begrüssung der Gäste durch den Vorsitzenden des Mayener Vereins, Herrn Justizrat Dr. BRINK, begann die Erklärung der einzelnen aufgedeckten Stellen des Erdwerkes durch die verschiedenen Vorstandsmitglieder. An der direkt an der Provinzialstrasse Mayen-Andernach gelegenen „Prinz Oskar von Preussen Grube" (so benannt nach dem früheren Besuche Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen OSKAR) wurde die ganze Formation des Bodens eingehend gezeigt und hier begann auch sofort die Besichtigung des Werkes. Der Besitzer der Grube war einige Zeit vorher beim Abdecken zufällig auf eine früher hier (Nordwestseite des Werkes) schon vermutete Toranlage gestossen und nun hatte man an der betreffenden Stelle einen interessanten und lehrreichen Längsschnitt durch die Toranlage nebst Grabenköpfen hergestellt. Sehr gut zeichnete sich der Damm des Tores durch die alte Bodenschichtung ab, wie wir sie hier gewöhnlich finden: Geröllschicht, Britzbank (feste Lehmschicht), die verschiedenen Schichten des Bimssands und schliesslich den Humusboden, während seitwärts die Grabenköpfe durch den in verschieden-

Digitized by Google

artigster Weise eingefüllten Boden deutlich erkennbar waren und hervortraten.

An der Westseite des Werkes waren noch verschiedene früher bereits festgestellte Toranlagen wieder aufgegraben und mehrere Grabenquerschnitte hergestellt worden, um den Teilnehmern der Versammlung in möglichst ausgedehnter Weise Gelegenheit zu geben, das Werk und seine Anlage kennen zu lernen.

Der interessanteste Schnitt war ein solcher, der auf der Ostseite des Werkes in dem von dem Eigentümer MICHELS hier zur Grabung freigegebenen Felde hergestellt war. An dieser Seite zeichnete sich der Graben gegen den gewachsenen Boden insofern deutlicher ab, als der letztere aus festem Lehmboden bestand, wie dies früher schon immer festgestellt worden war. Eine Besonderheit war hier festzustellen, die bisher noch nicht beobachtet worden war: in die Sohle des Grabens war ein fortlaufendes kleines Gräbchen eingeschnitten, wie eine Wasserrille aussehend, und es war wohl die Ansicht der Mehrzahl der Anwesenden, dass man es hier mit einem späteren Wasserabfluss zu tun habe. Der Graben war an der oberen Kante des Bodens 4,62 Meter breit und hatte in der Mitte bis zur tiefsten Stelle der Rille eine Tiefe von 2,92 Meter (Abb. 1).

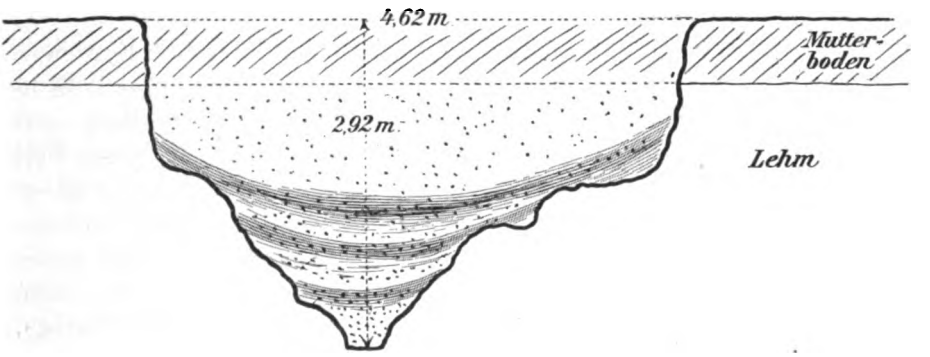


Abb. 1. Grabenschnitt auf der Ostseite des neolithischen Erdwerks bei Mayen.
NB. Die dunklen Streifen in der Zeichnung sind eingeschwemmter Sand.

Die Funde an Scherben und dergl. waren auf der Nordseite gering, auf der Nordwest- und Südwestseite häufig; den Teilnehmern an dem Ausfluge war an Ort und Stelle Gelegenheit geboten, die Hauptfunde einzusehen. Wegen der früheren Funde, namentlich der wiederhergestellten ganzen Gefässe, wurde auf den demnächstigen Besuch des Museums verwiesen, wo alle Funde geordnet aufgestellt seien.

Der hinter dem Hauptgraben gelegene Palisadengraben war auch an verschiedenen Stellen in Schnitten freigelegt und deutlich erkennbar; teilweise waren auch die Pfostenlöcher noch festzustellen.

Digitized by Google

Ein kleiner, aber doch sehr interessanter Fund konnte den Gästen noch vorgeführt werden in einer einige Tage vorher zufällig beim Sandabfahren angeschnittenen und aufgedeckten Wohngrube, die sich nach den vorgefundenen Scherben als derselben Zeit entstammend erwies. Sie hatte einen Durchmesser von 1,50 Meter, die Erde hatte dunklere Färbung. Der Fund lag im Inneren des Erdwerkes in der Nähe der Provinzialstrasse Mayen-Andernach, 11,20 Meter einwärts vom Palisadengraben entfernt. Besonders interessant war der Fund, weil er wie gesagt ganz im Inneren des Werkes lag, während man bisher meist angenommen hatte, dass sich im Innern Wohngruben nicht befunden hätten, eine Annahme, die dieser Fund widerlegt.

Der ganze Umfang des Werkes, dessen Flächeninhalt etwa 1/4 der Urmitzer Festung ausmacht, war durch rote Fähnchen kenntlich gemacht, so dass man besonders von der etwas erhöht gelegenen Provinzialstrasse aus die Grösse, ein Areal von 360 : 225 m genau übersehen konnte.

Ein weiterhin beabsichtigter Besuch des nahe gelegenen Katzenberges musste leider der grossen Hitze wegen unterbleiben, da der völlig schattenlose steile Aufstieg zu anstrengend war.

Infolgedessen wandte man sich allmählich der Stadt zu. In fröhlichem Zuge ging es zu der von Alters her durch die Basaltlava-Industrie und den gemütlichen, gastfreundlichen Charakter ihrer Bewohner bekannten Stadt. Mayen in landschaftlich schöner Lage, etwa 236 m über dem Meeresspiegel, umgeben von vulkanischen Höhenzügen, aus denen sich der Hochsimmer (588 m) majestätisch und die Landschaft beherrschend hervorhebt, ist der Mittelpunkt der fruchtbaren Pellenz und des Maifeldes, hat zurzeit etwa 14 000 Einwohner und ist in blühender Entwicklung begriffen. Den Haupterwerbszweig der Bewohner bildet die schon erwähnte Basaltlava-Industrie, die Ausbeute der den alten Vulkankratern entströmten Lava und ihre Verarbeitung zu Mühlsteinen, Treppenstufen, Pflastersteinen, Werksteinen usw., in der etwa 3000 Arbeiter lohnende Beschäftigung finden. Ebenso geben die Schiefergruben in der Nähe der Stadt günstige Arbeitsgelegenheit. Seinen Ursprung kann es, wie die fleissigen Forschungen des Geschichts- und Altertums-Vereins beweisen, auf uralte Zeiten zurückführen. In den vorrömischen Zeiten reiht sich Kultur an Kultur, eine Siedlung löst die andere ab. Die römische Niederlassung lag zum grössten Teile auf dem linken Ufer der die heutige Stadt durchströmenden Nette. Zahlreiche Aufdeckungen von Grundmauern, Wasserleitungen, Böden und Strassenreste geben von ihr Kunde; von der fränkischen Zeit legen reich ausgestattete Gräberfelder und Töpferöfen Zeugnis ab. Im Mittelalter von einer jetzt noch schön erhaltenen Befestigung umgeben, ge-

Digitized by Google

hörte es zum Erzstifte Trier, dessen Erzbischöfe und Kurfürsten in der 1280 erbauten Genovefaburg, ähnlich wie in Coblenz, oder wie der Kölner Kurfürst in Andernach, eine Zwingburg gegen etwaige reichsfreistädtische Gelüste der Bürger besassen. In einem dieser Stadttürme, dem Brückenturm, ist das Museum des Geschichts- und Altertumsvereines untergebracht, dem zunächst unser Besuch galt. Auch hier übernahmen die Vorstandsmitglieder des Mayener Vereins bereitwilligst die Führung der Gäste. Alle Abteilungen von der Vorzeit bis zur Neuzeit wurden einer eingehenden Besichtigung unterzogen und die Gäste waren, soweit man das Urteil vernahm, von dem Gesehenen befriedigt.

[Es ist geradezu erstaunlich, welche Schätze an Ausgrabungen und Funden der rührige Verein in diesem erst 1904 begründeten Museum, dem durch die Stadt die beiden Stockwerke eines Torturmes der alten Stadtbefestigung in geeignetem Umbau eingeräumt worden sind, zusammengebracht hat. Ausser den hochinteressanten Funden aus der neolithischen Festung der Pfahlbaukultur, sowie bandkeramischen und zonenkeramischen Funden aus Ruitsch, Gering, Kaisersesch, fallen besonders die prächtigen Gräber der Hallstattzeit auf, sowohl der Stufe I, Gräber von Gering (s. oben S. 95 f.), als der Stufe IV, Skelettgräber von Betzingerweg, alle mit reicher Keramik. Aber auch die folgenden Perioden, Latène (zahlreiche Hügelgräber), Römische, Fränkische Zeit, sind nicht übel vertreten, während die Bronzezeit, wie ja überhaupt im Rheintal von Bingen abwärts, fast leer ausgeht, was schon nach der Siedlungskarte für die Periode der Bronzezeit in der Festschrift (KOSSINNA, Herkunft der Germanen) nicht anders zu erwarten war. Genaueres bietet der „Führer durch das Museum des Vereins", der jedoch aus dem Jahre 1909 stammt und daher bereits erhebliche Lücken aufweist. Hervorzuheben ist noch die trefflich zusammenfassende Schrift des Vereinsvorsitzenden Herrn Justizrat Dr. L. BRINK, die Niederlassungen in Mayen bis zum Beginn des Mittelalters. Mayen 1910. Beide Schriften enthalten eine Anzahl Tafeln mit Abbildungen. **G. K.**]

Nach solch angestrengter Arbeit trat dann die Erholung wieder in ihre Rechte, zumal auch jetzt nach der grossen Hitze des Tages die Sorge für das leibliche Wohl sich geltend machte. Um 6 Uhr vereinten sich die Gäste wieder im Hôtel Kohlhaas-Reiff zu einem gemeinsamen Mahle, wobei Speisen und Getränke des Hôtels wohl gewürdigt wurden. Unterdessen hatten sich auch manche Mitglieder des Mayener Vereins eingefunden, um mit den Gästen noch einige frohe Stunden der Erholung zu verleben. Hierbei begrüsste Herr Landrat Dr. PETERS als stellvertretender Vorsitzender des Mayener Vereins in recht fideler Weise nochmals die Gäste, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte Herr Universitätsprofessor Dr. KOSSINNA-Berlin

Digitized by Google

dankte dem Mayener Verein in humorvollem Tone für das Gebotene und noch manches schöne Wort wurde gesprochen, manches frohe Lied wurde gesungen. Die Stimmung hob sich allmählich so, dass die grosse Mehrzahl der Gäste den zur Rückfahrt nach Coblenz in Aussicht genommenen Zug um 8 Uhr fahren liessen und es vorzogen noch einige frohe Stunden im gastlichen Mayen zu verleben und den „letzten" Zug zur Rückfahrt zu benutzen. Dass im weiteren Verlaufe des Zusammenseins, das sogar zu einem rasch improvisierten Tänzchen führte, nur noch der Humor sein Szepter schwang, ist wohl selbstverständlich und allgemein hiess es zum Abschied: „auf baldiges frohes Wiedersehen!" (Aus den Berichten der Herren Dr. L. BRINK, A. GÜNTHER und Dr. G. KOSSINNA, zusammengestellt vom Herausgeber.)

Montag, den 7. August

fand um 9½ Uhr morgens in der Festhalle die Geschäftssitzung statt, in der die in der Ausschusssitzung beschlossenen Vorschläge durch Annahme bei der Gesellschaft zum Beschluss erhoben wurden. Hierauf erstattete Herr Oberlehrer SCHMIDT-Löbau an Stelle des verhinderten Schatzmeisters den Kassenbericht und es wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Kassenbericht.

	Mk.	Ausgaben	Mk.
Bestand am 2. August 1910 . .	3603,02	vom 2. August 1910 bis 31. Juli 1911	
Einnahmen vom 2. August 1910 bis 31. Juli 1911		Mannus Band I . . .	120,—
Mitgliederbeiträge . .	3809,45	Mannus Band II . .	2891,75
Zinsen	35,55	Mannus Band III . .	2880,—
Verschiedenes . . .	214,20	Sonstige Drucksachen .	51,—
Mk.	7662,22	Portoauslagen usw. .	115,85
		Reisekosten	10,—
		Bureaubedarf, Schreibhilfe usw.	115,15
		Verschiedenes . . .	12,85
		Mk.	6196,60

Digitized by Google

Einnahmen . . .	7662,22 Mk.
Ausgaben . . .	6196,60 „
Kassenbestand .	1465,62 Mk.

Um eine Übersicht über die Geschäftslage zu geben, ist es zweckmässig, die drei bisherigen Jahre zusammenzufassen, da vielfach Ausgaben — es kommen vor allem die Mannusbände in Betracht — eines dieser Jahre erst im darauffolgenden Jahre beglichen worden sind.

Vom 1. Januar 1909 bis 31. Juli 1911 sind vereinnahmt	11572,14 Mk.
Vom 1. Januar 1909 bis 31. Juli 1911 sind verausgabt	10106,52 „
Bestand am 31. Juli 1911	1465,62 Mk.
Die weiteren Ausgaben bis 31. Dezember 1911 sind zu veranschlagen auf	265,62 „
Es würde also das Vermögen der Gesellschaft am Schluss des 3. Geschäftsjahres (31. Dezember 1911) zu veranschlagen sein in runder Summe auf	1200,— Mk.

Endlich fanden die Neuwahlen des Ausschusses und des Vorstandes statt.

In den Ausschuss wurden gewählt die Herren:

Stadtarchivar Dr. ALBRECHT-Charlottenburg,
Geheimrat Univ.-Professor Dr. BEZZENBERGER-Königsberg,
Museumsassistent Dr. BLUME-Posen,
Vorstand des städt. Tiefbauamtes GÜNTHER-Coblenz,
Privatdozent Dr. HAHNE-Hannover,
Univ.-Professor Dr. KOSSINNA-Berlin,
Sekretär SNETHLAGE-Berlin,
Geheimrat Professor BRACHT-Dresden,
Univ.-Professor Dr. FLEISCHER-Berlin,
Rektor RADEMACHER-Köln,
Oberlehrer SCHMIDT-Löbau,
General-Oberarzt Dr. WILKE-Chemnitz,
Oberlehrer FRIEDEMANN-Einbeck,
Rentner BUSSE-Woltersdorf,
Professor Dr. PAAPE-Schöneberg-Berlin.

Digitized by Google

In den Vorstand wurden gewählt die Herren:

Univ.-Professor Dr. KOSSINNA-Berlin, I. Vorsitzender,
Univ.-Professor Dr. BEZZENBERGER-Königsberg, II. „
General-Oberarzt Dr. WILKE-Chemnitz, III. „
Dr. ALBRECHT-Charlottenburg, I. Schriftführer,
Privatdozent Dr. HAHNE-Hannover II. „
Museumsassistent Dr. BLUME-Posen III. „
Sekretär SNETHLAGE-Berlin, Schatzmeister.

Hiermit schloss die Tagung in Coblenz ab.

Montag den 7. bis Mittwoch den 9. August.

Ausflüge nach Mainz, Frankfurt a. M., dem Altkönig nebst Goldgrube und der Saalburg,

I. Mainz.

Mit dem Zuge 11^{06} Uhr fuhren 20 Mitglieder zu den weiteren Ausflügen ab, zunächst nach Mainz. Dort angelangt begaben sich die Teilnehmer nach kurzer Stärkung durch ein treffliches Mittagsmahl in den Rheinischen Bierhallen nach dem Römisch-Germanischen Central-Museum, wo sie durch Dr. Fr. BEHN in Vertretung der Direktion begrüsst wurden. Es folgte sodann unter Führung der beiden Assistenten Dr. BEHN und Dr. BRENNER eine mehrstündige sehr gründliche Besichtigung des Museums mit besonderem Eingehen auf die während der Tagung angeschnittenen Fragen. Von der geplanten Besichtigung der Ausgrabungen im Gebiete des Mainzer Legionslagers und der römischen Wasserleitung wurde abgesehen der schon vorgeschrittenen Zeit wegen, und die Gesellschaft versammelte sich zu einem Abschiedstrunk auf der Terrasse der Stadthalle. Am Abend erfolgte fahrplanmässig die Abfahrt nach Frankfurt a. M. (Behn.)

Es erscheint notwendig, auch an dieser Stelle mit besonderem Nachdrucke hervorzuheben, dass die grossartigen Leistungen, die bei der Neueinrichtung und Neuaufstellung des Mainzer Centralmuseums von der Verwaltung desselben ausgeführt worden sind, bei allen Teilnehmern einmütigste Bewunderung erregten, der auch der Vorsitzende in einer Dankkarte an den leider abwesenden I. Direktor, Professor Dr. Karl SCHUMACHER, beredten Ausdruck lieh, wie er das schon in der Eröffnungsrede vom 4. August getan hatte (vergl. Mannus-bibliothek Nr. 9).

Digitized by Google

II. Altkönig und Goldgrube.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Zum 8. August war eine Besichtigung der Ringwallsysteme im Taunus vom Altkönig (im Volksmund Altking) bis zur Goldgrube angesetzt, die unter Führung ihres Erforschers, Herrn Chr. L. THOMAS-Frankfurt a. M., stattfinden sollte. Am Morgen dieses Tages konnte sich aber Herr THOMAS aus Gesundheitsrücksichten leider nur für den letzten Teil der Wanderung zur Verfügung stellen und übertrug am Bahnhofe in Frankfurt die Begleitung an Herrn Johannes RICHTER-Frankfurt a. M., den er mit seinen Untersuchungen bekannt gemacht hatte. Man benützte die Bahn bis Königstein (340 m) und ging dann über Falkenstein auf schönen Waldpfaden bis zu einer Quelle (630 m). 14 m entfernt davon erstreckt sich am südwestlichen Hang des Altkönigs 130 m hinauf in Dreiecksform von 108000 qm Fläche (s. Abb. 1 und 2) ein Anbau der

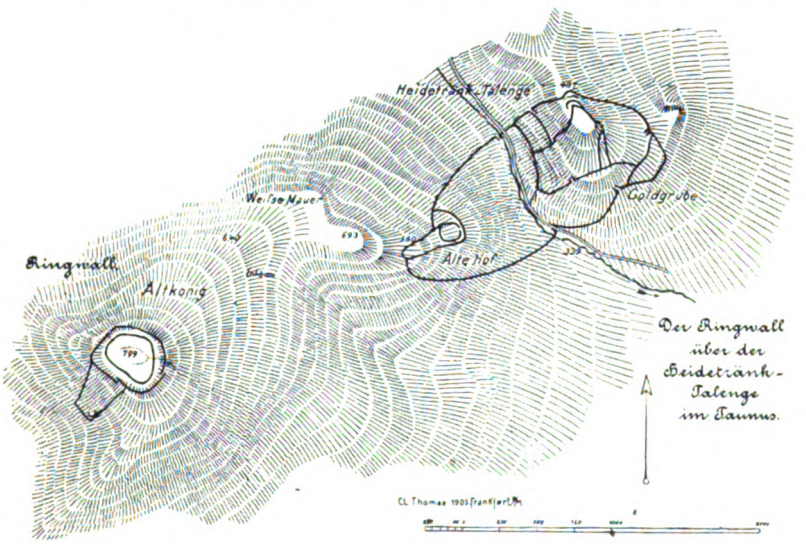


Abb. 1. Ringwälle auf dem Taunus, bei Altehöfe über der Heidetränkanlage und auf der Goldgrube. 1 : 50000.

Ringwälle, die die Bergkuppe umschliessen: jetzt zusammengesunkene, durch Raubzüge der Anwohner seit Jahrhunderten sehr verringerte Reste einer starken Steinmauer, die gerade in der der Quelle zugekehrten Ecke durch eine noch erkennbare Rundschanze die Einbeziehung des ständig fliessenden Wassers in das Machtbereich der Wallinhaber zeigt. Scherbenfunde der Latènezeit in der Quelle stimmen mit solchen im Ringwall überein. — Mit Begehung einer in der Nähe der Waldwirtschaft Fuchstanz vorbeiführenden 6 m breiten Römerstrasse, die sich im Waldboden durch Wölbung und hochkantig, sowie im Ver-

Digitized by Google

band gestellte Steine kenntlich macht (von Herrn THOMAS ebenfalls entdeckt und 1905 untersucht), wendeten sich die Teilnehmer zu dem Anschluss des vorhin im unteren Ende besichtigten Annexes an den

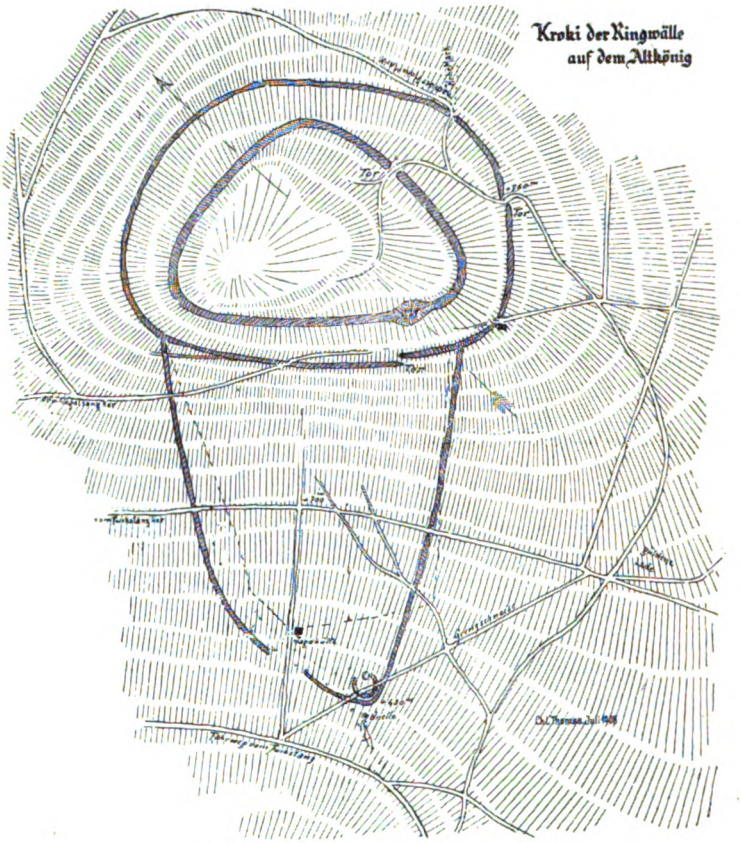


Abb. 2. Ringwälle auf dem Altkönig.

grossen unteren Steinringwall (760 m) des Berges, der in doppelter Wehrmauer von 50—80 m Abstand die Hochfläche des Altkönigs (800 m) mit 154000 qm umschliesst. Diese grabenlosen Steingürtel, aus anstehender Grauwacke geschichtet, einst 4—6,70 m breit mit jetzt verschwundenen Holzverankerungen (s. Abb. 3 und 4), haben ebenfalls durch im Grossen betriebene moderne Steinabfuhr an Form und Masse beträchtlich eingebüsst. Herr THOMAS hat 1883 mit von COHAUSEN und 1911 allein wichtige Freilegungen vorgenommen, die in deutlicher Erhaltung die Innenansicht der 1,30 m hohen Mauer mit den Nischen für die senkrechten Holzpfosten der Mauer und der angelehnten Hütten und die Aussparungen für die Mauerriegel erkennen lassen. Auch die aufgedeckten Torwege, Wohnplätze und der mit einer Burgsage in Ver-

Digitized by Google

bindung stehende sogenannte „Brunnen“ einer tiefen Grube nahe dem Gipfel wurden besucht.

1750 m trennen das Mauersystem des Altkönigs von dem in neuer und neuester Zeit noch weit mehr zerstörten der „Alten Höfe“ (s. Abb. 1). Der glühenden Sonne entzog uns der köstliche Waldesschatten und eine Zeitlang tauchte die Fortsetzung der am Morgen schon begangenen Römerstrasse neben uns auf, unser Interesse wach zu halten und es schmerzlich empfinden zu lassen, dass auch diesem Denkmal in den letzten Monaten durch rücksichtslose Weganlage streckenweise der Untergang bereitet worden war. Die „Alten Höfe“ genannte Ringwallgruppe (567 m) besteht aus gleichem Material in derselben Bauweise, wie jene des Altkönigs und ist ebenfalls von Herrn THOMAS untersucht, vermessen und beschrieben worden. Eine Flankenmauer zieht hinab ins (270 m) wasser- und

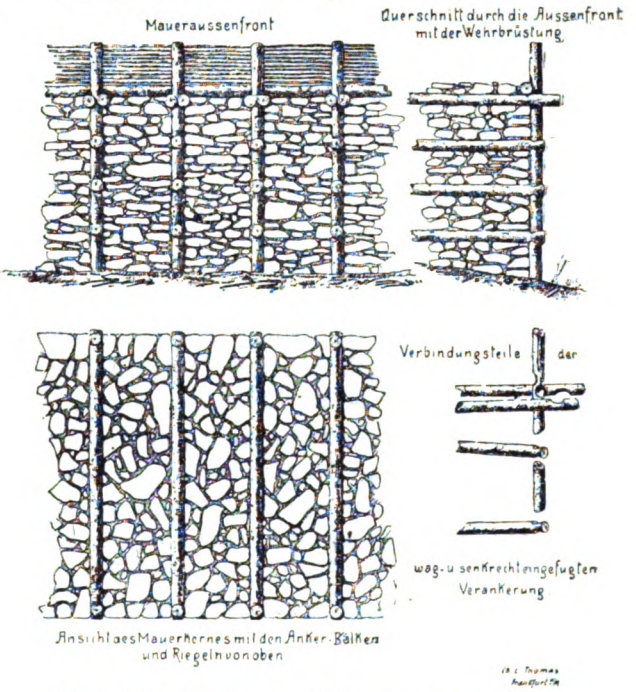


Abb. 3. Rekonstruktion der Altkönig-Steinmauer. 1 : 100.

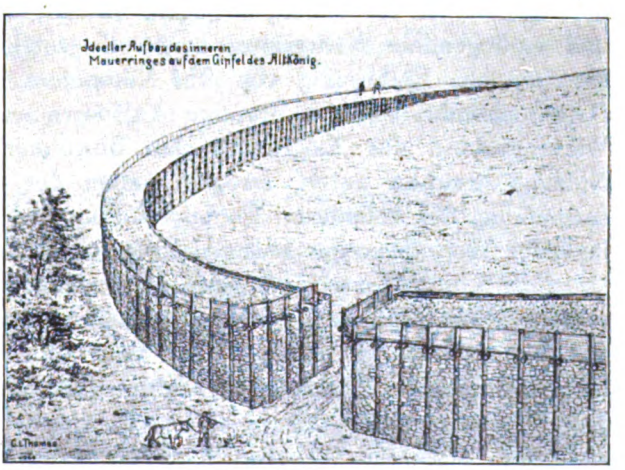


Abb. 4. Ideeller Aufbau der inneren Mauer auf dem Altkönig.
An der Torseite hatte die Innenmauer die doppelte Höhe und Dicke der davor liegenden Aussenmauer, nur ein Tor diente hier als Zugang in der Form einer mässig weiten rechtwinkligen Unterbrechung des Mauerringes, während die Tore der niedrigen Aussenmauer schief und langgeführte Durchgänge zwischen den übereinandergreifenden Wallenden sind.

Digitized by Google

wiesenreiche Haideträänktal und bildet mit dem Wallsystem der gegenüberliegenden Goldgrube den Abschluss gegen Feinde, die vom Tal des Mains und der Nidda heraufkommen. (J. Richter).

Nachdem Herr Ökonom J. RICHTER-Bartmann die höchst lohnende Führung und Erläuterung der grossen Ringwall-Anlagen auf dem 800 m hohen Altkönig von der auf dessen Südwestseite bei 630 m Höhe austretenden Quelle und der ebenda beginnenden Annexmauer aus über die mit doppeltem Stein-Ringwall umschlossene Kuppe aufgenommen, von da nach kurzer Rast nach der in nordöstlicher Richtung 1700 m entfernten und 300 m tiefer auf steiler Vorhöhe des Berges gelegenen Althöfer Mauer (einst ein selbständiger ovaler doppelter Stein-Ringwall) fortgesetzt und dann trotz des beschwerlichen felsigen Geländes nach weiteren 200 m Abstieg bis zur Sohle des engen Heideträänktales zu aller Befriedigung zu Ende gebracht hatte, erübrigte nur noch — um dem Programm gerecht zu werden — die Begehung des von hier, dem Bache, ab nordöstlich schroff aufsteigenden Goldgruben-Berges (s. Abb. 1), der mit seinen bekannten, weitausgreifenden, in raffiniertem Ausbau sich heute noch darbietenden Wallumschliessungen stark befestigt und mit dem vorgenannten, südlich über der rechten Talseite hoch gelegenen Ringwalle (Althöfer Mauer) zweifach und wehrhaft verbunden, einst innerhalb seiner 3 bis 5 m starken Trockenmauern aus Erde, bezw. Stein und Holz an Fläche mehr als die Hälfte des 1 302 500 qm grossen, von fliessendem Quellwasser durchzogenen „Ringwall über der Heideträänk-Talenge" aufzuweisen hatte. Sowohl die an der gefährdetsten Stelle, dem überhöhten Lindenberg entgegen, im Halbrund mit vierfacher Mauer und vorliegendem Wehrgraben kunstvoll gestaltete Enceinte, als auch die in einer Entfernung von $2^1/_2$ Kilometern das Vorgelände gegen Osten abschliessende einfrontige Talsperrmauer, womit 200 Hektar Wiesengelände des Talgrundes den Bewohnern des Ringwalles zur Nutzung gesichert waren, erregten neben der ersichtlichen rationellen Ausnutzung der koupierten Bodengestaltung bei der ursprünglichen Anlage der Wehrlinien das besondere Interesse.

Den Schluss der wohlgelungenen siebenstündigen Wanderung bildete eine gemeinsame behagliche Erholung unter den schattigen Baumkronen der Restauration „Hohe Mark" auf dem mit dem ursprünglichen, noch lebendigen Namen, Bärenwiese, gezierten und bachdurchrauschten Wiesengrunde, dessen nahes nordwestliches Ende am Beginne der engen und waldigen Talschlucht vor etwa 2000 Jahren durch die von Berggipfel zu Berggipfel ziehende äussere Ringmauer mit dem Südosttor sturmsicher abgeschlossen war. Es dunkelte schon, als man zu fröhlicher Heimfahrt mit der elektrischen Strassenbahn nach den Erholungsstätten in der Stadt am Maine schritt.

Digitized by Google

Literatur über den Altkönig.

Abgesehen von den mehr allgemeinen Betrachtungen, womit von PEUCKER, O. SCHUSTER, von PREUSKER, STEINER, SCHMIDT, KNAPP, PIEPER, ARND u. s. w. den Altkönig auf Grund älterer Spezialberichte oder eigener Anschauung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Reihe der Taunus-Ringwälle an erster Stelle anführen, haben

von COHAUSEN 1861 in Westermanns Monatsheften mit einem Vortrag über „die Kernmauern der Ringwälle im Taunus" und mit seinen Veröffentlichungen in den Annalen des Vereins für Nass. Altk. u. Gschtsf. XV, S. 351 u. XVII, 1882, dann

CH. L. THOMAS im Archiv für Anthropologie B. XXII, 1894, und Westdeutsche Zeitschrift, Jahrgang XXI Nr. 3 u. 4, 1902, ferner in d. Annalen d. Ver. f. N. Altk. u. Gf. B. XXXVI, 1906, S. 212 u. Mitteil. 1906/7 Spalte 104 u. ebenda B. XXXVII, Mitteil. 1907/8, Spalte 42—48 über das Wesen dieser Ringwall-Anlage neues Licht verbreitet.

Der Zusammenhang (einstige) dieses mit dem Ringwallsystem über der Heidetränk-Talenge (Goldgrube und Althöfer Mauer) ist in der Arbeit a. a. O. B. XXXVI, S. 212 einwandfrei erwiesen. In der Festschrift zur XXIX. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropolog. Gesellschaft in Frankfurt a. M., 1908, und im Reallexikon der German. Altertumskunde von Prof. HOOPS, 1911, ist dann von THOMAS in aller Kürze das Beachtenswerteste über die jetzt völlig aufgeklärten vereinigten Systeme aus der Spät-Latènezeit und ihre Stellung in der Geschichte mit lehrreichen Abbildungen zusammengefasst. Dabei ist hervorzuheben, dass die beiden nächstgelegenen Ringwälle (Hünerburg und Bleibeskopf) erwiesenermassen anderen, unter sich durchaus verschiedenen Kulturperioden zugehören. (Ch. Thomas.)

III. Frankfurter Museum und Saalburg.

Eine nun schon zusammengeschmolzene Anzahl von Teilnehmern besuchte am 9. August das städtische Historische Museum zu Frankfurt a. M. Die Führung hatte Direktorialassistent Dr. WELCKER übernommen. Das Museum leidet in ganz ausserordentlichem Masse an Raummangel, der die Leitung nötigt, einmal ganz heterogene Dinge in drangvoll fürchterlicher Enge zusammen zu stopfen, um sie überhaupt „ausstellen" zu können, zum andern aber z. B. die zum Teil sehr erfreulichen Funde der örtlichen Ausgrabungen fast gänzlich in Not-Magazinen zu vergraben. Um so bedauerlicher, als darunter die Ausbeute des höchst wichtigen Hauptortes des Wetterauer Dekumatenlandes Nida-Heddernheim sich befindet, dessen systematische und ausserordent-

Digitized by Google

lich ergebnisreiche Untersuchung von Frankfurt aus unter Leitung von G. WOLFF seit Jahren sehr gründlich betrieben wird. Nichtsdestoweniger hatten die Teilnehmer an dem Besuche mit dem Zeitpunkt desselben einiges Glück. Es waren nämlich gelegentlich der vorangegangenen Tagung des Verbandes süd- und westdeutscher Vereine für Römisch-Germanische Altertumsforschung zwei Sonderausstellungen veranstaltet, die den Besuchern noch zugänglich gemacht werden konnten. Vergl. WOLFF, Die XII. Tagung des s. w. d. Verbandes (Prähist. Zeitschr. 1911. S. 370). Einmal wurden in ganz fremd anmutender Umgebung von modernen Frankofurtensien die ältesten Zeugen lokaler Besiedelung gezeigt: Zahlreiche bandkeramische neolithische Reste aus einem dem Bagger verfallenen Dorfplatz im neuen Frankfurter Osthafen, der in Hallstatt-Grabfunden und in Spätlatène-Gruben bis in die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts Dauerbesiedelung am Mainufer 1 km stromauf von der Frankfurter Altstadt nachgewiesen hat [vgl. WELCKER, Eine neolithische Siedelung in Frankfurt a. M. (Protokoll der Hauptversammlung d. Gesamtvereins zu Worms 1909), sowie ders., Von der Steinzeit zur Römerzeit in „Altfrankfurt" I. H. 4.] Daneben bot sich eine reiche Sammlung neolithischer Funde aus dem zum grössten Teil erst kürzlich durch Eingemeindung in den Sammelbezirk des Museums gekommenen ländlichen Ring von Gross-Frankfurt. Aus dieser Ausstellung, im wesentlichen durch Funde von G. WOLFF bestritten, ergibt sich eine dichte Besiedelung des Frankfurter und des benachbarten Hanauer Gebietes in neolithischer Zeit, gekennzeichnet insbesondere durch die von WOLFF zuerst nachgewiesenen Brandbestattungen mit eigentümlichen Steinketten und Steinanhängern (neuerdings kommen gleichartige Anhänger aus Bein, Scherben usw. dazu, sowie Ketten und Anhänger aus spinnwirtelartigen Tonperlen). (Vgl. dazu WOLFF, Prähist. Zeitschr. 1911, Bd. III, S. 1, sowie verschiedene Aufsätze in „Alt-Frankfurt" I. H. 1/2 und H. 4.) Häufig im neuen Osthafen wie auch in Gross-Frankfurt: also in der Mainniederung, wie auf den Lössterrassen ist das Vorkommen dieser Brandgräber unter dem Fussboden der Wohngruben. Während im Osthafen ausschliesslich Spiral-Mäander-Keramik vorliegt, findet sich in Gross-Frankfurt unter sonst gleichen Umständen nach den einzelnen Wohnplätzen und Gräbern getrennt sowohl Spiral-Mäander-Keramik als auch „Rössen-Grossgartacher" Keramik. Sehr lehrreich waren zwei Gräber, die im Osthafen im Ganzen gehoben, im Museum nur soweit von oben abgedeckt waren, dass man in dem einen die durchbohrten und gepunzten Steinchen einer Schmuckkette, in dem andern einen aus zwei linear-verzierten Schieferstückchen hergestellten Anhänger noch in der natürlichen Lage erkennen kann. Photographien veranschaulichten den Zustand der Gräber bei der Auffindung. —

Digitized by Google

Im „römischen" Saale des Erdgeschosses wurde u. A. eine Sonderausstellung von buntgefleckter und bemalter römischer Keramik des I. Jahrhunderts gezeigt, welche für Nida-Heddernheim und seine Umgebung in flavischer Zeit besonders bezeichnend ist [vgl. WOLFF, Röm. Töpfereien in der Wetterau (Wd. Z. 1899, 211), zuletzt WOELCKE, Ein seltener Becher aus Heddernheim. „Alt-Frankfurt" III. H. 3].

Im Übrigen konnte im flüchtigen Gange durch das Museum nur Einzelnes mit dem Blick gestreift werden, wie die schönen Hallstattfunde aus dem Frankfurter Stadtwald, die Hallstatt- und Spätlatène-Funde von Bad Nauheim, Mithras-Relief und Gigantensäule, sowie der berühmte weissmetallne Reiterhelm aus Heddernheim u. a. m. Besonderes Interesse boten im Vorbeigehen die Krönungs-Altertümer des alten Reichs und zum Schluss fesselte die Beschauer das abgeschlossene, höchst reizvolle Bild der einzigartigen, grossen Sammlung von Porzellanen aus der Kurmainzischen Manufaktur, die vor den Toren der alten Reichsstadt zu Höchst gelegen, zu seltener Blüte gelangt ist. (R. Welcker.)

Das prächtige Wetter legte es nahe, für den 9. August das Programm dahin zu erweitern, dass mit der Besichtigung der Saalburg auch ein Gang dem Pfahlgraben entlang nach dem 2 Stunden entfernten Kastell Capersburg auf hessischem Gebiet verbunden würde. Allein schon der Morgen hatte frühzeitige und starke Ansprüche gestellt.

Als die elektrische Strassenbahn uns über Bad Homburg nach dem Kastell Saalburg entführte, da brannte die Sonne heisser denn in den Tagen zuvor und die Anstrengungen der Kongresstage machten sich geltend. Man beschränkte sich somit doch auf dieses Kastell, das von manchen Seiten schon als ein „Paradekastell" der Römer betrachtet wird. Nach eingehender Wanderung durch die Gräber- und Tempelanlage, die bürgerliche Niederlassung und Bäder, wurde das Kastell mit seinen Aufbauten und das Museum besucht, sowie die landschaftlich und durch die römischen Eisenhüttungsanlagen interessanten Quellen am Dreimühlenborn im Schatten jahrhundertealter Buchen betrachtet. Eine Führung des Herrn Baurat H. JACOBI durch die neuesten Ausgrabungsfunde vom Kastell Zugmantel bildete den Schluss. (J. Richter.)

Nachtrag zu S. 95 ff.: Zu dem Vortrage des Herrn HÖRTER über das Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit von Gering bei Mayen ist noch zu bemerken, dass die Ausgrabung dort vom Mayener Verein in Gemeinschaft mit dem Prähistorischen Museum in Köln ausgeführt worden ist und dass alle dabei erzielten Funde in das Mayener Museum gelangt sind mit Ausnahme derer von Grab 18.

Digitized by Google

Teilehmerliste.

Der Besuch der Tagung in Coblenz war leider stark beeinträchtigt durch die erst nach der Versendung der Einladungen erfolgte Verlegung des Beginns der grossen Herbstferien der höheren Schulen in Westdeutschland auf einen früheren Termin, Anfang August, ebenso durch die vom 6. August ab in Mainz tagende Deutsche Katholiken-Versammlung.

Anterist, Gerichtssekretär, Andernach
Begas, Ingenieur, Coblenz
Dr. Behn, Museumsassistent, Mainz
Freiherr von Bibra, Hannover
Freifrau von Bibra, Hannover
Dr. Blume, Museumsassistent, Posen
Bodenstab, Apotheker, Neuhaldensleben
Frl. Bodenstab, Elisab., Neuhaldensleben
Frl. Bodenstab, Gertr., Neuhaldensleben
Dr. Bodewig, Professor, Oberlahnstein
Bracht, Geheimrat, Professor, Dresden
Busse, Hermann, Woltersdorf b. Berlin
Dr. Diewitz, Stauchwitz i. S.
Dr. Fiddicke, Arzt, Freienwalde
Dr. Fleischer, Univ.-Professor, Berlin
Frank, E., Direktor, Frankfurt a. Main
Friedemann, Oberlehrer, Einbeck
Girke, Georg, cand. phil., Berlin
Dr. Göbel, Professor, Coblenz
Günther, Vorstand des Tiefbauamts,
Dr. Haake, Braunschweig [Coblenz
v. d. Hagen, J. O., Museums-Custos, Schmiedeberg (Uckermark)
Dr. Hahne, Privatdozent, Hannover
Händler, Landgerichtsrat a. D., Coblenz
Frl. Händler, Coblenz
Dr. Hartwich, Sanitätsrat, Havelberg
Hellmich, H., Kgl. Landmesser, Breslau
Hörter, P., Mayen
Dr. Janssen, I. Beigeordneter, Coblenz
Kade, Apotheker, Römhild i. Th.
Frl. Kirchberger, Marg., stud. phil., Niederlahnstein
Dr. Klehmet, Oberstabsarzt, Coblenz
Frau Dr. Klehmet, Coblenz
Dr. Köhl, Sanitätsrat, Worms
Dr. Kossinna, Univ.-Professor, Berlin
Krüger, stud. phil., Berlin
Kuntze, Rentmeister, Burgscheidungen
Frau Kuntze, Burgscheidungen
Maeckler, Kgl. Baurat und Stadtbaurat, Coblenz
Dr. Martini, Professor, Pfaffendorf bei Coblenz
Marx, Diplom-Ingenieur, Coblenz
Dr. Michel, Arzt, Coblenz
Frl. Dr. phil. Mitzky, Berlin
Dr. Montelius, Reichsantiquar, Stockholm
Lienau, Museumsvorstand, Lüneburg
Frau Lienau, Lüneburg
Dr. Paape, Professor, Schöneberg-Berlin
Rademacher, Rektor, Cöln
Geheimrat Rehan, Oberpostdirektor, Coblenz
Rehlen, W., II. Vorsitzender des bayrischen Geschichts- und Urgeschichtsvereins, Nürnberg
Geheimer Oberjustizrat Reichensperger, Coblenz
Dr. Richter, wissenschaftl. Hilfsarb. am Schles. Museum f. Kunstgew. und Altertum, Breslau
Dr. Richter, Archivrat, Coblenz
Scherenberg, Regierungs-Präsident, Coblenz
Schmidt, Herm., Oberlehrer, Löbau i. S.
Frau Schmidt, Löbau i. S.
Dr. Schmidt, Professor, Budapest
Frau Dr. Schmidt, Budapest
Dr. Schmitthenner, Professor, Hadamar
Schulz, Walter, stud., Minden, Westf.
Dr. Seligmann, Geh. Kommerzienrat, Coblenz
Sitzler, Regierungs-Assessor, Coblenz
Dr. Spies, Landgerichtsrat, Coblenz
Frau Dr. Spies, Coblenz
Wahle, Ernst, stud. archaeol., Delitzsch
Dr. Wilke, Georg, Generaloberarzt, Chemnitz i. S.
Winckler, Albert., stud., Berlin.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Ursprung und Entwicklung der Buchstabenschrift.

Eine Erwiderung auf SCHIRMEISENs Abhandlung [1])
im III. Bande des Mannus.

Von Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg.

Das öffentliche Leben unserer Zeit, alle geschäftliche Tätigkeit, jede wissenschaftliche Arbeit wäre undenkbar ohne Bücher und Zeitungen; deren notwendige Voraussetzung aber bildet die Buchdruckerkunst, die wieder nur auf Grund der Buchstabenschrift, die mit wenigen, leicht unterscheidbaren Zeichen jeden Laut des gesprochenen Wortes wiederzugeben vermag, erfunden werden konnte. Unsere nachweislich seit drei Jahrtausenden im Gebrauch befindlichen, im Äusseren da und dort etwas gefälliger gestalteten, im Wesen aber nicht verbesserten Buchstaben gehören darum zu den Grundlagen aller Gesittung, zu den grössten und folgenreichsten Leistungen menschlicher Erfindungskraft. Die Frage, welchem Zeitalter und welchem Volke wir diese jetzt so einfach scheinende, in der Tat aber die höchste geistige Anstrengung erfordernde Errungenschaft verdanken, ist darum eine der wichtigsten, freilich auch, da sie uns tief ins vorgeschichtliche Dunkel hineinführt, schwierigsten Fragen aus dem weiten Gebiet der Kulturgeschichte. Wie über so manche andere, half man sich auch über diese Schwierigkeit hinweg, indem man an ein „Dogma" glaubte, dem zwar schon DIODOR, PLINIUS und TACITUS widersprochen haben, das sich aber trotzdem mit staunenswerter Zähigkeit bis in unsere, auf ihre Wissenschaft und Aufklärung so stolze Zeit behauptet hat. An diesem, nämlich der Erfindung durch die Phöniker, der Entlehnung durch die Griechen, dem Übergang an die Römer und von diesen erst an die Germanen, zu „rütteln", ist allerdings „ein ausserordentlich missliches Unterfangen", darin stimme ich mit SCHIRMEISEN überein, ebenso in der Annahme,

[1]) K. SCHIRMEISEN, Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung. Mannus III. Würzburg, C. Kabitzsch, 1911.

Digitized by Google

dass sich, wie jede andere, „auch die europäische Buchstabenschrift aus Bildern" entwickelt hat. Im übrigen aber kann ich ihm nicht auf allen seinen Wegen folgen, muss ich oft genug seinen Ausführungen widersprechen, gerade wie ich auch seine früheren Veröffentlichungen [1]) über die germanischen und arischen „Göttergestalten" nur mit starkem Vorbehalt anzuerkennen vermochte. Auch der Herausgeber dieser Zeitschrift hat ja, wie er in der „Vorbemerkung" hervorhebt, an manchem Anstoss genommen, obwohl er jedes noch so tief eingewurzelte Vorurteil, das als solches nachgewiesen ist, „gern und ohne Schmerz fahren" lässt und bereitwillig anerkennt, dass „das hohe Alter mittel- und nordeuropäischen Kulturbesitzes von Tag zu Tag deutlicher und greifbarer ans Licht" tritt.

Vor allem muss man sich davor hüten, die Anfänge der Schrift allzuweit, bis in die ältere Steinzeit, die ja weder Ackerbau noch Töpferkunst kannte, zurückversetzen zu wollen. Der Ansicht von PIETTE, auf den bemalten Kieseln von Mas d'Azil seien die Urbilder der phönikischen Buchstaben zu zu finden, bin ich seinerzeit mit aller Entschiedenheit im „Globus" entgegengetreten und auch als „Symbole der damaligen Götterdreiheit", wie SCHIRMEISEN meint, kann ich sie nicht gelten lassen. Überhaupt darf man in die ursprüngliche Bilderschrift nicht zu viel hineingeheimnissen, nicht jedem Zeichen sinnbildliche, auf die Götterverehrung bezügliche Bedeutung beilegen wollen. Wie andere, in der Weiterentwicklung steckengebliebene Schriftarten, z. B. die ägyptischen Hieroglyphen, wie auch einzelne in den germanischen Runen noch zu ahnende Urbilder lehren, hat der Mensch bei Schaffung der ältesten Bilderschrift nicht lange nach Vorlagen gesucht, sondern die alltäglichsten und nächstliegenden Dinge gewählt, Gestalten von Tieren und Menschen, Teile seines Leibes, fortwährend gebrauchte Gegenstände und Gerätschaften, wie Wagen, Kahn, Hürde, Topf, Korb u. dergl. Erst sehr viel später, als die Germanen die Runen auch zum Loswerfen und Wahrsagen gebrauchten, brachten sie einzelne Zeichen mit Göttern, deren Namen denselben Anlaut hatten, in Verbindung, so ᛏ mit Tyr, ᚦ mit Thor, ᚠ mit Freyr. Wenn auch von den Thrakern und Hellenen die Erfindung der Schrift dem Zeus oder Hermes, von den Kelten dem Ogmius, von den Germanen dem Wodan zugeschrieben wurde, so brauchen wir darum doch nicht Bilder oder Abzeichen von Göttern als älteste Marken zur Unterscheidung von Losstäben anzunehmen. Ich glaube auch, dass das Wort Buchstaben auf solche kenntlich gemachte Zweigstückchen (surculos ... notis quibusdam discretos) zurückzuführen ist, nicht auf die später auch „Stäbe" genannten senkrechten Striche der Runen, denn gerade einige der ältesten haben solche, wie ᚲ und ᚳ, entweder gar nicht, oder, wie ᚺ und ᛗ, doppelt. Sicher hängt der Stabreim mit dem Aufnehmen oder „Lesen" (λεγειν, legere) der Lose zusammen, da den Worten durch kunstvolle Anordnung eine höhere, zauberhafte Kraft verliehen werden sollte, doch muss er, weil auf die nordischen Völker, insbesondere Kelten und Germanen, beschränkt, jünger sein als das

[1]) Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Brünn 1904. — Die arischen Göttergestalten. Brünn, C. Winiker, 1909. — Von mir in der Polit.-anthrop. Revue, VIII 2 und 6, beurteilt.

Digitized by Google

„Schreiben" (einkratzen, schraben, scribere oder eingraben, γραφειν) mit Lautzeichen.

Es ist auch meine, schon vor Jahrzehnten ausgesprochene Überzeugung, dass die moabitischen oder phönikischen Buchstaben aus dem neunten, nach neueren Funden vielleicht sogar einem noch früheren Jahrhundert, die man ja meistens der vergleichenden Schriftforschung zugrunde legt, keine ursprüngliche, als solche erfundene Reihe darstellen, sondern eine Anzahl „blosser Abänderungen" enthalten. Nur sind für mich beim Erkennen und Ausscheiden solcher nachträglicher Erweiterungen aus dem angegebenen Grunde nicht die Stäbe massgebend, vielmehr die allgemeinen Gestaltungsverhältnisse. Während SCHIRMEISEN nach seiner Anschauungsweise sechs Zeichen (die für die Laute z th ch x o sch) ausscheidet und dadurch einen Grundbestand „von 16 durchwegs echten Buchstaben" erhält (a b g d e j k l m n q[1]) p r s t u), halte ich die altphönikischen Zeichen mit dem Lautwert b h w z th k x s für abgeleitet, für sogenannte „Sprossformen" nach dem Ausdruck der Runenforscher. Die Endergebnisse weichen, wie man sieht, nicht sehr weit von einander ab, doch ist selbstverständlich die Frage, welche Buchstaben als Urzeichen zu betrachten sind, von grundsätzlicher Wichtigkeit. Mit Recht beruft sich der genannte Verfasser darauf, dass nach PLINIUS und TACITUS „die griechische Sage von dem Vorhandensein eines ursprünglichen, nur aus 16 Buchstaben bestehenden Alphabets berichtet" — er hätte ausserdem noch ARISTOTELES mit 18 Urzeichen nennen können —, und die Anzahl der von ihm vorausgesetzten „Ur—Buchstaben" scheint demnach der Überlieferung noch näher zu kommen als die meinige. Ich nehme aber an, dass das altphönikische Alphabet bei seiner Umgestaltung nicht nur neugebildete Zeichen, in der Zahl von acht, aufgenommen, sondern auch einige alte, nämlich die für die Laute f e i u, verloren hat, und stimme darin mit der ältesten, auf ARISTOTELES zurückgehenden Fassung der Sage vollkommen überein.

Auf die von SCHIRMEISEN gestellte Frage, „aus welchen Gründen dieses Alphabet später um eine ganze Reihe von neuen Zeichen vervollständigt werden musste", kann es nur die eine Antwort geben: wegen des im Laufe der Jahrhunderte sich vollziehenden Sprachwandels, wegen der infolge räumlicher Trennung entstehenden Mundarten und Tochtersprachen, wegen der aus Nachlässigkeit oder Gewohnheit veränderten Aussprache. Wir haben hierfür ein sehr lehrreiches Beispiel in den angelsächsischen Runen, die der gemeingermanischen, an sich schon erweiterten Reihe noch einige neugebildete, durch Abänderungen alter entstandene Zeichen hinzugefügt haben. Scheiden wir auch aus dem altgermanischen Futhark die offenbaren Sprossformen (ᚷ g aus ᚲ, ursprünglich ch, ᚳ späteres ch aus ᚲ, ᛈ p aus ᛒ, ᛉ z aus ᛏ, ᛒ b aus ᚹ, ursprünglich p, ᛜ ng aus ᚲ, ᛞ d aus ᚦ) aus und stellen das verloren gegangene ᛩ für den einfachen k-Laut wieder ein, so kommen wir auch hier — eine sehr merkwürdige und vielsagende Tatsache — auf die von ARISTOTELES angegebene Anzahl der Urzeichen. Auch die griechischen, tuskischen und lateinischen Alphabete enthalten zahlreiche Spross-

[1]) Mit angeblich ursprünglichem Lautwert o.

Digitized by Google

formen, ᛒ aus ᚹ, ᚾ aus ᚺ, ᛉ aus ᛏ, ᛜ aus ᛏ, ᚴ aus ᚲ, ᛝ aus ᚷ, ᛃ aus ᚡ, ᚠ aus ᚹ, ᚷ aus ᚲ, ᚿ aus ᚹ, ᛥ ᛦ aus ᛏ ᛏ, ᛏ, ᛚ aus ᚲ, ᚠ 8 aus ᚹᛒ, G aus ᚲ, ᚷ aus ᚲ, ᚡ aus ᚢ, aber, mit Ausnahme des jedenfalls sehr alten ᛒ, durchweg andere und meist eigenartige, ein Beweis, dass sie mit den Runen und unter einander wenig mehr als den Grundbestand von 18 ursprünglichen, nicht durch Ableitung entstandenen Schriftzeichen gemein haben. Schon dieser Umstand spricht mit Entschiedenheit gegen eine Herkunft der nordeuropäischen von den südeuropäischen oder westasiatischen Schriftarten und lässt von vornherein jeden Erklärungsversuch der ersten aus den anderen aussichtslos erscheinen.

Die hauptsächlich aus der „Lautverschiebung" gefolgerten Sprachgesetze beruhen zum grössten Teil auf einer falschen Voraussetzung, da sie aus der Zeit stammen, als man die asiatische Urheimat der Indogermanen noch für eine „unumstössliche Wahrheit" hielt. Obgleich dies Dogma gefallen ist, hält doch die Mehrzahl der Sprachforscher an den mit demselben aufs engste verbundenen Gesetzen fest und schleppt sie wie eine Kette am Bein nach. Ich muss darum dem Verfasser darin beistimmen, dass man guten Grund hat, „an der Richtigkeit der betreffenden Ansätze zu zweifeln". Aber auch seine eigene Erklärung, dass „die schwächere Entwicklung des Körpers und der Brust bei den kurzköpfigen Rassen aus einer besonderen Vorliebe für die wenig Atemluft erfordernden Anschlusslaute k, t und p . . . in ursächlichen Zusammenhang zu bringen" seien, kann ich nicht gelten lassen, da, um nur ein Beispiel anzuführen, das gotisch-schwäbische h, dem ein keltisch-lateinisches c entspricht, schon innerhalb des germanischen Volkes und ohne jede Blutmischung durch Vermittelung des fränkischen ch in ein kimbrisches c übergeht (Heruli, Cherusci, Caeroesi). Es fallen daher mit dieser, wie gesagt, falschen Voraussetzung alle aus ihr gezogenen Schlussfolgerungen.

Dass ᚲ ᚺ ᛗ ᛞ ᛟ keine „ursprünglichen" Runen seien, ist eine ganz unbegründete Behauptung: mit Ausnahme des, wahrscheinlich wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Zeichen für m, durch ᚾ, eine Ableitung von ᚺ, ersetzten ᛗ kommen gerade sie in den meisten alteuropäischen und phönikischen Schriftarten vor. Das spätnordische Futhark mit 16 auf drei Geschlechter verteilten Runen, ist in tausendjähriger Entwicklung, teils durch Vereinfachung, teils mit Hilfe einiger dem Lautwandel entsprechender Neubildungen, aus der 24stelligen gemeingermanischen Reihe hervorgegangen und kann in diesem Sinne wohl als „ein Erbstück aus uralten Zeiten" bezeichnet werden. Die annähernde Übereinstimmung mit dem Uralphabet in der Zeichenzahl aber ist rein zufällig, nicht vom „Volke zähe festgehalten", denn die Germanen hatten ja, wie aus zahlreichen Inschriften hervorgeht, während vieler Jahrhunderte ausschliesslich die längere Runenreihe gekannt und gebraucht. Auf Einzelheiten näher einzugehen, hat nach dem Gesagten keinen Zweck, doch wurden die meisten der spätnordischen Runen für mehrere Laute gebraucht, z. B. ᚢ für u und w, ᚴ für k und g, ᛏ für t und d, ᛒ für b und p.

Aus dem zweiten Teil der besprochenen Abhandlung möchte ich nur noch einige bezeichnende Beispiele herausgreifen, um an ihnen zu

Digitized by Google

zeigen, auf wie unsicherer Grundlage der Verfasser seinen luftigen Gedankenbau errichtet hat. Da feh sowohl „Vieh" als auch „Vermögen" bedeutet, dient die Rune ᚠ später freilich manchmal als „Symbol des Reichtums"; sie ist jedoch keineswegs „eine verstärkte ᚴ(k)-Rune", und über ihre Gestalt sind wir durchaus nicht „im Unklaren". Sie gehört im Gegenteil, wie ich wiederholt gezeigt habe, zu denen, die noch das Urbild ahnen lassen: die beiden Seitenstriche sind die Hörner des aufgerichteten Rinderbildes, das bei der Vereinfachung auf der linken Seite die vier Beine verloren hat. Die Rune ᛘ, man, spätnordisch madhr, ist nicht aus einer Verdoppelung von ᛁᚴ, wohl aber aus dem zweistabigen ᛞ hervorgegangen, da im Mittelalter die nordischen Runenmeister den Grundsatz angenommen hatten, keine Rune dürfe mehr als einen Stab besitzen. Mannus ist weder eine „mesolithische Gottheit" noch der „himmlische Mondmann", sondern der erste Mensch. In ᛋ erkenne auch ich ein Sonnenbild — die Rune ist nichts anderes als die Hälfte eines vierarmigen Hakenkreuzes —, aber der Name Suhit hat nichts mit „Sucht, Seuche" zu tun, ist vielmehr sugil zu lesen und gleichbedeutend mit sigil, der Bezeichnung der leuchtenden Sonne. ᛒ, einfach durch Verdoppelung des Hügels aus dem Urzeichen ᚹ p entstanden, steht weder in „Beziehungen zu der Thorsrune ᚦ" noch „zu der Lokirune ᚴ". Der italienische Ausdruck für den Dreikönigstag, Befana, kommt selbstverständlich vom griechischen Epiphania her, nicht von Berchta. Die Rune ᚢur hat nicht die Gestalt eines „deutlich ausgesprochenen Bogens", sondern die eines Auerochsen, dessen Bild sofort wieder entsteht, wenn man die beiden Striche etwas über die linke obere Ecke hinaus verlängert. Zudem heisst es im angelsächsischen Runenlied: Ur byth anmod and oferhyrned, felafrecne deor, d. h. der Auerochs ist hartnäckig und obengehörnt, ein vielkühnes Tier. Noch ein Wort muss ich über „die Dreiheit ᚱ ᚴ ᚢ" sagen, die sich auf manchen Runensteinen, Gerätschaften und Münzen findet und die der Verfasser wieder bis auf die Kiesel von Mas d'Azil zurückverfolgen zu können glaubt. Wie ich nachgewiesen habe, sind diese drei Zeichen, denen man ohne Zweifel zauberkräftige Wirkung zuschrieb, eine Abkürzung von aluwaldand, einem der vielen Beinamen Wodans. Ich denke, diese Bemerkungen werden genügen, um mich von einer eingehenden Widerlegung der Theorie zu entbinden, durch Ausscheidung der „jüngsten Runenformen" blieben „12 Göttersymbole übrig", die denen des himmlischen Tierkreises entsprechen sollen. Dass die im Norden entstandene Buchstabenschrift „durch die Dorierzüge in Südeuropa Verbreitung gefunden" hat, scheint mir keine zutreffende Ausdrucksweise; nicht bloss die Dorier, alle indogermanischen Völker, mit Ausnahme der ersten Vorläufer, haben auf ihren Wanderungen die Buchstabenschrift mitgeführt und so deren Kenntnis bis über die Marken unseres Weltteils hinaus verbreitet.

Ich benütze diese Gelegenheit, um auch, wie kurz in einer Anmerkung angekündigt, zu dem von WARTENBERG im „Hammer" (223 und 225, 1911) veröffentlichten Aufsatz über „Die Buchstaben als indogermanisches Erbgut" Stellung zu nehmen. Der Verfasser macht mir darin einige ungerechtfertigte Vorwürfe, wie z. B. dass mein ergänztes, übrigens von ihm ganz falsch wiedergegebenes, Bild der ᚠ-Rune eher einem „Baum, etwa einer Tanne" gleiche, und stellt selbst ein „gemein-

Digitized by Google

indogermanisches Ur-Alphabet" auf, das aber an dem Übelstand leidet, in keiner Weise belegt werden zu können und einige offenbare Sprossformen, wie u. dergl. zu enthalten. Im Gegensatz zu SCHIRMEISEN und mir, den er „als sachlichen Gegner hochschätzt", leugnet er die Entstehung der Buchstaben aus einer Bilderschrift, legt meines Erachtens viel zu grossen Wert auf die „Lautverschiebung" und meint, wohl sei die Schrift, und zwar auf Grund einer „Gebärdensprache", von den Indogermanen erfunden, ihre „altertümlichste Form" aber — ein seltsamer Widerspruch — in den semitischen Alphabeten erhalten. Während SCHIRMEISEN annimmt, „die minoische (urkretische) Hieroglyphenschrift" stehe „wie die jüngere kyprische Silbenschrift mit der ersten Buchstabenschrift in keinem nachweisbaren Zusammenhang", und WARTENBERG sie ausser acht lassen zu dürfen glaubt, da sie „noch gar nicht mit Sicherheit gedeutet" sei, halte ich selbst sie für die noch unentwickelte, von den frühesten Wellen der indogermanischen Völkerflut mitgeführte Vorläuferin der eigentlichen, vollständig ausgebildeten Buchstabenschrift.

Wenn auch nach meinen Ausführungen die beiden besprochenen Runentheorien von sachverständigen und urteilsfähigen Forschern nicht als begründet anerkannt werden können, so sind sie doch ohne Frage beachtenswert als Anzeichen eines Umschwungs der Meinungen, als Anfang einer Zeitströmung, die sich von dem blinden Glauben an den östlichen oder südlichen Ursprung der höchstentwickelten, seit drei Jahrtausenden nicht mehr verbesserungsfähigen Schriftart abwendet. Keine Entdeckung, kein Forschungsergebnis hat mich genötigt, meine schon 1888, unmittelbar nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe von WIMMERs „Runenschrift" aufgestellte Lehre irgendwie zu verändern. Neuere Versuche, die Runen von einem der südeuropäischen Alphabete abzuleiten, wie die von v. FRIESEN, NECKEL, v. GARDTHAUSEN, NEUMANN u. A., habe ich in eingehender und sachlicher Weise Satz für Satz widerlegt, und meine Vorhersage, die von der deutschen germanistischen Wissenschaft als „sicher" und „abschliessend" bezeichnete Erklärungsweise des dänischen Runenforschers werde einer strengen Nachprüfung nicht standhalten, ist in Erfüllung gegangen.

Nachschrift.

Zusehends mehren sich die Stimmen für den nordischen Ursprung der Buchstabenschrift. In den Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schriftvereins (Neue Folge 3/4, Dez. 1911) findet sich unter den „Beiträgen zur Schriftgeschichte" auch ein Aufsatz von Professor Frhr. v. LICHTENBERG, der sich sowohl mit der Entwickelung der Schrift im allgemeinen als auch mit den Runen im besonderen beschäftigt. Die „Schrift mit Buchstaben", schreibt der genannte Kunsthistoriker, „findet sich nun in ältester Zeit nur bei arischen Völkern," und er sucht die westsemitischen Schriftarten, deren erhaltene Denkmäler ja älter sind, davon auszunehmen, da sie, „die Selbstlaute ungeschrieben" lassend, eigentlich zu den Silbenschriften gehörten. Ich habe noch andere, aus der Gestalt der Zeichen selbst sich ergebende Gründe dafür angeführt, dass das Alphabet der Phöniker, eines thrakisch-semitischen Mischvolkes, kein ursprüngliches sein kann. „Dass die Runen als gemeinsam arische Schrift, bis in sehr hohe Zeiten, bis in die Zeiten hinaufreichen, da die

Digitized by Google

Arier noch nicht in zahlreiche Stämme und Völker gespalten waren, sondern ein einheitliches Urvolk bildeten", entspricht ungefähr auch meiner eigenen Auffassung. Aber „die älteste (d. h. überlieferte) Runenreihe" bestand aus 24, nicht aus „18 Zeichen"; diese letzteren habe ich erst durch Ausscheidung offenbarer Erweiterungen und Ableitungen, sogenannte „Sprossformen", sowie durch Herübernahme der ältesten Zeichen für k und p, ᛉ und ᚹ, aus den südeuropäischen Alphabeten erhalten. Von diesen war ᛉ, weil durch ᚲ, das ursprüngliche Zeichen für ch ersetzt, im Runenfuthark verloren gegangen, während ᚹ auf dem Umwege über ᛒ den Lautwert w angenommen hatte. Altgriechisch Φ ist keineswegs aus F „wo die wagrechten Balken durchgezogen und mit runder Verbindung versehen sind", sondern aus der Verdoppelung ΦΡ des Zeichens für den harten p-Laut entstanden. In eigentümlicher Weise wird PYTHAGORAS mit der Erfindung der Schrift in Verbindung gebracht, dessen Name „gerade in dieser Beziehung . . . in einer höchst bedeutungsvollen Umformung als Pytharch" erscheinen soll. Allerdings war der altgriechische Weltweise zu einer ganz sagenhaften, manchmal sogar dem Sonnengott (Pythaios, Pythaeus) der Hyperboreer gleichgesetzten Gestalt geworden; aber eine Belegstelle für den Namenwechsel, der eine merkwürdige, aber doch wohl zufällige Ähnlichkeit mit phutharch, dem ersten Geschlecht meiner Urzeichen und dem Anfang der Runenreihe, ergeben würde, habe ich nicht auffinden können. Sicherer sind die Beziehungen zu dem Skythen ABARIS, von dem auch viel Wunderbares erzählt wurde und dem METON und EUKTEMON angeblich die Kenntnis des 19jährigen Kreislaufs (des sogenannten metonischen Zyklus) verdankten. Dass die „Bruchschrift" unmittelbar auf die Runen zurückgehe, die „nur aus in Winkeln sich schneidenden Geraden bestehen", ist nicht ganz richtig; gerade unter den ältesten Runeninschriften (Grabstein von Strand, Spangen von Nordendorf und Balingen) finden sich auch runde Formen, und der Stoff, dem die Runen aufgemalt, eingeritzt, eingeschnitten oder eingehauen wurden, hat dabei offenbar eine grosse Rolle gespielt. Dagegen ist ohne Zweifel die Umgestaltung und Brechung der runden spätrömischen Laufschrift auf das in allen Germanen mächtige Stilgefühl zurückzuführen. Auch dieser gedankenreiche Forscher hat einige wichtige und beachtenswerte Gesichtspunkte vorgebracht, die jedoch zu einer zwingenden Beweisführung noch nicht genügen. Um das eingewurzelte Vorurteil zu erschüttern, das alte Dogma zu Fall zu bringen, dazu bedarf es einer Reihe anderer, von mir in eingehendster Weise entwickelter Gründe. L. W.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Die Einweihung des neuen Städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund, 16. Dezember 1911.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Als ich infolge einer Einladung des Magistrats von Dortmund zur Mitwirkung bei der Einweihung des dortigen neuen Museums mich auf die Reise nach Westfalen begab, las ich unterwegs in der Zeitung, dass in der für die Vertreter der Presse bereits vorgenommenen Führung durch das Museum Direktor BAUM eine geheimnisvolle Andeutung gemacht habe, die sicher die Gemüter der Altertumsforscher zunächst in lebhafteste Schwingungen versetzen würde.

Noch am Spätabend meiner Ankunft gelang es mir, des Herrn BAUM habhaft zu werden und mehrere Stunden lang, fast bis zum Morgen der Museumsfeier, über Museen und über die Dortmunder Forschung mit ihm mich auszusprechen. Die Grundlage der BAUMschen Äusserung, dass „er wahrscheinlich demnächst in der Lage sein werde, ziemlich bestimmt anzugeben, wo die Varusschlacht stattgefunden habe; im Teutoburger Walde sei sie nicht gewesen", bildet die Entdeckung eines Gräberfeldes mit angeblich tausenden von verbrannten Gebeinen, anscheinend ohne Grabbeigaben; wenigstens konnte ich darüber von Herrn BAUM keine Mitteilung erpressen. Doch sollen „in der Nähe" massenhaft römische Gefässscherben vorhanden sein. Da die Stadt Dortmund das Gelände dieses Gräberfeldes für Ausgrabungen sich gesichert hat, kann man annehmen, dass es nicht allzuweit von der Stadt, jedenfalls im Lippegebiet liegt; denn die Richtung nach Süden ins Ruhrgebiet müsste bei dieser Frage ganz ausgeschlossen werden. Es könnte sich also allenfalls um das Gräberfeld handeln, über dem Germanikus bei seinem Besuch des letzten Schlachtfeldes der Teutoburger Schlacht einen gewaltigen Grabhügel errichten liess. Aber schon stutzt man; denn an diesem letzten Schlachttag wurde der Rest des römischen

Digitized by Google

Heeres in ein grosses Moor gedrängt. Wo ist hier das von Mooren durchsetzte Waldgebirge, das wir für den Untergang des Varusheeres brauchen? Wo der „saltus Teutoburgiensis" lag, ist freilich nicht überliefert worden. Indes wird man nach der ganzen Sachlage kaum annehmen dürfen, dass jener Untergang westlich der Ems stattgefunden habe. — Indes warten wir die Ergebnisse ab!

Am Vormittag des 16. Dezember vollzog sich die Einweihung in besonders stimmungsvoller, feierlicher Form, unter Mitwirkung des Dortmunder Musikvereins, innerhalb des prächtigen Lichthofes des neuen Museums, das die bisher in vier Gebäuden untergebrachten Städtischen Sammlungen, deren Anfänge ins Jahr 1883 zurückreichen, aufgenommen hat. Das Gebäude ist ein im Innern völlig neuhergerichteter Umbau des alten Königlichen Oberbergamtes, eines Backsteinbaues Schinkel'schen Stiles aus dem Jahre 1874 (Abb. 1), der am 20. Dezember 1910 durch Tauschvertrag zum Preise von 350000 Mark von der Stadt übernommen und mit Aufwand von weiteren 155000 Mark in Jahresfrist zu einem Museum umgebaut wurde, das überall wunderschöne, durchweg helle Räume besitzt, ausserdem für Ausstellungen einen glänzenden Lichthof, der zugleich den Eintrittsraum bildet.

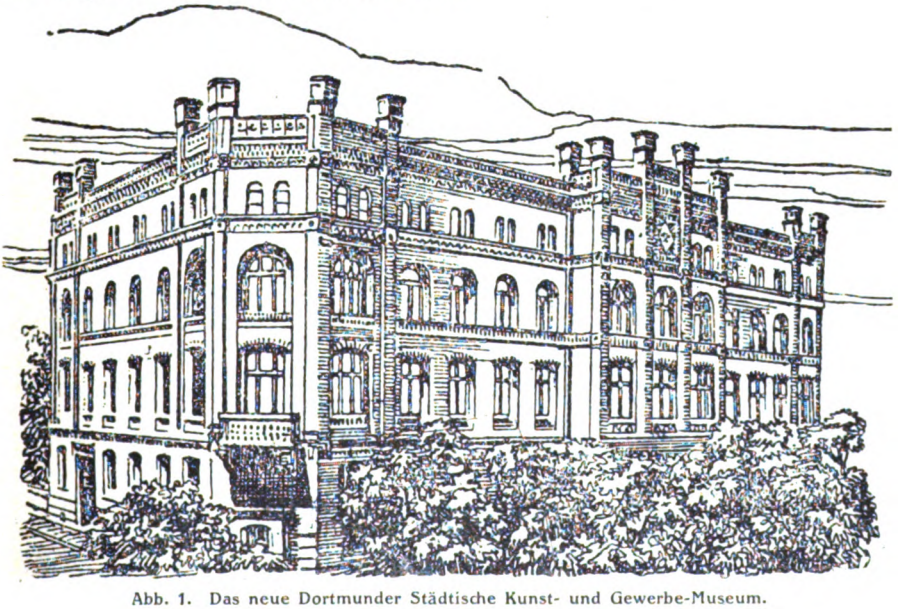


Abb. 1. Das neue Dortmunder Städtische Kunst- und Gewerbe-Museum.

Im Erdgeschoss ist die vor- und frühgeschichtliche Sammlung untergebracht worden, leider nur nach landschaftlichen Gesichtspunkten und zwar nach den Hauptflussgebieten angeordnet, sodass an eine entwicklungsgeschichtliche Übersicht über die Kultur der Provinz nicht zu denken ist: der einzige, freilich schwere Mangel, den ich an dem Museum feststellen musste. Hier befinden sich auch die wichtigen Funde aus dem Römerkastell bei Oberaden, worin man, wenn auch noch nicht mit voller Sicherheit, so doch mit immer grösserer Wahrscheinlichkeit das Kastell Aliso zu erblicken hat: eine Aus-

Digitized by Google

grabungsstätte, die im Jahre 1912 wohl ihre letzte Grabungskampagne sehen wird, wenn unsere Gesellschaft dort die vierte Tagung für Vorgeschichte abhalten wird. Die Stadt Dortmund wird dann allein für diesen Forschungsplatz 100000 Mark aufgewendet haben.

Weiter findet sich hier eine Sammlung römischer Gläser, die von der Stadt soeben für 30000 Mk. erworben ist, wodurch Dortmund auf diesem Gebiete sofort zur ersten Nebenbuhlerin Kölns wird, das hier bekanntlich die erste Stelle überhaupt einnimmt. — Erwähnt sei ferner noch der grosse Dortmunder Schatzfund von 443 Goldsolidi, nebst reichem germanischem Goldgeschmeide, der grösste seiner Art, aus dem Jahre 1907; endlich die germanischen Brandgräber von Veltheim südlich der Weserscharte, die mehrere der bekannten gallischen Eimer mit Relieffriesen enthielten.

Ausserdem finden sich im Keller nebst Erdgeschoss drei Kapellen eingebaut, die kirchliche Altertümer Westfalens bergen, eine römische, eine gotische und eine Renaissancekapelle mit Altar, Kanzel, Orgelempore nebst einer Dortmunder Orgel von 1750.

Im ersten Obergeschoss befinden sich westfälische Zimmereinrichtungen in allen Stilarten, von der Gotik bis auf Ludwig XVI; ein Gobelinsaal aus Osnabrück, dessen Gobelins für 19000 Mk. angekauft worden sind; weiter Kunstgegenstände westfälischer Adelsfamilien aus der Empire- und Biedermeierzeit: ein Kupferstichkabinett von Professor SEIBERTZ.

Im zweiten Stock ist die bäuerliche Kunst Westfalens des 17. bis 19. Jahrhunderts in ihrer ungemeinen Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit untergebracht worden. Vertreten sind die Landschaften: Münsterland, Sauerland, Paderborn, Ravensberg und Mark.

Besonders interessant ist hier ein Bauernkotten aus Tecklenburg von 1644 und ein Bauernhof aus Ravensberg. Dazu kommt eine überwältigende Fülle schönster Volkstrachten. Es fehlt auch nicht die alte Landapotheke.

Den dritten Stock füllt das eigentliche Kunst- und Gewerbemuseum. Hier sind Musikinstrumente, Waffen, Foltern; Porzellan, Glas, Fliesen (Delft!); Schmiedearbeiten aufgestellt. — Weiter folgt hier die Textilsammlung; Drucke; Münzen, Medaillen, Urkunden.

Das ganze Museum ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges nicht nur durch den unschätzbaren Reichtum seines Inhalts, sondern ebenso durch den stilgerechten Rahmen, worin alle diese Schätze dem Beschauer aufs geschmackvollste vorgeführt werden. Was Albert BAUM hier in den zwanzig Jahren zusammengebracht hat, in denen er die Leitung der Dortmunder Sammlungen in Händen hat, heischt lauteste, uneingeschränkteste Anerkennung, ja Bewunderung.

Bei der Feier wurden Ansprachen gehalten von den Herren: Stadtbaurat KULLRICH, dem Erbauer des Museums; Oberbürgermeister Dr. EICHHOFF; dem Oberpräsidenten Prinz von RATIBOR und CORVEY, dem Rektor der Universität Münster Prof. Dr. Al. MEISTER, dem Landeshauptmann, dem Ersten Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte Professor Dr. KOSSINNA, dem Vorsitzenden

Digitized by Google

des Zentralvereins für Kunst- und Kunstgewerbe in Rheinland und Westfalen, endlich dem Museumsdirektor BAUM.

Der erste Vorsitzende unserer Gesellschaft richtete ungefähr folgende Worte an die Festversammlung:

„Die freundliche Einladung des Magistrats der alten Reichs- und Hansestadt Dortmund gibt mir Gelegenheit, ihrem neuen Museum von seiten der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte und von seiten der Vorgeschichtsforschung überhaupt herzlichste Glückwünsche darzubringen. Ich kenne dieses prächtige Museum noch aus der Zeit seiner sehr bescheidenen Anfänge und habe seitdem alle drei bis vier Jahre seine riesenhaften Fortschritte beobachten und bewundern können; als Fachmann besonders in der Abteilung „Vorgeschichte". Und so möchte ich über diese Abteilung, deren Inhalt Ihnen vielleicht am fernsten steht, noch einige Worte der Erläuterung hinzufügen.

Wenn Sie heute bei der Führung durch das Museum die reichen Schätze der Vorzeit geschaut haben werden, die die Rote Erde, der heilige westfälische Boden in seiner Treue uns Spätgeborenen bewahrt und wieder freigegeben hat, so werden viele von Ihnen diese Schätze bewundern, andere aber, die vielleicht nüchterner und rein praktisch zu denken gewohnt sind, werden sie vielleicht weniger bewundern, sondern sich vielmehr verwundern, wie die Altertumsforscher, die Gelehrten diesen Resten so viel Wert beilegen können, diesen Resten, die nur zum kleinsten Teile dem Gebiete der Kunst angehören, zum Teil nicht einmal dem Kunstgewerbe, sondern oft nur einfachste Handwerksarbeit darstellen, zudem grossenteils noch verstümmelt und unansehnlich geworden sind sei es durch den Leichenbrand, dem sie mitausgesetzt gewesen sind, sei es durch die lange Erdlagerung, sei es durch die Unbilden der Ausgrabung. Diesen verehrten Herrschaften, die so denken, möchte ich sagen, dass die Wissenschaft von diesen Dingen das einzelne Fundstück an sich auch keineswegs sehr hoch bewertet, sondern nur in dem Falle dass es über seine Herkunft gute Auskunft geben kann, dass es aus der Zeit, da es in lebendigem Gebrauch war, gewissermassen einen Pass bei sich führt in Gestalt unserer genauen Kenntnisse seiner Fundumstände.

Die Wissenschaft der Vor- und Frühgeschichte ist eben keine Kunst- oder Kunstgewerbegeschichte, sondern sie ist mehr, sie ist eine Kulturwissenschaft nach allen Richtungen. Wenn sie, wie es hier in Dortmund der Fall ist, auf streng wissenschaftlich gehobenes Material sich stützen kann, zeigt sie, wie zu einer bestimmten Zeit das Leben unserer Vorfahren beschaffen war, nicht nur das äussere, das materielle Leben, sondern auch das innere, das Denken, z. B. die religiösen Anschauungen, die Vorstellungen über das Jenseits und das Leben nach dem Tode, wovon uns die unendliche Reihe der aufgedeckten Gräber ein so gewaltiges Gemälde entrollt.

Die Forschung vermag aber noch mehr; sie enthüllt nicht nur das Privatleben der Vorzeit, sondern auch das Staatsleben, sie zeigt uns die Grenzen der Staaten, der Völker. Überschaut sie das gewaltige Material der Ausgrabungen in einem grösseren Ländergebiete, so zeigen sich genau die aufeinanderfolgenden Kulturperioden; in der Metallzeit können wir fast jedes Jahrhundert bestimmen, und innerhalb jeder

Digitized by Google

Kulturperiode können wir verschiedene Kulturprovinzen von bestimmter landschaftlicher Ausdehnung unterscheiden. Diese Ausdehnung der Provinzen wechselt nun in jeder Kulturperiode. Und so ist es gelungen, die einstige Ausdehnung der Germanen in Norddeutschland dadurch festzustellen.

In der Steinzeit sassen hier im Lande noch keine Germanen, sondern diejenigen nahverwandten Stämme, die nach der Südwanderung zu Griechen und Italikern, in Österreich zu Illyrikern wurden und in Süddeutschland und Rheinland zu Kelten. Die Germanen rückten erst zu Beginn der Bronzezeit, d. h. um 2000 vor Chr. aus ihrer skandinavischen Urheimat nach Norddeutschland ein, reichten aber lange Zeit nur bis an den Fuss des Mittelgebirges, Harz, Wesergebirge, Teutoburger Wald. Das eigentliche, das westliche Westfalen blieb lange Zeit unbesiedelt liegen zwischen Germanen im Norden und Kelten im Süden. Erst am Ende der Bronzezeit, um 1000 oder 900 vor. Chr. steigen die Germanen über den Teutoburger Wald ins Lippegebiet herab. Wir erkennen diesen Vorgang aus den zahlreichen Männergräbern, namentlich auch dieses Museums, deren Urnen ein Rasiermesser enthalten von länglich rechteckiger Gestalt, wie die Klingen unserer heutigen Rasiermesser. Das ist die germanische Form dieses Werkzeuges, wie sie seit der alten Bronzezeit in Norddeutschland bei den Germanen und nur bei ihnen üblich war. Seit 900 vor Chr. ist also unser westfälisches Land germanisch und seitdem bis heute ununterbrochen germanisch geblieben.

Solche wichtige Kunde kann uns nicht ein vorgeschichtliches Fundstück, auch nicht 10, sondern nur Hunderte und Tausende bringen, die wir vergleichen, und nur wenn sie wissenschaftlich gehoben sind, wie das hier in Dortmund ja Gott sei Dank in glänzender Weise der Fall ist. Dubletten gibt es also nicht in der Vorgeschichte; es kann nie genug gesammelt werden.

Est ist noch nicht lange her, in den 80er Jahren, als in ganz Westfalen nur eine Altertumssammlung bestand, die in Münster; aber sie stagnierte damals schon lange und sie stagniert leider heute noch weiter. Sie ist klein, aber, was schlimmer ist, ihr wissenschaftlicher Wert ist nicht hoch, weil die Funde nicht wissenschaftlich gehoben worden sind. Darum war Westfalen so lange ein fast noch unbeschriebenes Blatt für die Altertumskunde.

Um so mehr erstaunte ich, als ich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Dortmund kam und durch die emsige Tätigkeit eines damals noch jungen Mannes hier eine mächtig anwachsende wertvolle Sammlung, die seit 1899 in den Räumen des Alten Rathauses untergebracht war, entstehen sah.

Ich muss zu meinen Glückwünschen auch den Dank, den grossen Dank meiner Wissenschaft hier niederlegen dafür, dass so Grosses hier geleistet worden ist: 1. den Dank an die Stadtverwaltung, die eine Opferwilligkeit und damit ein Verständnis für Wissenschaft und Kunst bewiesen hat, wie es in Deutschland nicht seinesgleichen hat, 2. den Dank an die hochherzigen Mäcene, die auch nie müde wurden, ihren Säckel zu öffnen, wenn es Not tat, 3. an den Mann der Tat, der mit dem Pfunde redlich gewuchert und dieses alles geschaffen hat.

Ein Glück auf dem Dortmunder Museum für Kunst und Gewerbe!"

* * *

Digitized by Google

Nachdem darauf eine nahezu zweistündige Führung unter nie ermüdenden Erläuterungen durch Direktor BAUM sich vollzogen hatte, fand in dem herrlich stimmungsvollen, altertümlichen Festsaale des Alten Rathauses ein von der Stadt Dortmund gegebenes Festessen statt, dessen fröhlicher Verlauf sich fortsetzte in einem im Lichthofe des neuen Museums veranstalteten, durch ununterbrochen gespendete musikalische und deklamatorische Aufführungen überaus unterhaltsam gestalteten Wohltätigkeitsteeabend, der die schöne Feier, eine der herrlichsten, die nach dem Ausspruch betagter Stadtväter Dortmund je gesehen hat, zu wohlgelungenem Abschluss brachte.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsberichte.

In der **1. Sitzung** des 3. Vereinsjahres, die am **7. Januar 1911** im Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde stattfand und mit der eine Feier des Stiftungsfestes der Hauptgesellschaft verbunden war, warf der 1. Vorsitzende Univ.-Professor Dr. G. KOSSINNA in einer kurzen Ansprache einen Rückblick auf die verflossenen beiden Vereinsjahre und auf die wissenschaftliche Tätigkeit der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, unter deren Mitwirkung zwei Bände der Zeitschrift „Mannus" erschienen sind, sowie mehrere Hefte der beiden Reihen vorgeschichtlicher Forschungen, der „Darstellungen früh- und vorgeschichtlicher Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung" und der „Forschungen zur Früh- und Vorgeschichte Europas", die künftig unter dem Titel „Mannusbibliothek" zu einer einzigen Sammlung vereint werden sollen. Dann äusserte Professor KOSSINNA sich über das Verhältnis der Musikwissenschaft zur Vorgeschichte, das in dem Festvortrage näher erörtert werden sollte, und erinnerte an Goethe, der bereits vor hundert Jahren sich mit vorgeschichtlichen Musikinstrumenten, freilich nur mit angeblichen, als er zwei in Ostthüringen aufgefundene Bronze-Hohlwülste der frühen Eisenzeit schilderte, die er für Klanginstrumente hielt, während sie späteren Forschungen nach als weibliche Schmuckringe für Fussgelenke zu betrachten sind; er erinnerte ebenso an KRUSE, der die fingerhutförmigen hohlen Bronzenietköpfe einer germanischen Schildfessel aus dem Urnengräberfeld des 1.—2. Jahrhunderts nach Chr. zu Cheine bei Salzwedel als Glöckchen eines Musikinstrumentes ansprach, die angeschlagen getönt haben sollen. Gegenüber diesen ersten wissenschaftlichen Erklärungsversuchen, die wir heute belächeln, nehmen einen ganz anderen, ausserordentlich hohen Standpunkt ein die Forschungen über die prachtvollen germanischen Bronzeposaunen der Bronzezeit, die sog. Luren, wie sie zuerst von Angul HAMMERICH in Kopenhagen angestellt und neuerdings von Professor FLEISCHER fortgesetzt seien. Dieser Forscher habe sowohl auf dem Gebiete der vergleichenden Musikwissenschaft im allgemeinen Hervorragendes geleistet, als auch besonders zur Aufklärung der vorgeschichtlichen Musik wertvollste Beiträge geliefert.

Digitized by Google

Univ.-Professor Dr. OSKAR FLEISCHER hielt darauf den Festvortrag „Vergleichende Musikwissenschaft als ein neues Mittel zur Erforschung vorgeschichtlicher Kultur". Das Wort „vergleichende Musikwissenschaft" — so führte der Redner aus — tauchte zum ersten Male 1899 auf in einem Aufsatze „Ein Kapitel vergleichender Musikwissenschaft", den der Vortragende der von ihm begründeten internationalen Musik-Gesellschaft als Geleit in die Welt mitgab. Bei solcher Jugend kann man noch keine grossen Ergebnisse erwarten; immerhin lässt sich an einigen Stichproben zeigen, welche nicht geringe Bedeutung dieser jungen Wissenschaft für die Erforschung vorgeschichtlicher Kultur zukommt. — Die „Vorgeschichte" reicht natürlich bei verschiedenen Völkern in höchst verschiedene Zeiten, z. B. bei den Babyloniern bis ins 3. Jahrtausend vor Chr., bei einigen Negerstämmen fast noch bis in die Gegenwart. Gänzlich verkehrt wäre es, wollte man die gesamte Vorgeschichte — wie es einige Dilettanten der vergleichenden Musikwissenschaft versuchen — über einen Kamm scheren und z. B. die Zustände bei den jüngst entdeckten Negerstämmen etwa als „Urzustände der Musik überhaupt" ausgeben. Das ist freilich höchst bequem. Man braucht da nur mit einem Phonographen unter den wilden Völkerschaften herumzufahren, sie hineinsingen zu lassen, und was dabei herauskommt, ist „Urmusik"! So geht die Sache freilich nicht, die Musikgeschichte darf man nicht ausschalten. Man muss erst wissen, welche Keime vorhanden waren, ehe man sagen kann, woher sie gekommen sind. Einen „Urzustand" gibt es heute nicht mehr, stets ist etwas Kultur hinzugekommen, und da die Musik ein sehr leichtbewegliches Element ist, so kann es geschehen, dass eine Melodie, die von uns z. B. nach Samoa gelangt ist, nach einiger Zeit mit gewissen Veränderungen als „Urmelodie" nach Europa zurückgebracht werden kann. Man muss also hierbei stets zwischen Eigenbesitz und Übertragung unterscheiden.

An verschiedenen Beispielen zeigte der Vortragende, wie die vergleichende Musikwissenschaft zu arbeiten hat, wenn sie Erfolge für die Erkenntnis vorgeschichtlicher Kultur haben will. Er ging zunächst von einer uralten Auffassung aus, wonach die Entstehung der Musik den Schmieden zu verdanken sein soll. Diese Anschauung findet sich bei verschiedenen Völkern, so in den Sagen der Phryger, Germanen, Griechen und Römer (andeutungsweise auch bei den Iraniern, in der Bibel u. s. w.) und ausserdem sind alle Dämonen, die zu dem Schmiedehandwerk und zu den Metallen in Beziehung stehen, musikalisch. Der Takt beim Schwingen der Schmiedehämmer und die verschiedenen Tonhöhen, die sich dabei einstellen, sollen der Sage nach, den Pythagoras zur Feststellung eines Tonsystems veranlasst haben, dessen Verhältnis er in den Zahlen 12 : 9 : 8 : 6 (e a h e^1) ausdrückte. Dieses Tonsystem war die älteste Musikstimmung der Griechen und wurde auf ein viersaitiges Instrument, die Kithara, angewendet, eine Saitenstimmung, die man noch heute auf der vielverbreiteten orientalischen Kissar findet, die aber auch sonst für die Stimmung der Saiteninstrumente grundlegend ist. Die Form der altgriechischen Kithara ist auch auf Tongefässen der Hallstattzeit aus dem Gebiet der mittleren Donauländer dargestellt, und da in den untern Donauländern damals die Thraker sassen und alte Überlieferungen davon sprechen, dass die Griechen ihre Musik von den Phrygern = Thrakern erhalten haben, so kann man die Kithara vielleicht als thrakisches Musikinstrument ansehen. Später sassen Germanen in den Donauländern und vor und neben ihnen Kelten, deren Priester sich bei ihren Gesängen eines Instruments, des sogen. Crouth, bedienten, das eine ähnliche Form wie die griechische Kithara zeigt, und der Schluss liegt nahe, dass die griechische Kithara eine Nachbildung dieses thrakisch-keltischen Saiteninstrumentes ist.

Im weiteren Verlaufe seines Vortrages erläuterte Professor FLEISCHER die

Digitized by Google

Entwicklung der griechischen Moll-Tonleiter aus dem System des Pythagoras und ihr Verhältnis zu dem orientalischen Tonsystem, dessen einzelne Töne nach den 7 Planeten benannt und mit deren Symbolen bezeichnet waren. Da jedem Planeten ein besonderes Metall zugeschrieben ward, so finden sich auch hier wieder Beziehungen der Musik zum Metall, und da die Planetenzeichen grosse Übereinstimmung mit den Zahlenzeichen zeigen, die Pythagoras zur Bezeichnung der Töne anwandte, und die uns in alten Handschriften als 'apices' des Pythagoras überliefert sind, so nimmt Professor FLEISCHER an, dass die Tonzeichen aus dem Orient, dem Lande der Astronomie, herstammen, was von antiken Schriftstellern auch ausdrücklich ausgesprochen wird. Die Gleichsetzung von Tönen und Planeten findet sich auch in alten Schriften der Chinesen und ist noch heute bei den Chinesen, Japanern und Koranern bekannt. Diese Völker kamen indes im Gegensatz zur diatonischen Tonleiter der Griechen durch Fortlassen der Halbtöne zur Pentatonik, und da die pentatonische Tonleiter sich nicht nur im äussersten Osten, sondern auch in den Volksweisen der Iren und Schotten wiederfindet, so muss diese Übereinstimmung einen Grund haben, nämlich eine Verwandtschaft der Volksseele dieser beiden Völkergruppen und einen Zusammenhang des Menschengeschlechts in vorgeschichtlicher Zeit.

Aus dem Walde der Urzeit — so schloss der Vortragende — tönt ein Rauschen, das anfangs verworren und mystisch erscheint, das aber bei näherem Zuhören und bei eingehender Untersuchung harmonisch und zusammenhängend wird. Die Aufgabe der vergleichenden Musikwissenschaft ist es, Klarheit und Übereinstimmung in der scheinbaren Disharmonie zu schaffen.

Nach Schluss der wissenschaftlichen Sitzung versammelte sich ein Teil der Anwesenden mit ihren Damen im Hotel „Russischer Hof" in der Georgenstrasse, um hier durch ein Festessen die Feier des Stiftungsfestes zu begehen. Die geringe Beteiligung von seiten der Mitglieder hinderte nicht, dass die Feier sehr ansprechend und gemütlich verlief.

* * *

In der **2. Sitzung** des 3. Vereinsjahres, die am **18. Mai 1911** im Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde stattfand, wurde der Vorstand des vergangenen Geschäftsjahres durch Zuruf wiedergewählt. Zur Vorlage und Besprechung durch den Vorsitzenden, Professor Dr. KOSSINNA, gelangten folgende Werke: „Urgeschichte Württembergs" von SCHLIZ und FRAAS (Stuttgart 1911) „ein Versuch über die Grabgebräuche der vorgeschichtlichen Zeiten in der Schweiz" von Dr. VIOLLIER (Paris 1911), eine Abhandlung „Smörkullen" (Opferberge) von OSKAR LUNDBERG (1910) und eine Schrift aus dem Nachlass des verstorbenen Mitgliedes HEINR. ZIMMER, „der kulturgeschichtliche Hintergrund in den Erzählungen der irischen Heldensage" (Berliner Akademie 1911).

Dann teilte der Vorsitzende mit, dass am 28. Mai ein Ausflug nach der Uckermark zur Besichtigung des Fergitzer Burgwalls und zum Besuch des Museums in Prenzlau unternommen werden solle und dass vom 3.–7. August die 3. Tagung für Vorgeschichte in Coblenz stattfinden würde, ferner dass der geschäftsführende Vorstand der Hauptgesellschaft an den zweiten Vorsitzenden Geheimrat Professor Dr. BEZZENBERGER anlässlich seines 60. Geburtstages ein Glückwunschschreiben abgesandt hätte, worauf der Jubilar der Gesellschaft ein sehr herzliches Dankschreiben habe zugehen lassen (vgl. Mannus III, S. 312 nebst Tafel).

Digitized by Google

Studiosus Martin JAHN hielt hierauf einen kurzen Vortrag über märkische Latènefunde aus Wohnstätten unter Vorlegung von Fundstücken, indem er zu den durch die Ausgrabungen der letzten Jahre in den Vordergrund des Interesses getretenen Fragen über vorgeschichtliche Ansiedlungsstätten einige Beiträge gab. Es führte Funde aus zwei latènezeitlichen Wohnstätten vor, die er bei Rosenthal (Kr. Niederbarnim) und bei Marwitz (Kr. Osthavelland) vor der drohenden gänzlichen Zerstörung bewahrt und untersucht hat. In Rosenthal wurden in einer Herdgrube u. a. latènezeitliche Scherben und eine ganze Schicht von Lehm-Bewurfstücken gefunden, die neben Abdrücken von Rundhölzern besonders breite, platte, an den Seiten rechtwinklig abgesetzte Eindrücke zeigen, die von vierkantig behauenen Balken herzustammen scheinen. Auf den Bewurfstücken befinden sich auch Systeme von länglichen Eindrücken, die teilweise von Schilf und Stroh herrühren können. Die Aussenseite der Lehmpatzen ist geglättet und war mit einer zweiten dünneren Lehmschicht überdeckt. In Marwitz fand sich u. a. ein Steinherd und eine Abfallgrube, die viele Scherben und Tierknochen enthielt. Die Knochen sind sämtlich bei der Mahlzeit zerschlagen worden und zeigen teilweise Spuren des Herdfeuers. Obwohl die Ausgrabungen noch nicht abgeschlossen sind, erscheint schon jetzt das Vorhandensein von Pfostenlöchern, wie sie auf dem bronzezeitlichen Wohnplatze von Buch so massenhaft gefunden wurden, für ausgeschlossen. Auch die oben beschriebenen platten Abdrücke auf den Lehmbewurfstücken unterscheiden sich von den Lehmpatzen mit runden Abdrücken in Buch durchaus, so dass man für diese latènezeitlichen Wohnstätten einen anders gearteten Hausbau annehmen muss.

Auf den Einwurf des Rentiers H. BUSSE, dass Kammstrichornamente nicht nur in latènezeitlichen Gräbern gefunden worden seien, sondern auch in denen der Bronzezeit, wie beispielsweise in Biesental, und dass sich aus der Latène-Zeit keine Abfallgruben nachweisen liessen, bemerkt JAHN, dass zwischen den Kammstrichornamenten glatte Stellen seien, was für die Latène-Zeit spräche, und dass Abfallgruben vorhanden seien, weil tatsächlich Abfälle in den Gräbern enthalten wären. Die Behauptung BUSSES, dass es zwischen Spree und Oder keine Latène-Gräber gäbe, sei hinfällig, da solche bei Marwitz, Fergitz i. U. und Buderose b. Guben gefunden seien.

Den Hauptvortrag hielt Museumsassistent Dr. Erich BLUME aus Posen unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über Ostgermanische Kultur zur römischen Kaiserzeit. Die Ostgermanen entstanden in der ältesten Eisenzeit etwa im 8. Jahrhundert vor Chr. aus skandinavischen Einwanderern links der unteren Weichsel und standen zu den in jenen Gegenden länger ansässigen Westgermanen in deutlichem Kulturunterschied. Die Einwanderung aus fernerer Heimat verschaffte ihnen von Anfang an eine stärkere Beweglichkeit bei festerer staatlicher Organisation, denn schon in der römischen Kaiserzeit wurden sie von Königen beherrscht.

Die ältesten Einwanderer bestatteten ihre Toten in grossen unterirdischen rechteckigen Steinkistengräbern mit einer grösseren Anzahl von Urnen, in sehr altertümlich anmutenden Familiengrüften. Sie drangen schnell südwärts ins Land vor und entwickelten sich in Posen und Schlesien zu den wandalischen Stämmen der Kaiserzeit. Im 2. Jahrhundert vor Chr. folgten ihnen neue Skandinavier über die Ostsee, deren Hauptanteil die Burgunder stellten, um Christi Geburt endlich die Goten, die sich um 100 nach Chr. an der Passarge, einem kleinen ostpreussischen Flusse, in zwei kulturell verschiedene Gruppen teilten. Westlich der Passarge sassen um das Weichseldelta die gotischen Gepiden, die in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. die Burgunden aus ihren Sitzen am Weichselknie bei Bromberg verdrängten.

Digitized by Google

Der Vortragende behandelte als Hauptteil des Abends vornehmlich die Entwickelung der metallenen Schmuckformen dieser ostgermanischen Stämme unter Vorführung von Lichtbildern. Die Wandalen waren in der mittleren Latène-Zeit (etwa 3. Jahrhundert vor Chr.) unter den Kultureinfluss der ihnen südlich benachbarten Kelten geraten; sie bestatteten seit dem 2. Jahrhundert vor Chr. ihre Toten vorwiegend in einzelnen ohne Steinschutz in die Erde gesetzten Urnen. In den Männergräbern liegen nun zahlreiche eiserne Beigaben, besonders Waffen. Dieser jähe Bestattungswechsel lässt auf neue religiöse Vorstellungen schliessen. Wie der Vortragende meint, sei damals der germanische Kriegerglauben an Wodan aufgekommen. Im Gegensatz zu diesem wandalischen Gebiet fehlen in dem grossen Kulturgebiet zwischen Oder und Passarge, das die Burgunden mit ihren Brandgrubengräbern (Scheiterhaufenbestattungen ohne Urne), die gotisch-gepidische Gruppe mit Urnen und unverbrannten Leichen, sowie kleinere Stämme umfasst, die Waffenbeigaben gänzlich. Hier geben die Schmucksachen der Frau (Gewandnadeln, Armringe, Berlocks und Perlen) den Gräbern ihr kulturelles Gepräge. Wie die Waffen wurden auch die Kleingeräte der Germanen in den letzten Jahrhunderten vor Chr. in Eisen hergestellt und trugen noch den Charakter ihrer keltischen Vorbilder an sich. Es herrschen durchaus drahtförmige oder doch längliche Formen, die dem Schmieden, dem Biegen, Ziehen und Hämmern eigentümlich sind. Charakteristisch ist (ganz wie bei der jungen modernen Eisentechnik) die Bevorzugung der reinen Konstruktion mit all ihrer Nüchternheit, aber auch ihrer Eleganz. Bald aber kehrte der Germane zu dem altbeliebten Bronzeguss zurück, die Formen ändern sich dadurch ganz organisch: zunächst bleibt noch ein kräftiger Wechsel zwischen gestreckten und gedrungenen Teilen, aber allmählich verlieren die Formen die Rundungen der Glieder. Im 2. Jahrhundert nach Chr. ist der Höhepunkt mit kraftvoll gemessenen bandförmigen Formen erreicht, dann erschlaffen sie zu behaglicher Breite. Vor einer bösen Verwilderung bewahrte sie das Aufkommen neuer Tendenzen im 3. Jahrhundert nach Chr., die an Latèneformen anknüpften; zunächst neigte man zum drahtförmig Gezogenen, zum Biegen und Umwickeln, wenn auch in Bronze und Edelmetall, ging aber in der Völkerwanderungszeit wiederum zu gegossenen breiten Flächen über. Die ganze Kulturentwickelung wurde jedoch in Deutschland durch die allmähliche Abwanderung der Ostgermanen unterbrochen. Der grosse Reichtum und die Kulturmöglichkeiten der klassischen Gebiete, verbunden mit Kriegs- und Handelslust, lockten die Germanen nach dem Süden, der ihnen in heldenhaftem, wenn auch verzweiflungsvollen Ringen den Tod bringt.

Der 1. Vorsitzende Professor Dr. KOSSINNA dankte dem Redner für den gehaltvollen Vortrag und wies darauf hin, dass die Untersuchungen BLUMES über den behandelten Gegenstand demnächst in einem reich illustrierten Werke als Heft 8 der „Mannusbibliothek" erscheinen würden.

* * *

Sonntag den **28. Mai 1911** machte die Gesellschaft, leider unter nur geringer Beteiligung seitens der Mitglieder, einen unter der Gunst des wunderbar schönen Wetters herrlich gelungenen Ausflug nach Fergitz und Prenzlau. Nach zweistündiger Eisenbahnfahrt (92 km) langte man um 10½ Uhr in Warnitz am Oberuckersee an, um sogleich zu der Fergitzer Burgwallinsel inmitten des Sees überzusetzen und während zweier genussreicher Stunden den Burgwall selbst mit seiner eigenartigen Verschlackung nach allen Richtungen aufs genaueste anzusehen, wobei der beste Kenner des Ortes, unser Mitglied Herr Rittergutsbesitzer Joachim Otto VON DER HAGEN (vgl. seine treffliche Abhandlung Mannus III, 75 ff.)

Digitized by Google

nebst mehreren anderen Mitgliedern des Prenzlauer Museumsvereins den denkbar besten Führer machte. — Von Warnitz aus langte man gegen 2 Uhr mit der Bahn in Prenzlau an, besuchte rasch noch den schönen Stadtpark, um dann an einem wohlverdienten Mittagsmahl im Preussischen Hofe sich zu erlaben, wobei wir die freudige Überraschung erlebten, von unseren eigens dazu herübergekommenen Stettiner Mitgliedern, wie Geheimrat LEMCKE und Konservator STUBENRAUCH, begrüsst zu werden.

Nach dem Mahle wurden die zahlreichen altertümlichen Bauwerke der Hauptstadt der Uckermark besichtigt, insonderheit aber das in seiner vorgeschichtlichen Abteilung so hervorragende Museum des uckermärkischen Geschichtsvereins eingehendst studiert. Eine Wanderung an der alten Stadtmauer entlang und durch die Uckerpromenade schloss mit einem üppigen Kaffe im Elisabethbade am Ufer des herrlichen Uckersees, von dem sich die Teilnehmer der wunderschönen Fahrt gegen 7 Uhr Abend nur schwer trennen konnten.

G. Albrecht (†) und G. Kossinna.

Bücher-Besprechungen.

Dr. Georg Wilke: Spiral-Mäander-Keramik und Gefässmalerei. Hellenen und Thraker. Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Prof. Dr. Kossinna, Nr. 1. Mit 100 Abb. u. 1 Tafel. Würzburg, Kabitzsch 1911. Einzelpreis Mk. 4,50, Subskriptionspreis Mk. 3.60.

Mit diesem Werke hat die Mannus-Bibliothek in höchst erfreulicher Weise ihr Erscheinen begonnen. Der Verfasser fasst die bekannten sich unterscheidenden Gruppen des europäischen Neolithikums nach Kultur-Kreisen zusammen, und sieht in ihnen Entwickelung von Stammes-Unterschieden der in noch älteren Zeiten einmal einheitlich gewesenen arischen[1]) Urrasse Europas. Nach der Lagerung dieser Kultur-Kreise bezeichnen sie die Trennung der Kentum- und Satem-Völker. Es wird damit aufs Neue erwiesen, worauf ja KOSSINNA stets mit starker Betonung hinweist, dass Volk und Kultur einander deckende Begriffe sind, eine Überzeugung, die, so selbstverständlich sie für viele Forscher ist, leider doch noch vielfach bekämpft wird.

W. erklärt die Spirale auf den Gefässen der nach ihr benannten Spiral-Mäander-Keramik, die sich quer durch Mitteleuropa von Nordwesten nach Südosten hinzieht, als unabhängig von der paläolithischen Spirale West- und Mittel-Europas entstanden und sieht ihren Ursprung in der Matten- und Korb-Flechterei. Diese Ansicht, die sehr viel Einleuchtendes für sich hat, äusserte mir auch schon vor Jahren der verstorbene Leipziger Archäologe Arthur SCHNEIDER. Kreise und Vierecke sind in der Flechtarbeit die gegebenen Ornamente, und werden solche Geflechts-Streifen gegen einander verschoben, so setzen sich die einzelnen Teile dieser geometrischen Figuren zu Spiralen und Mäandern zusammen.

[1]) Warum ich den Namen „Arier" als Bezeichnung der gesamten Rasse dem heute noch vielfach gebrauchten Worte „Indogermanen" vorziehe, erklärte ich in meinem Buche „Die Ägäische Kultur", Leipzig, 1911, S. 10, Anm. 1.

Digitized by Google

In sehr interessanter und geistreicher Weise werden dann S. 4—23 wohl so ziemlich alle Gestalten, in denen die Spirale dieser Keramik-Gruppe erscheint, auf ihre einfachen Formen konzentrischer Kreise in verschiedenen Gruppierungen zurückgeführt. Diese Erläuterungen wirken durchaus überzeugend, und man wird dem Verfasser wohl unbedingt beistimmen müssen, dass alle diese oft recht mannigfach verschlungenen Spiralen konstruktiv entstanden zu denken sind. Dennoch möchte ich nicht, wie W. es tut, diese Spirale von den älteren und allgemein europäischen Spiralen unabhängig erachten.

Die in Gebieten der Megalith-Kultur auftretenden Steinsetzungen, die sogenannten Troia-Burgen, zeigen genau die gleiche Gestaltung wie die auf späteren kretischen Münzen auftretenden Labyrinth-Darstellungen und wie die als „Truia" bezeichnete Spirale an dem Kruge von Tragliatella. Diesen Gebilden liegen aber mythische und kultische Anschauungen zugrunde; und ich kann nur annehmen, dass die Beliebtheit der Spirale, die bei allen arisch-europäischen Völkern zu beobachten ist, eben auf diese uralten mythischen, damit verknüpften Vorstellungen zurückgeht. Als sie dann besonders, aber nicht ausschliesslich, in der Spiral-Mäander-Gruppe als keramische Verzierung, also zu profanen Zwecken verwendet wurden, kam man zur leichteren Ausführung und reicheren Ausgestaltung auf diese konstruktive Herstellungsweise.

Diese Ornamentierungsart ist nach WILKE, der das Vorkommen auf dem ganzen ihr eigenen Gebiete vergleicht und stratigraphisch datiert, jedenfalls in den Nordbalkan-Ländern und an der unteren Donau heimisch, wäre also einem Teil der Süd- oder Ost-Arier eigen und gehörte demnach den Satem-Völkern. Bei diesen war aber nicht die monochrome Verzierung, sondern die Gefässmalerei heimisch, und W. weist scharfsinnig noch manche andere starke Unterschiede zwischen den Erzeugnissen der Spiral-Mäander-Keramik und der östlichen Gefässmalerei nach, findet aber sehr bedeutsame Beziehungen in Gefässformen, Pfeilspitzen und Anderem zwischen der nordarischen Megalith-Kultur und der Spiral-Mäander-Keramik. Dies führt ihn zu dem sehr ansprechenden und äusserst wahrscheinlichen Schlusse, dass die Träger dieser Kultur ursprünglich Satem-Leute gewesen, die aber durch nachdrängende Nordleute in Sprache und Kultur schon frühzeitig mehr dem Norden als dem Osten angeglichen wurden. Hiezu möchte ich noch bemerken, dass die Thrako-Phryger Kleinasiens und die ihnen nahe verwandten Bewohner von Kypros die Spirale zwar auch kannten, aber hauptsächlich sich konzentrischer Kreise und der Vierecke zu ihren Gefäss-Ornamenten bedienten, also durch lange Zeit die Grundelemente, aus denen sich die konstruktiven Spiralen und Mäander entwickelten, rein beibehielten. Dazu würde gut passen, dass sich auch sonst zahlreiche Übereinstimmungen zwischen der Kultur von Kypros und Troja bis zu den Pfahlbauten der Nordschweiz und dem Mondsee einerseits und dem Gebiete der Moldau und oberen Elbe andererseits nachweisen lassen[1]). Diese Beziehungen liegen also hauptsächlich im Gebiete der Spiral-Mäander-Keramik und sind demnach hier wohl Reste der süd- oder osteuropäischen Kultur vor dem Eindringen der Nord-Arier.

Mit besonderer Sorgfalt werden dann die neolithischen Funde Griechenlands untersucht, und Beziehungen zu Butmir und weiter nördlich in das Gebiet der Spiral-Mäander-Keramik nachgewiesen. Auf diese Art wird in dankenswertester Weise ein Anfang gemacht, die steinzeitlichen Wanderungswege der aus dem Norden in die Balkanhalbinsel eindringenden Hellenen nachzuweisen, und schlagende Ähn-

[1]) Vergl. v. LICHTENBERG: „Beiträge zur ältesten Geschichte von Kypros" (= Mitt. d. Vorderas. Ges. 1906, Heft 2).

Digitized by Google

lichkeiten in der Form und teilweise an den Ornamenten werden von Schlesien bis Thessalien erwiesen (vergl. S. 55, Fig. 72 und 73). Sehr dankenswert wäre es, wenn W. noch umfassende Untersuchungen anstellen würde über die bei arischen Völkern so sehr auffallende Sitte der Gräber innerhalb der Ansiedlungen, die sich vereinzelt in neolithischer Zeit in Griechenland und nördlich bis Leipzig fanden.

Aber von Thessalien bis Orchomenos finden sich neben der monochromen Spiral-Mäander-Keramik auch bemalte Gefässe. Hierin erblickt W. mit Recht ein ziemlich gleichzeitiges Eindringen von Ost- oder Süd-Ariern, die in diesen Gegenden nur die im Nordosten der Balkanhalbinsel ansässigen Thraker gewesen sein können. Wie die Schichten zeigen, kamen die beiden Bevölkerungsschichten teils nach einander, teils mögen sie als „Vertreter der Herrenkunst" und eines „Bauern-Stiles" neben einander gewohnt haben. Interessant und wichtig ist, dass W. das sagenhafte Volk der Pelasger den Thrakern verwandt erklärt, wofür sich mancherlei Gründe ins Feld führen lassen [1]). Dann werden sehr scharfsinnig die Einwanderungswege der hellenischen Achaeer, Jonier und Minyer kurz untersucht.

Das ganze Buch bietet dem Fachmanne, obwohl diesem das ganze Material bekannt sein muss, durch die übersichtliche Gruppierung und die daraus gezogenen Schlüsse eine grosse Fülle neuer Anregungen und wichtigster neuer Erkenntnisse.

Berlin. v. Lichtenberg.

Dr. Georg Wilke: Südwesteuropäische Megalith-Kultur und ihre Beziehungen zum Orient. Mannus-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. Kossinna. Heft 7. Mit 141 Textabb. Würzburg, Kabitzsch 1912. Einzelpreis 7,50 Mk.

Es ist ein ungeheurer Stoff, der hier auf kleinem Raum (171 Seiten) bewältigt ist. Weit verbreitet sind die Megalithbauten. Wir finden sie in Nordeuropa, dem westlichen Holland, England, Frankreich und Spanien und weit dehnen sie sich nach Afrika und Asien hinein aus. Von diesem weiten Verbreitungsgebiete ist blos das nordische nur flüchtig gestreift, während die Megalithen Frankreichs und Spaniens eingehend mit ihren Beziehungen nach den anderen Erdteilen untersucht werden. Zunächst bespricht W. die Typen der Pyrenäen-Halbinsel, weist eine Entwickelung von runden Dolmen zum Ganggrabe nach, zeigt, dass diese Entwickelung nur im westlichen und nördlichen Europa auftritt, und kommt damit zu dem wohl unabweislichem Schlusse, dass, weil im Oriente nur entwickelte Formen vorkommen, Übergangsformen aber fehlen, dieser Grabtypus europäischen Ursprungs sein muss.

Leicht missverständlich erscheint hierbei der Umstand, dass W. die Typen Spaniens oft iberisch nennt. Die Iberer, deren heutige Nachkommen die Basken sind, waren aber ein aus Kleinasien zugewandertes Volk nichtarischer Rasse, das wohl auch Gräber aus grossen Steinen errichtete, wobei aber diese Gräber einen ganz anderen, in dem vorliegenden Buche nicht mitbehandelten Typus zeigen, und nur an der Süd- und Westküste auf schmalen Gebieten, ferner auf Sardinien und an der Westküste Irlands und Schottlands auftreten. Diese sind also ein fremder, nichtarischer Typus, der sich sofort von den europäischen Formen unterscheidet [2]).

[1]) Vergl. v. LICHTENBERG: „Die ägäische Kultur", S. 146 und v. LICHTENBERG: „Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina" (= Mitt. d. Vorderas. Ges. 1911, Heft 2, S. 28).

[2]) Vergl. meinen Aufsatz: „Kaukasische Völker in Europa", in Memnon III., ferner die Arbeit von MACKENZIE: „The tombs of the Giants and the Nuraghi of Sardinia in their West-European Relations", in Memnon II und v. LICHTENBERG: „Haus, Dorf, Stadt", S. 206 ff.

Digitized by Google

Sehr wichtig und interessant ist, dass sich in Skandinavien, in Frankreich und Spanien ein Typus des europäischen Ganggrabes mit kreuzförmig angeordneten Nebenkammern entwickelte, und die Vorbilder für die mykenischen Kuppelgräber abgab, so dass manche von ihnen, z. B. das Grab von Alcalá in Portugal, ganz an das sogenannte Grab des Atreus erinnern. Auch dieser Typus hat weit über die Grenzen Europas nach Syrien und Ägypten übergegriffen, so dass ich in diesem Verbreitungsgebiete nur die Wegweiser uralter Wanderungen der europäisch-arischen Völker erblicken kann. Zwischen dem Norden und Süden besteht jedoch, wie W. nachweist, nur Übereinstimmung des kreuzförmigen Grundrisses, dagegen ist die durch überkragende Steinplatten hergestellte Kuppel nur den südlichen Gebieten eigen.

Ebenso eingehend wie die Gräber werden dann die Menhirs, Cromlechs, Alignements und ihr Verbreitungsgebiet behandelt. Zweifelhaft erscheint mir jedoch die Zuweisung des bekannten Plattenringes von Mykenae zu den Cromlechs, denn er hat eine andere Bestimmung als diese. Er wurde nämlich zu dem Zwecke errichtet, um die Stelle der ältesten Königsgräber von Mykenae, die bei einer Burgerweiterung, die sich noch gerade an dieser Stelle an der jüngeren Technik der Burgmauer erweisen lässt, verschüttet werden mussten, dauernd kenntlich zu machen, ebenso wie die innerhalb des Plattenkreises über den Gräbern aufgestellten reliefierten Grabplatten[1]). Immerhin bliebe die Möglichkeit, dass diesem Plattenringe ausser der erwähnten Bestimmung noch eine zweite zuteil wurde. Dafür wäre aber die Orientierung genauer, als es SCHLIEMANN tat, zu untersuchen, da die neueren Forschungen an den Steinsetzungen Frankreichs und Englands eine Orientierung nach den Hauptpunkten des Jahreslaufes der Sonne erwiesen haben, so dass diese Anlagen wohl der Abhaltung kultischer Jahresfeste dienten.

Die Entwickelung von den runden Dolmen bis endlich zu den Gräbern mit falscher Kuppel, die W. in 3 Perioden zerlegt, gibt sich auch durch die den Toten beigegebenen Gerätetypen und deren Entwickelung als eine zeitliche Aufeinanderfolge zu erkennen. Von grosser Wichtigkeit werden für künftige Forschungen die Übereinstimmungen dieser Geräte mit anderen Ländern werden. So treten in den ältesten Dolmen der Pyrenäen-Halbinsel Muscheltrompeten auf, und dieselben Muscheltrompeten sind von Kreta bekannt. In der nächst jüngeren Gruppe kommen als Beigaben Schieferplatten vor, die durch „wiederholt beobachtete Reste von Farbstoff auf ihnen" wohl sicher „als Farbenpaletten für die Körperbemalung aufzufassen" sind. Damit erinnern sie an die in Ägypten gebräuchlichen und ebenfalls oft aus Schiefer hergestellten Schminkpaletten. Weiteres erscheint in der dritten Gruppe die „Glocken- oder Zonen-Becherkeramik", dieselbe Keramik tritt aber auch in Ägypten gleichzeitig mit megalithischen Bauten auf. Eigentümlich ist dabei, dass diese Keramik in Skandinavien, Mitteleuropa, Frankreich, England und der Pyrenäen-Halbinsel vorkommt, dagegen den Ländern südlich der Alpen gänzlich fehlt, aber in Sizilien, wohl von Spanien aus eingeführt, wieder auftritt[2]). Es lassen sich also Wanderungswege für Megalith-Gräber und Glockenbecher von Nordeuropa bis Ägypten feststellen, als deren Träger W., was sehr wichtig ist, Verwandte der Cro Magnon-Rasse annimmt.

---

[1]) Vergl. v. LICHTENBERG: „Haus, Dorf, Stadt", Leipzig 1909, S. 200 f.

[2]) Vergl. FLINDERS PETRIE: „Methods and aims in Archaeology." London 1909, S. 160 f.; DIEDERICH FIMMEN: „Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur", S. 12 und 42 f.; M. HÖRNES: „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa", S. 273 und v. LICHTENBERG: „Einflüsse der ägäischen Kultur usw.", S. 71 f.

Digitized by Google

Hervorragende neue Aufschlüsse werden uns künftige gründliche Untersuchungen der uralten schriftartigen Zeichen, die in den Dolmen von Alvão, an vielen Steindenkmalen Spaniens, ferner auf Renntierstäben und in der Höhle von Mas d'Azil, meist eingraviert, in Mas d'Azil aufgemalt, vorkommen. Diese Zeichen besitzen mancherlei Ähnlichkeit und Übereinstimmung sowohl mit den kretischen und kyprischen Silbenschriften als mit den germanischen Runen.

In eingehender und sorgfältiger Weise untersucht W. im fünften Abschnitte die keramischen Parallelen auf dem ganzen weiten Gebiete der Megalithkultur, wobei sich, wie bei den Glockenbechern, merkwürdige Übereinstimmungen einmal zwischen der Megalith-Gruppe und der Spiral-Mäander-Gruppe zeigen, dann aber auch weitere Übereinstimmungen über die Mittelmeer-Gebiete nicht nur bis Troja, sondern auch nach Ägypten. Auch die sonstigen Parallelen werden von W. sehr gründlich untersucht, wobei sich herausstellt, dass einige Geräte über das ganze grosse Gebiet reichen, während andere auf kleinere Gebiete beschränkt bleiben. Zu den sehr wichtigen Bemerkungen über die Schleuder (S. 93, dazu Anm. 12 über Darstellungen in Beni Hassan) möchte ich bemerken, dass wir von deren Gebrauche auch eine sehr lehrreiche Darstellung besitzen auf dem Bruchstücke eines Silberbechers von Mykenae, die in Relief die Verteidiger einer belagerten Stadt vor Augen führt.

Höchst wichtig, aber noch eingehender vergleichender Forschung bedürftig ist das, was W. über Tätowierung, besser wohl Gesichtsbemalung, ausführt, ebenso die Bemerkungen über die Ähnlichkeiten der Tracht, wozu ich für die Bronzezeit Parallelen von Cypern bis Mitteleuropa beigebracht habe in meiner Schrift: „Beiträge zur ältesten Geschichte von Kypros".

Von weiteren bis heute noch bestehenden Parallelen zwischen Ost und West führt W. den Dreschschlitten, die trilla an, und beschreibt das Gebiet seines Vorkommens. Ausgelassen hat W. dabei Cypern, wo ich selbst diesen Schlitten allgemein in Gebrauch sah. Zu den aus Kuhmist hergestellten Brennziegeln ist noch Ägypten anzuführen, wo die Araberweiber solche Ziegel aus Kamelmist machen. Ob aber diese Verwendung des Mistes wirklich ethnologische Schlüsse zulässt, erscheint mir doch recht zweifelhaft.

Von grösstem Interesse ist das Vorkommen der nach unten sich verjüngenden Säule in Ägäa, in Kuppelgräbern Spaniens und auf den Balearen. Widersprechen muss ich aber W., wenn er diese Säule sich „von den durch überkragende Steine gebildeten Pfeilern herleiten lässt." In der ägäischen Kultur war diese Säule aus Holz, auf eine Holzsäule lässt die mit einer Vertiefung zum Einsetzen der Säule versehene Basis von Los Millares schliessen, und ich glaube, diese sich nach unten verjüngende Gestalt als gerade für Holzsäulen technisch richtig nachgewiesen zu haben[1]). Auch wenn W. die Nuraghen Sardiniens ihrer kyklopischen Bauart wegen zu der europäischen Megalith-Kultur rechnet (S. 116 f.), kann ich nicht beipflichten, da sie zur selben Kultur gehören, wie die Eingangs erwähnten sogenannten Riesengräber von Sardinien und diesen ähnliche Grabtypen an der Süd- und Westküste der Pyrenäen-Halbinsel und an der Westküste Irlands und Schottlands. Die Träger dieser Kultur waren aber wohl kleinasiatische Ligurer, Iberer und verwandte Stämme.

Sehr erfreulich sind die von W. gründlich untersuchten religiösen Parallelen. Auch er erkennt als durch unzählige Idole für besonders wichtig gekennzeichnet die Gestalt einer mütterlichen Göttin. Mit Recht wendet sich W. gegen jene Forscher, die die nackte Göttin aus dem babylonischen Kulturkreise herleiten wollen. Nicht

[1]) „Haus, Dorf, Stadt", S. 66 und „Die ägäische Kultur", S. 25.

Digitized by Google

nur sind die europäischen Denkmäler viel älter als ähnliche aus Vorderasien, sondern erst kürzlich hat G. HÜSING auch auf philologischem Wege nachgewiesen, dass die semitische Ischtar als Lehngut von den Ariern zu den Semiten kam[1]). W. selbst betont auch S. 128 mit Recht, dass als Ausgangspunkt für die Nackt-Idole „nur noch das südwesteuropäische Megalithgebiet in Betracht komme." Sehr richtig erkennt W. die Beziehungen der Axt, die auf Bildern und Idolen oft mit der Göttin in Verbindung steht, zum Hackbaue. Aber nicht der Umstand, dass die Frau zumeist den Hackbau betrieb, sondern nur der Hackbau selbst machte die Axt zum Fruchtbarkeits-Symbol, und als solche trat es an die Stelle der in diesen Zeiten fehlenden männlichen Göttergestalt, als Symbol der männlichen Fruchtbarkeit[2]).

Zu den wichtigen Bemerkungen über uralte Schiffsdarstellungen möchte ich anführen, dass die älteste Bedeutung noch nicht eine „Sonnenbarke" gewesen sein dürfte, sondern dass sich diese Bilder zuerst wohl auf den Mond bezogen, der im Mythos oft als Barke erscheint. Als der Mythos später in den religiösen Kult eindrang, fanden dann freilich sehr häufig Übertragungen auf die Sonne statt. Ebenso beziehen sich die in ägäischen Goldblechen, auf Dolmensteinen und dem Steinkreise zu Avebury (England) vorkommenden Stierhörner auf den Mond, sind also mythischen, nicht eigentlich religiösen Ursprunges.

Die S. 147 ff. erwähnten, bis in die ältesten Zeiten nachweisbaren Hand- und Fussdarstellungen sind wohl schon, wie W. annimmt, Kultsymbole, und wenn W. auf die Heraklessage und auf Buddha hinweist, so möchte ich noch auf die sogenannten Fussspuren Christi in Rom an dem Kirchlein „Domine quo vadis" hinweisen, sowie auf mancherlei durch alte Sagen ausgezeichnete Punkte Deutschlands, wie z. B. die „Rosstrappe" im Harz.

In den ausführlichen Schlussbemerkungen (S. 150—171) fasst W. nochmals alles zusammen und kommt damit wieder auf den fortan wohl ganz unabweislichen Schluss, dass das Ursprungsgebiet der gesamten Megalith-Kultur nur in Europa, ich setze hinzu: „also bei den Ariern", zu suchen ist. Sonst werden in diesen Schlussseiten noch eine Menge sehr wichtiger Fragen angeschnitten und die Ansichten der verschiedensten Forscher dazu angeführt, ohne dass W. selbst immer Stellung zu den Fragen nimmt. Dies ist auch bei vielen wohl gar nicht möglich; aber auch der Nachweis, dass die Beantwortung derartiger Fragen einst wichtigste Aufklärungen für Kulturgeschichte und Ethnologie bringen und noch manchen dunklen Punkt erhellen wird — dieser Nachweis ist an sich schon sehr lobenswert. So wird wohl jeder Forscher auf diesen Gebieten eine Fülle wichtigen Materiales in diesem Buche finden und bei seiner Benützung dem Verfasser aufrichtigen Dank zollen.

Berlin. v. Lichtenberg.

Prof. Dr. Gustaf Kossinna: Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibliothek Nr. 6. II u. 30 S. m. e. Karte. C. Kabitzsch, Würzburg, 1911: Preis Mk. 1.50, Subskriptionspreis Mk. 1.20.

Jeder Freund des germanischen Altertums wird mit lebhaftem Interesse das Erscheinen einer Schrift begrüssen, die auf rein archäologischem Wege die Heimat unserer Vorfahren ergründet und die germanische Kulturentwicklung bis auf das achte Jahrtausend vor Chr. zurückführt. Eine solche hat uns Professor KOSSINNA geboten in der „Herkunft der Germanen".

---

[1]) „Die iranische Überlieferung und das arische System" = Mythol. Bibl., Bd. II, 2 S. 40 Anm. 1.

[2]) Vergl. meinen Aufsatz: „Religion und Mythos", in Memnon V, S. 225—236 und „Die ägäische Kultur", S. 111—116.

Digitized by Google

Der erste Teil dieser Schrift setzt die Methode der Siedlungsarchäologie, wie sie von KOSSINNA in mehr und mehr verfeinerter Art bei seinen Forschungen zur Anwendung gebracht worden ist, eingehend auseinander und zwar in engem Zusammenhange mit einer Polemik gegen Eduard MEYER, Otto SCHRADER und Moritz HÖRNES. Der Kardinalsatz der KOSSINNAschen Archäologie, der sich in den durch Grabungen erschlossenen Kulturen der verschiedensten Völkergruppen tausendfach bestätigt findet: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen" ist von diesen drei Gelehrten mit nichtigen Gründen abgelehnt worden. Dem gegenüber werden nun von KOSSINNA solche Kulturprovinzen festgelegt durch Anwendung einer genauen relativen und absoluten Chronologie und einer scharfen typologischen Untersuchungsweise und zwar von den Zeiten hell beleuchteter Geschichte rückwärts bis in die vorgeschichtlichen Perioden. Dieser Weg führt manchmal zu einer kürzeren oder längeren Siedlungslücke, die nur durch Abwanderung der früheren Bevölkerung erklärt werden kann. Durch Vergleichung der nächst verwandten Vorstufen des durch Grabungen aufgefundenen Kulturinhalts wird den Schluss- und Anfangsperioden von Kulturprovinzen prüfend nachgegangen, um sich über die Richtung der Ab- und Zuwanderung zu vergewissern. Epochemachend für alle Zeiten war für die streng chronologische Forschungsweise der erste Versuch von Oskar MONTELIUS in seinem Werke über die Zeitbestimmung des skandinavischen Bronzealters aus dem Jahre 1885, nachdem er bereits 1884 den Satz aufgestellt hatte: „Kulturkontinuität zeigt Dauer der Bevölkerung an". KOSSINNA ist darüber hinausgegangen zur Aufstellung seiner Methode der siedlungsarchäologischen Forschung.

Mit Hilfe dieser Methode vermögen wir zu erkennen, wie die durch Kulturgruppen dargestellten Stämme und Völker Mitteleuropas zu den verschiedensten Perioden in ihrem Umfange sich ausdehnen und vermehren oder zusammenziehen und vermindern. Sie zeigen, wie manche Gebiete durch die Jahrtausende hindurch von demselben Volke bewohnt worden sind z. B. Skandinavien, wie andere Gebiete dagegen plötzlichen Abbruch der Besiedlung, rasche oder langsame Abwanderungen, lange dauernde Verödung, rasche oder langsame Zuwanderungen erfahren haben.

Der zweite Teil handelt von der Herkunft der Germanen, nicht der Germanenfamilie an sich, sondern spürt der Frage nach, aus welchen Gebieten die Germanen nach Deutschland gelangten. Nach der vorhin klar gelegten Methode geht der Verfasser aus von der durch die schriftliche Überlieferung hell beleuchteten Zeit um 100 und 200 nach Chr. und findet eine überraschende Ähnlichkeit mit der auf archäologischem Wege gewonnenen Siedlungskarte. Dabei ist das durch die Siedlungskarte gefundene Bild viel schärfer als das aus der schriftlichen Überlieferung gewonnene.

Während PTOLEMÄUS 150 nach Chr. die Grenze zwischen West- und Ostgermanen ungenau auf die Oderlinie festlegt, weist KOSSINNA nach, dass diese Grenze seit dem achten Jahrhundert vor Chr. beständig wechselnd von der Weichselmündung nach Westen zurückweicht, erst allmählich an die Oder herantritt und schliesslich bis mitten zwischen Elbe und Oder zu liegen kommt.

Die von TACITUS und PLINIUS als Teile der Westgermanen genannten Herminonen, Ingwaeonen und Istwaeonen werden archäologisch festgelegt. Das Gebiet der Herminonen, der Elbsweben, mit ihren Mäanderurnen erstreckt sich von Nordböhmen abwärts bis nach Hamburg, von Braunschweig ostwärts bis über Stettin und Frankfurt a. O. auf das rechte Oderufer hinüber. Die Ingwaeonen umfassen die Stämme am Nordseestrand in Schleswig-Holstein und auch auf den dänischen Inseln. Die Istwaeonen sind die rheinischen Germanen von Mainz abwärts bis zur

Digitized by Google

Rheinmündung und die Binnenstämme ostwärts bis zum Leine-Fluss, die wir aber archäologisch noch nicht genügend kennen, weil die Freude an den römischen Funden in diesen Gebieten der germanischen Archäologie nicht günstig war.

Wenn wir von diesem Bild in die Latènezeit gehen (bis 500 vor Chr.), so verlässt uns die schriftliche Aufzeichnung, aber archäologisch sehen wir die Ausbreitung der Elbsweben nach dem Untermaingebiet, wo ihre am weitesten vorgeschobene Westabteilung in Caesars Sweben uns entgegentritt. KOSSINNA ist es gelungen, einen klaren Zusammenhang der Siedlung des Ariovist im Unterelsass mit der gleichzeitigen Kultur des swebischen Ober-Havellandes aufzudecken.

Sind die Westgermanen seit alten Zeiten in Norddeutschland heimisch, so sind dagegen die Ostgermanen verhältnismässig spät eingewandert und zwar über See von Skandinavien her. Sie entwickeln sich zu Beginn der Eisenzeit um 700 vor Chr. und schieben sich rasch von der Weichselmündung bei Danzig westwärts bis über die Oder und südwärts über Bromberg, Posen bis nach Nordschlesien vor, auf diesem Wege eine Bevölkerung vor sich her treibend, die der Verfasser als die Karpodaken (nördlichsten Zweig aus der grossen Familie der Thraker) bezeichnet.

Die Westgermanen lassen sich dagegen in Norddeutschland durch die siedlungsarchäologische Methode lückenlos zurückverfolgen bis fast in den Beginn der Bronzezeit, genauer bis um die Zeit von 1800. Sie sind also in Deutschland die eigentlichen Altgermanen. In der 2. Periode der Bronzezeit, um 1700 bis 1400 v. Chr., läuft ihre Grenze im untersten Tal der Oder bis Schwedt aufwärts, dann über Eberswalde, Berlin nach der Elbe oberhalb von Magdeburg, dann über die Saalemündung nach Quedlinburg und Blankenburg am Harz. Die Nachbarorte Thale und Ballenstedt bergen um diese Zeit bereits keltische Grabstätten. Weiter läuft die Linie am Nordfusse des deutschen Mittelgebirges entlang nach der Nordwestecke des Teutoburger Waldes bis an die Ems, um diesen Fluss abwärts dem Meere zuzueilen. Diese Urgrenzen innerhalb Norddeutschlands überschreiten diese Altgermanen bald nach allen Richtungen.

In der 5. Periode der Bronzezeit, 900—700 v. Chr., dringen sie über die Ems nach Westfalen und in das Weserbergland, in der früheren Eisenzeit 700—500 v. Chr. gewinnen sie den Niederrhein und in den letzten Jahrhunderten v. Chr. das gesamte Rheingebiet.

Das Volk, das sie aus diesen Gebieten verdrängen, sind die Kelten, deren Urheimat Böhmen bildete; diese wandern am Ende der Frühperiode der Bronzezeit, 1800 v. Chr., nach der oberen Donau und breiten sich nun aus während der 2. Periode der Bronzezeit (1700—1500 vor Chr.) mit einer von der germanischen scharf abstechenden Kultur über ganz Süddeutschland, die Nordschweiz, Ostfrankreich und nordwärts bis in die Nähe der oben erwähnten Südwestgrenze der Westgermanen.

Um 2000 vor Chr. ist Nordwest-Deutschland zwischen Leine und Rhein einerseits, zwischen Nordsee und süddeutscher Donau anderseits durch eine Reihe von Jahrhunderten ohne Bevölkerung, nachdem vorher in den letzten Abschnitten der Steinzeit eine reichere Besiedlung dort vorhanden gewesen war. In der Frühperiode der Bronzezeit, 1800 vor Chr., wandern die Germanen aus Schleswig-Holstein und Jütland, vielleicht auch noch von den dänischen Inseln und Schonen her über die Elbe westwärts. Das sind die ersten Germanen in Deutschland.

Im dritten Teil betrachtet der Verfasser den Umfang des Germanengebietes in der alten Bronzezeit, das von der schwedischen Provinz Medelpad und von Wasa und Helsingfors in Finnland bis nach Meppen an der Ems reichte, von Drontheim bis nach Halberstadt und Stargard in Pommern. Eine ungestörte Kontinuität der Kulturentwicklung in Skandinavien wie in Norddeutschland reicht rückwärts vom

Digitized by Google

Ausgange der Steinzeit um 2000 vor Chr. bis zu den Anfängen des Megalithgräberbaues um 4000 vor Chr. Noch weiter zurück beim Übergang in die Kulturepoche des sogenannten Ancylus-Stadiums der Ostsee um 8000 vor Chr. stossen wir dagegen auf einen klaren Abbruch von Kultur, Siedlungsgebiet und Rasse. Es drängt sich also die Frage der Einwanderung der Nordindogermanengruppe in das Ostseegebiet zu Beginn der ältesten Muschelhaufen unausweichlich auf.

Diese Ergebnisse sind nicht errungen mit Hilfe von Vermutung und Kombinationen oder durch die oft irreführende Sprachvergleichung, sondern durch jahrzehntelanges Studium der Gräber und Bodenfunde.

Berlin-Schöneberg. Prof. Dr. Conrad Paape.

Friedrich Behn: Römische Keramik mit Einschluss der hellenistischen Vorstufen. No. 2 der Kataloge des Römisch-germanischen Zentral-Museums. Mainz 1910. In Kommission bei L. Wilckens. 279 Seiten, 12 Tafeln und 25 Abbildungen im Text.

Nach den zahlreichen Einzelarbeiten auf dem Gebiete der römischen Keramik ist die vorliegende Zusammenfassung, deren Zweck vor allem sein soll, „durch Fixierung chronologischer Punkte die historische Entwicklung darzulegen", sehr willkommen. Der erste Teil des Kataloges behandelt die hellenistische und römische Keramik der klassischen Länder, der zweite die römische Keramik der Rhein- und Donauländer mit Einschluss der gallo-römischen Keramik und für Haltern selbst der germanischen Gefässe (warum diese Gruppe mit Fragezeichen versehen? Zum Teil sind diese Gefässe doch sicher germanisch); im dritten Teile ist die Keramik der Rhein- und Donauländer nach technischen Gesichtspunkten geordnet. Sorgfältige Literaturnachweise, die sich nicht allein auf die Keramik beziehen, und knapp gehaltene Bemerkungen begleiten die Aufzählung. Es hätte jedoch auch bei der Beschreibung der einzelnen Gefässe auf die betreffenden Typen der Formentafeln (Tafel VII—XII) hingewiesen werden sollen. Es würde das ebenso dankenswert sein, wie es im Anhange der Nachweis ist, wie sich auf die einzelnen Formen die Katalognummern verteilen. Leider mussten die Gefässtypen der Formentafeln zum Teil gar zu klein ausfallen, da 412 Abbildungen auf nur 6 Tafeln vereinigt worden sind. Für eine spätere Auflage des Kataloges wäre es auch wünschenswert, dass eine Übersicht über die wichtigsten Gefässornamente in Abbildungen gegeben würde, und schliesslich könnte sich noch eine Zusammenstellung derjenigen römischen Gefässe, die im freien Germanien zutage getreten sind, anschliessen.

Berlin. Walther Schulz.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

In eigener Angelegenheit.

Von G. Schwantes, Hamburg.

In einer Besprechung meiner Arbeit über das älteste Eisenalter im östlichen Hannover im III. Band dieser Zeitschrift S. 165 bemerkte Herr M. JAHN, die Übereinstimmung in den Schlussfolgerungen meines Aufsatzes und der Abhandlung von F. KNORR über verwandte Funde Schleswig-Holsteins sei zum Teil darauf zurückzuführen, dass mir KNORRs Ergebnisse vor deren Veröffentlichung nicht unbekannt geblieben seien. Da diese Angabe nicht den Tatsachen entspricht, mache ich Gebrauch von dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Herausgebers, der mir den Mannus zur Verfügung gestellt hat, und gebe über mein Verhältnis zum Kieler Museum an dieser Stelle einige nähere Andeutungen.

Ich habe die Kieler Sammlung besucht, um meine im Laufe vieler Jahre an der Hand zahlreicher Ausgrabungen gewonnenen theoretischen Ergebnisse auch an dem reichen, dem heimatlichen so ähnlichen Material Schleswig-Holsteins auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Ich erfuhr in Kiel, dass KNORR mit einer ähnlichen Bearbeitung des älteren Eisenalters Schleswig-Holsteins beschäftigt sei, wie ich sie für Hannover plante. Mit der Arbeit selbst bin ich nicht bekannt geworden, konnte also auch nicht Bezug darauf nehmen. Aus Rücksicht auf KNORRs Arbeit habe ich das gesamte sehr bedeutende Studienmaterial, das ich von Kiel heimbrachte, in meiner Abhandlung nicht herangezogen.

Beim Studium der Kieler Sammlung, bei dem ich mich der liebenswürdigen Hilfe eines Beamten des Museums erfreute, fielen von beiden Seiten ganz beiläufig auch einige wenige Bemerkungen über die theoretische Bedeutung der Funde. Diese auf ganz vereinzelte Dinge sich beschränkenden Andeutungen, die bis auf den unten erwähnten Fall ohne Bezugnahme auf KNORRs Arbeit erfolgten, ergaben für mich eine erfreuliche Bestätigung einiger meiner Ansichten über das Alter gewisser Typen der Tinsdahl-Jastorf-Gruppe, die ich seit langem vertrat und dem Vorstande der Kieler Sammlung brieflich bereits mitgeteilt hatte. Der unten im Auszuge mitgeteilte Briefwechsel mit J. MESTORF fällt nämlich mehrere Jahre vor meiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit dem Kieler Museum und seinen Beamten.

Auf KNORRs Arbeit wurde ich nur einmal bei der Besichtigung der Todendorfer Urnen hingewiesen, indem man mir sagte, KNORR habe diese als besondere Gattung ausgesondert und leite sie von Metallgefässen ab. Diesen Hinweis habe ich in meiner Arbeit nicht benutzt. Die typologische und chronologische Stellung dieser Gefässe wurde nicht berührt.

Digitized by Google

Von einer Bekanntgabe der Theorien KNORRs von anderer Seite kann also durchaus nicht die Rede sein.

Überhaupt verdanke ich dem Studium des Materials der Kieler Sammlung nur eine neue Erkenntnis: Die des Zusammenhanges der Flügelnadel mit älteren Fibelformen — wie ich auf Grund meiner Beobachtungen fälschlich annahm —. KNORR hat die Typologie der Flügelnadel und verwandter Fibeln viel früher und richtiger erkannt.

Man wird es wohl verzeihlich finden, wenn ich hier einige Bemerkungen folgen lasse, die sich auf die Entstehung der in meiner Arbeit niedergelegten Gedankengänge beziehen, um nachzuweisen, dass ich bereits früh die Grundlinien der chronologischen Klassifikation erkannte und ferner, dass ich nicht übereilt an deren Veröffentlichung herantrat.

Von der grössten Wichtigkeit für die zeitliche Abgrenzung der Erscheinungen unserer frühesten Eisenzeit war die Auffindung einiger markanter typologischer Reihen. Das weitere Detail für die einzelnen Stufen und Horizonte gab dann die Masse der mit jenen Leitformen immer wieder auftretenden Funde.

Schon vor Jahren — seit 1904 völlig sicher — habe ich vier solcher Reihen, die sich für die Systematik mit dem besten Erfolge verwenden liessen, aufstellen können: die Entwicklungsreihe der Gürtelhaken, der Fibeln, der Keramik und — weniger sicher als jene — die der Grabformen.

1. Dass die Gürtelhaken mit Haftarmen und Nieten durchweg jünger seien als die einfachen kleinen Gürtelhaken mit Zunge, habe ich schon nach den ersten bedeutenderen Funden von Jastorf vermutet und 1899 J. MESTORF brieflich mitgeteilt (I) [1]). Wie ich bezüglich dieser Frage in dem Zeitraume von 1899—1904 immer klarer sehen lernte, ist aus den Briefen ersichtlich.

2. Die längst bekannte Typenreihe der Latènefibeln war für die absolute Chronologie der Eisenalterstufen Osthannovers von grösster Wichtigkeit. Nach diesen Fibeln waren von mir bis 1904 folgende Stufen erkannt:

1. Vor Latène-Friedhöfe (Jastorf etc.)
2. Friedhöfe mit Früh-Latènefibeln. In den Jahren 1905—07 (Ripdorf-Oitzmühle) zeigten die fortgesetzten Grabungen bei Oitzmühle, dass auch die älteren Mittel-Latènefibeln derselben Stufe angehören.
3. Friedhöfe mit jüngsten Mittel-Latène- und Spät-Latènefibeln (Seedorf, Rieste, Nienbüttel).

3. Die Typologie der Keramik erlaubte nicht nur die Abgliederung der Hauptstufen, sondern auch eine weitergehende Zerlegung der Jastorfstufe in Horizonte. Bereits 1899 deute ich diese Aufteilung in die Horizonte a, b und c an (I). Ich bemerke, dass die Gefässe mit geradem Hals (d. h. ohne scharf absetzenden, nach aussen biegenden Rand, später Jastorf a genannt) älter zu sein scheinen als die mit stark umbiegendem und abgesetztem Rande (später Jastorf b genannt). Am jüngsten seien Gefässe ohne Hals (später Jastorf c genannt). Dass sich die halslosen Urnen der späteren latènezeitlichen Friedhöfe aus den hochhalsigen Formen der Jastorfstufe entwickeln, war von mir bereits 1899 in einem Fundbericht über den Friedhof von Heitbrack (Jastorf b) ausgesprochen;

„Typus II (bauchig mit hohem Hals und scharf absetzendem Rand) ist eben-

[1]) Die eingeklammerten römischen Zahlen beziehen sich auf die Nummer der weiter unten mitgeteilten Briefauszüge.

Digitized by Google

falls weit verbreitet. Es ist eine typische Latèneform [1]), die auf anderen Friedhöfen [2]) bald den hohen Hals fortlässt und oben nur den Rand zeigt. Letztere Form erscheint in Heitbrack noch nicht".

Der Bericht über Heitbrack ist unveröffentlicht geblieben. Er wurde vor 1900 dem Museum für Völkerkunde in Hamburg vorgelegt. 1900 bezeichne ich eine Urne von Jastorf mit rudimentärem, der Schulter als Wulst aufliegendem Halse als Übergangsform (IV). Es ist das in meiner Eisenalterarbeit [3]) Tafel XVI, 11 abgebildete Gefäss.

In meinem ersten, 1903 geschriebenen Bericht über Jastorf [4]) steht S. 2—3: „Die hochhalsige Urne mit nach aussen gewendetem Mündungsrande ist für die osthannoverschen Urnenfelder vom Jastorfer Typus ausserordentlich charakteristisch. — — — Andererseits entstand durch Verkürzung des Halses die weitbauchige, halslose Urne mit kräftiger Randleiste. Gefässe dieser Art waren auf dem Jastorfer Felde selten, dominieren aber in der Tènezeit und verdrängen in dieser Periode die hochhalsigen Urnen, wie es scheint, gänzlich".

Dass die Keramik der Ripdorf-Stufe vortrefflich in diese Entwicklungsreihe passt und schon halslose Gefässe führt, die aber wegen des dünnen Randes noch einen mehr archaischen Charakter aufweisen, wurde bei der Ausgrabung von Oitzmühle, 1904 und die folgenden Jahre, erkannt (XIII).

4. Die Grabform entwickelt sich in der Weise, dass Hügel, Steinkiste und Steinmantel immer mehr schwinden. S. Brief III.

An der Hand dieser vier typologischen Reihen war es möglich, die Stufen unseres Eisenalters abzugrenzen.

Dass unter den Friedhöfen Nordwestdeutschlands eine alte Vor-Latènegruppe sowie eine junge Gruppe mit Latène-Elementen zu unterscheiden seien, hat bekanntlich J. MESTORF zuerst gesehen. Es sind dies meine II. und IV. Stufe. Neu ist in der von KNORR und mir aufgestellten Periodenteilung die Zusammenstellung der Funde jener Zeit, die KNORR seiner II. Stufe zuweist, während ich sie in meine III. Stufe einstelle. Die Sonderstellung dieser Ripdorf-Gruppe habe ich schon 1899 vermutet und dies J. MESTORF mitgeteilt. Im 1. Briefe stelle ich meine derzeitigen Funde in chronologischer Reihenfolge zusammen: 1—5 Vor-Latène. Unter 6 nenne ich Funde, die ich der Zeit des ältesten Latène-Einflusses zuweise. Gerade nach dem hier genannten Fund, dem Galgenberg bei Ripdorf (Uelzen) habe ich später die Stufe benannt. Unter 7 nenne ich dann den Fund vom Schweizerhof bei Seedorf mit ganz späten Latènefibeln (I).

Die Ripdorfstufe blieb aber bis 1903 mehr ein logisches Postulat (I, V, X); 1904 dagegen wird sie durch den Fund von Oitzmühle völlig sichergestellt (XIII). Eine Menge der in den alten Beständen unserer Museen aufbewahrten Funde konnte jetzt chronologisch untergebracht werden.

Mit der Veröffentlichung der Theorien war ich sehr zurückhaltend, und die Einwände und Mahnungen J. MESTORFs, die Richtigkeit der Ansichten auch an dem Material der Nachbargebiete zu erproben, haben dabei stark mitgewirkt, ferner hemmende Momente mehr äusserer Art, auf die ich nicht eingehe.

Der 1903 verfasste, 1904 im Jahrbuch des Provinzialmuseums gedruckte Aufsatz über Jastorf bringt am Schluss eine ganz kurze Andeutung der Chronologie,

[1]) Ich bewegte mich damals noch ganz in der Nomenklatur UNDSETS.
[2]) Gemeint ist Jastorf, das damals schon viele Funde, darunter auch mehrere jüngeren Charakters (Jastorf c) geliefert hatte.
[3]) In der Folge E. H. abgekürzt. Prähistorische Zeitschrift Bd. I, S. 140 ff.
[4]) Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover, 1904.

Digitized by Google

wie sie mir damals, noch vor der Bestätigung der Ripdorfstufe durch meine Grabungen von 1904, als reif für die Bekanntgabe erschien:

1. Wessenstedt (in Anlehnung an MONTELIUS als Übergangsstufe bezeichnet).
2. Jastorf.
3. Zeit des ältesten Latèneeinflusses, eine Mischkultur aus einheimischen und Latèneformen (später Ripdorf genannt).
4. Spät-Latène (der erwähnte Friedhof bei Bevensen ist der von Seedorf).

1908 lege ich dasselbe Schema in meinem Buche „Aus Deutschlands Urgeschichte" (Leipzig 1908) der Gliederung der nordwestdeutschen Eisenzeit zugrunde, natürlich unter Verzicht auf Einzelheiten, wie es die Bestimmung des Buches und die Anwendung des Schemas für weitere Gebiete Norddeutschlands erforderten:

1. Älteste Eisenzeit, Zeit der Schwanenhalsnadeln, 600—500. (S. 129.)
2. Nordische Hallstatteisenzeit, 500—350 (dazu Abb. 130—132).
3. Mischkultur mit älteren Latèneformen. Dazu Fig. 143, Fibel von Oitzmühle. (S. 141.)
4. Spät-Latènekultur, dazu Fig. 144—147. (S. 142.)

Dieses Buch fällt noch vor meine erste Studienreise nach Kiel.

Ich lasse als Beweismaterial einige Auszüge aus einem Briefwechsel zwischen Frl. J. MESTORF und mir[1]) folgen, aus einer Zeit, die mehrere Jahre vor meiner ersten Reise nach Kiel liegt. Man wird hier die allmählich in immer schärfere Beleuchtung tretenden Richtlinien meiner Theorien in ihrer Entstehung verfolgen können. Auch wird dieser Briefwechsel den Nachweis erbringen, dass Frl. J. MESTORF unabhängig von mir vielfach auf ähnliche Gedankengänge gekommen war.

I.

Brief an J. M. vom 28. Dezember 1899.

Ausführlicher, mit über 60 Bildern versehener Bericht über meine Ausgrabungen bei Heitbrack, Jastorf und Seedorf. Die Funde sind in chronologischer Reihenfolge aufgezählt. Aus dem Bericht über Jastorf:

Die Gefässe zeigten weitaus in der Mehrzahl einen hohen Hals, der meistens einen nach aussen gebogenen Rand besass. Doch fanden sich auch Gefässe mit geradem[2]) Hals. Letztere, die dem Eindrucke nach als älter erschienen, führten nicht selten ein tassenförmiges Beigefäss, aber wenige Beigaben. — -- — Andererseits traten, allerdings nur in 2—3 Exemplaren, Gefässe wie Fig. 66[3]) auf, wie sie in späterer Zeit allgemein werden. Diese Gefässe scheinen den Beigaben nach die jüngsten Gräber zu sein. — — — Mit dem abnehmenden Alter der Gräber scheint die Menge der das Grab umgebenden Steine abzunehmen, wie ich aus dem Charakter und der Menge der Beigaben zu schliessen wage. — — — Die Gürtelhaken von Jastorf zeigen entweder einen umgeschlagenen Fuss (37, 49 = E. H. Abb. 31—33) oder eine T-förmige Gestalt (35, 54, 55 = E. H. Abb. 38, 39). Letzterer Typus scheint in den jüngeren Gräbern vorzuherrschen.

[1]) Meine Briefe an J. MESTORF werden im Archiv des Kieler Museums aufbewahrt.

[2]) D. h. mit nicht absetzendem, wenig nach aussen gebogenem Rand = Jastorf a.

[3]) Wie E. H. Abb. 56, aber ohne Verzierung = Jastorf c. Vergl. E. H. Taf. XVI 10, 12.

Digitized by Google

Nachdem fünf Fundplätze der Jastorf-Stufe geschildert sind, fahre ich fort:

6. Bei v. ESTORFF, Heidnische Altertümer etc. findet sich ein Bericht über einen Urnenplatz auf dem Galgenberge bei Uelzen. Es fanden sich Urnen mit hohem, geradem Hals, Beigefässen, ein Klammerring wie 41 (E. H. Abb. 43), eine Nadel mit Ausbiegung, 3 Ohrringe mit Spiralen [1]), 2 bronzene Nieten und 2 bronzene Früh-Latènefibeln [2]).

7. Beim Bauernhofe „Schweizerhof" [3]) findet sich ein Urnenfriedhof mit Urnen wie Fig. 66 (wie E. H. Abb. 72) mit eisernen Mittel-Latènefibeln, geschnitzten Knochennadeln, ringförmigen bronzenen Gürtelhaken (Latènetypus) etc.

Ein Überblick über die Ergebnisse der ersten fünf Grabungen lässt das Fehlen der charakteristischen Latènetypen recht auffällig erscheinen. — — — Wenn wir — in den — Gerätformen keine Latèneformen erkennen, wie ich glaubte so wäre die Existenz einer Vor-Latèneperiode auch für das östliche Hannover nicht zu bezweifeln. — — — Dann würde der Urnenfriedhof vom Galgenberge einer Übergangszeit angehören [4]). — — —

Dass die Latèneperiode [5]) ebenfalls in unserer Gegend vertreten ist, zeigt der Urnenfriedhof beim Schweizerhof.

II.

Antwort von J. M. vom 10. Januar 1900.

„Die Urnenfriedhöfe, die Sie so sorgfältig und ausführlich beschreiben, sind, wie ich schon auf einer Postkarte vom 1. Januar aussprach, in der Tat für uns von hohem Interesse. — — — Sie dürften Recht haben in der Annahme, dass sie hinter die Latènezeit zurückreichen. Es ist eine von der Hallstatt-Kultur stark beeinflusste Formenwelt, die von der Elbgegend (östl. Hannover, Altmark etc.) über die Elbe geht und dem Anschein nach bis nach Jütland hinauf, was auf Verwandtschaft der Bevölkerung in jener Zeit schliessen lässt."

III.

Brief an J. M. vom 12. Februar 1900.

Vielleicht sind diese Gräber (die Jastorfer) etwas jünger als die Heitbracker? In den Heitbracker Urnen fehlen z. B. die Gürtelhaken mit seitlichen Querfortsätzen [6]), die Steinpackung ist in Jastorf geringer und verschwindet in einzelnen Fällen bis auf den Deckelstein; Urnen mit eingezogenem Rand ohne abgesetzten hohen Hals treten hier zuerst auf.

IV.

Brief an J. M. Oktober 1900.

Nach einer ausführlichen Beschreibung der verschiedenen Gräbertypen von Jastorf, in der ich besonders Gräber mit und ohne Pflaster unterscheide:

„Im übrigen ist zu bemerken, dass die Gräber ohne Ordnung situiert waren. Ich bin der Ansicht, dass man bei der Anlage des Friedhofes keine bestimmte Ord-

---

[1]) Wie E. H. Abb. 69.

[2]) Wie E. H. Abb. 67. Es ist derselbe Friedhof, auf dem KEMBLE später grub. Er gehört zur Feldmark Ripdorf. Ich habe später meine III. Stufe danach benannt.

[3]) Schweizerhof bei Seedorf. Ich habe die IV. Stufe danach „Stufe von Seedorf" benannt.

[4]) Die spätere III. (Ripdorf-) Stufe.

[5]) Soll heissen: Die entwickelte Latèneperiode.

[6]) Mit Haftarmen. E. H. Abb. 38.

Digitized by Google

nung bei der Beisetzung innegehalten hat, sondern dass ältere und jüngere Gräber gemischt auftreten. Die Erscheinung, dass die Gräber an manchen Stellen in grosser Menge beisammen liegen, spricht für die Vermutung, dass damals jede Familie ihre eigene Begräbnisstätte hatte. Ich glaube, dass man aus der Verschiedenheit der Grabanlage und der Situation nicht auf ein verschiedenes Alter unserer Gräber schliessen darf, sondern letzteres nur nach den Formen der Beigaben bestimmen kann [1]). Auf kleineren Fundplätzen, z. B. Heitbrack, ist diese Mischung älterer und jüngerer Gräber nicht eingetreten. Wir haben von dorther nur Gürtelhaken ältester Form [2]) und nur Urnen mit hohem, abgesetztem Hals [3]). Vom Jastorfer Friedhofe haben wir auch in diesem Sommer wieder Gefässe erhalten, die sich unseren La-Tène-Formen nähern [4]). Photogr. 9 zeigt links eine Übergangsform [5]), rechts eine ausgebildete Urne jenes Typus [6]). Beide Gefässe sind in Gräbern gefunden, die dicht beieinander lagen."

V.

Brief an J. M. vom 29. August 1901.

Aus einer Beschreibung des Urnenfriedhofs von Rieste:

„Am Abhange des Heidrückens nach dem Moore zu liegt ein Friedhof der Römerzeit: punktierte Mäanderurnen, Fibeln der ältesten römischen Periode (Bronze, Eisen, Silber) und einige etwas jüngere (etwa von denselben Formen wie diejenigen von Darzau), Schildbuckel, Speere, bronzene Beschläge etc.

2. Oben auf dem Heidrücken geht der Friedhof in seiner ganzen Breite über in ein Urnenfeld der Latènezeit. — — — Es finden sich auch in dieser Periode die zierlichen, oft prachtvoll gearbeiteten, stets glänzend schwarzen Fussurnen (Form 1 [7])). Das Mäanderornament, überhaupt die Punktverzierung mit dem Töpferrädchen ist noch unbekannt. Aber schon zeigen die Erzeugnisse der Keramik jene kraftvolle Profilierung und jene ansprechenden Formen, die wir an den gleichartigen Erzeugnissen der Folgezeit bewundern. Form 2 [8]) ist stets wenig oder gar nicht verziert und scheint, je weiter die Grabung fortschreitet, immer häufiger zu werden. Verschwunden sind auch die schön geformten römischen Schmucksachen. Die Beigaben sind sehr ärmlich. Etwa in jeder 3. bis 4. Urne liegt eine Eisenfibel oder ein kleiner eiserner Ring (Abbildung). Schildbuckel und Speere finden sich noch, aber selten. Letztere stecken unter den Urnen senkrecht im Boden. — — — Für die Zeitbestimmung ausschlaggebend sind die Fibeln (Skizze). Sie sind die häufigsten Beigaben und bislang sämtlich von Eisen. Soweit der Grad der Erhaltung es erlaubt, die Konstruktion zu erkennen, gehören alle Fibeln dem letzten Abschnitte des Tènezeitalters an. — — — Aus demselben Zeitraum, der durch die älteren Gräber von Rieste repräsentiert wird, stammt der Urnenfriedhof vom „Schweizerhof". Fernere Untersuchungen müssen entscheiden, wie sich der Übergang von der

---

[1]) Die späteren Grabungen bei Jastorf haben mich doch wieder auf die im Briefe vom 12. Febr. 1900 ausgesprochene Ansicht zurückgeführt. Eine neue, starke Stütze erhielt diese durch die Beobachtung, dass die Gräber der III. Stufe in der Regel ohne jeden Steinschutz sind (1904 und folgende Jahre), imgleichen auch die Gräber der IV. Stufe.

[2]) Es fanden sich bei Heitbrack nur Zungengürtelhaken wie E. H. Abb. 31—33.

[3]) Typus Jastorf b.

[4]) Typus Jastorf c.

[5]) E. H. Taf. XVI, 11 stellt das nämliche Gefäss in Zeichnung dar.

[6]) Wie E. H. Taf. XVI, 10.

[7]) Scharfkantig umbrechende Tonsitula.

[8]) Einfacher bauchiger Topf, unten nicht einziehend. Wie E. H. Abb. 72. Die Situla mit scharfem Umbruch gehört tatsächlich dem jüngsten Horizont der IV. Stufe an.

Digitized by Google

ältesten Eisenzeit zur Tènezeit abspielte. Trat ein Wechsel der Bevölkerung ein? Trotzdem die bisher untersuchten alten Friedhöfe völlig abgeschlossen erscheinen, glaube ich doch, dass der Übergang ein auf fortschreitender Entwicklung beruhender war.

Es muss noch erforscht werden, in welche Zeit die Urnenfelder fallen, die Früh- und Mittellatènefibeln neben Gürtelhaken, Ohrringen und Nadeln der ältesten Eisenzeit zeigen [1]). Auf den bekannten Spät-Latène-Fundplätzen von Rieste und Schweizerhof fehlen die Gürtelhaken [2]), Ohrringe und Nadeln mit Ausbiegung völlig. Auf Fundplätzen wie Kahlstorf (Undset a. a. O. S. 283), Weyhausen (a. a. O. S. 284) und Ripdorf (S. 282) scheint die älteste Eisenkultur mit der Latènekultur gemischt zu sein [3]). Hoffentlich bringt mir die Folgezeit einmal einen ähnlichen Fundplatz.

VI.

Brief an J. M. vom 25. Sept. 1903.

„Während meine früheren Ausgrabungen hauptsächlich Gräber aus den ältesten Abschnitten der Eisenzeit ergaben, sind in letzter Zeit besonders viele Urnengräber aus späterer Zeit gefunden. Nur von einem Fundplatz, dem Urnenfriedhofe zu Röbbel, erhielt ich einige Sachen, die ebenso alt sind wie die Vor-Latènesachen von Jastorf.

Aus einer Urne erhielt ich ein höchst interessantes Objekt: Das Fussstück einer kleinen Bronzefibel (s. Abb. = E. H. Abb. 26). Diese Fibula gehört doch unzweifelhaft einer Gattung an, die in Süddeutschland ziemlich häufig ist (z. B. NAUE, Präh. Bl. 1902, Taf. VII Fig. 3–6. O. TISCHLER in Beiträge zur Anthrop. u. Urgesch. Bayerns, 1881, S. 61). NAUE datiert derartige Fibeln vom Ende des 5. bis zum Anfange des 4. Jahrhunderts. Nach TISCHLER kommen ähnliche Fibeln höchst selten in der Certosa vor. Es scheint also eine Übergangsform von den Certosafibeln zu den Früh-Latènefibeln zu sein. Die Fibel ist in dem Inventar unserer frühen Eisenaltergräber wohl ein Fremdling, ein Importstück vom Süden. Es ist das Stück für mich wieder ein Hinweis auf das hohe Alter der Gruppe [4]). —

Die alten nordischen Gürtelhaken werden in der Latènezeit weiter fortgebildet. Die grossen mit Bronzeblech belegten Haken von Fuhlsbüttel [5]) scheinen den Höhepunkt der Entwicklung zu bezeichnen. Alle diese Haken wie auch fast alle anderen Gürtelhaken, die im Hamburger Museum mit Latènefibeln zusammen gefunden sind, endigen in einen Knopf. Es scheint das ein wichtiges typologisches Unterscheidungsmerkmal zu sein. Sollte der Hakenknopf von den ringförmigen, echten Tènegürtelschliessen entlehnt sein? Unter den vielen Gürtelhaken von Jastorf, Heitbrack, Röbbel etc., die der ältesten Eisenzeit angehören, besitzt auch nicht einer einen Hakenknopf. Die Entwicklungsreihe scheint nach den Beobachtungen in meiner Heimat und Hamburg zu sein:

---

[1]) Die Mischkultur der III. Stufe (Ripdorf).

[2]) D. h. die nordischen.

[3]) Diese und andere Funde haben mir immer die III. (Rixdorf-) Stufe als notwendige Voraussetzung erscheinen lassen. Erst 1904 entdeckte ich selbst einen Fundplatz dieser Periode.

[4]) Ich setzte die obere Grenze bis zum Jahre 1908 um 500 an. Erst als ich in den Bombennadeln, Segelohrringen und gewissen Fibeln den starken Einfluss der Späthallstattzeit bemerkte, ging ich bis 600 hinauf.

[5]) Bei Hamburg. Von der Mittel-Latènezeit bis in die Kaiserzeit reichend.

Digitized by Google

Vor-Latènezeit
1. Gürtelhaken mit Zunge am Kopfe und Fusse (mit Abb. wie E. H. Abb. 32)[1].
2. Gürtelhaken mit Kopfplatte und zungenförmigem Fusse (mit Abb. wie E. H. Abb. 38, 39)[2].

Latènezeitlich
3. Gürtelhaken mit Hakenknopf (mit Abb. wie E. H. Abb. 60, 62)[3]. (Ringförmige Tènehaken gleichzeitig).

Schweizerhof.

Der Friedhof liegt am Abhange eines Hügels. Oben hat man mit dem Begraben begonnen und dort liegen die ältesten Gräber mit Mittel-Latènefibeln. Am Fusse fanden sich nur Spät-Latènefibeln[4]. In zwei Fällen fanden sich Mittel- und Spät-Latènefibeln zusammen. Die rechteckige Mittel-Latènefibel findet sich auch auf dem Friedhofe bei Rieste, der von der Tènezeit in die römische Zeit reicht. Vielleicht ist es eine osthannoversche Lokalform.

In einer Urne lag eine gekröpfte Bronzenadel[5], die den Vor-Latène-Nadeln von Jastorf, Röbbel etc. völlig gleicht, nur dass das Exemplar ganz von Bronze ist, während bei den übrigen Nadeln nur der Kopf aus Bronze besteht. Bei der Nadel lagen Spät-Latènefibeln. Diese Nadel erscheint in der Gesellschaft der anderen Sachen völlig isoliert. Ist es ein Erbstück aus älterer Zeit oder wiederum ein Beispiel dafür, dass die alten nordischen Typen ziemlich lange fortleben und sich neben dem neuen Tène-Inventar weiter entwickeln? Die holsteinischen Nadeln, zu denen unsere Nadeln gewiss in enger Beziehung stehen, finden sich neben Tènesachen in mehreren Funden des Hamburger Museums. Von all den Kropfnadeln der ältesten Zeit scheinen die holsteinischen Nadeln und ihre nächsten, vielleicht lokalen Parallelformen am längsten fortzuleben."

VII.

Antwort von J. M. vom 1. Oktober 1903.

„Was Sie im Regierungs-Bezirk Lüneburg zutage fördern, gibt allmählich ein gutes Material zu einem Studium unserer Vorgeschichte und gerade das linke Elbufer mit seinem nächstliegenden Hinterland ist für uns besonders wichtig. Ich denke, Sie werden die Resultate Ihrer Grabungen und Beobachtungen dereinst zusammenfassen zu einer Monographie, in der Sie jede einzelne Gruppe für sich behandeln. Die chronologischen Abstufungen lassen sich nur an der Hand eines genügenden Materials feststellen.

Die Keramik spielt dabei auch eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Dass die Gürtelhaken, wie der von Ihnen aus Röbbel skizzierte[6], zu den ältesten gehörten, dürfte zutreffen, sowie auch, dass die Haken mit Knopf die jüngeren sind; allein auch betr. diese beiden Hakenverschlussformen sehen wir, dass ältere und jüngere Formen lange nebeneinander gehen[7]. Die breiten mit Bronze-

[1] Zungengürtelhaken. Stufe Jastorf a—b.
[2] Älteste Gürtelhaken mit Haftarmen. Stufe Jastorf c.
[3] Jüngere Gürtelhaken mit Haftarmen. Stufe Ripdorf.
[4] Daher müssen die rechteckigen Mittel-Latènefibeln, um die es sich hier handelt, älter sein als die Spät-Latènefibeln.
[5] Holsteinische Nadel.
[6] Zungengürtelhaken wie E. H. Abb. 32.
[7] Diese Bemerkung war mit Ursache davon, dass ich in meinem 1. Berichte über Jastorf, Jahrbuch des hannoverschen Provinzialmuseums 1904, Seite 4 meine längst gehegte und schon 1899 vertretene Ansicht (s. Brief I v. 28. Dez. 1899), die Haken mit Haftarmen seien jünger als die Zungenhaken, nicht aussprach. Auch erregte die Vermutung, dass diese Haken zu Jastorf nur in Männergräbern auftreten, Bedenken, die erst durch die Beobachtung des Fundes von Thurau im Lüneburger Museum (typisches Jastorf-c-Material mit Armgürtelhaken) zerstreut wurden. S. Brief XIII vom 30. Okt. 1904.

Digitized by Google

blechbelag, wie die von Fuhlsbüttel, Tungendorf, Güldenstein etc., vertreten die jüngste Stufe ihrer Entwicklung."

VIII.

Brief an J. M. vom 13. April 1904.

Fundbericht über Nienbüttel.

„Die Gräber scheinen in keiner bestimmten Ordnung angelegt zu sein, bilden z. B. keine Reihen. Die Graburne steht meistens frei in der Erde; einige sind auch mit Steinen umgeben, ab und zu auch mit einem Stein bedeckt. Keine Deckschalen und Beigefässe. — — — Brandgruben und Knochenlager wurden nicht bemerkt. — — — Die Tongefässe sind meistens zerstört. Neben wahren Prachtgefässen kommen unscheinbare, weniger sorgfältig behandelte Gefässe vor. Letztere gleichen vielfach den Spät-Latènegefässen des Urnenfriedhofs vom Schweizerhof, viele besitzen aber einen hochstehenden Rand, der bei den Tènegefässen nach aussen überfällt. Die letzten Tage unserer Ausgrabung boten uns noch eine Überraschung. An der Stelle, woselbst wir uns der höchsten Stelle der Bodenerhebung näherten, verschwanden die Urnen mit Punktornament und eine neue Urnenart mit eingezogenem Bauch trat auf, Fig. 22 [1]). — — — Es waren das dieselben Gefässe, die auf dem grossen Urnenfriedhof von Rieste den jüngsten Latèneteil bezeichnen. — — — Der Latèneteil ist zwar erst angeschnitten, doch zeigen die Funde bereits, dass die ältesten Gräber auf der Kuppe der Anhöhe liegen. Genau dasselbe wurde auf dem Urnenfelde bei Rieste ermittelt, das dem Nienbüttler zeitlich parallel läuft. Auch auf dem Urnenfriedhof vom Schweizerhof liegen auf der Höhe höchst wahrscheinlich ältere Gräber als unten".

IX.

Antwort von J. M. vom 13. Mai 1904.

„Die chronologische Scheidung der Nienbüttler Urnen ist ja höchst wichtig, wenn sie stichhaltig ist. Wir haben die von Ihnen unterschiedenen Formen der schwarzen vasenförmigen Urnen (wir nennen sie Situlaform) von demselben Friedhof in zahlreichen Varianten. Sie sind bei uns vorrömisch und reichen an die römische Periode hinan — z. T. hinein. Die Anwendung des Rädchens ist überhaupt selten bei uns; häufiger die Form ⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘ in der Ornamentation der schwarzen Gefässe. Älter als die Situlaform ist die anliegend skizzierte" (Todendorfer Urne); „immer schwarzglänzend und ohne Ornamente. Herr RUNDE gibt auf meine Anfrage, ob dieser Typus im dortigen Museum vertreten ist, Zeichnungen verschiedener Urnen, die allerdings verwandt, aber doch lokal variiert. Das tun sie freilich bei uns auch, insofern sie bald niedrig, gedrückt, bald höher gestreckt sind; der Hals bald länger bald kürzer, bisweilen nur 1—1½ cm — aber trotzdem scheint mir eine lokale Färbung vorhanden. Eine Urne (Hannover Katalog-Nummer 15836) bez. Herr RUNDE als von Jastorf. Kann das dieselbe sein, die wir auf Ihren Zeichnungen der Funde vom Jastorf bez. mit 69 besitzen, dargestellt in ihrer Grabstellung? Vielleicht finden Sie diese typischen Gefässe noch weiter hinauf auf der Höhe bei Nienbüttel, wo nach Ihrer Beobachtung die vorrömischen Gräber auf der Höhe, die „römischen" tiefer liegen. Beigaben sind äusserst spärlich und nicht chronologisch entscheidend: kleine eiserne Ringe etc.

Ich halte diese Gefässe für älter als die „Situla" [2]).

---

[1]) Tonsitula.

[2]) Dass die hochhalsigen Gefässe wie die Todendorfer und verwandten Urnen älter sind als die Spät-Latènekeramik, hatte ich bereits 1897 erkannt und 1899 J. M. mitgeteilt. S. Brief vom 28. Dez. 1899.

Digitized by Google

X.

Meine Antwort auf den vorstehenden Brief. 15. Mai 1904.

Nach einer Beschreibung der Spät-Latèneurnen:

„Über die nächst älteren Gefässe[1]) kann ich zurzeit noch nichts Bestimmtes angeben. Es fehlt mir bislang noch immer ein Urnenfriedhof mit frühen Tènesachen. Die einzigen Gräber mit einer Früh-Latènefibel fand ich bei Oitzmühle. — — — Doch sind dort nur 3 Urnen gefunden und etliche Scherben. Es ist aber bemerkenswert, dass diese Gefässe ebenfalls keinen Hals besitzen, sondern nur einen Rand. Dieser ist nicht so stark als bei den jüngeren Töpfen. — — —

Die Urnenform: (folgt Skizze einer hochhalsigen Urne mit nach aussen gewandtem Rande, wie E. H. Tafel XVI, 6 = Jastorf b) höherer oder niedrigerer Hals und nach aussen gewendeter Rand ist für unsere Vor-Latènefriedhöfe charakteristisch und findet sich dort in zahlreichen Abänderungen. Ob und wieweit diese Urne in die nächste Periode, in die des Tène-Einflusses hineinreicht, entzieht sich aus oben angeführten Gründen meiner Kenntnis. In späten Tènegräbern haben wir derartige Gefässe nie getroffen. Das bestätigt Ihre Meinung von dem höheren Alter dieser Urnenformen durchaus."

XI.

Brief an J. M. vom 1. September 1904.

Aus einer Beschreibung der Nienbüttler Funde:

„Meine Vermutung, dass oben auf der Kuppe des flachen Hügels die älteren Gräber liegen, hat sich bestätigt. Wir gruben dort zeitweilig in reinen Spät-Latèneschichten. Diese vorrömischen Gräber unterscheiden sich von den römerzeitlichen durch die Keramik sowie die Menge und Form der Beigaben. Es hat sich bestätigt, dass die schwarzglänzende Urne von Situlaform mit scharfer Bauchkante und stark eingezogenem Bauch und Fuss für die späteste Tènezeit charakteristisch ist. Es standen solche Urnen vereinzelt noch neben römerzeitlichen Gefässen mit Mäander. Dieses letztere Ornament ist auf Urnen des in Frage kommenden Typus niemals bemerkt worden; diese Gefässe sind vielmehr stets mit einfachen Linien und Punkten verziert, die aber nie mit dem Rädchen eingedrückt worden sind. Doch findet man an mehreren Exemplaren bereits leistenförmige Henkelansätze, die ja an römerzeitlichen Urnen besonders häufig sind. — — —

Neben diesen Gefässen erschienen in der ausschliesslich vorrömischen Partie des Feldes verwandte Formen mit stark vorspringender Schulter, bei denen aber Schulter und Bauch nicht in einer scharfen Kante zusammenstossen. Der Bauch ist auch bei diesen Gefässen eingezogen, aber nicht so stark als bei der anderen Form („vergl. nebenstehende Skizze", diese stellt eine Latènesitula mit gewölbtem, nicht scharfkantigem Umbruch dar). Auch in solchen Gefässen wurden Fibeln der spätesten Tènezeit gefunden. Sehr nahe dem Fundplatz dieser Urnen standen nun 2 Urnen, wie ich sie untenstehend flüchtig skizziere: (Bild einer Situla aus dem Horizont der frühesten Augenfibeln, mit gewölbtem Umbruch und geschweiften Relieffortsätzen an den Henkeln). Nach den Beigaben gehören diese beiden Urnen bereits der römischen Periode an (bronzene Gürtelbesatzteile im Stile der Eichelketten von Schiersberg in Ihrem Museum. Eiserne, schön erhaltene Streitaxt). Ich halte nun die vorher skizzierte Urne für die Stammform unserer römerzeitlichen Situlaurnen

[1]) D. h. die Gefässe der damals noch recht hypothetischen III. Stufe (Ripdorf). Ich hatte gerade im Frühjahr 1904 die ersten 3 Gefässe dieser Periode bei Oitzmühle gefunden (s. u.), wagte daher noch nicht, mit einem abschliessenden Urteil hervorzutreten.

Digitized by Google

und das eben skizzierte Exemplar für ein frühes Stück dieses Genres. Die römerzeitlichen Mäanderurnen edler Form, wie wir sie von Darzau so zahlreich besitzen, haben also in tènezeitlichen Gefässen ihre Vorläufer. Die tènezeitlichen Urnen unterscheiden sich von den frührömischen besonders gut durch die Bildung des Randes. Dieser ist bei den älteren Gefässen dick, stärker nach aussen gewendet. Bei den jüngeren ist er dünner, mehr senkrecht gestellt [1])".

XII.

Antwort von J. M. vom 3. Sept. 1904.

„Die chronologische Abstufung der Urnenformen ist von Wert und Interesse, aber um stichhaltig zu sein, muss man einen weiten Horizont umfassen, und dann erst kann man die lokalen Erscheinungen verstehen. Ihre Beobachtungen stimmen z. B. nicht mehr für unser Gebiet. Schon auf den reinen Latènefriedhöfen finden Sie hier die gerundete Konturlinie, die Sie der frührömischen Periode zuschreiben [2]). Völlig gerundet, sonst bauchig sind einige Urnen von Sterley, welche aber eine sogen. holsteinische Nadel enthielten, die leider in Privatbesitz kam und jetzt verschollen ist. Mäanderornament und Räddchentechnik sind auch bei uns selten.

Auf den Latènefriedhöfen finden wir neben den schwarzen fein glänzenden Situlaformen auch rote, bald von ähnlichem Typus, bald mehr topfähnlich. Da ist keine chronologische Abstufung festzustellen [3]). Den kühnen Kontur, wie der von Ihnen skizzierte mit scharfer Kante und eingezogenem Unterteil finden wir auch äusserst selten bei uns. Aber die Beobachtung typischer Lokaleigenart ist sehr wichtig."

XIII.

Brief an J. M. vom 30. Okt. 1904.

Urnenfriedhof b. Oitzmühle, „Pottbarg".

Die diesjährigen Funde ergaben einige Sachen, die ich bisher noch nicht gefunden hatte, obgleich derartiges schon früher von v. ESTORFF, KEMBLE u. a. in unserer Gegend nachgewiesen ist. Es handelt sich um Gräber mit Früh-Latènefibeln. — — —

Diese Funde bestätigen die schon bekannte Tatsache, dass die Früh-Latènefibel bis Hannover hinaufreicht. Die ersten Einwirkungen der Tènekultur fanden also bereits in der Früh-Latènezeit statt. Mit den Metallsachen kamen auch wohl die Glasperlen zu uns, die ja für die Tènezeit charakteristisch sind. Ähnliche Perlen

---

[1]) Die Beobachtung, dass der dickere Rand ein Merkmal höheren Alters ist, hat sich bestätigt. Die späteren Grabungen zeigten aber, dass der dicke Rand noch in die römische Zeit hineinreicht, da er sich noch an Mäanderurnen findet, die bei uns stets frührömisch sind.

[2]) In diesem Punkte hat Frl. MESTORF meine Andeutungen missverstanden. Ich hob ausdrücklich hervor, dass Situlen mit gerundeter Konturlinie schon in der Latènezeit, und zwar neben Situlen mit scharfgratigem Umbruch vorkommen.

[3]) Die typologischen Bemerkungen in meinem Briefe bezogen sich nur auf die Reihe der Situlaurnen. Dass daneben eine Reihe einfach topfförmiger Gefässe ohne eingezogenen Bauch verläuft, habe ich nicht erwähnt. Diese einfachen, bauchigen Latènetöpfe (E. H. Abb. 72) gehen neben der Situlareihe in die römische Zeit über, und viele der ältesten Mäanderurnen von Nienbüttel und Rieste zeigen diese Form. Töpfe mit schwach einziehendem Unterteil kommen ab und zu schon früh neben einfach ausgebauchten Gefässen vor, bereits in der Jastorfstufe: E. H. Taf. XVI 6, 14. Doch scheinen diese frühen Bildungen unserer Keramik nicht den Impuls verliehen zu haben, der zur Entstehung der so ausserordentlich charakteristischen Spätlatènesitula und ihrer römerzeitlichen Fortsetzungen führte. Dieser Anstoss ging wohl von den importierten Bronzesitulen aus.

Digitized by Google

fanden sich auch auf dem Gleichberge. JACOB bemerkt, O. TISCHLER setze diese Perlen in die Mitte der Latènezeit. Buckelperlen aus der Früh-Latènezeit seien noch nicht bekannt. Sollte diese Bemerkung noch jetzt zutreffen? [1]).

Die Spiralohrringe scheinen im allgemeinen jünger zu sein als die Schildohrringe [2]) von Heitbrack, Jastorf, Seedorf [3]) etc., doch kommen sie bereits auf dem Vor-Latènezeitlichen Friedhofe bei Römstedt vor (Grabanlage und Beigaben wie bei Jastorf). Auch v. ESTORFF fand Schildohrringe mit Früh-Latènefibeln.

Die sonstigen Eisensachen sind noch alte einheimische Formen. Beachtenswert erscheint mir an den Gürtelhaken (2 Exemplare wie Fig. 3 = Bild eines Gürtelhakens mit Haftarmen = E. H. Abb. 60), dass der Haken nach oben gebogen ist, während er bei den älteren Stücken stets nach unten gebogen ist. Beachtenswert scheint mir ferner zu sein, dass die alte Hakenform ohne Kopfplatte (hier folgt das Bild eines Zungengürtelhakens wie E. H. Abb. 32) bei Oitzmühle nicht gefunden ist. Das spricht wieder dafür, dass die Haken mit Nieten jünger sind. Die Tongefässe leiten entschieden zu den halslosen Urnen der späteren Tènezeit. Gefässe mit Hals wie von Jastorf etc. sind bei Oitzmühle bisher nicht gefunden [4])".

XIV.

Antwort von J. M. vom 6. Novemb. 1904.

„Die Ohrringe mit Platte und mit Spiraldrahtscheibe können gleichzeitig vorkommen, doch halte auch ich die erstgenannten für älter. Auch bez. der Gürtelhaken halte ich die nur umgebogenen an beiden Enden für die älteren; der aufwärts biegende Haken wird Knopf und zuletzt Tierkopf. Die kleinen Zwingen an den Ringen, die Sie beschreiben und abbilden, sind ebenfalls bekannte Begleiter der Latènefundsachen und pflegen von vorzüglicher Arbeit zu sein".

Indem ich dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, für das meiner Person erwiesene Interesse danke, möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass dieser Briefwechsel mehrere Jahre vor meinem ersten Besuch des Kieler Museums liegt und dass weder ein Beamter dieser Sammlung noch sonst ein Forscher die Entstehung meiner Eisenaltertheorie beeinflusste. Was ich Frl. J. MESTORF an theoretischen Schlüssen mitteilte, war stets eine Auslese und betraf nur die Gedankengänge, von denen ich annahm, sie würden der Kritik der ausgezeichneten Forscherin standhalten. Diese Ansichten wurden fast immer im Anschluss an oft umfangreiche Fundberichte ausgesprochen, aus denen sie sich zwanglos ergaben.

[1]) Die Ausgrabungen bei Oitzmühle haben später auch ältere Mittel-Latènefibeln ergeben, so dass ich später, der neueren süddeutschen Klassifikation folgend, auch die nach dem Früh-Latèneschema geformten Stücke noch mit in die Mittel-Latènestufe einstellte und meine ganze III. Stufe der Mittel-Latènezeit Süddeutschlands gleichsetzte.

[2]) = Segelohrringe.

[3]) Gemeint sind die Vor-Latènefunde von Seedorf.

[4]) Damit war das lange vermutete Bindeglied zwischen der gleichfalls vielfach schon halslosen jüngsten Jastorf-Keramik und der der Seedorfstufe gefunden.

Digitized by Google

In meiner Gegenüberstellung der Arbeiten von KNORR und SCHWANTES (Mannus Bd. III, S. 165) habe ich auf die Übereinstimmungen hingewiesen, die zwischen beiden Arbeiten bestehen und als Hauptgrund hierfür angeführt, dass sie Gebiete ein und desselben Kulturkreises behandeln. Dann fuhr ich fort: „Aber auch ein äusserer Grund hat teilweise zu dieser Übereinstimmung beigetragen. SCHWANTES ist nicht ohne Kenntnis der ... Resultate KNORR's über Entwicklung und Gliederung des alteisenzeitlichen Materials des Kieler Museums geblieben ..." Zu dieser Auffassung musste ich, wie mir auch von den verschiedensten Seiten bestätigt wurde, kommen, gestützt auf die bisher veröffentlichten Arbeiten, besonders auf das der KNORRschen Arbeit beigelegte Geleitwort, dem Herr SCHWANTES nicht widersprach und auf welches ich deshalb besonders hinwies.

Wenn nun Herr SCHWANTFS infolge meiner Besprechung durch die Darstellung seines bisher unveröffentlichten Briefwechsels mit J. MESTORF seine Beziehungen zum Kieler Museum und die selbständige Entstehung seiner Anschauungen, die ich in ihren Hauptteilen nie bestritten habe, bis ins Einzelne darlegt, so bin ich der erste, der diese Klärung der Sachlage mit Freuden begrüsst.

M. Jahn.

Dadurch, dass G. SCHWANTES mir die vorstehende Zusammenstellung seiner Forschungsergebnisse auf alteisenzeitlichem Gebiet und die Folge seiner und J. MESTORFs Briefe vor dem Druck zur Einsicht übergab, bin ich erfreulicherweise in der Lage, an dieser Stelle einige erläuternde Bemerkungen der Veröffentlichung hinzuzufügen.

Man mag über solche zu einseitigem Behufe ausgezogenen Briefe denken wie man will, das Hauptergebnis dieser Briefe wie der Zusammenstellung seiner Forschungsergebnisse ist die einwandfreie Feststellung, wenn diese noch nötig war, dass die von G. SCHWANTES in seiner Eisenalter-Arbeit aufgestellte Entwicklung des ältesten Eisenalters lediglich aus der Beurteilung der hannoverschen Funde und aus Folgerungen aus dem reichen von G. SCHWANTES selbst gehobenen Material heraus gewonnen ist. Eine Beeinflussung dieser Ergebnisse durch das Kieler Museum, wie das im III. Band des Mannus in der Besprechung der SCHWANTESschen und meiner Arbeit auf Grund meines Vorwortes angedeutet war, kann also nicht stattgefunden haben.

Das Vorwort zu meiner Arbeit, das G. SCHWANTES vor dem Druck vorgelegen und seine Billigung gefunden hat, spricht auch nur von einer Bestätigung seiner Theorien, die G. SCHWANTES im Kieler Museum gefunden hat, nicht von einer Beeinflussung. Eine solche festzustellen wäre mir auch nicht möglich gewesen, da man mir über bestimmte Äusserungen SCHWANTES gegenüber bei seiner Anwesenheit im Museum keine Angaben mehr machen konnte.

Die augenscheinlich nicht aus innerer Notwendigkeit an den Schluss der SCHWANTESschen Arbeit angehängte Abbildung der Plattenfibel und der Hinweis auf die Flügelnadel sagt ja im Hinblick auf die Gesamtheit der gewonnenen Ergebnisse wenig; war aber immerhin eine so auffallende Erscheinung, dass ich sie in meiner Vorrede nicht unerwähnt lassen konnte.

Was nun die Abfassungszeit der SCHWANTESschen Briefe an J. MESTORF betrifft, so liegt sie in den Jahren 1899—1904, mithin mehrere Jahre vor meinen speziellen Arbeiten auf dem Gebiete unserer älteren Eisenzeit, deren Vorarbeiten mich erst vom Jahre 1908 an beschäftigten.

Digitized by Google

Dieser Abstand von vier Jahren beweist nicht nur deutlich die Priorität der SCHWANTESschen Forschungen, sondern erklärt vielleicht auch die Tatsache, dass mir die Existenz des Briefwechsels, als ich meine Studien begann, nicht mehr gegenwärtig war. Das Neue, das die Briefe brachten, hätte ja, wenigstens zum Teil, auch in SCHWANTES' Arbeit in dem Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover v. J. 1904, die natürlich von mir herangezogen worden ist, zum Ausdruck kommen müssen.

Wären die Briefe mir bei der Abfassung der Vorrede zu meiner Arbeit bekannt gewesen oder hätte G. SCHWANTES, mit dem ich wegen der Fassung meines Vorwortes in Verbindung getreten war, mit einem Wort die Existenz der Briefe berührt, so wäre das Vorwort in seiner Form sicher wesentlich anders ausgefallen.

Dass nun auch für die, die noch daran zweifelten, durch die Veröffentlichung der Briefe die Selbständigkeit der SCHWANTESschen Forschungen einwandfrei erwiesen ist, begrüsse ich mit besonderer Genugtuung und freue mich, dass durch diese Feststellung die in der SCHWANTESschen wie in meiner Arbeit gewonnenen Ergebnisse nur an Wert und Beweiskraft gewinnen können. Fr. Knorr.

Mit vorstehend abgedruckten Erklärungen ist die Angelegenheit SCHWANTES-KNORR für den Mannus abgeschlossen. **G. K.**

Denkmalschutz für das Grossherzogtum Oldenburg.

Gesetz vom 18. Mai 1911.

I. Anwendungsbereich des Gesetzes.

§ 1. Den Schutz dieses Gesetzes geniessen:

1. Baudenkmäler d. h. Bauwerke, deren Erhaltung wegen ihrer kunstgeschichtlichen oder sonst geschichtlichen Bedeutung im öffentlichen Interesse liegt.

   Dazu gehören auch die Denkmäler aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Hügelgräber, Steindenkmäler, Wurten, Burgwälle, Schanzen, Landwehre usw.);
2. Naturdenkmäler d. h. besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur, wie Seen, Wasserläufe, Hügel, Felsen, Bäume und dergleichen, deren Erhaltung aus geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Rücksichten oder aus Rücksichten auf die landschaftliche Schönheit oder Eigenart im öffentlichen Interesse liegt;
3. die Umgebung von Bau- und Naturdenkmälern;
4. in der Erde verborgene unbewegliche oder bewegliche Gegenstände von kulturgeschichtlicher oder sonst geschichtlicher Bedeutung;
5. bewegliche Denkmäler d. h. bewegliche Gegenstände (auch Urkunden), deren Erhaltung wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte, insbesondere auch die Kunst-, Kultur- und Naturgeschichte des Grossherzogtums im öffentlichen Interesse liegt.

Voraussetzung des Denkmalschutzes zu 1 bis 3 und 5 ist, dass das Denkmal oder seine Umgebung in eine Denkmalliste (§§ 5 ff.) eingetragen ist.

Digitized by Google

II. Ordnung des Denkmalschutzes.

Denkmalschutzbehörden.

§ 2. Denkmalschutzbehörden sind im Herzogtum das Ministerium des Innern, in den Fürstentümern die Regierungen.

Denkmalpfleger, Vertrauensmänner.

§ 3. Für die drei Landesteile werden nach Bestimmung des Staatsministeriums Denkmalpfleger bestellt.

Diese haben die Aufgabe, die Denkmalschutzbehörden (§ 2) und die sonstigen Behörden in Denkmalschutzfragen zu beraten und sie insbesondere auf die Gefährdung eines Denkmals oder auf sonst für den Denkmalschutz wichtige Fragen aufmerksam zu machen. Ihnen liegt ferner ob, durch persönliche Einwirkung Verunstaltungen von Denkmälern und ihrer Umgebung möglichst zu verhindern und zwar auch dann, wenn sie nicht in die Denkmalliste eingetragen sind. Der Verschleppung beweglicher, für die Kunst- oder Kulturgeschichte wichtiger Gegenstände haben sie in gleicher Weise entgegenzuwirken und Besitzern von Denkmälern usw. Rat zu erteilen.

Die Zuständigkeit der einzelnen Denkmalpfleger bestimmt das Ministerium des Innern.

Zur Unterstützung der Denkmalpfleger können von der Denkmalschutzbehörde Vertrauensmänner ernannt werden.

Denkmalrat.

§ 4. Für jeden der drei Landesteile wird zur beratenden Mitwirkung bei der Ausübung des Denkmalschutzes ein Denkmalrat gebildet. Ein vom Ministerium des Innern ernannter Staatsbeamter hat den Vorsitz, im übrigen bestimmt das Ministerium des Innern die Zusammensetzung und Geschäftsordnung des Denkmalrats.

Die Mitglieder verwalten ihr Amt als Ehrenamt, erhalten jedoch für Dienstreisen Tagegelder und Reisekosten nach den für die höheren Zivilstaatsdiener geltenden Bestimmungen.

Die Denkmalschutzbehörden können in den ihnen geeignet erscheinenden Fällen das Gutachten des Denkmalrats einholen. Auf Verlangen eines Beteiligten muss dies geschehen.

Denkmallisten.

§ 5. Bei den Denkmalschutzbehörden werden Denkmallisten geführt.

In diese sind die in § 1 Ziffer 1, 2 und 5 genannten Denkmäler und deren Umgebung (§ 1 Ziffer 3) einzutragen. Die Listen können von jedermann eingesehen werden.

§ 6. Die Eintragung in die Denkmalliste wird von der Denkmalschutzbehörde verfügt.

Falls nicht Gefahr im Verzuge ist, hat die Denkmalschutzbehörde vor der Eintragung ein Gutachten des Denkmalpflegers und des Denkmalrats einzuziehen und dem zur Verfügung über das Denkmal oder seine Umgebung Berechtigten Gelegenheit zur Äusserung zu geben.

Eine Mitteilung über die Eintragung ist dem Verfügungsberechtigten zuzustellen. Mit der Zustellung wird die Eintragung rechtswirksam.

§ 7. Der Verfügungsberechtigte kann die Eintragung binnen zwei Wochen nach Zustellung der Eintragungsmitteilung durch Klage bei dem Oberverwaltungsgericht, in den Fürstentümern bei dem Verwaltungsgericht anfechten.

Die Klage hat keine aufschiebende Wirkung.

Digitized by Google

§ 8. Die Löschung in der Denkmalliste erfolgt, wenn im verwaltungsgerichtlichen Verfahren die Eintragung rechtskräftig für unberechtigt erklärt ist.

Die Denkmalschutzbehörden können ferner von Amtswegen oder auf Antrag des Verfügungsberechtigten nach Anhörung des zuständigen Denkmalpflegers und des Denkmalrats eine Eintragung löschen, wenn die Verhältnisse, auf Grund deren die Eintragung vorgenommen ist, sich geändert haben. Die Ablehnung eines Löschungsantrages kann nach § 7 angefochten werden.

III. Schutz der in die Denkmalliste eingetragenen Denkmäler.

Schutz der Baudenkmäler.

§ 9. Baudenkmäler im Sinne des § 1 dürfen ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde weder ganz oder teilweise beseitigt noch veräussert, verändert, wiederhergestellt oder erheblich ausgebessert werden.

Schutz der Umgebung eines Baudenkmals.

§ 10. Die Umgebung eines Baudenkmals im Sinne des § 1 darf ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde weder durch bauliche Anlagen noch sonst verändert werden.

Schutz der Naturdenkmäler und ihrer Umgebung.

§ 11. Arbeiten an einem Naturdenkmal oder seiner gemäss § 1 geschützten Umgebung dürfen ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde nicht ausgeführt werden.

Verhältnis zu Bebauungsplänen und Fluchtlinien.

§ 12. Die in §§ 9 bis 11 vorgesehenen Genehmigungen sind auch dann einzuholen, wenn die beabsichtigten Arbeiten der Durchführung eines genehmigten Bebauungsplanes oder einer Fluchtlinienfeststellung dienen.

Schutz beweglicher Denkmäler.

§ 13. Bewegliche Denkmäler, die den Schutz dieses Gesetzes geniessen (§ 1), dürfen ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde weder ganz oder zum Teil vernichtet, verändert, wiederhergestellt oder erheblich ausgebessert, noch veräussert oder aus dem Grossherzogtum ausgeführt werden.

Die Genehmigung zur Ausfuhr darf nicht versagt werden, wenn das Denkmal durch Erbgang an einen ausserhalb des Grossherzogtums Wohnenden gefallen ist oder, wenn es sich um ein Denkmal handelt, das schon seit längerer Zeit sich im Besitz des Verfügungsberechtigten oder dessen Familie befindet, und der Verfügungsberechtigte seinen Wohnsitz im Grossherzogtum aufgibt.

Versagung der Genehmigung.

§ 14. Eine nach §§ 9, 10, 11 und 13 Abs. 1 erforderliche Genehmigung kann versagt, aber auch unter Bedingungen erteilt werden. Insbesondere kann die Genehmigung an die Bedingung geknüpft werden, dass die Ausführung der genehmigten Arbeiten nur nach einem von der Denkmalschutzbehörde gebilligten Plan und unter Leitung eines von der genannten Behörde zugelassenen Beamten oder Sachverständigen erfolgt.

Rechtsmittel.

§ 15. Wird die Genehmigung versagt, oder nur unter Bedingungen erteilt, so kann die Verfügung binnen 2 Wochen nach ihrer Zustellung durch Klage bei dem Oberverwaltungsgericht, in den Fürstentümern bei dem Verwaltungsgericht, angefochten werden.

Verzögerung der Entscheidung.

§ 16. Auf einen nach §§ 9 bis 11 und 13 gestellten Genehmigungsantrag muss binnen 6 Wochen entweder endgültig verfügt oder Mitteilung gemacht werden,

Digitized by Google

binnen welcher Frist endgültig verfügt werden wird. Diese Frist darf von der Denkmalschutzbehörde auf höchstens 3 Monate bestimmt werden.

Das Ministerium des Innern kann die Frist bis zur Dauer eines Jahres verlängern, auch auf Antrag des Antragstellers abkürzen.

Werden die Fristen versäumt, so ist der Antragsteller in seiner Verfügung unbeschränkt.

Entschädigung bei Versagung der Genehmigung.

§ 17. Wird eine nach §§ 9 bis 11 und 13 beantragte Genehmigung gegenüber einer Privatperson (natürlichen oder juristischen Person des Privatrechts) mit Ausnahme jedoch der Altertums-, Geschichts-, Heimats-, Kunst- und Museumsvereine durch rechtskräftige Entscheidung versagt oder nur unter Bedingungen erteilt, so kann der Antragsteller binnen 6 Wochen von der Rechtskraft der Entscheidung an beim Ministerium des Innern, in den Fürstentümern bei der Regierung, Ersatz des ihm durch Versagung der Genehmigung oder durch die auferlegten Bedingungen zugefügten Schadens aus der Staatskasse beantragen.

Der Eigentümer kann an Stelle des Schadensersatzes verlangen, dass der Staat das Grundstück mit dem geschützten Baudenkmal oder der geschützten Umgebung oder das bewegliche Denkmal gegen Erstattung des Werts übernehme.

Die Feststellung der Entschädigung im Sinne der Absätze 1 und 2 erfolgt bei Grundstücken unter entsprechender Anwendung der Bestimmungen der Enteignungsgesetze, bei beweglichen Gegenständen endgültig durch ein Schiedsgericht von 3 Personen, von denen je eine durch die Denkmalschutzbehörde und den Verfügungsberechtigten, der Obmann durch den Präsidenten des Oberlandesgerichts in Oldenburg gewählt wird. Die Kosten des schiedsgerichtlichen Verfahrens trägt der Staat.

Unterhaltung von Denkmälern.

§ 18. Die Gemeinden und sonstige Kommunalverbände, denen die Verfügung über ein Denkmal zusteht, sind verpflichtet, für die ordnungsmässige und würdige Unterhaltung und Wiederherstellung Sorge zu tragen.

Wird diese Pflicht auf Aufforderung der Aufsichtsbehörde nicht erfüllt, so kann diese die erforderlichen Arbeiten auf Kosten der Säumigen ausführen lassen. Die Art der Ausführung der Arbeiten bedarf stets der Genehmigung nach §§ 9 bis 11 und 13 dieses Gesetzes.

§ 19. Auf andere juristische Personen des öffentlichen Rechts findet der § 18 mit der Massgabe Anwendung, dass an die Stelle der Gemeindeaufsichtsbehörde die vorgesetzte Behörde tritt.

Ausstattung von Denkmälern mit beweglichen Gegenständen.

§ 20. Die Ausstattung von Baudenkmälern mit beweglichen Gegenständen als Zubehör durch Gemeinden oder andere juristische Personen des öffentlichen Rechts bedarf der Genehmigung der Denkmalschutzbehörde.

IV. Ausgrabungen der Funde.

Ausgrabungen.

§ 21. Wer eine Ausgrabung nach verborgenen unbeweglichen oder beweglichen Gegenständen von kulturgeschichtlicher oder sonst geschichtlicher Bedeutung vorzunehmen beabsichtigt, hat hiervon der Denkmalschutzbehörde Anzeige zu erstatten und die von dieser Behörde ergehenden Anordnungen hinsichtlich der Ausführung der Ausgrabung, der Verwahrung und Sicherung sowie der Behandlung der etwa aufzufindenden Gegenstände zu befolgen.

Digitized by Google

Das gleiche gilt, wenn zwar nicht die Auffindung von Gegenständen der in Absatz 1 bezeichneten Art bezweckt ist; aber bekannt oder anzunehmen ist, dass bei Gelegenheit von Erdarbeiten wahrscheinlich solche Gegenstände entdeckt werden.

Die beabsichtigte Ausgrabung oder Erdarbeit darf nicht vor Ablauf von 2 Wochen nach Erstattung der Anzeige beginnen, sofern nicht vorher die Genehmigung dazu erteilt wird.

Funde.

§ 22. Werden in einem Grundstück verborgene unbewegliche oder bewegliche Gegenstände von kulturgeschichtlicher oder sonst geschichtlicher Bedeutung bei Ausgrabungen oder sonst gefunden, so hat der Eigentümer des Grundstücks oder der sonst Verfügungsberechtigte von dem Fund spätestens am folgende Tagen dem Gemeindevorstand (Schöffen) oder dem Amt (im Fürstentum Lübeck der Regierung, im Fürstentum Birkenfeld dem Bürgermeister) Anzeige zu erstatten und die Anordnungen zu befolgen, die zur Sicherung und Erhaltung des Fundes ergehen.

Die gleiche Verpflichtung liegt dem Leiter der Arbeiten, bei denen der Fund gemacht ist, ob. Zur Erfüllung der Anzeigepflicht genügt die Erstattung der Anzeige durch einen Anzeigepflichtigen.

Handelt es sich um gelegentliche Funde, für die behördliche Anordnungen gemäss § 21 Abs. 1 noch nicht ergangen sind, so dürfen die begonnenen Arbeiten vor Ablauf von 3 Tagen nach Erstattung der Anzeige nur fortgesetzt werden, wenn ihre Fortsetzung die bereits gefundenen Gegenstände oder noch zu erwartende Funde nicht gefährdet oder sofern die Unterbrechung der Arbeiten ohne unverhältnismässigen Nachteil unmöglich ist.

Schadensersatz.

§ 23. Der Staat ist zum Ersatz des Schadens verpflichtet, der einem Beteiligten durch die Befolgung der gemäss §§ 21 und 22 getroffenen Anordnungen erwächst.

Die Feststellung der Entschädigung erfolgt unter entsprechender Anwendung der Bestimmung der Enteignungsgesetze.

V. Enteignungsrecht.

§ 24. Dem Ministerium des Innern, in den Fürstentümern den Regierungen, steht das Recht zu, Grundeigentum nach den Bestimmungen der Enteignungsgesetze zu beschränken, sofern es erforderlich ist

1. zum Zwecke der Erhaltung eines Denkmals, dessen Unterhaltung oder Sicherung in einer seinen Bestand oder wesentliche Teile gefährdenden Weise vernachlässigt wird,
2. zum Zwecke einer durch künstlerische oder geschichtliche Rücksichten gebotenen Umgestaltung der Umgebung des Denkmals,
3. zum Zwecke der Ausführung von Ausgrabungen nach unbeweglichen oder beweglichen, vermutlich in einem Grundstück verborgenen Gegenständen von kulturgeschichtlicher oder sonst geschichtlicher Bedeutung, wenn der Verfügungsberechtigte eine sachgemässe Ausgrabung weder vorzunehmen noch zuzulassen gewillt ist.

Der Eigentümer kann verlangen, dass an die Stelle der Beschränkung die Entziehung des Eigentums tritt.

VI. Besichtigung von Denkmälern und Fundstätten.

§ 25. Diejenigen Personen, die staatlich beauftragt sind, den Zustand eines Denkmals oder seiner Umgebung festzustellen oder bei der Feststellung, ob ein schutzwürdiges Denkmal in Frage kommt, mitzuwirken oder nach verborgenen

Digitized by Google

Gegenständen von kulturgeschichtlicher oder sonst geschichtlicher Bedeutung zu forschen, steht der Zutritt und die Besichtigung frei. Ihnen ist jede erforderliche Auskunft wahrheitsgemäss zu erteilen.

Wird dem Verfügungsberechtigten durch eine der hiernach zuzulassenden Massnahmen ein Schaden zugefügt, so ist der Staat zum Ersatz des Schadens verpflichtet.

VII. Strafbestimmungen.

§ 26. Wer den Vorschriften der §§ 9 bis 11, 13, 20, 21, 22 und 25 zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mk., und wenn die Zuwiderhandlung vorsätzlich geschieht, mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. oder mit Haft bestraft. Kann die Geldstrafe nicht beigetrieben werden, so tritt an ihre Stelle eine entsprechende Haftstrafe.

VIII. Kosten.

§ 27. Gebühren werden für die in diesem Gesetz vorgeschriebenen Genehmigungen nicht erhoben. Erstattung barer Auslagen kann nur dann beansprucht werden, wenn auf besonderen Antrag des für ein Denkmal Verfügungsberechtigten Gutachten eines Denkmalpflegers oder des Denkmalrats eingeholt sind.

IX. Denkmäler des Staates.

§ 28. Auf Denkmäler und deren Umgebung, sowie Funde und Fundstätten, hinsichtlich deren der Staat verfügungsberechtigt ist, findet dies Gesetz keine Anwendung.

X. Schlussbestimmung.

§ 29. Der Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes in den drei Landesteilen wird durch Verordnung bestimmt.

Als Zeitpunkt des Inkrafttretens vorstehenden Gesetzes ist darnach durch Verordnung der 1. Juni 1911 bestimmt worden.

Das Oldenburgische Ministerium hat gleichzeitig fünf Denkmalpfleger ernannt, darunter auch unser Mitglied, Herrn Museumsdirektor Prof. Dr. MARTIN in Oldenburg, und zwar diesen als Denkmalpfleger für die Baudenkmäler aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Hügelgräber, Steindenkmäler, Wurten, Burgwälle, Schanzen, Landwehre usw.), sowie deren Umgebung und die in der Erde verborgenen, unbeweglichen und beweglichen Gegenstände von kultur- und sonst geschichtlicher Bedeutung. — Die Denkmalpfleger sind zu gleicher Zeit Mitglieder des Denkmalrates, der aus 15 Mitgliedern besteht.

Wir beglückwünschen den Staat Oldenburg zu diesem mutigen, erfolgreichen Vorgehen und denken mit eigentümlichen Gefühlen an den Ausspruch: Preussen in Deutschland voran! **G. K.**

Am 11. Januar d. J. fand im „Neuen Königlichen Operntheater" (Kroll) zu Berlin eine in ihrer Art einzig dastehende Festaufführung statt, betitelt „Musikalische Bilder (richtiger: Szenen) aus Deutschlands Vergangenheit", die von unserem Mitgliede Univ.-Professor Dr. Oskar FLEISCHER im Verein mit dem Unterzeichneten und Prof. Dr. GÖTZE erdacht und eingerichtet und von einem gewaltigen Stabe von Solokünstlern, Chorsängern und stummen Mitspielern ausgeführt worden sind.

Der Grundgedanke war, zu zeigen das Uralter der hohen germanischen Musikbegabung und Musikpflege und den Sieg der durch Mehrstimmigkeit und Drei-

Digitized by Google

klangmelodie charakterisierten germanischen Musik über die durch Einstimmigkeit (daher auch Eintönigkeit) und Fortschreiten der Melodie in diatonischer Weise von Tonstufe zu Tonstufe charakterisierte südeuropäische Art in der ganzen Welt.

Uns interessiert hier im wesentlichen nur das vom Unterzeichneten arrangierte erste Bild, das den Beginn eines mittsommerlichen Sonnwendfestes beim Schwinden der Nacht schildert und in der älteren Bronzezeit, also um 1500 vor Chr., spielt. Ein junger Krieger und ein Lurenbläser halten neben einem Dolmen Wacht. Ein Lurenanruf erklingt aus weiter Ferne, wird von den Posten ringsumher aufgenommen und weitergegeben; dann folgt in gleicher Weise ein Signal. Unterdessen kommt von allen Seiten viel Volk und die Schar der Priester und heiligen Frauen herbei. An dem Dolmen wird durch Schlagen von Feuerstein und Pyrit ein heiliges Feuer entfacht. Auch die Lurenbläser rücken immer näher heran, ihre Signale mischen sich dabei von selbst und ungezwungen zu zwei-, drei- und vierstimmigen Zusammenklängen. Es wird immer heller; bei Sonnenaufgang wird die auf dem Dolmen unter Birkengezweig verhüllt aufgestellte riesige Sonnenscheibe (nach dem Muster von Trundholm) vom Oberpriester enthüllt. Alle Festteilnehmer auf der Bühne heben unter besonders mächtigen Akkorden sämtlicher Lurenbläser betend die Hände empor oder strecken die Schwerter und Lanzen in die Höhe, der blendenden Sonne entgegen.

Die zweite Bronzezeitperiode war vom Unterzeichneten für dieses Bild gewählt worden, weil ja keine andere Zeit aus der Vorgeschichte der Germanen entfernt so gut so wie diese durch die Gunst der Überlieferung in Grab- und Erdfunden uns bekannt und vertraut geworden ist. Nur der Dolmen war ein Rest aus der Steinzeit des 4. Jahrtausends vor Chr., doch wurden solche Denkmäler noch lange nach Ablauf der Steinzeit als Opferstätten weiter benutzt. Und die Blashörner (Luren), die auch der älteren Bronzezeit wohl bekannt waren, wie wir durch Fundexemplare und Grabzeichnungen beweisen können, zeigten ausnahmsweise die musikalisch wirksamere, mehrfach geschweifte Form der jüngeren Bronzezeit, um 1100 vor Chr. (4. Periode der Bronzezeit). Die Priester- und Priesterinnentracht dieser Zeit kennen wir aus den Wandzeichnungen des berühmten Kivikgrabes, die Tracht der übrigen Männer und Frauen aus den Funden reich ausgestatteter Eichbaumsärge. Hervorgehoben seien besonders die prachtvollen Schwerter, Dolche, Lanzen, Helme, Schilde der Männer, sowie der noch prächtigere Schmuck der Frauen, die Halskragen, Unterarmspiralen, Kleiderbuckel, Kämme, Nadeln, Messer und namentlich die herrlichen grossen Gürtelscheiben; endlich die grosse, reich verzierte Kultaxt des Oberpriesters neben den etwas minder grossen, andersartigen Äxten der einfachen Priester, die als Symbole des Himmelsgottes dienten, sowie die grosse Goldscheibe, ein Symbol der Sonne selbst: alles aus Bronze oder Gold den Originalen streng nachgebildet. Es war hier das erste Mal in Deutschland, dass das germanische Kostüm der Bronzezeit in echter Gestalt auf der Bühne gezeigt worden ist. **G. K.**

Unsere Gesellschaft ist dem Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine als Mitglied beigetreten. Das durch die Reichhaltigkeit seiner Nachrichten sehr anregende „Korrespondenzblatt" des Gesamtvereins erhalten unsere Mitglieder zum ermässigten Jahrespreise von 3 Mk., sobald sich mindestens fünf Teilnehmer für dieses Abonnement melden. Anmeldungen hierzu an den Ersten Vorsitzenden unserer Gesellschaft werden daher schleunigst erbeten.

Digitized by Google

Kongresse.

Im September d. J. soll der schon so lange geplante und stets wieder verschobene 14. Internationale Kongress für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie stattfinden und zwar zu **Genf.** Der Aufforderung an den ersten Vorsitzenden, unsere Gesellschaft zu starker Teilnahme an diesem Kongresse zu veranlassen, kann entsprochen werden, nachdem die Zusage eingegangen ist, dass sofort am 1. Tage der Verhandlungen der Antrag zur Abstimmung gelangen wird, neben der französischen Sprache als amtlicher Kongresssprache den Gebrauch der deutschen Sprache in allen Verhandlungen und Vorträgen als vollberechtigt zuzulassen (ebenso auch der englischen und italienischen Sprache). — Unser Vorstand hat eine grössere Anzahl wichtiger wissenschaftlicher Fragen unseres Faches nach Genf hin eingesandt, die in den allgemeinen Diskussionssitzungen verhandelt werden sollen.

Vierte Tagung für Vorgeschichte.

Dortmund, 31. Juli bis 4. August.

Vorläufiger Tagungsplan.

Mittwoch, den 31. Juli:

Nachmittags 5 Uhr: Vorstands- und Ausschusssitzung im alten Rathause. Daselbst Büro (von 4 Uhr ab geöffnet): Entgegennahme der Anmeldungen, Ausgabe der Karten, des Abzeichens und der Schriften.

Nachmittags 6—8 Uhr: Besichtigung der vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen im Kunst- und Gewerbemuseum.

Abends 8 Uhr: Gemütliches Beisammensein. Näheres später.

Donnerstag, den 1. August:

Vormittags 9 Uhr: Begrüssungen im alten Rathause und Festvortrag des Vorsitzenden.

Vormittags 10¼—11 Uhr: Vortrag des Museumsdirektors Alb. BAUM: Die Ausgrabungen im Römerlager Oberaden (mit Lichtbildern).

Vormittags 11—11¼ Uhr: Frühstückspause.

Vormittags 11¼—1½ Uhr: Führung durch die Sammlungen des Kunst- und Gewerbemuseums durch den Museumsdirektor BAUM.

Nachmittags 2—3½ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im Ratskeller (1.70 bis 2.— Mk.).

Nachmittags 3½—5½ Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 5½—7 Uhr: Spaziergang zum Kaiser-Wilhelm-Hain und zur Kronenburg; auch Besichtigung der Kirchen.

Abends 8 Uhr: Bierabend im Festsaale des alten Rathauses, gegeben von der Stadt Dortmund.

Freitag, den 2. August:

Vormittags 9—11 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Vormittags 11—1 Uhr: Besichtigung einer Grossbrauerei.

Nachmittags 1½—3 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im Ratskeller.

Digitized by Google

Nachmittags 3—5 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.
Nachmittags 5—7 Uhr: Besichtigung eines Eisenwerks oder eines Bergwerks.
Abends 6 Uhr: Konzert an der Kronenburg.

Sonnabend, den 3. August:

Vormittags 7 Uhr: Abfahrt nach **Oberaden.** Wagenfahrt! Besichtigung des Geländes des Legionslagers und des Uferkastells an der Lippe. — Einfaches Frühstück im Lagergelände.
Vormittags 12 Uhr: Abfahrt durch das Rieselfeldergebiet (Grab- und Wohnstätten) zum Schiffshebewerk Henrichenburg (grosse Sehenswürdigkeit!) oder nach Cappenberg.
Nachmittags 3 Uhr: Mittagessen in Cappenberg oder 4 Uhr in Henrichenburg.
Abends 6 Uhr: Rückfahrt nach Dortmund.
Abends 8 Uhr: Gemütliches Beisammensein im Rheingold.

Sonntag, den 4. August:

Vormittags 7.^{38} Uhr: Abfahrt nach **Haltern.** Ankunft 9.^{12} Uhr.
Vormittags 9½ Uhr: Besuch des Museums und des römischen Ausgrabungsgeländes.
Nachmittags 1 Uhr: Mittagessen.
Nachmittags 3 Uhr: Vortrag.
Nachmittags 7 Uhr: Abreise (Züge nach Münster, Köln, Dortmund).

Der Geschäftsführer des Ortsausschusses **Baum.** Der Vorstand **Kossinna.**

Gustav Albrecht †.

Unser 1. Schriftführer, Dr. Gustav ALBRECHT, weilt nicht mehr unter uns Lebenden. Nachdem er in den Wintermonaten vor Weihnachten schon andauernd kränkelte, aber doch noch tätig war, wenn auch nicht so, wie er es gewünscht hätte, traten schliesslich mehrfache, sich ablösende Erkrankungen innerer Organe ein und so ist er am 14. Januar infolge eines Schlaganfalles gestorben. Am 26. Juli 1865 in Berlin geboren und stets hier wohnhaft gewesen, ist er also noch nicht 47 Jahre alt geworden. — Seine Universitätsstudien waren Geschichte und neuere Sprachen und 1892 hat er in Halle mit der Dissertation „Vorbereitung auf den Tod, Totengebräuche und Totenbestattung in der altfranzösischen Dichtung" promoviert (vgl. Mannus, Ergänzungsband II, S. 36). Dann war er zunächst einige Jahre wissenschaftlicher Assistent bei der Heilanstalt für Sprachstörungen des Prof. Dr. GUTZMANN in Zehlendorf bei Berlin und trat endlich in den Dienst der Stadt Charlottenburg, zuerst als städtischer Bibliothekar, dann als städtischer Archivar.

ALBRECHT war ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte Berlins und der Geschichte und der Landeskunde der ganzen Provinz Brandenburg, die er nach allen Richtungen durchstreift hatte, wovon sein treffliches „Wanderbuch durch die Mark Brandenburg" Zeugnis ablegt. Er war ein auch journalistisch sehr tätiges Mitglied aller wissenschaftlichen Vereine, die sich mit der Mark Brandenburg beschäftigten. Und so hatte er auch für die Vorgeschichte allmählich ein starkes Interesse gewonnen, das er schriftstellerisch betätigte in der kleinen Schrift „Aus märkischer Heidenzeit".

Digitized by Google

Unserer Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, der Haupt- wie der Berliner Zweiggesellschaft, war er von Anfang an von Herzen zugetan, und durch seine unentwegt treue Hilfe gerade in den schwierigen Anfangsjahren, zuerst als Schatzmeister, dann als 1. Schriftführer der Hauptgesellschaft, sowie als Schriftführer der Zweiggesellschaft, ist er mir ein lieber Freund gewesen, dessen treue Hilfe ich niemals vergessen werde. Bis wenige Tage vor seinem plötzlichen Tode habe ich noch lange Geschäftsbriefe von ihm erhalten. Pünktlichkeit und Pflichttreue zeichneten ihn auch in der Verwaltung von Ehrenämtern aus, was durchaus nicht die Regel ist, aber für einen wahren Deutschen sein sollte. Darum Ehre seinem Andenken!

G. K.

Am 22. Februar entschlief plötzlich an Herzschlag, kurz vor seinem 77. Geburtstage, der verdiente Ethnologe und hervorragende Kenner deutscher Volkskunde Prof. Dr. Richard ANDRÉE, dem auch die Vorgeschichte manche Förderung dankt, namentlich in dem Jahrzehnt, als er den „Globus" herausgab und zu einem vielseitigen und angesehenen Blatte zu machen wusste.

Im März d. J. hat sich unser Mitglied Dr. Rud. Rob. SCHMIDT bei der naturwissenschaftlichen Fakultät der Tübinger Universität habilitiert mit einer Probevorlesung über „Die Entwicklung der paläolithischen Kunst".

Unser dritter Vorsitzender Dr. Georg WILKE in Leipzig, dessen prächtiges Buch über „Die südwesteuropäische Megalithkultur" (Mannusbibliothek Nr. 7) jetzt von allen Seiten wohlverdientes, reiches Lob erntet und der soeben den II. Teil dieses Werkes im Manuskript für die Mannusbibliothek eingereicht hat, ist vor kurzem zum Generalarzt befördert worden. Wir wünschen von Herzen Glück!

Unser Vorstandsmitglied Dr. Hans HAHNE, Privatdozent für vorgeschichtliche Archäologie an der Kgl. Technischen Hochschule in Hannover, der seit 1907 als Direktorialassistent des Hannoverschen Provinzialmuseums dessen vorgeschichtliche Abteilung leitet, ist für den 1. August d. J. zum Direktor des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen zu Halle a. S. ernannt worden. Er wird dem Rufe Folge leisten. Das sächsische Provinzialmuseum zu Halle wird von Prof. Wilhelm KREIS in Düsseldorf unter Zugrundelegung von Dr. HAHNEs fachmännischen Plänen zurzeit neu erbaut und wird dann eines der wenigen Museen sein, deren äussere Ausgestaltung den Anforderungen des Inhalts völlig Rechnung trägt. Zudem ist es nach dem durch Umbau erweiterten R.-G.-Zentral-Museum in Mainz der erste moderne Museumsneubau für Vorgeschichte, deren Pflege es allein gewidmet sein wird.

Nachtrag zum Vortrage von C. KOEHL (oben S. 49 ff.).

Bezüglich der Grossgartacher Wohngruben dürfte die Mitteilung interessieren, dass jetzt von Dr. BREMER in Giessen in dem benachbarten Eberstadt ein Grossgartacher Wohnplatz entdeckt wurde, dessen Gruben gerade wie die der Wormser Gegend ganz unregelmässige Formen besitzen. Ebenso ist das völlige Fehlen senkrechter Wände, der Mangel jeder geraden Linie im Grundriss, sowie die regellose Anlage der Abfall- und Vorratsgruben um die Hütte herum bemerkenswert. Auch in dem völligen Fehlen einer Mischung verschiedener bandkeramischer Stilarten, wie das ja schon für die Friedberger Gegend von HELMKE nachgewiesen worden ist, sind die Gruben mit denen der Wormser Gegend durchaus übereinstimmend.

Digitized by Google

Eine besonders notwendige Expedition deutscher Forscher

wird angeregt durch den Dresdener Mediziner Dr. Artur LUERSSEN in Nr. 6 der neuen „Halbmonatschrift für das Deutschtum unserer Zeit Der Vortrapp". Und zwar soll diese Expedition gehen nach — Deutschland zur Erforschung der Natur der deutschen Bevölkerung, über die so wenig zu wissen wir uns zu schämen bisher noch nicht einmal begonnen haben. Es gilt festzustellen, was von den alten Stämmen vom Beginn unserer Zeitrechnung her und noch früher in der jetzigen Bevölkerung eigentlich noch steckt, was sich an ihnen verändert hat und was hinzugekommen ist durch Mischung mit fremden Völkern und durch Beeinflussung von fremden Kulturen. Die Verschiedenheiten der deutschen Stämme kommen auch heute noch mehr zum Ausdruck, als man gemeiniglich glaubt, nicht nur in der politischen Uneinigkeit, sondern auch in allen gesundheitlichen, wirtschaftlichen, sozialen Verhältnissen, wie die Statistik lehrt. Ehe wir aber keine Klarheit über Körper und Geist der Bevölkerung haben, können wir die Befunde der Statistik weder richtig beurteilen, noch verwerten. Uns fehlen dadurch die Zielpunkte und Handhaben zur Besserung der Verhältnisse. Ist es da nicht eine zwingende Notwendigkeit für ein Volk, über seine eigenen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bedürfnisse im klaren zu sein? Fordert nicht auch die Selbsterhaltungspflicht von Volk und Staat, zu prüfen, z. B. welche Bevölkerungsteile auswandern und was man dafür von fremden Völkern erhält?

Diese Expedition müsste freilich eine sehr grosse und teure werden: ein ganzer Stab von Forschern müsste Jahrzehnte lang daran arbeiten: Anthropologen, Volkskundige, Statistiker, Volkswirtschafter, Kultur- und Kunstgeschichtskundige, Genealogen u. s. w. Das erste wäre, eine nach grossem Plane einzurichtende Untersuchung der noch bestehenden deutschen Volksstämme, als Grundlage für zahllose folgende Forschungen. Wären das nicht Aufgaben eines besonderen Reichsinstituts, eines Instituts für Erforschung des Deutschen Volkes, die doch viel wichtiger ist, als alle Forschungen am Südpol und in der Südsee? [und im Orient!] Wo sind nun die Mäcene, die Behörden, die Institute, die sich entschliessen zu einer Expedition deutscher Forscher nach Deutschland?

Auf diese Frage von Dr. LUERSSEN, die ja schon Jahrzehnte lang gleichsam in der Luft hängt, ist leider nur zu antworten: bei der unabänderlichen, im schlechten Sinne weltbürgerlich eingestellten Denkweise unserer höchsten Staatsbehörden und Wissenschaftsinstitute, die hier in Frage kommen, ist an Unterstützung oder gar eigene Inangriffnahme so naheliegender Aufgaben, wie sie LUERSSEN bespricht, in absehbarer Zeit nicht zu denken.

Denn Deutschland ist nun einmal von der Vorsehung dazu bestimmt worden, alles und jedes in der jetzigen Welt und in der Vergangenheit zu erforschen, nur nicht die eigene Heimat und das eigene Volk. Sonst könnte man ja möglicherweise den „Chauvinismus", der bekanntlich in Deutschland seine eigentliche Heimat hat — wie schon der Name besagt —, zu einer unbezwingbaren Macht gross ziehen! Und das wäre doch eine grosse Unbequemlichkeit! **G. K.**

Digitized by Google

Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. II.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 18 Abbildungen.

Als ich Ende 1911 die „Erwiderung" von A. SCHLIZ, die ich bei der Einsendung nur ganz leicht überflogen hatte, zum Abdruck brachte (Mannus III, 313), hatte ich zuerst gar nicht die Absicht, nochmals auf die Frage der Herkunft der ostdeutschen Buckelurnen einzugehen. Bei der letzten Korrektur sah ich jedoch, dass SCHLIZ nunmehr alle möglichen Vor- und Nebenfragen mit jener Hauptfrage verquickt hatte, und da ich über dieses Fragenbündel ganz neue Ansichten mir längst gebildet habe, so gab ich im letzten Augenblick auf einigen Seiten einen knappen Niederschlag dieser neuen Beleuchtung („Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas": Mannus III, 316 ff.). Es war mir also nicht im geringsten um ein Wortgefecht zu tun, sondern um sachliche Mitteilungen.

Dem hat nun SCHLIZ ein besonders gedrucktes „Nachwort" rasch folgen lassen und an jedermann verschickt, ausser — an mich! Warum das? Ich hätte sein Nachwort bereitwilligst in dieses Heft des Mannus aufgenommen. Ich könnte es nun mit Nichtachtung übersehen, wenn ich wollte. Verdient hat es SCHLIZ eigentlich; denn er zeigt in diesem Nachtrag eine so geringe Schärfe in der Erfassung des Falles und in der Berücksichtigung meiner Nachweise, dass ich nunmehr ganz ausser Stande bin, nochmals über alle Einzelheiten mit ihm mich zu unterhalten. Liegt in diesem Falle bei ihm nicht Unschärfe im Denken vor, so bliebe nur noch die Annahme übrig, es sei ihm nur um Worte, um einen Scheinkampf zu tun: nur mit Rücksicht auf den mit der Menge der einzelnen Tatsachen naturgemäss nicht voll vertrauten Leserkreis, vor dem er nicht als der Geschlagene erscheinen möchte. Mit solchen persönlichen Zwecken aber mich aufzuhalten, liegt nicht in meiner Absicht. Dazu ist mir meine Zeit zu kostbar und auch — der Raum des Mannus.

Ich werde also in der Hauptsache nur noch einige sachliche Ergänzungen zu meinem ersten Aufsatz über die „ältere Bronzezeit in Mitteleuropa" hier bieten.

Ich bleibe dabei, dass von den Aunetitzern in Böhmen ein Teil nach Süddeutschland, an die Donau, wie in die Oberpfalz, abgewandert ist und dort den Grundstock der Kelten gebildet hat, die gleichzeitig

Digitized by Google

von hier aus anhaltend nach dem nördlich des Po belegenen Oberitalien weiter wandern und ihre Kultur dorthin mitnehmen.

Ein anderer Teil der Aunetitzer zieht sich allmählich (bis ans Ende der Periode II hin) aus Mähren und Niederösterreich immer weiter nach Ungarn hinein, das in Periode I a noch so gut wie ganz leer erscheint. Unbevölkert bleibt hierbei nur Siebenbürgen und zwar während der ganzen Perioden I und II der Bronzezeit, seitdem die südindogermanische Bevölkerung des Donaugebietes teils nach dem Kaukasus und Asien (bemalte Keramik), teils nach den Balkanländern und weiter südwärts und südostwärts abgewandert war: letzteres die Thraker im weitesten Sinne.

Das gesamte auch in Periode II gleichartige Kulturgebiet in den Ländern des ehemaligen Aunetitzer Stils: Böhmen, Mähren, Niederösterreich, und dazu Ungarn, Kroatien und Bosnien, wird jetzt von dem grossen Stamme der Illyrier eingenommen. Diese Illyrier dringen nun sofort auch von Osten her in Oberitalien ein, also gleichzeitig mit oder wenigstens sehr bald nach dem Einfall der Urkelten von der Schweiz und Tirol her in das westlichere Oberitalien: beide Stämme ringen dort miteinander; wenigstens vermischen sich ihre nunmehr auseinandergegangenen Kulturen sowohl in den oberitalischen Pfahlbauten nördlich, wie in den Terremaren südlich des Po. Die Nord-Illyrier werden, offenkundig — wie mir jetzt feststeht — angeregt durch die vorangegangene Erfindung der germanischen Bronzezeitfibel, in Oberitalien die Erfinder der sog. „italischen" Fibel, wie die Südillyrier im Balkangebiet und in den süditalischen Japygenkolonien später die eigentlichen Träger der sog. griechischen Doppelspiralscheibenfibeln wurden.

Dass in der Terremare von Servirola eine italische Urfibel gefunden wurde nebst einer germanischen Fibel nicht der allerältesten Form (Periode II b), sondern bereits mit Spiralscheibchen an den Bügelenden und flachem Nadelkopf (II c), kann neben anderem als sicherer Beweis dafür gelten, dass die germanische Fibel keine Nachahmung der italischen ist [1]). Wenn wir dann aber auf dem Wege vom germanischen Gebiet durch Illyriergebiet nach der Adria noch einige Fibeln derselben kritischen Frühzeit antreffen, ebenso einige andere germanische Bronzen derselben Zeit, was später kaum wieder der Fall ist — wenn wir weiter keinen italischen Stücken der Art, vor allem keinen Fibeln auf dem umgekehrten Wege begegnen, so stutzen wir zunächst und bald sind wir überzeugt, dass die Ansicht von dem italischen Ursprung der germanischen Fibel erst richtig wird, wenn wir sie gerade umkehren. Die Illyrier, die das Schmieden des Drahtes dem Guss vorzogen, haben eben aus ihrer Technik heraus die in der Hauptsache durch Guss hergestellte germanische Fibel geändert, vereinfacht und verbessert.

Aus dem nordillyrischen Gebiete in Ostdeutschland kenne ich einige frühe germanische Fibeln, von denen ich eine von der niederlausitz-schlesischen Grenze aus der Periode II c Schluss im Bilde wiedergebe (Abb. 1). Das Bruchstück einer noch etwas älteren germanischen Fibel,

[1]) Vgl. meine Schrift: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Würzburg 1912. (Mannusbibliothek 9) S. 50, Abb. 102 und 96.

Digitized by Google

aus Periode II b Schluss ist von UNDSET im Museum zu Trient entdeckt worden (Abb. 2). Wenn er behauptet, sie habe nordische Patina, so kann ich mir dabei nichts Stichhaltiges vorstellen; es gibt eine Patina des Wassers, des Moores, der Erde usw., aber von einer „nordischen"

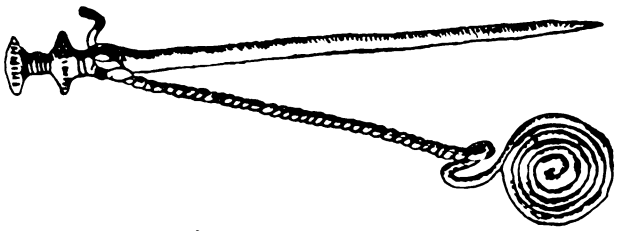


Abb. 1. ¹/₄. Wellersdorf, Kr. Sorau, Niederlausitz (nach Jentsch).

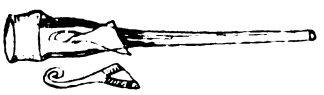


Abb. 2. ¹/₂. Fibelnadelrest und Bügelrest. Südtirol (nach Undset).

Patina habe ich keinen rechten Begriff. Diesen Ausdruck hat UNDSET nur erfunden, um seine völlig unmögliche Ansicht zu stützen, dass dies winzige, zerbrochene Bronzestückchen, das nur für die wenigen Kenner dieser Dinge in Europa überhaupt Bedeutung hat, „durch Zufall oder Sammlerhand" (!) aus dem Norden bis nach Südtirol verschleppt worden sei. Solche Märchen braucht man nicht lange erst durchzudenken, um sie als das zu erkennen, was sie sind. Nein, das Stück ist nach meiner Überzeugung sicher in Südtirol gefunden worden. Es hat noch keine Spiralscheibchen am Bügel, wohl aber soll der Nadelkopf, wenigstens nach UNDSET, schon eine flache Unterseite aufweisen. Wir sehen also, wie um die Wende von Periode II b und II c die germanischen Fibelvorbilder zu den Illyriern kommen, um dort am Ende der Periode II c die Entstehung der italischen Urfibel zu veranlassen, deren häufigstes Auftreten erst in die Periode III a fällt.

Denselben Weg gehen genau um dieselbe Zeit die germanischen Griffzungenschwerter der Periode II b und II c. Solche Stücke, aus II b, echt germanisch, finden wir in Schlesien, in Österreich, in Südungarn und Bosnien, aber noch nicht in Italien. In Ungarn entsteht in Periode II c bereits in Nachbildung der nordischen Stücke ein einheimischer Typus der Griffzungenschwerter, in Italien erst in Periode III. Endlich gehören noch genau derselben Periode II c mehrere nordische Gegenstände an, die zu Rom teils im Museo nazionale, teils in Privatbesitz ohne nähere Fundangaben liegen oder lagen, aber, wie mir scheint, zu einem und demselben Funde gehören: eine prächtige Gürtelscheibe nebst zwei kleineren Buckeln [1]). Es ist doch wirklich auffallend, dass alle diese illyrischen und italischen Bronzen nordischer Abstammung der Periode II b—c angehören.

Wie weit die Illyrier damals schon südlich von Bosnien in die westliche Türkei eingedrungen waren, lässt sich aus Mangel an Forschungen in dortiger Gegend nicht feststellen. Sie werden wohl bis an die damalige Nordgrenze der Griechen gereicht haben, die ihrerseits sich über eine thrakische Vorbevölkerung gelagert hatten.

Allen diesen Illyriern, und namentlich auch denen in Südböhmen, natürlich auch in den Hügelgräbern von Kbely, auf die sich SCHLIZ

[1]) UNDSET: Zs. f. Ethnol. 1886, Taf. I.

Digitized by Google

in seinem Nachtrag unbegreiflicherweise von neuem beruft! — ist bereits in der Periode II c und von da an fortlebend eine besondere Krugform eigen (Abb. 3), der in Südwestdeutschland, also vor allem in Württemberg, Baden, Elsass, aber auch schon in Oberbayern, eine ganz andere gegenüber

Abb. 3. 1/4. Netowitz, Böhmen: aus Skelettgrab in Hügel (nach Pič).

Abb. 4; etwa 1/4. Rauhe Alb, Württemberg. (Alt. u. h. V. V, 40.)

steht (Abb. 4). Diese tritt gleichfalls erst in Periode II c auf, kann also, vom Typologischen ganz abgesehen, schon rein zeitlich betrachtet nicht der Vorläufer jener illyrischen Krugform sein. Von alledem habe ich schon im ersten Aufsatz deutlich genug gesprochen, aber SCHLIZ tut so, als ob er das überhören dürfte: jedenfalls kein Zeichen ernster Gründlichkeit. Ich hoffe, nachdem ich dies noch einmal so stark hervorgehoben habe, dass SCHLIZ nun endlich dieser Tatsache Rechnung tragen wird, statt dass er, wie im Nachtrag wieder, auf den gar nichts besagenden einzigen, den südwestdeutschen etwas ähnlichen Krug von Soroksár, Kom. Pest, beständig zurückkommt und auf dies eine Stück seinen ganzen Einfall von der südwestdeutschen Herkunft der — ostdeutschen (er sagt lausitzischen) Keramik und Bevölkerung baut. Schon die eine Überlegung, die ich ihm an die Hand gab, dass auch in Ostdeutschland die illyrische Form und nur diese bereits in der Periode II c einsetzt, jenes Urnengräberfeld von Soroksár aber erst in die Periode III fällt, sollte ihn, wie ich hoffte, von seinem Gedanken abbringen. Leider sieht er aber noch immer nicht den inneren Widerspruch in seiner Schlussfolgerung — oder will ihn nicht sehen.

Um auch das noch einmal klar auszusprechen, damit SCHLIZ es nicht überhört: Böhmen gehört in der Periode II durchaus nicht zum südwestdeutschen, sondern zum österreichischen Hügelgräbergebiet, also nicht zum keltischen, sondern zum illyrischen Bereiche. Weit eher könnte man die Oberpfalz noch zum östlichen Gebiete hinzurechnen und vom übrigen Südwestdeutschland trennen: denn auch dort erscheint der illyrische Krug und die Bronzen gehen mit den böhmischen Hand in Hand, weit weniger mit den württembergischen und oberbayerischen.

Der illyrische Krug setzt sich nun auch in der ostdeutschen Kultur, vor allem als vollentwickelter Buckelkrug, überall ausnahmslos fort und niemals erscheint die südwestdeutsche Form, so wenig auf dem gesamten

Digitized by Google

illyrischen Gebiete der keltische Kerbschnitt als Ziermuster auf Tongefässen je auftritt. Dieser keltische Kerbschnitt (vgl. Abb. 4) wandert bekanntlich durch Periode III und IV hindurch und gelangt dabei bis an die keltische Nordgrenze, nämlich Südholland (Nordbrabant) und das westfälische Lippegebiet, wo diese Keramik in Haltern von der germanischen Kultur der nordischen Bronzezeitperiode V unmittelbar verdrängt und abgelöst wird, was in den Museen von Dortmund und Haltern klar erkennbar ist.

Was für Vorgänger und was für Südnachbarn sollen die Germanen hier im südwestlichen Westfalen zu Beginn der frühesten Eisenzeit anderes gehabt haben, als eben die Kelten? Und der kulturelle Zusammenhang dieser niederrheinisch-westfälischen Kelten mit der südwestdeutschen Kultur der Bronzezeitperioden III und II dürfte doch einleuchtend sein, wenn natürlich auch kleinere landschaftliche Abweichungen vorkommen müssen, wie das auf dem germanischen und dem illyrischen Gesamtgebiete nicht anders ist.

Haben aber nach SCHLIZ die Illyrier südindogermanischen Schädelbau, so würde sich daraus ergeben, dass die von ihnen überlagerte alte südindogermanische Donaubevölkerung rassenmässig wieder emporgekommen ist, jedoch nicht kulturell, also nicht volklich und nicht sprachlich. Es wäre das ein Vorgang, wie er doch für den Rassenhistoriker überall und zu allen Zeiten zu beobachten ist und also auch hier wirklich nichts Wunderbares an sich hätte. Rassen sind doch — muss ich das hier dem Anthropologen SCHLIZ noch vorhalten? — nicht Völker! Die Archäologie zeigt mit ihren Kulturen die Herrenvölker und ihre Sprachen an; sie lässt aber die unterjochte Bevölkerung mit ihrer oft abweichenden Rassenbeschaffenheit nicht erkennen, weil diese eben keine eigene Kultur besitzt. Das ist ja die grosse Seite der anthropologischen Forschung, dass sie das ohne Einwanderung vollzogene Aufkommen einer neuen Rasse, die vielleicht die ursprünglichere war, feststellen und dadurch das archäologisch nicht fassbare jahrhundertelange Vegetieren einer zahlenmässig vielleicht recht starken unterdrückten älteren Bevölkerung erschliessen kann. Trotzdem kann diese südindogermanische Rasse im Illyriergebiet nunmehr nur noch das aufgedrungene Illyrisch gesprochen haben. Und wenn diese uralte südindogermanische Rasse des Donaugebietes im südwestdeutschen Keltengebiet ebenfalls wieder emporkommt, kann sie auch dort die von dem Herrenvolke, den Kelten, übernommene Landessprache nicht abschütteln. Wenn mir also SCHLIZ die Autorität von Rud. MUCH entgegenhält, der gemeint haben soll, diese oder jene Rasse habe diese oder jene Sprache nicht gesprochen, „könne sie nicht gesprochen haben", so macht das auf mich wenig Eindruck.

Ich habe in meinem ersten Aufsatz, dessen Länge SCHLIZ schon auf die Nerven gefallen ist, auf die Entstehung der Buckelverzierung der Tongefässe nicht näher eingehen können, sondern mich auf die Zurückweisung der Meinung von SCHLIZ beschränkt, sie sei aus der Nachahmung getriebener Metallgefässe, also italischer, entstanden. Die Trugspiegelung italischer Kulturbeeinflussung übt, wie ich sehe, auf SCHLIZ ihren vollen Zauber aus. Ich spare mir jetzt also die Mühe aussichtsloser Bekehrungsversuche und warte das Erscheinen seiner an-

Digitized by Google

gekündigten Studie über Remedello—Straubing—Adlersberg ab, ein Titel, bei dem der Einschub des mittleren Wortes Straubing mir allerdings

Abb. 5; etwa 1/4. **Tisza-Sas**, Kom. Heves, Ungarn (Mannusbibliothek I, 15; IX, 19).

einiges Gruseln bereitet. Aber ich nehme die Gelegenheit wahr, meine bei einem Vortrage in der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte gegebenen Ausführungen über Buckelverzierung hier ganz kurz mitzuteilen.

Wir haben hier drei Arten zu unterscheiden:

1. Die thrakische Buckelverzierung, bei der die Gefässbuckel selbst von Spirallinien oder Spiralfurchen bedeckt und umrankt werden. Sie kommt im östlichen Donaugebiete bereits steinzeitlich vor, sowohl in der reinen Spiral-Mäanderkeramik (Abb. 5), als im Jordansmühler Stil (Abb. 6). Ihr neues Auftreten in Siebenbürgen und im angrenzenden nordöstlichen Ungarn (Abb. 7) zeigt, dass die Thraker, die in Periode I und II der Bronzezeit in Ungarn und Siebenbürgen fehlten, bereits mit Periode III schüchtern in Siebenbürgen wieder

Abb. 6. 3/10. **Krenowitz bei Austerlitz, Mähren** (nach A. Prochazka).

Digitized by Google

auftreten, mit Periode IV in kraftvoller Weise ihre Rückkehr aus südlicheren Gebieten nach Siebenbürgen und die Zurückdrängung der illyrischen Eindringlinge nach Nordwesten bis über das rechte Theissufer

Abb. 7. Gernyeszeg, Kom. Maros-Torda, Siebenbürgen (Arch. Ert. XX, 203).

vollzogen haben. Im Banat bleiben jedoch die Illyrier nach wie vor die Herren des Landes. — Übrigens zeigt auch die späte troische Buckelkeramik spiralverzierte und gefurchte Buckel, ist daher sicher einer thrakischen Bevölkerung zuzuschreiben. Aber die Gleichsetzung dieser

Abb. 8; kaum 1/2. Millowitz bei Saitz, Mähren (nach A. Rzehak).

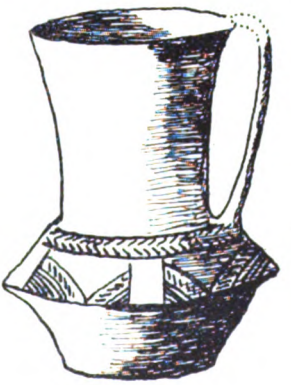


Abb. 9. 1/4. Milawetsch, Südwestböhmen (nach Pič).

Abb. 10. 1/4. Netowitz, Böhmen (nach Pič).

Keramik mit der ostdeutschen Buckelkeramik einerseits und die volkliche Bestimmung der Ostdeutschen hiernach als Thraker anderseits, wie sie GÖTZE ausgesprochen und Hubert SCHMIDT gebilligt hat, erweisen sich somit als gleich fehlerhaft.

Digitized by Google

2. Eine zweite Buckelverzierung, zuerst rein plastisch ohne Begleitung von Linien oder Furchen, ist nordindogermanisch: sie erscheint in der Aunetitzer Keramik Böhmens seltener, häufig dagegen in Mähren (Abb. 8) und Niederösterreich. Sie besteht in einer Anzahl von meist drei kleinen Spitzbuckeln auf der glatten Bauchwand des Gefässes oder am Umbruch oder endlich dicht darunter. Diese Art Buckel erbte sich fort auf dem illyrischen Kruge der Periode II c (vgl. Abb. 3). Der mässig starke Spitzbuckel erscheint auch jetzt entweder auf glatter Bauchwand oder, und dies besonders gern, unmittelbar oberhalb des Bauchumbruches, in diesem Falle, oft von mehreren Linien in Spitzbogenart eingefasst, so bei Stücken aus Welka Dobra, Milawetsch (Abb. 9), Netowitz (Abb. 10) u. a. in Böhmen. Diese Umrahmung mit halbkreis- oder spitzbogenförmigen Linien auf dem Oberteile des Bauchumbruches ist die Vorstufe für die halbkreisförmige mehrfache Umfurchung der Buckel der vollausgebildeten Buckelkeramik in Periode III (Abb. 11) und hat, wie ich mich selbst verbessernd (Mannus III, S. 321) hinzufügen will, nichts zu tun mit der spiraligen Umrankung der thrakischen Buckel. Diese illyrische Buckelverzierung erscheint in demselben Gebiete, das ich vorher als illyrisch bezeichnete, ausserdem in ganz Ostdeutschland, niemals aber in Südwestdeutschland: ein neuer Beweis des Gegensatzes in der

Abb. 11. 1/4. Lhan, Böhmen; aus einem Urnengrab (nach Pič).

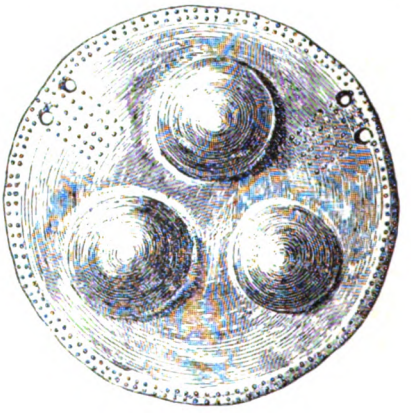


Abb. 12. 1/2. Stollhof bei Wiener Neustadt, Niederösterreich.

Keramik dieser beiden Gebiete, des illyrischen im östlichen und des keltischen im westlichen Donaugebiet innerhalb der Periode III der Bronzezeit.

Diesem keramischen Gegensatz steht natürlich ein Gegensatz der Bronzen zur Seite, auf die ich hier aber nicht eingehen kann.

3. Eine dritte Art der Buckelverzierung ist mehr international, da sie in der Tat auf Metallvorbilder zurückgeht, aber nicht auf die nicht vorhandenen getriebenen italischen Metallgefässe [1]), wie SCHLIZ

[1]) Übrigens hat S. MÜLLER neuerdings ein dänisches getriebenes Bronzetässchen nachgewiesen, das in meine Periode II c fallen würde, das einzige Gefäss der Art aus so früher Zeit, dessen kleine Punkteinschläge auf dem Bandhenkel aber natürlich nichts mit den grossen Buckeln unserer Tongefässe zu tun haben.

Digitized by Google

meint, sondern auf den in Mittel- (und West-)Europa einheimischen Goldschmuck. Halbkugelige grosse Buckel neben Reihen ganz kleiner Buckel erscheinen in Goldblech getrieben schon auf den bekannten grossen ungarischen Goldscheiben der frühesten Bronzezeit (Abb. 12); sie sind aber, abgesehen von dem Mangel an zeitlicher Übereinstimmung, keine genauen Entsprechung der Buckel der Tongefässe. Ein richtiges Vorbild dieser ist dagegen der durch die Beigabe von Absatzbeilen in die Periode II b—c verwiesene „goldene Hut" von Schifferstadt in der Rheinpfalz (Abb. 13), dessen grosse Buckel bei den Tongefässen genau

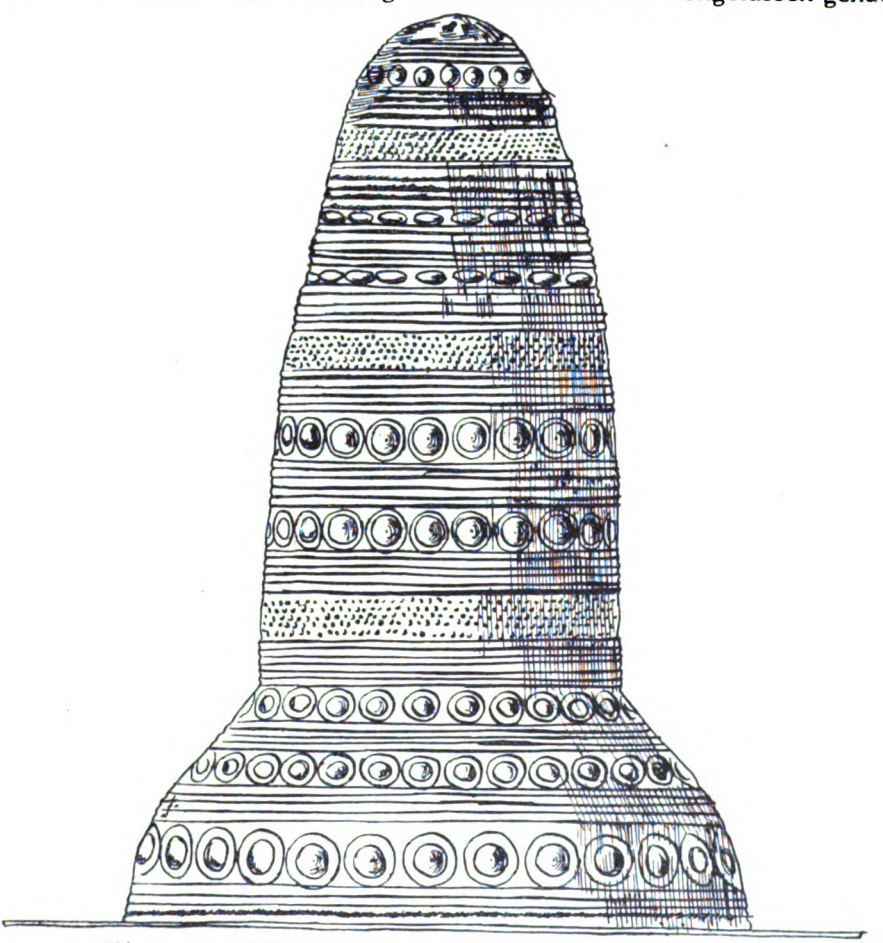


Abb. 13. 1/3. Schifferstadt bei Speier, Rheinpfalz (nach Alt. u. h. Vorz. I).

nachgeahmt wurden: zuerst nur als runde, dann auch als ovale Erhebung in Form eines überall gleichmässig schwachgewölbten Kugelabschnittes mit vertiefter dellenartiger Umrandung [1]). Bald jedoch spitzt

[1]) Ich mache bei der Gelegenheit auf den letzthin von SEGER mehrfach behandelten Goldschmuck aufmerksam, ein Diadem von vielleicht jüngerer Form, aus dem Mönchswalde, Kr. Jauer in Schlesien, dessen grosse Buckel nicht kugelig sind,

Digitized by Google

sich der Kugelabschnitt des Buckels zum Kegel zu (Abb. 14). Aber erst in Periode III entwickelt sich aus dem Kugelabschnitt des Buckels eine kleine Mittelspitze, die schnell stark anwächst und den Buckel immer mehr der Gestalt einer naturalistisch dargestellten weiblichen Brust nähert. Die Anfangsstadien dieser Entwickelung der Brustwarze sind auch in Süddeutschland z. B. in Baden und im Elsass vertreten, die naturalistischen Darstellungen aber fast nur in Ostdeutschland, wo diese dritte Buckelverzierung ausserordentlich verbreitet ist, weit häufiger erscheint als in den beiden Donaugebieten, und den Sieg davonträgt über den altheimischen illyrischen Buckel, der indes auch noch fortlebt (Abb. 15). Man muss sich hüten, diese umrandeten illyrischen Halbbuckel

Abb. 14. 1/17. Grossengstingen O.-A. Reutlingen, Württemberg (nach Führer durch die Staatss. vat. Alt.: Stuttgart Taf. V).

Abb. 15. 1/6. Schenkendorf, Kr. Guben, Niederlausitz (nach Begemann).

Abb. 16; etwa 1/10. Lübben, Niederlausitz (nach Niederl. Mitt. II, Taf. III, 9).

der Periode III als entartete, also für jünger zu haltende Vollbuckel anzusehen, wie man bisher stets geglaubt hat. Beide Formen leben gleichzeitig nebeneinander fort und beeinflussen sich gegenseitig. Der Vollbuckel übernimmt vom illyrischen Spitzbuckel in der Periode III ganz frühzeitig schon die mehrfache, meist dreifache Umfurchung des Buckelkreises und Buckelrandes. Es gibt hier Gefässe, die auf dem Oberbauche den vollen Kreis- oder Ovalbuckel der dritten, internationalen Art zeigen und auf dem Umbruch des Bauches zugleich den alten illyrischen Halbbuckel (s. Abb. 16). Der internationale Charakter der Vollbuckel macht ihn weniger geeignet, als Kennzeichen eines bestimmten Volkes zu dienen. Ich habe, da ich ihre Verbreitung von Ungarn bis weit nach Frankreich her stets gekannt habe, in ihnen auch nie das Charakteristikum der „Karpodaken" gesehen, sondern nur die Nordgrenze der Hauptverbreitung der Buckel in Ostdeutschland mit Fug und Recht benutzt, um die ostdeutsche Bevölkerung von der germanischen abzutrennen, die bei ihrer in der älteren Bronzezeit merkwürdig unentwickelten Keramik die Buckelverzierung, und zwar nur die internationale, äusserst selten anwendet. Durch die Masse der für beide Teile charakteristischen Bronzen scheiden sich beide Völker, Germanen und Ostdeutsche, weit

---

sondern aus wulstigen konzentrischen Kreisen bestehen (Schles. Vorz. N. F. VI, 41 Abb. 2). SEGER hat es versäumt, bei dieser Gelegenheit auf ein nahestehendes Parallelstück hinzuweisen, das Golddiadem aus dem Skiroteich bei Herlitz nahe Senftenberg, Kr. Kalau, Niederlausitz, das 20 Zoll lang, 1 1/2 Zoll breit, seiner Zeit einen Geldwert von 29 Talern darstellte und in dem Werke WAGNER, Ägypten in Deutschland S. 80 und Taf. VI, 1 besprochen und abgebildet worden ist.

Digitized by Google

schärfer und genauer: indes hätte eine Darstellung dieser Unterschiede weit umständlichere Ausführungen und dazu eine reiche Beigabe von Abbildungen verlangt, wie sie mir früher nicht zu Gebote standen, nun aber in Bälde einmal gebracht werden sollen.

Vereinzelt erscheinen alte Buckelurnen mit internationalen Vollbuckeln auch auf germanischem Gebiete und nicht nur in Ostdeutschland wie in Mecklenburg, Provinz Sachsen (Halberstadt, Neuhaldensleben: Abb. 17) sondern auch im Westen, wie im Wesergebiete Hannovers und Westfalens, wo derartige Gefässe in den Kreisen Nienburg a. W.

Abb. 17. Neuhaldensleben, Trendelberg, Altmark. Gymn. Neuhaldensleben (Photogr. von Herrn Bodenstab).

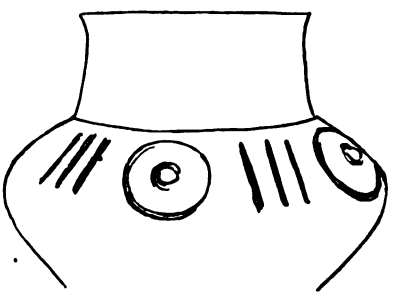


Abb. 18. Steimbke, Kr. Nienburg a. W., Prov. Hannover. Mus. zu Nienburg.

(Steimbke: Abb. 18) und Herford (Südlengern bei Bünde) zum Vorschein gekommen sind: hier offenbar unter dem Einfluss der westdeutsch-keltischen Kultur.

Die ostdeutsche Bevölkerung ist, wie jeder aufmerksame Leser längst schon gemerkt haben wird, also nicht von einem Stamme der Thraker aus Ostungarn (den es dort in Periode II ja gar nicht gegeben hat, wie wir sahen), sondern von den Illyriern in West- und Nordungarn, Niederösterreich und Mähren abzuleiten; sie ist also eine nord- und keine südindogermanische Bevölkerung. Und damit sinken alle Hoffnungen derjenigen, die in der ungermanischen ostdeutschen Bevölkerung der Bronzezeit die Ahnen der südindogermanischen Slawen erkennen wollen, ein für allemal ins Bodenlose zurück.

Bei jenem oben (S. 178) erwähnten grossen Vortrage, den ich in der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte hielt, schilderte ich so, dass es für jeden Laien zu greifen war, den Unterschied der germanischen Kultur in Skandinavien, Schleswig-Holstein, Mecklenburg gegen die um die Odermündungen herum beginnende und von hier südostwärts sich erstreckende ostdeutsche Kultur. Es geschah dies mit vollem Erfolge durch einen Vergleich der germanischen Bronzen mit den Bronzen, die

Digitized by Google

für die seit der Periode II b in Ostdeutschland neu einziehende Bevölkerung charakteristisch sind[1]). Es wurde dann weiter die kulturelle Übereinstimmung des ostdeutschen Gebietes mit dem grossen österreichisch-ungarischen Gebiete dargetan, das ich oben als das der illyrischen Bevölkerung bezeichnet habe. Die ausführlichen Beweise für alle diese neuen Ansichten kann ich hier auch nicht einmal andeuten. Dafür ist eine Sonderschrift nötig.

Die Zivilisationsunterschiede muss eben jeder Laie sofort erkennen, sobald sie ihm nur in der richtigen Weise von einem Sachkenner aufgedeckt werden. Um so erstaunlicher ist es, dass es heute sogenannte Fachleute, neugebackene Anfänger in der Vorgeschichte, gibt, die nur um etwas sagen zu können, was wie etwas Neues und wie ein eigener Gedankenkreis aussieht, sich blind stellen gegen die bereits vor Jahrzehnten von mir nachgewiesenen Tatsachen.

Wenn nun die ostdeutsche Bevölkerung derselben Kultur und also derselben grösseren Stammesfamilie ist wie die österreichische und westungarische Bevölkerung, so muss der von mir vor etwa vierzehn Jahren in die deutsche Vorgeschichte eingeführte Name der Karpodaken, der mittlerweile in unseren Kreisen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, aus der deutschen Vorgeschichte wieder beseitigt werden. Wir haben es hier mit den nordindogermanischen Illyriern, nicht mit jenem Teile der Daken zu tun, der Karpodaken genannt wurde und der wie die Daken zu den Südindogermanen gehörte. Dieser frühere Irrtum von mir ist dadurch entstanden, dass das volle Material der ungarisch-siebenbürgischen und galizisch-rumänischen Museen damals von mir noch nicht an der Quelle studiert und der Niederschlag der daraus gezogenen Kenntnisse noch nicht in der Art meiner siedlungsarchäologischen Forschung festgelegt werden konnte. Seitdem ich das neuerdings habe tun können, hat sich eben gezeigt, dass in der Zeit, da von Süden her die neue Bevölkerung über Ostdeutschland sich ergiesst, in der Periode II b—c und III a, Südostungarn von Einwohnern ganz entblösst ist, die Thraker abgewandert waren und in ganz Nordungarn, auch im Nordosten Illyrier sassen, die von Westen her dort eingedrungen waren.

Nichts zeigt wohl besser die hohe Bedeutung meiner Methode der Siedlungsarchäologie als diese hier notwendig gewordene Selbstverbesserung meiner Ansichten.

Selbstverständlich wird es nun an wohlwollenden Stimmen nicht fehlen, die ein höhnendes Lachen werden ertönen lassen. Andere Stimmen werden wieder davon reden, dass ich meine Meinung „fortwährend" ändere, wie sie in entstellender Übertreibung sich ausdrücken. Nun, ich weiss nichts, was mich kühler lassen könnte, als derartige unwissenschaftliche Anfeindungen. Ich habe bisher noch fast niemals das Glück gehabt, dass die Ergebnisse meiner siedlungsarchäologischen Erforschung der europäischen Völkergeschichte von anderer Seite verbessert oder gefördert worden sind. Diese Aufgabe der Vertiefung und steten Verbesserung meiner Ergebnisse habe ich bisher fast ausschliesslich allein erfüllen müssen. Dabei war es mein einziges Streben, meine

[1]) Einiges hievon findet sich in meiner bereits genannten Schrift „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" S. 41 f.

Digitized by Google

Ansichten stets in möglichster Übereinstimmung zu halten mit der Sprache, die der ungeheure, täglich anwachsende Stoff der archäologischen Funde so deutlich zu mir redet.

Ich habe schon oft mich dahin geäussert, dass ich eine wissenschaftliche Meinung, mag sie bei mir noch so sehr zu tief eingewurzelter Überzeugung geworden sein, gern und ohne Schmerz fahren lasse, sobald ich sie als Vorurteil erkenne. Der Fortschritt der Wissenschaft erfordert ja andauernd das Opfer liebgewordener Irrtümer. Dagegen sich zu sträuben, selbst wenn die Aufopferung der eigenen Forschungsergebnisse notwendig wird, das ist nicht die Art eines wahrhaft deutschen Gelehrten, für den die Wissenschaft niemals persönlichen Zwecken zu dienen hat, sondern eine Sache ist, die rein um ihrer selbst willen betrieben wird. „Deutsch sein heisst" ja mit Richard Wagner „eine Sache um ihrer selbst willen treiben."

In der Wissenschaft ist es genau so, wie in jener Kunst, die Politik heisst. Alljährlich musste Bismarck die Berechtigung des Vorwurfes bestreiten, dass er „neuerdings" anders denke, als in früheren Jahren, indem er einfach erklärte, er besässe die Gabe, lernen zu können. Er wisse jetzt mehr als früher, seine Gegner aber seien immer noch erst so klug, wie er selbst vor zwanzig Jahren gewesen sei.

Das gilt auch für die Fortschritte der Wissenschaft.

Nach Abschluss des Mitgliederverzeichnisses (S. 1 ff.), d. h. in den Monaten März und April 1912, sind unserer Gesellschaft als Mitglieder beigetreten:

1. Bangert, Karl Ed., Architekt — Berlin, Pallasstr. 8.
2. Eildermann, Heinrich, Lehrer — Bremen, Kronenstr. 15.
3. Genzmer, Felix, Dr., Reg.-Assessor — Posen, Auguste-Viktoriastr. 22 a.
4. Macchioro, V., Dr., Museumsinspektor — Neapel, Museo Nazionale.
5. Müller v. Hausen, Ludwig — Charlottenburg 4, Kantstr. 125.
6. Preysing, Prof. Dr. — Köln a. Rh., Kaiser-Wilhelmring 16.
7. Reinecke, Adolf, Schriftsteller — Zehlendorf (Wa.), Landhaus Eichenhof.
8. Rolf, Karl, Schriftsteller — Berlin S. W. 11, Bernburger Str. 15.
9. Sieglerschmidt, Hermann, Prof. Dr. — Berlin-Gr. Lichterfelde W., Steinäckerstr. 26.
10. Strantz, Kurt v., Reg.-Rat — Berlin-Wilmersdorf, Holsteinsche Str. 34.
11. Verein, Historischer, von Oberbayern — München, Zweibrückenstrasse.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wupper-Mündung.

Von Rektor C. Rademacher, Köln.

Mit 14 Tafeln (XVIII—XXXI) sowie 4 Abbildungen und 1 Karte im Text.

Die Abbildungen des keramischen Materials nach Photographien der Originale im Prähistorischen Museum Cöln.

Die Abbildungen der Metallbeigaben nach Aquarellen von E. Rademacher.

Die Aquarelle sind Ergänzungen der betr. Funde; letztere sämtlich im Prähistorischen Museum Cöln.

Wiedergabe in etwa $^1/_6$ der natürl. Grösse.

Zur Geschichte der Erforschung der Grabhügel.

Schon seit hundert Jahren fast treten die Grabhügel des Niederrheines in der Literatur*) auf, teils in Zeitungsaufsätzen und Arbeiten in wissenschaftlichen Zeitschriften, teils als besondere Veröffentlichungen.

*) Theod. v. Haupt: Grabhügel im Düsseldorfischen. Köln. Zeitung, 1820.
Dr. Jansen: Gravheuveln der oude Germanen. Arnheim, 1833.
— Gedenkdecken der Germanen und Romeinen an dem linken Oover von den Niederryn; Utrecht, 1836.
Vincenz v. Zuccalmaglio: Kreis Mülheim, 1844.
Wilh. v. Waldbrühl: Grabhügel am Rhein, Gubitz Volkskalender, 1845.
Jos. Rademacher: Die Grabhügel auf der Wahner Heide. Köln. Zeitung, 1846.
Prof. Averdunk: Die untere Niersgegend und ihre Donken, 1867.
Prof. Schaaffhausen: Germanische Altertümer in den Rheinlanden. Bonner Jahrbücher, 1868.
— Ausgrabungen auf verschiedenen Begräbnisplätzen. B. J. a. a. O.
Dr. Schneider, Dr. Esseln, C. Könen u. andere: Begräbnisplätze bei Emmerich, Cleve, Rheindahlen u. andere. B. J. a. a. O.
Dr. Wilms: Begräbnisstätte bei Duisburg. Bonner Jahrbücher, 1872.

Digitized by Google

Aus der angeführten Literaturübersicht geht hervor, dass sich, von der ersten Publikation anfangend, wie ein roter Faden die Annahme des germanischen Ursprungs der Grabhügel durch alle Veröffentlichungen zieht.

Besonders durch SCHAAFHAUSENs Arbeiten über diesen Gegenstand war diese Ansicht tief eingewurzelt. Die eingehende Publikation von mir in den Bonner Jahrbüchern 1900 befasste sich hauptsächlich mit der Keramik, eine weitere Arbeit über die Metallbeigaben sollte folgen. Genauere chronologische Bestimmungen waren damals noch nicht möglich. Erst die neueren Untersuchungen bis 1907 ergaben zunächst mit Sicherheit, dass unter den Grabhügelfunden auch solche aus der ältesten Hallstattzeit vorkommen. In der Publikation 1907, Bericht über den Prähistoriker-Kongress zu Cöln, wurde ausgesprochen, dass das neuentdeckte Gräberfeld im Scheuerbusch bei Wahn bis in die erste Hallstattzeit reiche. KIEKEBUSCH behauptet in seiner Schrift „Der Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins", dass die niederrheinischen Grabhügel von der Hallstattzeit bis in die römische Kaiserzeit reichen.

Den Gang der Untersuchung führt K. folgendermassen: Nach einer allgemeinen Übersicht über die Verbreitung der Hügelgräber bestimmt er das Alter der frühesten auf den Beginn der Eisenzeit und das Ende auf das 2. Jahrhundert n. Chr. Daraus folgert er, dass die Errichter der Hügel Germanen gewesen wären — und zwar Istvaeonen — und baut nun darauf verschiedene Schlüsse auf.

Dagegen ist zu bemerken, dass die niederrheinischen Grabhügel mit dem 7. Jahrhundert nicht beginnen. Eine ganze Anzahl Hügel sind

---

Dr. Genthe: Duisburger Altertumsk. Ewich, Duisburg, 1881.

C. Rademacher: Germanische Begräbnisplätze am Niederrhein. Kölnische Zeitung, 1893.

— Fundbericht über Ausgrabungen am Niederrhein. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, Jahrgänge 1893, 94, 95, 96, 97, 98.

Bonnet: Ausgrabungen bei Duisburg, 1895; nicht gedruckt.

C. Rademacher: Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein; Bonner Jahrbücher, 1900.

— Prähistorische Begräbnisstätten am Niederrhein; Bericht über die Prähistoriker-Versammlung in Köln, 1907.

Dr. Kiekebusch: Der Einfluss der römischen Kultur auf die germanische, im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins; Berliner Dissertation, Stuttgart, 1908.

E. Rademacher: Chronologie der Hügel am Niederrhein. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1910.

C. Rademacher: Prähistorische Begräbnisstätten am Niederrhein; Führer durch das Prähistorische Museum zu Köln, 1910.

Digitized by Google

bis jetzt nachgewiesen, die in die Bronze- und Steinzeit gehören, Hügel mit Rössener und Schnurkeramik, solche mit Schnurzonenbechern, Hügel mit Bronzebeilen, Dolchen und Schwertern, die der 2. und 3. Bronzezeit zugeschrieben werden müssen. Solche Hügel befinden sich auf dem Vorgebirge, bei Altenrath, bei Opladen und bei Bruckhausen. Diese älteren Hügel liegen in unmittelbarer Nähe oder zwischen den Hallstatthügeln, im äusseren durch nichts von diesen unterschieden. Die weitaus grösste Mehrzahl der Hügel gehört der Hallstattperiode an und zwar von dem frühesten Abschnitte derselben bis zum Schlusse im 6. Jahrhundert vor Chr., wie das aus den späteren Darlegungen ersichtlich sein wird. Nur das Material der Hallstatthügel, und auch das nur zum Teil, war K. bekannt, und diese niederrheinische Hallstattkultur knüpft er an die jüngste nordische Bronzezeit an (S. 45). Wer aber die Hallstattfunde des Cölner Prähist. Museums und des Dortmunder Museums vergleicht, wird den Unterschied sofort erkennen. Im Dortmunder Museum haben wir die Funde, welche an die nordische Bronzezeit anknüpfen; unsere Hallstattgräberkultur fehlt durchaus. K. ist ferner der Ansicht, dass keine ältere Hallstattzeit in den Hügeln vorhanden sei (S. 45). Dabei waren die Vasenkopfnadeln und graphitbemalten Gefässe von REINECKE längst in diese Stufe gesetzt worden. Wendelringe gehören nach KIEKEBUSCH in den Beginn der Eisenzeit (S. 46); nun war aber bekannt, dass die letzte Hallstattzeit am Rhein und in Süddeutschland gerade diese Dinge führt (Museen in Cöln, Bonn, Mayen, Fürstentum Birkenfeld). Wohl gehören Wendelringe in die erste norddeutsche Eisenzeit, so dass wir hier ein gutes Beispiel haben, wie wenig norddeutsche Verhältnisse ohne weiteres auf süddeutsche zu übertragen sind; das Rheingebiet gehörte während der Hallstattzeit kulturell durchaus zu Süddeutschland. Richtig erkannt hat K. indes, dass die Grabhügel fast völlig unberührt von Latèneeinflüssen sind (S. 47). Noch viel bedenklicher als diese Altersbestimmung ist die, welche das Ende der Hügel auf die mittlere Kaiserzeit ansetzen will. Hier liegt der Hauptirrtum, der wohl hervorgerufen ist durch das sehr mangelhafte Material, das K. zu Gebote stand und durch die ebenso unklaren Literaturangaben mancher Ausgrabungen, z. B. derjenigen von Guntrum über die Düsseldorfer Funde. K. hat die Ausbeute aus den Hügeln des Niederrheins und die aus germanischen, hauptsächlich kaiserzeitlichen Flachgräbern und Brandgruben derselben Gegend zusammengeworfen und aus dieser als einheitlich angesehenen Mischung von Hallstattgefässen und kaiserzeitlichen Funden den obenerwähnten Schluss gezogen. Auffallend ist dabei, dass eine Reihe von sicheren, d. h. in der Literatur als solche angegebenen Flachgräberfeldern sich in der ersten Aufstellung der Hügelfelder finden (Eller, Kleineller,

Digitized by Google

die Düsseldorfer Funde). Von Kleineller und Eller berichtet K. die Brandgruben (S. 56) selbst. Dass derartiges Material nicht zu chronologischen Schlüssen für die Hügelgräber benutzt werden kann, ist natürlich klar, ebensowenig wie beim Pflügen im Sand gefundene provinzialrömische Stücke (S. 53), bei denen auch eine germanische Fussurne des 3. Jahrhunderts zum Vorschein gekommen war (Niederpleis, Museum Bonn). Auf der Tafel, welche die charakteristischen Typen der Hügelgräber geben soll und die K. als verblasste Hallstattkultur ansieht, findet sich eine Fussurne aus: HOSTMANN, Urnenfriedhof, Darzau, Taf. 6, Fig. 55.

Niemals ist indes in unseren Hügeln etwas Derartiges gefunden, und weder aus der Literatur noch aus Sammlungen im Rheingebiet lässt sich ein Beleg dafür bringen.

Als Beweise für kaiserzeitliches Alter der Hügel wird dann noch die von KOENEN veröffentlichte Urne mit einer sogenannten römischen Zahleninschrift angezogen. Abgesehen von den unbekannten Fundumständen — KOENEN hat die Urne nicht selbst ausgegraben — ist durchaus nicht erwiesen, dass die Zeichen, die übrigens nichts bedeuten, vor dem Brand eingeritzt worden sind. Und wenn wirklich Fundumstände und Zeichen völlig unzweifelhaft wären, so ist immer noch kein Beweis für kaiserzeitliches Alter des Stückes geliefert, denn auf Gefässen aus Hallstatt selbst kommen ähnliche, als Eigentumsmarken gedeutete, aus Kreuzen und Strichen zusammengesetzte Zeichen vor.

Auch die Heranziehung der bekannten Stelle des Tacitus liefert keinen Beweis. K. selbst findet schon Widerspruch, hält aber den Ausspruch 'sepulcrum erigit caespes', für den Beweis, dass die Germanen Grabhügel errichteten. Dabei ist mit dem Text das Flachgrab durchaus nicht im Widerspruch, wie von philologischer Seite bestätigt wurde. Die Auffassung ist folgende: 'sepulcrum erigere' ist ein zusammengehörender lateinischer Ausdruck, der sich durch die römische Sitte hohe Leichensteine aufzusetzen erklärt. 'Caespes' bedeutet nicht nur das ausgestochene Rasenstück, sondern in erster Linie Rasen überhaupt (Caesar: caespite caeso vallum fecerunt (von den Nerviern). Der Satz: sepulcrum erigit caespes heisst also nur „Das Grabmal bildet der Rasen", was nicht auf Grabhügel, sondern geradezu auf die Flachgräber hin deutet.

Prof. Dr. SCHRÖTER-Cöln schreibt in diesem Sinne: „Tacitus hat überhaupt nur sagen wollen, dass die toten Germanen ein einfacher Rasen deckt — ob der hoch oder niedrig, flach ist, lässt er ganz dahingestellt sein — wogegen die Römer prachtvolle Leichensteine liebten; erigere ist also gleich bilden".

Digitized by Google

1907, 1908, 1909, 1910 wurden die ersten wirklich germanischen Gräber durch das Prähistorische Museum in Cöln zwischen Sieg und Wupper entdeckt. Das Material aus den Grabhügeln des ganzen Gebietes hatte sich dazu in ungemeiner Weise vermehrt, so dass auf Grund dieser neuen Funde und Untersuchungen 1910 auf der Anthropologen-Versammlung zu Cöln, der wirkliche Charakter der Hügel festgestellt und eine Chronologie bezw. Stufeneinteilung der niederrheinischen Hallstattzeit aufgestellt werden konnte. Nach dieser beginnen die Hallstattgräber um das Jahr 1200 vor Chr. und endigen gegen 500 vor Chr. War 1910 nur eine allgemeine Übersicht bekannt gegeben, so ergab sich von selbst die Notwendigkeit, die Frage der Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit eingehender zu behandeln. Das ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, die demgemäss keine Material-Ausschüttung sein soll, sondern eine Zusammenfassung und Begründung der im Laufe der Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse über die Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit und die Kulturunterschiede innerhalb dieser Periode.

Wenn nun auch das ganze Gebiet der Hallstattkultur am Niederrhein sich jetzt schon überschauen und beurteilen lässt, so wird das Gebiet von der Sieg bis zur Wuppermündung auf beiden Seiten des Rheines gesondert, als erster Abschnitt, vorgeführt werden. Der Grund liegt darin, dass in diesem Gebiete alle vorhandenen Hallstattfelder bekannt sind, aus jedem Begräbnisplatz eine wohl erschöpfende Fülle von Beobachtungen und Ergebnissen die Grundlage der Untersuchung bildet und nur eine Ergänzung durch neue Funde zu erwarten ist. Die Chronologie der Hallstattperiode beruht am Niederrhein vorzugsweise auf der Keramik; eine überreiche Menge von Material war infolgedessen nötig, da wir nicht in der glücklichen Lage wie in Süddeutschland sind, wo man durch den Reichtum an Metallbeigaben jede Stufe mit den dazugehörigen Bronze- und Eisengeräten belegen kann.

Die Grabausstattung am Niederrhein ist äusserst knapp, und die wenigen Beigaben sind fast ganz durch den Leichenbrand zerstört.

Lage der Begräbnisplätze.

Den Niederrhein in seinem Abschnitte zwischen der Sieg- und Wuppermündung begleiten auf beiden Seiten mässig hohe Gebirgszüge, linksrheinisch das Vorgebirge, rechtsrheinisch die Bergischen Höhen. Beide Züge treten nicht dicht an den Fluss heran; ein weites Tal breitet sich aus, der Anfang der Cölner Bucht, deren Randgebirge bezw. Abbruchstellen die obengenannten Gebirgszüge darstellen. Rechtsrheinisch bildet den Boden tertiärer Sand, der von den diluvialen Schottern der

Digitized by Google

niederrheinischen Bucht begrenzt wird. Dieser tertiäre Sand herrscht auf dem ganzen Gebiete vor, er hat dem Gelände sein charakteristisches Gepräge verliehen in den Heiden und gemischten Waldbeständen, welche sich dort, an vielen Stellen noch fast lückenlos, aneinander schliessen. Die Heiden haben jetzt zwar zum Teil niederen Waldpflanzungen und der Kultur weichen müssen, aber der grosse, bekannte Heidekomplex, die Wahner Heide, nimmt schon allein einen bedeutenden Teil des Sieg-Wuppergebietes ein. Die Wahner Heide erstreckt sich von den Dörfern Eil, Leidenhausen (Kr. Mülheim) bis fast zur Agger, also bis Altenrath, Lohmar, Troisdorf (Siegkreis). Früher reichte auch eine ausgedehnte Heide von der Merheimer Gegend, den Dörfern Refrath und Merheim bis Dünnwald (Kr. Mülheim); daran schloss sich die Schlebuscher Heide (Kr. Mülheim). Diese sind ganz verschwunden. Der Umstand, dass Heide und Wald in so verhältnismässig grosser Ausdehnung fortlaufend bis in unsere Zeit sich erhalten konnten, war für die vorgeschichtlichen Grabhügel in diesem Gebiete von der grössten Bedeutung.

Die Abhänge der linksrheinischen Höhenzüge sind mit Löss bedeckt, während auf den Höhen zum Teil diluvialer Kies und Gerölle sich vorfinden. Dementsprechend ist der Ackerbau in den rechtsrheinischen Dörfern, sie liegen alle an den Abhängen, äusserst lebhaft; eine einzige Gartenanlage stellt das Gebiet von Bonn bis Brühl (Landkr. Cöln) dar; ganz im Gegensatz zu dem spärlichen Ackerbau der rechten Rheinseite. Aber dennoch reihen sich auch auf dieser Seite die Ortschaften in ununterbrochenem Zuge aneinander. Schon in prähistorischer Zeit ist diese Gegend reich besiedelt gewesen. Gräber der Stein- und Bronzezeit sind gefunden. Hauptsächlich aber ist es die Hallstattzeit, von etwa 1200—500, aus der sich sehr viele Grabfelder erhalten haben. Die dazu gehörigen Ansiedelungen selbst haben sich leider bis jetzt noch nicht gefunden. Da die Begräbnisplätze jedoch nicht weit von den jetzigen Dörfern sich befinden, so gehen wir nicht fehl, wenn wir die alten Ansiedelungen in oder an den Dörfern, die wir jetzt nächst den Begräbnisstätten finden, zu suchen. Uralte Wege, parallel mit dem Rhein, ziehen sich durch das rechts- und linksrheinische Gebiet, rechtsrheinisch ist es der Mauspfad, der von Troisdorf (Siegkreis) aus sich bis zur Wupper noch in völlig brauchbarem Zustande befindet; er zieht sich von den letzten Ausläufern der bergischen Höhen bei Troisdorf, den Ravensbergen an den Hängen vorbei über Wahn, Leidenhausen, Heumar, Brück, Thurn, Dellbrück, Dünnwald. Linksrheinisch läuft der „Hellweg" fast in demselben Abstande vom Rheine.

Die tertiären Sandmassen haben sich in dem rechtsrheinischen Gebiete oft zu einer dünenartigen Erhebung aufgehäuft, so dass eine

Digitized by Google

Art Plateau entstanden ist, das an einer Seite mit einer mehr oder minder steilen Böschung abfällt. Diese Plateaus werden in der Gegend „Hardt" genannt und auf diesen finden sich sehr oft die Begräbnisstätten. Die erhöhte Lage ward für die Hallstattfriedhöfe gerne bevorzugt; von ihnen hat man eine prächtige Fernsicht in die Landschaft. Solche Hardten sind: Niederpleisser Hardt, Linder Hardt, Leidenhausener Hardt, Iddelsfelder Hardt, Dünnwalder Hardt (alle Kr. Mülheim) und andere. In einem fast ununterbrochenen Zuge finden wir die Begräbnisstätten auf der rechten Rheinseite, stets rechts vom Mauspfad, nur vereinzelte Gräber liegen auf der linken Seite des alten Weges, so bei Leidenhausen. Bei Niederpleis, Birlinghofen, Siegburg, Schreck, Lohmar, Ravensberg, Fliegenberg, Oberlahr, Altenrath (alle Siegkreis), Scheuerbusch, Leidenhausen, Hack, Heumar, Thurn, (Iddelsfelder Hardt), Dellbrück, Paffrath, Dünnwald (alle Kr. Mülheim) sind Grabfelder festgestellt. Auf der linken Seite sind die Plätze nicht so zahlreich: Buchholz bei Roisdorf, Trippelsdorf, Vochem, Ichendorf. Die Begräbnisplätze haben zum Teil eine bedeutende Ausdehnung, da sie bis zu 500 und mehr Grabhügel enthalten, vereinzelt kommen kleine Gruppen von Grabhügeln vor, diese meist in unmittelbarer Nähe grösserer Begräbnisstätten, so bei Altenrath (Siegkreis), bei Leidenhausen (Kr. Mülheim), bei Dellbrück (Kr. Mülheim). Den Bewohnern der an den Begräbnisplätzen liegenden Dörfer war die Bedeutung der zahlreichen Hügel in Wald und Heide vollständig verloren gegangen. Nur Sagen von glühenden Männern, Geistern ohne Kopf und Gespensterscharen, die in rasendem Zuge über die Heide dahinfahren, hatten sich an den ehemaligen Grabfeldern erhalten. Ausserdem lebte in mehreren Dörfern an der Wahner Heide und den Mülheimer Wäldern die Sage von einem Heidenkönig, oder einem General, der in kostbarem Sarge aus Gold und Silber dort bestattet sei.

Auch auf dem Begräbnisplatz Altenrath finden wir diese Sage. Hier soll in der „Hohen Schanz", einem Hügel, der durch seine Höhe den ganzen Begräbnisplatz beherrscht, der General Boxhohn[1]) in drei kostbaren Metallsärgen begraben sein. Schon vor langer Zeit sind deshalb Nachgrabungen veranstaltet worden; von Funden ist nichts bekannt geworden. Bis zur Gegenwart dauerten die zeitweisen Durchsuchungen des Hügels. Herr Leutnant GUTSCHMIDT liess 1910 die „Hohe Schanz" nochmals durchgraben bis unter das Bodenniveau. Da stellte es sich nun heraus, dass der Hügel auf dem Bodenniveau eine

[1]) Das am Anfange des Altenrather Begräbnisplatzes liegende Forsthaus hat den Namen Boxhohn.

Digitized by Google

Vertiefung enthielt, feucht, torfig, in der eine kleine, fein zugeschlagene Pfeilspitze entdeckt wurde [1]).

Die Sage von der versunkenen Stadt zu Herfeld, ebenfalls an der Wahner Heide, hängt mit dem Verlassen oder der Zerstörung irgend einer vorgeschichtlichen Ansiedlung der Gegend zusammen. Unbewusst dem Volke hat sich also eine dunkle Erinnerung von der Bedeutung der ehemaligen Stätten erhalten.

Anlage der Grabhügel; Urnen und Schalen.

Ausnahmslos findet sich auf allen Begräbnisplätzen am Niederrhein der Leichenbrand und die Errichtung eines Grabhügels über den vom Brande übrig gebliebenen Resten der Knochen, die in einem Tongefässe, einer Urne gesammelt worden waren. Am häufigsten stellte man den Aschenkrug auf den gewachsenen Boden, häufte die Brandreste mantelartig darüber und errichtete dann einen Hügel, so dass die Urne in dem Mittelpunkte desselben stand. Nicht selten wurden die Reste des Leichenbrandes, Kohle und Knochen, seitwärts in einer Entfernung bis 1 m von der Urne auf den Boden geschüttet. Die Branddecke zeigt sich jetzt als eine dunkel gefärbte, mit grösseren und kleineren Kohlenstücken, sowie kleinen Knochen angefüllte Erdschicht. Die Urne kann auch halb oder ganz in den Boden eingelassen sein. Die Brandschicht befindet sich in diesen Fällen entweder über der Urne, seitwärts in einer besonderen Vertiefung, oder endlich sie fehlt ganz. Fast auf jeder Begräbnisstätte gibt es vereinzelte Hügel, in denen die Knochen und sonstige Reste des Leichenbrandes nicht in ein Tongefäss gesammelt, sondern auf den gewachsenen Boden oder in einer kleinen Vertiefung bestattet wurden. Bei dieser Art der Beisetzung findet sich entweder keine Spur von Beigaben oder geringe Metallreste, ein kleines Beigefäss oder nur einzelne Tonscherben. Die Urne ist vereinzelt durch Steine eingeschlossen. Nicht immer steht dieselbe genau in der Mitte, bisweilen dem Rande des Hügels zu. Sehr wenige Hügel haben zwei Urnen, die zur Aufnahme der Knochen dienten. Dann stehen die Urnen entweder nebeneinander in derselben Aschenschicht, oder übereinander in demselben Mantel der Brandreste, oder eine kleinere Urne befindet sich in einer grösseren mit Knochen angefüllt. Selten steht eine Urne in der Mitte und eine zweite in der Peripherie des Hügels. In einzelnen Hügeln sind Nachbestattungen beobachtet worden. Die Urne diente zur Aufnahme der Knochen, welche aus dem Leichenbrande gesammelt

[1]) In dankenswerter Weise stiftete Herr Leutnant GUTSCHMIDT diese Pfeilspitze dem Cölner Prähistorischen Museum.

Digitized by Google

wurden, während man den Rest, hauptsächlich aus Kohle bestehend, über dem Grabgefässe mantelartig aufschüttete. Der untere Teil der Urne ist demgemäss stets mit reinen Knochen angefüllt ohne jede Beimischung von Kohle.

Oft wurden auch kleine Beigefässe der Urne zugefügt, desgleichen Ringe, Bronzebleche, Nadeln und dergl., welche entweder den Leichenbrand überdauert, oder gar nicht im Feuer gewesen waren. Die Knochen in den Urnen sind bisweilen sehr zahlreich: wohlerhalten Gelenkpfannen und Köpfe, grosse Röhrenknochen, Stücke der Schädeldecke und des Kiefers, oft mit den Zähnen. Bisweilen finden sich wenige Knochen auf dem Boden des Gefässes. So wurde in Leidenhausen, Kr. Mülheim, eine grosse Urne gehoben, in der nur zehn kleine Knochenstücke lagen. Es ist mehrfach beobachtet worden, dass die Schädeldecke oben, die grösseren Röhrenknochen, also Beinknochen unten in der Urne lagen. Dies lässt darauf schliessen, dass man beim Einsammeln der Knochen in dieser Weise verfuhr, um gewissermassen den Menschen in seiner ursprünglichen Gestalt in der Urne zu bergen. Hatte man die nötig erscheinenden Knochen gesammelt, wurde die Urne mit Sand angefüllt. Als Verschluss benutzte man ein weites, schalen-, kumpen- oder tellerartiges Gefäss. Dieses bedeckt entweder mantelartig den Hals der Urne, bald passt es genau in die Öffnung derselben. Nicht selten liegt es auch mit der Öffnung nach oben. Das Innere des Deckelgefässes diente dann zur weiteren Aufnahme des Leichenbrandes oder einzelner Metallbeigaben.

Die Beigaben.

Viele Gräber haben als Beigabe ein kleines Gefäss; dasselbe kommt in den verschiedensten Formen vor. Es liegt entweder in dem oberen Teile der Urne, gleich unter der Sanddecke, oder etwas tiefer, meist an der Seite des Gefässes, oder es steht auf dem Deckel. Nicht wenige der Beigefässe finden sich neben der Urne in der Brandschicht, in einzelnen Fällen sogar weit von der Urne entfernt nahe an der Peripherie des Hügels. Die gebräuchlichste Stellung ist in der Urne, und zwar mit der Öffnung nach der Seitenwand des Gefässes. Die ausserhalb der Urne hingestellten Beigefässe sind alle ausnahmslos mit Sand gefüllt. Beim Brennen beschädigte und verbogene Beigefässe wurden ebenfalls benutzt, einzelne mit Absicht zerbrochen. Es ist natürlich, dass der Leichenbrand die Schmucksachen und Geräte der Toten ziemlich vollständig vernichtete. Deshalb ist die Ausbeute an derartigen Gegenständen äusserst gering. Vieles von dem, was vielleicht noch erhalten war, mag auch im Laufe der Zeit durch Oxydation sich

Digitized by Google

verzehrt haben. Von dem Leichenbrande reden die kleinen Bronzekügelchen, welche sich auf vielen Knochen befinden. Sie können nur dadurch entstanden sein, dass Tropfen des schmelzenden Metalles sich an die Knochen ansetzten. Die rötlichen Stellen mancher Knochen sprechen dafür, dass an der Stelle eiserne Gegenstände oxydierten. Was sich von Beigaben erhalten hat, Schmuckgegenstände und Waffen aus Eisen, Bronze und Ton findet sich nun entweder in der Urne, und zwar zwischen den Knochen, in der Brandschicht neben und auf der Urne, oder endlich seitwärts in einiger Entfernung von dem Mittelpunkte des Hügels. Es sind meistens Bruchstücke von Armreifen. Diese zeigen Bruchflächen, woraus hervorgeht, dass man die Reifen vor der Beisetzung zerbrach, wenn sie den Brand überdauert hatten. Fingerringe sind oft erhalten, sehr dünn, gedreht, eckig oder rund, bald mit den Enden sich berührend, bald übereinandergehend (Schleifenringe). Da sie sehr dünn sind, können sie nur sehr wenig dem Brande ausgesetzt gewesen sind.

Was sich an Beigaben findet, also Arm-, Finger-, Ohrringe aus Bronze, letztere mit blauen Glasperlen, Perlen von Ton mit Bronze überfangen, Ziernadeln, Reste von Bronzegefässen, eiserne Armringe, einzelne Waffen, Tonringe, Zierbleche, Pinzetten, ist meist in einem fragmentarischen Zustande.

Gestalt und Ausdehnung der Hügel.

Wie aus dem vorhergehenden bereits ersichtlich, sind die Gräber ausnahmslos in Hügelform errichtet. Die Hügel sind entweder rund oder lang. Die Rundhügel bilden die überwiegende Mehrzahl auf allen Begräbnisstätten. Zwischen ihnen finden sich dann vereinzelt oder in parallelen Gruppen die kleineren, meist aber 30 und mehr Meter messenden Langgräber in einer Höhe von etwa $^1/_2$ m. Die Rundhügel sind entweder gewölbt oder glockenförmig. Letztere sind seltener, ebenso die Rundhügel mit flacher Oberfläche. Alle flachen Rundhügel sind nur bis 0,75 m hoch, dabei ist ihr Umfang bis zu 30—40 m. Die grösseren Hügel sind meist stark gewölbt, es gibt deren mit einer Höhe von 4—6 m. Die Mehrzahl bilden überall kleinere, gewölbte Rundhügel in einer Höhe von 1 m und darunter; Durchmesser 5 bis 15 m. Es ist selbstverständlich, dass ursprünglich die Hügel höher gewesen sein müssen. Besonders auf Begräbnisplätzen, deren Hügel aus losem, weichem Sande bestehen, finden sich vielfach ganz niedrige, kaum noch als Hügel erkenntliche Erhebungen. Nur in den Wäldern und auf den Heiden konnten sich die Hügel erhalten. Zahllose Gräber

Digitized by Google

sind im Laufe der Jahrhunderte durch die immer weiter sich erstreckende Urbarmachung des Bodens verschwunden.

Die Erde zur Aufschüttung des Hügels ist nur in vereinzelten Fällen von dem Orte selbst genommen. Es entstand dann um den Hügel eine grabenartige Vertiefung. Woher und wie unsere Vorfahren das Material für den Hügel besorgten, ist ungewiss, nur die Thurner Begräbnisstätte hat zwei grosse Einschnitte, welche zur Entnahme des Materials gedient haben können.

Allgemeines zu den vier Stufen der Niederrheinischen Hallstattzeit.

Als etwas Einheitliches, kulturell und ethnologisch Zusammengehöriges treten uns die Hallstattgrabhügel in dem ganzen Gebiete zwischen Sieg und Wupper entgegen. Diese Einheitlichkeit ergibt sich aus der Anlage des Hügels, der Art der Bestattung, den Beigaben und auf den ersten Blick auch aus einer Betrachtung des Fundmaterials, das der Hallstattzeit und zwar ausschliesslich dieser Periode angehört. Die eigentliche Latènekultur fehlt. Zunächst musste untersucht werden, ob die für Süddeutschland aufgestellten vier Hallstattstufen sich auch zwischen Sieg und Wupper vorfinden und wie weit eine Änderung in den Stufenverhältnissen für unser Gebiet ersichtlich ist. Eine vollständige Übereinstimmung mit den bekannten Hallstattstufen besteht nicht. Zwar stimmen die ersten Stufen in der Hauptsache mit dem von REINECKE aufgestellten Vierstufen-Schema für Süddeutschland überein, aber die süddeutschen Stufen 3 u. 4 haben in unserem Gebiete keine oder doch nur geringe Analogien. Wenn REINECKE (Altert. d. H. V. Band V, Textanmerkung zu Tafel 55) angibt, dass aus den Hügeln bei Köln die dritte (C) Hallstattstufe besser vertreten sei als die zweite, so ist diese Annahme dadurch hervorgerufen, dass von dem vielen Material weniges im Zusammenhange und mit wissenschaftlicher Unterscheidung der Typen veröffentlicht worden ist und weiter dadurch, dass zufällig unter den vom Cölner Museum zur Wiederherstellung nach Mainz gesandten Grabgefässen sich mehrere befanden, die die bekannte Form der grossen Urnen mit abgesetztem konischem Halse und breitem umgelegtem Rande zeigen. Derartige Formen, die ziemlich selten sind, gehören auch, wie die Ziermuster u. a. zeigen, z. B. das Metopenband, Taf. XXI, Fig. 13, durchaus in den Formenkreis unserer zweiten Stufe, sie finden sich ebenso und ähnlich in Süddeutschland (Alt. Bd. V., Taf. 3, Fig. 63). Wir haben es hier einfach mit der Fortbildung der schon in der 1. Stufe auftretenden Gefässe vom Typus der Urnen

Digitized by Google

Taf. XVIII, Fig. 17, zu tun, die sich in der zweiten Stufe schon früh, Taf. XIX, Fig. 8—9, mit ganz frühen Kelchbechern auf hohem Fuss findet. Hierzu ist auch zu rechnen das Gefäss vom Scheuerbusch, Taf. XIX, Fig. 10 und die grosse, fast an eine Dolienbestattung erinnernde Urne von Paffrath, Taf. XX, Fig. 19. Bei diesem Gefässe ist der konische Hals durch ein Graphitband angedeutet und die Bemalung in zwei gesonderten Zonen auf den angedeuteten Hals und die Schulter verteilt. Parallelen in Süddeutschland bieten Alt. H. V. Band V, Taf. 55, Fig. 1001. Die zu dem Paffrather Gefäss gehörige Schale zeigt noch Anklänge an die ältere, schildförmige Art, die in der ersten Stufe häufiger auftritt. Auch die verschiedentlich vorkommende Verzierung durch aufgemalte konzentrische Kreise könnte wohl zu späteren eingestempelten Mustern der dritten Hallstattstufe Süddeutschlands in Beziehung gebracht werden, ist aber durchaus nicht als jenen gleichzeitig anzusehen. Diese Gefässe sind im Niederrheingebiet an den Schluss der zweiten Stufe zu setzen, die hier vielleicht länger gedauert hat als in Süddeutschland. Von den so typischen Erzeugnissen der dritten Stufe Süddeutschlands mit ihren reichen Ornamentierungen (Stempelmuster und mehrfarbige Bemalung), findet sich in unserem Gebiete nichts. Statt dessen zeigt sich eine grosse Menge von Formen, die sich als verblasste Weiterbildung der Typen der zweiten Stufe darstellen und gleichzeitig die Überleitung zu den Typen der vierten Stufe bilden, von denen sie sich aber doch auf das schärfste unterscheiden. Sowohl die Verwandtschaft zu den Formen der zweiten, wie die Überleitung zu der vierten Stufe sind auf Taf. XXIII deutlich zu erkennen. Es ergab sich somit von selbst, die Gruppe der graphitbemalten Keramik in die zweite Stufe zusammen zu fassen und die erwähnten Übergangsformen zu der jüngsten Hallstattstufe, der sog. Wendelringphase, selbst als dritte Stufe der Hallstattzeit aufzustellen. Eine direkte, völlige Parallelisierung der niedrrheinischen mit den süddeutschen Stufen ist also nicht angängig. Die Kulturentwickelung ist in den beiden Gebieten durchaus verschieden, trotzdem Vergleichungspunkte nicht fehlen. Der Grund zu dem abweichenden Verhalten dürfte wohl in der starken Einwirkung der nordgallischen Kultur auf die niederrheinische zu suchen sein, die ja in der vierten Hallstattstufe bei uns klar zu Tage tritt. (Vergl. Kollektion Morel im Kensington-Museum, London.) Jedenfalls sind am Rhein in der späteren Hallstattzeit zwei Gebiete unterscheidbar, von denen das südliche Deutschland bis Freiburg als besonderes Charakteristikum die bekannten vielfarbig bemalten Gefässe hat, während schon in Hessen dieselben Formen sich zeigen wie am ganzen Niederrhein bis nach Holland hinunter.

Digitized by Google

Ein vergleichendes Schema dürfte sich folgendermassen gestalten:

Zeit	Niederrhein (Sieg-Wupper-Gebiet)	Süddeutschland	Zeit
1200—1000	1. Stufe	1. Stufe	1200—1000
1000—700	2. Stufe	2. Stufe	1000—850
		3. Stufe	850 – 650
700—600	3. Stufe		
600—500	4. Stufe	4. Stufe	650—500

Charakterisierung der vier Hallstattstufen im Gebiete von der Sieg- bis zur Wuppermündung.

Erste Stufe (Hallstatt A).

Die Keramik dieser Stufe lässt sich als Fortführung der spätbronzezeitlichen Gefässe ansehen. Es findet sich der Leichenbrand in Hügeln (Schreck, Scheuerbusch, Siegburg, Altenrath, Reusrath und in Flachgräbern [Niederpleis Schmerbroich]. Die letzteren liefern Gefässe vom Hallstatt-Villanova-Typus mit ziemlich hohem konischem Halse und scharf umgebogenem, kleinen Rande. Derselbe Typus kommt auch in Hügeln vor. In dem Randprofil zeigen sich die Rillen, welche für diese, wie auch für andere Gefässtypen der Frühhallstattzeit charakteristisch sind. Taf. XVIII, Fig. 1, 2, 3, 4, 5 sind solche Gefässe des Villanova-Typus mit vollständiger Anlehnung an Süddeutschland. Von Süddeutschland den ganzen Rhein hinunter bis in das Cölner Gebiet lassen sich diese Formen verfolgen; jenseits der Wupper sind sie jedoch bis jetzt noch nicht beobachtet worden. Die kleinen Gefässe dienten nicht zur Aufnahme des Leichenbrandes. Die Ornamentation wurde häufig mit einem Kamm hergestellt, dessen Zinken feine, eng nebeneinander liegende Rillen zogen (Taf. XVIII, Fig. 6).

Eine zweite Art der Gefässe dieser Stufe ist bauchig, fast kugelförmig mit scharf abgesetztem, ziemlich hohem, selten mit einer Ausbuchtung versehenen (Taf. XVIII, Fig. 19) Halse. Die Fussfläche ist verhältnismässig klein. Die Innenrille fehlt auch hier nicht. Als Ornamentation finden sich Kerbschnittmuster (Scheuerbusch bei Wahn, Kreis Mülheim),

Digitized by Google

Rillen unter dem senkrechten Halse, an der Bauchung, oft metopenartig vom Halsansatz vertikal verlaufend, vereinzelt sind Rillenbänder unterhalb des Halsansatzes. Taf. XVIII, Fig. 12, 13, 14, 17, 18, 19. Ein dritter Typus sind wenig bauchige, weit offene kleinere Gefässe mit schwach ausgebogenem Rande. Die Rillen sind hier (Taf. XVIII, Fig. 8) von ausgestochenen kleinen Dreiecken gebildet. Dieses Ornament erscheint als eine Verflachung der Kerbschnitt- und Stichverzierung, die sich im Rheingebiet gegen Ende der Bronzezeit findet. Bei dem Gefäss, dessen Schale ebenfalls noch einen rein bronzezeitlichen Charakter zeigt, fand sich als Beigabe zwei fragmentierte dünne Ringe, einer von Eisen, der andere von Bronze. Der Kerbschnitt, an Gefässen eines Mayener Grabfeldes (Gering) [1]) hervorragend vertreten, findet sich bei uns in genau derselben Weise (vergl. Textabbildung 1: Scheuerbusch bei Wahn,

Abb. 1. Gefässe der Periode Hallstatt I aus Grabhügeln des Sieg-Wupper-Gebietes.

3, 4, 5, 6 zusammengehöriger Grabfund aus einem Hügel (Langgrab) } Scheuerbusch bei Wahn,
1 Grabfund aus einem Rundhügel } Kr. Mülheim.
2 Bruchstücke einer grossen rottonigen Schale mit Kerbschnitt aus einem Hügel (ohne Graburne) von Leidenhausen, Kr. Mülheim.

aus einem Langgrab Nr. 3, 4, 5). Aus einem Hügel ohne Urne stammen Reste einer roten Schale mit tiefem Kerbschnitt, welcher der Mayener Arbeit entspricht (Leidenhausen, s. Nr. 2 auf der Textabbildung 1).

[1]) Vergl. Mannus, Band IV, Heft 1 und 2. Bericht über die Tagung in Coblenz. Taf. VII f.

Digitized by Google

Die Schalen zeigen ein dreieckiges Randprofil und sind teils flach, teils gewölbt. Bei den flachen ist die schildförmige Ausgestaltung bemerkenswert, sie findet sich deutlich und rein ausgebildet in Gräbern der Frühhallstattstufe von Mayen, ist aber auch zwischen Sieg und Wupper vorhanden (Taf. XVIII, Fig. 15 u. Textabbildung 1 Nr. 1). Die Ornamente befinden sich auf der Innenseite des Randes oder an der Küppe, eingeschnitten oder tief eingeritzt; es sind schräg gelegte Strichgruppen oder Dreiecke, auch kommt reiche Kerbschnittverzierung der Innenfläche vor. Beigefässe sind Henkelbecher, teils mit Fingernageleindrücken, Taf. XVIII, Fig. 22. Bemerkt sei noch, dass der Gefässtypus 2 genau mit den Frühhallstattgefässen von Mayen übereinstimmt. Hier wie dort indes ist der Leichenbrand in den so charakteristischen Gefässen (Taf. XVIII, Fig. 11, 12, 13, 14) untergebracht. Als lokale, durch Stammverschiedenheit bedingte Abwandelung haben wir in Mayen die Bergung des Grabinhaltes mit Schalen, Bechern und Metallbeigaben in einem Dolium, vielleicht die Bestattung in Flachgräbern (?), während in der Sieg- und Wuppergegend die Dolien-Bestattung selten ist. Die oben beschriebenen Spitzbecher, sowie die Beigefässe, Taf. XVIII, Fig. 16, sind für Mayen typisch. Aber in Mayen hat man die Winkelmuster viel sauberer eingeschnitten, die Vertiefung mit roter Farbe ausgefüllt, die ganze Oberfläche aufs schönste poliert und so wirkungsvolle Gefässe hervorgebracht. Metallbeigaben der Stufe sind: Gedrehter Bronzehalsring, geriffelter Halsring, breite und flache, mit Rillen versehene Armringe, Tutuli, Armspiralen und Hängeschmuck aus dünnem Bronzeblech (Taf. XXVI).

Die zweite Hallstattstufe (Hallstatt B).

Als eine Fortführung bezw. Umbildung der Formen der ersten Hallstattstufe erweist sich die Keramik der Stufe 2. Wir sehen in dem ganzen Sieg-Wuppergebiete den senkrechten Hals vollständig verschwunden. Die sorgfältige Profilierung der Randlinie mit ihrer für die erste Stufe typischen Rille kommt nicht vor, wohl die Profilierung allein, Taf. XIX, Fig. 10. Das Gefäss, Taf. XIX, Fig. 5, erinnert in seiner Halsbildung noch etwas an die Halsform der früheren Stufe. Der Haupttypus der Periode ist die bauchige Urne mit scharf abgesetztem mehr oder weniger schräg stehendem Halse, der gegen das Ende der Stufe die Neigung zu einer S förmigen Verbindung von Hals und Rand zeigt. Taf. XIX, Fig. 10, 15. Diese S-Form ist entstanden aus einem konischen Ansatz über der Bauchung unter dem Rande, ein Typ, der schon am Ende der ersten Stufe in die Erscheinung tritt (Taf. XVIII, Fig. 17). Dieser konische Hals, kurzweg so bezeichnet, gibt das Leitmotiv für eine Anzahl Gefässe, er erscheint mehr oder weniger scharf ausgebildet. Taf. XIX, Fig. 8, 10. Taf. XXI, Fig. 1, 7, 9, 15, 14, 16. Taf. XXII, Fig. 11.

Digitized by Google

Ein anderer Gefässtypus sind Urnen in Schalenform, die in ihren älteren eckigen Formen an die italischen Bronzesitulen erinnern. Wie diese sind auch die Urnen mit einem Henkel versehen und haben, eine zweite Übereinstimmung mit den Bronzegefässen, einem einwärts gewölbten Boden (Taf. XXII, Fig. 1). Dem Charakter der Periode entsprechend wird diese Situlenform in ein Gefäss mit geschwungenen Konturen umgeändert (Taf. XXII, Fig. 2, 3), die Henkel, einer, seltener zwei, bleiben als Rest der Herkunft bestehen. Manche Gefässe der Periode haben eine mehr oder weniger längliche Form wie die Situlen, nur dass die Hals- und Randbildung vollständig fehlt: Taf. XIX, Fig. 13, 18. Taf. XX, Fig. 11. Die Form, Taf. XIX, Fig. 13, ist sehr häufig, meist weit offen; die Spitzbecher weisen diese Typen der zweiten Stufe zu. Die Schalen zeigen teils das dreieckige Randprofil, teils sind sie glatt abgeschnitten ohne jede Profilbildung, oder mit einer kleinen Ausladung nach aussen. Das ist der letzte Rest der schildförmigen Schalen der I. Stufe (Taf. XX, Fig. 5). Der Hals der Schalen ist nicht selten eingezogen (Taf. XXI, Fig. 5, 13. Taf. XXII, Fig. 12). Die Aussenlinie verläuft oft so, dass tiefe, halbkugelförmige, humpenartige Gefässe entstehen mit kleinem Fuss (Taf. XXI, Fig. 4). Diese Typen haben in Süddeutschland ihre Analogien: Alt. d. heidnischen Vorzeit V. Taf. III, Fig. 62, 58. Das Vorkommen von flachen Schüsseln mit fast senkrecht aufstehendem Rande ist selten (Begräbnisplatz Altenrath). Wie die Urnen haben auch die Schalen einen grösseren oder kleineren Fuss, selten fehlt dieser, sodass ein Kugelsegment entsteht (Taf. XXI, Fig. 10). Der Fuss ist bisweilen zu einer kleinen Standfläche ausgebildet, in einem Falle zu einem wirklichen angesetzten Fuss entwickelt (Taf. XXII, Fig. 4). Analogie in Süddeutschland: A. H. V. Band V, Taf. LV, Fig. 1013. An den Schalen finden sich breite, vertikal angebrachte Schnurösen (Taf. XX, Fig. 14), kleinere (Taf. XIX, Fig. 17), warzenähnliche Ansätze oder Durchbohrungen (Taf. XXI, Fig. 10); die Durchbohrungen sind in der Küppe oder am Rande der Schale. Die Innenseite der Schalen ist stets glatt, nur selten erscheint Einteilung in Facetten wie Taf. XXI, Fig. 10. Manchmal ist der Boden nach innen gewölbt.

Die Ornamentation der Gefässe besteht aus eingeritzten oder aufgemalten Liniensystemen, die bei den Urnen aussen, bis auf der Innenseite des Halses, bei den Schalen meist innen, selten aussen angebracht sind. In den Schalen ist ein Sternmuster sehr beliebt, das von der Küppe ausgehend bis an den Rand sich erstreckt. Die Küppe ist seltener ornamentiert, öfter durch angesetzte parallele Rillen (wie Süddeutschland Alt. H. V. B. 5. Taf. 44, Fig. 40), auch wohl durch zwei Durchmesser, so dass ein Kreuzmuster entsteht und durch plastische konzentrische Kreise (Dünnwald). Die Schalen tragen gerne aussen

Digitized by Google

ein fingerbreites geschwärztes Band, bei einzelnen Gefässen ist der ganze Oberteil geschwärzt (Taf. XXI, Fig. 9). Die aufgemalten Linienornamente sind meist graphitiert, selten wurde die rote Farbe benutzt, beide treten vereint auf dem Gefäss Taf. XX, Fig. 9 auf. Das Hauptornament sind Rillen unter dem Halse, die ganz dünn eingeschnitten (Taf. XIX, Fig. 1), oder als mehr oder weniger schmale Furchen auftreten. Die Anzahl dieser Linien wechselt, meist drei auch mehrere, bisweilen in Zonen angebracht. Fingernageleindrücke treten ebenfalls auf (Taf. XX, Fig. 11). Die Ornamentation der Urnen ist eine geometrische, Dreiecke und Winkelmuster auf dem Innenrande, oder von dem Rillenbande am Halse herabhängend, oft schraffiert, Zickzackbänder und konzentrische Kreise (Taf. XXII, Fig. 3). Abb. 2 u. 3 (S. 204 f.) geben eine Übersicht der Muster. Die Form der Beigefässe ist sehr mannigfach. Der Kelchbecher tritt zunächst mit hohem Fuss (Taf. XIX, Fig. 9) auf, im Verlaufe der Stufe verliert er jedoch allmählich den hohen Fuss, der immer kleiner wird, so dass die Standfläche dem Kelche sich nähert (Taf. XXI, Fig. 8, 17, 18, 20). Der Spitzbecher der ersten Hallstattstufe mit seinem konischen Oberteil hat die geschweifte typische Hallstattform erhalten, der oft mit Rillen, gerade wie die Urne selbst, verziert erscheint (Taf. XIX, Fig. 11. Taf. XXI, Fig. 2). Eine weitere Verflachung des Spitzbechers ergab dann einen mit sphärischen Boden (Taf. XX, Fig. 10), ein Typus, der sehr oft vorkommt, um dann schliesslich in eine Form zu enden, dass dem Becher eine kleine Standfläche, ein kleiner Fuss gegeben wurde, aus denen sich dann eine Menge anderer Typen mit eingezogenem Halse ähnlich der Urne selbst ergaben (Taf. XIX, Fig. 3). Neben diesen Typen kommen gehenkelte Tassen (Taf. XXI, Fig. 11) vor, Tassen mit Griffansatz, flache Schalen mit drei Füssen (Taf. XXI, Fig. 12) und höhere, zylinderförmige Becher mit durchbohrtem Henkelansatz und flachem Deckel (Taf. XXI, Fig. 7).

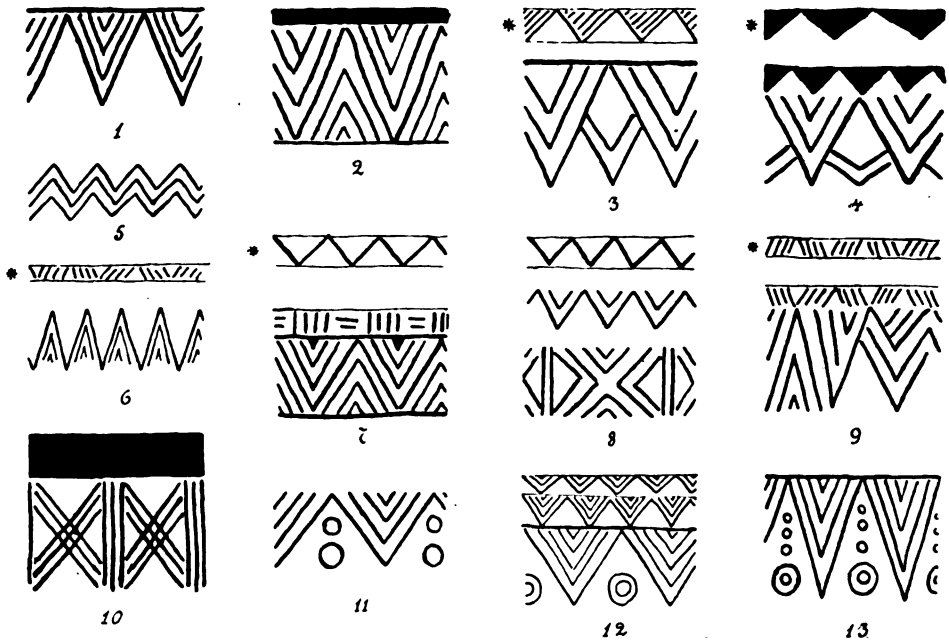
Beigaben an Metall sind spärlich: kleinere und grössere tordierte und glatte Ringe, ein Fingerring mit breitem Vorderteil, vierkantige massive Armringe, Pinzetten und sog. Hautkratzer, mit Bronze überfangene Tonperlen, grosse Tonperlen, kleine bronzene Trichter für Zierkordeln, ein kleines Bronzegefäss und Nadeln. Diese Nadeln zeigen zum Teil sehr alte Formen, Vasenkopf-, Scheibenkopf-, Spiralkopf-, Schwanenhalsnadeln und eine mit geriffeltem Kopf. Auch kleine Eisenringe kommen vor und Tonringe von 2 bis 2,5 cm Durchmesser (Taf. XXVII).

Die dritte Hallstattstufe (Hallstatt C).

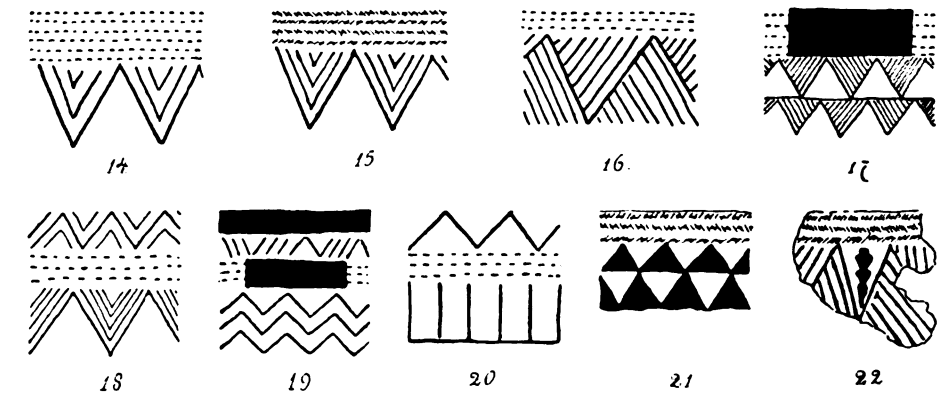
Wie schon in den allgemeinen Bemerkungen ausgeführt wurde, stellen die Gefässformen der dritten Stufe eine Verblassung der älteren Typen dar. Die Gefässe haben die scharfe Betonung des Charakteristischen

Digitized by Google

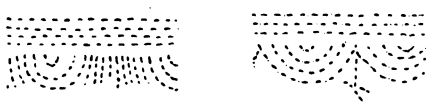
Graphitmuster.



Graphit- u Rillenmuster.



Rillenmuster.



▬ = Rillen mit Graphit.

* = Muster auf dem Innern des Randes.

Abb. 2. Ornamente der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein, Sieg-Wupper-Gebiet. 1: Urnen.

Digitized by Google

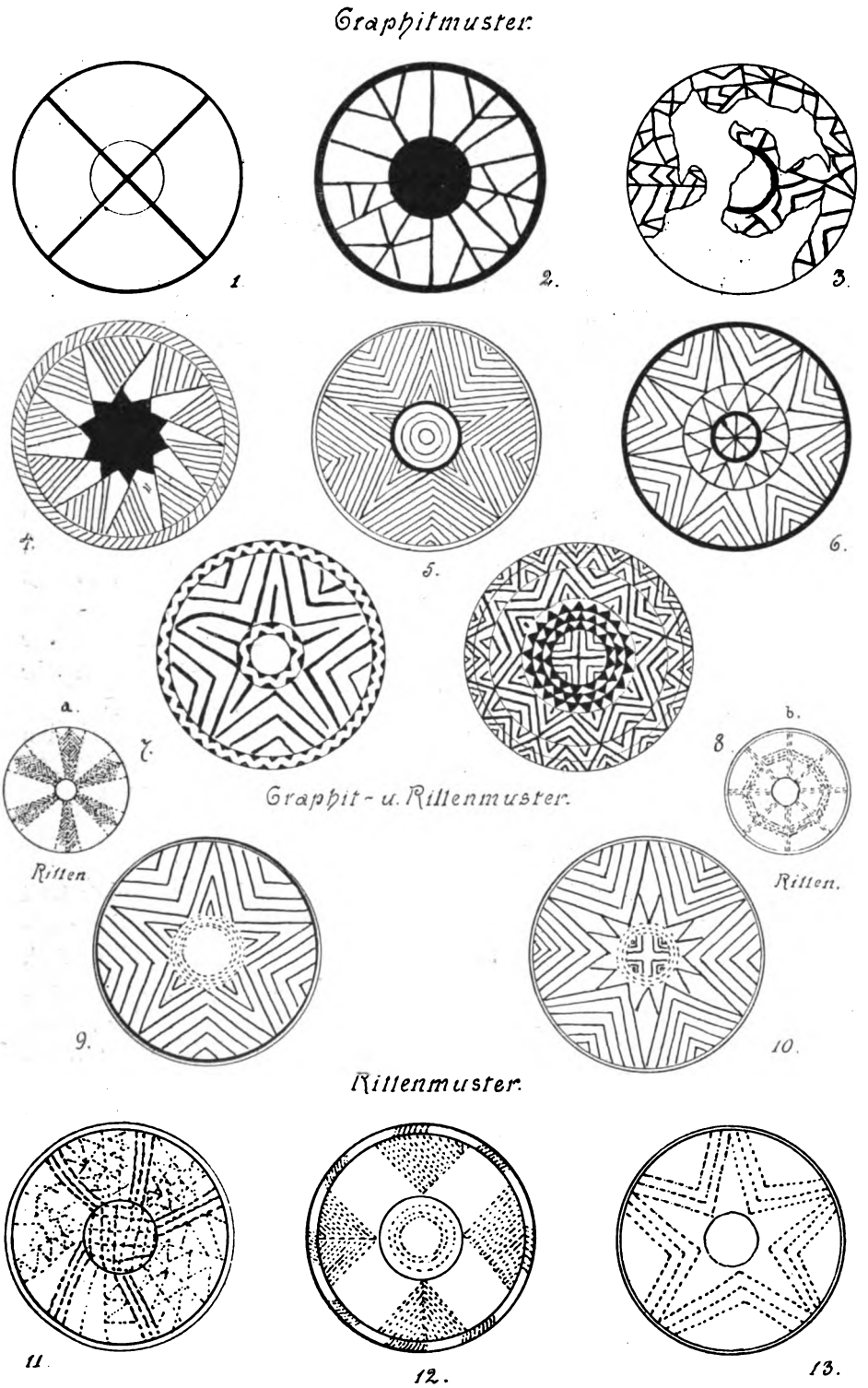


Abb. 3. Ornamente der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein, Sieg-Wupper-Gebiet. II: Schalen.

Digitized by Google

vollständig verloren und so ergeben sich jene, man könnte sagen, armseligen Formen, die lange Zeit als die typischen Funde der niederrheinischen Grabhügel angesehen wurden und aus denen — tatsächlich — für sich allein genommen, weder chronologische noch kulturelle Schlüsse gezogen werden konnten. Da der Zufall von diesen Grabfunden früher das meiste ans Tageslicht brachte, beruhte hierauf die vollständige Unkenntnis der Bedeutung der niederrheinischen Grabhügel und der niederrheinischen Hallstattkultur überhaupt.

Als Hauptform haben wir den bauchigen Topf mit S förmig angesetztem meist kleinerem nach und nach undeutlicher werdendem Rande (Taf. XXIII, Fig. 1, 5, 7, 8, 12, 13). Der Rand wird immer kleiner, so dass er allmählich verschwindet und nur eine kleine Einziehung übrig bleibt (Taf. XXIII, Fig. 9, 10, 17). Dabei wird die Bauchung ebenfalls kleiner und das Gefäss erscheint gestreckt (Taf. XXIII, Fig. 9, 17). Die Schalen haben das dreieckige Randprofil nicht mehr. Es sind meist kumpenartige Formen mit leicht eingezogenem Halse und ausladendem Rande (Taf. XXIII, Fig. 6). Neu treten halbkreisförmige Ausschnitte auf, die in dem Rande der Schale angebracht sind (Taf. XXIII, Fig. 14). Beigefässe sind seltener und ebenfalls uncharakteristisch. Der Fussbecher tritt noch auf, aber die Standfläche ist grösser, fast zu einer hohlen Schale selbst geworden (Taf. XXIII, Fig. 15). Meist kommen sehr kleine Töpfchen von Wallnussgrösse vor (Taf. XXIII, Fig. 2, 3).

Ornamentierung ist selten. Bemalung kommt nicht mehr vor, nur Rillen und Einritzungen, bisweilen letzteres auch noch in Schalen (Taf. XXIII, Fig. 4).

Metallbeigaben fehlen, nur vereinzelte kleine Bronzeschlacken.

Die vierte Hallstattstufe (Hallstatt D).

Bedeutende Einflüsse müssen sich gegen Ende der Hallstattzeit in dem Sieg-Wuppergebiet zu beiden Seiten des Rheins bemerkbar gemacht haben, deren Wirkungen auch in der Keramik erkenntlich sind. Aus dem monotonen Einerlei der dritten Stufe erhebt sich die Keramik zu neuer Gestaltungskraft. Die Formen werden mannigfaltiger, neue Motive treten auf, ältere werden wieder lebendig und in neuer Weise umgestaltet. Die Lust am Ornament hebt sich und, wie dies aus den Grabfunden hervorgeht, auch die Metallbearbeitung. Diesen befruchtenden Einfluss verdankt unser Gebiet der mächtig aufsteigenden gallischen Kultur des Westens. Da aber der Grabritus bis ins kleinste derselbe bleibt, und dabei die Begräbnisplätze der vergangenen Zeit ausnahmslos weiter benutzt worden sind, überhaupt das ganze Material keine vollständig neue Kultur verrät, ist es berechtigt, nicht von einem vollständigen Bevölkerungswechsel, sondern nur von Einflüssen, Verbindungen, einzelnen Wanderungen zu sprechen.

Digitized by Google

Was zunächst die Gefässe angeht, so finden wir die weitbauchige Urne der früheren Periode wieder, allerdings zunächst in der Entwicklung der dritten Stufe. Es liess sich zuletzt das Bestreben erkennen, den Topf mehr und mehr ohne Hals herzustellen. Diese Entwickelung sehen wir jetzt voll in die Erscheinung treten, Taf. XXV, Fig. 1, 2, 3, 7, 13 zeigt diese Typen. Manche haben gar keinen Rand, es sind zwei abgestumpfte Kegel, die übereinandergesetzt das Gefäss bilden (Fig. 13). Gefässe mit S förmigem Rand und Hals treten daneben auf (Taf. XXIV, Fig. 8, 12). Dazu tritt noch eine hohe, aussen gerauhte, mit Fingernageleindrücken am Hals und auf dem Rande verzierte Form auf (Taf. XXIV, Fig. 15, 16). Mit solchen Fingernageleindrücken wird auch wohl die ganze Oberfläche von der Umbruchlinie an verziert (Taf. XXV, Fig. 7). Ein solches Gefäss: Kollektion Morel im Kensington-Museum, London. Das Gefäss Taf. XXIV, Fig. 6 erinnert in seinem ganzen Aufbau an Latèneflaschen, ist jedoch durch die weite Öffnung als ältere Form charakterisiert. Taf. XXV, Fig. 9, 10 stellen ebenfalls neue Typen dar, wie auch die feingearbeiteten Gefässe Taf. XXV, Fig. 14, bei denen eine elegante, etwas zugespitzte Bauchung in Verbindung mit einem kleinen, fast senkrechten Halse auftritt.

Die Schalen sind meist aufgebogene Schüsseln mit stark nach innen eingezogenem Rande (Taf. XXIV, Fig. 7, 14, Taf. XXV, Fig. 4) teils haben sie noch die aus früheren Stufen bekannte Einschnürung (Taf. XXV, Fig. 11). Der Rand biegt dann nach aussen etwas aus.

Die Beigefässe sind einfache Näpfchen, flache kleinere Schalen, oft sehr gut gearbeitet. Sie tragen auf dem Boden Eindrücke, meist einen, oft mehrere in Punzenform.

Als Ornamente finden wir auf den Gefässen gegeneinandergeneigte eingetiefte Linien, die von den noch immer gebräuchlichen Halsrillen ausgehen (Taf. XXV, Fig. 1, 2). Das ganze Ornament wird vom Halse auf die Schulter der Gefässe verlegt. Diese Linien werden auch durch kleine eingestochene oder eingedrückte Vertiefungen, eine Art Schnurornament, hergestellt (Taf. XXV, Fig. 10, 13). Schraffierte Dreiecke sind häufig (Taf. XXIV, Fig. 6). Kammstrichverzierung tritt sehr oft auf, teils in kurzen durcheinander gehenden Bogen, teils in langgestreckten Linienzügen, die Oberfläche der Schale von der Bauchung an überziehend (Taf. XXIV, Fig. 7). Beliebt sind Punzen, oft in Gruppen zu 3 oder 6 vereinigt (Taf. XXIV, Fig. 5, 11), oft eine Linie um die Bauchung bildend, oft in Verbindung mit Liniensystem (Taf. XXIV, Fig. 9). Ein eingedrücktes rundliches Stempelmuster zeigt Taf. XXIV, Fig. 17.

Metallbeigaben sind zahlreicher als in den früheren Perioden. Vor allem ist zu erwähnen die Gruppe der Wendelringe (ein solcher bei Taf. XXIV, Fig. 1). Die Ringe haben entweder echte oder nachgeahmte

Digitized by Google

Drehung. Einige sind aus dünnem vierkantigem Draht gewunden, bei anderen ist das Wendelringornament nur durch gegeneinander geneigte Strichlagen angedeutet. Hohlgegossene Hals- und Armringe mit eingraviertem Ornament, eine Armringform mit Endplatten, Armringe mit profilierter Aussenkante, Ohrringe mit breitgeschlagener Platte und anhängenden Glas- und Bernsteinperlen sind zu erwähnen. Eine der Glasperlen trägt ein weisses Zickzackband auf blauem Grunde. Weiter finden sich Lockenhalter mit zwei Endplatten, die bei einer Form spiralig aufgerollt sind. Aus Eisen sind Lanzenspitzen mit breitem Blatt, halbkreisförmige Messer, Gürtelhaken aus einem Stück, gedrehte Halsringe, glatte Arm- und Halsringe, Kropfnadeln, Nadeln mit runden, mit gerolltem Kopf. Verbindung von Eisen und Bronze zu einem Schmuck (gedrehter eiserner Halsring mit daranhängenden zahlreichen kleinen Bronzeringen): Grab Altenrath. In diesem auch eine grosse, eiserne Kropfnadel (vergl. Taf. XXVIII—XXXI).

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ausbildung der hallstattischen, rheinischen Wendelringphase durch ihre Einwirkung auf das Germanengebiet. Überall ist in Norddeutschland eine erste Eisenzeit festgestellt, deren Kulturbesitz nicht durch latènezeitliche Einflüsse zu erklären ist. Schon J. MESTORF machte auf ihrem Beobachtungsfeld derartige Entdeckungen, es folgten dann neuerdings KNORR und SCHWANTES. Letzterer bezeichnete die betreffende Stufe nach einem besonders charakteristischen Gräberfeld als Wessenstedt-Stufe.

Ganz deutlich ergibt sich die Erklärung dieser ersten nordischen Eisenzeit durch Einflüsse der 4. Hallstattzeit aus den Rheingegenden. Sowohl in der germanischen Keramik wie in den Beigaben ist dies nachzuweisen. Naturgemäss kann und soll hier nicht eine erschöpfende Darstellung dieser Parallelen gegeben werden, aber die auffälligsten Übereinstimmungen lassen sich kurz angeben.

Die Keramik zeigt in ihren Formen Verwandtes. Siehe: Urnenfriedhöfe in Niedersachsen (Bd. I, Tafel I, Fig. 9, 12). Hier ist offenbar die Umlegung des Randes, die ja für diese Stufe charakteristisch und genau die gleiche ist, wie bei vielen Gefässen unserer Wendelringphase, vom Rhein her übernommen und Tafel I, Fig. 3, 6 ebenda zeigt, wie sich die bekannten doppelkonischen Gefässe der nordischen Bronzezeit unter demselben Einfluss veränderten. Die Ähnlichkeit mit rheinischen Formen (vergl. unsere Tafel XXV, Fig. 1, 2) ist nicht zu verkennen.

Noch deutlicher zeigt uns die Ornamentierung denselben Einfluss. Zu den typischen Ornamenten auf unseren Urnen gehören auf der Schulter der Gefässe liegende schräg gegen einander geneigte Strichlagen mit angesetzten Punkten. Genau dieselbe Verzierung haben

Digitized by Google

Urnen der 1. nordischen Eisenzeit. — Diese Bezeichnung ist durchaus klarer als die von SCHWANTES gebrauchte, nach Fundorten benannte Stufenfolge: Wessenstedt, Jastorf, Seedorf, Ripdorf (vergl. Urnenfriedhöfe, Tafel V und Abb. 14, Seite 20). Auch das Cölner Prähistorische Museum besitzt hierhin gehörige Funde aus der Berliner Gegend, die die Verzierungsweise völlig typisch und in ganz rheinischer Weise zeigen. Ebenso lässt sich derselbe Einfluss an den Beigaben feststellen. Genau dieselben Gürtelhaken, wie sie aus dem Germanengebiet bekannt sind, lieferten die rheinischen Hügel, dieselben Nadelformen kommen vor, Kropfnadeln, eiserne Spiralnadeln, Eisennadeln mit rundlichem Kopf, halbrunde Eisenmesser, hohle Armringe mit Ornamenten, dann die Gruppe der Wendelringe mit echter und imitierter Torsion. Auch die Anregung zu den Segelohrringen, die ja in den späten nordischen Eisenalterstufen so häufig werden, ist offenbar aus der rheinischen Wendelringphase herübergenommen; man vergleiche nur Taf. XXX, Fig. 36, die in absolut typischer Weise alle Eigentümlichkeiten des germanischen Segelohrrings zeigt: das verbreiterte, ornamentierte Blatt, die Glasperle. Nur ist das ganze Schmuckstück grösser.

Bei aller sonstigen Verschiedenheit ist damit deutlich festgestellt, dass die erste nordische Eisenzeit auch Anregungen von Süden bezogen hat, und die schon gegebene Datierung dieser Stufe auf das sechste Jahrhundert erfährt eine neue, wichtige Bestätigung.

Ergebnisse.

Ein Vergleich des Vorkommens der verschiedenen Hallstattstufen auf den 29 Begräbnisplätzen des Sieg-Wupper-Gebietes ergibt, dass die erste Stufe auf 11 Plätzen in die Erscheinung tritt, doch ist nicht ausgeschlossen, dass sie auch an den Plätzen, wo sie bislang noch fehlt, doch vorhanden ist oder vorhanden war. An mehreren Plätzen haben wir eine fortdauernde Besiedelung von der jüngeren Steinzeit bis in die geschichtliche Zeit, ja bis zur Gegenwart, eine Erscheinung, die vermutlich noch bei mehreren Stellen des Gebietes vorhanden sein wird, aber bis jetzt noch nicht entdeckt werden konnte. Es muss Aufgabe der weiteren Untersuchungen sein, den Zusammenhang der Besiedelung an den einzelnen Plätzen weiter zu erforschen.

Ein interessantes Beispiel liefert Scheuerbusch bei Wahn. Hier befindet sich ein von Hallstatt I bis Ende reichendes Gräberfeld. Auf diesem kamen nun auch bronzezeitliche und steinzeitliche Funde zutage. Letztere gehören der Untergrombacher Periode an und stammen aus Wohngruben. Auf demselben Platze entdeckten wir dann

Digitized by Google

auch germanische Gräber. Dicht bei diesem Grabfelde liegt das Dorf Lind an dem Ufer eines ziemlich ausgedehnten Sees, jetzt das Linder Bruch genannt; ein gut erhaltener Einbaum, der sich auch im prähistorischen Museum zu Cöln befindet, kam in diesem Bruch zum Vorschein. An dem Gebiete dieses Sees hat sich demgemäss Jahrtausende hindurch in ununterbrochener Folge bis zur Gegenwart das wechselnde Getriebe der Bevölkerung abgespielt.

In etwas anderer Weise finden wir diese Folge bei Niederpleiss. Zwischen Niederpleiss und Siegburg-Mülldorf liegt ein Gräberfeld der Frühhallstattzeit, an derselben Stelle Wohnstätten der Hallstattzeit, germanische Gräber der Latène- und Kaiserzeit sowie Wohngruben der Kaiserzeit. Jenseits des Dorfes zwischen Niederpleiss und Birlinghoven haben wir ein Gräberfeld der ersten Hallstattstufe, auf dem nahen Bergrücken eines der vierten Hallstattzeit. Das Gräberfeld der zweiten und vierten Hallstattstufe befindet sich an der Landstrasse von Niederpleiss nach Hangelar. Dieselbe Stätte diente auch schon in der Steinzeit als Begräbnisplatz, was schnurkeramische Funde beweisen.

Das Vorgebirge von Roisdorf bei Cöln hat steinzeitliche, bronzezeitliche, hallstättische, germanische und fränkische Besiedelung, mit zum Teil gesonderten, zum Teil identischen Begräbnisplätzen.

Eine Beurteilung der Sieg- Rheinischen Hallstatt-Kultur, wie sie das vorgeführte Material ermöglicht, ergibt, dass sie nach dem Süden weist, dass unser Gebiet dem grossen südlichen Hallstatt-Kulturkreis angehört haben muss. Die Übereinstimmung der Formen mit denen südlicher Gebiete ist ausserordentlich gross, während mit dem nördlichen, germanischen Kulturkreise nur weniges übereinstimmt. Der nördliche, germanische Kulturkreis bildet zu der Zeit eine ganz andere Welt. Dann ist aber hervorzuheben, dass man die gesamte Sieg-Rheinische Hallstattkultur durchaus nicht als eine sogenannte „verblasste" Hallstattkultur anzusehen hat, sie hat vollständig ausgebildete, charakteristische Typen; nur in der dritten Stufe tritt eine Verblassung der früheren heimischen Formen auf, die dann in der vierten Stufe wieder verschwindet. Eine intensive Besiedelung hat das Sieg-Wupper-Gebiet zur Hallstattzeit gehabt, das beweisen die so sehr zahlreichen noch jetzt vorhandenen Begräbnisplätze, deren Zahl ursprünglich noch eine viel grössere gewesen sein muss, sind doch während der Beobachtungszeit des Berichterstatters die Grabfelder von Heide bei Scheck, Heumar, Paffrath, Dellbrück und Fixheide verschwunden. So ist die Annahme berechtigt, dass seit der starken Urbarmachung des Gebietes in geschichtlicher Zeit sehr viele Begräbnisstätten der Kultur zum Opfer gefallen sind.

Digitized by Google

Wie die Hallstattkultur des Sieg-Wupper-Gebietes sich verhält zu der gleichzeitigen aus den Gebieten Wupper-Ruhr, Niers-Rhein, sowie Lahn-Rhein, Mosel-Rhein, welches Bild diese Kulturprovinzen im einzelnen und zueinander ergeben, sollen weitere Abhandlungen dartun.

Ein überaus wichtiges Ergebnis der Untersuchung der Hügelfelder des Sieg-Wupper-Gebietes ist die Tatsache, dass die eigentliche Latènekultur hier nicht zu finden ist. In der Kultur der vierten Hallstattzeit war ihr Herannahen zu verspüren, aber es sind doch nur die Vorboten, die Anzeichen einer neuen Periode, die selbst nicht zur vollen Ausbildung gekommen ist. Das ist nur so zu erklären, dass die ganze alteingesessene Kultur eine durchgreifende Umwälzung am Ende der Hallstattperiode erfuhr, oder aber dass eine Auswanderung der alten Bevölkerung mit völligem Leerstehen des Gebietes erfolgte. Letzteres ist nicht als wahrscheinlich anzusehen, denn ein Gebiet, das Jahrtausende eine so starke, man könnte fast sagen autochthone Bevölkerung gehabt hat, bleibt nicht für lange Zeiträume leer. Ebenso ist es undenkbar, dass die Anzeichen neuer Lebenskraft, wie sie uns in der vierten Hallstattstufe in diesem Gebiete entgegen tritt, schon bald wieder erloschen sein sollten und dass die charakterlosen Formen der Hallstattperiode C weiter bis in die römische Zeit ihr Leben gefristet hätten, unberührt von den mächtigen keltischen Latène-Einflüssen im Südwesten sowie den vielleicht noch kräftigeren des germanischen Nordostens. Das würde auch unserer geschichtlichen Kenntnis vollständig widersprechen, die uns sagt, dass tatkräftige germanische Völker im ersten Jahrhundert vor Chr. in unserem Gebiete sassen. Es bleibt also keine andere Annahme, als dass mit Ende der vierten Hallstattstufe die ganze einheimische Kulturentwicklung abbricht, dass um diese Zeit ein neues Volk in dem Gebiete siegreich sich festgesetzt hat mit vollständiger Unterwerfung oder Verdrängung der alten Bevölkerung. Diese Annahme wird zur Gewissheit, wenn wir seit dem Ende der Hallstattzeit Begräbnisplätze mit anderem Grabritus in dem Gebiete vorfinden. Nun ist es wohl vorgekommen, dass eine Änderung des Grabritus auf eine Umwälzung der Anschauungen eines Volkes oder Stammes zurückzuführen ist. Wenn das für unser Gebiet der Fall gewesen wäre, müsste der Latèneritus der Skelettbestattung, der um diese Zeit in den keltisch-gallischen Gebieten die Oberhand gewinnt, in dem Sieg-Wuppergebiet ebenfalls zu finden sein; das ist aber nicht der Fall. Nur Brandbestattung gibt es, allein eine Brandbestattung in etwas anderer Weise. Zunächst in der Latènezeit die Bestattung des norddeutschen germanischen Urnenfeldes; die Brandreste werden in einer Urne geborgen, die häufig mit einer Schale bedeckt ist. Während

Digitized by Google

der Spät-Latènezeit bilden sich dann die Brandgruben aus, die in der Kaiserzeit herrschen. Hier ist die Bestattungsweise die folgende: Der Leichnam wird mit dem Schmuck und den Gefässen verbrannt, die Knochen nicht mehr vorsichtig gesammelt und wie in früherer Zeit in einer gewissen Anordnung in einer Urne geborgen, man senkt die sämtlichen Brandreste, Knochen, Kohle, Scherben, Bronzen, Eisenresten in kleine Gruben. Diese sind rundlich in den Boden eingeschnitten, 0,50 m tief, 0,80 m Durchmesser. Bisweilen stellt man ein ganzes Gefäss dann noch in die Grube, oft legt man einzelne Knochen in kleinere Gefässe. Ist so der Leichenbrand geborgen, wird die Grube zugeworfen. Die ausgehobene Erde reichte natürlich nicht zur Bildung eines wirklichen Grabhügels, wohl aber blieb die Stelle des Grabes, ähnlich unsern Gräbern, durch eine kleine Erhöhung kenntlich. Im Laufe der Jahrhunderte musste natürlich diese kleine, unbedeutende Erhöhung vollständig verschwinden. Die Gruben legte man an in den flachen Boden, auch wohl, je nach Lage des Begräbnisplatzes in Sandwehen (Scheuerbusch), ja selbst in alte Gräber der Hallstatt- und Steinzeit (Scheuerbusch, Trippelsdorf). Die Folgerung lag nahe, dass man, bei nicht genügender Erforschung, die aus solchen Hügeln entnommenen germanischen Funde als Beweis anzusehen habe für den germanischen Ursprung des Hügels und demgemäss für eine Dauer der Hügelbestattung bis in die Kaiserzeit. Im Scheuerbusch bei Wahn konnte jedoch nachgewiesen werden, dass die Brandgruben in Hügeln Nachbestattungen waren, da das eigentliche Hallstattgrab, zu dem der Hügel gehörte, ebenfalls zum Vorschein kam. Das war in Scheuerbusch in einem Falle eine graphitierte Urne mit Schale und Becher der zweiten Hallstattstufe mit typischer Scheibenkopfnadel.

In den rein germanischen norddeutschen Gebieten ging die Bevölkerung zur ersten Eisenzeit von der Hügelbestattung zum Flachgrab über; in diesem Zustand war die siegreich vordringende Bevölkerung der Grenzgebiete, als sie den Niederrhein besetzte, und so muss auch diese Bestattung von der Zeit an am Niederrhein die herrschende gewesen sein.

Ethnologische Ergebnisse:

1. Vom 12. Jahrhundert bis zur Mitte des ersten Jahrtausendes v. Chr. sass am Niederrhein eine Bevölkerung, welche dem südlichen Kulturkreis angehörte — Hallstattvölker.

2. Im 5. Jahrhundert v. Chr. erfolgte in dieses Gebiet die Einwanderung der Germanen, die den ganzen Niederrhein besetzen.

Von hier aus verbreiten sich die Germanen süd- und westwärts, so dass sie während der mittleren Latènezeit die Moselgegend erreichen. Gegen Ende der Latènezeit bildet der Main die südliche Grenze.

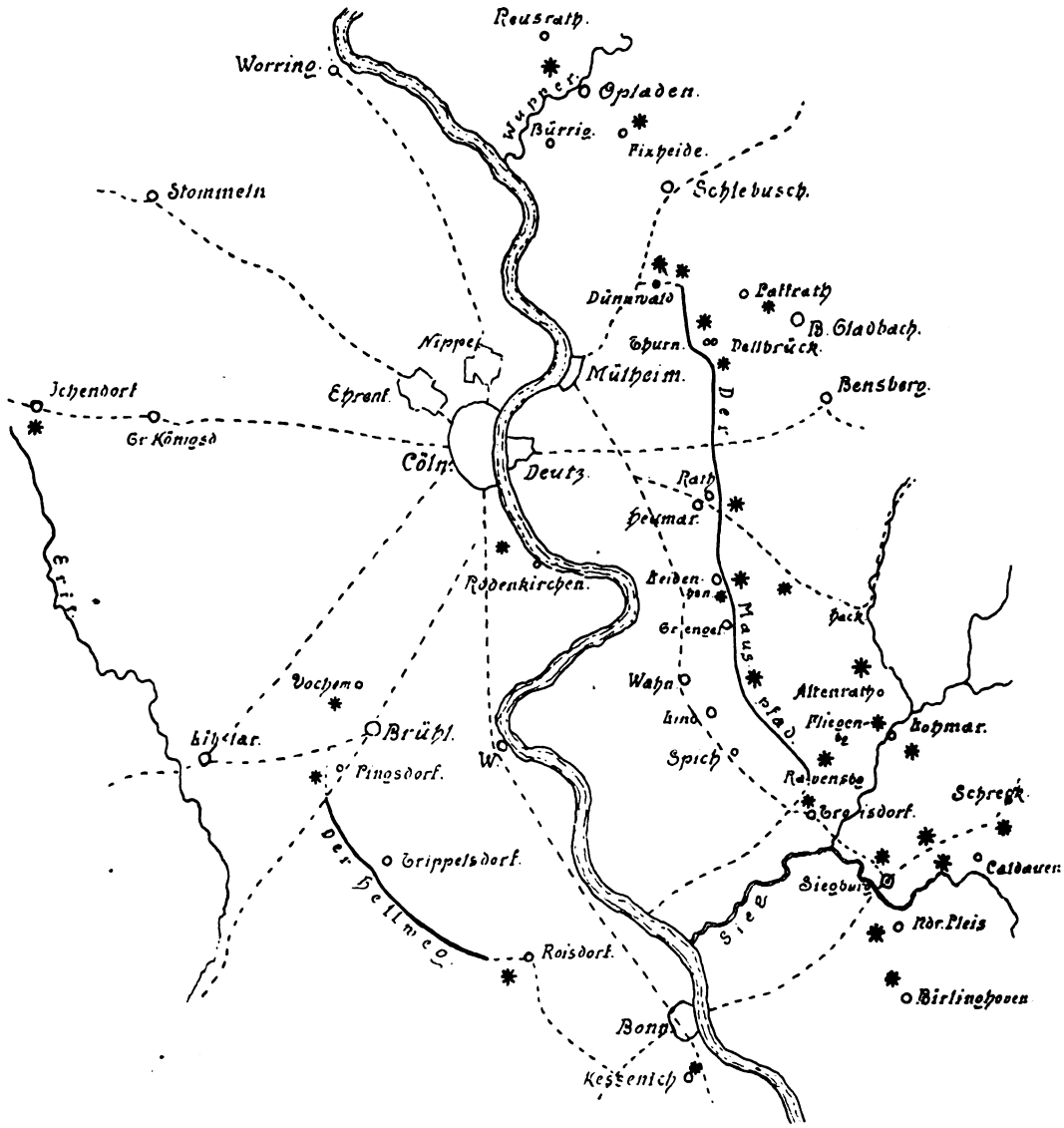
Digitized by Google

Benutzung der Begräbnisstätten in dem Gebiete von der Sieg bis zur Wuppermündung

(nach den bis 1912 vorliegenden Funden).

Name der Fundstelle	Benutzung bezw. Besiedlung					Name der nächsten Ortschaft
	a) Steinzeit	b) Bronzezeit	c) Hallstattperiode	d) germanische Zeit Latène- und Kaiserzeit	c) fränkische Zeit	
1. Franzhäuschen (Sieg-Kreis)	—	—	Frühhallstatt bis Ende	—	—	Schreck
2. Rotenbach (Sieg-Kreis)	—	—	"	—	—	Siegburg
3. Caldauen (Sieg-Kreis)	—	—	Hallstatt II bis Ende	—	—	Caldauen
4. Brückberg (Sieg-Kreis)	—	—	Hallstatt II bis Ende	—	—	Siegburg
5. Lohmar (Sieg-Kreis)	Schnurkeramik	—	Hallstatt IV	—	fränkische Zeit	Lohmar
6. Niederpleis (Sieg-Kreis)	Schnurkeramik	—	Hallstatt I bis IV	germanische Zeit	fränkische Zeit	Niederpleis
7. Schmerbroich (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt I bis IV	—	—	Birlinghoven
8. Troisdorf (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II bis III	—	—	Oberlahr
9. Ravensberg (Kreis Mülheim a. Rh.)	Steinbeilfunde (Flachbeile)	—	Hallstatt I bis III	—	—	Troisdorf
10. Fliegenberg (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt III	germanische Zeit	—	Troisdorf
11. Altenrath (Kreis Mülheim a. Rh.)	Schnurkeramik	—	Hallstatt I bis IV	—	—	Altenrath
12. Scheuerbusch (Kreis Mülheim a. Rh.)	Untergrombacher Periode	Bronzezeit	Hallstatt I bis Ende	germanische Zeit	—	Lind bei Wahn
13. Leidenhausener Hardt (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt I, II, III	—	—	Eil
14. Hack (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II, III	—	—	Rösrath
15. Heumar (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II, III, IV	—	—	Heumar
16. Iddelsfelder Hardt (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt I, II, III	—	—	Thurn
17. Dellbrück (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II, III	—	—	Dellbrück
18. Paffrath (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II, III	—	—	Paffrath
19. Dünnwalder Hardt (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt I, II, III	—	—	Dünnwald
20. Morsbroich (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II, III	—	—	Dünnwald
21. Fixheide (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	—	Hallstatt II bis III	—	—	Fixheide
22. Reusrath (Kreis Mülheim a. Rh.)	—	Bronzezeit	Hallstatt I	germanische Zeit	—	Reusrath
23. Kessenich-Bonn (Kreis Bonn)	—	—	Hallstatt IV	—	—	Kessenich
24. Buchholz (Kreis Bonn)	Rössener Periode	Bronzezeit	Hallstatt II	—	—	Roisdorf
25. Trippelsdorf (Kreis Bonn)	Bandkeramik	—	—	germanische Zeit	fränkische Zeit	Trippelsdorf
26. Villenhof (Landkreis Cöln)	Schnurkeramik	—	—	—	—	Pingsdorf
27. Vochem (Landkreis Cöln)	—	—	Hallstatt II bis IV	—	—	Vochem
28. Ichendorf (Kreis Bergheim)	—	—	Hallstatt II bis IV	—	—	Ichendorf
29. Cöln (Kreis Bergheim)	—	Bronzezeit	Hallstatt II und III	germanische Zeit	fränkische Zeit	Cöln

Digitized by Google



— = Prähistorische Wege.

* = Hallstatt-Gräberfelder.

Übersichtskarte der Hallstattgräberfelder im Sieg- und Wuppergebiet.

Digitized by Google

Grabgefässe der ersten Hallstattstufe (Hallstatt A).

Tafel XVIII.

Fig. 1, 2, 3, 4. Gefässe des Villanova-Typus; Schmerbroich bei Niederpleis (Siegburg).
Fig. 5. Gefässe desselben Typus in einem Flachgrab gefunden während 1—4 bei Erdarbeiten zum Vorschein kamen.
Fig. 6. Aus Hügel bei Schreck, dazu Henkelbecher 21 und kleine Bronzenadel uncharakteristisch, feine Kammstriche am Halse. Urne aus feinem Ton, gelb, geglättet, mit dünnen Parallelrillen.
Fig. 7. Grabgefässe vom Ravensberge übereinanderstehend gefunden; Leichenbrand im unteren Gefässe; Bronzefragmente neben Urne.
Fig. 8, 9, 10. Grabfund von Reusrath bei Opladen. Schale hat bronzezeitlichen Charakter; dabei Bronze- und Eisenringfragment.
Fig. 11, 12, 13, 14. Grabgefässe von Altenrath (dritter Typus); 11 mit feinen Halsrillen.
Fig. 15. Schale zu 14, schildförmig (wie Mayen).
Fig. 16. Becher zu 14.
Fig. 17. Grabgefäss von Siegburg (Rotenbach).
Fig. 18. Grabgefäss vom Scheuerbusch bei Wahn.
Fig. 19. Grabgefäss vom Scheuerbusch mit gerundetem Hals; dazu:
Fig. 20. Becher mit Henkel und Fingernageleindrücken.
Fig. 21. Henkelbecher zu 6. Der Leichenbrand nicht in der Urne; in dem Knochen Becher und Nadel; das Gefäss (6) umgekehrt über dem Ganzen.

Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe (Hallstatt B).

Tafel XIX.

Fig. 1, 2, 3. Urne. Schale und Becher (Dünnwald) Schale mit Eindrücken am Rande der Standfläche.
Fig. 4. Schale, Königsforst zu 5.
Fig. 5. Urne (Königsforst).
Fig. 6. Becher gefrittet und zerbrochen; in dieser Weise benutzt (Scheuerbusch). Dazu graphitierte Urne mit Schale und Vasenkopfnadel.
Fig. 7. Urne (Königsforst).
Fig. 8, 9. Urne und Becher, Ravensberg, (zusammengehöriger Grabfund).
Fig. 10. Urne. Rillen am Halse und Graphitzeichnung.
Fig. 11. Spitzbecher Ravensberg.
Fig. 12. Graphierte Urne (Rotenbach).
Fig. 13. Rötliche Urne (Wahn).
Fig. 14. Graphierte Urne (Altenrath).
Fig. 15. Flaches Schälchen (wie Süddeutschland, Alt. uns. h. Vorzeit, Band IV).
Fig. 16. Graphierte Urne (Altenrath).
Fig. 17. Schale mit Schnurösen (Altenrath).
Fig. 18. Urne (Altenrath).
Fig. 19. Urne (Idendorf).

Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe (Hallstatt B).

Tafel XX.

Fig. 1. Grosse Urne mit Rillen, dazu Schale (Fig. 2) mit Rillenmuster und zwei Durchbohrungen (Idendorf). Vergl. Textabb. 3, Fig. 12.

Digitized by Google

Fig. 3. Schale (Rotenbach).
Fig. 4. Urne; Scheuerbusch bei Wahn.
Fig. 5. Schale, Scheuerbusch.
Fig. 6, 7. Grabfund; Scheuerbusch; Urne und Schale, beide graphitiert; Becher mit Deckel und Henkelösen. Eimerform.
Fig. 8. Schale mit Rillen; (Altenrath); dazu Kelchbecher.
Fig. 9. Urne mit mehrfarbiger (roter und schwarzer) Ornamentation (Ravensberg).
Fig. 10. Grabfund Altenrath; Urne mit Rillen; Becher mit sphärischem Boden.
Fig. 11. Desgl. Grabfund von Altenrath; Urne mit Fingernageleindrücken.
Fig. 12. Schale (Altenrath) mit Graphitzeichnung. Vergl. Abb. 3, Fig. 7.
Fig. 13. Grosse, weitbauchige, graphitierte Urne, Niederpleis, dabei Nadel mit dünnem Kopf. Vergl. Abb. 2, Fig. 3.
Fig. 14. Schale zu einer grossen Urne (Buchholz). In der Schale Sternmuster in Rillenmanier; an den Seiten lange Schnuröse (auf Photographie nicht sichtbar). Vergl. Abb. 3, Fig. 13.

Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe (Hallstatt B).

Tafel XXI.

Fig. 1. Urne mit konischem Halse und Zickzackornament (Graphit) Ravensberg. Vergl. Abb. 2, Fig. 5.
Fig. 4. Schale zu 1.
Fig. 2. Spitzbecher mit Rillen (Dünnwald).
Fig. 3. Becher (Königsforst).
Fig. 5. Schale (Scheuerbusch).
Fig. 6. Schale (Scheuerbusch).
Fig. 7. Rötliche Urne mit Graphitmuster (Dünnwald). Vergl. Abb. 2, Fig. 8.
Fig. 8. Kelchbecher (Thurn).
Fig. 9, 10. Urne; Oberteil ganz graphitiert, dazu gehörige rote Schale, letztere mit zwei Durchbohrungen. Vergl. Abb. 3, Fig. 8.
Fig. 11. Henkelbecher (Schreck).
Fig. 12. Becher mit drei Füsschen (Königsforst) Heumar.
Fig. 13. Urne mit konischem Halse, metopenartig angeordneten, vertikalen Rillengruppen (Scheuerbusch).
Fig. 14. Urne, Beigefäss in Schalenform (Wahn).
Fig. 15. Schale (Paffrath) Schale zu 19.
Fig. 16. Urne mit fein ausgeführtem Rillenmuster (Ichendorf). Vergl. Abb. 2, Fig. 16.
Fig. 17, 18, 20. Kelchbecher (Ravensberg).
Fig. 19. Grosse Urne mit Graphitmuster (Paffrath). Vergl. Abb. 2, Fig. 3.

Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe (Hallstatt B).

Tafel XXII.

Fig. 1. Situlenförmige Urne mit Henkel; wie bei Situlen aus Bronze der Boden etwas gewölbt (Ichendorf).
Fig. 3. Urne; entstanden aus Typ 1; ganz graphitiert, auch die Innenseite des Randes (Ravensberg).
Fig. 2. Grabgefäss mit zwei Henkeln (einer abgebrochen). (Heumar).

Digitized by Google

Fig. 4. Als Schale benutztes Gefäss mit Fuss; Graphitornamente, auch Innenseite des Randes. Vergl. Taf. XXI, Fig. 6.
Fig. 5. Urne (Ravensberg).
Fig. 6. Weitbauchige Urne mit abgesetztem Halse (Altenrath).
Fig. 7. Urne (Niederpleis).
Fig. 8. Beigefäss (Ravensberg).
Fig. 9. Urne (Niederpleis), Unterteil gerauht; in horizontalen Rillen angebracht.
Fig. 10. Schale (Siegburg).
Fig. 11. Urne (Scheuerbusch).
Fig. 12. Schale (Altenrath).
Fig. 13. Grosse Urne (Ravensberg).

Gefässe der dritten Hallstattstufe (Hallstatt C).

Tafel XXIII.

Fig. 1. Grabgefäss (Idendorf).
Fig. 2, 3. Kleine Schälchen. 3 zu Gefäss 17. Altenrath (2), Ravensberg (3).
Fig. 4. Schale mit Rillenornament (Siegburg).
Fig. 5. Grabgefäss (Altenrath).
Fig. 6. Schale (Altenrath).
Fig. 7. Urne (Scheuerbusch).
Fig. 8. Grabgefäss (Rotenbach).
Fig. 9. Grabgefäss (Scheuerbusch).
Fig. 10, 11, 12. Grabgefässe (Rotenbach, Cöln, Vochem).
Fig. 13, 14, 15. Grabfund (Scheuerbusch) Schale mit drei halbkreisförmigen Einbuchtungen.
Fig. 16. Beigefäss mit spärischem Boden.
Fig. 17. Grabgefäss (Altenrath; dazu 3).

Abb. 4. Eisernes Gerät aus einem Grabe der III.—IV. Hallstattzeit am Ravensberge; Prototyp der keltischen Schlachtsicheln.

Grabgefässe der vierten Hallstattstufe (Hallstatt D)

Tafel XXIV.

Fig. 1, 2, 3. Weitbauchige Urne mit Schale neben dieser Becher, 2 und 3, in Urne Wendelring (Siegburg, Rotenbach).
Fig. 4. Becher, Bauchung mit Stichornament.
Fig. 5. Grabgefäss (Vochem) mit Punzen.
Fig. 6, 7, 8. Grabfund; Schale über 6; neben 6 Gefäss 7. 6 mit kleinen schräg gestellten Strichgruppen auf dem Felde über der Umbruchlinie. Schale 7 mit Kammstrichen auf der Aussenwand. Eiserner Gürtelhaken und zwei eiserne Armringe.

Digitized by Google

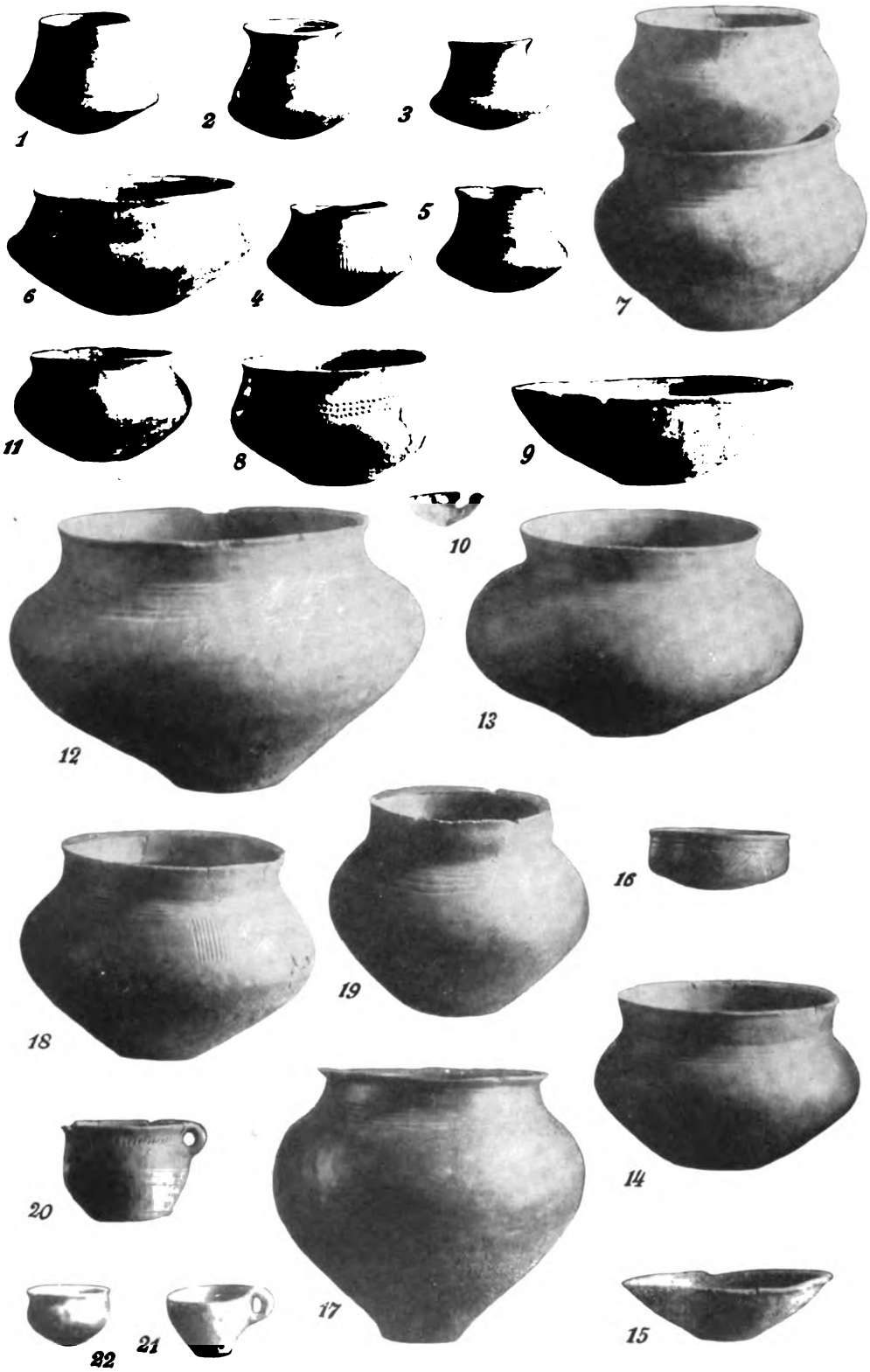
Fig. 9. Grabgefäss mit Punzen und schrägen Rillen über der Bauchung (Vochem).
Fig. 10. Schale (Siegburg, Rotenbach), kleine, vertikale Strichgruppen auf der Bauchung.
Fig. 11. Grabgefäss (Vochem) mit Punzen.
Fig. 12. Grabgefäss mit unregelmässigen Strichen auf dem Unterteil (Rotenbach).
Fig. 13. Beigefäss (Vochem).
Fig. 14. Schale (Rotenbach) zu Fig. 12.
Fig. 15. Urne mit Fingernageleindrücken auf dem Rande und am Halse. Schale mit eingezogenem Rande, aussen Kammstriche.
Fig. 16. Grabgefäss mit Fingernagelornament (Scheuerbusch).
Fig. 17. Grabgefäss mit rundem Stempelornament (Altenrath).

Grabgefässe der vierten Hallstattstufe (Hallstatt D).

Tafel XXV.

Fig. 1. Grabgefäss mit Bauchrillen und schräg gegeneinander gestellten Strichgruppen von den Rillen zur Bauchung (Rotenbach).
Fig. 2. Grabgefäss (Rotenbach); dazu eiserner Armring und Eisennadel; Situla Fig. 4.
Fig. 3. Grabgefäss mit Kammstrichornament als Zickzackband. Das Muster ist unregelmässig gezogen, so dass fast Wellenlinien entstanden (Rotenbach).
Fig. 4. Schale mit nach aussen ausladendem Rande zu 2 (Rotenbach).
Fig. 5, 6. Beigefässe mit Eindruck auf der Standfläche (Siegburg und Vochem).
Fig. 7. Grabgefäss mit Fingernagelornament von der Umbruchlinie bis zum Fuss (Rotenbach). Dies Gefäss wie das im Kensington Museum.
Fig. 8. Grabgefäss (Altenrath).
Fig. 9. Grabgefäss mit drei schräggestellten Strichen auf dem Oberteil, zu 2.
Fig. 10, 13. Grabgefäss mit Schale. Beide Gefässe mit Strichornament, durch kleine Punkte hergestellt (imitiert. Schnurornament.) (Rotenbach).
Fig. 11. Schale mit eingezogenem Halse (Schmerbroich).
Fig. 12. Grabgefäss (Vochem) Unterteil gerauht.
Fig. 14. Grabgefäss (Vochem).
Fig. 15. Beigefäss (Siegburg).

Digitized by Google



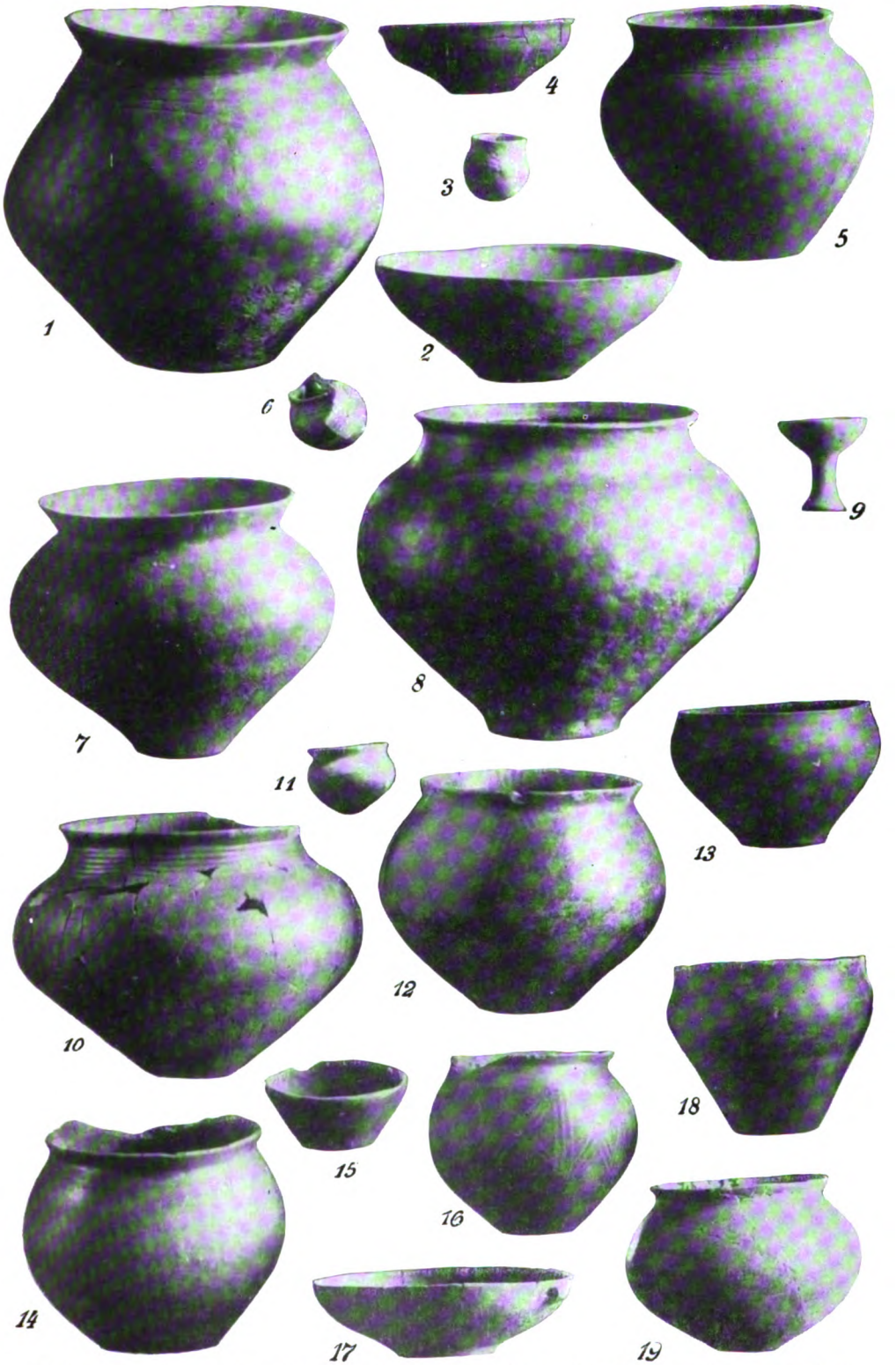
Grabgefässe der ersten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



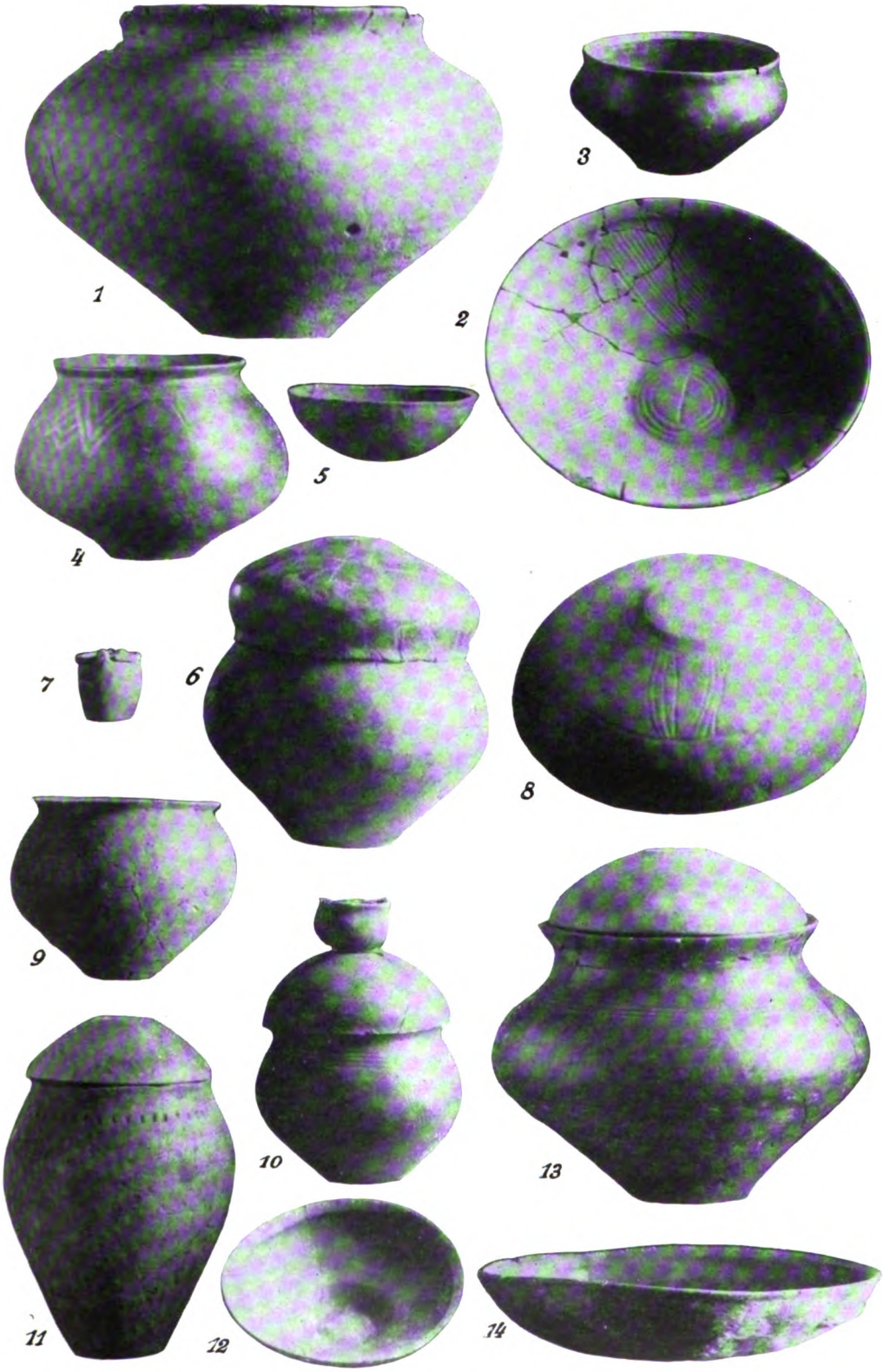
Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 1. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



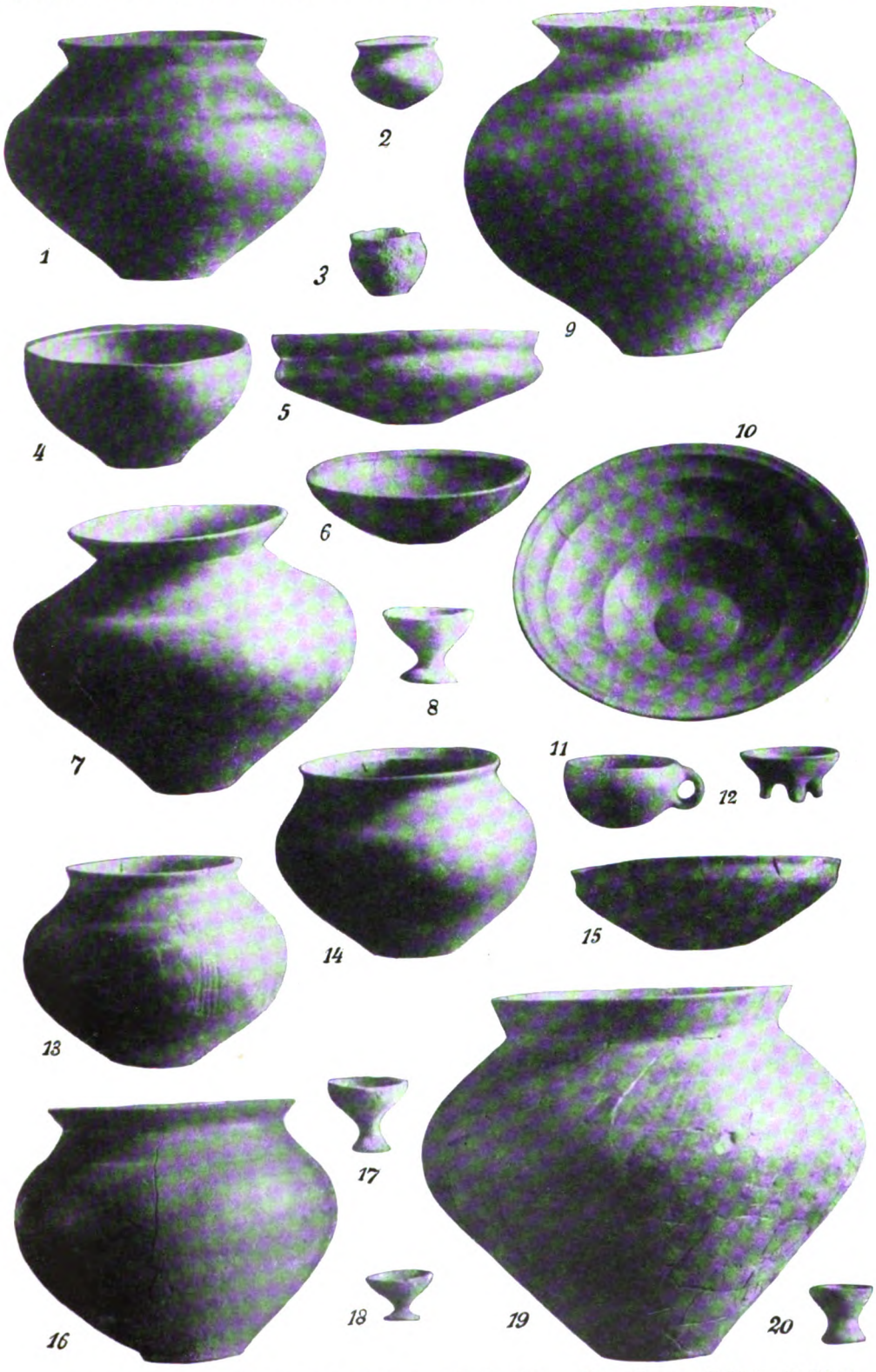
Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 2. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google



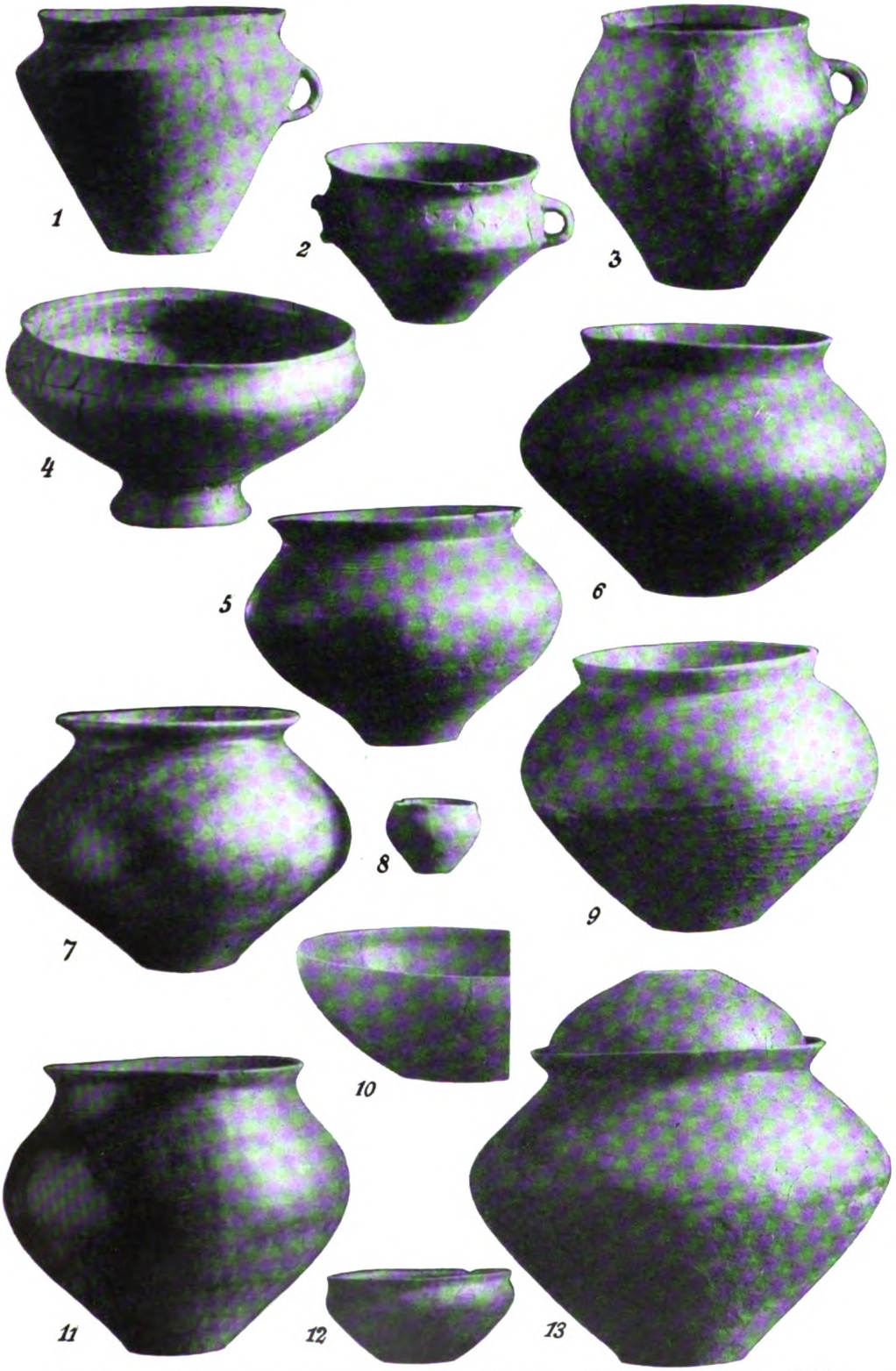
Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 3. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grabgefässe der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 4. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Grabgefässe der dritten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

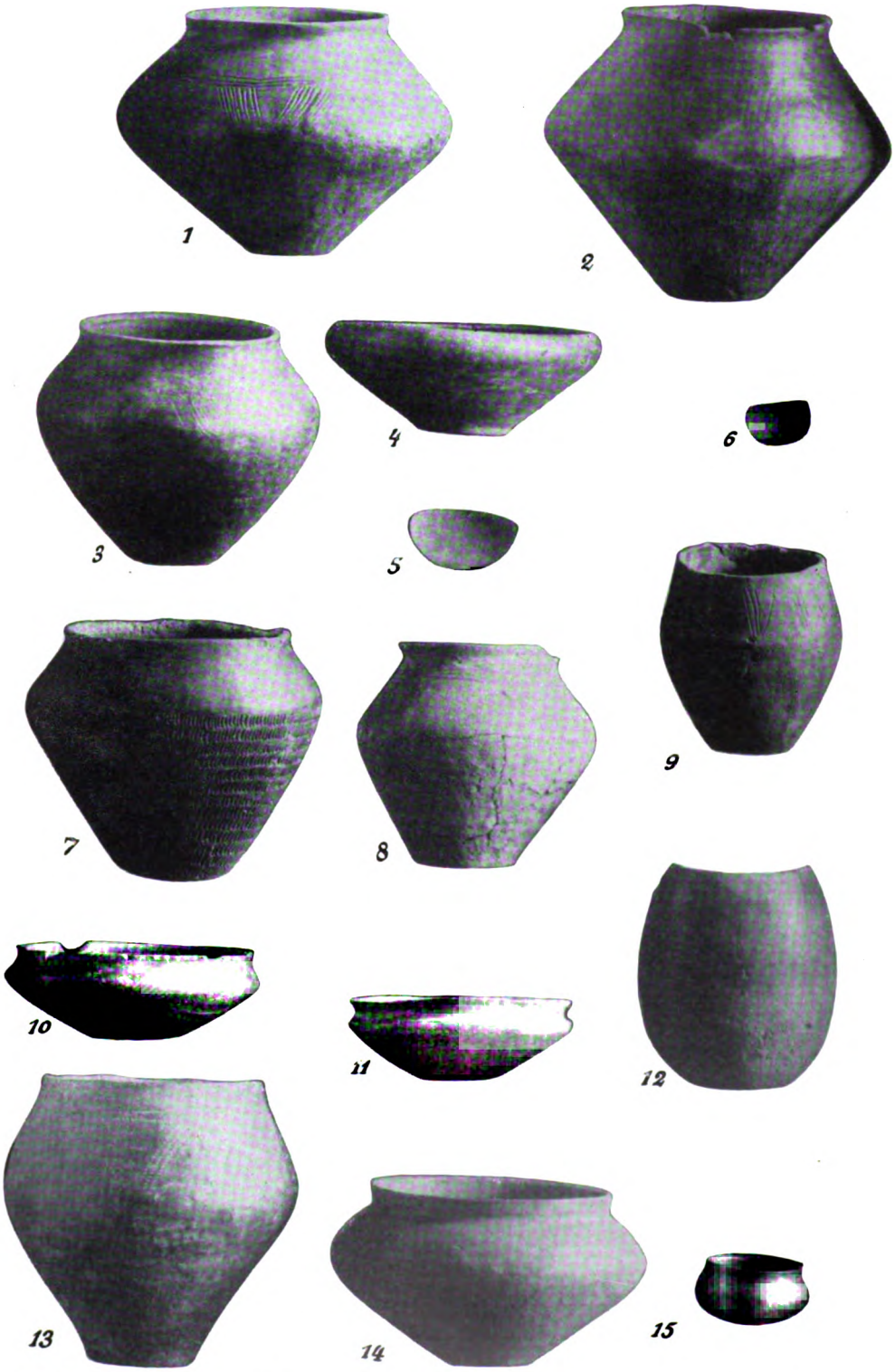
Grabgefässe der vierten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 1. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



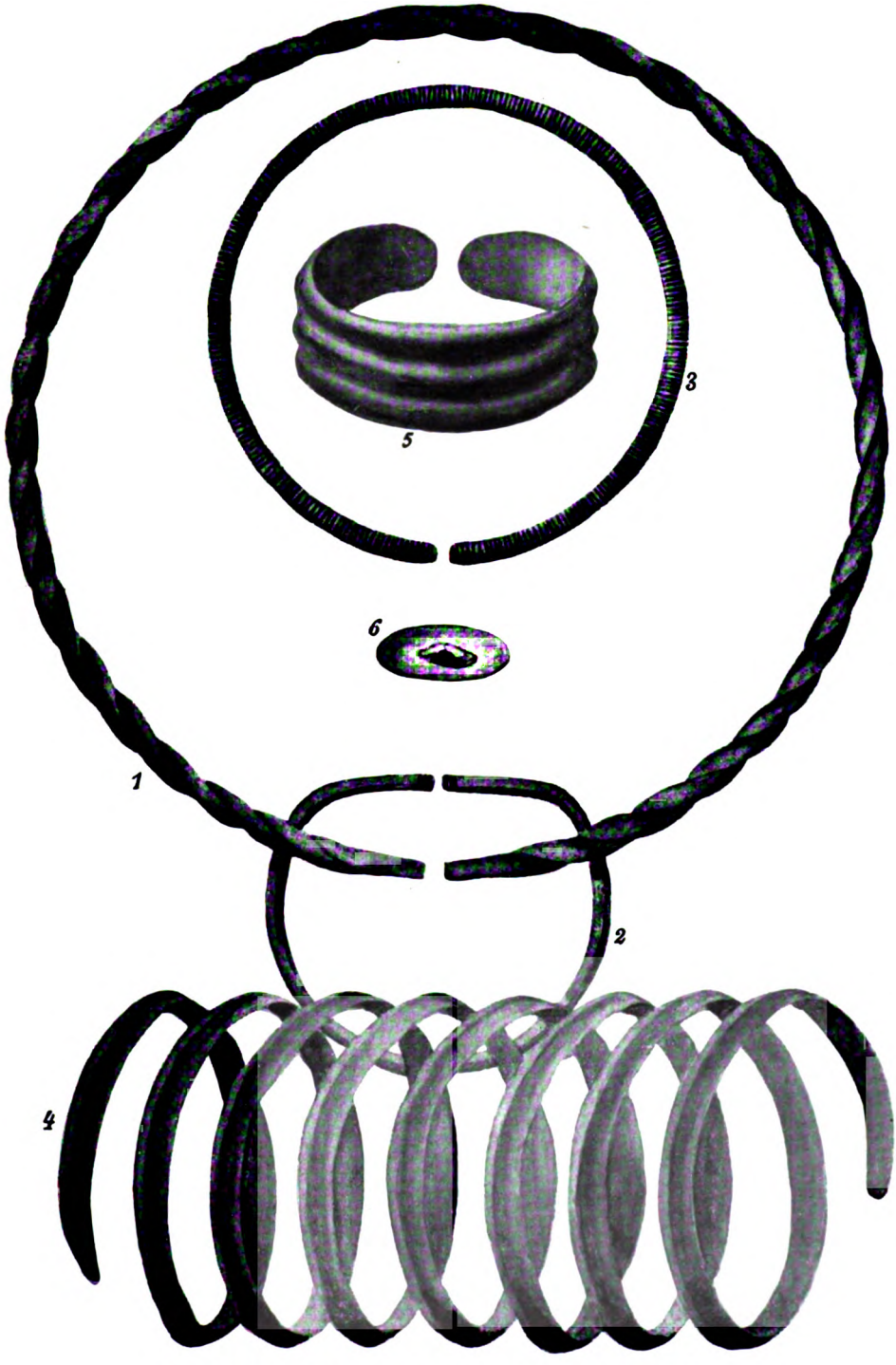
Grabgefässe der vierten Hallstattstufe am Niederrhein. Sieg-Wupper-Gebiet. 2. Blatt.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



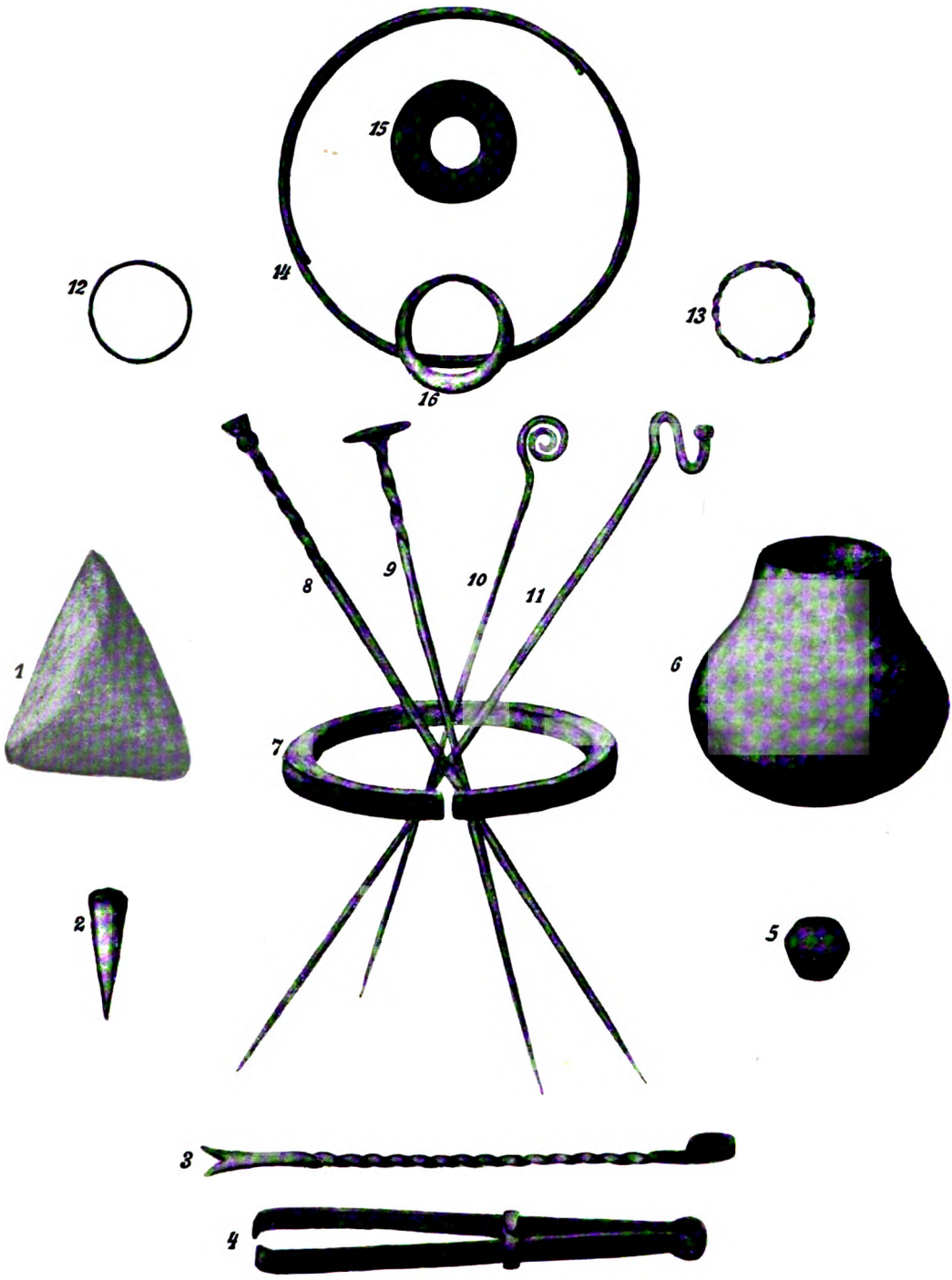
Bronzeschmuck der ersten Hallstattstufe am Niederrhein.

1. **Gedrehter Ring aus einem Grab** der frühen Hallstattzeit zu Gefäss Tafel XVIII Fig. 1—5 (Schmerbroich). 2. **Steigbügelring, Birlinghoven (zu Hallstatt 4)**. 3. Bronzering, Schreck. 4. Armspirale, Schmerbroich. 5. Flacher Armring, Schreck (mit **bauchiger, rauher Urne**; nur kleine Bruchst. des Gefässes erhalten). 6. Tutulus, ebendaher; 3. 5. 6 geh. zusammen.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzeschmuck der zweiten Hallstattstufe am Niederrhein.

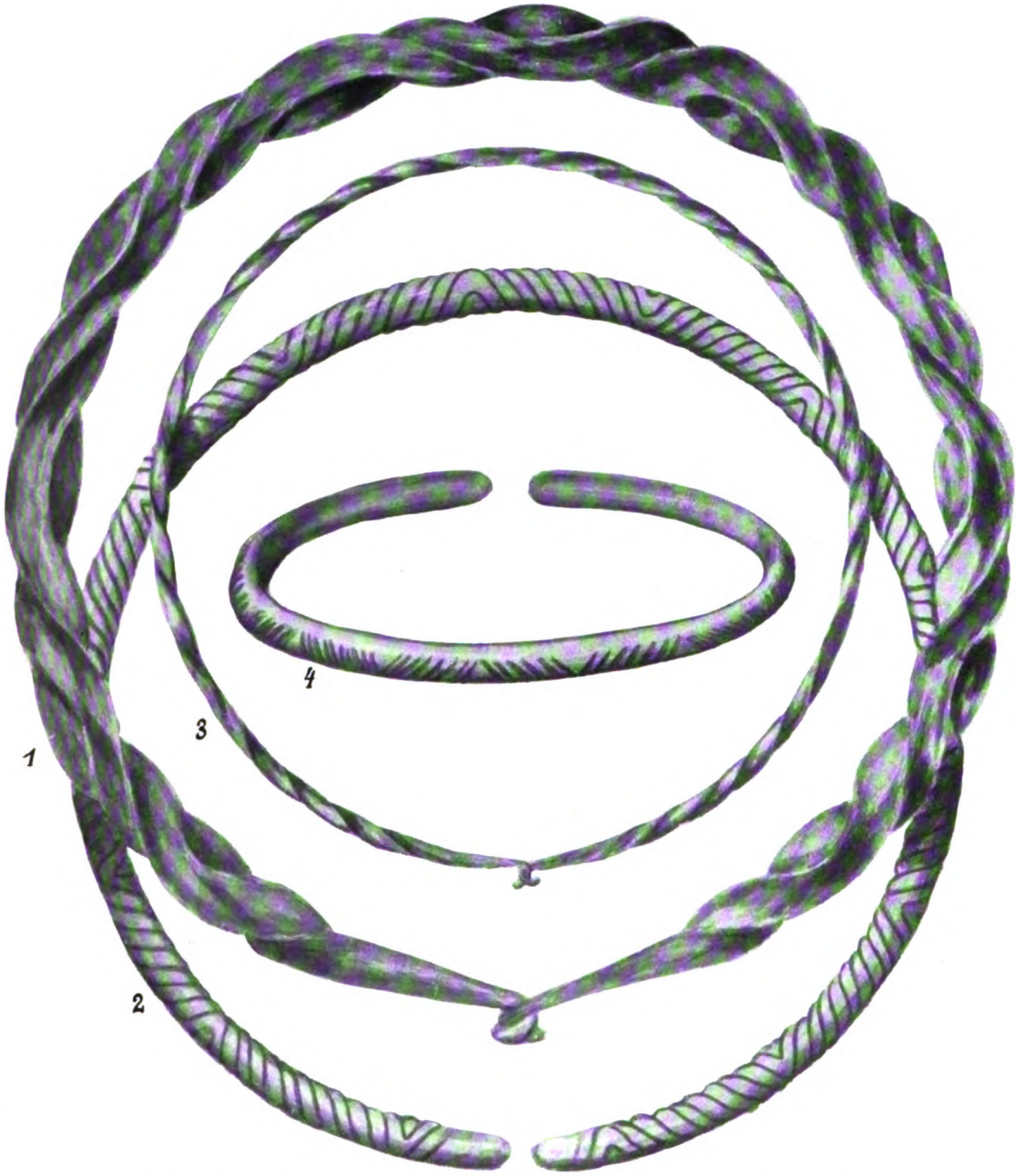
1. Dreieckige Messerklinge, Ravensberg, in Urne mit Spitzbecher. 2. Trichterförmiger Anhänger für Zierschnüre; Wahn, Königsforst, Leidenhausen. 3. Hautkratzer, Wahn. 4. Pinzetten, Wahn, Ravensberg, Leidenhausen, Nr. 4 aus Leidenhausen. 5. Mit Bronze überfangene Tonperle (zu Taf. XXII Fig. 3). 6. Bronzegefäss (klein), Wahn. 7. Viereckiger Armring Thurn. 8. Vasenkopfnadel, Altenrath, Scheuerbusch. 10. Spiralkopfnadel. Wahn. 11. Schwanenhalsnadel, Niederpleiss. 12. Dünner Fingerring. 13. Gedrehter dünner Fingerring. 16. Fingerring nach oben dünner werdend, Altenrath. 14. Dünner Armreif, Schreck. 15. Tonring, Dünnwald, Ravensberg.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



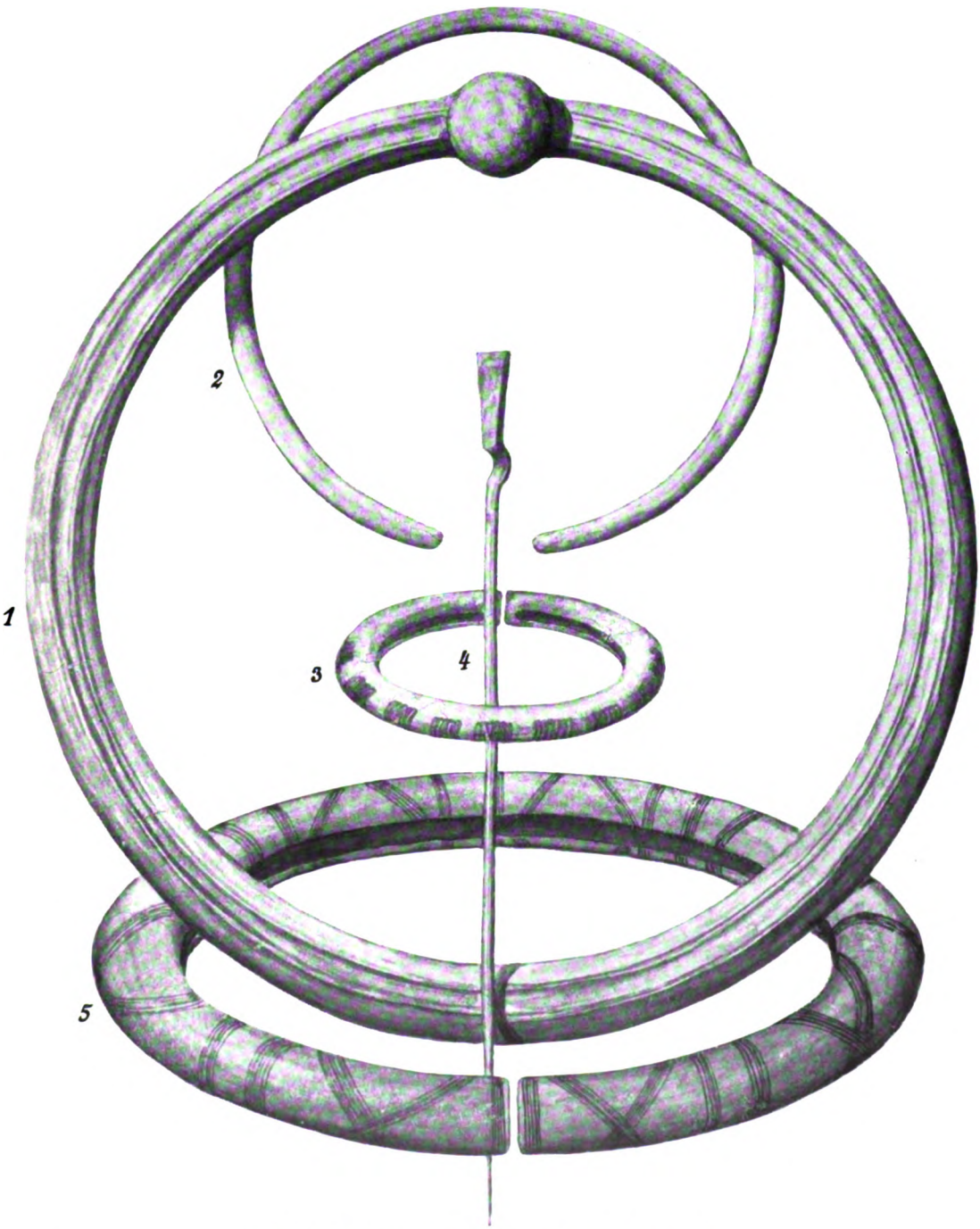
Bronzeringe (Wendelringe) der vierten Hallstattstufe am Niederrhein.

1. Wendelring mit sog. echter Drehung, Rotenbach-Heumar, Urne Taf. XXIV Fig. 1. 2. 3. 2. Wendelring, sog. imitierter, Altenrath. 3. Wendelring aus gedrehtem Draht, Dünnwald. 4. Ring mit schräg geneigten Strichlagen, Altenrath.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzen der vierten Hallstattstufe am Niederrhein.

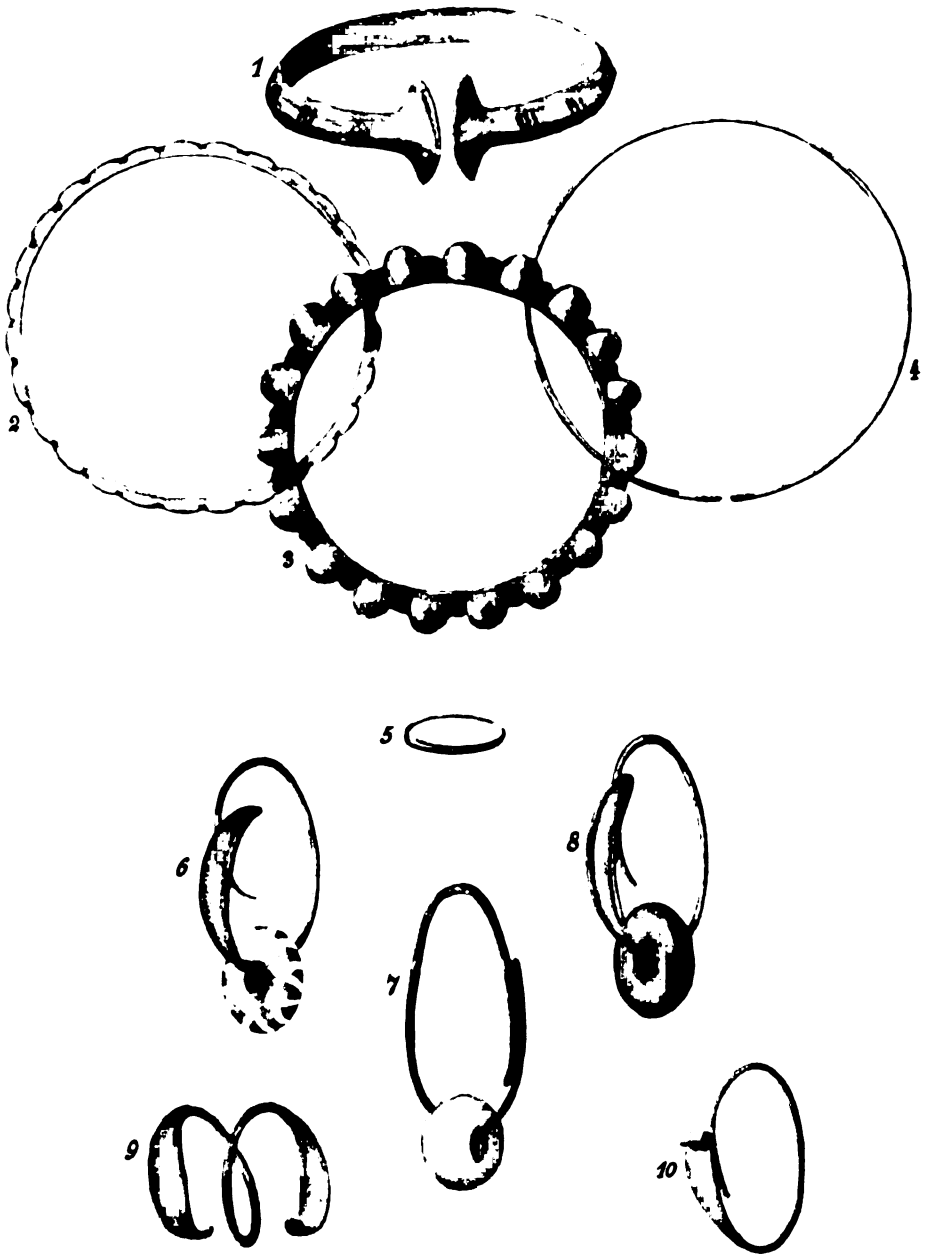
1. Vollgegossener Halsring, Birlinghoven. 2. Vollgegossener Halsring (grösser als Abbildung), Altenrath, zusammen mit 5. 3. Hohler Armring, Wahn. 4. Kropfnadel, Altenrath. 5. Hohler Halsring, Altenrath.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



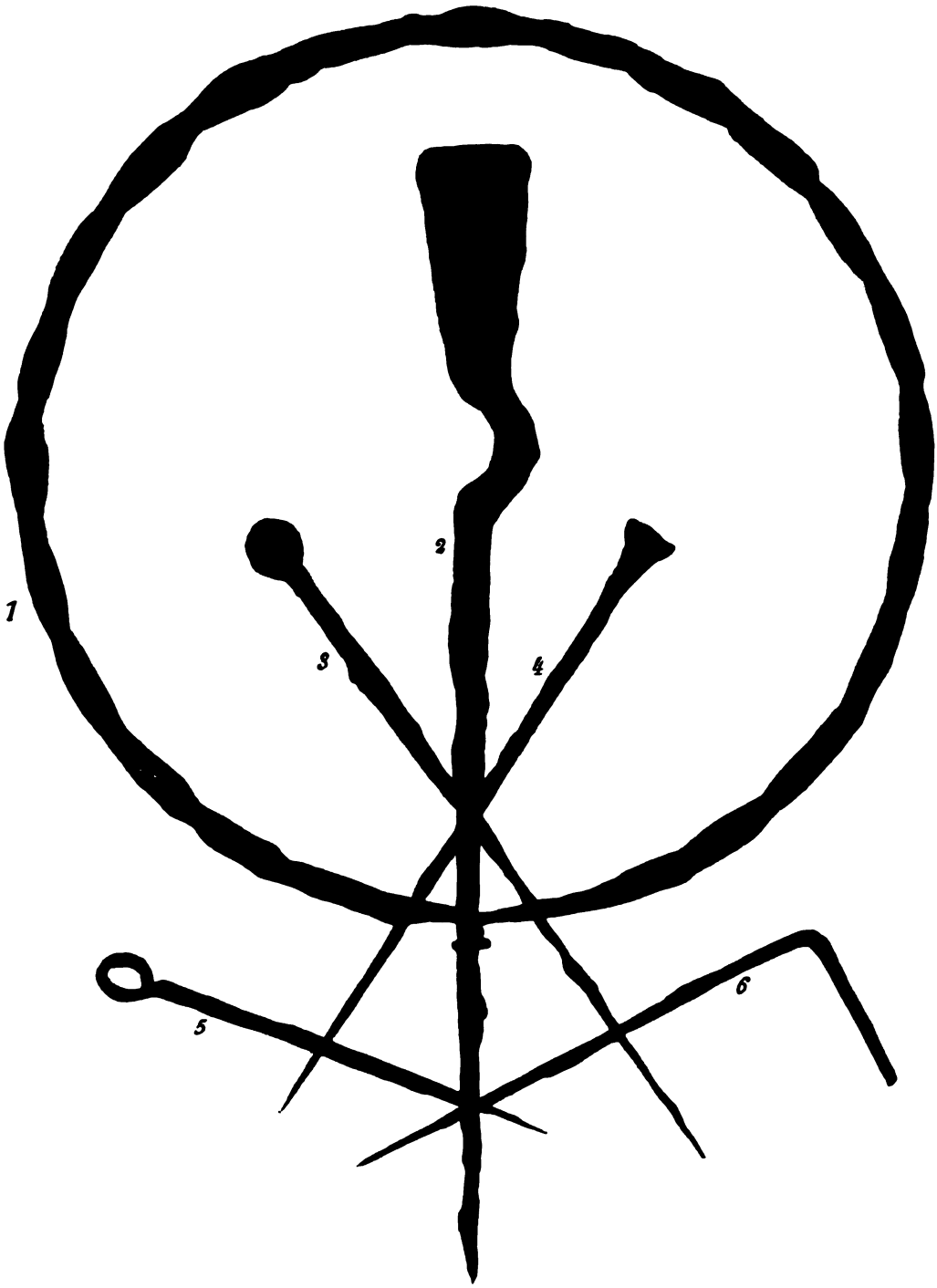
Bronzen der vierten Hallstattstufe am Niederrhein.

1. Armring mit verbreitertem Kopfende, Wahn. 2—4. Armringe, Kessenich und Schmerbroich. 5. Fingerring, Kessenich u. a. O. 6. Ohrring mit bunter Glasperle, Rotenbach bei Siegburg. 7. Ohrring, Bernsteinperle. Ohrring aus Grab des Hügelfeldes Rotenbach, Perle Schmerbroich. 8. Ohrring mit Perle, Rotenbach, Urne Taf. XXIV Fig. 1. 2. 3. 9. Lockenring (Rotenbach), wie 8. 10. Lockenring, Altenrath, zu Eisenring Taf. XXXI Fig. 1.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Eisenschmuck der vierten Hallstattstufe am Niederrhein.

1. Gedrehter Halsring, an demselben eine Anzahl kleiner dünner Bronzeringe Tafel XXX Fig. 10, Altenrath. 2. Kropfnadel, aus demselben Grabe wie 1. 3. Nadel, Rotenbach. 4. Nadel, Kessenich. 5. Nadel, Kessenich. 6. Nadel, Rotenbach.

Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg.

Von Museumsdirektor Professor Dr. J. Martin, Oldenburg.

Mit 12 Textabbildungen.

Im Sommer 1908 wurde bei Rethwisch im Amt Vechta in Oldenburg von einem Arbeiter beim Sandgraben in 1/2 m Tiefe unter ebenem Boden ein Tongefäss gefunden, in welchem folgende Bronzegegenstände enthalten waren: ein Halsring, eine Brillenfibel, eine mit Goldblech belegte Fibel, drei Paar Armringe, ein Rasiermesser und ein Lappenbeil.

Der wertvolle Fund wurde von Herrn Pastor Th. RAMSAUER erworben und dem Grossherzoglichen Museum überwiesen. Sämtliche Stücke mit Einschluss des eigenartig ornamentierten Gefässes sind für Oldenburg neu.

Nach Aussage des Finders war die mit Goldblech belegte Fibel in Birkenrinde eingewickelt, die jener leider fortgeworfen hatte. Als ich die Fundstelle besichtigte, lagen in ihrer unmittelbaren Nähe neben einigen Gefässbruchstücken als Überreste der Rinde noch kleine weisse Stückchen von geschichteter Beschaffenheit umher, an denen deutliche Spuren von Bronzepatina wahrzunehmen sind. Von lebender Birkenrinde unterscheiden sie sich freilich durch ihre bröckelige Beschaffenheit, sowie namentlich dadurch, dass sämtliche Lagen die weisse Farbe der äusseren Birkenrindenschicht aufweisen. Dennoch möchte ich nicht daran zweifeln, dass sie von Birkenrinde herrühren, da die Veränderungen sehr wohl durch das lange Lagern im Erdboden verursacht sein können. Die ihnen anhaftende Patina, die überall auf den Schichtflächen eingedrungen ist, lässt wenigstens mit Sicherheit ihre Zugehörigkeit zu dem Fund erkennen.

Knochenreste waren in dem Gefäss nicht enthalten. Der Umstand, dass Frauenschmuck mit einem Beil und einem Rasiermesser zusammen-

Digitized by Google

getan war, beweist ohnehin, dass das Gefäss nicht zur Beisetzung, sondern zur Aufnahme eines Depots gedient hat.

Um den Halsring (Abb. 1—3) in dem Gefäss unterbringen zu können, hat man ihn in drei Stücke zerbrochen. Er ist hohl gegossen, an der Rückseite offen und an der Nackenseite mit einer schmalen, 8 cm langen Platte versehen, die als Verschlussstück dient. Die Platte ist entsprechend der Krümmung des Ringes gebogen und trägt an den Enden je zwei parallel zu einander gestellte Ösen. Der Ring endet

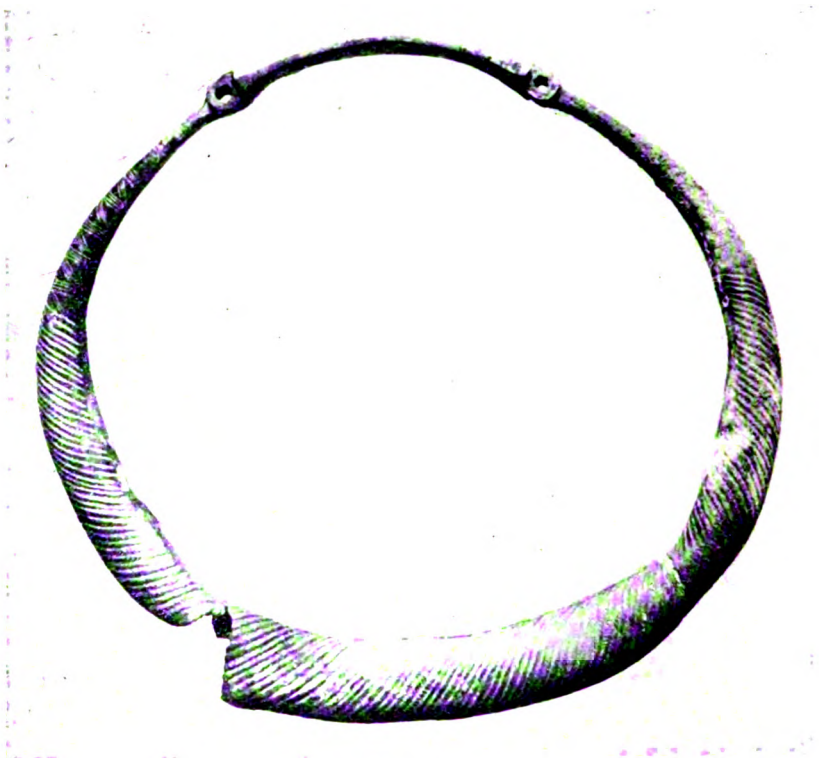


Abb. 1. 1/2.

beiderseits mit je einer Öse, die in den Zwischenraum der Ösen der Verschlussplatte genau hineinpasst. Die Verbindung ist offenbar durch zwei Stifte bewerkstelligt worden, die durch die Ösen hindurchgesteckt wurden; sie sind jedoch nicht mehr vorhanden.

An dem Verschlussstück bemerken wir ein Rautenmuster, das sich an beiden Längsseiten hinzieht und aussen sowohl wie innen von einer geraden Linie begrenzt wird. An die beiden inneren Linien setzt sich je eine Reihe kleiner Halbkreise. An den Schmalseiten bildet eine Art Schnurornament den Abschluss.

Digitized by Google

Der Ring selbst ist zum grössten Teil mit eng aneinander schliessenden, schräg verlaufenden Schnüren und glatten Bändern ornamentiert, die in Gruppen von sechs Schnüren und zwölf bis fünfzehn Bändern

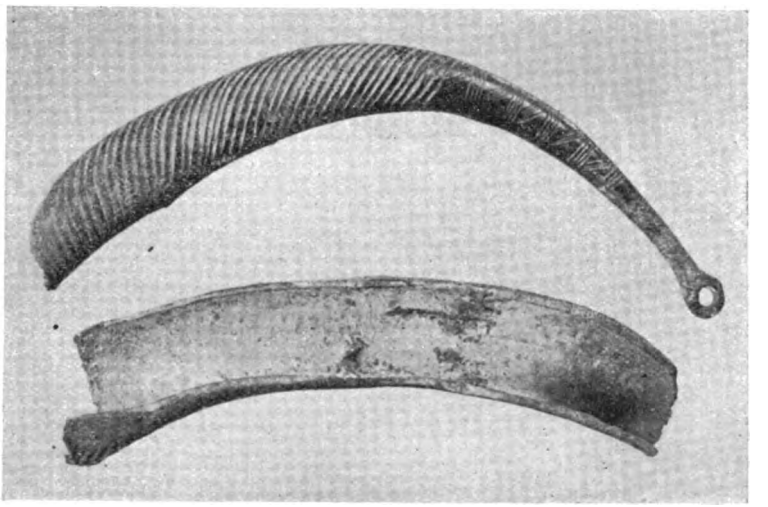


Abb. 2. 2/3.

Abb. 3. 2/3.

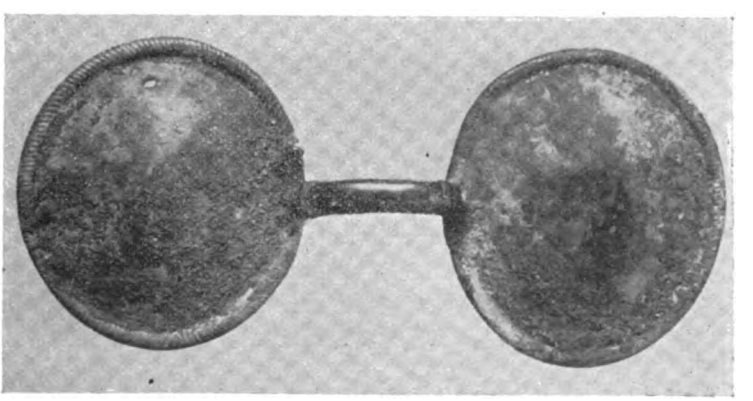


Abb. 4. 2/3.

angeordnet sind. Die sich verjüngenden Enden tragen Strichzeichnung, in der je vier Querstriche und je drei oder vier Schrägstriche in wiederholter Folge miteinander abwechseln. —

Digitized by Google

Die Länge der Brillenfibel (Abb. 4) beträgt 14 cm. Die Platten sind von ovaler Form, die sich jedoch sehr dem Kreise nähert; der grössere Durchmesser steht senkrecht zur Längsrichtung der Fibel. Sie sind schwach gewölbt und mit einem schnurförmigen Band umgeben, das einen geschlossenen Kreis bildet; im übrigen sind sie nicht verziert, sondern völlig glatt. Der Bügel trägt an der Oberseite der beiden Umbiegungsstellen eine wulstförmige Verdickung; ausserdem macht sich an ihm eine schwache Querriefung bemerkbar. Die Nadel fehlt. —

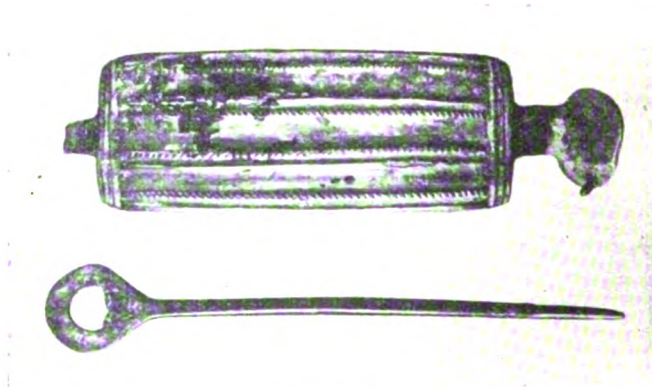


Abb. 5. 2/3.

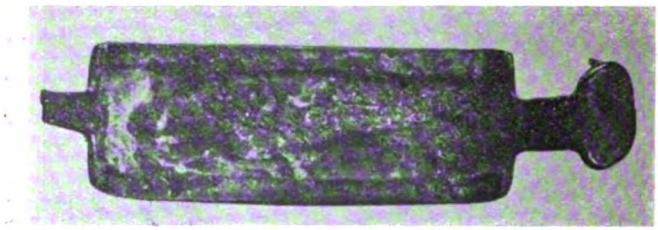


Abb. 6. 2/3.

Die Goldfibel (Abb. 5 u. 6) hat eine Länge von 11,5 cm. Der Bügel besteht zum grössten Teil aus einer mit Goldblech belegten Bronzeplatte von 3 cm Breite. Die Länge dieser Platte beträgt 8,5 cm; doch stehen die Enden nur 8 cm auseinander, weil sie nach innen umgebogen sind. Das Goldblech ist in der Weise mit der Bügelplatte verbunden, dass es um die Ränder der Längsseiten herumgelegt und unterwärts mittels zweier Bronzestreifen von 4 bis 5 mm Breite, die an ihrer Innenkante mit der Bügelplatte zusammenhängen, festgeklemmt ist. Der Goldbelag ist mit vier in der Längsrichtung der Platte verlaufenden Schnüren verziert, die an ihrer Aussenseite von je einer schmalen Leiste begleitet werden. Als Fuss dient eine ovale, quer zur Nadel gestellte Platte von 1,2 cm Breite und 1,9 cm Länge, die an einer der beiden Schmal-

Digitized by Google

seiten als Widerlager für die Nadel einen senkrecht stehenden Stift trägt. Die Verbindung zwischen dem Fuss und der Bügelplatte ist durch ein 1,5 cm langes und 1 cm breites Bronzestück hergestellt. An das gegenüberliegende Ende jener Platte setzt sich als Kopf ein schmälerer Streifen an, der an seinem Ende abgebrochen ist. Der Bruch ist offenbar frisch, weil er im Gegensatz zu den übrigen Bronzeteilen nicht mit Patina überzogen ist. Die Beschädigung ist daher vermutlich auf Verschulden des Finders zurückzuführen. Die Nadel ist, wie der Bügel, zur Aufnahme der Gewandfalte nach aussen gebogen. Sie endet in einen Ring, durch den sie mit dem Kopf verbunden wurde.

Ihrer Form nach möchte ich die Fibel am liebsten als Plattenfibel bezeichnen; doch hat dieser Name schon auf die Brillenfibel Anwendung gefunden. Obgleich die letztere Bezeichnung so treffend ist, dass sie meines Erachtens jeder anderen vorgezogen werden sollte, halte ich es zur Vermeidung von Verwechselungen für zweckmässig, dem Rethwischer Typ die Benennung „Bügelplattenfibel" beizulegen.

Der Typ mit breiter Bügelplatte ist bislang nur in einem einzigen Exemplar bekannt geworden, das A. GÖTZE [1]) von der Porta Westfalica beschreibt. Das Stück hat fast genau die Länge, wie die Rethwischer Fibel, nämlich 11,8 cm statt 11,5 cm. Auch hat die Bügelplatte an ihren Enden dieselbe Breite, wie bei jener; sie ist jedoch nicht rechteckig, sondern ihre Langseiten sind stark auswärts gebogen, so dass die Platte in der Mitte 5,8 cm breit ist. Die Fussplatte ferner ist nicht oval, sondern fächerförmig; ausserdem ist sie mit Ornamenten versehen. Völlig abweichend ist die Ornamentik der Bügelplatte, und endlich fehlt dieser der Goldbelag. Die Konstruktion jedoch ist in beiden Fällen dieselbe.

Um das Abgleiten der Nadel zu verhüten, ist bei der von GÖTZE beschriebenen Fibel die Kopfplatte, an welche die Nadel mittelst ihres Ringes angehängt wurde, an ihrem Ende nachträglich durch Aushämmern etwas verbreitert. Nach den Spuren der Abnutzung, welche an dem Nadelring der Rethwischer Fibel deutlich zu erkennen sind, dürfen wir annehmen, dass bei ihr die Nadel in derselben Weise befestigt gewesen ist.

Die Porta-Fibel setzte GÖTZE s. Z. in die ältere Latènezeit; doch ist diese Altersbestimmung nicht einwandfrei. Wir werden weiterhin sehen, dass die Rethwischer Fibel viel früher zu datieren ist. —

Von den sechs Armringen stimmen je zwei genau miteinander überein, so dass mutmasslich von den drei Paaren je ein Ring an jedem

---

[1]) Gräberfeld an der Porta Westfalica. — Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898, S. 90—93.

Digitized by Google

Arm getragen wurde. Die drei Paare sind von verschiedener Dicke. Alle Ringe sind mit einer Verdickung versehen, die ich als Nachbildung eines Knotens auffassen möchte.

Bei dem schmälsten Ringpaar (Abb. 7) fehlen, abgesehen von der

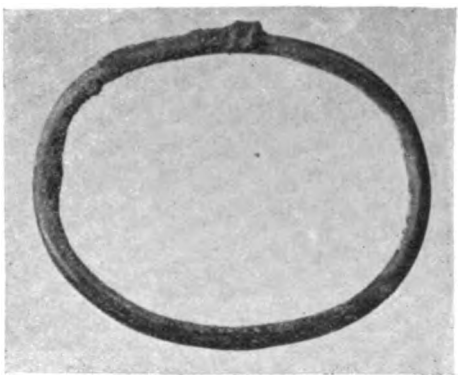


Abb. 7. 2/3.

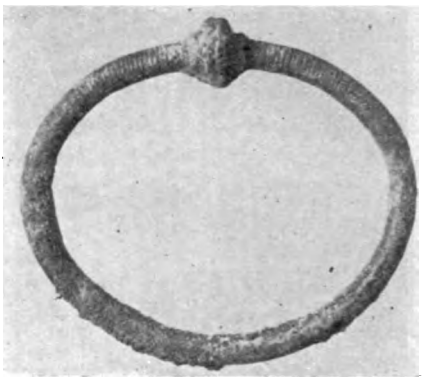


Abb. 8. 2/3.

knotenförmigen Verdickung, jegliche Ornamente, so dass der Reif vollständig glatt ist. Der nur wenig hervortretende Knoten ist in der Mitte eingekerbt, wodurch er in zwei Wülste geteilt ist. Bei dem einen der beiden Ringe gehen diese Wülste ganz um ihn herum; bei dem anderen, der hier abgebildet ist, sind sie an der Innenseite nachträglich abgeschliffen.

Der Reif des mittleren Ringpaares (Abb. 8) ist jederseits vom Knoten auf eine kurze Strecke geringelt, sonst jedoch glatt. Entsprechend der Dicke des Reifes ist auch der Knoten stärker entwickelt, als bei dem ersterwähnten Ringpaar. Ausserdem ist er nicht nur in der Mitte, sondern auch an beiden Enden eingekerbt, so dass er sich aus vier ringförmigen Wülsten zusammensetzt. Diese sind, wie die Photographie allerdings nur undeutlich erkennen lässt, mit Schnurornament versehen, wodurch die Ähnlichkeit der Verdickung mit einem Knoten wesentlich erhöht wird.

Bei dem stärksten Ringpaar (Abb. 9) ist, wie der Reif, so auch der Knoten dicker, als bei dem mittleren Ringpaar, und die Zahl seiner Einkerbungen ist doppelt so gross. An den sieben Knotenwülsten bemerken wir wiederum das Schnurornament. Anstatt ganz um den Reif sich herumzulegen, ist der Knoten diesem, um beim Tragen des Ringes nicht hinderlich zu sein, aussen aufgesetzt, so dass er die Innenseite freilässt. Der Reif selbst ist wiederum jederseits vom Knoten geringelt. Die Ringelung erstreckt sich hier jedoch auf beiden Seiten über fast ein Drittel des Ringumfanges und erhält durch drei schräg zu ihr gestellte Linien und zwei Punktreihen, die jene beiderseits begleiten, einen besonderen Abschluss. Die Zeichnung ist durch die Patina zum grossen

Digitized by Google

Teil verdeckt und im übrigen so schwach sichtbar, dass sie in der Photographie kaum zum Ausdruck kommt. —

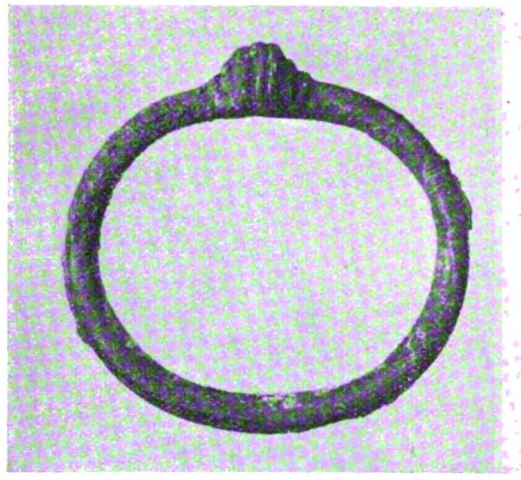


Abb. 9. 2/3.

Im Provinzialmuseum zu Hannover befinden sich zwei Armringe mit knotenförmiger Verdickung, ähnlich derjenigen unseres mittleren Ringpaares. Hinsichtlich der Ornamentierung nimmt der eine Ring (No. 5550, Eggestedt, Kreis Blumenthal) eine Zwischenstellung zwischen dem mittleren und stärksten Ringpaar ein; denn die Ringelung des Reifes ist mit einem ähnlichen Abschluss versehen, wie bei diesem, erstreckt sich aber nicht viel weiter als bei jenem. Die Knotenwülste

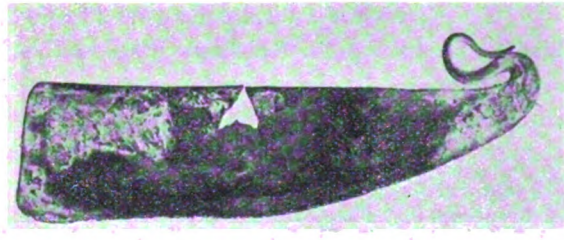


Abb. 10. 2/3.

haben mit beiden das Schnurornament gemein. Bei dem anderen Ring (No. 5622, Wickbranzen, Kreis Syke[1]) sind Reif und Knotenwülste vollkommen glatt. Über das Alter der Ringe ist nichts bekannt. —

Die Klinge des Rasiermessers (Abb. 10), die bei ähnlichen

[1]) Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover von J. H. MÜLLER, herausgegeben von J. REIMERS. Hannover 1893. Taf. VIII, Fig. 68.

Digitized by Google

Formen nicht selten auf das mannigfachste verziert ist, entbehrt aller Ornamente. Der kurze Griff ist schwanenhalsartig gebogen; sein freies Ende ist von oben nach unten abgeplattet und seitlich verbreitert, so dass er einigermassen einem Schwanenschnabel ähnelt. —

Das Lappenbeil (Abb. 11) ist in zwei Stücke zerbrochen. Die

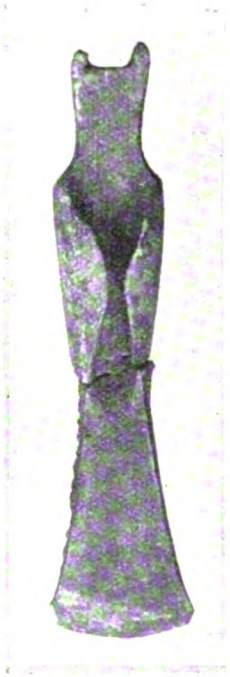


Abb. 11. 1/2.

Abb. 12. 1/3.

Lappen stehen auf den Breitseiten; sie beginnen annähernd in der Mitte des Beiles und endigen vor der Bahn in einer Entfernung, die etwa ein Drittel der Schaftwange beträgt. Der Absatz der letzteren ist bogenförmig; an der Bahn befindet sich ein breiter italischer Ausschnitt mit gerader Grundlinie. Eine Öse ist nicht vorhanden. —

Das Gefäss (Abb. 12), in welchem all diese Sachen aufbewahrt waren, gehört zu dem Typus der spätesten, entarteten Buckelurnen.

Am unteren Bauchrand — in der Photographie links vom Beschauer — ist ein kleiner Buckel von brustwarzenähnlicher Gestalt vorhanden. Dieser ist nicht von der Innenseite des Gefässes herausgearbeitet, sondern von aussen aufgesetzt. Um den Buckel sind oberhalb vier konzentrische Halbkreise gelegt, wodurch dieser Teil des Gefässes eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Frauenbrust erhält. Rechts am Rande der Photographie sind ebenfalls vier Halbkreise wahrzunehmen. Ein brustwarzenförmiger Buckel fehlt zwar an dieser Stelle; an dem Gefäss jedoch ist deutlich eine Narbe sichtbar, die auf die ursprüngliche Anwesenheit eines ähnlichen Buckels schliessen lässt. Der Abstand zwischen dieser Narbe und jenem Buckel beträgt ein Drittel des Gefässumfanges in gleicher Höhe.

Der übrige Teil des Gefässes ist leider nur unvollständig erhalten. In der Mitte zwischen Buckel und Buckelnarbe ist hier indessen noch

Digitized by Google

eine zweite Narbe erkennbar nebst vier kurzen, parallel zu einander liegenden Bogenstücken, die offenbar als die Enden von vier Halbkreisen zu deuten sind. An dem Gefäss sind demnach in gleichen Abständen voneinander drei Buckel vorhanden gewesen, die von je vier Halbkreisen umgeben waren. Die übrigen Teile der Bauchwand sind durch längere oder kürzere flache Bogenstücke verziert. Diese stossen z. T. in der Weise aneinander, dass eine Zeichnung zustande kommt, die an das Geäder eines Blattes erinnert. —

Zur Datierung des Fundes geben uns der Halsring, das Rasiermesser und die Brillenfibel zuverlässige Anhaltspunkte.

Hohlgegossene, an der Rückseite offene Halsringe[1]) sind im nordischen Kulturgebiet ausschliesslich auf den ersten Abschnitt der jüngeren Bronzezeit beschränkt und kommen dort in zwei Abänderungen vor.

Bei der einen sind die sich verjüngenden Enden zu Haken umgebogen, die ineinander greifen, und eins der Enden von etwa einem Fünftel bis zu einem Viertel des Ringumfanges kann zum Anlegen und Abnehmen des Ringes herausgenommen werden. Die Verbindung dieses Stückes mit dem übrigen Teil des Ringes ist durch einen Zapfen bewerkstelligt; ich möchte daher diesen Typ „Zapfenring" nennen.

Bei der anderen Form ist der Verschluss in derselben Weise hergestellt, wie bei unserem Ring; doch sind bei den dänischen Funden drei Ringe durch ein gemeinschaftliches Verschlussstück zu einem grösseren Schmuck vereinigt, der Ähnlichkeit mit einem Kragen hat und sonach als „Ringkragen" bezeichnet werden kann.

Der breitere Teil der Ringe ist in beiden Fällen überall, wie bei dem Oldenburger Fund mit schräg gestellten Bändern und Schnüren ornamentiert. Die sich verjüngenden Enden sind entweder glatt, oder sie sind genau in derselben Weise wie dort mit Strichverzierung versehen.

Die grosse Übereinstimmung in der Ornamentik lässt erkennen, dass unser Ring dem Zapfenring zeitlich sehr nahe steht, und im Hinblick auf die grössere Zweckmässigkeit seiner Verschlussvorrichtung dürfen wir annehmen, dass er sich aus diesem entwickelt hat. Auf der anderen Seite steht er dem Ringkragen, mit dem er ausser dem Band- und Schnurornament die Verschlussvorrichtung gemein hat, ebenso nahe, so

---

[1]) S. MÜLLER. Ordning af Danmarks Oldsager. Kopenhagen 1895. Bronzealderen. 373 u. 374.

S. MÜLLER. Nordische Altertumskunde. Strassburg 1897. Abb. 193 u. 194, Seite 377.

O. MONTELIUS. Om tidsbestämning inom bronsålderen. Stockholm 1885. Abb. 84 u. 84 a.

W. SPLIETH. Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein. Kiel u. Leipzig 1900. Abb. 153.

Digitized by Google

dass er als Vorläufer jener aus drei Ringen zusammengesetzten Schmuckform betrachtet werden kann.

Der Rethwischer Ring ist somit eine Zwischenform, die von dem Zapfenring zu dem Ringkragen hinüberleitet. Da die letzteren beiden Typen dem ersten Abschnitt der jüngeren Bronzezeit angehören, so ist jener wegen seiner Zwischenstellung ebenso zu datieren. —

Das Rasiermesser stimmt in Form und Grösse fast genau überein mit No. 188 in S. MÜLLERs „Bronzealderen", einem Typ, der ebenfalls zu den älteren Formen der jüngeren Bronzezeit gehört. Ornamente, mit denen die Klinge des letzteren geschmückt ist, fehlen allerdings unserem Funde; auch sind nicht, wie bei jenem, an dem schnabelartigen Ende des Handgriffes zwei seitlich vorstehende, als Augen zu deutende Punkte vorhanden. Im übrigen aber ist die Übereinstimmung in der Form und Grösse der Klinge und in der charakteristischen Gestaltung des Handgriffes eine so vollkommene, dass an der Gleichaltrigkeit beider Funde nicht zu zweifeln ist. Zudem sind Formen, die weder Ornamente, noch Augenpunkte aufweisen, aus dem Beginn der jüngeren Bronzezeit zur Genüge bekannt[1]). —

Brillenfibeln lassen sich vom Beginn der vierten bis in die fünfte Periode der Bronzezeit verfolgen; doch unterscheiden sich die jüngeren Formen von den älteren dadurch, dass die Platten stärker gewölbt und reicher verziert sind. Die flache Wölbung und die glatte Beschaffenheit der Platten charakterisieren unsere Fibel als eine Form der vierten Periode. Ziehen wir MONTELIUS[2]) zu Rate, so ist sie der zweiten Hälfte dieser Periode einzuordnen, weil sie zu zwei der Formen, die der Forscher hierher rechnet (Abb. 201 u. 202), eine Zwischenstellung einnimmt. Wie bei 202, bildet das schnurförmige Band, das die Platten umgibt, einen geschlossenen Kreis, anstatt dass seine Enden, wie bei 201, an der Ansatzstelle des Bügels aneinander vorbeiführen. Hiermit ist bereits der letzte Anklang an die Entwicklung dieser Fibelform, die aus der Spiralfibel der älteren Bronzezeit hervorgegangen ist, verschwunden, wogegen die aus feinen Linien und Punkten bestehenden konzentrischen Kreise, womit die Platten bei 202 verziert sind, noch fehlen. —

Während das Rasiermesser, wie der Halsring und besonders die Brillenfibel eine eng begrenzte Datierung zulassen, ist dies bei dem Lappenbeil weniger der Fall.

Nach der Stellung der Lappen haben wir bei den Lappenbeilen zwei Endformen zu unterscheiden: mittelständige und endständige Lappenbeile. Erstere gehören nach A. LISSAUER[3]) der zweiten Periode der älteren

[1]) SPLIETH, 146 a.

[2]) Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa. I. Stockholm 1903.

[3]) Typenkarten. Dritter Bericht. Berlin 1906.

Digitized by Google

Bronzezeit an, letztere dagegen treten erst in der Hallstattzeit auf. Die Verbindung zwischen diesen beiden Typen wird durch Zwischenformen hergestellt, bei denen die Lappen erst oberhalb der Mitte der Beillänge beginnen, aber noch nicht das Bahnende erreichen. LISSAUER unterscheidet vier solcher Zwischenformen: die italische Zwischenform oder das Terramarenbeil, die Schweizer Zwischenform oder das Pfahlbaubeil, die österreichisch-ungarische Zwischenform und das Querbeil.

Die letztgenannte Form, bei der die Lappen auf den Schmalseiten des Beiles stehen, kommt zum Vergleich mit der unsrigen nicht in Betracht, weil sich hier die Lappen auf den Breitseiten erheben.

Die österreichisch-ungarische Form ist von ihr durch die kräftige Ausladung, die wir an den Schmalseiten der Klinge in der Höhe der Lappen bemerken, und durch den geradlinigen Verlauf des Absatzes allzusehr verschieden, um eine Identifikation zuzulassen.

Wenn wir die Abbildungen 24—26 bei LISSAUER zum Vergleich heranziehen, so gleicht das oldenburgische Exemplar der äusseren Gestalt nach am meisten der italischen Form; doch ist der Absatz bei letzterer geradlinig, anstatt gebogen wie dort. Dagegen ist die Schweizer Form mit einem gebogenen Absatz versehen, und wenn auch die bei LISSAUER abgebildeten Stücke im übrigen nur wenig Ähnlichkeit mit unserem Beil haben, so trage ich doch kein Bedenken, dieses von dem Pfahlbaubeil herzuleiten, indem ich es als eine nordische Abänderung der letzteren Form betrachte.

Bei SPLIETH nämlich finden wir ein Lappenbeil abgebildet[1]), das abgesehen von der Öse, mit der es versehen ist, mit unserem Fundstück in der äusseren Form, besonders auch in der Gestaltung des Ausschnittes des Bahnendes eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist. Wegen der Öse, die bei der italischen Zwischenform stets fehlt, gehört jenes Beil zweifellos zu dem Schweizer Typ; und da dieser, wenngleich seltener, auch ohne Öse vorkommt, der italische Ausschnitt ihm aber ebenso, wie dem Terramarenbeil eigen ist, so steht unserer Identifikation nichts entgegen, zumal diese mit der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Pfahlbaubeile aufs beste in Einklang steht.

Zeitlich erstrecken diese sich von der dritten Periode bis in die jüngere Bronzezeit hinein; räumlich sind sie mit abnehmender Häufigkeit von Süden nach Norden bis nach Dänemark verbreitet. Die italische Zwischenform dagegen tritt, soweit bekannt, nur in den Terramaren auf; ausserhalb Italiens sind bislang nur drei Beile gefunden worden, die ihr zwar ähneln, ohne aber, wie LISSAUER meint, von Italien herzustammen.

Obschon das Lappenbeil über das Alter des Rethwischer Gesamt-

[1]) Abb. 136.

Digitized by Google

fundes keine genauere Auskunft gibt, so ist doch sehr zu beachten, dass der Typ der Pfahlbaubeile auf dem Wege des Handels hierher gelangt ist, und demgemäss im Norden etwas später aufgetreten sein kann, als im Süden. Wenn er in der Schweiz bereits in der dritten Periode vorkommt, so mag er gleichwohl im Norden erst in der vierten Periode sich eingestellt und hier länger als dort sich gehalten haben. In Dänemark [1]) kennt man den Pfahlbautyp tatsächlich nur aus der jüngeren Bronzezeit; in drei Depotfunden wurde er mit älteren, in einem mit jüngeren Formen dieses Zeitabschnittes angetroffen. Da die übrigen identifizierbaren Stücke unseres Fundes der vierten Periode der Bronzezeit angehören, so fügt sich das Beil dieser Altersbestimmung gut ein, und im besonderen Hinblick auf die zeitliche Stellung der Brillenfibel dürfen wir daher ohne Bedenken den Fund der zweiten Hälfte der vierten Periode zuweisen.

Nachwort des Herausgebers.

Gerade war ich im Begriff das treffliche Gesetz über den Denkmalschutz für das Grossherzogtum Oldenburg im Mannus abzudrucken (Bd. IV, 162 ff.), als es der Zufall wollte, dass mir aus jenem Lande nicht nur die Mitteilung von einem herrlichen Funde aus der germanischen Bronzezeit zuging, sondern von dem amtlich berufenen Pfleger der Vorgeschichte dieses Landes zugleich eine treffliche Beschreibung und wissenschaftlich nach allen Richtungen erschöpfende Behandlung des Fundes übergeben wurde, die ich hier oben alsbald veröffentlicht habe.

Ich betrachte das als ein glückliches Vorzeichen für das hoffentlich nicht nur vorübergehend einmal aufflackernde, sondern nun dauernd erwärmte Leben unserer Wissenschaft in diesem Gebiete, das wie das benachbarte Hannover eines der wichtigsten Stammlande germanischer Kulturentwickelung ist und an manchen Orten — ich nenne nur den klassischen Boden von Wildeshausen — einen solchen Reichtum bedeutendster Funde aus allen Perioden der Vorzeit aufweist, wie sich dessen nur wenige Gegenden rühmen können. Um den Fortschritt und die dauernde Pflege einer der wichtigsten nationalen Wissenschaften, die Deutschland kennt — der Vorgeschichtsforschung —, in Oldenburg zu sichern, ist neben der Handhabung jenes Denkmalschutzgesetzes aber vor allem eine staatliche Pflege der Forschung selbst notwendig. Noch immer ist die überaus wertvolle vorgeschichtliche Sammlung, die im Naturhistorischen Museum zu Oldenburg aufbewahrt wird und an der kein Fachmann ohne ernstes Studium ihres bedeutsamen Inhalts

[1]) S. MÜLLER. Bronzealderen 343.

Digitized by Google

vorübergehen darf, noch auch vorübergeht — Privatbesitz, Eigentum des Altertumsvereins für Oldenburg. Hier wird der Staat zunächst eingreifen, die Sammlung in staatliche Verwaltung und Besitz übernehmen und damit wissenschaftlich geschulte Beamte einsetzen müssen, die jene Sammlung pflegen, aber auch die dem Untergang reissend zugeführten Altertümer draussen im Lande, soweit sie vom Boden losgelöst worden sind, dem neuen Staatsmuseum einverleiben, soweit sie aber bodenständig sind und draussen erhalten werden können, wissenschaftlich genau untersuchen. Prof. MARTIN hat schon oft gezeigt, dass er der Mann dazu ist, diese Organisation der Vorgeschichtsforschung in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden und ihrer würdigen Weise jetzt in Oldenburg durchzuführen. Möge der Staat also diesem Forscher freie Hand und die nötigen Mittel bewilligen — baldigst, dann werden wir mit der Entwicklung unserer Wissenschaft und mit der Erfüllung der staatlichen Pflichten gegenüber unserer Wissenschaft in Oldenburg zufrieden sein können.

G. K.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II, Provinz Sachsen.

Von Hermann Busse, Woltersdorf bei Berlin.

Mit 11 Tafeln (XXXII—XLII) und 6 Textabbildungen.

Allgemeines.

Das Dorf Schmetzdorf, auf den Generalstabskarten Schmitzdorf genannt, liegt im Kreise Jerichow II in der Provinz Sachsen, 5 km südlich der Berlin-Lehrter Eisenbahn, 8 km westlich von der Havel und eben so weit östlich von der Elbe. Die nächste Eisenbahnstation ist Gross-Wudicke nicht weit von Rathenow. Die beiden Kreise Jerichow I und II und die nördlich von ihnen gelegene Altmark waren alte Bestandteile der Kurmark Brandenburg und bilden seit 1815 mit früher königl. Sächsischen Landesteilen die heutige Provinz Sachsen. Das in der Anlage rein deutsche Dorf ist fast 1 km lang und in der Mitte desselben steht die grosse schöne, in Backstein erbaute, romanische Kirche aus dem 13. Jahrhundert (1257). Die westliche Seite des Dorfes ist von einer grossen Wiesen-Niederung umgeben, die früher bei Hochwasser der Elbe häufig überschwemmt wurde. Die Ostseite lehnt sich an ein Hochplateau an, auf dem dicht hinter den Häusern im Nordosten des Dorfes schon vor Jahrzehnten hin und wieder Urnen gefunden worden sind. Der frühere Prediger in Schmetzdorf, Herr NITSCHKE, soll eine grössere Anzahl Gefässe gesammelt und nach Stendal gegeben haben. Auf meine Anfrage bei dem Stendaler Museum wurde mir mitgeteilt, dass dort von erheblichen Funden aus Schmetzdorf nichts bekannt sei, immerhin wäre es möglich, dass sich in den alten Beständen des Museums noch etwas finden könne. Von Herrn NITSCHKE stammt auch die Urne, die eiserne Spange, die Fibel von Eisen, die Ringe, der Segel-Ohrring mit Buckelperle her, die H. JENTSCH in der Zeitschrift für Ethn. 1888 S. 52 unter Latènefunde von Schmetzdorf veröffentlicht hat.

Digitized by Google

Der jetzige Prediger des Orts hat dem Märkischen Museum in Berlin ebenfalls zwei Urnen eingesandt, die er auf dem Boden des Pfarrhauses vorfand. Auch Herr STIMMING sen. aus Gross-Wusterwitz hat in Schmetzdorf zweimal gegraben und hat mir sein dort gewonnenes Material aus neun ausgehobenen Gräbern in Zeichnungen zwecks Veröffentlichung gütigst übergeben.

Mir wurde der erste Hinweis im Jahre 1906 von einem Berliner Freunde, Herrn G. BARNEWITZ, zuteil, der sich in Schmetzdorf angesiedelt hat und dem ich zu grossem Danke verpflichtet bin für die so freundlichst gewährte Hilfe bei meinen dortigen Arbeiten und für die Gastfreundschaft bei meinem viermaligen Aufenthalte in Schmetzdorf, der jedesmal mehrere Tage dauerte. Die Ausgrabungsarbeiten nahmen 12 Tage in Anspruch und, da Arbeitskräfte sehr schwierig zu bekommen waren, half mir nur bisweilen der Nachtwächter des Dorfes und ein alter Invalide. Dem Besitzer des in Betracht kommenden Stück Landes, Herrn Gutsbesitzer H. GENZ, danke ich gleichfalls für die gütige Erlaubnis zur Ausgrabung. Zum ersten Male war ich im Jahre 1906 in Schmetzdorf und 1908 habe ich meine Arbeiten dort beendet.

Das Gräberfeld ist etwa 60 m lang und 25 m breit und früher jedenfalls beackert worden; ein Beweis hierfür ist die obere dunklere, 30 cm tiefe Erdschicht. Augenblicklich standen einige primitive Holzschuppen und Holzhaufen darauf, die ich zum Teil erst entfernen lassen musste. Nördlich fällt das Feld, nach dem Walde zu, allmählich, westlich nach den Wirtschaftsgebäuden der Häuser ganz steil, etwa 8 m ab. Hier hatten sich in früherer Zeit, hauptsächlich bei Anlage eines Göpelwerkes, die oben erwähnten Urnen gefunden, man sprach im Dorfe von 40—50 Stück. Östlich und südlich wurden nach dem Schluss meiner Arbeiten mehrere Versuchsgräben gezogen, die nur noch am nördlichen Abhang einige zerstörte Gräber erkennen liessen, östlich fanden sich keine Grabspuren mehr. Die einzelnen Gräber lagen nicht regelmässig, im Norden betrug der Abstand gewöhnlich 1 m, weiter nach Süden 2—3 m. Ihre Tiefe war 60—110 cm. Ausgehoben habe ich 69 Gräber. Nicht in allen war der Leichenbrand in Urnen beigesetzt, er befand sich in 14 Gräbern ohne Urne in die freie Erde oder auf einen Stein geschüttet, mehrere Male mit einem kleinen Topf oder einer Schüssel, einige Male mit einem flachen Stein bedeckt [1]). Die

[1]) Auf dem Urnenfriedhof der älteren Eisenzeit bei Jastorf im Kreise Uelzen, veröffentlicht im Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover 1901—1904 von G. SCHWANTES, sind unter 154 aufgedeckten Gräbern etwa 60 Beisetzungen gleichfalls ohne Urne und nur als Knochenlager, allerdings auch häufig mit Beigaben, beobachtet worden.

Digitized by Google

Urnen standen meistens frei in der Erde, oftmals mit faustgrossen und noch grösseren Steinen umstellt. Alle waren entweder mit einer Schüssel oder mit napf- und mützenförmigen Gefässen bedeckt [1]), einmal mit einem Falzdeckel (Gr. 47) und einige Male mit einem flachen Stein (Gr. 38); im letzteren Falle war immer die Urne zerdrückt. Eine obere Kennzeichnung der Gräber war nie aufzufinden. — Von den Knochenresten auf das Alter der verbrannten Leichen zu schliessen war nicht gut möglich, denn häufig ist augenscheinlich der Leichenbrand nur zum Teil in der Urne beigesetzt gewesen. In vielen Fällen befand sich aber auch sämtlicher Leichenbrand sorgsam geschichtet in der Urne vor, der Schädel oben auf, dann die Beigaben und darunter die übrigen Knochenteile, ebenso wie in früheren bronzezeitlichen Gräbern. Kindergräber, auch Leichenbrand von Kindern habe ich nie entdecken können. Nur einmal befanden sich in einem Grabe zwei Beisetzungen, sonst immer nur eine. — Beigefässe kamen nur vereinzelt vor; ihre Zahl beträgt 20; sie bestanden aus kleineren meist einhenkligen Töpfen, die auf dem Leichenbrand in der Urne beigelegt waren, einige Male auch neben der Urne lagen. Sieben Töpfchen standen auf den in die freie Erde geschütteten Knochen. Eine Ausnahme machte eine grosse henkellose schön verzierte Flasche, die als Beigefäss neben die Urne gestellt, sich vorfand (Gr. 52).

Die Urnen und ihre Verzierung.

Die Urnen fanden sich im allgemeinen in überwiegend gutem Zustande vor: von fünfundfünfzig waren nur zwölf derart zertrümmert, dass sie nicht wieder hergestellt werden konnten. Anzeichen des Gebrauchs der Töpferscheibe sind an denselben nicht wahrzunehmen, es ist jedoch anzunehmen, wenn man die regelmässigen Formen und die Gleichmässigkeit der Wandungen betrachtet, dass ein drehbares Hilfsmittel benutzt worden ist.

Das Material, aus dem die Gefässe geformt sind, ist ein wesentlich verschiedenes. Die hohen hellbraunen oder grauen meist zweihenkligen Töpfe sind aus gröberen Ton hergestellt und weniger oder mehr, innen und aussen, geglättet. Die niedrigen, napfförmigen und

---

[1]) In den Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1890 S. 12 hat Pfarrer KLUGE auf einem Latènegräberfeld bei Arnsburg ebenfalls festgestellt, dass sämtliche Urnen gedeckt waren, es wäre ihm jedoch nicht gelungen, nur einen einzigen Deckel heil aufzufinden.

In der Zeitschrift für Ethnologie 1907, S. 186, bespricht H. SEELMANN das Latènegräberfeld von Klein-Kühnau bei Dessau und bemerkt, dass alle Urnen mit Deckeln versehen waren.

Digitized by Google

die kugeligen Gefässe bestehen aus feinerem Ton, sie sind auch besser gebrannt und sorgsamer geglättet. Einige dünnwandige schwarz glänzende erscheinen wie poliert und sind aus schwärzlichem sehr feinen Ton hergestellt (Gr. 39 u. 51). Was die Formen der Urnen anbelangt, so ist die hohe einfache Topfform, meistens mit zwei Henkeln, siebzehnmal vertreten, die niedrige Form, meistens mit einem Henkel, zehnmal, die kugelige Form mit niedrigem Halse zehnmal, dieselbe Form mit höherem Halse siebenmal, kleine Ösenhenkel haben 54 u. 59. Die Urne aus Grab 10 hat vier Henkel. Sehr weite napfförmige Urnen waren acht vorhanden und schliesslich kommt die doppelkonische Form dreimal vor (Gr. 33, 41 u. 63). Ohne Ausnahme bauen sich sämtliche Gefässe von dem Gefässboden teils mit einer Auswölbung, teils mit wenig Einwölbung bis zu ihrer grössten Ausweitung ohne Absatz auf, um sich dann nach dem Halse zu mehr oder weniger wieder zu verengen. Der Hals ist bei dem kugeligen und napfförmigen durch eine Kante vom unteren Gefässkörper geschieden, jedoch niemals durch eine eingestrichene Riefe oder Furche. Nur die drei doppelkonischen Gefässe sind von dieser beschriebenen Form abweichend, da sie an der grössten Ausweitung eine Kante haben, die bei dem einen aus Grab 33 ein wenig abgerundet ist. Bei allen Gefässen fehlt jedwede Andeutung eines Fusses. Anstatt der Henkel sind häufig plastische Ornamente in Form von paarweise gestellten Knöpfen (bei 30, 32, 53 u. 60) oder kleinen kurzen abgerundeten Leisten angebracht. Viermal befindet sich eine ähnliche kurze nasenförmige Leiste am obern und mittleren Bauche des Gefässes (bei 5, 19, 20 u. 36). Eine leider zerdrückte Urne besass einen zickzackförmigen Wulst um den Hals (Gr. 11). Bei zwei Urnen ist der Rand gezackt (bei 12 u. 34), man erkennt die Fingernägel, die diese Verzierung hervorgebracht haben [1]). Den tief eingeritzten sogenannten Kammstrich zeigen sehr deutlich fünf Urnen (2, 13, 32, 57 u. 59), bei fünf weiteren erscheint derselbe nur schwach (18, 31, 35, 38 u. 51). Bei elf Urnen, deren Oberfläche meistens gerauht und deren Hals geglättet ist, wird die rauhe Fläche durch geglättete Längsstreifen in besondere Felder abgeteilt (10, 13, 30, 32, 45, 53, 55, 57, 59, 62 u. 65). Drei von ihnen haben noch geglättete Querstreifen (32, 45 u. 55). Hängende Dreiecke besitzen fünf Urnen (24, 52, 59, 61 u. 63), immer in Zusammenhang mit runden eingedrückten Tupfen. Derartige Tupfen kommen noch fünfmal guirlandenartig um den unteren Hals gelegt vor (24, 52, 53, 59 u. 60), auch zweimal vereinzelt am unteren Henkelansatz (6 u. 27).

[1]) Auf Seite 72 der Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1892 ist von Nienburg an der Weser eine Urne abgebildet gleicher Form, mit gezähntem (gezacktem) Rand und gleichfalls ohne Henkel.

Digitized by Google

Von den Beigefässen hat nur eins ein horizontales Band von zwei Reihen runder Tupfen (Gr. 53) und die grosse Flasche aus Gr. 52 ein horizontales Doppelband aus Tupfen mit zwei Reihen daran hängender Dreiecke.

Die Deckel haben überwiegend die Schüsselform, deren Rand meistens nach innen gebogen ist, bei vieren hat der Rand keine Biegung. Zwei Deckel zeigen unter dem Rand ein Paar nebeneinanderstehende runde Löcher [1]). Die meisten Deckel haben entweder ganz kleine längliche durchlochte Ösenhenkel oder kleine rundliche Henkel. Der Falzdeckel aus Gr. 47 hat einen dreieckigen Griff [2]). Von den beiden Näpfen, die ebenfalls als Deckel dienten, besitzt der aus Gr. 53 vier Paar kleine Knöpfe und eine horizontale Reihe runder Tupfen, der aus Gr. 44 ist mit sich kreuzenden Strichbändern geziert [3]). Bei den drei mützenförmigen, sehr schön profilierten Deckeln 18, 19, 62 ist der Boden ein wenig nach innen gewölbt, der aus Gr. 18 ist mit einem kleinen Henkel versehen [4]). Ein Unikum ist die grosse Schüssel aus Gr. 33; ich verweise auf die nähere Beschreibung derselben im Fundbericht.

Bei sämtlichen 55 ausgegrabenen Urnen wurde nur bei einer nicht die geringste Spur von Bedeckung vorgefunden. Von 30 ermittelten Deckschüsseln konnten leider nur acht rekonstruiert werden, von sechs mützenförmigen Decknäpfen nur drei. — Von den Urnen wurden 41 wieder hergestellt, von den Beigefässen 14. —

Beigaben aus Metall und anderem Material.

Vergleichende Literatur aus neuerer Zeit mit Abbildungen:
W. HINDENBURG: Neue Funde der Latènezeit aus dem Kreise Teltow. Mannus, Bd. II. S. 194 ff.

---

[1]) Zwei derartige nebeneinanderstehende kleine runde Löcher befinden sich an einem innen breit gefurchtem kleinen Teller mit erhabenem Boden in meiner Sammlung. Er stammt aus dem spätbronzezeitlichen Gräberfelde in Rüdersdorf und hat grosse Ähnlichkeit mit den bekannten sogenannten Köpenicker Tellern, die gleichfalls zwei Löcher haben. —

Auf dem latènezeitlichen Friedhof in Bülstringen (Reg.-B. Magdeburg) hat Ph. WEGENER an zwei Schüsseln ebenfalls gleichgestellte Löcher gefunden. Zeitschrift f. E. 1895, S. 121 ff. —

[2]) Ein gleicher Falzdeckel, aber ohne Griff, ist auf einer Gesichtsurne abgebildet aus Eilsdorf bei Halberstadt in d. Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1894, S. 56.

[3]) Auf Seite 45 der Nachrichten ü. D. A. 1894 ist ein gleich geformtes und verziertes Gefäss abgebildet aus Güssefeld (Altmark).

[4]) Ähnliche mützenförmige Näpfe sind abgebildet in d. Z. f. Ethn. 1895 S. 126. Figur 1, 3 und 20 aus Bülstringen (Bez. Magdeburg) — auch in d. Nachr. ü. D. A. 1890 S. 14 aus Arneburg (Altmark).

Digitized by Google

Ph. WEGENER: Der Urnenfriedhof bei Bülstringen (Reg.-Bez. Magdeburg). Z. f. Ethn. 1895. S. 121 ff.
SEELMANN: Ein Gräberfeld der jüngeren Latènezeit bei Klein-Kühnau, Kreis Dessau. Z. f. Ethn. 1907. S. 186 ff.
H. MEYER: Hügelgräber der ältesten Eisenzeit auf dem Brommberge bei Wessenstedt, Kreis Ülzen. Nachr. f. d. A. 1897. S. 17 ff.
VOSS und STIMMING: Vorgeschichtliche Altertümer aus Brandenburg.
G. SCHWANTES: Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähistorische Z. Bd. I. S. 140 ff.
KLUGE: Latène-Gräberfeld bei Arneburg (Altmark). Nachr. ü. d. A. 1890. S. 9 ff.
F. PROCHNO: Urnenfunde bei Güssefeld (Altmark). Nachr. ü. d. A. 1894. S. 43 ff.
M. WEIGEL: Die Hügelgräber von Nienburg a. d. Weser. Nachr. f. d. A. 1892. S. 69 ff.
HIRT: Metallgeräte von den Bronze- und den Latène-Gräberfeldern des I. Jerichowschen Kreises, Provinz Sachsen. Nachr. ü. d. A. 1895. S. 77 ff.
HIRT: Die Bronze-Ohrringe aus Urnen von den Latènegräberfeldern im Magdeburgischen. Nachr. ü. d. A. 1895. S. 87 ff.
G. SCHWANTES: Der Urnenfriedhof bei Jastorf im Kreise Ülzen. Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover. 1901—1904.

* * *

Metallsachen aus Bronze sowohl, als auch aus Eisen, waren den Gräbern des Schmetzdorfer Urnenfeldes ziemlich reichlich beigelegt.

Fibeln. Aus Eisen sind sechs bis neun vorhanden gewesen, sie wurden jedoch sämtlich in einem sehr defekten Zustand vorgefunden. Keine einzige liess ihre ursprüngliche Gestaltung noch genau erkennen. Bei der Herausnahme bildeten sie meistens einen grösseren Eisenrost-Klumpen und nachdem bei der Reinigung die rostigen Teile entfernt wurden, zeigte es sich, das selbst der Metallkern vom Roste sehr zerfressen war. Bei 19 u. 30 (Taf. XXXIX) sind noch einzelne Teile vom Bügel und von der mit Draht umwickelten Achse erkennbar. — Desto besser erhalten sind zwei Fibeln aus Bronze mit dunkelgrüner Patina. Die sehr grosse mit breitem schildförmigen Bügel aus Gr. 7 hat eine seltene Form und ist in einem Stück gegossen, an dem die Achse mit der Sehne und der Nadel befestigt ist. Siehe das Nähere in Fundbericht und Zeichnung (Taf. XLI). Aus Bülstringen sind zwei ähnliche Fibeln abgebildet (Fig. 53 u. 66), es fehlt ihnen nur der Sattel. — In der Zeitschr. f. Ethn. 1911, S. 690, Figur 62 (R. BELTZ: die Latènefibeln), ist eine formverwandte Fibel aus Osterburg (Altmark) als Sonderform abgebildet und wird

Digitized by Google

dort als Spät-Latènefibel angesehen. BELTZ sagt allerdings, dass diese schwere Form auch älter sein könne; die Fibel ist von KUPKA veröffentlicht in der Sächsisch-Thüring. Jahresschrift 1910, Taf. I, 16. — Die kleinere niedrige Bronzefibel aus Gr. 19 ist in ihrer Art ein Kunstwerk und aus einem Stück runden Draht hergestellt. Ihre scheinbar ältere Form, mit dem in drei Spitzen fächerartig auseinander gebogenen Fussende, könnte den Fibeln mit figürlichem Schmuck zugerechnet werden. (Siehe Abb. 19 auf Taf. XLI, auch Fundbericht.) Eine gleiche Fibel ist mir nicht bekannt.

Gürtelhaken aus Eisen sind siebzehn gefunden. Vier von ihnen sind blattförmig und der aus Gr. 13 zeichnet sich durch seine besonders breite Blattform und durch seinen guten Erhaltungszustand hervorragend aus. 58 (Tafel XL) hat am Ansatz der Zunge drei Querriefen und darunter einige flache Längsriefen; merkwürdigerweise ist die Zunge dieses Gürtelhakens nach dem Rücken herumgebogen, während bei allen übrigen die breite Zunge an einem Ende und der spitze Haken am andern einseitig umgebogen sind. Bei 15, 18, 19, 42, 53 u. 58 sind beide Seitenkanten des Rückens gerippt. An dem breiten Ende des Gürtelhakens aus Gr. 2 befanden sich anstatt der Zunge zwei seitwärts angebrachte herumgebogene Lappen (siehe auch Jastorf Figur 77). Bei dem sehr kleinen aus Gr. 29 ist die Zunge aussergewöhnlich lang. (Gerippte Gürtelhaken sind bei VOSS u. STIMMING aus Bochow, Kr. Zauch-Belzig, abgebildet).

Nadeln. Von 22 Nadeln ist die kleinere Ösennadel aus Gr. 54 aus Bronze, alle anderen Nadeln sind aus Eisen. Eine grössere Ösennadel mit länglichem Öhr lag in Gr. 13. — Sogenannte Kropfnadeln lieferten die Gräber 17, 24, 45, 52, 53, 55, 58 u. 60, die kropfartige Ausbiegung befindet sich teils in der Mitte, teils unter dem Kopfe der Nadeln. 17 und 24 haben eine doppelte Ausbiegung und ähneln demnach den älteren Schwanenhalsnadeln. Bei 19 ist der Kopf vasenförmig. Acht Nadeln haben doppelkegelige Köpfe, an denen vielfach Stückchen von Bronzeblech hafteten, ein Beweis dafür, dass sie mit einem Bronzeüberzug versehen gewesen sind; bei der aus 42 ist dies noch gut sichtbar. Einen runden Scheibenkopf haben 26, 58 u. 60. Bei 45 u. 55 bilden vertikal stehende Platten den Kopf, bei der ersteren ist diese Platte an beiden Seiten bogenförmig ausgeschnitten, bei der letzteren ist sie eckig. Eine runde, löffel- oder schalenförmig eingebogene Kopfscheibe besitzt die Nadel aus Gr. 53, die Scheibe steht gleichfalls senkrecht. (Seitenstücke sind abgebildet aus Kl.-Kühnau Figur 35 und aus Bülstringen Figur 38.) 14 u. 50 haben einen grossen bombenförmigen Kopf, der aus zwei schwachen Bronzeschalen besteht, die mit ihren Rändern zusammen gelötet sind. Auf der Mittelkante war ein kurzes

Digitized by Google

Strichornament angebracht, und bei 50 sind auf der unteren Schale noch vier kleine Kreise eingedrückt. Ausgeschlossen ist es nicht, dass die grosse Nadel aus Gr. 42 ebenfalls diesen bombenförmigen Kopf besass, er scheint abgeschmolzen zu sein, denn ein Bronzeschmelzklumpen haftet noch daran (siehe Taf. XL). (Bombennadeln sind abgebildet aus Jastorf Figur 54 und in VOSS u. STIMMING aus Fohrde.)

Die Nadeln aus 13, 14, 19, 27, 42, 50 und 58 sind unter dem Kopfe ringförmig horizontal gerieft, ganz besonders reichlich die aus Gr. 50, bei dieser sind selbst die Flächen und Kanten des vierkantigen Kopfes mit Einkerbungen versehen, trotzdem darüber die Bronseschalen befestigt waren.

Von fünfzehn Ringen ist der aus Gr. 6 aus Bronze gegossen, alle übrigen sind aus Eisen hergestellt. 8, 13, 53 und 58 werden Fingerringe gewesen sein, die anderen, namentlich die grösseren entweder Gürtel oder Tragringe. 28 und 29 haben einen vierkantigen Querschnitt und sind besonders gross. An einigen Ringen ist eine Lötstelle sichtbar, bei Nr. 13 sehr deutlich, sie werden an einem vergänglichen Gegenstand (aus Leder oder Gewebe) befestigt gewesen sein.

Ohrringe fand ich etwa 45, alle haben die bekannte Form, die als Segelohrringe bezeichnet wird. Sie bestehen aus einer im Bogen und hohl getriebenen schwachen Bronzeplatte, die an einem Ende gerade abgeschnitten ist, am anderen in einem Halbkreis gebogenen Draht spitz ausläuft, auf welchem sehr häufig eine Perle, mitunter auch zwei stecken. Auffallend ist, dass sich in den Gräbern 10 und 30 nur je ein Ohrring fand, während in den anderen zwei auch drei, selbst vier und fünf, in Gr. 58 sogar sechs lagen. Die schildförmige Platte ist entweder unverziert oder mit zwei Querriefen und zwei bis fünf Längsriefen versehen, die in der unteren Seite eingeschlagen sind, sodass sie auf der oberen Seite als Rippen hervorstehen. Ausserdem sind häufig auf dem Schilde vier kleine runde Löcher eingeschlagen, von denen sich an jeder Ecke eins befindet (Taf. XLI).

Die Perlen, die an den Ohrringen haften, sind teils grössere aus blauem Glasfluss, teils kleinere, gelblichgraue, aus einer feinen Tonmasse gefertigte. Sie fanden sich auch ohne Ohrring vor, und sind vielfach beschädigt, die Perlen sowohl wie auch die Ohrringe haben wahrscheinlich schon bei der Verbrennung der Leiche sehr gelitten. Es wurden vierzig bis fünfzig Perlen gefunden. Nur an einer liessen sich zwei kleine Einstiche und einige fein eingeritzte Kreise um diese herum wahrnehmen. An einer zweiten Perle ist dieselbe Verzierung, nur undeutlicher, zu erkennen (Taf. XLI).

Zwei Armbänder aus Eisen lagen in Gr. 3. Das eine bandförmige ist an einem Ende abgebrochen, im anderen Ende sind zwei

Digitized by Google

kleine Löcher eingeschlagen, als Verzierung sind zwei kleine Kreise eingedrückt. Das zweite Armband ist aus eckigem Draht gefertigt, der Querschnitt ist länglich vierkantig. (Siehe Tafel XXXVIII.) (Aus Jastorf sind zwei gleiche Armbänder abgebildet Figur: 46 und 47.)

Die Hälfte eines geperlten Halsringes aus Eisen fand sich in dem völlig zerstörten Grabe 70 (siehe Tafel XXXVIII). Zwei gleichgeformte, selten schöne Bronze-Halsringe lagen in Gr. 19; sie sind als besonders hervorragende Fundstücke des gesamten Gräberinventars anzusehen. Seitenstücke aus der Latènezeit sind mir nicht bekannt (siehe Fundbericht und Tafel XXXIX).

Messer, sichel- oder halbmondförmige aus Eisen sind drei gefunden: 7, 16 und 17. Das grösste aus Gr. 7 zeigt ein Stück der abgebrochenen Griffzunge. (In Bülstringen sind vier gleiche Messer gefunden und in Figur 54—57 abgebildet.)

Ein Pfriemen aus Knochen lag in der doppelkonischen Urne des Grabes 41. (Nach der Prähistorischen Z. III, S. 213 ist von RADEMACHER ein Knochenpfriemen in einer latènezeitlichen Wohngrube auf dem Kartstein bei Eiserfey gefunden worden.)

Schliesslich erwähne ich noch einen Wetzstein aus Gr. 7 von sehr feinem grauen Sandstein (siehe Tafel XXXVIII).

Fund-Bericht.

(Siehe Gräberkarte Abb. 1 und Abbildungen auf Tafeln XXXII—XLI.)

Die Metallbeigaben ohne besondere Angabe sind aus Eisen.
Abkürzungen: H. ist die Höhe des Gefässes,
W. der weiteste horizontale Durchmesser.
M. der Durchmesser der Mündung,
B. der Durchmesser des Bodens oder der Standfläche.
Bei den angegebenen Massen sind jedesmal Zentimeter gemeint.
Die Zahlen der Abbildungen auf den Tafeln sind die Grabnummern.

Grab 1.

An der Nordwest-Ecke des Friedhofs stand in freier Erde, nur 40 cm tief, eine dickwandige, halbbraune Urne mit zwei kräftigen Henkeln, von denen jeder eine breite Längsfurche hat. Das Gefäss ist etwas schief geformt und geglättet. In der Höhe des oberen Henkelansatzes setzt sich der Hals schwach ab und verengt sich nach dem nach aussen gewendeten Mündungsrande. H. 30, W. 22, M. 10—11, B. 9. Von einem Deckgefäss fanden sich einige Bruchstücke, aus denen jedoch die Form nicht festgestellt werden konnte. Im Leichenbrande waren keine Beigaben (Taf. XXXII).

Digitized by Google

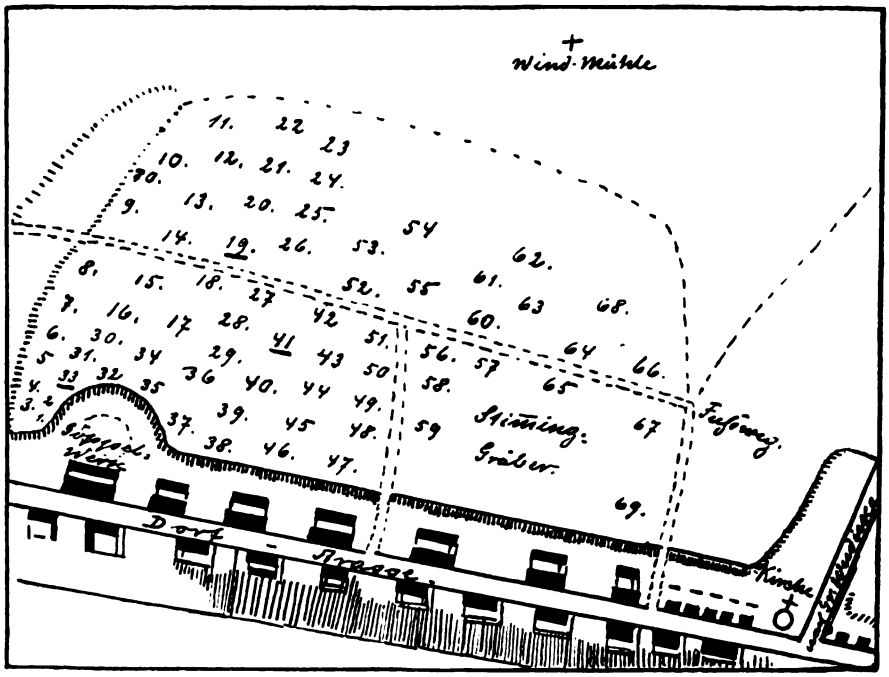


Abb. 1. Schmetzfelder Gräberfeld mit Dorfstrasse.

Grab 2.

In gleicher Tiefe wie Gr. 1, 1 m davon entfernt, in freier Erde, eine braune, henkellose, schwachwandige Urne; H. 26, W. 26, M. 16, B. 11. Sie ist auf der Oberfläche mit unregelmässigen, schrägen, senkrecht und wagerecht gezogenen Kammstrichen geziert. Der hohe geglättete stark eingewölbte Hals ist schwach abgesetzt, der Rand nach aussen gewendet (Tafel XXXII). Die Deckschüssel ist höchstwahrscheinlich vom Pfluge zerstört, ihr Rand war nach innen gebogen. An einem Randstücke sind zwei nebeneinander stehende runde Löcher gebohrt.

Beigaben: Ein sehr verrosteter grosser Gürtelhaken, mit umgebogenen Seitenarmen am breiten Ende und spitzen, umgebogenen Haken am andern Ende; Länge 16, an der Zunge 2,5, an der Spitze 1 cm breit (Taf. XXXVIII).

Grab 3.

In freier Erde, 45 cm tief, eine kugelige, zweihenklige, ziemlich dickwandige, gerauhte Urne aus hellbraunem Ton. Ihr kurzer, zylindrischer Hals ist am Rande glatt abgeschnitten: H. 26, W. 27, M. 16, B. 11. (Taf. XXXII). Von den zerstreuten Deckelstücken hat eins einen kleinen Ösenhenkel.

Beigaben: (Taf. XXXVIII) Zwei Armbänder. Beide sind aus band-

Digitized by Google

förmigem Eisen hergestellt und zerbrochen. Das eine, nur 4 mm breit, hatte an einem Ende ein rundes Loch, am andern einen kleinen Haken. Bei dem zweiten Armband, 8 mm breit, fehlt das eine Ende, am andern sind zwei runde Löcher eingeschlagen. — Eine kleine, oben stark gerostete und gebogene Nadel, deren Kopf oder Öhr fehlt.

Grab 4.

Nur 90 cm entfernt von Gr. 3 stand zwischen Steinen eine kleine kugelige, geglättete, braune Urne mit dem Leichenbrand eines jugendlichen Menschen. Ihr kurzer Hals ist schräg nach aussen gewendet und der Rand abgerundet; H. 15, W. 15, M. 11, B. 6,5 (Taf. XXXII). Von dem Deckgefäss fanden sich nur wenige schwachwandige Stücke.

Beigaben: Vier Ohrringe aus Bronze, an einem steckte eine bläuliche Perle, in jedem Ohrring waren vier kleine runde Löcher, zwei Quer- und drei Längsriefen eingeschlagen.

Grab 5.

In schwarzer Erde stehend eine weitmündige, geglättete, schief geformte braune Urne mit einem kleinen, spitzen Buckel anstatt des Henkels. Der Rand des kurzen, schräg nach aussen gewendeten Halses ist gerundet; H. 21,5, W. 27,5, M. 25, B. 11. Die Urne war mit verhältnismässig starken Knochen bis obenhin gefüllt und mit einer Schüssel bedeckt, deren Rand nach innen gebogen ist. Am Rande sitzt ein kleines undurchlochtes Henkelchen; H. 10, M. 26, B. 7 (Taf. XXXII).

Beigaben: Ein rundliches grösseres verrostetes Eisenstück, 6 cm lang, 5 cm hoch, das beim Reinigen in viele Stücke zerfiel. Scheinbar bildete es ursprünglich eine Fibel.

Grab 6.

Eine mit Steinen umpackte, napfförmige, geglättete braune Urne, deren kurzer, schräg nach aussen stehender Hals am Rande gerundet ist. An der Absetzung des Halses befindet sich ein kleines undurchlochtes Henkelchen; H. 18, W. 25, M. 23, B. 11. (Taf. XXXIII). Von dem Deckgefäss fand ich einige Bruchstücke, aus denen die Form nicht zu erkennen war.

Beigaben: Ein Bronzering aus 3 mm starkem rundlichen Draht. Der Ringdurchmesser beträgt 3 cm (Taf. XXXIX).

Grab 7.

Auf einem flachen Stein stand in der Tiefe von 50 cm eine grosse, dickwandige, schön gegliederte, napfförmige, einhenklige Urne, deren wenig eingewölbter Hals durch eine schwache Riefe abgesetzt und deren Mündungsrand schräg nach aussen gewandt ist. Das Gefäss ist schwärz-

Digitized by Google

lich und rotbraun gefleckt; H. 25, W. 31, M. 29, B. 12 (Taf. XXXII). Die Urne war mit sehr starken Knochen gefüllt. Von den Bruchstücken einer dunkelbraunen Deckschüssel hatte ein Randstück einen kleinen Schnurhenkel.

Beigaben: (Taf. XXXVIII). Ein 9 cm langes und 2 cm breites halbmondförmiges Rasiermesser aus Eisen und ein 12 cm langer Wetzstein, der in der Mitte 4 cm breit und an beiden Enden zugespitzt ist; die eine Langseite ist flach, die andere gerundet. Alle Seiten sind glatt abgeschliffen. — Eine sehr gut erhaltene Bronzefibel, 7,3 lang. Die Rolle ist 6 lang. Der Kopf mit dem Bügel und dem Fuss sind aus einem Stück gegossen. Der 2 cm breite schildförmige Bügel legt sich am Kopfe als Ring um die runde Achse und bildet bis zu der seitlich herausgearbeiteten ausgehöhlten Nadeltasche einen Halbkreis, wendet sich sodann, einen Spitzbogen bildend, nach oben und endet am breiten Rücken, an dem der Fuss festgelötet ist. Am Fussende sind sattelförmig zwei Wülste angebracht, von denen der hintere etwas grösser ist, als der vordere. Beide haben eine Querriefe, der Sehnendraht hat einen rechteckigen Querschnitt und umschlingt den Hals, rollt sich auf einer Seite siebenmal, auf der anderen Seite achtmal um die runde Achse und legt sich als gerundete und zugespitzte Nadel in die Nadeltasche (Taf. XLI).

Grab 8.

In freier Erde, 45 cm tief, stand eine hohe, ganz windschiefe, geglättete, hellbraune, zweihenklige Urne mit einem schwach abgesetzten, niedrigen, etwas schräg nach aussen stehendem, oben abgerundetem Halse; H. 29, W. 24, M. 16,5, B. 13,5 (Taf. XXXII). Die Stücke der Deckschüssel lagen sehr zerstreut, ein Randstück hat einen kleinen Schnurhenkel. Es fanden sich auch Bruchstücke eines kleinen dünnwandigen Beigefässes.

Beigaben: Ein offener Ring aus rundem, 2 mm starkem Draht. Durchmesser 2 cm.

Grab 9.

Ziemlich flach, etwa 35 cm tief lagen zwischen Steinen die Stücke einer dunkelbraunen, schwachwandigen Urne, deren Form sich nicht feststellen liess.

Beigaben: Zwei schildförmige Ohrringe. Auf dem Schilde drei Längs- und zwei Querrippen, an den Ecken vier kleine runde Löcher. — Eine blaue Glasperle.

Grab 10.

In freier Erde stand die grosse, kugelige, gerauhte braune Urne, ohne abgesetzten Hals mit nur wenig nach aussen gewendetem Mündungsrande und mit vier kleinen Henkelchen. Von jedem der Henkel zieht sich ein geglättetes Band bis zum Boden herunter und über dem Boden

Digitized by Google

legt sich ein horizontaler glatter Streifen herum; H. 32, W. 32, M. 18,5, B. 14. Bedeckt ist die Urne mit einer kleinen, dunkelbraunen Schüssel mit gerundetem nicht eingebogenem Rande, unter dem ein kleiner Ösenhenkel sitzt; H. 9, M. 20, B. 8 (Taf. XXXIII). Neben der Urne lag ein kleines roh gearbeitetes, einhenkliges, konisches Beigefäss von der Form einer Tasse; H. 7, M. 12, B. 7 (Taf. XXXII).

Beigaben: Ein sehr gerosteter Gürtelhaken, 9 lang und 2 breit, mit umgebogener Zunge und abgebrochenem Haken. Ein grosser Ring aus 4 mm starkem runden Draht. Durchmesser 4 cm. Fest angerostet am Ring sitzt ein 3,5 cm langes Nadelstück und ein Ohrring mit 4 runden Löchern (Taf. XXXVIII).

Grab 11.

Nur 35 cm tief, zwischen einer Steinpackung lagen die Bruchstücke einer grösseren hellbraunen, aus grobem Ton gefertigten Urne, deren Form nicht zu ermitteln war. Einige Stücke zeigten einen im Zickzack aufgelegten, also plastischen Wulst, der die Urne am oberen Bauche ringsherum geziert haben wird. Die Form des Deckgefässes bleibt hier fraglich, da nur wenige Scherben desselben sich vorfanden.

Beigaben: Reste einer Fibel?

Grab 12.

Ebenfalls durch Steine völlig zerdrückt eine einfache henkellose hellgraue Urne, deren Rand gezackt war. Die Gefässform und der gezackte Rand sind gleichartig mit der Urne aus Gr. 34, nur dass die erste grösser ist; H. etwa 26, W. 24, M. 22. — Das Deckgefäss bleibt hier fraglich.

Keine Beigaben.

Grab 13.

In freier Erde, 45 cm tief, eine kugelige, sehr sauber gearbeitete, hellbraune, zweihenklige Urne, deren Aussenfläche mit unregelmässigen, schrägen, senkrechten und wagerechten feinen Kammstrichen versehen ist. Der hohe, schwach abgesetzte Hals ist geglättet und wenig eingewölbt, der Mündungsrand nach aussen gewendet und mit einer Randleiste verstärkt. Rechts und links der beiden Ansätze des einen Henkels sind drei runde Grübchen eingedrückt. Die Aussenfläche wird durch vier glatte Längsstreifen in gleiche Felder eingeteilt. Das Gefäss ist aus feinem hellbraunen Ton hergestellt und sehr hart gebrannt; H. 32, W. 32, M. 15, B. 11. Bedeckt war die Urne mit einer Schüssel, an deren stark nach innen gebogenem Rande ein kleiner Henkel sitzt; H. 8,5, M. 21, B. 6,5 (Taf. XXXIII). Auf dem Leichenbrande lag ein tassenförmiges kleines einhenkliges Beigefäss von starker Wandung; H. 8, M. 10, B. 6 (Taf. XXXII).

Digitized by Google

Beigaben: (Taf. XXXVIII) Eine Bronzenadel mit doppelkonischem Kopf. Länge 13,5 cm. Unter dem Kopf 9 ringförmige Riefen. — Ein breiter sehr gut erhaltener blattförmiger Gürtelhaken mit breiter umgebogener Zunge und spitzem Haken; Länge 9, Breite 3. Zwei Ohrringe mit je 4 kleinen runden Löchern und blauen Glasperlen auf dem Haken. — Eine Öhrnadel, 10 lang. Das Öhr ist 1 cm lang. — Drei Ringe aus rundem Draht von 3, 2,3 und 2 cm Durchmesser. An dem einen Ringe scheint etwas angelötet gewesen zu sein; er hat eine Lötstelle. Einige Stücke einer Fibel.

Grab 14.

In gleicher Tiefe wie Gr. 13 eine dünnwandige, braune, schwarz gefleckte, geglättete und gut gebrannte Urne, deren Henkel am Rande ansetzt und dessen wenig abgesetzter eingewölbter Hals am Rande glatt abgeschnitten ist; H. 21, W. 22, M. 15, B. 8,5 (Taf. XXXII). Die Stücke des Deckgefässes gehören zu einer Schüssel mit wenig nach innen geneigtem Rande und einer kleinen durchbohrten Öse.

Beigaben: Eine Bombennadel, 12 cm lang. Der Kopf besteht aus zwei schwachen Bronzeschalen, von denen die obere mit ihrem Rande über die untere greift. Der Durchmesser der Schalen beträgt 3,3 cm. Unter dem Kopfe sind einige ringförmige Riefen eingezogen. Das obere Ende der Nadel, an dem die Schalen befestigt sind, ist vierkantig (Taf. XLI). — Ein Gürtelhaken, 8 lang, mit breiter, abgebrochener Zunge (Taf. XXXVIII).

Grab 15.

Nur 30 cm tief lagen die Stücke einer dunkelbraunen, geglätteten, schwachwandigen einhenkligen Urne. Ihre Form ähnelt der aus Gr. 14; W. 22, B. 9,5. Die Randstücke fehlten. Von dem Deckgefäss fanden sich nur wenig zerstreute Stücke.

Beigaben: Ein 7 cm langer Gürtelhaken mit ziemlich langer Zunge und umgebogenem spitzen Haken. Auf der andern Seite sind die beiden Längskanten gerippt (Taf. XXXIX).

Grab 16.

Ebenso flach wie Gr. 15. Die schwachwandige braune Urne war sehr zerdrückt, die Stücke dort gelassen; B. 11. Vom Deckgefäss fand sich nicht die geringste Spur.

Beigaben: Ein halbmondförmiges Rasiermesser, das sehr verrostet ist. Länge 8, Breite 2 cm (Taf. XXXIX).

Grab 17.

Auch nur 30 cm tief, in einer Steinpackung lagen die Stücke einer einfachen, hellbraunen, dickwandigen Urne; diese ebenfalls dort gelassen; B. 11—12. Mehrere Stücke einer Deckschüssel lagen auch dazwischen.

Digitized by Google

Beigaben: (Taf. XXXIX) Ein 11 cm langer Gürtelhaken mit einer 3 cm langen schmalen Zunge und spitzem Haken. An demselben ist eine 10 cm lange Kropfnadel mit einem einfach herumgebogenen Ende (anstatt des Kopfes) fest angerostet. — Ein halbmondförmiges Rasiermesser, sehr verrostet. Länge 8, Breite 2,5 cm.

Grab 18.

In der Tiefe von 40 cm stand unter einer Decke aus faustgrossen Steinen eine plumpe, schiefe, dickwandige, vasenförmige, hellgraue Urne ohne Henkel. Der obere Rand fehlt. Die Aussenfläche ist bis zum geglätteten Halse mit schwachen vertikalen und schrägen Kammstrichen geziert; H. 25, W. 20,5, B. 14,5. Als Bedeckung dient ein schön profilierter, geglätteter schwarz gefleckter Napf, dessen Standfläche ein wenig eingewölbt ist. Der abgesetzte ziemlich hohe, stark eingezogene Hals wendet sich mit seinem Mündungsrande nach aussen. Am oberen Bauch sitzt ein kräftiger Ösenhenkel; H. 12, W. 19,5, M. 18,5, B. 6,5 (Taf. XXXII).

Beigaben: Ein 10,5 cm langer Gürtelhakel mit abgebrochenem Haken und einer 2,5 cm langen schmalen Zunge. Beide Längskanten des Rückens sind gerippt (Taf. XXXIX). — Ein Fibel-Bruchstück, 7 cm lang, sehr gerostet, zerfiel beim Reinigen in viele Stücke.

Grab 19.

In freier Erde, 50 cm tief, stand eine hohe braune, schwarzgefleckte, sauber geglättete Urne mit schwach abgesetztem, sehr hohem, nach oben sich verengendem Halse, dessen Rand schräg nach aussen gerichtet ist. Am oberen Bauche sitzt ein kleiner nasenförmiger Zapfen; H. 30, W. 22 (am Halsansatz 15), M. 11, B. 10,5. Als mützenförmige Bedeckung diente ein ähnlich profilierter Napf wie der aus Gr. 18, er ist nur niedriger und hat keinen Henkel; H. 7,5, W. 16, M. 15, B. 5,5 (Taf. XXXIII und XXXVII). Neben der Urne lagen auch noch einige Knochen und darin ein kleines, kugeliges, hellbraunes Beigefäss mit einem starken Henkel; H. 7, W. 9,5, M. 7,5, B. 4 (Taf. XXXIII).

Beigaben: (sämtlich auf Tafel XXXIX, nur die Bronzefibel auf Tafel XLI). Ein 9 cm langer Gürtelhaken mit umgebogenem Haken und Haftzunge. Die Längskanten des Rückens sind gerippt und die untere Seite hat drei flache Längsriefen. — Zwei Bronze-Halsringe. Sie sind spiralförmig zusammengebogen, um in die Urne hineingelegt werden zu können, es war kaum möglich, sie wieder herauszuheben, da ich die gut erhaltene Urne nicht zerschlagen wollte. Erst am anderen Tage gelang es mir und zwar nur an einer Stelle der Urnenmündung, dort wo ein Stück vom Rande abgeschlagen war. Beide Halsringe haben gleiche Form und sind aus 5 mm starkem runden Bronze-

Digitized by Google

draht gefertigt. Der Draht ist an beiden Enden gleichmässig bandförmig plattgehämmert. Jedes Band ist 8 cm lang. Die Enden beider Bänder sind 1,5 cm übereinander gelegt und durch eine starke Niete verbunden. An einem Halsringe ist das Band 1,8 cm breit und mit zehn konzentrischen Kreisen verziert. Das des anderen Ringes ist nur 1,5 cm breit und hat sechs konzentrische Kreise. Zuerst sah ich diese beiden Halsringe als Armbänder an, doch ergab es sich, nachdem die ganze Länge gemessen wurde, dass sie auseinandergezogen über den Kopf gelegt werden können. — Eine kleine Bronzefibel, 5 cm lang, aus einem Stück runden Draht hergestellt. Die Fortsetzung der spitzen Nadel ist am Kopf einmal nach rechts umgedreht, geht dann im Bogen nach links, darauf in drei Windungen wieder zur Mitte zurück, setzt sich nun als breit gehämmerter Bügel zur flach herausgearbeiteten Nadeltasche fort, um als runder Draht aufrecht- und wieder zurückgebogen in drei Spitzen zu enden. Die beiden Längskanten des 1 cm breiten Bügels sind gerippt und in der Mitte des Bügels befindet sich ein Längsgrat. Die Fibel ist sehr gut erhalten. — Eine starke Nadel mit grossem halbkugeligen Kopf, auf dem eine horizontale Scheibe sitzt. In diesen durchbohrten vasenförmigen Kopf ist die 11 cm lange Nadel eingelassen. — Ein Ohrring mit vier kleinen runden Löchern war an der Nadel festgerostet. — Ausserdem lag neben der Urne eine 7 cm lange stark verrostete Fibel. Am Bügel sind nebeneinander angebrachte sattelförmige Querwülste sichtbar, ebenso auch an der Achse einige Drahtwindungen. — Ein Stück runder, 12 cm langer, gebogener Draht aus Bronze, der an den beiden Enden schwächer wird und abgebrochen ist.

Grab 20.

In freier Erde stand, 55 cm tief, eine dickwandige, braune, schwarzgefleckte und geglättete Urne von napfförmiger Gestalt. Am Bauche sitzt ein nasenförmiger kleiner Zapfen. Der Rand des niedrigen, schräg nach aussen gerichteten Halses ist glatt abgeschnitten; H. 21, W. 24, M. 21, B. 9,5 (Taf. XXXIII). Nur wenige Stücke einer Deckschüssel lagen in der Erde zerstreut, einige in der Urne.

Keine Beigaben.

Grab 21.

In der Tiefe von 45 cm lagen, von einigen Steinen umlegt und auf einen flachen Stein geschüttet, eine Menge Knochen, die mit einem grösseren flachen Stein bedeckt waren.

Keine Beigaben.

Grab 22.

In der Entfernung von 1,5 Metern von Grab 21 befand sich ein

Digitized by Google

gleiches Knochenlager, das die Bruchstücke eines kleinen Gefässes enthielt.

Beigaben: Verrostete Stücke einer Nadel.

Grab 23.

Abermals ein Knochenlager mit Steinpackung, einige Bruchstücke von einem kleinen Beigefässe lagen dazwischen und das Ganze war mit einem grossen flachen Stein bedeckt.

Keine Beigaben.

Grab 24.

Unter einer Steinpflasterung stand eine braune, sehr weitbauchige, dünnwandige, geglättete Urne mit hohem eingewölbten, sich nach dem glatt abgeschnittenen Rande verengenden Halse. Unter dem Halsansatze sitzt ein kleiner Ösenhenkel und unter diesem legt sich ein Band aus zwei horizontalen Riefen herum. Zwischen den Riefen eine Reihe runder Einstiche und an dem Bande hängen Dreiecke, die aus parallelen Riefen gebildet sind. An den Spitzen dieser Dreiecke hängen nochmals gleichgebildete Dreiecke. In jeder Dreiecksspitze befinden sich drei kleine runde Einstiche; H. 25, W. 26, M. 11, B. 10 (Taf. XXXIII). Die kleine Deckschüssel, mit nach innen gebogenem Rande, war sehr zerdrückt.

Beigaben: Eine sehr gut erhaltene Kropfnadel, 8 cm lang, bei der sich unter dem abgebrochenen verrostetem Kopfe noch eine zweite Ausbiegung befand, ähnlich wie bei der Nadel aus Gr. 17 (Taf. XL).

Grab 25.

Von den Decksteinen zerdrückte, dickwandige, napfförmige, rohe Urne ohne Henkel, deren Form nicht sicher festgestellt werden konnte. Eine Bedeckung bleibt fraglich. Keine Beigaben.

Grab 26.

Bei diesem Grabe waren gleiche Verhältnisse wie beim vorigen, die Steine waren noch zahlreicher und grösser, deshalb die Urne und eine Deckschüssel noch mehr zerstört.

Beigaben: Eine sehr gerostete 9 cm lange Nadel mit einem platten Scheibenkopf (Taf. XL).

Grab 27.

In freier Erde, 55 cm tief, stand die dünnwandige graue, schwarz gefleckte, schön geglättete und aus feinem Ton hergestellte, kugelige Urne mit hohem eingewölbten Halse, der sich nach dem schräg nach aussen gewandten Rande stark erweitert. Am Halse sitzt ein kräftiger Bandhenkel. An jeder Seite des unteren Henkelansatzes sind je drei runde Grübchen eingedrückt; H. 21, W. 21, M. 15, B. 10. Bedeckt war die Urne mit einer stark ausgewölbten, kleinen Schüssel, deren

Digitized by Google

Rand nicht eingebogen ist. Eine kleine durchbohrte Öse sitzt dicht unter dem Rande; H. 6,5, M. 18,5, B. 7 (Taf. XXXVII). Auf dem Leichenbrande lag ein kleines, henkelloses Töpfchen; H. 5,5, M. 7, B. 3,3 (Taf. XXXIII).

Beigaben: Eine starke 13 cm lange etwas gebogene Nadel mit einem verhältnismässig kleinen, doppelkonischen Kopfe. Unter diesem ist die Nadel durch fünf ringförmige Riefen geziert (Taf. XL). — Ein starker sehr verrosteter Ring von 3 cm Durchmesser (Taf. XXXVIII). — Zwei graue kleine Tonperlen. — Fibelreste.

Grab 28.

Durch zwei grössere Steine gänzlich zerdrückte Urne mit Deckgefäss. Die Formen waren nicht festzustellen.

Beigaben: Ein sehr starker, vierkantiger, offener Ring, dessen Durchmesser 4 cm beträgt. An demselben war ein Stück von einer Nadel fest angerostet (Taf. XL). — Ein kleinerer Ring, in zwei Stücke zerbrochen, aus rundem Draht. Durchmesser 2,4 cm (Taf. XXXIX).

Grab 29.

Nur 35 cm tief eine einfache aber dickwandige graue Urne von hoher Topfform, jedoch sehr zerdrückt; H. 24, W. 20, M. 18, B. 10. Die Stücke wurden an Ort und Stelle belassen. Bedeckt war die Urne von einer starkwandigen Schüssel mit glattem, nicht eingebogenem Rande.

Beigaben: Ein 1 cm starker vierkantiger Ring, dessen Durchmesser 5 cm beträgt. An demselben hing ein kleines schwaches verrostetes Ringelchen (Taf. XXXVIII). — Ein kleiner Gürtelhaken, 4,5 cm lang, mit einer 2,5 cm langen schmalen Zunge und einem verhältnismässig langen Haken (Taf. XL). — Zwei Ohrringe, ohne Löcher und ohne Riefen.

Grab 30.

In freier Erde, 50 cm tief, stand eine kugelige, gerauhte braune Urne, mit niedrigem, nicht abgesetzten, ein wenig eingewölbten Halse, dessen Mündungsrand sich nach aussen wendet. Auf der Schulter sitzen in gleichen Abständen vier Paar kleine spitze Knöpfe nebeneinander. Die rauhe Aussenfläche wird durch fünf glatte Längsstreifen in gleiche Felder geteilt; über dem Boden befindet sich nochmals ein horizontales glattes Band; H. 21, W. 22,5, M. 13, B. 11,5. Auf dem Leichenbrande lag eine kleine, dickwandige Schale; H. 9,5, M. 9, B. 3,7 (Taf. XXXIII). Die Urne war von einer mit Öse versehenen kleinen Schüssel bedeckt.

Beigaben: Ein 12 cm langer Gürtelhaken mit abgebrochener Zunge und seitwärts gebogenem Haken (Taf. XXXVIII). Ein Ohrring mit vier kleinen runden Löchern. Eine 9 cm lange, in zwei Stücke zerbrochene Nadel mit doppelkonischem Kopfe (Taf. XL). — Verrostete Fibelreste,

Digitized by Google

an denen der im Halbkreise gebogene runde Bügel und einige Windungen aus rundem Draht sich erkennen lassen (Taf. XXXIX).

Grab 31.

Mit kleineren Steinen umpackt, stand eine dickwandige hohe, hellbraune, ungegliederte Urne mit zwei starken, vierkantigen Henkeln und nur wenig eingezogenem Halse. Der verstärkte Mündungsrand wendet sich schräg nach aussen, und ist glatt abgeschnitten. Die Aussenfläche ist geglättet und mit flachen Längsfurchen versehen; H. 24, W. 21, M. 16, B. 11. Bedeckt war die Urne mit einer hellgrauen Schüssel, die einen nach innen herumgebogenen Rand hat. Unter dem Rande sind ein Paar 1 cm auseinanderstehende runde Löcher gebohrt; H. 7, M. 20, B. 9 (Taf. XXXIV und XXXVII).

Beigaben: Ein Gürtelhaken, sehr verrostet und in drei Stücke zerbrochen. Länge 10 cm (Taf. XL). — Vier verrostete Fragmente einer Fibel. — Vier sehr oxydierte Ohrringe, von denen drei blaue Glasperlen trugen. Ausserdem noch fünf beschädigte Perlen.

Grab 32.

In freier Erde, 55 cm tief, eine sehr hart gebrannte braune, kugelige, etwas schief gestaltete Urne. Ihre Form gleicht der aus Grab 24. Der hohe, schwach abgesetzte, geglättete Hals ist stark eingewölbt und hat einen nach aussen gewendeten, verstärkten Mündungsrand. Unter dem Halsansatz sitzt ein kleiner Henkel. Die mit senkrecht und schräg eingezogenen Kammstrichen verzierte Aussenfläche wird durch fünf geglättete Längsstreifen, und durch einen oberen, einen Mittel- und einen unteren horizontalen glatten Streifen in gleiche Felder geteilt; H. 24,5, W. 25,5, M. 13,5, B. 8 (Taf. XXXIV). Als Bedeckung diente eine sehr zerdrückte Schüssel mit Ösenhenkel.

Keine Beigaben.

Grab 33.

An der Nordwestseite des Gräberfeldes dicht am Abhang nach dem Göpelwerk stand in freier Erde, 50 cm tief, eine grosse, hellbraune, in mehrere Stücke auseinander gedrückte Urne, von der bekannten Gestalt eines Doppelkonus. Der untere Teil ist eingewölbt, der obere schräg nach innen aufsteigend, die Umbruchskante abgerundet und die unebene Oberfläche geglättet; H. 27, W. 34, M. 28, B. 11,5. Bedeckt war die Urne mit einer grossen Schüssel, die ebenfalls in viele Stücke zerbrochen war, und es erforderte viel Mühe, dieselbe, ebenso auch den Doppelkonus zu rekonstruieren. Nach ihrer Wiederherstellung bildet sie eins der schönsten Fundstücke des Gräberfeldes. Die Schüssel ist ganz windschief gestaltet und unter dem breiten, schräg nach aussen gelegtem Rande leicht eingezogen. Ein kleiner Henkel scheint unter

Digitized by Google

dem Rande (die Ansatzstelle beweist es) vorhanden gewesen zu sein, er hat sich jedoch nicht vorgefunden, der Boden ist von aussen derartig stark eingedrückt, dass er sich innen mit hoher Wölbung hervorhebt. Die ganze Innenfläche sowohl als auch die Bodenwölbung, auch der breite Rand sind mit einem glänzenden schwarzen Überzug und mit sehr breiten flachen horizontalen Furchen, die Facetten bilden, versehen. Die Aussenfläche der Schüssel ist hellbraun und hat flache horizontale Streifen; es hat den Anschein, dass die Schüssel in einem Korbe geformt worden ist. Ganz dasselbe ist bei dem unteren Teile der doppelkonischen Urne anzunehmen; H. 12 bis 16,5, M. 41,5, B. 12 (Taf. XXXIV und XXXVII).

Beigaben: Zwischen dem Leichenbrande, der scheinbar einem grossen, starken Leichnam angehörte, liessen sich erhaltene Metallbeigaben nicht finden, doch lag an zwei Stellen oxydiertes Eisen, von dem die umliegende Erde und einige Knochenteile rötlich gefärbt waren. An einem Knochenbruchstück haftet ein 2,5 cm langer runder Eisenrest.

Grab 34.

Nur 80 cm von Gr. 33 entfernt und ebenso tief stand in freier Erde eine braune, schwarz gefleckte, gerauhte Urne von hoher, ungegliederter, henkelloser Gestalt. Unter dem gezackten Rande ist sie leicht eingezogen. Die Zacken scheinen durch Fingernagelkerbungen hervorgebracht worden zu sein; H. 22,5, W. 19, M. 16, B. 11 (Taf. XXXIV). Bedeckt war das Gefäss mit einer arg zerdrückten Schüssel. Neben der Urne lagen ebenfalls noch mehrere Knochen.

Keine Beigaben.

Grab 35.

In freier Erde, 60 cm tief, eine hellbraune, einfache, topfförmige hohe Urne mit zwei kräftigen, vierkantigen Henkeln. Ihr niedriger Hals ist nicht abgesetzt und am Rande glatt abgeschnitten. Die geglättete Aussenfläche zeigt vertikale, schwache, flache Streifen; H. 25, W. 22, M. 16, B. 11. Bedeckt war der Topf mit einem Napfe, dessen Rand nach innen gebogen ist. An der Seite sitzt eine undurchlochte kleine Öse; H. 10, W. 20, M. 18, B. 10 (Taf. XXXIV). Der Topf war nur zur Hälfte mit Knochen gefüllt. — Keine Beigaben.

Grab 36.

Ebenso tief wie Gr. 35 stand ein dickwandiger, geglätteter, brauner Napf mit sehr niedrigem schräg stehenden Halse, dessen Rand glatt abgeschnitten ist. In der mittleren Höhe des Napfes sitzt ein länglicher, nasenförmiger Ansatz; H. 17,5, W. 23,5, M. 22,5. B. 10,5. Das Gefäss war bis obenhin mit starken Knochen gefüllt, in denen sich keine Bei-

Digitized by Google

gaben fanden. Bedeckt war es mit einer Schüssel, die einen nach innen gebogenen Rand hat, an dem eine kleine durchbohrte Öse sitzt (Taf. XXXIV).

Grab 37.

In freier Erde, 50 cm tief, ein starkwandiger, geglätteter, hellbrauner Topf mit einem grossen breiten, vierkantigen Henkel und hohem eingewölbten und abgesetzten Halse, dessen Mündungsrand sich etwas nach aussen wendet und gerundet ist. Die Urne war bis obenhin mit Knochen gefüllt; H. 21, W. 23, M. 20, B. 11 (Taf. XXXIV). Bedeckt war der Topf mit einem schön profilierten, leider sehr zerdrückten Napf, dessen Boden ein wenig ausgehöhlt ist. Seine Form gleicht der aus Gr. 18.

Beigaben: Eine 7 cm lange, zweimal gekröpfte Nadel, deren Kopf wahrscheinlich scheibenförmig war. Es lässt sich nicht sicher feststellen, da er sehr oxydiert ist (Taf. XXXVIII).

Grab 38.

Unter Steinpflasterung, mit einem grösseren flachen Stein bedeckt, stand ein einfacher, ungegliederter, graubrauner Topf, dessen Aussenfläche mässig geglättet und schwach gestreift ist. Unter dem Rande ist er leicht eingewölbt und der Rand selbst ist etwas verstärkt und gerundet. Jeder der beiden kräftigen Henkel hat eine Längsfurche; H. 29, W. 24, M. 17,5, B. 11,5 (Abb. 2). Trotzdem der Topf bis

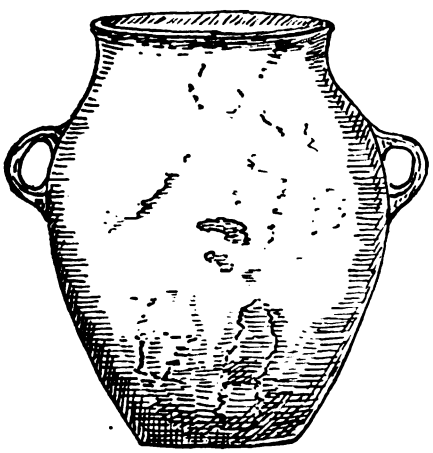


Abb. 2.

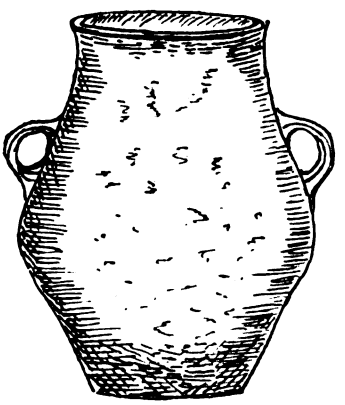


Abb. 3.

obenhin mit Knochen gefüllt war, lagen noch mehrere Knochen nebenbei.

Beigaben: Ein 6 cm langer, stark gerosteter Gürtelhaken von dem die Zunge sowohl, als auch der Haken abgebrochen ist (Taf. XL). — Eine 8 cm lange in zwei Stücke zerbrochene Nadel mit doppelkegeligem Kopf, an dem etwas Bronze haftet. Der Kopf wird wohl mit einem

Digitized by Google

Überzug von Bronze versehen gewesen sein (Taf. XL). — Ein Ohrring mit Perle und Längs- und Querriefen, sowie noch weitere drei Ohrringe ohne Perle, die jedoch sehr beschädigt sind.

Grab 39.

In freier Erde, 55 cm tief, stand ein einfacher, ungegliederter brauner, geglätteter Topf mit stärkerer Halseinwölbung und schrägem, nach aussen gerichteten verstärkten und abgerundeten Mündungsrande. Von den beiden grossen Henkeln hat nur einer eine breite Längsfurche. Sonderbarerweise stehen die Henkel ungleich in der Mittelhöhe des Topfes, der eine etwas höher als der andere; H. 26,5, W. 22,5, M. 14, B. 10,5. Bedeckt war der Topf mit einer sehr zerdrückten Ösen-Schüssel, deren Rand nicht nach innen gebogen ist (Taf. XXXIV). Auf der Deckschüssel lag ein sehr dünnwandiges kleines schwarzes poliertes Beigefäss mit einem Henkelchen, leider derartig zerdrückt, dass es nicht mehr zu rekonstruieren ist. Es gleicht dem kleinen polierten Gefäss aus Gr. 51. — Ungefähr H. 4,5, W. 7, M. 7, B. 3.

Beigaben: Vier Eisen-Fragmente (Fibel?).

Grab 40.

In einer Steinpackung stand ein ganz merkwürdig geformter hellbrauner, ungegliederter Topf von schiefer Gestalt mit zwei kräftigen Henkeln und sehr unebener, schlecht geglätteter Aussenfläche. Der Mündungsrand ist glatt abgeschnitten, unter diesem ist der Topf schwach eingewölbt; H. 26, W. 21,5, M. 14, B. 12 (Abb. 3). Die Deckschüssel war sehr zerdrückt und hatte einen geraden Rand.

Beigaben: Ein starker Ring aus 5 mm dicken Draht mit sichtbarer Lötstelle, der Durchmesser beträgt 3 cm (Taf. XXXIX). — Fünf grössere Ohrringe mit Längs- und Querrippen.

Grab 41.

In freier Erde, 60 cm tief, lag auseinandergedrückt eine niedrige doppelkonische Urne mit scharfem Umbruchsrand. Die Aussenfläche ist sehr uneben, daher schlecht geglättet, der untere Teil eingewölbt, der obere schräg nach innen stehend; H. 18, W. 28, M. 25, B. 11,5 (Taf. XXXIV). Die sehr morschen Bruchstücke einer grösseren Deckschüssel liessen einen breiten, schräg ausgelegten Rand erkennen, der horizontal gefurcht war. Die gleichen Furchen waren an einigen Seitenscherben sichtbar. Diese Furchen sind jedoch nicht ganz so breit wie die an der Schüssel aus Gr. 33.

Beigaben: Ein 11,5 cm vierkantiger Pfriemen aus Knochen. Die Flächen sind ein wenig eingewölbt, die Kanten gerundet, beide Enden sind zugespitzt. Das Stück erscheint, als ob es aus einem langen Tier-Zahn gearbeitet wäre (Taf. XLI).

Digitized by Google

Grab 42.

In gleicher Tiefe wie Gr. 41 lag der Leichenbrand auf einige flache Steine geschüttet, mit kleineren Steinen umlegt. Auf die Knochen war ein kleiner dunkelbrauner Topf mit der Mündung nach unten gestellt; derselbe hat einen grossen breiten Henkel, ausgewölbte Wandung und einen nach innen gewendeten Mündungsrand; H. 8,5, W. 11,5, M. 10, B. 6 (Taf. XXXV).

Beigaben: Eine sehr spitze, 7 cm lange Nadel, die mit acht ringförmigen Riefen unter dem Kopfe geziert ist. Der doppelkegelige Kopf ist mit einem Bronzeüberzug versehen gewesen, denn es haften an demselben einige kleine Bronzeplättchen (Taf. XL). Ein 7,5 cm langer Gürtelhaken mit gerippten Längskanten (Taf. XL). Zwei grössere Ohrringe, der eine mit blauer Glasperle auf dem spitzen Haken.

Grab 43.

In freier Erde, 50 cm tief, ein niedriger, starkwandiger, brauner, schön geglätteter Topf mit weiter Mündung und schwach abgesetztem, wenig nach aussen gewölbtem Halse. Der hohe schräg nach aussen gewendete Mündungsrand ist abgerundet, der Henkel ist verhältnismässig klein und schwach; H. 23, W. 29, M. 24,5, B. 12. Als Deckel dient eine starkwandige, sehr sauber geglättete Schüssel mit abgeschnittenem und gerundetem Rande, der Boden ist wenig eingewölbt und am Rande sitzt eine kleine durchbohrte Öse; H. 8,5, M. 25, B. 7 (Taf. XXXV). — Keine Beigaben.

Grab 44.

In freier Erde, 60 cm tief, stand eine braune, gerauhte, zweihenklige Urne mit hohem geglätteten eingewölbten Halse, der schwach abgesetzt ist und nach oben sich verengt. Der nach aussen gewendete Mündungsrand ist verstärkt und schräg abgeschnitten. Die Henkel sind verhältnismässig klein: H. 29, W. 25, M. 15,5, B. 11. Bedeckt war die Urne mit einem dunkelbraunen, henkellosen tiefen Napfe, dessen Aussenfläche mit horizontal und vertikal gezogenen Kammstrichen bandförmig verziert ist. Unter seinem gerade abgeschnittenen Rande ist der Napf ein wenig eingezogen; H. 14, W. 22,5, M. 21,5, B. 10 (Taf. XXXV).

Beigaben: Eine starke Nadel, in zwei Stücke zerbrochen, 9 cm lang. Der Kopf ist halbkugelig und scheint einen Bronzeüberzug gehabt zu haben (Taf. XXXIX). Ein schmaler Gürtelhaken, 8 cm lang, von dem die Zunge abgebrochen ist (Taf. XL). Zwei Ringe, der eine aus dünnem Draht hat einen Durchmesser von 2,70 cm und ist verbogen, der andere aus stärkerem runden Draht hat 3,5 cm Durchmesser (Taf. XXXIX und XL).

Digitized by Google

Grab 45.

In freier Erde, 60 cm tief, eine kugelige, braune, gerauhte Urne ohne Henkel mit hohem, geglätteten abgesetzten Hals, der sich nach oben stark verengt. Der Mündungsrand ist schräg nach aussen gerichtet und gerundet. Ein oberer und ein unterer horizontaler und acht schmale geglättete Längsstreifen teilen die Aussenfläche in gleiche Felder; H. 28, W. 28, M. 15, B. 10,5. Die Urne ist bis obenhin mit Leichenbrand gefüllt gewesen (Taf. XXXV). Eine sehr zerdrückte Schüssel mit nach innen gebogenem Rande bedeckte die Urne.

Beigaben: Eine 9,5 cm lange Kropfnadel mit einem senkrecht stehenden Plattenkopf. Die längliche Platte ist an beiden Seiten mit zwei rundlich ausgeschnittenen Zacken versehen. Die Ausbiegung der Nadel liegt dicht unter dem Kopfe (Taf. XL).

Grab 46.

Mit Steinen umlegt, 70 cm tief, befand sich ein Knochenlager, daraufliegend die Bruchstücke eines kleinen schwachwandigen Beigefässes.

Keine Beigaben.

Grab 47.

In freier Erde, 60 cm tief, stand eine dunkelbraune, sehr sauber geglättete ungegliederte vasenförmige Urne, deren grösste Ausbauchung ziemlich niedrig liegt. Der obere Teil verengt sich mit schwacher Einwölbung nach dem Rande ganz beträchtlich. Der Mündungsrand ist glatt abgeschnitten. Neben der Urne lagen ebenfalls noch Knochen. H. 26, W. 22,5, M. 12,5, B. 10 (Taf. XXXV). Die Vase war mit einem Falzdeckel bedeckt, der aus einer seitwärts gerundeten starken Scheibe besteht, an der ein 2 cm hoher Ring angesetzt ist, welcher in die Öffnung der Urne hineinpasst. Auf der oberen Seite der Scheibe ist ein starker Griff aufgesetzt. Der Durchmesser der Scheibe beträgt 16 cm, der des Ringes 11 (Taf. XXXV).

Keine Beigaben.

Grab 48.

Ebenso tief wie Grab 47, mit Steinen bedeckt, stand ein einfacher, grober zweihenkeliger Topf, der, wie auch seine mit geradem Rande versehene Deckschüssel, von den Steinen sehr zerdrückt war.

Keine Beigaben.

Grab 49.

Mit Steinen umlegt war der Leichenbrand 75 cm tief in die Erde geschüttet.

Keine Beigaben.

Grab 50.

Hier lag der Leichenbrand, 80 cm tief, in freier Erde mit einem grossen flachen Stein bedeckt.

Digitized by Google

Beigaben: Ein kleiner Topf mit niedrigem Fuss, ausgewölbter Wandung und starkem Henkel. Sein Hals ist eingezogen, der Rand nach aussen gerichtet; H. 11, W. 11,5, M. 11,5, B. 6 (Taf. XXXV). — Eine gut erhaltene Bombennadel, 16,5 cm lang. Die eine Kante des 1,5 cm langen und 5 mm starken viereckigen Kopfes ist gerippt, eine andere Kante hat runde Einschläge. Eine Längsseite ist mit Querfurchen, eine andere mit Längsfurchen verziert. An der oberen und unteren Verstärkung des Kopfes sind zwei dünne Bronzeschalen befestigt, die mit den Öffnungen zusammengelötet, die Bombe bilden. Die obere Schale war zerdrückt, an der unteren, die gut erhalten, sind in gleichen Abständen vier kleine konzentrische Kreise eingedrückt. Unter dem Kopfe ist die Nadel mit einer breiten, darunter mit fünf schmäleren, dann wieder einer breiteren und schliesslich wieder zwei schmalen Furchen ringförmig verziert (Taf. XL und Abb. 4). — Einige Stücke einer zweiten stark verrosteten kleinen Nadel lagen ebenfalls zwischen den Knochen.

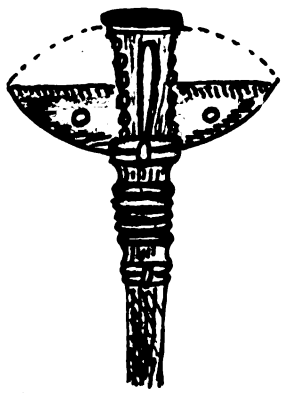


Abb. 4.

Grab 51.

Unter einer Steinpackung, 70 cm tief, an den Seiten gleichfalls durch Steine geschützt, fanden sich zwei Beisetzungen, scheinbar jugendlichen Personen angehörig. Bei der ersten lag der Leichenbrand in einer starkwandigen, geglätteten rotbraunen Schüssel mit verdünntem, geraden Rande und bedeckt von einer kleineren, weniger gut gebrannten Schüssel mit verstärktem nach innen gebogenem Rande. Die untere Schüssel ist 7,5 hoch, die Mündung hat 27, der Boden 7 cm Durchmesser. Die obere Schüssel ist nicht erhalten. Bei der zweiten Beisetzung (dicht daneben) lag der Leichenbrand in einer braunen, ungegliederten zweihenkligen Urne, deren Aussenfläche fein gestricht und sodann geglättet ist. Unter dem Rande ist der Topf nicht eingewölbt. Der Mündungsrand ist etwas verstärkt und nach aussen gewendet; H. 20, W. 18, M. 13, B. 8,5 (Taf. XXXV). Bedeckt war die Urne von einem mit der Mündung nach unten stehenden kleinen konischen Topfe, dessen Henkel in der Mittelhöhe des Gefässes angebracht ist. Der Mündungsrand ist von aussen wenig verstärkt und gerundet; H. 10,5, M. 11,5, B. 6,5 (Taf. XXXV).

Beigaben: Bei der ersten Beisetzung lag ein feines, schwarzes, poliertes, napfförmiges Gefäss mit kantigem Bauch. An dieser tief liegenden Kante ist eine kleine, durchlochte Öse angebracht. Der hohe

Digitized by Google

eingewölbte Hals mündet mit einem nach aussen gerichteten Rande; H. 6,8, W. 9, M. 11,5, B. 4 (Taf. XXXV). — In der Urne lag eine starke 12 cm lange Nadel mit doppelkegeligem Kopfe (Taf. XL).

Grab 52.

In freier Erde stehend, 60 cm tief, ein roher, brauner, ungegliederter, schlecht geglätteter, hoher Topf mit zwei vierkantigen, derben Henkeln. Der von aussen verstärkte Mündungsrand ist glatt abgeschnitten. Der Topf war nur zur Hälfte mit Knochen gefüllt; H. 31,5, W. 21, M. 17, B. 11,5 (Taf. XXXV). Als Bedeckung diente eine sehr zerdrückte, schlecht geglättete Schüssel mit geraden, nach innen verstärktem Rande. Neben der Urne stand, bedeckt von einer kleinen zerdrückten Schüssel mit durchbohrter Öse, ein schwarzbraunes, schön geglättetes, weitbauchiges, flaschenförmiges Gefäss mit hohem, nach innen gewölbtem, oben sich verengendem Halse, dessen Mündungsrand schräg nach aussen gewendet ist; H. 29,5, W. 23, M. 10, B. 9. Am Ansatz des Halses sind drei horizontale Riefen eingezogen, zwischen denen zwei Reihen runde Grübchen eingedrückt sind. An diesen Einziehungen hängen aus parallelen Riefen gebildete Dreiecke, die mit ebenso gestellten Riefen verbunden sind. An der Spitze jedes Dreiecks sind drei runde Grübchen eingedrückt. Das Gefäss ist eines der schönsten des ganzen Friedhofs (Taf. XXXV).

Beigaben: Eine 11 cm lange Kropfnadel mit doppelkegeligem Kopf, der mit einem schwachen Bronzeüberzug versehen war. Unter dem Kopfe ist die Nadel ringförmig gerieft (Taf. XL).

Grab 53.

In freier Erde, 65 cm tief, mit einigen Steinen belegt, stand ein ungegliederter, wenig gerauhter, schief gestalteter brauner Topf mit leichter Einwölbung unter abgerundetem, wenig nach aussen gerichtetem Rande. Anstatt des Henkels sitzen zwei kleine spitze längliche Zapfen dicht nebeneinander. Die Aussenwandung wird durch sechs geglättete Längsstreifen in gleiche Felder geteilt. In Höhe der Zäpfchen ist eine horizontale Doppelreihe von runden Grübchen guirlandenartig eingedrückt; H. 24,5, W. 23, M. 16, B. 11 (Taf. XXXVI). Bedeckt war die Urne mit einem kleinen, braunen Napfe, an dem in gleichen Abständen vier Paar nebeneinanderstehende spitze Zäpfchen angebracht sind. Dazwischen befindet sich ein horizontaler Kranz aus länglichen Grübchen eingedrückt; H. 10, M. 15, B. 6 (Taf. XXXVI). Neben der Urne lag ein kleiner, schwarzbrauner Henkeltopf mit eingewölbtem, nach oben sich verengenden Halse. Unter dem Halse sind zwei horizontale Reihen runder Grübchen eingedrückt; H. 12, W. 10, M. 9, B. 5,5 (Taf. XXXVI).

Beigaben: Ein schmaler 6 cm langer Gürtelhaken mit umgebogener

Digitized by Google

Zunge und Haken. Auf der Rückseite sind die Kanten gerippt (Taf. XL). Ein Ring aus rundem Draht mit 2,3 cm Durchmesser (Taf. XXXIX). Drei mit kleinen runden Löchern und Riefen verzierte zerdrückte Ohrringe. — Eine 11 cm lange sehr spitze Kropfnadel mit senkrecht aufgesetztem Scheibenkopf. Der runde Kopf ist schalen- oder löffelförmig eingewölbt. Die Ausbiegung befindet sich dicht unter dem Kopfe (Taf. XL).

Grab 54.

In gleicher Tiefe wie Grab 53 stand eine braune, kugelige, schwarzgefleckte, geglättete, starkwandige Urne mit hohem, abgesetzten eingewölbten Halse und verstärktem nach aussen gerichtetem Mündungsrande. Auf der Schulter sitzt ein kleiner durchbohrter Ösenhenkel; H. 22, W. 23, M. 14, B. 10 (Taf. XXXVI). Die Urne war bedeckt mit einem schön profilierten zerdrückten Napfe von derselben Form wie der aus Gr. 62.

Beigaben: Eine 4 cm lange etwas gebogene Bronzenadel mit Öhr. Der Kopf und die Spitze sind abgebrochen (Taf. XL). — Vier grössere zerdrückte geriefte und gelochte Ohrringe mit blauen Glasperlen.

Grab 55.

In freier Erde, 70 cm tief, eine kugelige, gerauhte, braune, zweihenkelige Urne mit schwach abgesetztem, hohen, geglätteten und eingewölbten Halse und abgebrochenem Mündungsrande. Die Aussenwandung wird durch vier geglättete Längsbänder, einem oberen und einem unteren geglätteten Querband in gleiche Felder geteilt; H. 22,5, W. 22, M. 11,5, B. 9,5 (Taf. XXXVI). Als Bedeckung diente ein ähnlich gestalteter Napf wie der aus Gr. 62. Die Bruchstücke desselben lagen teils in der Urne, teils daneben. Im Leichenbrande stand ein niedriges starkwandiges Henkeltöpfchen; H. 5,5, M. 8, B. 6 (Taf. XXXVI).

Beigaben: Eine 9 cm lange, sehr spitze in zwei Stücke zerbrochene Kropfnadel mit senkrecht aufgesetztem Plattenkopf. Der Kopf ist sehr verrostet und ist ähnlich dem der Nadel aus Gr. 45, nur sind die Zacken nicht erkennbar, fast will es scheinen, dass die Platte eckig ist. Die Kropfausbiegung befindet sich dicht unter dem Kopfe (Taf. XL).

Grab 56.

Gleich tief wie Gr. 55 lag der Leichenbrand mit Steinen umlegt, in die freie Erde geschüttet und mit einigen flachen grösseren Steinen bedeckt.

Beigaben: Einige sehr verrostete Bruchstücke, höchstwahrscheinlich von einem Gürtelhaken.

Grab 57.

In der Tiefe von 66 cm stand eine kugelige, hellbraune, einhenkelige Urne mit hohem abgesetzten, eingewölbten und geglätteten

Digitized by Google

Halse, dessen Mündungsrand schräg nach aussen gerichtet ist. Die Aussenfläche ist mit unregelmässig eingezogenen Kammstrichen verziert und durch vier geglättete Längsstreifen in gleiche Felder geteilt. Der Henkel ist abgebrochen; H. 21, W. 20, M. 12, B. 10 (Taf. XXXVI). Die Form des Deckgefässes liess sich aus den Bruchstücken nicht erkennen.

Beigaben: Viele Stücke von Ohrringen und fünf blaue Glasperlen.

Grab 58.

In der Tiefe von 75 cm lag der Leichenbrand in die freie Erde geschüttet, bedeckt mit einer, mit der Mündung nach unten liegenden, dunkelbraunen Schale; H. 5,5, M. 11,5, B. 5 (Taf. XXXVI).

Beigaben: Eine starke 15 cm lange Nadel mit doppelkegeligem Kopf, der einst mit einem Bronzeüberzug versehen war (Taf. XL). Ein breiter 7 cm langer Gürtelhaken mit spitzem Haken und breiter Zunge. Auffallend ist bei demselben, dass die Zunge nach dem Rücken herumgebogen ist. Die Längskanten des Rückens sind gerippt. Am Ansatz der Zunge sind drei Querriefen, darunter einige Längsriefen eingeschlagen (Tafel XL). — Ein kleiner, offener, vierkantiger Ring mit 1,8 cm Durchmesser (Taf. XXXIX). — Eine 8 cm lange Kropfnadel mit horizontal aufgesetztem Scheibenkopf (Taf. XL). — Sechs zerdrückte geriefte und gelochte grössere Ohrringe. Bei fünf derselben sitzt eine bläuliche Glasperle auf dem spitzen Haken.

Grab 59.

In freier Erde stehend, 70 cm tief, eine kleine kugelige, rotbraune Urne mit durchbohrtem länglichen nasenförmigen Ansatz. Der schwach abgesetzte, hohe eingewölbte Hals hat einen nach aussen gerichteten Mündungsrand. Die untere Aussenfläche ist mit horizontal und schräg eingezogenen Kammstrichen verziert und durch fünf geplättete Längsstreifen und einen gleichen Querstreifen geteilt. Am Halse und der oberen Gefässfläche ist die Urne geglättet. Am Ansatz des Halses befindet sich ein horizontales Band von runden eingedrückten Grübchen. An diesem Band hängen schräg gestellte mit feinen Einritzungen versehene Dreiecke. An jeder Dreiecksspitze ist wiederum ein rundes Grübchen eingedrückt. Unter diesen Dreiecksfiguren ist nochmals ein horizontales Band aus runden Grübchen bestehend angebracht. H. 17,5, W. 18, M. 11,5, B. 8 (Taf. XXXVI). Die kleine Deckschüssel mit nach innen gebogenem Rande war sehr zerdrückt. — Von einem kleinen Missgeschick wurde ich bei der Ausgrabung dieser Beisetzung insofern betroffen, als ich, da ein heftiges Gewitter heraufzog, das Arbeitsfeld verlassen und die noch nicht gänzlich gehobene Urne stehen lassen musste. Am andern Morgen war die Urne verschwunden und es gelang mir erst Tags

Digitized by Google

darauf das bereits geleerte Gefäss zurückzuerhalten. Es bleibt demnach fraglich, ob Beigaben darin enthalten waren.

Grab 60.

In freier Erde, 65 cm tief, eine grosse braune, weitmündige, gerauhte ungegliederte Urne, deren grösster Durchmesser ziemlich niedrig liegt. Der geglättete, eingewölbte Hals hat einen schräg nach aussen gerichteten Mündungsrand. Am Halsansatz sind in gleichen Abständen 4 Paar dicht nebeneinander stehende, längliche kleine Höcker angebracht, zwischen diesen ringsherum grössere runde Eindrücke; H. 27, W. 28, M. 17, B. 11 (Taf. XXXVI). Die zerdrückte Deckschüssel hatte einen gerade abgeschnittenen Rand.

Beigaben; Eine sehr gut erhaltene 10,5 cm lange spitze Kropfnadel mit horizontal aufgesetzter Scheibe (Taf. XL).

Grab 61.

Mit Steinen umlegt und auf zwei flachen Steinen stehend, 65 cm tief, in ganz schwarzer feuchter Erde ein sehr zerdrückter im Feuer verzogener Topf mit hohem, wenig eingewölbtem Halse, dessen Rand schräg nach aussen gerichtet ist. Am Rande sitzt ein breiter Bandhenkel, der bis zum obern Bauche hinunter reicht. Unter dem unteren Henkelansatze sind drei parallele Riefen horizontal eingezogen, an diesen hängen gruppenweise senkrechte parallele Riefen; H. 16, W. 16,5, M. 10,5, B. 6,5 (siehe Abb. 5). Von den sehr mürben gerieften Bruchstücken des Deckgefässes konnte ich die ehemalige Form nicht feststellen.

Abb. 5.

Keine Beigaben.

Grab 62.

Mit Steinen umpackt stand 60 cm tief ein ungegliederter, gerauhter, zweihenkliger hellbrauner Topf mit eingewölbtem Halse. Sein Mündungsrand ist glatt abgeschnitten. Unter jedem Henkel sind nebeneinander zwei geglättete Längsbänder angebracht, zwischen den Henkeln nochmals zwei ebensolche, die die Aussenfläche in gleiche Felder teilen; H. 27,5, W. 23, M. 15, B. 11. Das Gefäss war nur zur Hälfte mit Knochen gefüllt (Taf. XXXVI). Bedeckt war die Urne mit einem schön profilierten, niedrigen, geglätteten, dunkelbraunen Napf ohne Henkel, der unter dem Rande eingewölbt ist; H. 10, W. 19, M. 17,5, B. 5,5 (Taf. XXXVII).

Keine Beigaben.

Digitized by Google

Grab 63.

Von grösseren Decksteinen sehr zerdrückt lagen 50 cm tief die Bruchstücke einer mittelgrossen, mit einer scharfen Umbruchskante versehenen doppelkonischen Urne. Am obern Teil waren einige horizontale parallele Riefen eingezogen, der untere ist unregelmässig gerieft. Sämtliche Stücke waren äusserst mürbe. Von dem Deckgefäss fanden sich nur wenige Stücke.

Keine Beigaben.

Grab 64.

Von einem grossen flachen Stein bedeckt lag der Leichenbrand in die freie Erde geschüttet. Gefäss-Stücke fanden sich nicht.

Beigaben: Ein sehr verrostetes Eisenbruchstück, von dem die umliegenden Knochen rot gefärbt waren.

Grab 65.

In freier Erde, 60 cm tief, lag eine sehr zerdrückte kugelige Urne mit hohem eingewölbten Halse. Weite der Urne etwa 24 cm. Sie war mit einer Schüssel bedeckt, die gleichfalls sehr zerdrückt war.

Keine Beigaben.

Grab 66.

Auf zusammengelegten Steinen geschüttet, 70 cm tief, lag der Leichenbrand mit einem verkehrt stehenden, kleinen konischen starkwandigen Henkeltopfe bedeckt; H. 6, M. 9,5, B. 6 (Taf. XXXVI).

Keine Beigaben.

Grab 67.

Der Leichenbrand gleichfalls auf einige nebeneinander liegende Steine geschüttet und bedeckt mit einem verkehrt stehenden, kleinen schwarzbraunen Töpfchen, dessen Henkel ziemlich tief unten angebracht ist. Der hohe eingewölbte Hals hat einen gerundeten, nach aussen verstärkten Mündungsrand; H. 7, W. 8,5, M. 8,5, B. 3,5 (Taf. XXXVI).

Keine Beigaben.

Grab 68.

In diesem Grabe war der Leichenbrand abermals ohne Urne beigesetzt, bedeckt mit einem grossen flachen Stein. — Gefässtücke fanden sich nicht.

Beigaben: Ein schmaler 5 cm langer Gürtelhaken mit abgebrochener Zunge (Taf. XL). — Zwei zerdrückte Ohrringe mit Rippen und runden kleinen Löchern.

Grab 69.

Der Leichenbrand lag auf einem Steinpflaster und war bedeckt mit einem flachen Stein. Zwischen den Knochen die Bruchstücke eines kleinen Topfes.

Beigaben: Einige verrostete Bruchstücke.

Digitized by Google

Grab 70.

War völlig zerstört und auseinander gerissen, es lag sehr flach und es fanden sich nur wenige Gefässstücke, dazwischen ein 13 cm langes gebogenes Stück von einem geperlten Halsringe. In der Mitte desselben scheint ein grösseres Schmuckstück gesessen zu haben, an jeder Seite desselben sitzen fünf doppelkegelige grössere Perlen (Tafel XXXVIII).

* * *

Das ganze Fundmaterial befindet sich in meiner Sammlung.

Die Zeitstellung des Gräberfeldes.

Bei der Datierung des Schmetzdorfer Friedhofes kommen uns die reichlich vorgefundenen metallischen Beigaben und die Gefässformen sehr zu statten. Ein Überblick dieses Fundmaterials lässt unzweifelhaft eine Beeinflussung durch die keltische Latène-Kultur erkennen. Der grössere Teil der Gefässe zeigt Verwandtschaft mit den Gefässformen aus den bekannten Gräberfeldern der ältesten Eisenzeit und da in unserer Gegend das Ende der jüngeren Bronzezeit von dem Anfang der Latènezeit zeitlich nicht allzuweit entfernt sein dürfte, werden wir uns auch nicht allzusehr zu verwundern brauchen, bei den Schmetzdorfer Urnen zwei doppelkonische zu sehen, obgleich diese Tatsache immerhin auffallend erscheint. Wenn ich die beiden Gräber 33 und 41 mit den doppelkonischen Urnen (eine dritte aus Gr. 63 kommt, da zu sehr zerdrückt, nicht in Betracht) alleinstehend gefunden hätte, würde ich sie ja unbedingt für bronzezeitlich halten, aber alle bei der Ausgrabung vorgefundenen Umstände in Erwägung gezogen, muss ich zu der Ansicht kommen, dass sie gleichfalls diesem geschlossenen Gräberfelde angehören. Ich habe auf dem ganzen Friedhofe keinen einzigen charakteristisch bronzezeitlichen Scherben vorgefunden[1]).

Als bester Beweis für ihre Zugehörigkeit dienen jedoch die im Doppelkonus 33 gefundenen verrosteten Nadelstücke aus Eisen und

[1]) Ein Gräberfeld, anscheinend aus der Bronzezeit, hat sich $^1/_2$ km südöstlich von Schmetzdorf unweit der Ziegelei befunden. Hier sollen in kleinen Hügeln grössere Urnen und viele kleinere dabei stehende Töpfe, mit grossen Steinen umstellt, herausgegraben worden und die Gefässe sämtlich recht schön gestrichelt gewesen sein. Dieses Vorkommnis ist mir von mehreren Schmetzdorfer Einwohnern bestätigt worden. — Auf dem Acker des Bauerngutbesitzers H. Gens $^1/_2$ km südwestlich vom Dorfe, rechts ab vom Wege nach Sydow, sind in Erdhügeln ebenfalls Urnen gefunden worden. Ich habe in Gemeinschaft mit H. Gens sen., der mir die Mitteilung machte, die Örtlichkeit besucht, doch waren die Hügel durch das alljährliche Umpflügen kaum mehr als solche zu erkennen und von einigen kleinen dort gefundenen Tonscherben liessen sich sichere Schlüsse nicht ziehen.

Digitized by Google

mehrere rot gefärbte Knochen. In Einklang mit meiner Ansicht lässt sich auch die Art und Weise der Beisetzung dieser beiden Urnen bringen: sie standen ohne Steinsatz in freier Erde ebenso tief wie die anderen Gräber und ohne jedes Beigefäss. Auch der Ton, aus dem sie hergestellt sind, ist derselbe wie der der einfachen topfförmigen Urnen. Ihre Aussenfäche ist gleichfalls ebenso ungleich geglättet, wie die vieler anderen Töpfe des Friedhofes, auch ist die Färbung eine gleiche. Leider ist Vergleichsmaterial aus verwandten Grabfeldern der Latènezeit, namentlich aus der Altmark (Salzwedel und Stendal) noch viel zu wenig veröffentlicht. Zu berücksichtigen ist auch, dass doppelkonische Gefässe mit ihrer weiten Öffnung, wenn sie nicht durch Steinsatz geschützt sind, bei weitem leichter zerdrückt werden als Urnen mit enger Mündung. Übrigens ist bei den aus Wessenstedt abgebildeten Urnen (N. f. D. A. 1897 S. 19) Figur 2 auch doppelkonisch. Aus Grünz, Kreis Randow (Pommern) ist ebenfalls eine doppelkonische Urne abgebildet (N. f. D. A. 1890 S. 42) und sind auf diesem Gräberfelde Fibeln und Gürtelhaken aus Eisen sowie auch Kropfnadeln gefunden worden.

Die auf der Urne 33 als Deckel benutzte Schüssel ist ein weiterer Beweis für die Zusammengehörigkeit mit den anderen Gräbern. Sie ist durchaus nicht bronzezeitlich. Unter den vielen Hunderten von Schüsseln, die ich bronzezeitlichen Gräbern entnommen habe, ist mir eine derartig gestaltete nie vorgekommen, auch sind mir Vergleichsstücke aus bronzezeitlichen Gräbern in den Museen und aus der Literatur nicht bekannt. Ich erinnere mich jedoch ähnliche Schüsselbruchstücke unter den vielen Scherben, die auf der Römerschanze bei Potsdam gefunden sind, gesehen zu haben. Ich machte seinerzeit Herrn AGAHD, der mit C. SCHUCHHARDT die Ausgrabungen auf der Römerschanze leitete, auf den latènezeitlichen Charakter vieler dort herausgekommener Scherben aufmerksam.

Auf dem Doppelkonus 41 lag gleichfalls eine Schüssel mit breitem schräg ausgelegtem und horizontal gefurchtem Rande; leider befanden sich die Bruchstücke derselben in einem so überaus bröcklichem Zustande, dass an eine Wiederherstellung nicht zu denken war. Zweifellos kann man die beiden doppelkonischen Urnen mit ihren Deckschüsseln im Gegensatz zu den übrigen Gefässen als ältere Formen ansehen. — Aber auch das flaschenähnliche Gefäss Nr. 52 mit seinem hohen Halse ist eine ältere Form, die am Rhein häufiger vorkommt. Auf Tafel V im Mannus Bd. III sind gleiche Gefässe abgebildet vom Jägerhaus bei Mühlheim und werden der älteren Latènezeit zugerechnet.

Bei den Schmetzdorfer Urnen sind ja nun auch allerdings mehrere, namentlich die mit den niedrigen Hälsen und kugeligen Formen, die mit spätlatènezeitlichen Gefässen Verwandtschaft haben.

Digitized by Google

Als ein weiteres sehr wichtiges Leitmotiv zur Zeitstellung des Friedhofs ist die Gestalt und das Material der Metallfunde anzusehen, obgleich diese im Vergleich zu den Gefässen aus Ton gewöhnlich eine längere Lebensdauer haben. G. SCHWANTES hält die Bombennadeln, Armbänder und verschiedene Nadelformen, die den Schmetzdorfern vielfach gleichen, für Frühlatène und rechnet sie, ebenso auch Wetzsteine und Rasiermesser zu Stufe I dieser Zeit. Ferner sagt G. KOSSINNA, dass Segelohrringe mit Perlen früh- bis mittellatènezeitlich und westgermanisch sind. Auch die Halsringe, den Knochenpfriemen und die kleine Bronzefibel, ebenfalls den grossen Gürtelhaken aus Gr. 2 halte ich für frühlatènezeitlich.

Nach allem vorher Gesagten werde ich berechtigt sein, das Schmetzdorfer Gräberfeld der früheren und dem Anfang der Mittellatènezeit zuzurechnen, so dass der Friedhof etwa im 5. bis 3. Jahrhundert vor Christus belegt worden sein wird.

Welches Volk hat uns nun die Latènegräber in der Mark Brandenburg hinterlassen? Zu dieser schwierigen, immerhin sehr wichtigen Frage gestatte ich mir zu versuchen, wenn auch nur als Lokalforscher aber vom praktischen Standpunkt aus und gestützt auf meine langjährigen Erfahrungen bei Ausgrabungen wenigstens für unsere engere Heimat etwas beizutragen. Beklagenswert ist es ja und zu bedauern, dass in dieser Beurteilung die Meinungen unserer führenden Herren vom Fach, was die Mark Brandenburg anbelangt, auseinander gehen. C. SCHUCHHARDT hat sich mehrfach und neuerdings wieder beim Schluss seiner Abhandlung „Der heilige Stadtberg bei Schöningen (Stettin)". Prähist. Z. B. III, S. 329 über die heimatliche Bevölkerung vor Christi Geburt geäussert und folgert nach der Niederschrift des Tacitus (Germ. 38 ff.), dass nicht allein in der Latènezeit die Bewohner der Lausitz und der Mark Brandenburg Semnonen waren, sondern, dass diese schon in der Zeit der Lausitzer Gräber, also in der Bronzezeit und von altersher hier gesessen haben. Er sagt ferner, dass die ganze Lausitzer Kultur germanisch ist und dass am westlichen Ufer der Oder für die spätlausitzer Zeit, also das 7. bis 6. Jahrhundert vor Christus noch Niemand andere als germanische Bevölkerung angenommen hätte und dass diese Gegend zum Urbesitz der Germanen gehörte.

Ich schliesse mich nun insofern der SCHUCHHARDTschen Ansicht an, dass ich glaube, die Semnonen, also Germanen, haben die latènezeitlichen Gräberfelder hinterlassen, aber durchaus kann ich der Behauptung nicht beistimmen, dass die bronzezeitlichen Gräberfelder demselben Volke angehört haben sollen. Wenn ich die Grabkultur von Schmetzdorf oder irgend eines andern latènezeitlichen Friedhofes mit

Digitized by Google

der eines bronzezeitlichen vergleiche, muss ich unbedingt zu der Ansicht kommen, dass beide Kulturen unmöglich von einem und demselben Volke herrühren können. Vom archäologischen Standpunkte aus und durch die völlige Verschiedenheit dieser beiden Kulturen ergibt sich zweifellos, dass das bronzezeitliche Volk, mag es nun germanisch oder illyrisch gewesen sein, ein anderes gewesen ist als das latènezeitliche. Selbst zugegeben, das Volk der Bronzezeit hätte in der Zeit, da das Eisen bekannt wurde, dieses Metall kennen und bearbeiten gelernt und auch viele alt hergebrachte Gebräuche bei der Bestattung seiner Toten gewechselt, so lässt sich doch nimmermehr annehmen, dass es in der Herstellung seiner Keramik sich derartig ändern könne, wie solches die Urnen aus bronzezeitlichen Gräbern im Gegensatz zu denen der Latènezeit beweisen. Bisher sind wir auch gewöhnt, die charakteristischen Merkmale der Formen und der Verzierungen der Tongefässe als Unterscheidung der einzelnen Völker anzusehen.

Es kommt hierzu noch Folgendes in Betracht: Haben die Bewohner der Lausitz in der doch immerhin mehrere Jahrhunderte andauernden Latènezeit das Eisen weniger übernommen als ihre Nachbarn oder hat sich in dieser Zeit die Lausitzer Bevölkerung so verringert, wie man es von den verhältnismässig nur in kleiner Anzahl vorgefundenen Latène-Gräberfeldern annehmen kann? Nach H. JENTSCH, einem der besten Kenner der Lausitz, sind dort bei weitem mehr als 300 bronzezeitliche Gräberfelder bekannt und grösstenteils auch ausgegraben worden, dagegen nur 12 latènezeitliche. Dieselben Verhältnisse lassen die nördlich der Lausitz liegenden Kreise Beeskow-Storkow, Lebus, Nieder- und Ober-Barnim erkennen. Hier wo sich die bronzezeitliche Grabkultur fast ebenso reichlich wie in der Lausitz vorgefunden hat, gibt es gleichfalls nur wenige latènezeitliche Gräberfelder. Mir sind nur 5 bekannt, dagegen über 80 bronzezeitliche. Hierbei bleibt aber zu berücksichtigen, dass die genannten vier Kreise kaum ein Drittel so gross sind als die Lausitz.

G. KOSSINNA hat jedenfalls das grosse Verdienst, ausgehend von seinen umfassenden archäologischen Studien die Bevölkerungsverhältnisse auch unserer engeren Heimat insofern geklärt zu haben, dass er beweist, dass das bronzezeitliche Volk etwa um die Zeit des 6. Jahrhunderts vor Christus abgezogen oder verdrängt worden ist und dass nunmehr ein von Nordwesten her kommendes germanisches Volk die verlassenen Wohnplätze eingenommen hat. Diese Westgermanen werden höchstwahrscheinlich die Latène-Kultur mitgebracht haben. Zur Erläuterung dieser Zusammenhänge geben uns die im Jahre 1901 von R. v. ERCKERT herausgegebenen „Wanderungen und Siedelungen der germanischen Volksstämme in Mittel-Europa“ durch vortreffliche Karten näheren Aufschluss.

Digitized by Google

In der früheren Latènezeit scheint diese von Südwesten eingeführte keltische Grabkultur in der Altmark am verbreitesten gewesen zu sein, sie pflanzte sich dann nach der Mittelmark durch die Kreise Zauch-Belzig und Teltow bis zur Spree, etwas nördlicher durch die beiden havelländischen Kreise und den Ruppiner Kreis bis zur Havel fort. Wenn KOSSINNA in seiner Arbeit über „Verzierte Lanzenspitzen" (Zeitschrift f. E. 1905) sagt, dass die Ostgrenze der Westgermanen in der früheren Latènezeit im Teltow liegt, so kann ich dasselbe durch meine Spatenarbeit vollständig bestätigen.

Die für damalige Zeiten so ungeheuerliche Kultur-Umwälzung, die uns namentlich in der Mittelmark die keltische Latène-Epoche gebracht hat, wird vermutlich von Westen her, zuerst längs der Flussläufe stattgefunden haben, denn die meisten bekannt gewordenen Latène-Niederlassungen liegen an der Havel und an der Spree. Im Kreise West-Havelland (also nicht allzuweit von Schmetzdorf) kenne ich folgende Gräberfelder mit Latène-Kultur: Fohrde, Radewege, Pritzerbe, Ketzür, Butzow, Klein-Kreuz, Ferchesar, Briest, Wagenitz, Lünow und Garlitz. Im Kreise Zauch-Belzig: Derwitz, Grosskreuz, Kuhlewitz, Borna, Gollwitz, Golzow, Ragösen, Rietz, Krielow, Bochow, Werder und Alt-Töplitz. Im Kreise Teltow: Ragow, Rudow, Britz, Teltow, Grossbeeren, Löwenbruch, Selchow, Jütchendorf, Ruhlsdorf, Mariendorf, Tempelfelde, Lichterfelde, Neuglienicke, Tempelhof und Südende. Im Kreise Ost-Havelland: Kremmen, Ketzin, Friesack, Rhinow, Vehlefanz-Eichstädt und Buchow. Die meisten dieser aufgeführten Gräberfelder kenne ich durch eigene Anschauung und viele durch persönliche Ausgrabungen.

Es will mir fast erscheinen, dass die Latène-Gräberfelder, je weiter westlich sie liegen, desto älter sind, je weiter östlich, desto jünger und es würde sich demnach erklären lassen, dass in den noch weiter östlich gelegenen Kreisen, jenseits der Havel und der Spree nur noch Funde der allerjüngsten Latènezeit vorkommen. In meiner Veröffentlichung „Neue und ältere Ausgrabungen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim" (Z. f. Ethn. 1911) habe ich auf Seite 498 gesagt, in den Kreisen Nieder- und Ober-Barnim, Lebus und Beeskow-Storkow seien mir Latène-Gräberfelder nicht bekannt, ich hatte leider vergessen hinzuzufügen „mit wenigen Ausnahmen" und wollte diese Ausnahmen, nachdem ich mich persönlich noch über verschiedenes darauf Bezügliche informiert haben würde, in einer meiner nächsten Arbeiten besprechen. Ich benutze daher die jetzige Gelegenheit, um zunächst im Kreise Nieder-Barnim einige Fundstellen aufzuführen. Sie liegen 5 bis 6 km von Berlin, nicht weit von einander in einem kurzen Bogen, der nördlich bei Wittenau anfängt und östlich bei Kaulsdorf endet. Von Kaulsdorf besitzt das Märkische Museum in Berlin eine Fibel, die als Frühlatène angesehen wird, obgleich es

Digitized by Google

nicht ausgeschlossen ist, dass ihre Form, die der Altmärkischen gleicht, noch in späterer Zeit erscheint.

Aus Marzahn, 3 km nördlich von Kaulsdorf, befindet sich gleichfalls im Märkischen Museum eine Fibel. Bei Karow liegt ein Gräberfeld, von dem folgende Fundstücke in die Herrmann'sche Sammlung in Pankow gekommen sind: Zwei Wirtel, die Hälfte einer durchlochten Zierscheibe aus Bronze, Teile eines geperlten Halsringes, eine Schwanenhalsnadel, drei Kropfnadeln, von denen zwei aus Bronze mit seitwärtsgebogenen Köpfen, die dritte aus Eisen hergestellt ist, ein Fragment vom Knochenkamm, drei eiserne Nadeln mit doppelkegeligem Kopf und drei Nadel-Bruchstücke aus Eisen.

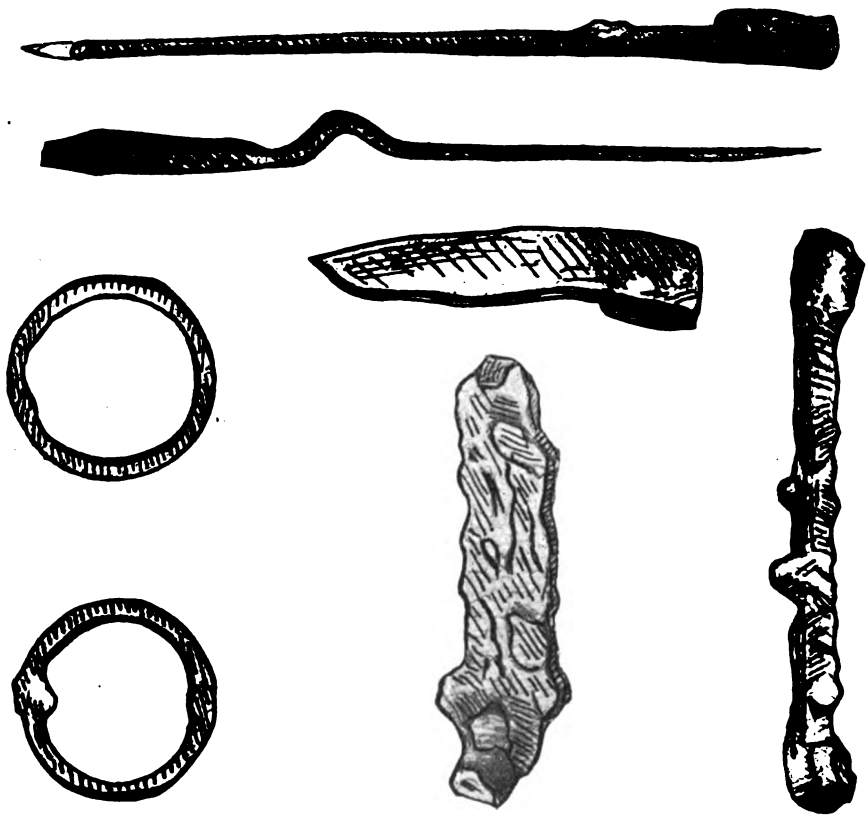


Abb. 6.

— Aus Rosenthal befindet sich eine Spätlatène-Fibel im Märkischen Museum, auch M. JAHN hat im vorigen Jahre in einer Sitzung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte Gefässscherben aus Rosenthal vorgelegt und besprochen; sie zeigen jedoch wenig charakteristische latènezeitliche Merkmale. Neu ist ein Fund, den Herr Franz LANGER aus Waidmannslust 2 km von Rosenthal auf Wittenauer Gebiet gehoben

Digitized by Google

hat. Er fand vier gänzlich zerdrückte Urnen, von denen die eine folgende Beigaben aus Eisen enthielt: eine Kropfnadel mit verstärktem kantigen Kopf, eine Nadel mit abgebrochenem Kopf, zwei Ringe aus rundem Draht, zwei Gürtelhaken und ein Bruchstück (siehe Abb. 6). Die Bruchstücke der vier zerdrückten Urnen aus Wittenau wurden nicht gesammelt. — Weiteres Gefäss-Material aus den hier aufgeführten Fundorten des Kreises Nieder-Barnim ist mir nicht bekannt geworden.

Das von Fr. SCHEFFLER im Jahresbericht des Königl. Gymnasiums in Freienwalde a. O. ausführlich veröffentlichte Latènegräberfeld von Altranft zeigt nicht die zusammenhängende Kultur der von mir besprochenen Gräberfelder. SCHEFFLER setzt auch Altranft in das 1. Jahrhundert nach Christus und da Altranft an der nördlichen Grenze des Ober-Barnims liegt, machen sich an den Fundstücken nördliche und östliche, sowie auch schon römische Einflüsse geltend.

Die STIMMINGschen Gräber.

Schliesslich bleibt mir noch übrig die von G. STIMMING aus Gross-Wusterwitz in Schmetzdorf ausgehobenen neun Gräber und die aus ihnen entnommenen, auf Taf. XLII abgebildeten Fundstücke kurz zu besprechen. Die Zeichnungen sind von G. STIMMING selbst ausgeführt und mir zur Veröffentlichung gütigst übermittelt worden.

Die Zahlen über den einzelnen Gegenständen bedeuten die Grabnummer, E = Eisen, B = Bronze, T = Ton, G = Glas.

Grab 1. Ein einfacher, einhenkliger Topf mit napfförmiger Deckschüssel. — Beigaben: Zwei Armringe mit quergerieften Enden.

Grab 2. Knochenlager mit einer grossen, flachen Ösen-Deckschüssel. — Beigaben: Ein Gürtelhaken mit gerippten Rückenkanten. Eine Nadel mit doppelkegeligem Kopf und abgebrochener Spitze. Ein Armring (?) mit zwei daranhängenden kleinen Ringen. Fünf Ohrringe mit Quer- und Längsrippen und kleinen runden Löchern, auf der Spitze sitzt je eine Perle. Ausserdem noch zwei Perlen ohne Ohrringe.

Grab 3. Knochenlager mit zwei darin stehenden kleineren Gefässen. — Beigaben: Eine kleine Öhrnadel, ein breiter Gürtelhaken, ein kleiner Ring, sieben sehr beschädigte Ohrringe mit Perlen, 2 kleine Zierbleche aus Bronze.

Grab 4. Knochenlager mit einem umgestürzten kleinen Henkeltopf.

Grab 5. Knochenlager, darin stehend ein henkelloses Töpfchen. — Beigaben: Ein Bruchstück aus Bronze.

Grab 6. Weitmündige napfförmige Urne mit einem Henkel. — Beigaben: Eine Nadel mit halbkugeligem Kopf, eine Nadel mit aufrecht

Digitized by Google

stehendem Scheibenkopf, ein grösserer und ein kleinerer Gürtelhaken, einige geriefte Ohrringe.

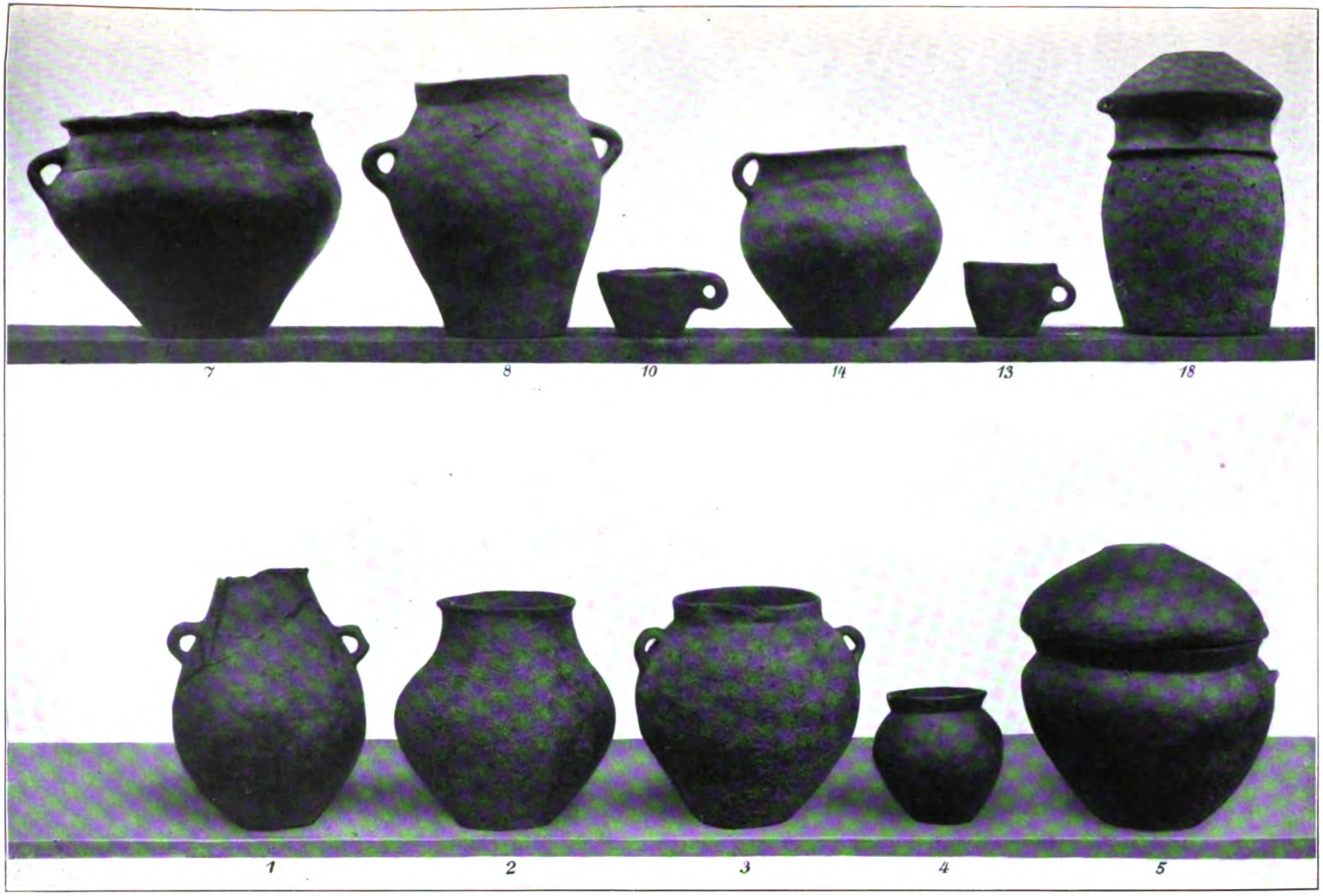
Grab 7. Einfacher ungegliederter zweihenkliger Topf mit einer napfförmigen Ösenschüssel bedeckt.

Grab 8. Hohe ungegliederte zweihenklige unter dem Rande etwas eingewölbte Urne, auf der unteren Aussenfläche sind gruppenweise vertikale Riefen eingezogen, dazwischen runde Grübchen eingedrückt. — Beigaben: Eine Nadel mit Bronzekopf, die Form des Kopfes ist aus Zeichnung, ob Ring oder Scheibe, nicht zu erkennen.

Grab 9. Ungegliederte, gerauhte, henkellose Urne, die am untern Teile etwas eingewölbt ist. — Beigaben: Eine Pinzette aus Eisen, ein halbmondförmiges Rasiermesser.

Als hier sonst noch nicht vorgekommener Gegenstand erscheint die Pinzette aus Gr. 9 wichtig, auch die beiden Bronze-Zierbleche aus Gr. 3 sind neu. Auffällig ist, dass sich unter den Nadeln keine Kropfnadel befindet. Von den Urnen weicht die Form der aus Gr. 9 mit ihren oberhalb des Bodens liegenden Einwölbungen von den anderen etwas ab, auch die hohe Form des kleinen Gefässes aus Gr. 5 kommt sonst nicht vor. In den Gräbern 2, 3, 4 und 5 ist der Leichenbrand ohne Urne, in der freien Erde, beigesetzt. Im grossen ganzen lässt der Inhalt der neun STIMMINGschen Gräber dieselben Erscheinungen erkennen wie die von mir in Schmetzdorf ausgegrabenen.

Digitized by Google



Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

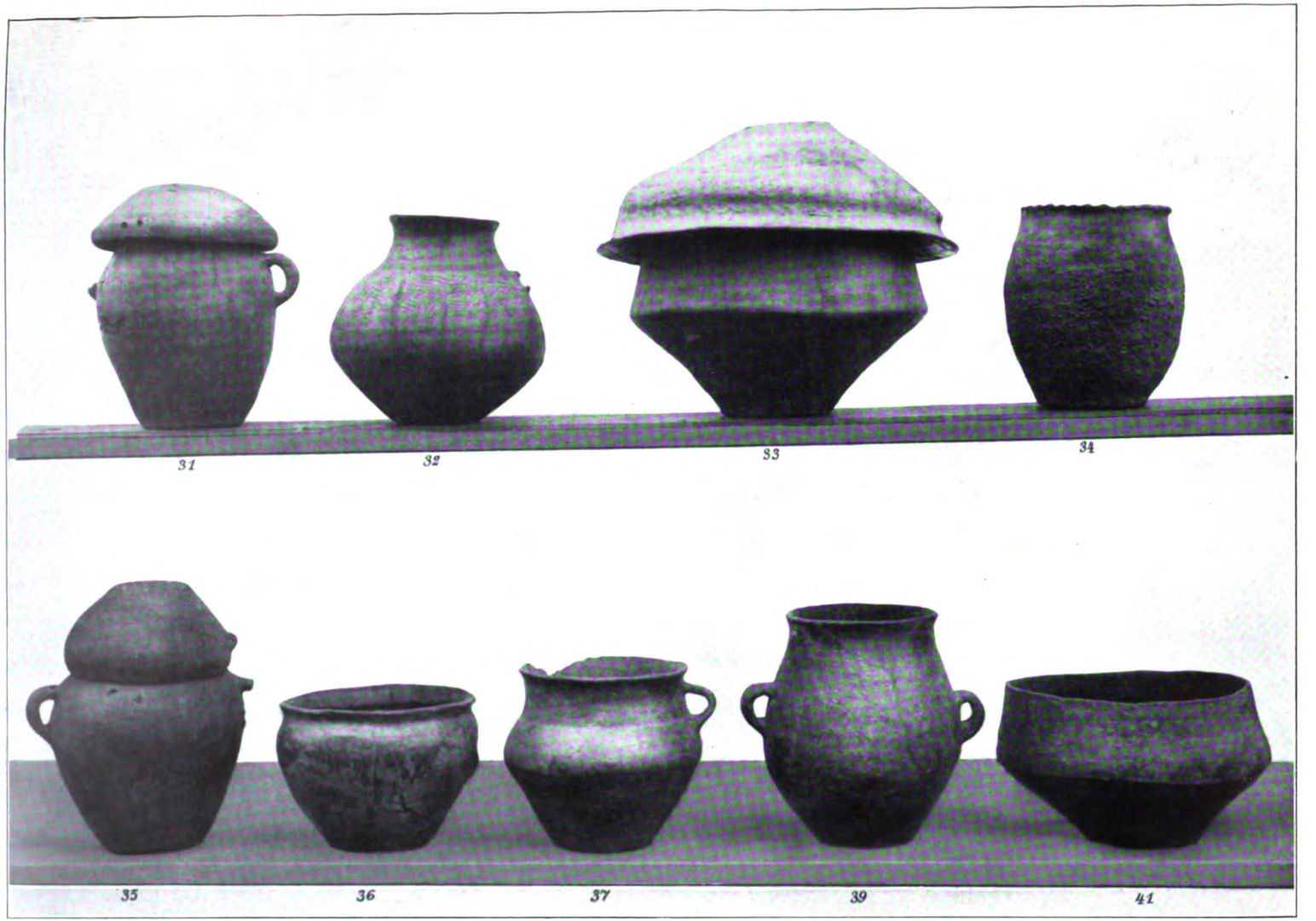
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

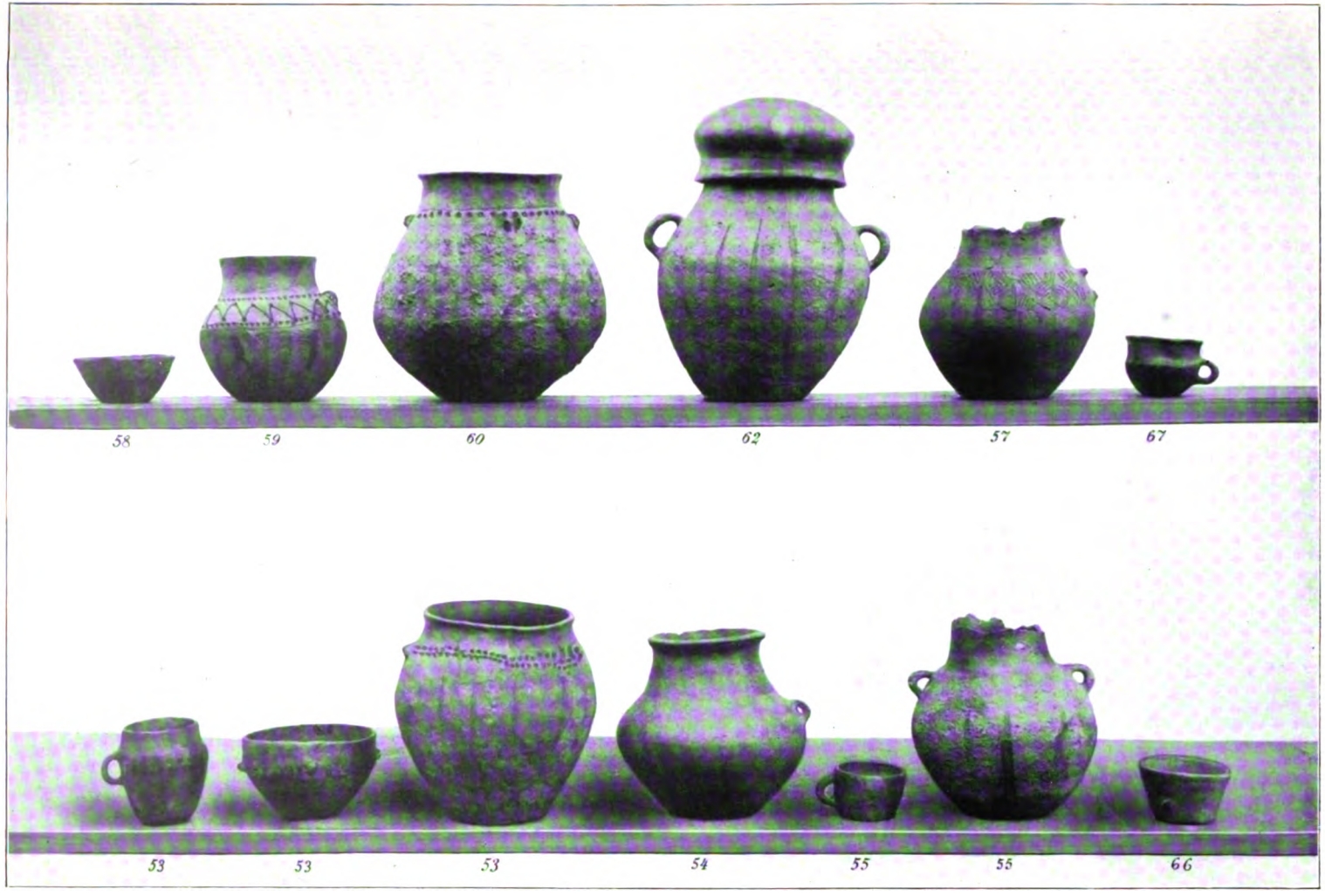
Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Digitized by Google

Digitized by Google



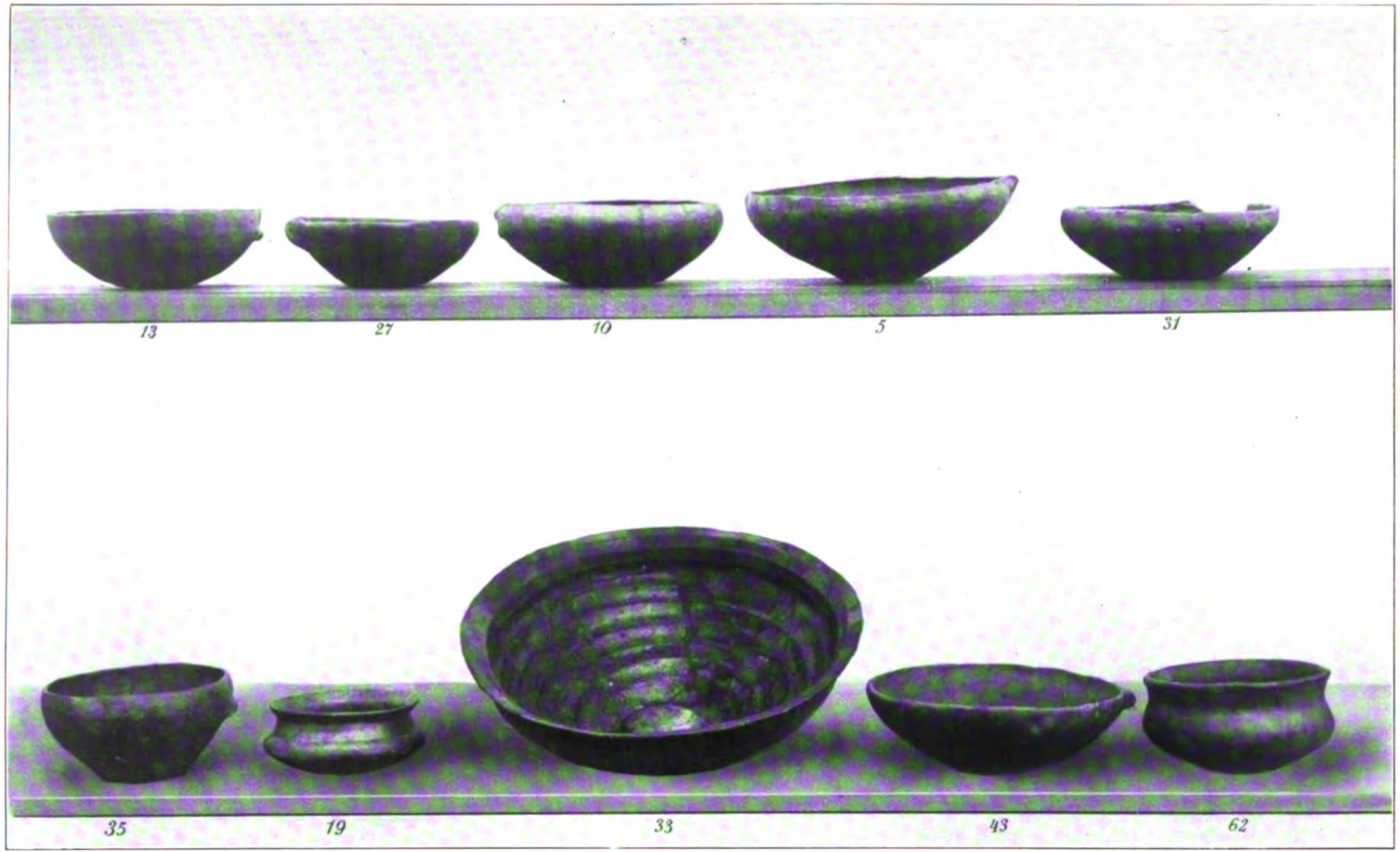
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



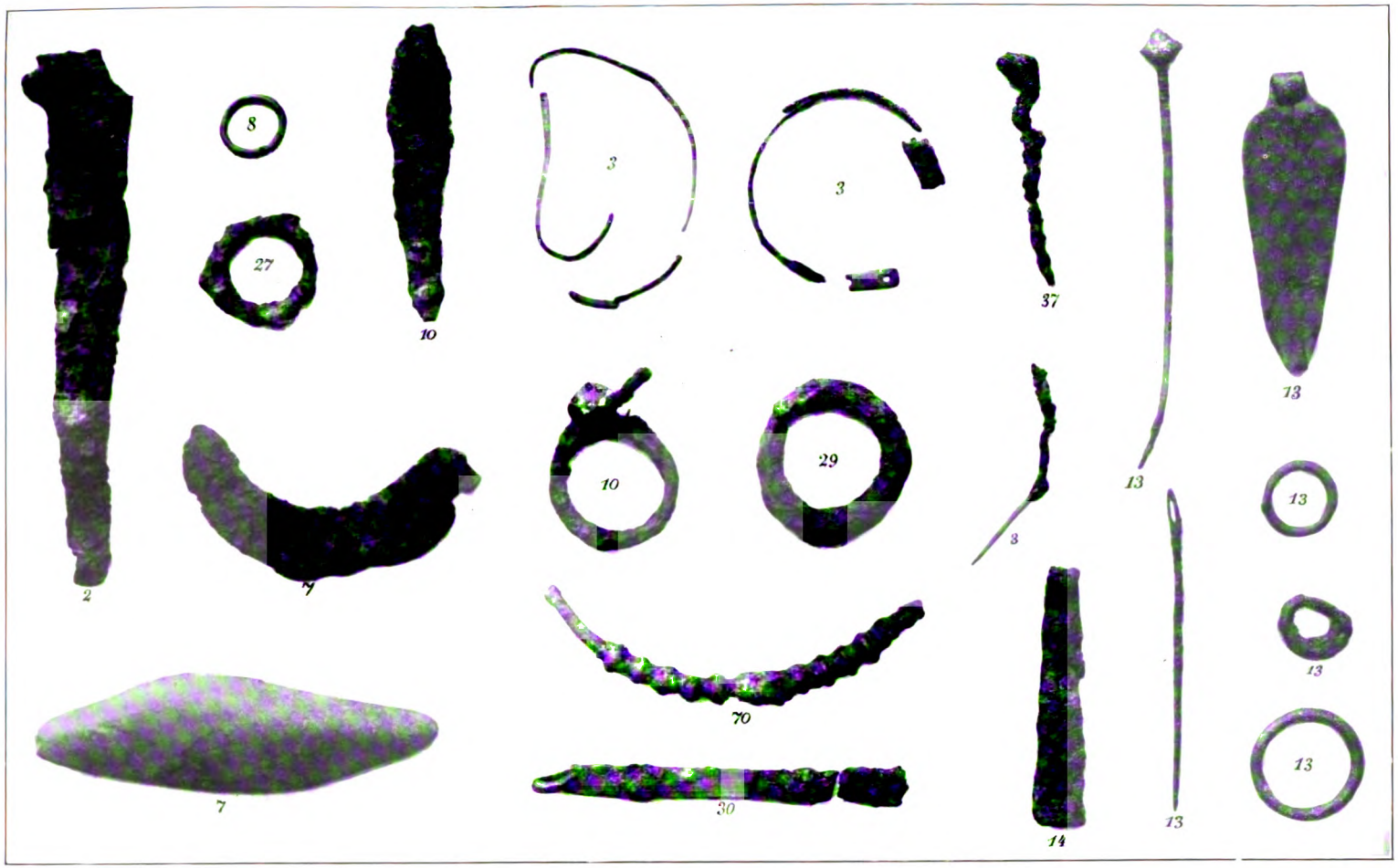
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



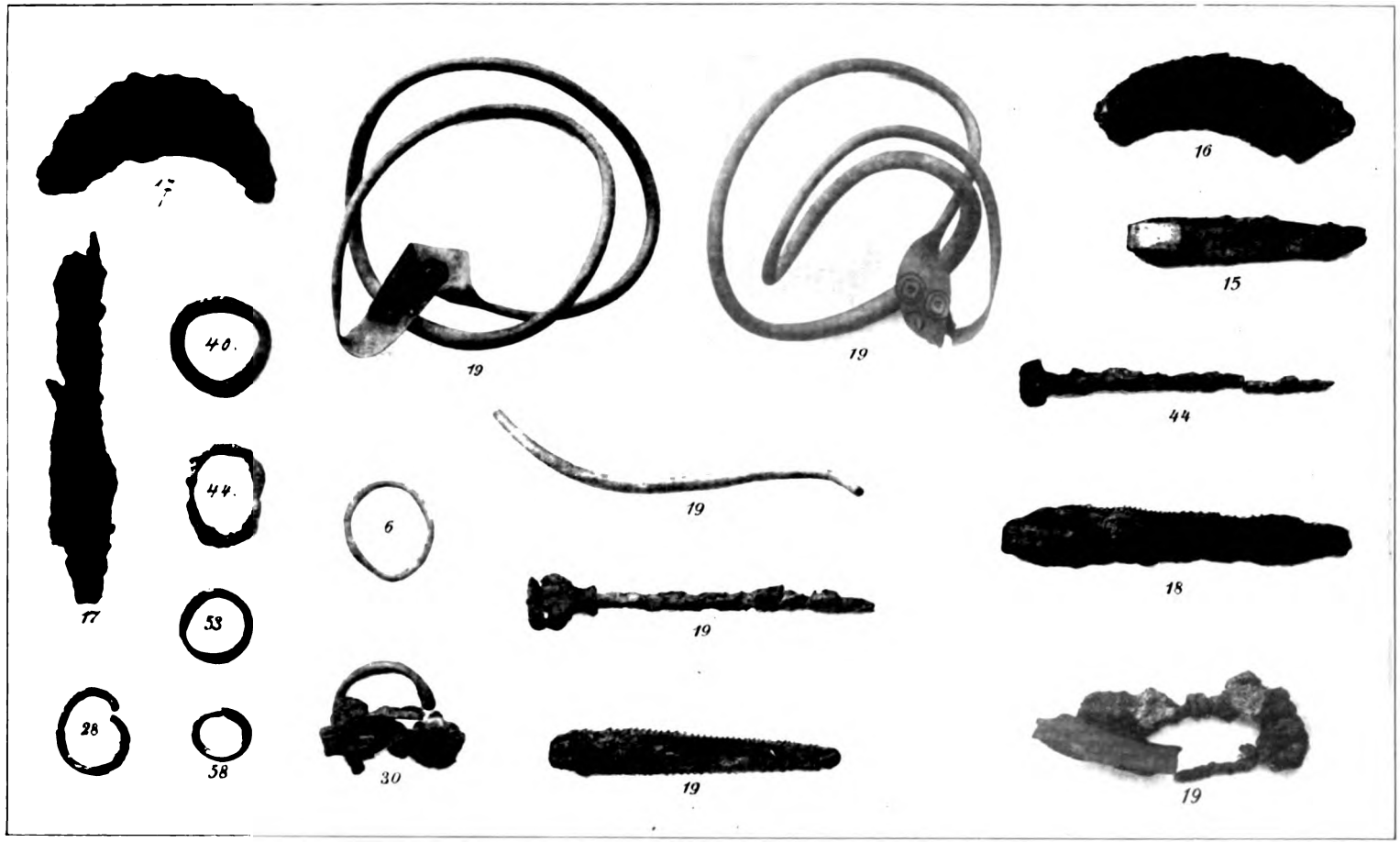
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



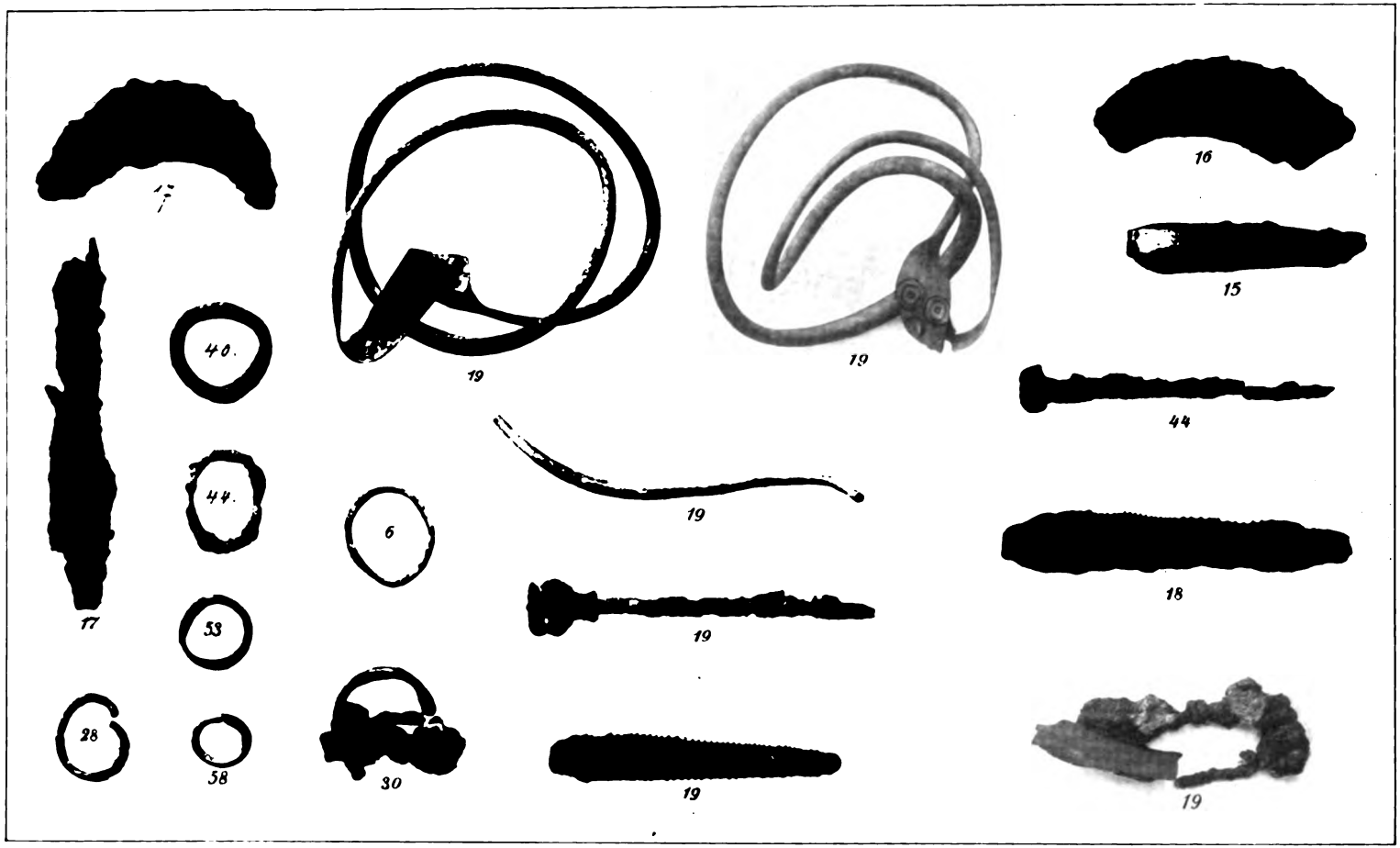
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



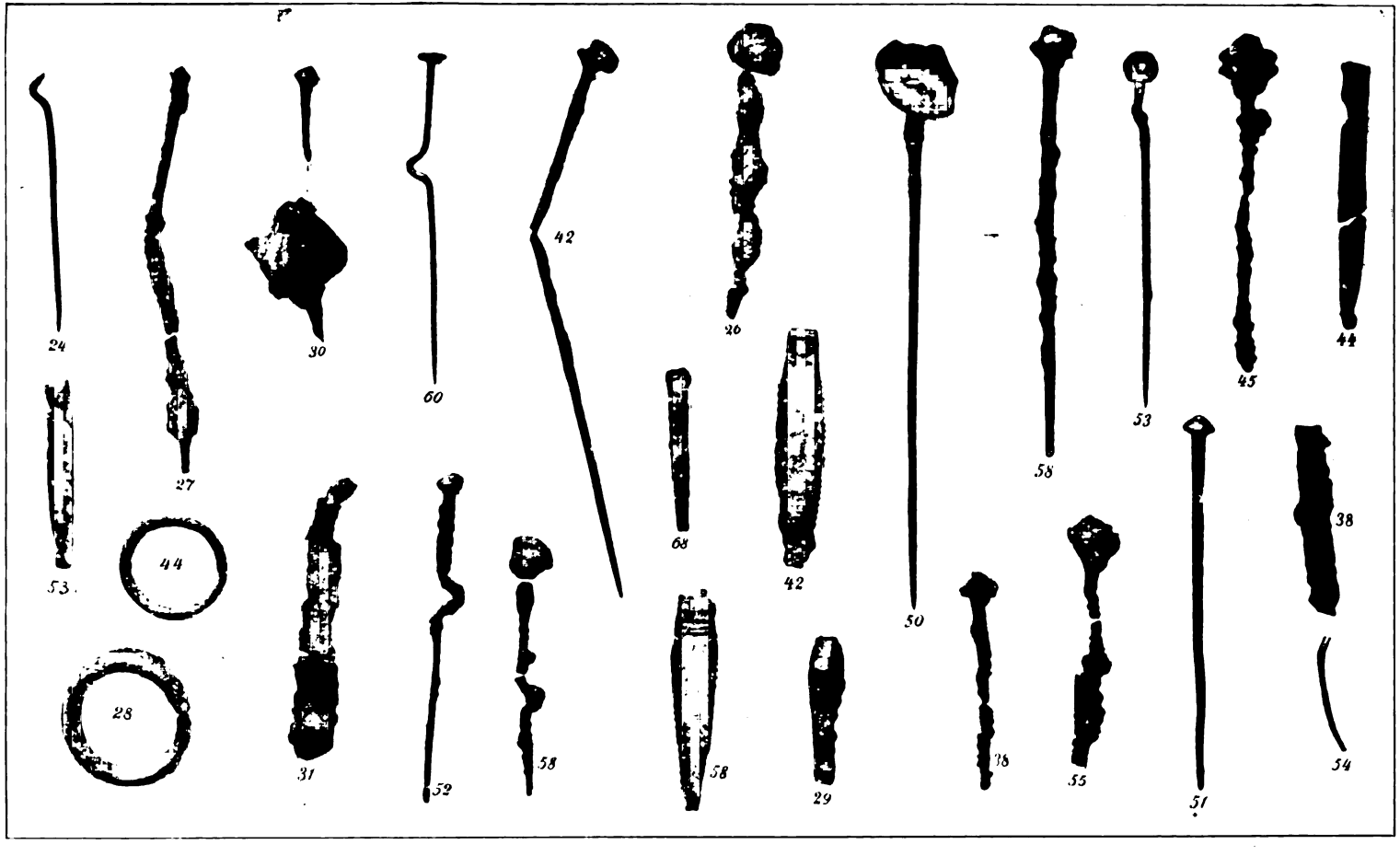
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



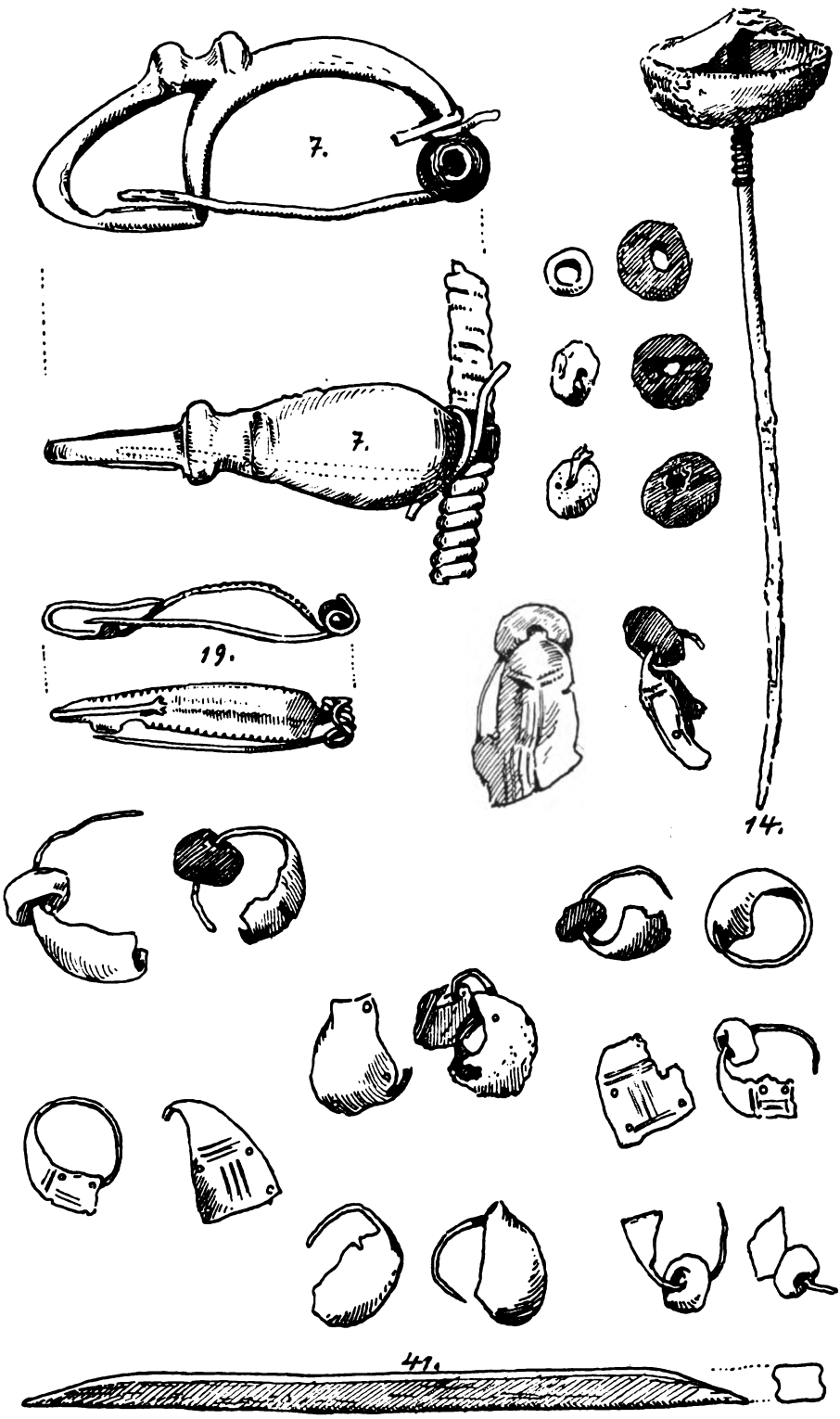
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



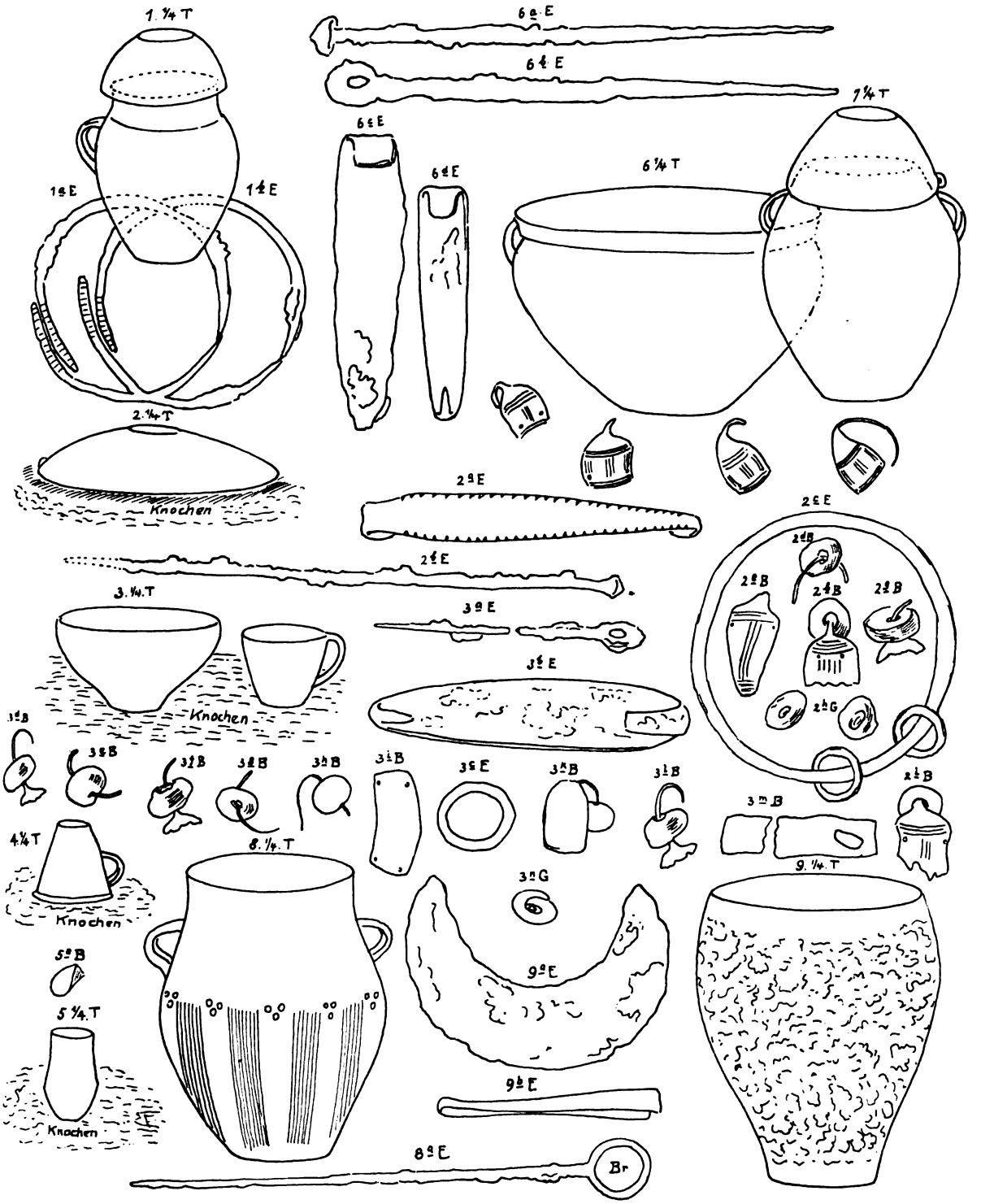
Die Zahlen bedeuten die Grabnummern.

Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Stimmingschen Gräber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas III.

1. Die alten Griffzungenschwerter.
2. Die Nordillyrier (Veneter).

Von Gustaf Kossinna.

Mit 57 Textabbildungen und 1 Karte (Taf. XLIII).

In meinem zweiten Artikel „Zur älteren Bronzezeit" (Mannus IV, 173 ff.) habe ich meine neue Ansicht über die Bevölkerung Österreich-Ungarns in jener Epoche, genauer gesagt in den Perioden II und III der Bronzezeit, bekannt gemacht und die kulturelle Übereinstimmung dieser Bevölkerung mit derjenigen festgestellt, die zwar nicht gleich zu Anfang, aber doch schon in der Mitte der Periode II in das damals leere Gebiet Ostdeutschlands einzog und grosse Teile davon besiedelte, bis zur Odermündung abwärts.

Infolge dieser gegen früher etwas veränderten Auffassung, die ich aus einer Verarbeitung meiner Reiseergebnisse von 1909 im vergangenen Winter gewann, ist die Karte der Siedlungen der Periode II der Bronzezeit, die ich im Sommer 1911 meiner „Herkunft der Germanen" (Mannusbibliothek 6) beigab, in gewisser Weise veraltet.

Ich habe daher den Wunsch von Prof. LANGHANS, diese Karte in seiner Zeitschrift „Deutsche Erde" von neuem zu veröffentlichen, als willkommene Gelegenheit benutzt, eine verbesserte Auflage der Karte herauszugeben[1]). Abgesehen von den wenigen Nachträgen, wie von einigen neuentdeckten Fundplätzen zwischen Bonn und Ruhrort (Roisdorf, Kr. Bonn: Abb. 1; Wahn, Kr. Mülheim a. Rh.; Reusrath bei Opladen, Kr. Solingen: Abb. 2; Bruckhausen, Kr. Dinslaken: vgl. unten S. 277) oder sehr selten von früher übergangenen Funden (ich denke

---

[1]) Diese neue Karte ist inzwischen erschienen als Tafel 14 im Jahrgang 1912, Heft 4/5 der „Deutschen Erde" (Gotha, Justus Perthes) und konnte im Sonderabdruck bereits den Teilnehmern der 4. Tagung für Deutsche Vorgeschichte zu Dortmund, ebenso denen des Baltischen Archäologenkongresses zu Stockholm als Widmung überreicht werden.

Digitized by Google

an den von Misdroy auf Wollin), die durch die Eintragung das Siedelungsbild bereichern, musste die auf der Karte mit enthaltene Nordhälfte Böhmens, sowie Österreichisch-Schlesien, die bei der früheren Auffassung unberücksichtigt blieben, nunmehr, weil illyrisches Gebiet, mitbehandelt werden. Es stellte sich dabei heraus, dass die von den böhmischen Forschern bisher stets vertretene Ansicht unrichtig ist, als sei die Bevölkerung der Aunetitzer Gräber (Periode I) nur in Nordböhmen, die der folgenden Periode der Bronzezeit (Hügelgräber der Periode II) nur in Südböhmen vertreten. Vielmehr hat auch Nordböhmen Gräber und andere Funde aus Periode II, während die grosse Masse der auf den Karten zu findenden Hügelgräber Südböhmens gar nicht der Bronzezeit, sondern der Hallstattzeit angehört. Der Zusammenhang der Bevölkerung von Periode I und II in Böhmen, der mir schon seit Jahren unzweifelhaft war, ist durch diese rein örtliche Feststellung noch mehr gesichert worden. Des weiteren ist dann die genaue Grenzlinie der Germanen für die Periode III der Bronzezeit hinzugekommen. Sie zeigt, dass die Germanen im Osten der Odermündung den Illyriern der Periode II ungefähr jenes Gebiet abgewonnen haben, das sie bereits in der Periode II mit einigem Einfluss zu durchdringen begonnen hatten [1]). An der Westgrenze dagegen, in Westhannover, und

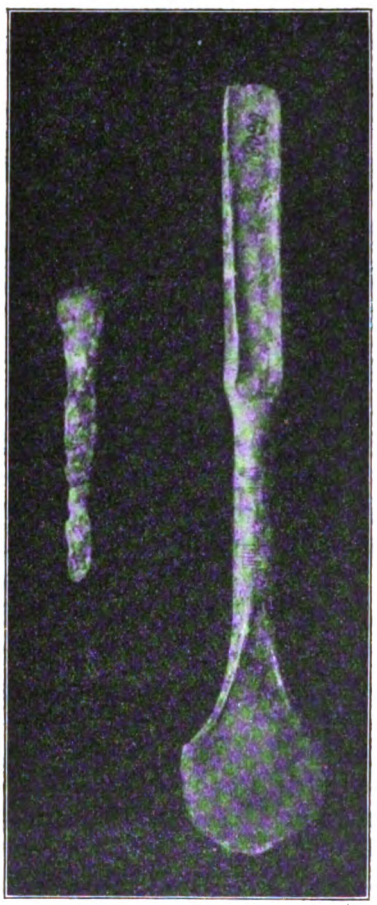


Abb. 1.
Roisdorf, Kr. Bonn. 1/3. Prähist. Mus. Köln.
Hügelgrab: kleiner Dolch; reich verziertes Absatzbeil von rheinländischem Typus.

Abb. 1a. Roisdorf, Kr. Bonn. 1/3.
Verzierung des Absatzbeiles der Abb. 1.

[1]) Vgl. meine Schrift: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft (Mannusbibliothek 9) S. 42.

Digitized by Google

teilweise auch gegenüber den Illyriern an der Südostgrenze, in Süd- und Ostbrandenburg, haben die Germanen ihre weitvorgeschobenen, vereinzelten Aussenposten nunmehr in den geschlossener gewordenen Hauptkörper ihrer Bevölkerung zurückgezogen. Endlich ist die spätere Ausbreitung der Germanen nach Südwesten hin, in das zwischen ihnen und den westdeutschen Kelten während der Bronzezeit offengebliebene Gelände des westlichen Westfalens und in das bereits keltisch besiedelt gewesene mittlere Wesergebiet hinein, durch Angabe der germanischen Siede-

Abb. 2a. Reusrath, Kr. Solingen. 1/3. Verzierte Dolchklinge in Abb. 2.

Abb. 2. Reusrath bei Opladen, Kr. Solingen. 1/3. Prähist. Mus. Köln. Brandgrab in Hügel: schlankes Randbeil, 20 1/3 cm; verzierte Dolchklinge, 14 1/3 cm; winziger Scherben.

lungen der IV.—V. Periode der Bronzezeit in diesem damaligen germanischen Neulande erläutert worden.

Ich habe bereits in meinem obengenannten zweiten Artikel (S. 184) es ausgesprochen, dass eine Wiedergabe des gesamten Fundstoffes der illyrischen Siedelungen der Periode II der Bronzezeit, wovon ich in der Aprilsitzung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte eine sehr reiche, für den Nachweis der Gleichartigkeit der Kulturen mehr als genügende Auswahl vorführte, den Rahmen des Mannus sprengen würde, also eine eigene, selbständige Schrift erfordere. Wohl aber lässt sich für diese oder jene Frage, die durch das Material der Periode II der

Digitized by Google

mitteleuropäischen Bronzezeit gestellt wird, eine Darlegung und Beantwortung hier bieten.

Nur auf zwei dieser Fragen, die ich beide schon früher angeschnitten habe, will ich jetzt zurückkommen, und zwar nur mit einem kleinen Nachtrag auf die Frage der germanischen Fibel bei den Illyriern, ausführlicher dagegen auf die Frage der ältesten Griffzungenschwerter.

Als Nachtrag zum ersten Punkte führe ich eine weitere germanische Fibel aus Schlesien an, die sich im Dresdener Prähistorischen Museum befindet. Eine Abbildung des am Nadelkopfe ganz zerstörten, am Bügel verbogenen Stückes ist schon vor zehn Jahren nach meinen Angaben hergestellt und ergänzt worden (Abb. 3). Es handelt sich um eine nament-

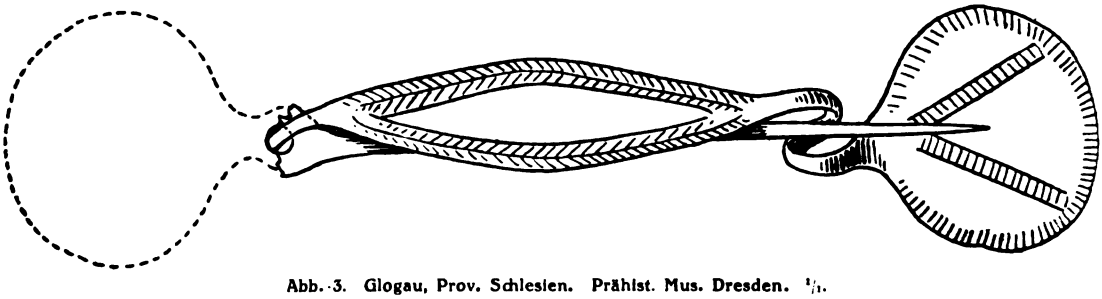


Abb. 3. Glogau, Prov. Schlesien. Prähist. Mus. Dresden. $^1/_1$.

lich in Mecklenburg beliebte, aber auch im angrenzenden nordwestlichen Brandenburg vorkommende Form aus dem Anfang der Periode III. Bei dieser Form sind an die Stelle der aus Draht gewickelten Spiralscheiben vollgegossene Scheiben getreten und die Nadelkopfscheibe (links) bildet hier das Gegenstück zur Bügelfussscheibe (rechts), während der Bügelkopf (links) nicht, wie sonst, symmetrisch, also auch scheibenförmig gestaltet ist, sondern wie bei der Urfibel aus einem blossen Haken besteht, der durch das Nadelhalsloch geht und unter der Nadelkopfscheibe endet. MONTELIUS nennt diesen Fibeltypus, sofern der Bügel, wie hier, drahtförmig aussieht, C^1 (Tidsbestämning S. 205, Anm. 2). Eine der unserigen ziemlich ähnliche Fibel stammt aus Gnevikow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg (UNDSET, Etudes sur l'âge de bronze 1880, Taf. V, 2 mit ungenauer Wiedergabe).

Eingehender behandele ich die Griffzungenschwerter der Periode II. S. MÜLLER hält sie bekanntlich für italienischen Ursprunges, einem seiner Grundsätze gemäss, wonach diejenigen skandinavisch-norddeutschen — wir sagen dafür kürzer und klarer „germanischen" — Typen, zu denen vereinzelte Seitenstücke im mittleren oder im südlichen Mitteleuropa anzutreffen sind (mögen sie in Skandinavien und Norddeutschland in noch so starker Zahl auftreten), nicht aus Skandinavien, sondern aus — Italien stammen müssen, wobei es wenig oder gar nichts verschlage, ob

Digitized by Google

Druckfehler-Berichtigung.

Auf nebenstehender Seite 274, Zeile 12 von unten lies richtig:

„hier, bandförmig ist, eine Abart seines Typus b: Tidsbestämning S. 205, Anm. 2".

Digitized by Google

Digitized by Google

sie in Italien nachweisbar seien oder nicht. Tatsächlich kommt nun, wie S. MÜLLER selbst zugeben muss, der Urtypus der Griffzungenschwerter in Italien überhaupt nicht vor, und die nächstältesten Typen auch nur in 2—3 Exemplaren. Dieser Grundsatz, folgerichtig angewendet, müsste seinen Urheber dazu führen, sogar die berühmten germanischen Bronzehängedosen für südliche Importware anzusehen. Auf diese Weise wäre er geradezu gezwungen, die gesamten Formen der Bronzen der nordischen Bronzekultur aus Italien herzuleiten. Da dieses nun ein vollendeter Unsinn wäre, so zeigt sich schon hieraus, dass jener ausgeklügelte Grundsatz nur zu bald mit dem gesunden Menschenverstand in heftigste Fehde gelangt.

Bereits bei meinem Koblenzer Vortrage von 1911 habe ich diese völlig in die Irre gehenden Gedankenwege Sophus MÜLLERs als Irrgänge charakterisiert, besonders auch darin, was seine Beurteilung der Griffzungenschwerter angeht (Mannusbibliothek 9, S. 48); ich habe diese Schwerter im Gegenteil gerade für germanisch erklärt (Mannus IV, 174).

Bewiesen wird meine Ansicht durch die Verbreitung der ältesten Typen, d. h, derjenigen aus meinen Perioden II b und II c. In Periode II b entseht der Typus. Sein Hauptmerkmal ist, dass die Zunge in der Mitte nach aussen erweitert ist, dass der untere halbkreisförmige Heftabschluss nach den äusseren Spitzen zu eine starke Erweiterung, unmittelbar unter den Spitzen ebenso eine stark geschweifte Einziehung nach der Klinge hin zeigt, dass die Ränder sehr hoch aufgekantet sind und endlich, dass die Griffzunge gänzlich undurchbohrt ist, auf dem halbkreisförmigen Heftabschluss aber beiderseits nur je zwei Nieten oder Nietlöcher sich befinden. Die sehr seltenen Fälle, dass nur je ein Nietloch beiderseits vorhanden ist, scheinen auch in diese Periode II b eingereiht werden zu müssen, soweit die Griffzunge in der Mitte die starke Ausbiegung hat.

Diese Schwerter sind am zahlreichsten in dem Gebiete von Schleswig-Holstein nebst Dänemark, ein Gebiet, das durch annähernd 30 dort gefundenen Stücke als Heimat dieses Typus sich ausweist [1]). Von diesem

[1]) Nach SPLIETHs Inventar giebt S. MÜLLER für diese ältesten Griffzungenschwerter aus Schleswig-Holstein die Zahl 12 an, indessen sind durchaus nicht alle in SPLIETHs Fundlisten als sein Typus 37 angeführten Schwerter solche unseres ältesten Typus, selbst wenn man nur das Kieler Museum nachprüft. Die kleineren Museen und Privatsammlungen Schleswig-Holsteins habe ich auf diesen Punkt nicht von neuem durchmustern können. So ist das Schwert des Fundes SPLIETH 73 Neuwühren vielmehr ein solches mit Griffzungennieten der Periode III; das Schwert des Fundes SPLIETH 115 Norby gehört zu der Abart derer mit einwärts geschwungener Griffzunge und das Schwert des Fundes SPLIETH 140 Sylt hat zwar zwei Paar Nieten an der Hefterweiterung, aber auch einen Zungenniet, ist also der Periode II c zugehörig. Es kommt aber hinzu ein im Museum Hamburg befindliches einschlägiges Schwert von den Liesbütteler Bergen, Kr. Rendsburg, aus Periode II b, das bei SPLIETH fehlt.

Digitized by Google

Mittelgebiet germanischer Siedelungen der älteren Bronzezeit breitet sich der Typus über die neugewonnenen germanischen Gebiete in Nordwestdeutschland aus, von wo sechs Stück mit zwei Nietlöchern mir bekannt geworden sind, und weiter in das benachbarte keltische Gebiet, wo aber nur noch drei Stück gefunden worden sind.

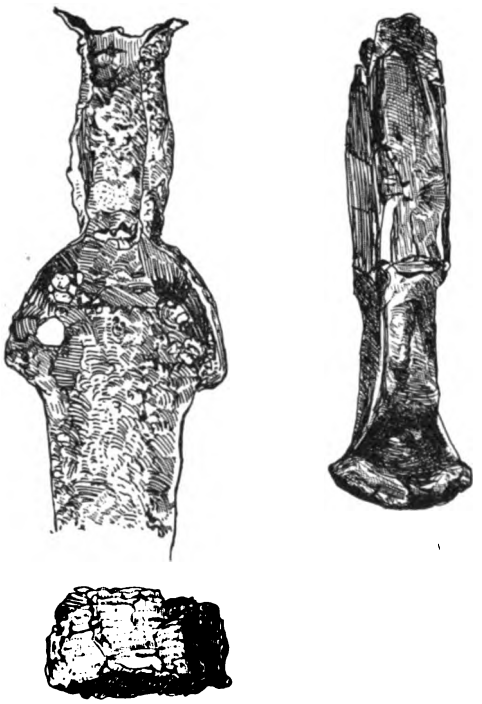


Abb. 4—6. Westerwanna, Kr. Hadeln, Prov. Hannover. 1/2. Naturhist. Mus. Hamburg. Hügelgrab in Bullenberge: Schwert nebst Ortband; Absatzbeil.

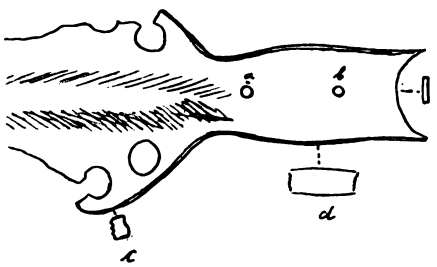


Abb. 9. Uffenheim, Bez.-A. Uffenheim, Mittelfranken. 1/2. Bayer. Nationalmus. München. Länge: 71,4 cm; die beiden kleinen Durchbohrungen der Griffzunge (a, b) sind neu.

Abb. 7. 1/6. Oxstedt, Kr. Cuxhaven. Naturh. Mus. Hamburg. Länge: 65 cm.

Ab. 8. Friedberg, Oberhessen. Mus. Mainz.

I. Germanisches Gebiet:

1. Harsefeld, Kr. Stade: Prov.-Museum Hannover 5440.
2. Sternberg, Kr. Stade: Mus. Stade 430.

Digitized by Google

3. Stadisches Gebiet: Mus. Stade 42.

4. Westerwanna, Kr. Hadeln: Mus. Hamburg 1904, 105 (Abb. 4—6).

5. Oxstedt, Kr. Cuxhaven, aus dem Fusse eines Hügels: Mus. Hamburg 1899, 44 (Abb. 7).

6. Wehden, Kr. Lehe: Prov.-Mus. Hannover 15332.

II. Keltisches Gebiet:

a) Meiches, Kr. Schotten, Oberhessen: Mus. Darmstadt 1899, 34 (eine Abbildung der Museumsverwaltung liegt mir vor).

b) Friedberg, Oberhessen: Mainzer Mus.; vgl. Westd. Zeitschr. 1897. Bd. XVI, Taf. I, 4; Hess. Quartalblätter II, Taf. 28, 4 (Abb. 8).

c) Uffenheim, Bez.-A. Uffenheim, Mittelfranken (also nahe dem Main), im Walde gefunden: Nationalmus. München 2418, im Kunsthandel 1893 gekauft (Abb. 9).

Im eigentlichen Süddeutschland, in der Schweiz und in Italien sind solche Schwerter jedoch unbekannt.

Nur je ein Nietloch beiderseits besitzen ein germanisches Stück aus:

7) Bramstedt, Kr. Geestemünde, Mus. Hannover 5440,

sowie zwei keltische aus:

d) Bruckhausen, Kr. Dinslaken: Präh. Mus. Köln, aus neu aufgedeckten Hügelgräbern, die auch andere wichtige Gegenstände, wie ein Bronzeschwert mit trapezförmigem Oberteil und einen ganz neuen besonderen Typus von Pinzetten aufweisen.

e) Eschbach bei Usingen, Kr. Usingen, Nassau: aus einem Hügelgrabe; Historisch. Mus. Frankfurt a. M., A. V. X 3742.

Ein viertes Stück der letzten Art aus:

8. Nechtelsen, Kr. Sulingen, Pr. Hannover: Mus. f. Völk. Berlin I l 571 (Abb. 10) weicht durch seine völlig geradrandige Griffzunge von allen bisher aufgeführten Exemplaren ab: es gehört deswegen wohl schon in Periode IIc.

Geringer ist naturgemäss das Vorkommen dieser frühesten Form aus Periode IIb, östlich der Elbe, weil dort Mecklenburg während dieser Periode überhaupt recht schwach besiedelt ist, während dagegen Rügen und Vorpommern auch jetzt wieder engeren Anschluss an Holstein und die dänischen Inseln bekunden; ich kenne nur zwei Stück:

9. Lohme, Rügen: Mus. Stralsund 12 (Abb. 11).

10. Grünz, Kr. Randow: Mus. Stettin.

Auf dem gewaltigen illyrischen Gebiete von Stettin im Norden bis zur bosnisch-türkischen Grenze im Süden finden sich fünf Exemplare der frühesten germanischen Griffzungenschwerter; sie gehen also bei den Illyriern — und das stimmt, wie schon früher bemerkt (Mannus IV, 175),

Digitized by Google

zu der gleichzeitigen Einfuhr germanischer Fibeln bei den Illyriern — erheblich weiter nach Süden, als bei den Kelten:

α) Dahmsdorf, Kr. Breslau, aus Hügelgrab mit Skelett: Mus.

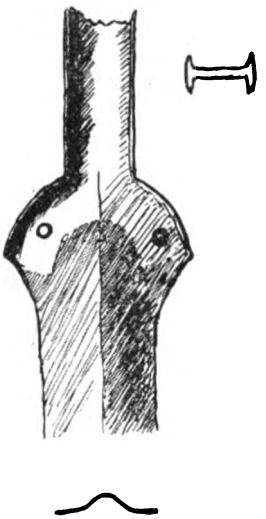


Abb. 10. Nechtelsen, Kr. Sulingen, Prov. Hannover. Mus. f. Völk. Berlin.

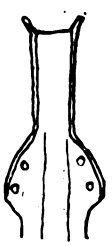


Abb. 11. Lohme, Kr. Rügen. Mus. Stralsund.

Abb. 12. 1/6. Dahmsdorf, Kr. Breslau. Mus. Breslau.

Abb. 13. 1/3. Kom. Békés, Ungarn (nach S. Müller).

Abb. 14. 1/4. Buzija, Bez. Petrovac, Bosnien.

Breslau 2954; vgl. Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 207 (KOSSINNA), Schles. Vorz. N. F. IV. 1906, 8 Fig. 23 (SEGER); MERTINS, Wegweiser 1906, Fig. 122 (Abb. 12).

β) Niederösterreich ? : Naturhistorisches Hofmuseum Wien; vergl. S. MÜLLER: Mémoires dex antiqu. du Nord 1908—9, Abb. 53.

γ) Ungarn: Nat.-Mus. Ofen-Pest; vgl. S. MÜLLER: a. a. O., S. 62.

δ) Komitat Békés, Südungarn: Nat.-Mus. Ofen-Pest; vgl. S. MÜLLER: a. a. O., Abb. 51, 52 (Abb. 13).

Digitized by Google

s) Buzija, Bez. Petrovac, Bosnien: Nat.-Mus. Sarajewo; vgl. Wiss. Mitteil. a. Bosnien VI, 142, Fig. 10 (Abb. 14).

Weit mannigfaltiger gestaltet sich die Entwicklung des Griffzungenschwertes im Schlussabschnitt der zweiten Periode. Zunächst ist jetzt die mittlere Erweiterung der Griffzunge weniger stark und ihre aufgekanteten Ränder sind weniger hoch. Vor allem aber zeigt die untere Grifferweiterung wie auch die Zunge eine Vermehrung der Nieten; auf der unteren Grifferweiterung erscheinen entweder je drei Nieten beiderseits, oder es bleibt bei den zwei Nietpaaren, dann gesellt sich aber auf der Griffzunge ein Niet oder selbst zwei Nieten dazu. Auch bei den drei Nietpaaren der Hefterweiterung kann dieser eine und selbst zwei Nieten auf der Griffzunge hinzutreten. Es sind das Übergänge zu dem vollendeten Typus der Periode III, der zwei oder drei Nietpaare an der Hefterweiterung aufweist nebst drei Nieten auf der Griffzunge, zudem oft statt der Halbkreisform der Hefterweiterung vielmehr eine dreieckige Form, also mit geradegestreckten statt der geschweiften oberen Ränder. Dieser Typus der Periode III erscheint z. B. in dem zweiten Hügelgrabe von Thurow bei Züssow, Kr. Greifswald (Abb. 15), während das erste Grab eine Fibel aus Periode II (Abb. 16) enthielt. Selbst die Abart mit nur je einem Nietloch beiderseits an der Hefterweiterung kehrt auch jetzt noch wieder, und zwar einmal ganz in der altertümlichen Form von IIb, jedoch mit einem Zungenniet versehen; das ist der Fall bei dem Funde aus einem Hügelgrabe von

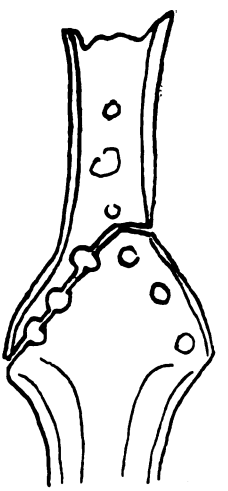


Abb. 15. 1/2. Thurow bei Züssow, Kr. Greifswald: Hügelgrab II. Mus. Greifswald.

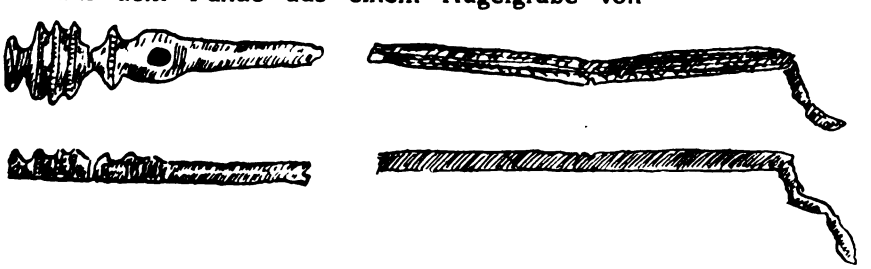


Abb. 16. Thurow bei Züssow, Kr. Greifswald. 1/1. Mus. Greifswald. Reste der Nadel (links) und des Bügels (rechts) einer Fibel, von oben und von der Seite gesehen.

Dornsode, Kr. Neuhaus a. d. Oste, Prov. Hannover (Abb. 17—19). Dann aber gibt es noch eine andere Abart mit nur einem Nietpaar an der Hefterweiterung und völlig nietloser Zunge, jedoch bei ganz veränderter Form der Griffzunge, die statt in der ursprüng-

Digitized by Google

lichen Weise in der Mitte ausgebogene Ränder zu besitzen, vielmehr in ihrer ganzen Länge einwärts geschweift ist. Diese Form erhält dann auch mehr Niete. Es entstehen endlich im Donaugebiete noch andere Arten der Griffzungenschwerter. Danach kann ich für diesen Zeitabschnitt IIc neun Abänderungserscheinungen des ursprünglichen germanischen Typus aus IIb unterscheiden. Ich führe in folgenden wiederum nur die mitteleuropäischen Stücke auf, ohne Schleswig-Holstein und Dänemark zu berücksichtigen.

A. Mit je drei Nietpaaren an der Hefterweiterung und nietloser Zunge:

1. 2. Buxtehude, Kr. Stade: zwei Stück aus Hügelgräbern, verstümmelt, daher nicht sicher hier gehörig, Sammlung des † General v. FRANKE zu Weimar.

3. Eddelsdorf, Kr. Ülzen: Mus. Hannover 7346, vgl. TEWES, Unsere Vorzeit, Fig. 37.

4. Dammereez bei Boizenburg, Mecklenburg-Schwerin: Mus. Schwerin 643, vgl. BELTZ, Vorgesch. Altert. S. 205, 220 (ohne Abb.).

5.—8. Rügen: (5 und 6 aus Jasmund), Mus. Stralsund 13, 15, 14 und Putbussche Sammlung.

a) Lindau am Bodensee: Mus. f. Völk. Berlin IIc 2259.

b) Bertinvai, Frankreich: kleines Stück, Mus. f. Völk. Berlin Va 143.

α) β) Steffelsdorf, Kom. Gömör, Nordungarn: vgl. HAMPEL, Altert. d. Bronzezeit, Taf. 113, 2. 3.

γ) Sajo Gömör, dasselbe Komitat: vgl. HAMPEL, a. a. O. Taf. 115, 1.

δ) Ungarn: Mus. f. Völk. Berlin II 10620, in Ofen-Pest gekauft; vgl. BASTIAN und VOSS, Bronzeschwerter Taf. XVI, 33.

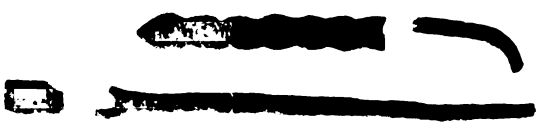


Abb. 17—19. Dornsode, Kr. Neuhaus a. d. Oste, Prov. Hannover. Mus. Hamburg 1895, 104—106.
Abb. 17. Griffzungenschwert nebst Ortband mit Buckeln. Abb. 18. Nordisches Absatzstreitbeil.
Abb. 19. Fibel ältester Form ohne Spiralscheiben.

Mittelitalien bietet von dieser Art zwei Fundstücke: 1. Florenz, 2. am Fuciner See bei Aquila, vgl. S. MÜLLER, a. a. O. S. 59 f.

Digitized by Google

B. Mit drei Nietpaaren und einem Griffzungenniet:

9. Magdeburg-Neustadt: Mus. Magdeburg (Abb. 20, die Dr. H. HAHNE verdankt wird).

C. Mit zwei Nietpaaren und einem Zungenniet:

10. 11. Mecklenburg-Schwerin: zwei Exemplare, Mus. Schwerin.

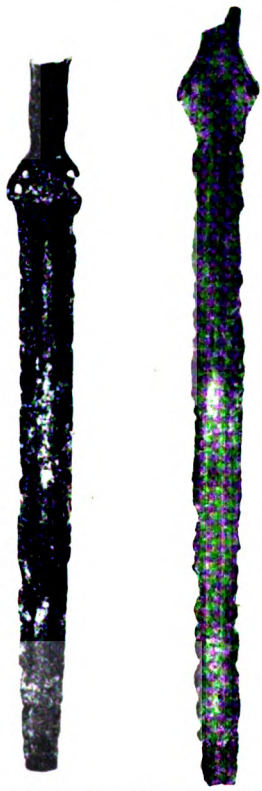


Abb. 20. Magdeburg-Neustadt. Mus. Magdeburg.

Abb. 21. In d. Löwitz, Mecklenburg-Schw. Mus. Hamburg.

Abb. 22. Gristow, Kr. Greifswald, Mus. Stralsund.

Abb. 23. Ungarn (nach Hampel).

12. In der Löwitz, Mecklenburg-Schwerin: Mus. Hamburg 1880, 17 (Abb. 21).

13. Ralswieck, Rügen: Mus. f. Völk. Berlin, vgl. BASTIAN und VOSS, Bronzeschwerter Taf. V, 2.

14. Gristow, Kr. Greifswald: Mus. Stralsund 3 (Abb. 22).

15. Spandau: Mus. f. Völk. Berlin, vgl. Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1882, Taf. XII, I.

ε) Petronell, Niederösterreich: Mus. Ofen-Pest, vgl. HAMPEL, Bronzkor, Taf. 180, 13.

ζ) Ungarn: vgl. HAMPEL, Altert. d. Br., Taf. 20, 7.

η) Sajo Gömör, Kom. Gömör: vgl. HAMPEL, a. a. O. Taf. 115, 2.

Digitized by Google

ϑ) Aranyos, Kom. Borsod: vgl. HAMPEL, Bronzkor, Taf. 216, 1 (vielleicht auch noch 4).

Die Abart C ist also offenkundig nur im östlichen Mitteleuropa, nämlich bei den ostelbischen Germanen und den Donauillyriern verbreitet.

Ca. Mit zwei Nietpaaren und einem mittleren Niet auf der Hefterweiterung; eine ganz vereinzelte Abänderung:

, c) Haan, Kr. Mettmann, Rheinprovinz: vgl. Korresp.-Bl. d. Westd. Zeitsch. f. Gesch. und Kunst. X. 1890, S. 56, Abb. 6 (SCHELL), wahrscheinlich in der Sammlung des Bergischen Geschichtsvereins zu Elberfeld. Dieses Schwert ist erst vor kurzem zu meiner Kenntnis gelangt, so dass der Fund auch auf der neuen Karte der Periode II noch unverzeichnet geblieben ist.

D. Mit drei Nietpaaren und zwei Zungennieten:

Hiervon ist mir nur ι) ein Stück bekannt aus dem Skelettgräberfeld von Povegliano bei Verona: vgl. MONTELIUS, L'Italie I, Taf. 37, 6.

Da. Wie D, aber mit reicher, punzierter Verzierung der Grifferweiterung (doppelte Spiralen):

16. Holstein: vgl. SPLIETH, Inventar, Taf. I, 9b, von SPLIETH und danach von S. MÜLLER fälschlich in die Periode I gestellt, von S. MÜLLER ausserdem gleichgesetzt mit einem italischen Schwerte aus Povegliano, MONTELIUS, a. a. O. Taf. 37, 4, auch Die Chronologie 1900, Fig. 313, zu dem nur sehr geringfügige Beziehungen bestehen, wogegen ein etwas näher verwandtes Schwert, aus Treviso nördlich von Venedig (MONTELIUS a. a. O. Taf. 34, 20, 20a; auch Die Chronologie 1900, Fig. 314), von S. MÜLLER nicht erwähnt wird. Sein Schwert von Laaland hat mit allen diesen Stücken ebenfalls keine Beziehungen.

κ) Ungarn: vgl. HAMPEL, Alt. d. Br. Taf. 20, 4. 6 (Abb. 23).

Db. Wie Da, aber Griffzunge und untere Hefterweiterung ganz flach ohne Randkanten:

λ) Ofen, Ungarn: vgl. HAMPEL, Bronzkor Taf. 180, 11; 180, 11a.

Dc. Wie Db, aber die Verzierung ähnlich wie bei dem oben genannten Schwerte von Povegliano (MONTELIUS, a. a. O. Taf. 37, 4):

μ) Keszthely, Kom. Zala, Ungarn: vgl. HAMPEL, Bronzkor Taf. 134, 3 (Abb. 24).

Der Typus D—Dc ist offenkundig eine illyrische Weiterbildung germanischer Vorstufen und dürfte in Westungarn (Pannonien) seine Heimat haben.

E. Mit nur einem Nietpaar und zwei Zungennieten:

d) angeblich bei Praunheim a. d. Nidda, Ob. Taunuskreis, dicht bei Frankfurt a. M.: Hist. Museum Frankfurt a. M. X 16609 (aus der Sammlung A. Hammeran).

Digitized by Google

F. Diese Klasse umfasst alle diejenigen Abarten, bei denen die Ränder der unteren Hefterweiterung und die der Griffzunge nicht in

Abb. 24; etwa 1/3. Keszthely, Kom. Zala, Ungarn: aus Skelettgrab. Länge 69 cm.

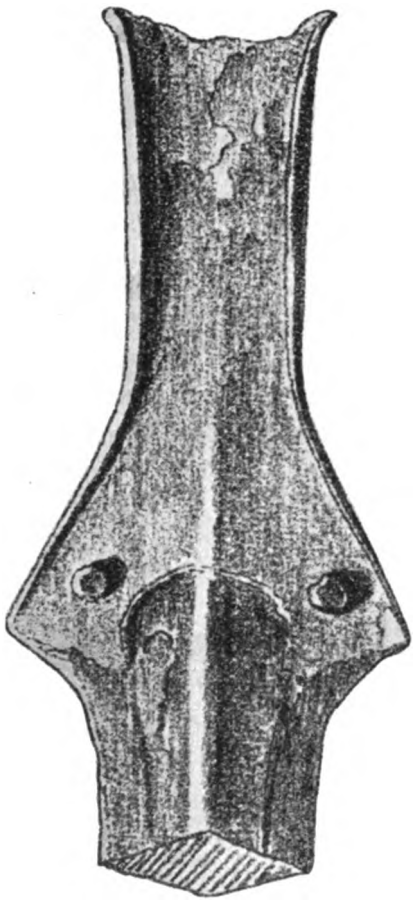
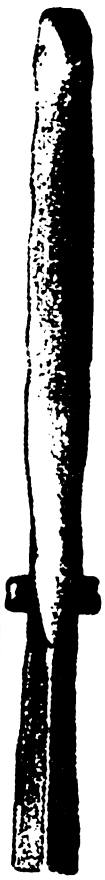


Abb. 25. 1/1. Asenkofen, Bez.-A. Freising, Oberbayern. Mus. Freising. (nach J. Wenzl).



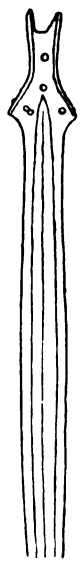


Abb. 26. 1/6. Upflamör, Schwäb. Alb. Mus. Stuttgart.

Abb. 27; etwa 1/3. Nindorf, Kr. Neuhaus a. Oste, Prov. Hannover. Schwert 62,5 cm lang u. Riemenbuckel.

scharfem Winkel sich treffen, sondern in starker Einwärtsbiegung eine fortlaufend geschwungene Linie bilden.

Fa. Mit nur einem Paar Nietlöchern auf der unteren Hefterweiterung und nietloser Griffzunge:

Digitized by Google

e) Asenkofen, Bez.-A. Freising, Oberbayern, aus einem Hügelgrab, in Gesellschaft einer charakteristischen Nadel; Mus. Freising, vgl. Beitr. z. Anthr. und Urgesch. Bayerns 1907, Bd. XVI, 95 f., Taf. 31, 1 (J. WENZL) (Abb. 25).

Fb. Mit ebenfalls nur einem Paar unterer Nieten, aber zugleich zwei Zungennieten:

f) Upflamör, Schwäbische Alb, vgl. Prähistor. Blätter 1902, Taf. IV, 1 (Abb. 26).

Fc. Mit zwei Nietpaaren auf der unteren Hefterweiterung und nietloser Griffzunge:

17. Nindorf, Kr. Neuhaus a. Oste: Prov.-Mus. Hannover 5377 (Abb. 27) Hügelgrab, das ferner einen Schwertriemenbuckel (Abb. 27 oben), einen Dolch (wie SPLIETH 6), ein nordisches Absatzstreitbeil (wie SPLIETH 26) und einen gedrehten Goldarmring (wie SPLIETH 86) barg, vgl. Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1890, 377 ff. (VOSS); die Abbildung verdanke ich Herrn Dr. HAHNE.

Fast ganz übereinstimmend mit der Klasse F in der Griffform, wenn man diese in Holz- oder Hornbekleidung voll wiederhergestellt sich denkt, erscheinen einige gleichzeitige Donauschwerter, deren Klingen am Oberteil zwar trapezförmig enden, deren massiver Bronzegriff in seiner nicht rundstabigen, sondern ganz flachen, wie plattgedrückten Gestalt genau die Schweifung aufweist, die für die Klasse F der Griffzungenschwerter charakteristisch ist:

Schwäbische Alb bei Reutlingen: Mus. Stuttgart; vgl. J. NAUE, Die vorrömischen Schwerter, Taf. XX, 3 (Abb. 28).

Münsinger Hardt, Württemberg: vgl. J. NAUE, a. a. O. Taf. XX, 5.

Ungarn: vgl. J. NAUE, a. a. O. Taf. XX, 4.

Fd. Mit zwei Nietpaaren auf der unteren Hefterweiterung und zwei Zungennieten, anscheinend wieder eine ungarische Abart:

ν) Szomolány, Komitat Pressburg: vgl. HAMPEL, Bronzkor, Taf. 243, 1 (Abb. 29).

ο) Zombor, Kom. Bacs-Bodrog, Südungarn: vgl. Arch. Ertes. 1908, 262 f., Abb. 3.

π) Fehértemplom, Kom. Temes, nahe der Donau: vgl. Délmagyarország Régiségleletei, hrsg. von Felix MILLEKER I, S. 40, Abb. Temesvar 1897.

Nahe verwandt ist ein bereits in Periode IIIa fallendes Schwert mit vier Griffzungennieten von Moritzenberg bei Norby, Kr. Eckernförde, Schleswig, aus einem Skelettgrab in Steinbau, das von MESTORF (Mitteil. d. anthrop. Ver. in Schleswig-H. 1890, Heft 3, S. 25, Abb.)

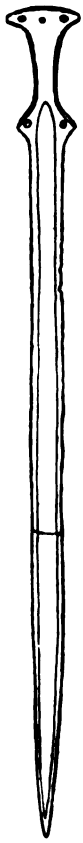
Digitized by Google

und SPLIETH (Inventar Fund 115), wohl unrichtig, noch der Periode II zugezählt wird.

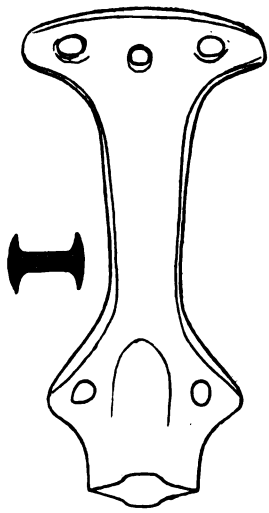
F e. Dieser Gattung von Schwertern kann man vielleicht noch das

Abb. 28; etwa $^{1}/_{6}$. Reutlingen, Württemb. Mus. Stuttgart (nach J. Naue).

Abb. 29. $^{1}/_{6}$. Szomolány, Kom. Pressburg, Ungarn (nach Hampel).



$^{1}/_{6}$



$^{1}/_{6}$

Abb. 30. Hammer bei Nürnberg. Mus. Nürnberg (nach J. Naue).

bisher stets, von anderen, wie von mir (Mannus-Bibliothek Nr. 9, S. 46 Anm. 1), wohl mit Unrecht als mykenische Einfuhr angesehene Schwert von

g) Hammer bei Nürnberg (Abb. 30) anreihen, dem sich dann als weitere Entwickelung nach dieser Richtung hin – starke seitliche Ausladungen des obersten Abschlusses der Griffzunge — zugleich mit Übernahme der italischen Verlängerung der gesamten aufgekanteten Griffzunge der Dolch von

Digitized by Google

Nagy-Lehota, Kom. Neutra, Nordwestungarn, bereits aus Periode III, gesellt, vgl. HAMPEL, Bronzkor, Taf. 137, 25.

Dass die besonders in Bayern so häufigen Schwerter mit achtkantigem Bronzegriff der Periode II c aus den germanischen Griffzungenschwertern der Periode II b sich entwickelt haben, somit auch für die germanischen Griffzungenschwerter die achtkantige Form ihres Griffbelags aus Knochen und Horn oder Holz, vielleicht neben noch anderen Formen des Griffbelags, wahrscheinlich machen (mehr darf man nicht sagen), scheint mir aus der Tatsache hervorzugehen, dass die bayerischen Schwerter innerhalb des achtkantigen Griffes eine breite, hochhinaufreichende Griffzunge besitzen, wie es bei einem am Griffe verletzten Stück aus Landshut, Niederbayern, deutlich zu erkennen ist; vgl. Altert. u. h. Vorz. I. 8, 3, 5 und 6.

Anhangsweise füge ich bei der letzten Korrektur hier hinzu, was ich bei Gelegenheit des baltischen Archäologenkongresses zu Stockholm im dortigen Historischen Museum an alten Griffzungenschwertern aus Schweden ermittelt habe. Es befinden sich dort nur fünf Exemplare, wovon drei die Urform mit zwei Nieten auf jeder Seite der unteren Hefterweiterung besitzen:

1. Nosaberg Kirchspiel, Villands Hered, Schonen; gefunden beim Ackern in der Nähe eines zerstörten Grabhügels (8966 : 438).

2. Legeved, Kirchspiel Fjelkinge, Villands Hered, Schonen; Torfmoorfund (459).

3. Lusthuskullen, Höhe bei W. Bonåkra, Kirchspiel Nettraberg, Blekinge; im Boden eines grossen Steinhügels (1452 : 122).

Ausserdem gibt es ein Kurzschwert mit nur je einem Niet auf beiden Seiten der unteren Hafterweiterung, das in Periode II b oder II c gehört, aus dem Kirchspiel:

4. Bolhög, Schonen; aus einem Steinhügel (2109 : 303).

Endlich ist zu nennen ein Schwert mit je drei Nieten beiderseits auf der untern Heftplatte, also der Periode II c angehörig, aus:

5. Hjerpetan, Kirchspiel Nors, Wermland, an der Mündung der Norself in den Wenersee; gefunden neben Knochen in einer Steinkiste innerhalb eines grossen Steinhügels (3823).

Das Ergebnis der gesamten Statistik ist also, dass die ältesten Griffzungenschwerter, die der Periode II b, allein aus dem hannöverschen und vorpommerschen Anteil des germanischen Gebietes schon in 10 Exemplaren, aus dem gesamten germanischen Gebiete aber in 43 (44) Exemplaren vorliegen, aus dem gesamten keltischen Gebiete aber nur in 5, aus dem gesamten illyrischen Gebiete ebenfalls nur in 5

Digitized by Google

Exemplaren. Dagegen lieferte von den mannigfachen Abarten dieser Schwerter aus Periode II c allein der norddeutsche Anteil des germanischen Gebietes (ohne Schleswig-Holstein) 17 Exemplare, das gesamte illyrische Gebiet bereits 15 Exemplare, darunter eigene Lokaltypen, das gesamte keltische Gebiet aber nur 6 (7) Exemplare.

Damit ist der Beweis erbracht, dass die Griffzungenschwerter eine ursprünglich germanische Schöpfung sind, bei den Illyriern aber bald eigenartige Weiterbildungen erfuhren, bei den Kelten jedoch innerhalb der Periode II sich einer nur geringen Beliebtheit erfreuten.

Ich will die Behandlung der Griffzungenschwerter der Periode II nicht schliessen, ohne darauf hinzuweisen, wie leicht von Anfängern gerade diese ältesten Formen mit den späteren, aus Periode IV, verwechselt werden können, wenn man nicht über alle Einzelheiten, namentlich in der Klingenform, unterrichtet ist.

* * *

Nunmehr gehe ich zu dem in der Überschrift an zweiter Stelle angeführten Hauptpunkte über, nämlich in Kürze dasjenige mitzuteilen, was ich von archäologischer und geschichtlicher Seite her über den Zusammenhang der ostdeutschen mit der nordillyrischen Bevölkerung, sowohl in Südwestungarn und Bosnien, wie im nordöstlichen Oberitalien, bei dem mehrfach angezogenen Vortrage der Berliner Zweiggesellschaft ausgeführt habe.

Ich habe schon in dem früheren Artikel (Mannus IV, 174) bemerkt, dass bereits während der I. Periode der Bronzezeit sowohl von Südwestdeutschland her durch die Schweiz, als von Österreich-Ungarn her durch Istrien, Einbrüche der nördlich der Alpen wohnhaften Stämme nach Oberitalien stattgefunden haben. In dieser Zeit ist ein Kulturunterschied zwischen den östlichen und den westlichen Siedelungen innerhalb der oberitalischen See-Pfahlbauten noch kaum wahrnehmbar. Deutlicher wird diese Scheidung jedoch in den Perioden II und III der Bronzezeit. Nordtirol, das in Periode I ziemlich leer ist, lässt in Periode III den Anschluss an das keltische Südwestdeutschland erkennen. Südtirol hat zwar die östliche illyrische Fibel, die dem Westen in Süddeutschland, wie in Oberitalien fehlt; allein es finden sich daneben charakteristische westliche Stücke. Die Schweiz gehört voll zu dem süddeutsch-keltischen Gebiete. Augenfällig zeigen jedoch die in Venetien befindlichen Fundstätten den östlichen, illyrischen Charakter. Noch entschiedener tun dies die südlich des Po belegenen Land-Pfahldörfer der oberitalienischen Terremaren; sie bekunden einen über Istrien eindringenden Bevölke-

Digitized by Google

rungs- und Kulturstrom, der in Bosnien und Südwestungarn, nicht auch in Siebenbürgen seinen Ursprung hat.

Am auffallendsten erscheint die Übereinstimmung der beiderseitigen Kulturen, wie so oft bei Betrachtung der vorgeschichtlichen Verwandtschaftverhältnisse der Völker, innerhalb der Keramik.

Abb. 31.

Abb. 32.
Zlota, Gouv. Kielce, Polen
(Mannus II, S. 75).

Abb. 33.
Zastow bei Krakau
(Mannus II. S. 63).

Abb. 34. 1/2. Polada am Gardasee, Prov. Brescia.
(Montelius, L'Italie I Taf. 4, 22.)

Abb. 35, 36.
Vattina bei Werschetz, Banat
(nach Milleker).

Namentlich kommen die Henkelformen, die recht eigener Art sind, hier in Betracht. Einmal sind es die sog. Mondhenkel, deren Urahnen bekanntlich in den steinzeitlichen Mondhenkelkrügen Nordböhmens (vgl. Mannus I, 197, Abb. 12), Polens (Lelowice, Zlota: Abb. 31, 32) und Westgaliziens (Zastow, Karniow: Abb. 33) auftreten. Diesen noch sehr ähnlich sind solche Henkel, wie die vom Welwarn in Böhmen (Aunetitzer Typus)[1]) und aus dem Pfahlbau von Polada am Gardasee (Abb. 34); aber auch anscheinend weit spätere von Vattina in Banat (Abb. 35, 36). In Periode II gehören ungarische Doppelhenkelkrüge wie Abb. 37 (HAMPEL, Altertümer der Bronzezeit Taf. 86, 1 b). Ähnliche und weiter entwickelte, in die Breite gehende Formen bietet Periode II und III in Südungarn, wie in Oberitalien (Abb. 38—45).

[1]) PlČ, Čechy předh. I, Taf. 7, 5.

Digitized by Google

Abb. 37. 1/4 Rákos-Palota, Kom. Pest, Ungarn (nach Hampel).

Abb. 38. 39. Vattina bei Werschetz, Banat (Milleker).

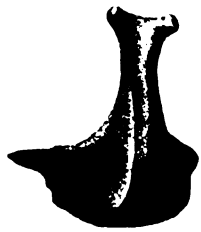


Abb. 40. 1/4. La Prevosta. Abb. 41. 1/8. Grotta del Farne. Abb. 42. 1/6. Bertarina.
Abb. 40—42: südöstliches Oberitalien (Montelius, L'Italie I, Taf. 21).

Abb. 43—45. 1/4. Arqua Petrarca, Venetien (Montelius, L'Italie I, Taf. 10).

Andere Henkelarten sind solche mit oben aufgesetzten Knöpfen (Abb. 46—51), aus Ungarn, Bosnien und Oberitalien, lappenartig aufwärts emporgezogene Henkel, die von den Italienern 'ansa asciata' genannt werden (Abb. 52—55), aus denselben Gebieten, endlich hornförmige Henkel (Abb. 56). Alles das geht in breiter Ausdehnung von

Digitized by Google

Abb. 46.
Vattina bei Werschetz, Banat
(nach Milleker).

Abb. 47. 1/8. Polada
am Gardasee, Prov. Brescia
(Montelius, L'Italie I, Taf. 4).

Abb. 48. 1/2.
Bertarina, südöstliches Oberitalien
(Montelius, L'Italie I, Taf. 21).

Abb. 49. 1/6.

Abb. 50.
Orsova, Banat
(nach Arch. Ertes. 1904).

Abb. 51. 1/4. La Prevosta,
südöstliches Oberitalien
(Montelius, L'Italie I, Taf. 21).

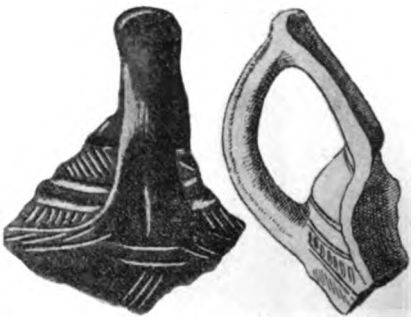


Abb. 52.
Vattina bei Werschetz, Banat
(nach Milleker).

Abb. 53. 1/4.
Arqua Petrarca, Venetien
(Montelius, L'Italie I, Taf. 10).

Abb. 54. 1/6.

Abb. 55. 1/6.
Vareser See, Prov. Como, Lombardei
(Montelius, L'Italie I, Taf. 2, 17; 3, 30).

Abb. 56. 1/4.
Arqua Petrarca, Venetien
(Montelius, L'Italie I, Taf. 10).

West- und Südungarn über Bosnien und Istrien nach Oberitalien. Auf die oberitalische Buckelkeramik brauche ich jetzt nicht noch einmal zurückzukommen.

Das mag genügen, um zu zeigen, dass der noch in geschichtlicher

Digitized by Google

Zeit als Bewohner Venetiens bezeugte nordillyrische Stamm der Veneter ein Nachkomme jener Illyrier gewesen ist, die schon in der älteren Bronzezeit hier einzogen. Diesen Nordillyriern gegenüber fasst man als Südillyrier diejenigen der östlichen illyrischen Stämme auf der Balkanhalbinsel zusammen, deren Sprachreste eine tiefgehende Beeinflussung durch die thrakische Sprache verraten, soweit, dass sie die Haupteigenheiten der südindogermanischen Satemsprachen aufweisen, zu denen ja das Thrakische gehört, wohl nicht aber das ursprüngliche Gemeinillyrische. Diese Südgruppe hat sich über eine südindogermanische, genauer thrakische Grundbevölkerung ausgebreitet und beherrschte bekanntlich auch Mazedonien und Epirus, wo sie sich weiter mit den Griechen mischte.

Zu den Nordillyriern gehörten dagegen die geschichtlichen Pannonier in Westungarn, zum Teil noch über die Donau nordwärts reichend. Und eine nördliche Fortsetzung dieser Stämme wiederum waren die Illyrier der Bronzezeit Osdeutschlands. In geschichtlicher Zeit sind sie dort längst verschwunden, und zwar wichen sie hier nach Ausweis der Archäologie im westlichen Teile Ostdeutschlands vor den drängenden Westgermanen während des 6.—5. Jahrhunderts, im östlichen Teile noch etwas früher vor den neu einwandernden Ostgermanen, die von der Weichselmündung südwärts allmählich bis nach Oberschlesien vorrückten.

Abb. 57; etwa $^{1}/_{3}$.
„Gemma Augustea", untere Hälfte. Antikensammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums Wien. Links sitzende Germanengruppe; rechts knieender Keltoillyrier (Mannusbibliothek 9, Abb. 155).

Diese Ostillyrier Ostdeutschlands werden wohl nach Süden, zu ihren Stammesgenossen an der Donau ausgewichen sein. Dort wird freilich schon um 400 vor Chr. die Gesamtheit der illyrischen Stämme von der gewaltig vorstürmenden keltischen Völkerwelle überflutet und zersetzt.

Der berühmte Sardonyx der Gemma Augustea (Abb. 57) zeigt

Digitized by Google

uns das leibliche Äussere einer gefangenen Familie dieses keltoillyrischen Mischvolkes, doch auch etwas vom Charakter dieser Leute. Beides, ihre äussere Erscheinung, wie ihre geistige und seelische Verfassung stehen auf diesem Bilde in einem sehr auffallenden Gegensatz zu der auf der linken Seite befindlichen Darstellung des gefangenen Germanen: der hier ausgedrückte Gegensatz spricht nur zu Ungunsten des Illyriers. Vgl. hierüber meine Schrift „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" (S. 79 f.)

Unverkennbare Nachklänge der nordillyrischen Bevölkerung in den nordösterreichischen Landen und wenigstens noch in Preussisch-Schlesien bieten aber manche Ortsnamen dieser Gegenden, von denen sogar noch um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. der griechische Geograph PTOLEMÄUS (vergl. die beigefügte Karte Taf. XLIII), Kunde zu geben vermag[1]).

Für eine Ortschaft im nördlichen Posen überliefert PTOLEMÄUS noch den klar germanischen Namen Skurgon = Skurion, worin nur eine Ableitung aus dem schon im Althochdeutschen bezeugten Worte scûr, mhd. schûr „Wetterdach" (vgl. Scheuer) enthalten sein kann. In Schlesien dagegen stossen wir auf den entschieden ungermanischen Namen Askaukalis. Da in der handschriftlichen Überlieferung des PTOLEMÄUS griech. ν und υ fortwährend verwechselt werden, so könnte Askankalis die richtigere Form sein und bei ihr wieder wird ein fälschlicher Einschub eines zweiten k (Askankalis statt richtiger Asankalis) um so wahrscheinlicher, als hinterher sofort der Name Askiburgion folgt, also mit demselben Anlaut Ask, der hier aber richtig ist. Asankalis ist aber fast gleichlautend mit dem Namen Ausankalis in Illyrien, dem heutigen St. Michael in Lovinac (Kroatien)[2]) und hat weiter einen Doppelgänger in dem nur wenig südlich von ihm gelegenen Asanka.

Schon mehr nach der Weichselquelle hin, in Russisch-Polen, liegt dann ein ausgesprochen „karpodakischer" oder einfach dakischer Name Setidava mit der charakteristischen dakisch-thrakischen Endung -dava. Nördlich der Karpaten berühren sich in geschichtlicher Zeit Illyrier und Daker; wahrscheinlich aber ist der Name Setidava nach der östlichen Seite der Weichsel hin zu versetzen. Bei der bekannten und erklärlichen Ungenauigkeit der mitteleuropäischen Ortsangaben in der Karte des Ptolemäus wäre eine solche Versetzung wissenschaftlich durchaus kein willkürliches, sondern ein wohl berechtigtes Verfahren.

---

[1]) Zu vergleichen sind hier die beiden Arbeiten von R. MUCH: 1. Die Städte in der Germania des Ptolemäus (Zeitschr. f. deutsch. Altert. Bd. 41, S. 97 ff. 1897). 2. Zur vorgeschichtlichen Ethnologie des Alpenlandes (Korresp.-Blatt d. dtsch. Ges. f. Anthropol. 1905, 103 ff.).

[2]) Vgl. Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien, Bd. VII, S. 194 (Jelić).

Digitized by Google

Am Nordwestende der Karpaten, also in Mähren und Oberungarn, finden sich weiter die offenkundig illyrischen Ortsnamen: das schon besprochene Asanca, dann Parienna und Singona. Rud. MUCH, der den ligurischen Wortschatz in nähere Beziehung zu dem illyrischen setzen möchte, führt als Parallelen zu den beiden ersten Namen ligurische Ortsnamen an, und zwar Asinkon auf Korsika zu Asanca; Paravenna, sowie für die Endung den Volksnamen Bagienni, zu Parienna. Und Singona zeigt die bei illyrischen Ortsnamen so ausserordentlich häufig wiederkehrende Endung — ona, wie in Salona, Albona in Dalmatien. Schon an der Donau, wohl in der Nähe der Waagmündung, folgt Anduaetium, ein Ort, der nach MUCH kelto-illyrisch benannt sein soll, zu dem ich aber in dem dalmatinischen, also echt illyrischen Andetrion ein Seitenstück gefunden habe.

Weiter westlich in Nordböhmen erscheint der Volksname der Korkontoi, der weder germanisch noch keltisch sein kann, aber in den alten illyrischen Flussnamen Korkora, sowie in Kurcum bei Ansankalei einen sehr nahe anklingenden Verwandten besitzt. Gleich östlich davon, wo die ostgermanischen Buren sitzen, lesen wir den Ortsnamen Leukaristos, eine Ableitung von dem Personennamen Leukaros, gebildet mit der weit verbreiteten illyrischen Ortsnamenendung -iste, -este, wie in Tergeste (Triest), Humiste (Imst in Tirol), Ateste in Oberitalien, auch in pannonisch Sonista, Remista, sowie in Bigeste, Nareste, Praeneste. Weiter westlich folgt dann Stragona, wiederum mit der illyrischen Endung -ona gebildet. Endlich findet sich südlich davon Nomisterium, ein Name, der fast gleichlautend ist mit dem japygischen (südillyrischen) Nomistro, Numistro in Bruttium.

Ich glaube, dass wir uns nur in höchstem Masse wundern können, soviel Jahrhunderte nach der Unterjochung und Vertreibung der Illyrier aus diesen Gebieten noch eine solche Fülle illyrischer Ortsnamen dort anzutreffen: eine willkommene Bestätigung der auf rein archäologischem Wege gefundenen Ergebnisse.

In Oberitalien hiessen die nordillyrischen Stämme Veneter. Da wäre es nicht unmöglich, dass derselbe Gesamtname auch den Nordillyriern in Ostdeutschland einst zugekommen wäre. In diesem Falle wäre es weiter möglich, dass der von PTOLEMÄUS genannte „Venedische" Meerbusen, der an der Weichselmündung beginnt und von dort ostwärts streicht, mit den einstigen ostdeutschen Sitzen eines Teiles der Nordillyrier in Zusammenhang zu bringen wäre.

Hiessen die ostdeutschen Illyrier aber Veneter, so würde sich noch eine andere merkwürdige Erscheinung erklären. Bekanntlich benannten die Germanen bereits zu Kaiser Augustus Zeiten und sicher schon mehrere Jahrhunderte früher ihre östlichen Nachbarn, die Slawengruppe,

Digitized by Google

mit dem Namen Veneter, germanisch weiter entwickelt zu W e n e d e r. Nachdem die nordillyrischen Veneter aus Ostdeutschland hatten weichen müssen und die Ostgermanen in dieses Gebiet und noch weiter ostwärts vorgerückt waren, fiel den Slawen ganz von selbst die Rolle zu, die bis dahin die nordillyrischen Veneter in Ostdeutschland für die Germanen gespielt hatten, nämlich die Ostnachbarn der Germanen zu sein. Indem die Slawen aber die Ostnachbarn der Germanen wurden, erbten sie auch den Namen der früheren germanischen Ostnachbarn, den der Veneter oder W e n d e n, mit dem sie wie vor zwei Jahrtausenden, so noch heute bei den Deutschen genannt werden, während sie selbst diesen Namen bekanntlich nicht kennen.

Mit dieser Vermutung will ich heute schliessen.

Digitized by Google

dem genannten Werke von G. WILKE.

Digitized by Google

2

n
N
n
v
b
g
d
d
o
b
b

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Das Alter der arischen Buchstabenschrift, ihre Entwicklung und ihre ferneren Einflüsse.

Von Prof. Dr. R. Freih. v. Lichtenberg, Berlin.

Mit 4 Textabbildungen.

In seinem im vorigen Hefte erschienenen Aufsatze „Ursprung und Entwicklung der Buchstabenschrift" sagt Ludwig WILSER, einen dasselbe Thema behandelnden Aufsatz von mir erwähnend, (S. 129) mit Recht, dass es noch mehr, als der bis jetzt angeführten Gründe bedürfe, um das alte Dogma von der Entwicklung der europäischen Schriften aus der phönikischen zu Fall zu bringen. Ich bin nun in der Lage, auf Grund noch wenig bekannter Entdeckungen, die zuerst Ricardo SEVERO in der Zeitschrift Portugalia, Bd. I, und dann G. WILKE in seinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient" (Mannus-Bibliothek Nr. 7) behandelten, nicht nur, wie diese beiden Forscher bereits taten, das hohe Alter unserer Buchstaben-Schrift, sondern auch die Wege, auf denen sie sich verbreitete, und ihre Entwicklungen, die sie durchmachte, nachzuweisen.

Uralte schriftartige Zeichen finden sich auf kleinen Steinen aus den Dolmen von Alvão in Portugal; diese, sowie die zahlreichen Steine aus den gleichen Dolmen mit stilisierten Tier-Figuren[1]), dienten nach Ausweis der gebohrten Löcher, die die Steine zum Aufhängen in den Dolmen einrichteten, wohl dem Toten-Kulte, so dass wir in den natürlich unlesbaren Inschrift-Steinen wohl Zaubersprüche oder religiöse Weihungen, die dem Toten im Leben nach dem Tode Sicherheit bereiten sollen, zu erblicken haben (Abb. 1). Diese Schriftzeichen sind aber noch nicht die ältesten, aus Frankreich besitzen wir noch ältere. Aus der Höhle von Mas-d'Azil stammen Steine mit aufgemalten Zeichen, und auf Renntierstäben von verschiedenen Orten Frankreichs sind ganz ähnliche Zeichen eingeritzt (Abb. 2).

[1]) Auf vielen Tafeln zusammengestellt von Ricardo SEVERO: As necropoles dolmenicas de Traz-os-montes, in Portugalia I, danach auch Fig. 38, 40 und 44 in dem genannten Werke von G. WILKE.

Digitized by Google

Diese Inschriften also, wenn wir sie bereits so benennen dürfen, gehören noch dem Ende des Paläolithikums und dem Übergange vom Paläolithikum zum Frühneolithikum an und beweisen, wie alt der Gebrauch dieser

Abb. 1. Inschriftstein von Alvão.

Zeichen ist, einerlei ob sie schon als wirkliche Schrift aufgefasst werden dürfen, oder ob sie nur religiös-mythische Symbole darstellen, ähnlich

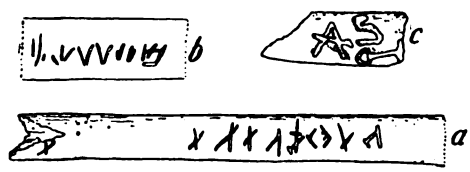


Abb. 2. Renntierstäbe aus Frankreich.
a) Rochebertier, b) La Madeleine, c) Gourdan.

der Spirale und dem bald bei den Südariern auftretenden Hakenkreuze. Dies kann vorläufig noch nicht, vielleicht auch nie entschieden werden, die Dolmensteine machen aber nach der grösseren Anzahl von Zeichen schon ganz den Eindruck wirklicher Inschriften.

Was aber sowohl an den französischen Funden als an den Dolmensteinen besonders auffällt, ist der Umstand, dass eine grosse Anzahl von Zeichen Übereinstimmungen in der Form mit wirklichen Schriften

Digitized by Google

aufweisen, einerseits mit den germanischen Runen, andererseits mit der ägäischen und griechischen Schrift, ebenso wie mit den zwei das ganze Altertum hindurch, von sehr frühen Zeiten bis zur römischen Kaiserzeit, auf der spanischen Halbinsel verwendeten Schriften, dem Keltiberischen und Turdetanischen. Noch weiter gehende Beziehungen reichen bis zu den westsemitischen Schriften.

Ein Blick auf die beigegebene Schrifttafel erweist nicht nur deutlich diese formellen Übereinstimmungen, sondern auch noch mehr, nämlich, dass in allen den verschiedenen Schriften eine nicht unbedeutende Anzahl von gleichen Zeichen auch in der Lautbedeutung mit einander übereinstimmen, oder wenigstens ganz ähnliche Lautwerte besitzen.

Einige dieser Gleichheiten seien hier hervorgehoben. In den Dolmen von Alvão kommen Zeichen vor, die denen in den verschiedenen Runen-Inschriften vorkommenden wechselnden Formen für a in vieler Beziehung gleich sind. Das eine Runen-Zeichen für a, ᚨ, gleicht aber auffallend auch den alten liegenden Formen desselben Buchstabens im Turdetanischen und Griechischen, 𐤀 und Α, während ein anderes der Form nach hieher gehöriges Zeichen von Alvão seine Doppelgänger im Keltiberischen, Turdetanischen und Phönikischen findet, wo es stets h bedeutet, während es im Griechischen als e auftritt, was nicht Wunder nimmt, wenn wir bedenken, dass ein anderes griechisches Zeichen H in den ältesten Inschriften sowohl h als e bezeichnete.

Das einer Fahne ähnliche Zeichen von Alvão kommt teilweise gleich, teilweise um einen schiefen Strich bereichert in mehreren Schriften vor und hat stets den Wert von r. Der Dreizack, der ebenfalls schon in Alvão vorkommt, bedeutet in den Runen z, also einen dem s verwandten Laut, im Griechischen ps, eine Konsonanten-Gruppe mit s, in allen anderen Schriften s, und in der kyprischen Silbenschrift ist es als eine mit s beginnende Silbe, nämlich se, zu lesen.

Die Rune ᛗ = e ist der Form nach nahe verwandt mit der Rune ᛘ = m. In Alvão ist das Zeichen umgekehrt Ш und ganz ähnliche Zeichen bedeuten in den übrigen Schriften m oder s, wobei oft in derselben Schrift eine Form als m, eine andere ganz ähnliche Form als s zu lesen ist, und im Kyprischen bedeutet das Zeichen mi. Die Grundform für alle diese Zeichen ist die bei allen arischen Völkern als Symbol des Himmels-Gottes so wichtige Doppelaxt[1]). Als Axt selbst ⋈ hat das Zeichen merkwürdigerweise in den verschiedenen Schriften sehr verschiedene Lautwerte; in einer bestimmten nach einer Seite offenen Gestalt, z. B. in den Runen und im Keltiberischen als ᛟ, ist es stets o, im Kyprischen ro, und auch das Griechische Ω ist offenbar eine davon abgeleitete Form. Wer die Schrift-Tafel genauer betrachtet, wird noch zahlreiche weitere formelle und lautliche Übereinstimmungen finden.

Daraus ergibt sich unabweislich der Schluss, dass alle diese Schriften von einer gemeinsamen Urschrift abgeleitet sind; und als diese Urschrift müssen wir die uns ältest erreichbare Gestalt ansprechen, das ist die

[1]) Vergl. G. WILKE: Südwesteuropäische Megalith-Kultur S. 121 ff.; O. MONTELIUS: The Sun-God's Axe and Thor's Hammer, in Folk Lore Bd. 21, S. 60—78; v. LICHTENBERG: Die ägäische Kultur, Leipzig 1911, S. 111 ff. und ders. „Religion und Mythos" in Memnon V.

Digitized by Google

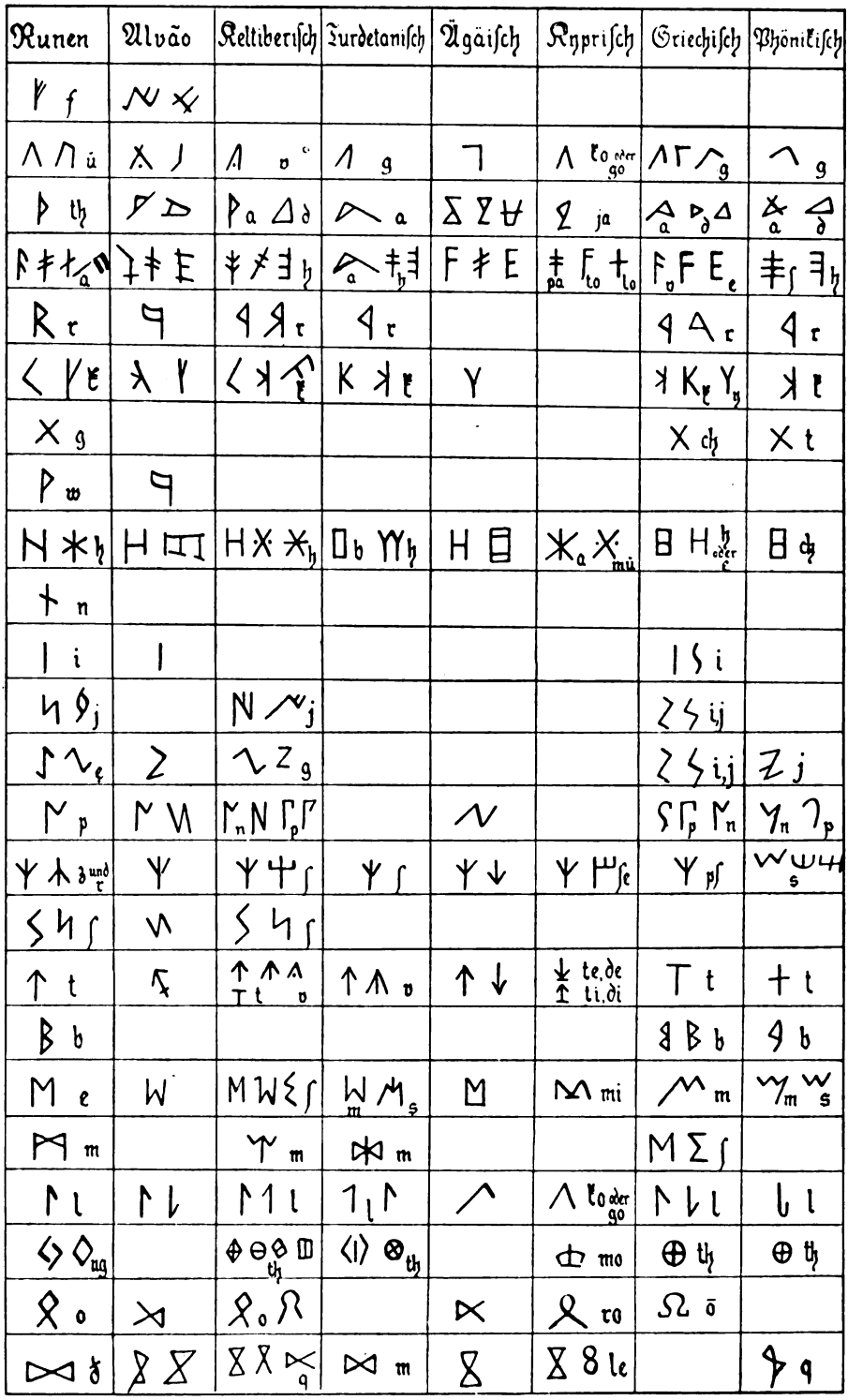


Abb. 3. Schrift-Tafel.

Digitized by Google

in den Dolmen von Alvão und auf den Renntierstäben aus Frankreich. Aber noch ein weiterer bedeutsamer Umstand geht daraus klar hervor. Alle diese Schriften sind, mit Ausnahme der kyprischen Silben-Schrift und der zwar noch nicht lesbaren, aber ebenfalls, schon nach der Anzahl der Zeichen, als Silben-Schrift anzusprechenden ägäischen, Buchstaben-Schriften. Als solche stellen sie eine besondere Gruppe dar, die sich scharf von den Schriften des Orients abhebt.

Sowohl die ägyptischen Hieroglyphen, als die noch unentzifferten hettitischen Hieroglyphen sind reine Bilder-Schriften, und auch die Keilschrift und die chinesische Schrift sind aus Bilder-Schriften hervorgegangen, haben sich dann allmählich in der Form schematisiert und die Zeichen sowohl als Wort- wie als Silben-Zeichen verwendet. Nirgends aber finden sich in wirklich alter Zeit im Orient Buchstaben-Schriften. Auch die West-Semiten kannten im zweiten Jahrtausend vor Chr. noch nicht die phönikische und hebräische Schrift, die dadurch, dass sie nur Konsonanten schreiben, während die Vokale dem Sinne nach zu ergänzen sind, so dass jedes Zeichen einen Konsonant mit einem Vokale bedeutet, eine Zwischenstellung zwischen Silben- und Buchstaben-Schrift einnehmen. Statt dieser Schriften, deren ältestes Denkmal der Mesa-Stein (um 850 vor Chr.) ist, war auch bei den West-Semiten bis dahin die Keilschrift im Gebrauch. Dagegen sind die Vorfahren der europäischen Buchstaben-Schriften, die Steine von Alvão, um viele Jahrtausende älter.

Schon dies erweist deutlich, dass die arischen Schriften viel älter sind, als die phönikische, von der sie ja nach alter irriger Meinung abstammen sollen. Aber wir können noch weiter gehen und die Wege verfolgen, auf denen sich diese Schriften ausbreiteten und entwickelten.

Da erhebt sich zuerst die Frage, warum stammen die ältesten europäischen Schriftdenkmale, die Renntierstäbe Frankreichs und die Steine von Alvão, aus den westlichsten Gegenden unseres Erdteiles? warum besitzen wir aus dem übrigen Europa keine so alten Inschriften? Die Antwort wird gegeben durch die Zeit, in der wir besonders die französischen Renntierstäbe ansetzen müssen, und die der zu Ende gehenden letzten Eiszeit angehört. Während schon vor der Eiszeit, im Paläolithikum, Europa ziemlich dicht bevölkert war, lag während der Eiszeit ganz Mitteleuropa unter dem von Skandinavien aus südwärts rückenden Gletschereise, und so sahen sich seine Bewohner gezwungen, nach Westfrankreich und nach Spanien auszuweichen. Um diese Zeit muss die Erfindung der schriftartigen Zeichen gemacht worden sein. Als zu Ende der Eiszeit sich das Eis wieder nach dem Norden zurück zu ziehen begann, breiteten sich die Europäer, die früher im Westen dicht gedrängt gesessen haben mögen, den Rändern des abschmelzenden Eises nachfolgend, wieder über Mitteleuropa aus, wobei sie die inzwischen errungenen Kulturgüter natürlich mitnahmen.

Die Wanderungswege waren aber verschiedene. Ein Teil schlug die Richtung nach Norden ein, während ein anderer Teil mehr südlichen Wegen nach Osten hin folgte. Damals entstand schon die Spaltung in Nord- und Süd-Arier. Diese beiden Wanderungswege werden aber nicht die einzigen gewesen sein, mancherlei Umstände weisen auch nach anderen Richtungen hin.

Digitized by Google

Bezeichnend für die Nord-Arier ist die Megalith-Kultur, für die Süd-Arier die Gefässmalerei. Beide Erscheinungen sind in Spanien schon in frühen Zeiten bereits vorbereitet. Einzelne Stämme der späteren Nordarier müssen schon bald auch die schmale Meerenge von Gibraltar übersetzt haben und nach Nordafrika eingedrungen sein. Ihre Anwesenheit daselbst wird durch Megalith-Gräber bezeugt, die längs der ganzen Nordküste Afrikas strichweise auftreten und bis Edfu in Ägypten und bis in den Sudan sich erstrecken. Von dauernder Bedeutung werden diese Stämme wohl nicht geworden sein, da sie dem Blute nach wohl von den Berbern und Lybiern aufgesogen wurden, dennoch dürften sie ausser den Megalith-Gräbern auch noch andere Einwirkungen hinterlassen haben. SEVERO findet nämlich auf der von ihm zusammengestellten Schrift-Tafel auch Übereinstimmungen jüngerer von einzelnen Berber-Stämmen benützter Schriften mit den Schrift-Zeichen von Alvão [1]).

Ein anderer Weg der Süd-Arier muss statt zu Lande quer über das mittelländische Meer nach Osten gegangen sein. Zwei Gründe

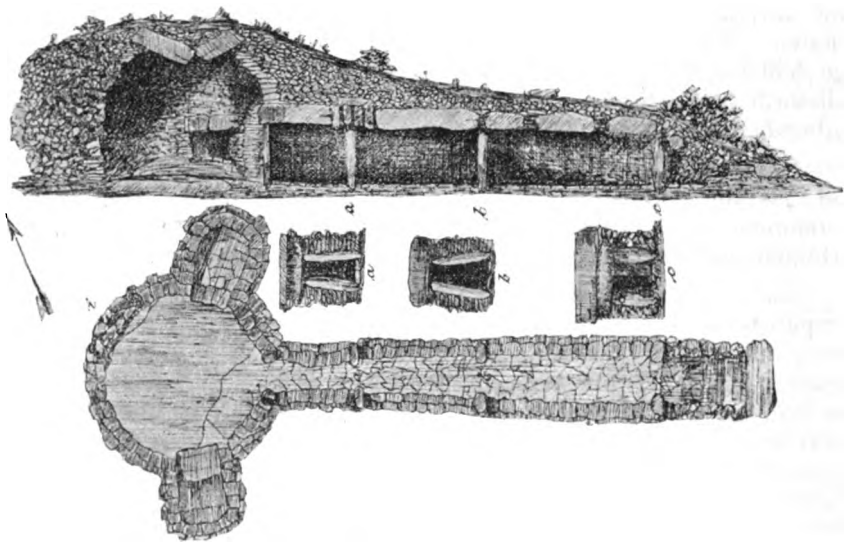


Abb. 4. Das Kuppelgrab von Alcalá, Provinz Algarve (Portugal).

lassen uns diesen Weg erschliessen. In Spanien finden wir neben den Megalith-Gräbern noch eine andere Art von aus Steinen errichteten Gräbern, das sind solche, die nicht aus grossen Blöcken, sondern aus Steinplatten, die übereinander überkragen und dadurch die sogenannte falsche Wölbung ergeben, errichtet sind. Ein vortreffliches Beispiel dieses Typus ist das Kuppelgrab von Alcalá in der portugiesischen Provinz Algarve [2]), das in der ganzen Anlage auffallend mit den mykenischen Kuppelgräbern übereinstimmt (Abb. 4), ebenso wie mit den kleineren sogenannten Bienenkorb-Gräbern aus frühminoischer Zeit auf Kreta. Ausser in Por-

[1]) Portugalia I. S. 745. Abgedruckt bei WILKE: Megalithkultur S. 62.
[2]) Abgebildet bei WILKE: Megalithkultur S. 11.

Digitized by Google

tugal und Spanien kommt dieser Typus sonst nur noch in Südfrankreich, in der Bretagne und in Irland vor. Östlich dieser Gegenden fehlt er auf dem ganzen Gebiete vollständig, um erst im Bereiche der ägäischen Kultur wieder aufzutauchen. Zu Lande kann dieser Typus also nicht gewandert sein, und es bleibt nur die Annahme übrig, dass der Stamm, der diese Grabform bevorzugte, auf dem Seewege nach dem Osten des mittelländischen Meeres gelangte. Damit stimmt überein, dass wir im ägäischen Gebiete eine Schriftart wieder finden, die in der Form der Zeichen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zeichen von Alvão besitzt, in der Entwickelung der Lautwerte aber eine besondere Entwickelung durchmachte. Zwar ist diese Schrift noch nicht entziffert, aber schon die grosse Anzahl von Zeichen, die weit über die Anzahl der Buchstaben-Laute hinaus geht, erweist, dass es sich um eine Silben-Schrift handeln muss, und eine bereits lesbare Abzweigung dieser Schrift, die auch während des ganzen ersten vorchristlichen Jahrtausends auf der Insel Cypern gebräuchliche, ist sicher eine Silben-Schrift. Auf diese ägäische Entwickelung werden wir sogleich wieder zurückkommen.

Vorher müssen wir aber noch die Entwickelung im nördlichen Europa ins Auge fassen. Die den Nord-Ariern angehörige eigentliche Megalith-Kultur erstreckte sich über weite nördliche Gebiete und wurde in frühen Zeiten auf den britischen Inseln, in Holland, Norddeutschland und Süd-Skandinavien allgemein geübt. Auch hierhin wanderten die uralten Schriftzeichen mit und bildeten die Grundlage für die germanischen Runen. Trotz der unverkennbaren starken Übereinstimmungen mit den Zeichen von Alvão sind die ältesten uns erhaltenen Runen-Denkmäler doch um mehrere Jahrtausende jünger und stammen erst aus nachchristlicher Zeit. An dem genetischen Zusammenhange mit Alvão lassen die Gestalten der Buchstaben aber nicht zweifeln. Wie ist nun die Kluft im zeitlichen Auftreten zu erklären?

Dass die Runen älter sind als die uns erhaltenen Denkmäler, geht sicher daraus hervor, dass sie schon in früheren Zeiten in der Literatur der Römer erwähnt werden. Im 10. Kapitel seiner Germania berichtet TACITUS von den Germanen, dass sie eine eigene Schrift besitzen, deren Zeichen er „notae" nennt. Auch Julius CAESAR (De bello Gallico I. 53) berichtet von der Schrift und zwar in einer Weise, aus der wir für unsere Frage manchen wertvollen Aufschluss erhalten. An dieser Stelle erzählt nämlich der von den Sweben gefangene Procillus, dass die Sweben, um zu erkunden, welches Schicksal sie ihm bereiten sollten, dreimal über ihn das Los warfen. Nach G. NECKEL[1]) ist dieser Orakel-Brauch des Loswerfens über Gefangenen noch in viel späteren Zeiten in Übung geblieben, denn im 11. Abschnitte von Alkuins VITA des heiligen Wilibrord wirft der Friesen-König Radbod an drei Tagen dreimal das Los über seine christlichen Gefangenen; d. h. an drei aufeinander folgenden Tagen warf er je drei aus einem Bündel herausgegriffene Runenstäbe über die Gefangenen, und die auf den Stäben eingeritzten Zeichen und ihre gegenseitige Lage ergaben einen

[1]) „Zur Einführung in die Runen-Forschung" in „Germanisch-romanische Monats-Schrift" Bd. I (1909).

Digitized by Google

Spruch aus dem der Wille der Gottheit in Bezug auf die Gefangenen abgelesen wurde.

Von dem Gebrauche der Runen zur Schicksals-Erkundung gibt auch der im Hávamál-Liede der Edda erhaltene Mythos Kunde, der erzählt, dass Wodan, um höchste Weisheit zu erlangen, neun Nächte am windigen Baume hing, und hiebei ihm die Runen offenbart wurden. Auf den vorwiegenden Gebrauch der Runen zu religiösen Zwecken, die wir aus den oben angeführten Gründen schon für die Zeichen von Alvão erschlossen, weisen auch die meisten erhaltenen Runen-Denkmäler hin, indem sie zum grossen Teile Weihungen an Gottheiten enthalten, z. B. „Thor weihe diesen Hammer".

Also zu Orakel-Zwecken, zur Erkundung des Willens der Götter, wurde die arische Urschrift von Alters her bis noch in die späten Zeiten Alkuins benutzt, nicht zu profanem Gebrauche um Alltägliches nieder zu schreiben. Für diesen Zweck wurden die Runen auf hölzerne Stäbe geritzt, und diese konnten natürlich nicht in all' den Jahrtausenden erhalten bleiben, darum sind nur junge Runen-Denkmäler auf uns gekommen. Die Schrift selbst aber ist uralt.

So haben sich aus der arischen Urschrift, wie sie uns die Renntierstäbe Frankreichs und die Dolmen-Steine von Alvão bewahrt haben, einerseits die nordisch-germanischen Runen entwickelt, andererseits die auf der spanischen Halbinsel im Altertum gebrauchten und bereits oben erwähnten Schriften, die keltiberische und turdetanische, und schliesslich im ägäischen Gebiete die ägäische und kyprische Silben-Schrift. Es bleiben uns nun die Gründe zu untersuchen, warum sich hier aus den Buchstaben, die offenbar die Grundlage aller arischen Schriften bilden, statt dessen eine Silben-Schrift entwickelte.

Aus alten griechischen Überlieferungen über im Gebiete des ägäischen Meeres eingesprengte fremde Volks-Stämme, sowie aus ungriechisch klingenden Orts-Namen hat man schon lange geschlossen, dass vor den arischen Ägäern bereits eine unarische, und zwar kleinasiatische, Bevölkerung einzelne Inseln des ägäischen Meeres und Gebiete des späteren Hellas besiedelte. Ein gutes Beispiel für die Verbreitung dieser kleinasiatischen Völker bietet der Flussname Jardanos. HOMER erwähnt Od. III. 292 einen Fluss dieses Namens auf Kreta und ILIAS VII. 135 einen anderen in Elis. Der Name erinnert lebhaft an den Jordan in Palästina, doch ist er weder von griechischen noch von semitischen Wortstämmen abzuleiten; dagegen nennt STEPHANOS einen Fluss und einen Gottes-Namen Jardanos in Lydien, und kleinasiatische Stämme hatten lange vor den Semiten ganz Syrien inne [1]). Der Name wurde also offenbar von kleinasiatischen Stämmen sowohl nach Palästina als nach Ägäa mitgebracht.

Solche Stämme fanden die zur See einwandernden Süd-Arier auf Kreta bereits vor; und die Kleinasiaten hatten damals auch bereits eine Schrift, aber eine Bilder-Schrift. Daher kommt es, dass schon tief im zweiten vorchristlichen Jahrtausende auf Kreta zwei verschiedene Schriften neben einander herlaufen, eine Bilderschrift und eine sogenannte lineare,

[1]) Vergl. A. FICK: „Vorgriechische Ortsnamen" und v. LICHTENBERG: „Die Ägäische Kultur" (Leipzig 1911) S. 138 f.

Digitized by Google

in der A. EVANS (Scripta Minoa) wieder zwei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheidet. Ein gutes Beispiel für die den hettitischen Hieroglyphen sehr ähnliche Bilder-Schrift bietet der Diskos von Phaistos. Die lineare Schrift dagegen erweist sich nach dem Vorkommen der Doppelaxt und des zuerst bei den Süd-Ariern verwendeten Hakenkreuzes und nach zahlreichen formellen Übereinstimmungen sowohl mit Alvão als mit den Runen als arische, von der europäischen Urschrift abgeleitete Schrift.

Die zur See ankommenden Arier können aber wohl kaum sogleich sehr zahlreich aufgetreten sein, sondern werden zunächst eine arische Herrenschicht über der nichtarischen Grundbevölkerung gebildet haben. Als sie nun ihre Schrift ebenfalls für den täglichen Gebrauch in Anwendung zu nehmen begannen, liessen sie sich zu diesem Zwecke von der kleinasiatischen Bilder- und Silben-Schrift beeinflussen, und so erhielten die arischen Zeichen ebenfalls eine Silben-Bedeutung.

Auf dieser Entwickelungs-Stufe beharrte die ägäische Schrift während des ganzen zweiten vorchristlichen Jahrtausends, auf Cypern sogar noch im ersten Jahrtausende. Auch nördlich in Tiryns, Mykenae und Troja wurden bei den Ausgrabungen Vasen-Scherben, Spinnwirtel und ähnliches gefunden, die die gleichen Schriftzeichen tragen.

Inzwischen waren aber aus Mitteleuropa nordische Stämme in die Balkan-Halbinsel eingewandert, deren Wanderungswege durch die archäologischen Funde sich nachweisen lassen, während uns weiter unten zu besprechende ägyptische Urkunden auch ihre Namen nennen, und diese sind Jonier, Achäer, Dardaner, Teukrer und andere, also Namen, die uns als Bezeichnung geschichtlicher, hellenischer Stämme gar wohl bekannt sind. Diese Nordländer werden die bis dahin nur zu religiösen Zwecken verwendete Buchstaben-Schrift mitgebracht haben, und unter ihrem Einflusse ging die Rückbildung der zur Silben-Schrift entarteten ägäischen Schrift in die griechische Buchstaben-Schrift vor sich.

Um diese Zeit ging in Mitteleuropa die Mischung von nord- und süd-arischen Stämmen vor sich, woraus die Völker der Spiral-Mäander-Kultur hervorgegangen. In Ägäa aber sassen bereits auf zwei Wegen eingewanderte südarische Stämme; nördlich die wohl auf dem Landwege gekommenen Thraker, auf Kreta die auf dem Seewege angelangten Südarier, von denen ich annehme, dass sie das der Wissenschaft so viele Rätsel bietende Volk der Pelasger waren, wofür ich die Gründe sogleich bringen werde.

Aus der Verschmelzung dieser beiden südarischen Stämme mit den vom Norden her eindringenden Stämmen der Spiral-Mäander-Kultur entstand dann das Volk der Hellenen. Als letzter dieser nordischen Stämme drangen die Dorer ein, und bis aus allen diesen Elementen die Neubildung der Hellenen hervorgegangen war, bedurfte es Jahrhunderte langer Unruhen und Kämpfe, von denen uns die griechischen Stammes-Sagen dunkle Kunde bringen, während die wirklichen geschichtlichen Ereignisse einigermassen durch ägyptische Urkunden aufgehellt werden.

Als die Folge der Dorischen Wanderung habe ich schon mehrfach die von Ramses II bis Ramses III (1296—1167) eine grosse Rolle

Digitized by Google

spielenden Kriege der Ägypter mit den Seevölkern erwiesen [1]). Unter dem Drucke von Norden mussten manche ältere Stämme aus Agäa nach Kleinasien ausweichen und kamen zusammen mit kleinasiatischen Völkern auf die Wanderung, wodurch sie sogar Ägypten bedrohten. In diesen Urkunden werden die vorher erwähnten historisch-griechischen Stämme genannt, daneben aber auch das Volk der Pulasata. Dieses wird von den Orientalisten mit Recht den Pelischtim (Philistern), die nachher in Palästina, das seinen Namen von ihnen hat, zu wichtiger Geltung kamen und lange dort herrschten, gleich gesetzt. Sowohl nach Ausweis der ägyptischen Pulasata-Bilder von Medinet Habu und vom Ramesseum, als nach den Angaben des Alten Testamentes, dass sie aus Kaphtor stammen, was Land der Keft bedeutet [2]), als nach den mit der ägäischen Kultur völlig übereinstimmenden Funden bei den Ausgrabungen in den Philister-Städten Palästinas können diese Pulasata-Philister nur arische Ägäer gewesen sein.

Nun kennen wir ein Volk Ägäas das in den Konsonanten den gleichen Namen trug, das sind die Pelasger. Aber an Stelle des zu erwartenden Dental-Lautes steht hier ein g. Auch dies Rätsel löst sich, wenn wir bedenken, dass dieser Lautwechsel wirklich im Griechischen auftritt. Die Erde γῆ heist dorisch δᾶ, δη, und die Göttin Demeter ist eine Γημητηρ, Mutter Erde [3]).

Ein arisch-ägäischer Stamm war es also, der infolge der dorischen Wanderung verdrängt in Palästina neue Wohnsitze fand und zwar muss er über Cypern dahin gelangt sein. Dafür spricht einmal der Umstand, dass die Philister-Keramik nahe Beziehungen zur kyprischen zeigt, dann dass ein anderer ägäischer Stamm, die Teukrer, einmal durch griechische Stammes-Sagen auf Cypern lokalisiert ist, andererseits aber in historischen Nachrichten die nahe von Cypern gelegene Küste Phönikiens als nördliche Nachbarn der Philister inne hatte.

Daraus aber, dass sowohl die Teukrer als die Pelasger neue Wohnsitze in Syrien gewannen und ihre ägäische Kultur dahin mitbrachten, erklären sich auch die auffallenden Ähnlichkeiten der westsemitischen Schriften mit der ägäischen. Diese Stämme haben ihre alte Schrift eben auch nach Syrien mitgebracht, und da diese Schrift trotz ihrer Entwickelung zur Silben-Schrift doch immer noch viel bequemer war als die Keilschrift, haben die umwohnenden Semiten sie übernommen und auf ihre Weise etwas verändert. Dies ist aber auch der Grund, warum ich die Pelasger den zur See gekommenen Süd-Ariern gleichsetzen möchte.

Schon die aus Mitteleuropa angekommenen Griechen bemerkten auffällige Unterschiede zwischen sich und den Pelasgern; letztere wurden bereits von HOMER auf Kreta ansässig genannt, und nach Ausweis der Zeichengestalten und ihrer Übereinstimmungen zwischen kyprischer und

[1]) Beiträge zur ältesten Geschichte von Kypros = Mitt. d. Vorderas. Ges. 1906, 2, Seite 69—72; „Kaukasische Völker in Europa" in Memnon III; Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina = Mitt. Vorderas. Ges. 1911, 2 S. 17—23 und sonst; Die ägäische Kultur S. 141 ff.

[2]) Keft heissen in den ägyptischen Urkunden von Thutmosis III, die Inhaber der ägäischen Kultur, demnach ist Kaphtor = Ägäa.

[3]) Vergl. „Einflüsse der ägäischen Kultur usw." S. 28 und S. 91 ffl.

Digitized by Google

phönikischer Schrift brachten die Pelasger nicht die griechische Buchstaben-Schrift sondern die Durchgangs-Stufe der Entwickelung als Silben-Schrift, wie sie besonders auf Kreta in Gebrauch war, nach Syrien mit.

Damit wird die auch von G. WILKE [1]) herangezogene Stelle bei DIODOR (V, 74) vollständig gerechtfertigt, worin er bestreitet, dass die Phöniker die Erfinder der Buchstaben-Schrift seien, und erzählt, dass nach Ansicht kretischer Schriftsteller die Schrift von Kreta nach Phönikien gelangt und dort nur etwas umgemodelt worden sei.

Doch blieb diese gewichtige Einsprache DIODORs durch Jahrtausende unbeachtet, da man das Märchen vom phönikischen Ursprunge der Buchstaben-Schriften als Dogma betrachtete. Erst in letzter Zeit waren von deutschen und französischen Gelehrten, PRÄTORIUS und DUSSAUD, auf Grund anderer Forschungen ebenfalls zu dem Ergebnis gelangt, dass die westsemitischen Schriften von der ägäischen, und insbesondere von ihrer kyprischen Gestaltung, abgeleitet sein müssen [2]).

Aber erst die beschrifteten Steine der Dolmen von Alvão lassen diese Erkenntnis völlig deutlich erscheinen, und beweisen das hohe Alter der urarischen Buchstaben-Schrift. Die Renntierstäbe Frankreichs und die Inschriften von Alvão sind der Grundstock auf dem sich ein vollständiger Stammbaum aller arischen Buchstaben-Schriften mit allen seinen mannigfachen Verzweigungen entwickelt.

---

[1]) Megalith-Kultur, S. 61, Anm. 4, vergl. dazu auch die Kenntnis STRABOS von den alten Schriften in Spanien, S. 63 und Anmerk.

[2]) PRÄTORIUS in Ztschr. d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1909 „Das kananäische u. d. südsemitische Alphabet". — DUSSAUD: Les Arabes en Syrie avant l'Islam, und Les civilisations prèhellèniques dans le bassin de la mer Egèe. S. 297 ff.

Digitized by Google

Ein Grabfund der Spät-Latène-Zeit von Zahna, Kr. Wittenberg.

Von Ernst Wahle, Delitzsch.

Mit 4 Textabbildungen.

Im Herbst 1911 sah ich im Besitze des Herrn Dr. med. E. GÜNTHER-Zahna einen Grabfund, bestehend aus einem Tongefäss nebst zwei Fibeln, der unweit des Ortes Zahna vor mehreren Jahren gefördert und von genanntem Herrn erworben worden ist. Die Witwe des Finders konnte noch einige Mitteilungen über die Fundumstände machen. Mit gütiger Erlaubnis des Herrn GÜNTHER veröffentliche ich in nachfolgenden Zeilen den Grabfund.

Das Gefäss ist bei Gelegenheit von Bodenverbesserungsarbeiten auf dem Wartenberg'schen Grundstück nordöstlich von Zahna gefunden worden (Abb. 1 gibt einen Ausschnitt aus Messtischblatt 2244 Zahna;

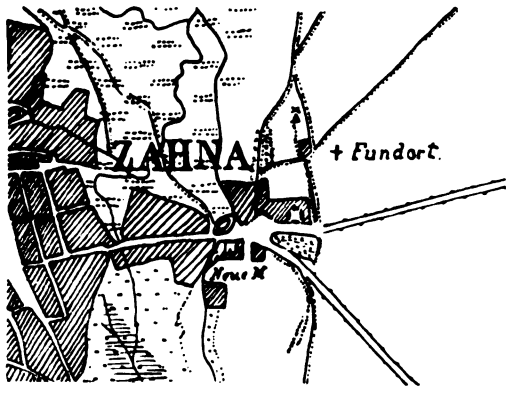


Abb. 1. Masstab 1 : 25000.

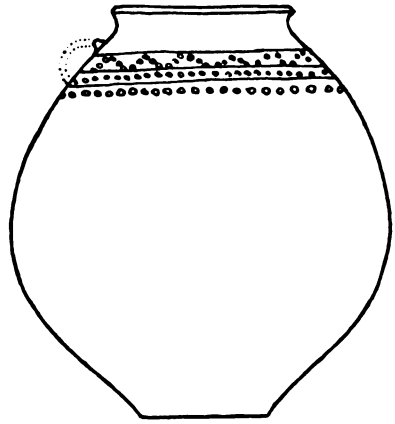


Abb. 2.

der Fundort ist mit einem † bezeichnet). Es stand frei, ohne Decknapf, ohne schützende Steine und ohne kleinere Beigefässe in dem Erdreich. Gefüllt war es mit „Knochen", d. h. noch jetzt zum Teil vorhandenem Leichenbrand; auf diesem lagen die beiden Fibeln. Andere Beigaben

Digitized by Google

sind vom Finder nicht beobachtet worden. Es gelang, das Gefäss fast ganz unversehrt zu heben. Es ist eine ohne Drehscheibe sauber gearbeitete und regelmässig geformte Urne (Abb. 2) von 27 cm Höhe und 26 cm grösstem Durchmesser. Der zur Herstellung verwandte Ton ist gut geschlämmt und mit feinem, scharfem Sand gleichmässig durchsetzt. Die gut geglättete Wandung scheint mit einem etwa 2 mm starken Überzug versehen zu sein, der an verschiedenen Stellen abgeplatzt ist. Sie ist durchschnittlich etwa 1 cm stark, aussen dunkelbraun schattiert und mattglänzend. Unter dem kantig profilierten Rande befindet sich ein 1,8 cm breiter Ansatz zu einem Henkel, der bei der Auffindung abgebrochen ist und bei seiner Kleinheit keinen praktischen Wert besessen haben kann; 4 cm tiefer ist er allem Anscheine nach durch einen in die Gefässwandung eingelassenen Zapfen mit dieser verbunden gewesen. Allein gerade an dieser Stelle fehlt ein Stück der Wandung, so dass keine volle Klarheit darüber zu erhalten ist. Um die Schulter des Gefässes läuft in der Höhe der beiden Henkelansätze ein nicht ganz sauber und regelmässig gearbeitetes Verzierungsband. Es besteht aus 3 wagerecht verlaufenden Riefen, an die sich unten eine Reihe kreisförmiger Eindrücke anschliesst; ebensolche, aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Stempel gefertigte Eindrücke finden sich auch zwischen den Riefen, und zwar oben im — häufig unregelmässig gestalteten — Zickzack angeordnet, unten jedoch in einfacher Linie.

Die bronzene Fibel ist nicht ganz vollständig erhalten; der fehlende Teil des Rahmens ist vom Finder nach der Hebung abgebrochen (Abb. 3).

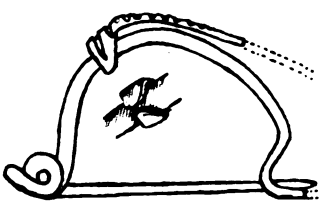


Abb. 3. 1/1 Gr.

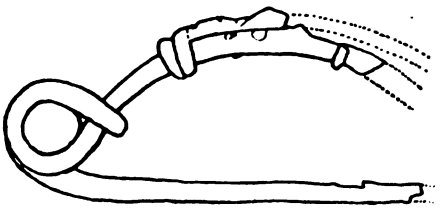


Abb. 4. 1/1 Gr.

Die noch jetzt federnde Spirale besteht aus 6 Windungen, die gleichmässig zu beiden Seiten des Bügels angeordnet sind. Der im Querschnitt annähernd rechteckige, nach der Nadelruhe hin jedoch runde Bügel ist unverziert, dagegen hat man das abgeflachte, zurückgeschlagene Stück, welches mit seinem stark verbreiterten Ende den Bügel von beiden Seiten umklammert (siehe die Nebenzeichnung in Abb. 3) [1]), auf der Oberseite mit senkrecht zu seiner Längsrichtung verlaufenden kräftigen Einhieben versehen.

Die eiserne Fibel (Abb. 4) scheint schon in beschädigtem Zustande der Erde einst übergeben zu sein; die Bruchflächen sind mit genau demselben feinen Rost überzogen wie alle anderen Teile des Stückes. Auch hier fehlt ein Teil des Rahmens, zusammen mit dem Ende der

[1]) Das zurückgeschlagene Stück ist z. Zt. auf dem Bügel verschiebbar; daher ist es auch zweifelhaft, ob die in der Zeichnung wiedergegebene Stellung die einstige wirkliche ist. Nach den weiterhin noch zu erwähnenden Parallelen zu urteilen, wird es nur wenig über der Spirale gesessen haben.

Digitized by Google

Nadel und der Nadelruhe. Das Stück ist aus 2 mm starkem, im Querschnitt kreisrundem Draht gearbeitet, den man zu beiden Seiten des unverzierten Bügels zu einer im ganzen aus 4 Windungen bestehenden Spirale zusammen gebogen hat. Auch bei diesem Stück greift das zurückgeschlagene Ende, auf dem 3 quergestellte Einhiebe sichtbar sind, von beiden Seiten um den runden Bügel herum. Trotz des Rostes ist dies deutlich zu erkennen.

Von dem Finder sind auf demselben Grundstück unweit dieser Fundstelle noch mehrere Urnen beobachtet worden, doch ist nichts davon erhalten geblieben.

Die zeitliche Festlegung des Grabfundes ist nicht mit Schwierigkeiten verbunden. Er stammt aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, vielleicht auch noch aus dem Ende des zweiten. Dafür spricht einmal das Gefäss, besonders aber die beiden Fibeln. Diese sind nach dem Schema angefertigt, welches TISCHLER für die mittlere Latènezeit als charakteristisch annahm. Während nun die eiserne mangels Veröffentlichung von Vergleichsmaterial noch nicht näher zu definieren ist, kann die bronzene Fibel einem ganz bestimmten Typus zugeschrieben werden, der in den sächsisch-thüringischen Landschaften bereits häufiger beobachtet ist, aber auch anderwärts in Nord- und Süddeutschland vorkommt. Sein verschiedentlich in Süddeutschland bemerktes Auftreten in geschlossenen Grabfunden der Spätlatène-Stufe hat REINECKE veranlasst, ihn, wie auch andere Typen, trotz des Mittellatène-Schemas, in die Spätlatène-Zeit zu setzen[1]). Die Nennung von Parallelfunden ist nicht nötig, seitdem soeben BELTZ die Latènefibeln bearbeitet hat[2]). Er bezeichnet die in Rede stehende Form als „Var. J.“[3]). Aus seiner Statistik der Fibeln vom Mittellatène-Schema ist die Verbreitung und Häufigkeit des Typus in den einzelnen Gegenden zu ersehen.

---

[1]) Vgl. REINECKE in: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1903, S. 38; derselbe in: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V S. 105, Tafel 20 (336—337).

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1911, S. 664—817 und Nachtrag, ebenda S. 930 bis 943.

[3]) Ebenda Abb. 50 auf S. 685.

Digitized by Google

Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg.

Von R. Stimming, pr. Arzt, Grosswusterwitz, Prov. Sachsen.

Mit 7 Tafeln (XLIV—L).

Die Mark Brandenburg beherbergt in ihrem Schosse Altertümer aller Zeitabschnitte, sie gehört zu denjenigen Landesteilen des deutschen Vaterlandes, in welchen sich auch Überreste aus der römischen Kaiserzeit in genügender Menge erhalten haben, um aus denselben ein Urteil über ihre früheren Besitzer, ihre Kulturentwicklung und Lebensgewohnheiten fällen zu können.

In Lünow (Kr. Westhavelland), fand mein Vater im Jahre 1890 auf einer Sandschelle 500 m südwestlich vom Kirchturm ein Skelettgrab (1), das die ganze Rüstung eines Germanen, welcher zur römischen Kaiserzeit bestattet worden ist, enthielt. Bedeckt waren die Brust und Bauchgegend ebenso der grösste Teil der Unterextremitäten von zwei grossen Findlingen, die ein Mensch kaum zur Seite bringen konnte, das Skelett lag im gelben Sande 0,80 m tief in Rückenlage, das Gesicht nach W gerichtet, sämtliche Knochen waren sehr zergangen, so dass sich nur wenige kleine Stücke konservieren liessen.

Rechts neben dem Skelett in der Höhe des Kniegelenkes lag eine eiserne, 142 mm lange, 30 mm breite Lanzenspitze (1 [a]) mit Schafttülle und Mittelgrat, ein 138 mm hoher, 127 mm im Durchmesser haltender eiserner Schildbuckel (1 [b]), der an drei Stellen mit je drei nebeneinandersitzenden Bronzenieten, die auf der Vorderseite halbkugelige, auf der Rückseite dütenförmige Verschlussköpfe tragen, an dem hölzernen Schild befestigt waren. In Figur 1 [f] ist ein einzelnes Stück zur besseren Übersicht dargestellt. Ebenfalls von Eisen ist die ziemlich gleichmässig breite Schildfessel, deren Enden defekt sind (1 [p]). Aus Bronze bestehen: die kleine, 28 mm lange, geschlitzte Röhre (1 [c]), die drei Riemenzungen mit mehrfach gegliederten Köpfen (1 [d], 1 [g], 1 [h]), die zierliche Fibel mit schlankem Halse, der sich zu einem trompetenförmigen Kopfe erweitert (1 [e]) [ALMGREN 77], die mit einer Punktreihe verzierte längliche Bronzeplatte mit Niet (Riemenbeschlag) (1 [i]), die beiden halbkugeligen Knöpfe (1 [k], 1 [l]), vielleicht Zierrate des Schildes, die beiden Ringe mit je zwei genieteten, mit Längsstreifen verzierten Zwingen (1 [m], 1 [o]) und die hufeisenförmige, mit Kreisen und Winkelstrichen versehene Schnalle (1 [n]) mit verziertem Dorn und 90 mm

Digitized by Google

langen, 25 mm breiten gleich ornamentierten, mit sechs Bronzenieten ausgestatteten Gürtelbeschlag (1 [n]).

Zwei Jahre später fand mein Vater ein ähnlich ausgestattetes Skelettgrab (2) in Wachow auf dem Grundstück des Ziegeleibesitzers Niete, 3 km westlich vom Kirchturm, das in einer Tiefe von 0,70 m mit dem Gesicht nach N.-W. gerichtet, in weichem, gelben Sande lag. Die Skelettteile waren noch mürber als in Lünow und zerfielen beim Luftzutritt völlig. Neben dem Skelett lagen zur linken Seite der eiserne Schildbuckel nebst Schildfessel und Schildeinfassung von Bronze, neben dem Schädel zwei eiserne Lanzenspitzen und in der Kniegelenkgegend ein Wetzstein von graugelbem Granit, mit 50 mm langer Rille versehen (2[e]). Die Form des Schildbuckels (2[d]) war dieselbe wie bei 1[b], nur sind die drei Bronzeniete der Schauseite mit höheren zuckerhutähnlichen Bronzeknöpfen versehen, seine Höhe beträgt 148, seine Breite 143 mm. Die Schildfessel (2[l]) ist aus Bronze hergestellt, das kantige Mittelstück ist mit 4 Punktkreisen und doppelten Schrägstrichen verziert, von dem aus drei runden Platten bestehendem Aussenstück, das ein Befestigungsloch aufweist, ist es durch einen senkrecht stehenden, mit Silberfiligran verzierten Kamm getrennt. Eingefasst war der eckige hölzerne Schild mit schmalen, verschieden langen (40—120 mm), mit einer senkrechten Linie verzierten Bronzeblechröhren (2[c], 2[a]), an den Ecken waren diese Bleche mit 2 kleinen Punktkreisen und Schrägstrichen verziert, sowie mit einer Öse zum Befestigen versehen (2[a], 2[g]). Als Gürtelbeschlag oder -Schloss sind die beiden Bronzestücke 2[k] u. 2[m] anzusehen. Die grosse eiserne Lanzenspitze misst 207 mm mit 35 mm breitem Blatte, die kleine 136 mm bei 27 mm Blattbreite (2[b], 2[f]).

Ähnliche eiserne Schildbuckel treten öfter als Beigaben auf in den Gräberfeldern der römischen Kaiserzeit: ein solcher ist bereits abgebildet bei VOSS u. STIMMING (V. I. I.) aus Fohrde (Kr. Westhavelland) Gallberg III; seine Höhe beträgt 165 mm, seine Breite 132 mm, mit lang ausgezogener, kräftiger, vorn abgestumpfter Spitze, nebst einfacher Schildfessel, welche unter der einhenkeligen schwarzen Mäanderurne lagen, ebenfalls die kurze 144 mm lange, 44 mm breite Lanzenspitze mit Schafttülle. Ein Schildbuckel (3[l]) von derselben Gestalt fand sich 1898 in dem benachbarten Gräberfelde von Hohenferchesar unter einer schwarzen einhenkeligen, 20 cm hohen, 32,8 cm breiten Mäanderurne (3), (Randweite 28 cm, Boden 6,8 cm), mit Stufenornament und Feldereinteilung des unteren Bauchabschnittes mit Schrägstrichornamentik in Räddchentechnik ausgeführt. Der Schildbuckel besitzt 20,0 cm Höhe, 15,8 cm Breite und drei in gleichen Abständen gestellte Nietlöcher am Aussenrande, während die 15,8 cm lange Schildfessel (3[q]) mit plumpen Handgriff in je einem spitzwinkeligen Dreieck endigt.

Die eiserne Lanzenspitze (3[a]) ist 20,8 cm lang, mit 44 mm breitem Blatte und scharfem Mittelgrat, das zusammengebogene 54,5 cm lange, zweischneidige Schwert (3[d]) besitzt einen 4,6 cm langen Griffdorn und 5,5 cm lange Parierstange.

Das runde ungestielte Messer (3[k]) misst 88 mm, das gestielte, gerade (3[m]) 150 mm. Aus Eisen bestehen ferner: die kleine, viereckige, einfache Schnalle (3[c]), die etwas grössere mit Riemenbeschlag (3[s]), die 19,2 cm lange Schere (3[e]) mit 2 cm schmalen Blättern

Digitized by Google

(unserer heutigen Schafschere ähnlich), die sechs Sporen (3[n]), der 6 cm im Durchmesser haltende Ring 3[o] ebenfalls mit Riemenbeschlag versehen und die 14,0 cm lange Pinzette 3[r] mit S-förmig gebogener Verzierung auf dem einen Arme. Aus Bronze besteht die Schnalle 3[f] mit breitem halbkreisförmigen Rahmen und das Bruchstück einer Scheibe (3[p]); aus Gold gefertigt ist der 24 mm im Durchmesser grosse Fingerring, der an unsere heutigen Verlobungsringe erinnert (3[l]). Aus grauem Granit besteht der Reibestein (3[b]), aus Knochen der 46 mm grosse Kamm, der in der Mitte ein Loch trägt (3[h]).

Der fünfte Schildbuckel, jedoch von der älteren Form wie 1[b] und 2[d], ohne Bronzeniete wurde ebenfalls in Hohenferchesar neben einer schwarzen, einhenkeligen Mäanderurne (5) mit vierfachem Sparrenornament und Kelcheinteilung des unteren Gefässteils gefunden. Die Schildfessel fehlt; daneben lagen eine 24 cm lange Lanzenspitze (5[a]) mit lanzettförmigem 4 cm breiten Blatte und sehr langer Schafttülle (9 cm) und eine 16 cm lange Lanzenspitze (5[e]) mit defekter Spitze und ausgeprägtem Mittelgrat, ausserdem ein ungestieltes, halbmondförmiges, eisernes Messer (5[f]), an dem ein Stück mit Nieten versehenes Bronzeblech angerostet ist, ein Stück Bronzeblech (5[g]) mit zwei Nietlöchern von einem Gürtelbeschlag. Aus Bronze bestehen ferner die drei mit je zwei Ösen versehenen kleinen Ringe (5[b], 5[c], 5[d]), die sechs Riemenzungen (5[i], 5[l], 5[n], 5[p] und 5[k], 5[o]) mit mehrfach gegliedertem Kopfe und die eng geschlitzte 5 cm lange Blechröhre (5[h]). Während das bereits beschriebene Schwert (3[d]) zweischneidig war, enthielt die braune Mäanderurne von Hohenferchesar (4) mit kleinem Henkel und typischem Mäanderornament, Kelcheinteilung und abwechselnder Schraffierung der Fächer ein einschneidiges zusammengerolltes 35 cm langes Schwert (Griffdorn 8 cm) 4[d], einen halboffenen, 1 cm breiten eisernen Ring (4[e]) den Scheidenhalter, zwei eiserne mit einer Öse versehene Ringe (4[a], 4[b]) zum Aufhängen der Schwertscheide, ein 10,4 cm langes Beil von Eisen (4[c]) mit 43 mm breiter Schneide und einen aus Knochen geschnitzten, etwa 5,8 cm langen Kamm mit verzierter Platte (4[f]).

In der schwarzen Mäanderurne (6) von demselben Gräberfelde lagen sechs Beigaben von Eisen, nämlich der 14,7 cm lange Pfriemen (6[a]), der 12,1 cm lange Messerschärfer (Feuerstahl nach KOSSINNA) (6[b]), die 6,7 cm messende Pinzette (6[c]), die 16,9 cm lange Lanzenspitze mit kräftigem Mittelgrat und 3 cm breitem Blatt (6[d]), das 22 cm lange grade Messer mit 6,4 cm langem Griffdorn und die 2,5 cm grosse, viereckige Schnalle (6[f]); aus Bronze bestand nur die kleine kniefömig gebogene Fibel (6[g]) ohne Kamm mit Auskehlung an der Unterseite des Bügels (ALMGREN 138).

Reich ausgestattet ist die 20 cm hohe, einhenklige, schwarze Urne mit Stufenornament (7), dieselbe enthielt nur Beigaben von Eisen, abgesehen von dem glatten 3,2 cm breiten Knochenkamm (7[f]). Zwei kräftige Lanzenspitzen (7[a], 7[e]), (16,4 resp. 18,4 cm lang) mit breitem Blatt (3,6—6,0 cm), ein grades, gestieltes 11 cm langes Messer (7[b]) mit kurzem Griffdorn, ein 8,2 cm langer Messerschärfer (7[c]), eine 16,6 cm lange Schere (7[d] vergl. 3[e]), eine defekte Fibel ohne Fussknopf (7[g]) (ALMGREN 124) und eine kleine viereckige Schnalle mit hochstehendem Dorn (7[h]). — Hingegen nur ein zusammen-

Digitized by Google

gerolltes, zweischneidiges, 60 cm langes, eisernes Schwert (8ª) beherbergte die braune 19,5 cm hohe reichverzierte Urne (8), [Randdurchmesser 25 cm, Boden 8 cm]. Der obere Bauchteil trägt je ein Band von einander zugekehrten Dreiecken und zwei Horizontallinien in Rädchentechnik eingefasst, der untere Bauchabschnitt ist in Felder geteilt und abwechselnd mit punktierten Linien in Winkelstellung ornamentiert.

Reicher an Beigaben ausgestattet ist die schön profilierte braune 26 cm hohe Urne (9) vom Mosesberg bei Butzow (Kr. Westhavelland), Randdurchmesser 14,5, Boden 8 cm und Fussandeutung, vom Jahre 1895. Der Halsteil trägt zwei erhabene Leisten, der obere Bauchteil sieben Horizontallinien und ein Zickzackband nebst drei Ansätzen (an Stelle der Henkel) mit kuhhornartigen Ausläufern. Als Waffe enthielt sie die 19,2 cm lange schlanke Lanzenspitze von Eisen (9ᶠ) mit langer Schafttülle und einem Niet versehen; als Schmuck dienten: Die mit Punktkreisen und imitiertem Filigran verzierte, silberne Fibel 9ª mit Sehnenhaken, zweilappiger Rollenkappe und Kamm in der Bügelmitte (Almgren 29) und die silberne S-förmig gebogene Halsbandschliesse (9ᵈ). Von Bronze: Die ringförmige Schnalle (9ᵇ) mit kräftigem Dorn, der durch ein mit zwei Nieten versehenes Gürtelblech befestigt ist, ein 19,5 cm langes, 6 mm breites mit punktierten Zickzacklinien verziertes Blechband (9ᶜ) mit hakenförmig umgebogenen, zugespitzten Enden (Haarspange?) und die kleine unvollständige Fibel (9ᵉ) ähnlich 6ᵍ.

Ein zierliches 10 cm langes Beil von Eisen (10ª) mit 4,5 cm Schneide und einem kräftigen Nagel von demselben Metall (10ᵇ) enthielt die 20 cm hohe schwarze Urne (10), (Randdurchmesser 26 cm, Boden 10 cm), deren Hals- und oberer Bauchteil mit einem System von 5—6 senkrechten dicht neben einander gestellten Strichen versehen ist, während der untere Gefässteil ein Zickzackband und Kelcheinteilung in Rädchentechnik aufweist.

Der schön geformte einhenklige 26,5 cm hohe, schwarze Becher (11), (Randweite 24 cm, Boden 10 cm), mit zylindrischem, hohlem Fusse aus Gohlitz vom Jahre 1894 trägt neben einem zweifachen von einer punktierten Begleitlinie eingefassten Winkelbande die Feldereinteilung am unteren Bauchteil. Die Beigaben bestanden aus einer umgebogenen 30 cm langen Lanzenspitze (11ª) mit 4,5 cm breitem Blatt, einem etwas gebogenen, gestielten 20,2 cm langen Messer (11ᵇ) mit Griffdorn (3,7 cm), einem mit Niet versehenen Gürtelbeschlag (11ᶜ), einem 10,2 cm langen Pfriemen (11ᵉ) und einer kräftigen, eingliedrigen Latènefibel (11ᵈ) mit oberer Sehne und gefülltem Nadelhalter (ALMGREN 2); sämtliche Beigaben bestehen aus Eisen.

Dies sind die Funde von Waffen aus der römischen Epoche in der Mark Brandenburg, abgesehen von den fünf Lanzenspitzen (von 14,2—25,5 cm Länge) siehe VOSS und STIMMING V, 7,18, 9,23, 10,26, 11,30, 14,41 und dem eisernen Beil V, 7, 19, die sämtlich von Fohrde (Gallberg III) stammen.

Betrachten wir zuerst die Fundplätze (Karte Taf. L) der beiden Skelettgräber: dieselben liegen nur 6,5 km von einander entfernt, nicht fern von den Ufern des Beetz-Sees, der in diesen Teilen Lünower und Riewend-See heisst, beide auf einem kleinen Sandhügel; das Gräberfeld von Fohrde (11,7 km nordwestlich von Brandenburg) ist 1,8 km vom

Digitized by Google

Kirchturm auf dem Westabhange des bewaldeten Gallberges gelegen, während sich die ergiebige Grabstätte von Hohenferchesar auf demselben Berge 600 m nach Osten zu befindet; beide Felder liegen an der ausgedehnten Wiesenfläche, die Torf und Ziegelerde beherbergt, begrenzt von den Ufern des Pritzerber Sees. Das Urnenfeld von Butzow (Mosesberg) [11 km nördlich von Brandenburg] liegt 1,9 km von dem Dorfe entfernt am Westabhange nicht weit von der Butzower Lanke, einer Ausbuchtung des Beetz-Sees. Das Gefäss von Gohlitz wurde mitten im Dorf beim Fundamentgraben als einziges gefunden, die Entfernung von Brandenburg beträgt 25 km in nordöstlicher Richtung. Aus Hohenferchesar stammen sieben Gefässe (fünf schwarze, zwei braune), je ein Gefäss von Butzow und Gohlitz.

Bei den Gefässen fällt das Vorherrschen der schwarzen Mäandergefässe (sechs) auf, braune Gefässe in Mäandertechnik finden sich nur zwei (4 u. 8), nur einmal eine braune Urne (9) ohne Mäanderornament mit Leisten-, Linien- und Zickzackverzierung. Nur einmal tritt der Vorläufer des Mäanders aus der Latène-Zeit auf, mit oberflächlich eingestochenen Punktreihen nebst Begleitlinie (11), das tiefer eingeritzte Mäanderornament römischer Zeit erscheint in Rädchentechnik als Stufenornament (3, 7), als echter Mäander (4, 6), als einfaches Zickzackband (10), als vierfaches (5), als ein System von einander zugekehrten Dreiecken (8). Einfache Felder- oder Kelcheinteilung zeigen 6, 7, 10, 11, schraffierte Felderteilung 3, 4, 5, 8. Horizontale Leisten tragen 4, 7 u. 9, einfache Horizontallinien 9, einfaches Zickzackband ebenfalls 9. Einen kleinen runden Henkel tragen 3, 5 u. 7, einen grösseren, eckigen 11, Henkelandeutung weisen 4 u. 9 auf, ohne jeden Henkelansatz sind 6, 8, 10. Für den Latène-Charakter des Gefässes (11) spricht auch die eiserne Fibel (11 [a]), nach ALMGREN sich unmittelbar anschliessend an die Latène-Fibeln. Schwarze Gefässe der frührömischen Zeit mit ähnlicher flacher Ornamentierung wie bei dem Golitzer Gefäss stammen von Kl. Kreuz (Kruseberg) Kr. Westhavelland und Grosswusterwitz Kr. Jerichow II, jedoch ist das spärliche Auftreten derartiger vorrömischer Gefässe im Vergleich zu den Aschenkrügen der römischen Zeit in die Augen springend. Da wir einmal bei den Fibeln angelangt sind, wollen wir dieselben gleich besprechen. Die Bronze-Fibel (1 [e]), sehr häufig in Skandinavien und Dänemark, gehört der älteren römischen Periode an, während die eiserne Fibel (7 [g]) ohne Fussknopf zu der jüngeren Gruppe dieser Epoche gezählt werden muss. Hierher gehören auch die beiden knieförmigen Bronzefibeln (6 [g] und 9 [e]), ebenso muss die Silberfibel (9 [a]) mit Punktkreisen an der Spitze von kleinen Dreiecken dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. zugezählt werden.

Anschliessend an die Fibeln wollen wir die übrigen Schmuckgegenstände betrachten, zunächst die S-förmig gebogene, kräftige, silberne Halsschliesse (9 [d]), dann die reichverzierte, hufeisenförmige Bronzeschnalle mit rechteckigem, langen Riemenbeschlag (1 [n]) und die Bronzeschnalle mit rundem Rahmen (9 [b]) und Dorn, der an das schmale viereckige Gürtelblech angenietet ist. Eine einfache Schnalle aus Bronze mit hufeisenförmigem Rahmen stellt 3 [f] dar, eine viereckige von Eisen 3 [c], 6 [f], 7 [h] und eine ebensolche mit kurzem Riemenbeschlag 3 [g]. Ferner das ovale mit eingedrückten Punkten und einem Niet ver-

Digitized by Google

sehene Gürtelblech (1[i]), das rhombusförmige (2[k]) und das viereckige mit Nietlöchern und einem Niet ausgestattet (2[m]), sämtlich aus Bronze. Hierher gehören die bronzenen Riemenendigungen oder Riemenzungen mit ihren verschieden gegliederten Köpfen (1[d], 1[g], 1[h] und 5[i], 5[k], 5[l], 5[n], 5[o], 5[p]), auffallend ist ihre grosse Stückzahl bei einer Urne. Der goldene Ring 3[i] gleicht unserem Verlobungsring; den einfachen Knochenkamm zum Haarschmuck zeigt 7[f], einen gleichen mit durchlochter Platte 3[h] und einen mit Schnitzerei versehenen (4[f]). Zum Schmuck des Haares oder zum Zusammenhalten diente das lange, mit hakenförmigen Enden versehene, verzierte Bronzeblechband 9[c] (von VOSS für einen Kastenbeschlag gehalten). Als Toilettengegenstand sind die beiden eisernen Pinzetten 3[r] und 6[c] anzusehen, erstere von seltener Grösse (14 cm).

Zu den häuslichen Instrumenten zählen die beiden eisernen Pfriemen 6[a] und 11[e] und die beiden Scheren 3[e] und 7[d], da dieselben hier mit Waffen zusammen vorkommen, kann man die Schere nicht als die charakteristische Beigabe eines Frauengrabes ansehen.

Es bleiben noch die Waffen übrig, welche zur Verteidigung im Kriege und als Schutz gegen wilde Tiere dienten und zur Erlegung derselben nötig waren.

Zuerst der Schildbuckel: derselbe schmückte die Mitte der Aussenseite des hölzernen Schildes und besteht bei allen fünf Exemplaren aus Eisen, die ältere Form 1[b], 2[d], 5[m] gehört nach KOSSINNA dem 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert an, wenn auch die gleichmässig breite eiserne Schildfessel 1[p] erst am Schlusse dieser Zeitrechnung auftritt; die beiden eisernen Schildbuckel mit lang ausgezogener, kräftiger, vorne abgestumpfter Spitze (VOSS und STIMMING V, 1,1, und 3[i]) entstammen dem 3. Jahrhundert nach Chr. Die schmale, profilierte Schildfessel aus Bronze (2[b]), auf dem Trennungskamm zwischen Mittel- und Endstück mit Silberfiligrandraht versehen, gehört dem 1—2. nachchristl. Jahrhundert an, während die eiserne (3[q]) später zu setzen ist. Die Befestigung des eisernen Schildbuckels auf der Mitte des hölzernen Schildes geschah bei drei Exemplaren durch drei eiserne Niete, welche auf den äussersten Rand des Schildbuckels in gleichen Abständen verteilt waren, während bei den beiden Schildbuckeln aus den Skelettgräbern sich je drei Niete zusammenstehend vorfinden. Die Form des Niets trägt an seiner Aussenseite einen halbkugeligen hohlen Bronzeknopf, an der Innenseite einen dütenförmigen Kopf (1[f], 2[h]). Für die eckige Form des Schildes sprechen die fünfundzwanzig 4—12 cm langen, graden, geschlitzten Bronzeblechröhren (2[a], 2[c], 2[e], 2[g]) wie aus der Zeichnung II, 2 ersichtlich ist; je eine kleine ähnliche Bronzeröhre zeigt 1[c] und 5[h], ein Beweis, dass auch die übrigen Schilder eine derartige Einfassung getragen haben. Zu dem Schild gehört die Lanze; wir sehen sieben eiserne Lanzenspitzen von 13,7—30 cm Länge, mit 2,7 bis 6 cm breitem Blatt und 3,7—12 cm langer Schafttülle ohne Mittelgrat, einen solchen weisen nur vier Lanzenspitzen (1[a], 3[a], 5[e], 6[d]) auf, deren Grösse von 14—20,8 cm wechselt. Mir scheinen die letzteren die älteren zu sein, da die von mir in den Gräberfeldern der früheren Eisenzeit (Latènezeit) von Derwitz und Fohrde (Gallberg I) vorgefundenen Stücke stets einen Mittelgrat aufweisen.

Digitized by Google

1 1/15.

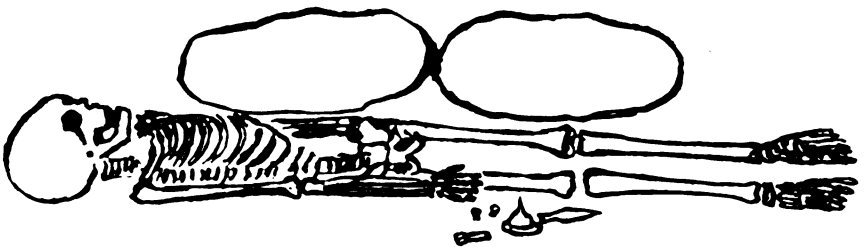
Fund.

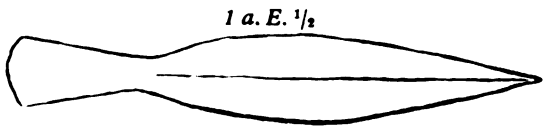
O.

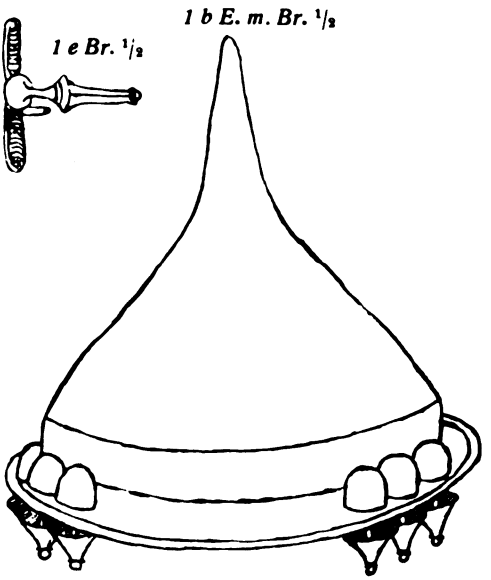
W.

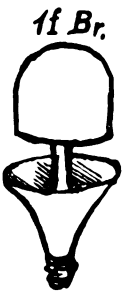
1,80 m.

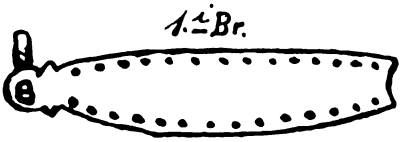
Tiefe

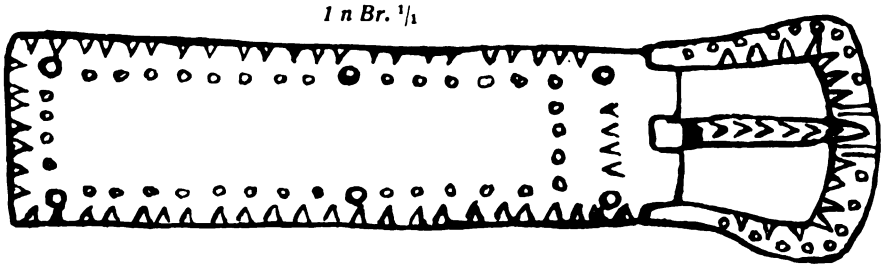


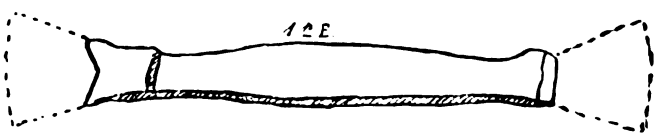


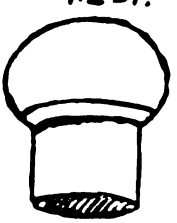






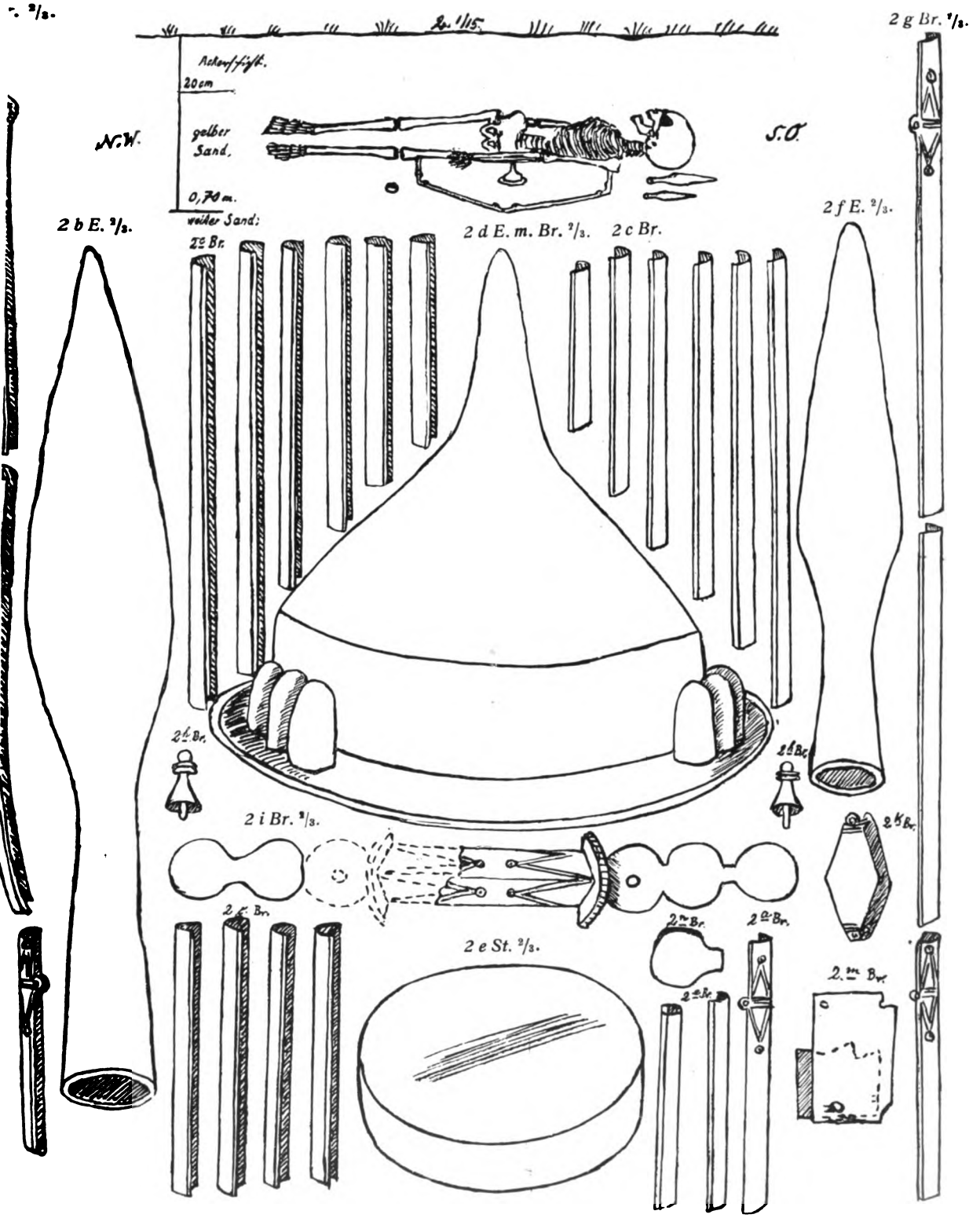






Digitized by Google

Digitized by Google

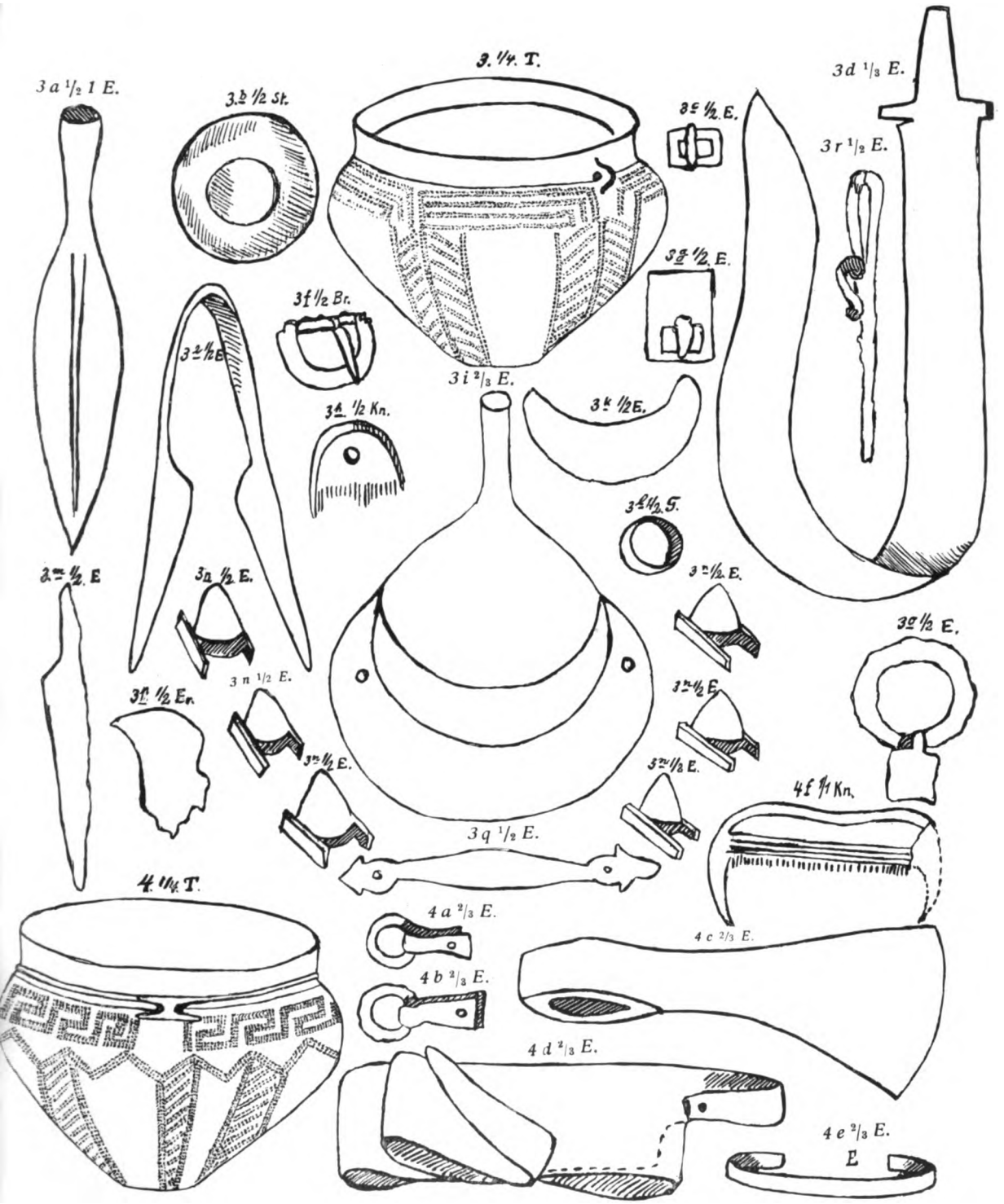


Stimming, Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg.

Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

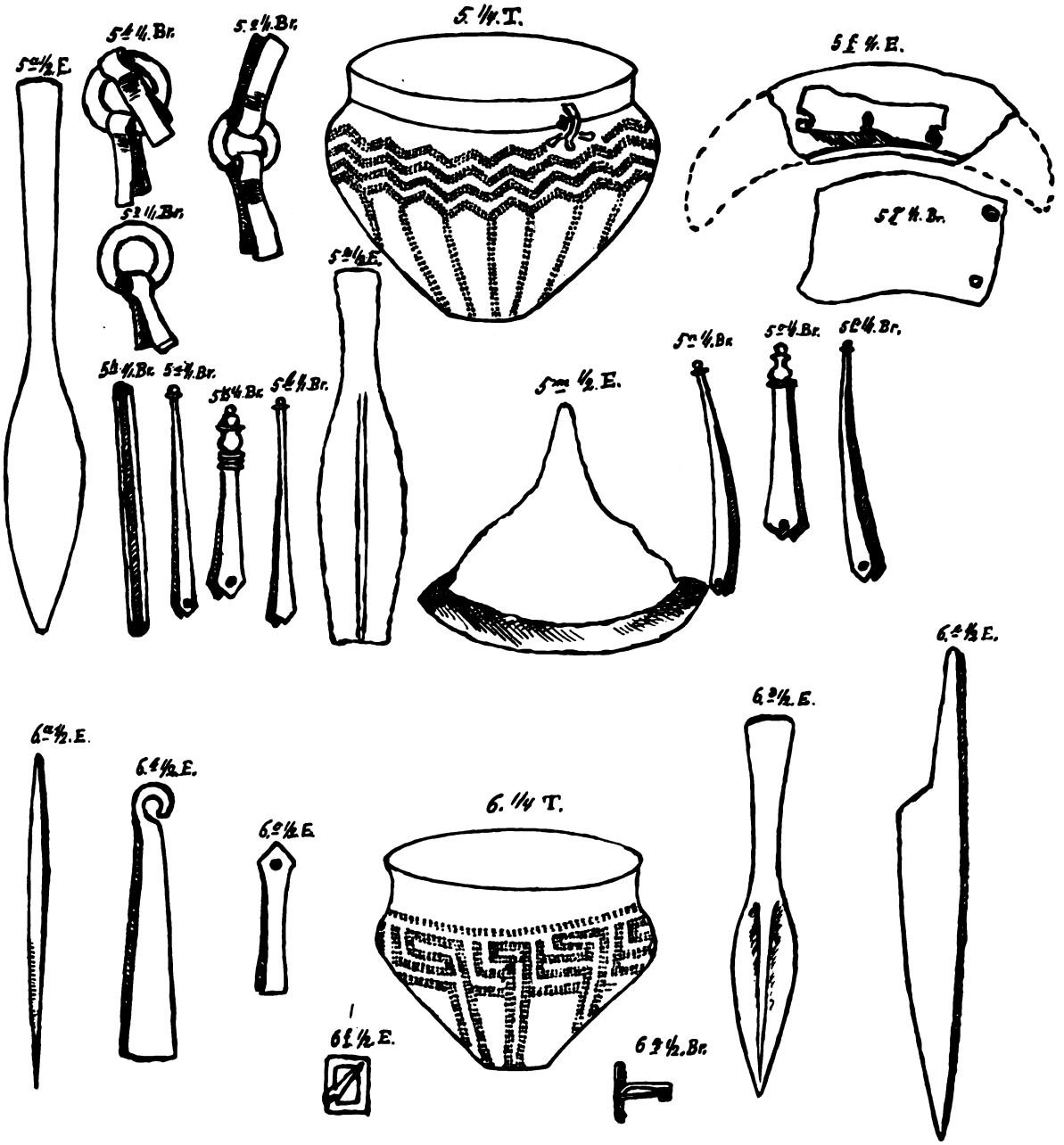
Digitized by Google



Stimming, Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

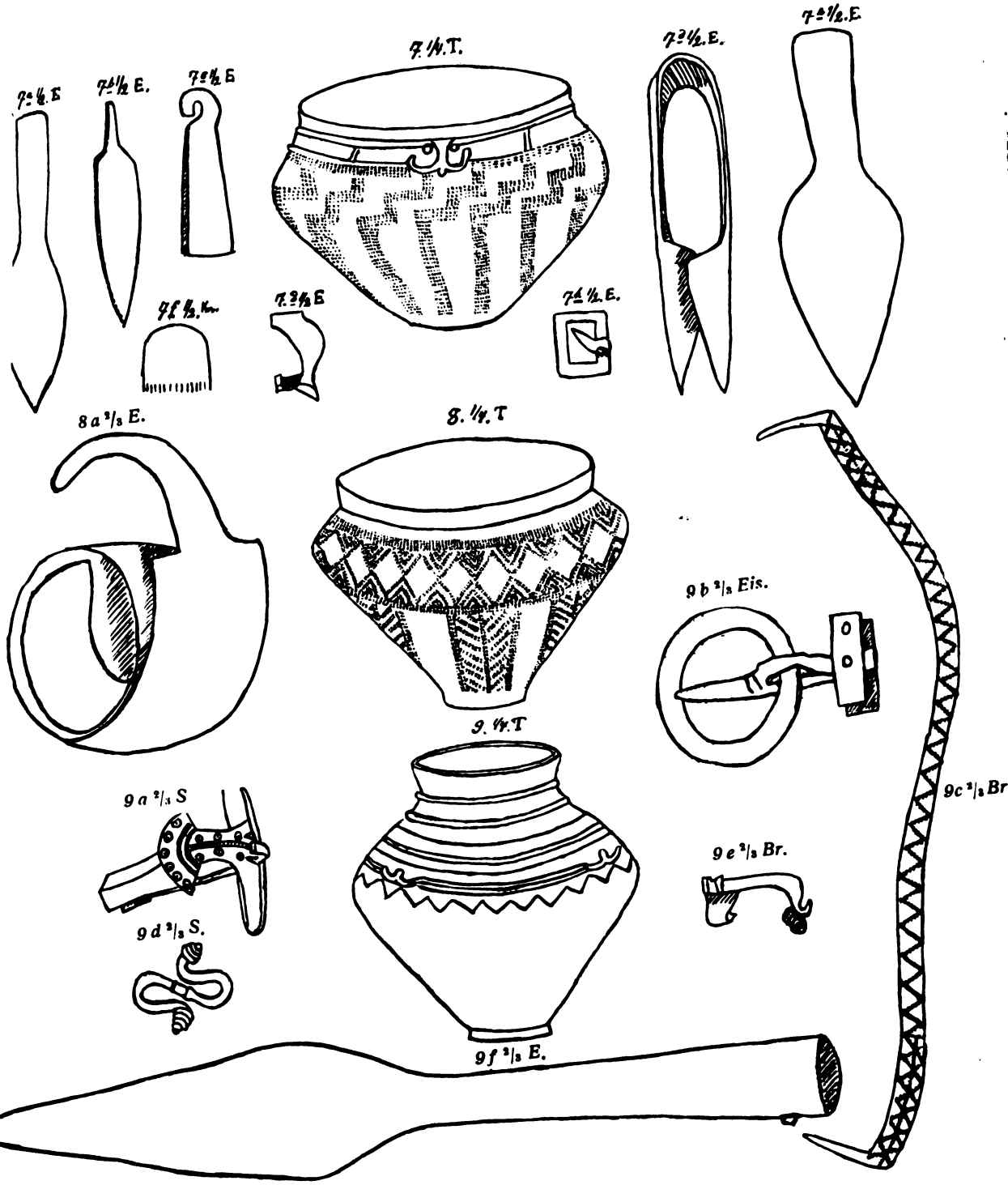
Digitized by Google



Stimming, Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



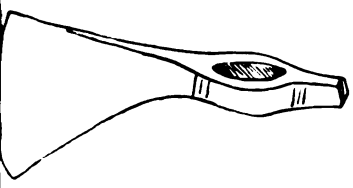
Curt Kabitzsch, Würzburg.

Stimming, Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg.

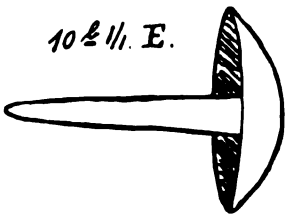
Digitized by Google

Digitized by Google

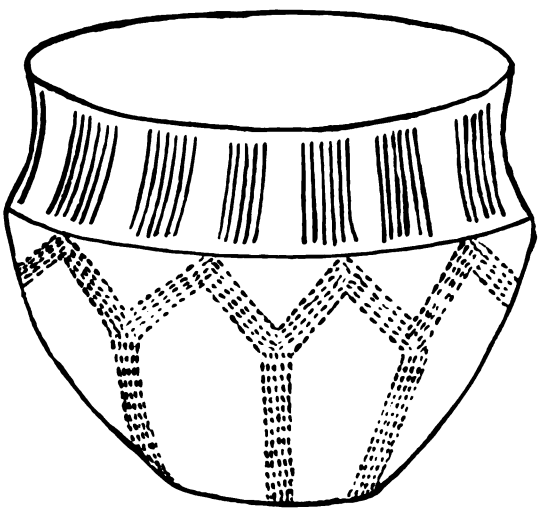
10 a E. 1/2.



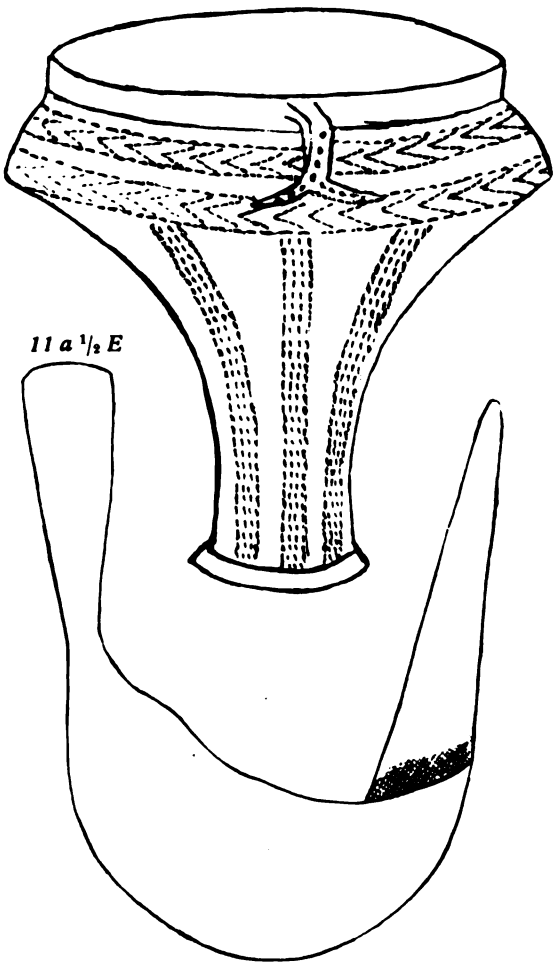
10 b 1/1. E.



10. 1/4. T



11. 1/4. T.



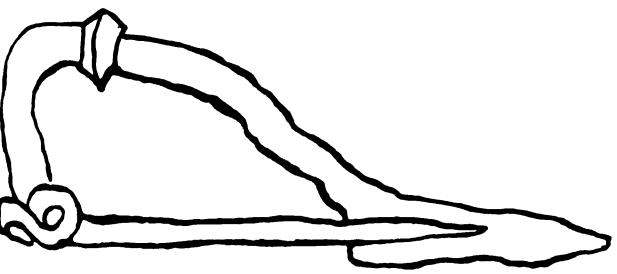
11 c 1/1. E.

11 a 1/2 E

11 e. E. 1/1

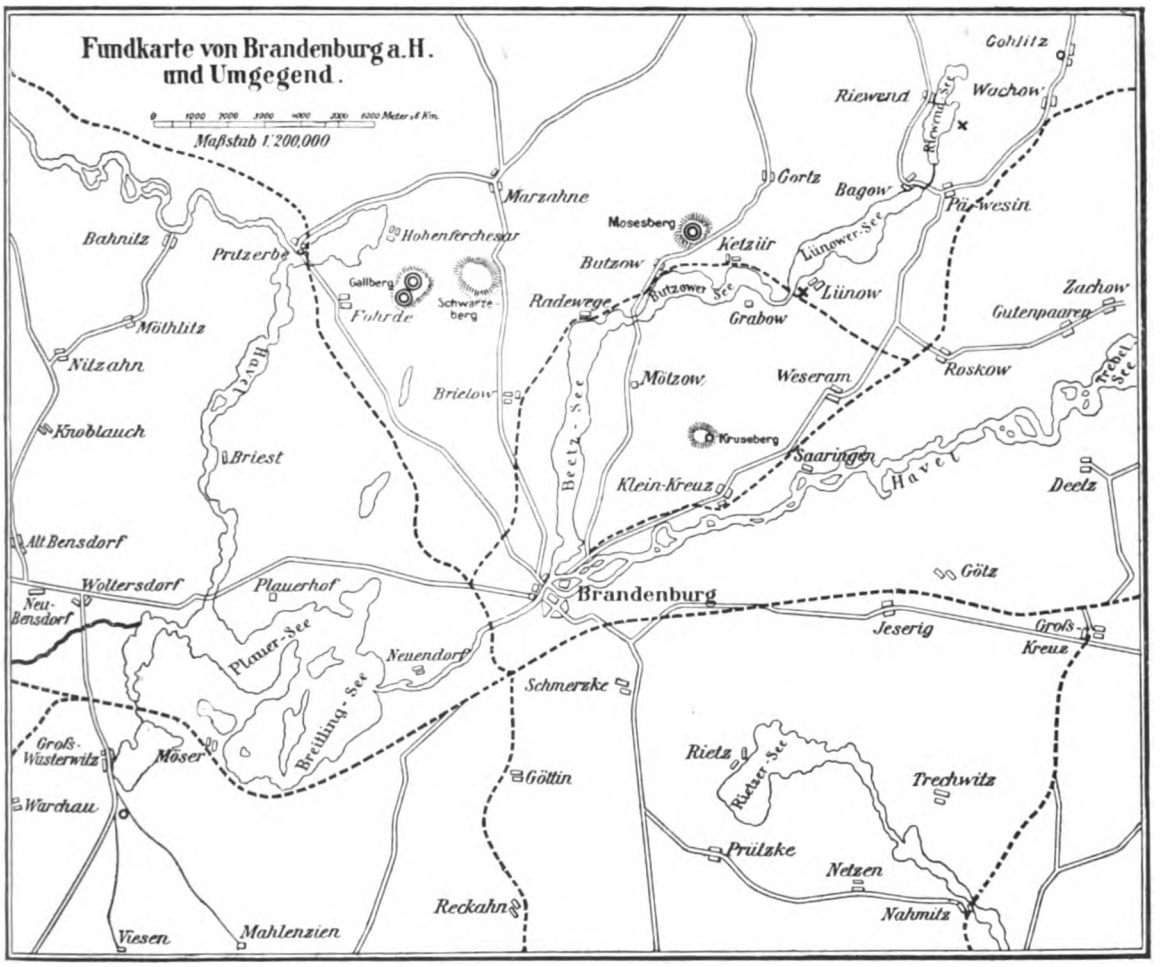
11 b 1/2 E.

11 d 1/1. E.



Digitized by Google

Digitized by Google



× Skelettfund aus der römischen Kaiserzeit.
o Gräberfeld aus der frührömischen Kaiserzeit.
◎ Gräberfeld aus der spätrömischen Kaiserzeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das eiserne Schwert der römischen Epoche tritt als einschneidiges 35 cm langes uns in 4[d] entgegen, während das 54,5 cm lange (3[d]) und das 60 cm lange (8[a]) zweischneidig sind, ersteres besitzt eine 5,5 cm lange Parierstange. Der eiserne, halbgeschlossene, schmale Ring (4[e]) ist als Fassung der ledernen oder hölzernen Schwertscheide anzusehen, desgleichen waren die beiden eisernen Ringösen (4[a], 4[b]) an der Scheidenseite befestigt, um das Anhängen des Schwertes zu ermöglichen; hierher gehören auch die Zwingen 1[m] und 1°. Das Beil begegnet uns zweimal (4[c], 10[a]) als zierlich geformte Waffe mit 4,5 cm breiter Schneide. Als letztes Verteidigungsstück sind die eisernen Messer anzusehen und zwar finden sich vier gestielte, 11—22 cm lange, grade Messer mit verschieden langem Griffdorn (2,5—6,4 cm) und zwei ungestielte, halbmondförmige 3[k] und ein defektes 5[f] von ungefähr 8,5 cm Länge. Zur Ausstattung des Reiters gehören die sechs eisernen Sporen (3[n]).

Von einzelnen Forschern ist die Behauptung aufgestellt worden, dass in einigen Gegenden die Männer mit ihrem Waffenschmuck getrennt von den Frauen auf besonderen Begräbnisplätzen beigesetzt worden seien, auf den beiden ausgebeuteten Gräberfeldern von Fohrde Gallberg III und Hohenferchesar war hiervon nichts zu merken.

Die Frage, welcher Volksstamm uns diese Waffen und Gegenstände hinterlassen hat, kann nach TACITUS dahin beantwortet werden, dass es Germanen und zwar Semnonen (vergl. KOSSINNA, Mannus III, S. 326) waren.

Die Hauptbeschäftigung der Männer war die Jagd, die bei dem damaligen Wildreichtum reiche Beute gewährte, ebenso der Fischfang, da die Gräberfelder unmittelbar an wasserreichen Gegenden gelegen sind, daneben lagen sie dem Kriegszuge ob mit Lanze, Schwert und Schild.

Im Vergleich zu den zahlreichen und dicht besetzten Gräberfeldern der Latènezeit sind die Begräbnisplätze der römischen Kaiserzeit spärlich vertreten und die Besiedlung muss damals eine schwache gewesen sein. Beweis: Kl. Kreuz (Kruseberg), Butzow (Mosesberg), Grosswusterwitz, wenn auch die Fundplätze von Fohrde (Gallberg III) und Hohenferchesar lange Zeit hindurch benutzt worden sind.

Digitized by Google

Ein silberner Fingerring von Westerwanna, Kr. Otterndorf.

Von Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Mit 1 Textabbildung.

Von den Urnenfriedhöfen der sächsischen Zeit sind aus dem Gebiet zwischen Weser und Elbe als besonders bedeutend zu nennen: Altenwalde, Kr. Lehe (etwa 800 Urnen), Wehden, Kr. Lehe (etwa 800 Urnen), Quelkhorn, Kr. Achim (etwa 300 Urnen), Issendorf, Kr. Stade (etwa 500 Urnen), Perleberg, Kr. Stade (etwa 300 Urnen), Blumental, Kr. Blumental (etwa 250 Urnen), Heeslingen, Kr. Zeven (etwa 300 Urnen), Nückel-Loxstedt, Kr. Geestemünde (etwa 250 Urnen), Rechtenfleth, Kr. Geestemünde (etwa 800 Urnen). [1])

Von all diesen Urnenfriedhöfen ist indes der von Westerwanna, Kr. Otterndorf, bei weitem der bedeutendste. Nicht nur deshalb, weil er der grösste der bisher bekannten Friedhöfe dieser Zeit ist, oder weil von ihm die meisten Urnen erhalten sind [2]), sondern auch weil sich dieser Friedhof durch Mannigfaltigkeit der Beigaben und zum Teil durch sehr wichtige und neuartige Funde auszeichnet.

Noch immer birgt der Boden dort hunderte von Tongefässen, in denen die Bewohner der alten sächsischen Siedlung die sterblichen Reste ihrer Toten bestatteten. Seit langen Jahren haben viele Unberufene auf diesem Friedhof Urnen gegraben. Vor einigen Jahren hat Herr Dr. BOHLS-Lehe eine Ausgrabung veranstaltet, über die leider kein gedruckter Bericht vorliegt. Erst im Herbst 1910 hat endlich der Morgensternbund ein Feldstück nach Urnen unter Leitung des Herrn Oberlehrer SCHÜBELER-Geestemünde durchgraben lassen [3]). Bei

---

[1]) Aufzählung nach MÜLLER-BRAUEL, Jahresbericht der Männer vom Morgenstern IX, S. 62. Ebendort XI, S. 213 (Nückel-Loxstedt).

[2]) In der Hamburger Sammlung befinden sich von diesem Urnenfriedhof etwa 450 Urnen; im Morgenstern-Museum in Geestemünde nach frdl. Mitteilung von Herrn Konservator PLETTKE 530 einschliesslich der Bruchstücke. In der vorgeschichtlichen Abteilung des Städt. Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen 31 Stück, die bisher als einzige veröffentlicht worden sind. (WEISSENBORN in Abhandl. des naturw. Vereins in Bremen, 1908, Band XIX, S. 337 ff).

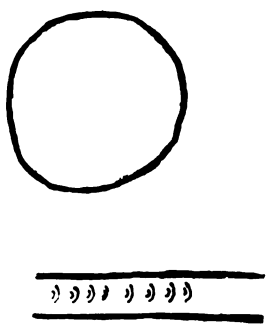
[3]) Jahresbericht des Heimatbundes der Männer v. Morgenstern XI, S. 199 (SCHÜBELER). — Hierzu ist zu bemerken, dass W. O. FOCKE als erster die Siedlungen Leda und Wanna in Verbindung mit dem von dem griechischen Geographen PTOLEMÄUS (um 170 nach Chr.) erwähnten Leufana gebracht hat. (Die ältesten Ortsnamen des deutschen Nordseeküstenlandes. Abhandl. Naturw. Vereins in Bremen IX. S. 265).

Digitized by Google

dieser Ausgrabung ist hier zum ersten Mal auf einem Plan jede Urne an ihrer Fundstelle eingezeichnet, die Fundumstände vermerkt, die Urnen und Scherbenhaufen numeriert worden u. s. w. Nur so wird es möglich sein, das Urnenfeld später wissenschaftlich für das von dem nordwestdeutschen Verbande für Altertumsforschung gemeinsam mit der römisch-germanischen Kommission des Kaiserlich archäologischen Instituts und dem historischen Verein für Niedersachsen herausgegebene Werk über die „Urnenfriedhöfe Niedersachsens von dem letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. bis auf Karl dem Grossen" zu bearbeiten.

Es ist mit Freuden zu begrüssen, dass für die nächsten Jahre vom Provinzialmuseum Hannover und vom Morgensternmuseum in Geestemünde eine gemeinsame wirklich fachmännische Ausgrabung grossen Stils hier geplant ist.

Was ich hier Neues vorlegen will, ist ein kleiner Einzelfund, der während meines Sommeraufenthalts in Geestemünde dem Morgensternmuseum von dem für die Vorgeschichte sehr interessierten Herrn Lehrer PRIDAT-Westerwanna zugeführt wurde, ein silberner Fingerring. Der Freundlichkeit des Herrn Konservators PLETTKE, — dessen Geschicklichkeit es gelang, den zerbrochenen Ring wieder zusammenzusetzen — verdanke ich die Erlaubnis, dieses Fundstück hier veröffentlichen zu dürfen [1]).



Westerwanna, Kr. Otterndorf. Morgenstern-Museum Geestemünde. 1/1 nat. Grösse.
a) Form des Ringes.
b) Seitenfläche.

Im Jahre 1911 wurden am Grafenberg, um den sich das vielgenannte gewaltige Urnenfeld von Westerwanna erstreckt, von den Besitzern der verschiedenen Stücke mehrere Urnen gefunden, die zum Teil zerbrochen, zum Teil zerschlagen wurden. In einer dieser Urnen wurde ein silberner Fingerring gefunden, den sofort eine schöne Dorfmaid auf ihre plumpen Finger steckte, wobei er natürlich zerbrach. Dann erst gelang es Herrn PRIDAT, den Ring für das Museum zu erwerben.

Der Ring (vergl. Abb.) hat im geflickten Zustand einen Durchmesser von 2,2 cm. Die Breite der glatten Ringfläche beträgt 45 mm; die Dicke des Metalls 15 mm. Die Ringfläche ist verziert mit 56 halbmondförmigen Stempeleinschlägen, diese immer in Gruppen von zwei — ein grösserer und ein kleinerer — stehend.

Gleiche halbmondförmige Verzierung ist mir nicht bekannt. Herr Professor KOSSINNA teilt mir auf eine Anfrage mit, dass auch ihm nichts gleiches bekannt sei. Sehr ähnlich verziert wie dieser Finger-

[1]) Es ist wohl angebracht, an dieser Stelle alle Fachleute auf das unter der Verwaltung des äusserst eifrigen Konservators PLETTKE stehende Morgensternmuseum-Geestemünde aufmerksam zu machen, ganz besonders aber diejenigen, die sich mit Konservierung beschäftigen; denn derartig gut präparierte Eisen- und Holzsachen sieht man selten. Zu wünschen ist nur, dass Herr PLETTKE seine vorzüglichen Konservierungsmittel, die zum grössten Teil das Ergebnis eigenen Nachdenkens und eigener Versuche sind, baldigst zum Nutzen aller bekannt gibt.

Digitized by Google

ring ist ein Halsring von Neuenkirchen, Kr. Hadeln [1]), der aber ein Einzelfund ist. Halbmondförmige Verzierung überhaupt kommt sehr häufig vor auf goldenen Halsringen des 5. und 6. Jahrhunderts nach Chr. [2]). Ein derartiger Halsring ist aus der Provinz Hannover von Mulsum, Kr. Lehe [3]) bekannt.

Fingerringe sind mir sonst aus sächsischen Urnenfriedhöfen unbekannt. Silber dagegen ist nicht so selten; im Morgenstern-Museum liegen z. B. einige Silbersachen von demselben Fundort, darunter ein kleiner Schildbuckel.

---

[1]) Vergl. S. 319 f.

[2]) Vergl. hierüber KOSSINNA, Zum Goldfunde von Sköfde. Zeitschr. für Ethn. 1905, S. 471 f.

[3]) LINDENSCHMIT, Handbuch. Tafel XIII, K.

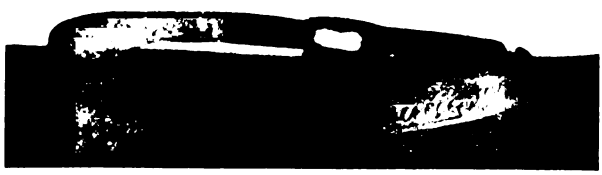
Digitized by Google

Ein Halsring mit halbmondförmiger Verzierung von Neuenkirchen, Kr. Hadeln.

Von Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Mit einer Textabbildung.

Als Ergänzung zu meiner vorstehenden Mitteilung über einen silbernen Fingerring von Westerwanna, Kr. Otterndorf, möchte ich hier über einen bronzenen Halsring von Neuenkirchen, Kr. Hadeln, berichten. Dieser Halsring wurde vor einigen Jahren beim Kartoffelkuhlen (Ausheben einer Grube für Kartoffelmieten) im Klei[1]) 10' (also etwa 25 cm) tief gefunden. Herr Dr. BOHLS-Lehe, der damalige Konservator der Morgensternsammlung, begab sich auf die Nachricht von der Auffindung sofort an Ort und Stelle, konnte aber nichts näheres mehr ermitteln[2]). Es gelang ihm nur, das Fundstück für das Morgensternmuseum zu erwerben[3]).



Neuenkirchen, Kr. Hadeln, Provinz Hannover. Bronzehalsring. Etwa 1/1.

Der Ring (vergl. Abb.) misst im Durchmesser 11,5 cm. Das Metall ist etwa 1,5 mm dick. Nach der Vorderseite ist die sonst nur 1 cm breite Ringfläche verbreitert zu 1,6 cm. Der Ring ist versehen mit Hakenverschluss; der Haken fasst in eine viereckige (etwa 1,5×0,5 cm grosse) Öse.

---

[1]) Der Schlickton, aus dem die Marschen bestehen, wird in der Landwirtschaft als Klei bezeichnet.

[2]) Laut freundlicher Mitteilung.

[3]) Herrn Konservator PLETTKE danke ich auch an dieser Stelle verbindlichst für die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses Ringes.

Digitized by Google

Die ganze Aussenfläche des Ringes ist verziert. Parallel zum Rande zieht sich je eine Linie hin; dazwischen befinden sich halbmondförmige Verzierungen und zwar in ganz eigenartiger Anordnung. Auf der verbreiterten Vorderfläche finden sich zwei Reihen Halbmonde übereinander; die eine (auf der Abbildung obere) Reihe zählt 25 Halbmonde, deren offene Seite nach rechts liegt; die andere (auf der Abbildung untere) Reihe zählt nur 24 Halbmonde, deren offene Seite nach links liegt. Nach rechts und links schliesst sich auf den Seitenflächen je eine Reihe von Halbmonden an, und zwar nach rechts (an der Ösenseite) eine solche von 39 Halbmonden, deren offene Seite nach rechts liegt, während nach links (an der Hakenseite) eine solche Reihe von 53 Halbmonden, deren offene Seite nach links liegt, folgt.

Über die Zeitstellung dieses Ringes vermag ich, da mir keine Parallele in Form und Verzierung bekannt ist, nur soviel zu sagen, dass auch er wohl dem 5.—6. Jahrhundert, wenn nicht einer noch etwas späteren Zeit, angehören wird.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Das Landesmuseum zu Birkenfeld im Fürstentum Birkenfeld.

Von Professor Baldes, Birkenfeld.

Mit 2 Tafeln (LI und LII) und 2 Abbildungen im Text.

Das Museum, das am 17. Oktober 1910 in Gegenwart des Landesherrn, des Grossherzogs Friedrich August von Oldenburg, unter zahlreicher Beteiligung von Vertretern der Wissenschaft und Freunden der Altertumsforschung eingeweiht wurde, enthält die Sammlung des Vereins für Altertumskunde im Fürstentum Birkenfeld. Ihr Landesmuseum nennen es mit Stolz die Bewohner des Fürstentums und das mit vollstem Rechte. Denn die überaus bescheidenen Mittel des Vereins, wenn sie auch durch eine Stiftung dankbarer Schüler des Gymnasialdirektors Fr. Back, des verdienstvollsten Vorsitzenden, den der Altertumsverein jemals gehabt hat, um annähernd 3000 Mark vermehrt worden waren, hätten zur Verwirklichung des Baues nie ausgereicht. Das ganze Land, Staat, Gemeinden und einzelne Spender steuerten nach Kräften bei. Und noch in einem anderen und tieferen Sinne ein Landesmuseum. Im Abhange des lieblichen Hügels, der von dem grossherzoglichen Schlosspark gekrönt ist, erhebt sich das nach dem Entwurfe des Regierungs- und Baurats Dr. Gröschel aus München, eines Freundes der Familie Back, im Stile einer antiken Villa erbaute niedliche, schmucke Gebäude; und sein Inhalt sind die Urkunden, die dem Boden ebendieser Landschaft, in deren Mitte es liegt, in Jahrzehnten abgerungen worden sind. Steigt man dann hinauf zur Anhöhe des neuen Schlosses oder gar empor zu dem Bergrücken, der die Ruinen der alten Burg trägt, dann gewinnt man einen vollen Überblick über die Landschaft, die man eben im Geiste an der Hand der ihrem Boden entstiegenen Schätze durchwanderte. Gegen Norden steigt der Blick zu den schnurgeraden Linien der Hochwaldketten empor, wo sich zum Greifen nahe die „Ringe", die alten Volks- und Fliehburgen, vom Hunnenringe bei Otzenhausen an bis zur Wildenburg bei Kempfeld, scharf

Digitized by Google

am Horizonte herausheben. Ostwärts und südwärts fallen 2 Querriegel ins Auge, von denen jener, vom Hochwald ausgehend, zum tiefeinschneidenden Nahetal hin- und darüber hinwegführt, während der andere südlich von der Nahe als breiteres Plateau diesen Fluss begleitet. Da zogen einst stolze Römerstrassen hin, und jenseits der den Ausblick nach Westen hemmenden hochragenden Waldberge eine dritte. Und dazwischen findet das suchende Auge leicht die waldbedeckten Bergkuppen und Bergrücken heraus, auf denen die zum Teil recht ansehnlichen Hügelgräberfelder der Hallstatt- und Latènebevölkerung liegen, während die Siedlungen der römischen Zeit die sonnigen Hänge mit ihren reichen Quellen und grünen Wiesenmatten belebten. Wahrlich, ich wüsste nicht, wo sonst eine so greifbare und unmittelbare Wechselwirkung zwischen Museum und Landschaft zu finden wäre; das Birkenfelder Museum ist wahrhaftig ein Landesmuseum. Und die Sammlung ist in ihrer lokalen Geschlossenheit eine Seltenheit und, weil sie in kleinem Umfange ein anschauliches und zusammenhängendes Bild von der Entwickelung, Ablösung und Abfolge der Kulturen der Vor- und Frühgeschichte gewährt, wie keine zweite geeignet, in das Studium ebendieser Geschichte einzuführen, besser als die grossen Museen mit ihrer erdrückenden Fülle von Gegenständen.

Treten wir ein! Eine Freitreppe steigen wir empor; uns zur Rechten duckt sich auf dem Geländer ein steinerner Löwe, der einst auf einem römischen Grabdenkmal Wache hielt. Auf der Plattform angelangt, betreten wir durch die Türe, neben der unter einem alten Doppelwappen

Abb. 1. Funde der Bronzezeit.

das Bronzerelief F. BACKs angebracht ist, das Obergeschoss, durchschreiten den ersten, kleineren Raum, der das Mittelalter und die Neuzeit zur Anschauung bringt, und treten in den grossen Hauptsaal ein, der alle vorrömischen Funde und die Kleinfunde der römischen Zeit enthält. Der Raum erhält, wie auch alle übrigen im Ober- und Unter-

Digitized by Google

geschoss, sein Licht durch die unmittelbar unter der Decke angebrachten Fenster, so dass die Wände ganz für Schränke zur Verfügung stehen. Vorläufig sind noch nicht alle Wandteile mit Schränken bestellt; sie sind z. Teil mit römischen Amphoren, Inschriften, Skulpturstücken ausgeschmückt. Auf einer Wandfläche ist eine aus den Messtischblättern zusammengesetzte Fundkarte des Fürstentums angebracht, um die topographische Anschauung zu vermitteln.

An der anstossenden Giebelwand sind in je einem Glaskasten die Funde aus der neolithischen Zeit und der Bronzezeit verwahrt. Die paläolithische Zeit hat noch nicht zu uns gesprochen, obwohl es an Höhlen, die durch ihren Namen verdächtig sind, nicht fehlt. Aber auch die Besiedelung unserer Landschaft in der neolithischen Zeit ist eigentlich erst in der neuesten Zeit festgestellt worden. Die Steinbeile, die in der Birkenfelder Landschaft gefunden wurden, gehören alle dem spitznackigen Typus an, wie er für den Westrich, die Saar- und Moselgegend bis nach Frankreich hinein charakteristisch ist (SCHUMACHER, Prähist. Zeitschrift, III, S. 170). Die Bronzezeit ist, von einem fraglichen Stücke abgesehen, durch vier Randbeile, von denen drei wahrscheinlich zu einem Depotfunde gehörten, und zwei zierliche Schwerter vertreten (Abb. 1).

Überaus reichlich sind die Funde aus der Eisenzeit. Sie sind untergebracht in einem freistehenden Glasschranke, der in seinem oberen Teile die wertvollsten und charakteristischsten, unten die übrigen Einzelfunde beherbergt, und in drei grossen Wandschränken, welche die Ausbeute von geschlossenen Gräberfeldern enthalten. In der nach der Giebelseite zu liegenden Hälfte des freistehenden Schrankes sind Hallstattfunde ausgestellt; in die Augen fällt vor allem die grosse Zahl der Hals- bezw. Brustringe mit wechselnder Drehung und der gestrichelten Armringe, die fast in keinem der zahlreichen Hallstattgräber fehlten; in mehreren Gräbern stellte ich zweifelsfrei fest einen Halsring, zwei Brustringe mit wechselnder Drehung und je fünf bis sechs gestrichelte Armringe (Taf. LI, unten). Oben liegen ausgezeichnet erhaltene Exemplare der drei Arten der „Wendelringe", die bei uns vorkommen (BALDES, Hügelgräber im Fürstentum Birkenfeld. Birkenfelder Osterprogramm 1905, S. 45 ff. und Taf. V): einer der in Skandinavien, Dänemark und Norddeutschland zahlreich vorkommenden (Sophus MÜLLER, Die nordische Bronzezeit, S. 52 und 101 ff.) und für die früheste germanische Eisenzeit charakteristischen Art (Abb. 2, rechts); dann der grosse blätterige Kranz, der meines Wissens eine Eigentümlichkeit der Rheinlande ist (Abb. 2, links), und schliesslich der aus dem ersten Typus entwickelte, aus mehr oder weniger dünnem, vierkantigem Bronzedraht gebildete, zierliche Wendelring; die Ringe dieser Form wurden, wo in den Gräbern eine scharfe Beobachtung gemacht werden konnte, stets zu je zweien als Brustringe verwendet festgestellt (Taf. LI, unten). Sie kommen auch in Norddeutschland vor, aber nicht in der Häufigkeit und nicht so dünn, nicht in so zierlicher Ausführung und nicht mit so feiner Riefelung, wie unsere rheinischen, deren Hauptverbreitungsgebiet bei uns, d. h. im Hunsrückgebiet zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe, liegt. Daneben sind Lignitringe und gestrichelte Armringe ausgelegt; an der Wand ist ein ausserordentlich

Digitized by Google

gut erhaltener vorgeschichtlicher Mahlstein, ein sogenannter Napoleonshut, aufgestellt. — Die andere Hälfte des freistehenden Schrankes bringt die zweite Eisenzeit, die Latènezeit, in charakteristischen Tongefässen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus Bronze und Eisen zur An-

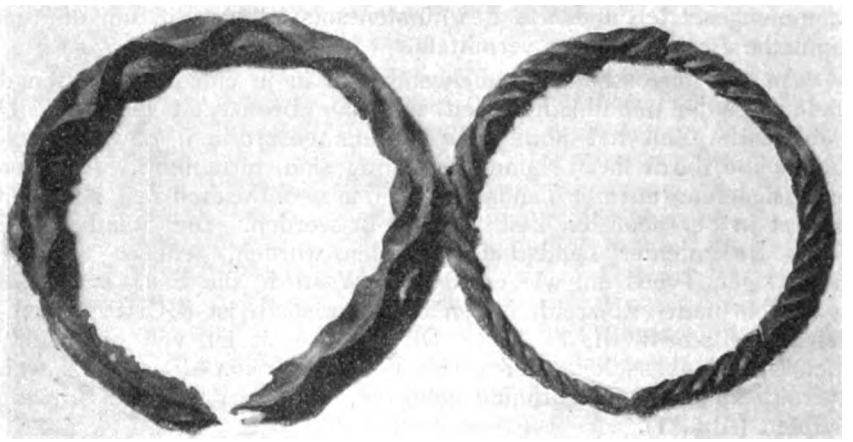


Abb. 2. Wendelringe der Hallstattzeit.

schauung; Fibeln und Schwerter der frühen und der letzten Latènezeit, vor allem den reichen Bronzeschmuck der für die Frühzeit charakteristischen Hals- und Armringe mit Verdickungen und pufferartigen Endstollen. In dem Glasaufsatz oben auf dem Schranke stehen neben anderem zwei unteritalische Henkelkannen und Abbildungen bezw. Nachbildungen des berühmtesten Fundes, der je im Fürstentum gemacht worden ist, des Schwarzenbacher Gold- und Bronzefundes, der teils in den Museen zu Trier und Berlin, teils im Privatbesitz sich befindet: griechische Bronzeamphora, griechische bezw. unteritalische Henkelkanne, goldener Armring, Prachtschale (?) mit Goldblattbelag usw. (BALDES, a. a. O. S. 48 und Taf. V; HETTNER, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum zu Trier, S. 127; Bonner Jahrbücher XXIII, S. 194 ff. mit Taf. IV—VI; Archäologischer Anzeiger, Jahrg. XIV, Nr. 85—87, Taf. 85; Jahrg. 1889, S. 43).

An der dem Eingang in den Saal gegenüberliegenden Langseite stehen vier grosse Wandschränke; die drei ersten enthalten die reiche Ausbeute, die auf grossen Hügelgräberfeldern gemacht wurde, lauter geschlossene Grabfunde. Der erste (siehe Tafel LI, oben) mit den Funden vom Hügelgräberfeld des Priesbergs bei Bosen (veröffentlicht vom Verfasser a. a. O. S. 1—27 mit Tafel I und II) ist insofern der wichtigste, als Verfasser zunächst hier die bald auch sonst bestätigten Beobachtungen machte, die zu den in seiner Vorgeschichte der Birkenfelder Landschaft (Mainzer Zeitschrift, VI (1911), S. 42, 44) gezogenen kulturgeschichtlichen und ethnologischen Schlüssen führten. Darnach waren die Träger unserer Hallstattkultur Kelten. Die „Bestattungen" hatten ausser anderen als charakteristische Beigaben die plattgedrückten Hallstatturnen, die Brustringe mit wechselnder Drehung und die ge-

Digitized by Google

strichelten Armringe. Man vergleiche das linke Dritteil des Schrankes (vom Standpunkt des Beschauers).

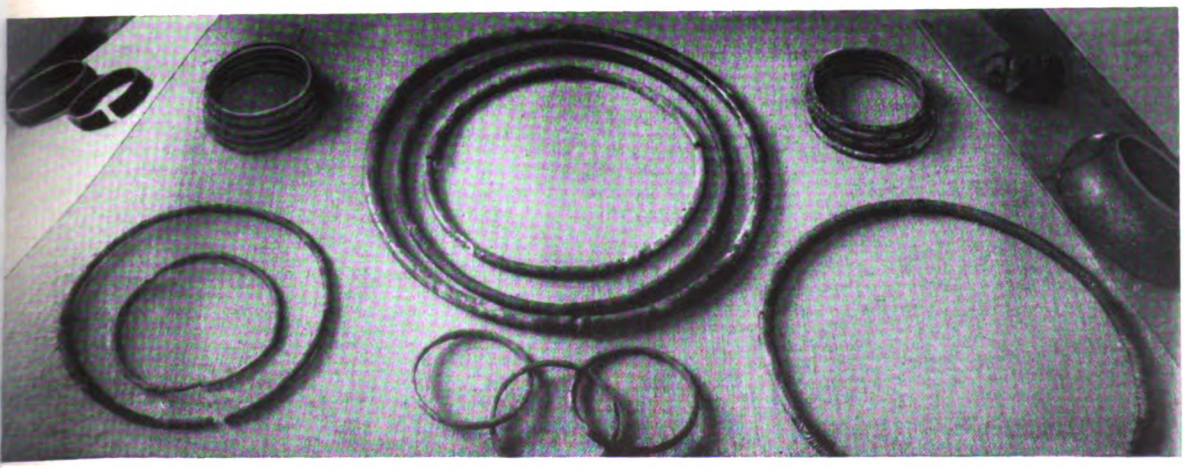
Die Kelten blieben, nur die Verbindung mit der Hallstattkultur des Südostens und mit der Bronzekultur des Nordens riss ab, und der Einfluss der Mittelmeerländer und des Westens machte sich geltend: die Latènezeit brach an. Diese Vorgänge werden durch das mittlere Dritteil des Schrankes wenigstens einigermassen veranschaulicht; auf der obersten Lage rotgefärbte Hallstattgefässe, aber von gestreckterer Form als die früheren, darunter auf der zweiten der Inhalt eines Grabhügels, der ein Grab aus der Hallstattzeit (Napf und Armringe links) und dicht daneben ein im übrigen ganz gleichartiges Grab mit Urnenformen, denen man zwar die Entwickelung aus der Hallstattzeit ansieht, die aber andererseits, auch in Ausführung und Brand, entschieden das Gepräge der Latènezeit haben, mit einem Halsring und einem Armring vom Früh-Latènetyp (zweite Lage, Mitte und rechts). Diese Latènekultur entwickelt sich nunmehr ihrerseits in der bekannten Weise weiter, wovon die beiden untersten Lagen des mittleren Teiles des Schrankes ein Bild geben. Später muss, wohl während der Mittel-Latènezeit, von deren Kultur auch nicht die Spur vorhanden ist, ein Umschwung, eine Veränderung auch in ethnologischer Hinsicht erfolgt sein. Totenbestattung, hoher Hügel, die bisher gebräuchlichen Beigaben von Schmucksachen schwinden, die Tongefässe haben anderen Charakter. Leichenverbrennende Leute setzen jetzt in ganz flachen Hügeln die Asche der Ihren in und mit Tongefässen bei: Germanen wandern ein. Im letzten (rechten) Dritteil des Schrankes ist das Inventar von vier dahin gehörigen Hügeln ausgestellt; ganz unten befinden sich zwei kleine frührömische Tongefässe, die von Nachbestattungen herrühren. Der zweite Wandschrank enthält Funde der Hallstatt- und älteren Latènezeit, die auf dem stattlichen Hügelgräberfelde im Walde Brand bei Dienstweiler gemacht worden sind. (Veröffentlicht a. a. O. S. 27—37 mit Tafel I und III). Der dritte Schrank bringt vor allem die aus der Vermischung der Kelten und der zugewanderten Germanen entstandene Mischkultur der Treverer zur Anschauung, wie sie auf dem Flachgräberfeld am Kriegshübel bei Hirstein erschlossen worden ist. (Veröffentlicht a. a. O. S. 37—43 mit Tafel IV). (S. Taf. LII, oben). Nur auf den drei oberen Auslagen links befindet sich der Inhalt von zwei Gräbern der frühen Latènezeit, alles andere gehört der Trevererkultur der Spät-Latènezeit an, deren Keramik sich durch feine Töpferscheibenarbeit und eigentümliche Formen auszeichnet. Eine papierdünne, federleichte Urne mit aufgelegten Accenten, wie sie auch im frührömischen Haltern vorkommt, zeigt, dass wir damit am Ende der Latènezeit, im Anfange der römischen Zeit angelangt sind.

Hier knüpft der vierte Wandschrank an. (S. Taf. LII, unten.) Man sieht da zunächst vereinzelt die Erzeugnisse der römischen oder einer schon romanisierten Kultur unter noch überwiegend einheimischen Erzeugnissen; dann findet eine gegenseitige Angleichung, eine Vermischung statt, und so bildet sich allmählich unter dem Überwiegen der römischen Elemente eine neue, eine provinzialrömische Kultur. Diese wird in ihren besten Erzeugnissen durch einen freistehenden Schrank veranschaulicht. Über die in der Mitte des Saales nach unten führende

Digitized by Google

Treppe gelangt man in das Untergeschoss, wo vor allem die Steindenkmäler aus der römischen und nachrömischen Zeit aufgestellt sind, während an den Wänden eine Reihe von reliefgeschmückten Ofenplatten aus Gusseisen angebracht sind. Ausserdem befindet sich hier die wohlgeordnete Scherbensammlung. Ein durch ein Gitter abgesperrter, grösserer Vorraum ist dazu bestimmt, unansehnlichere Bruchstücke und neue Funde bis zu ihrer Verarbeitung und Einreihung in den Bestand des Museums aufzubewahren.

Digitized by Google



ldes, Das Landesmuseum zu Birkenfeld im Fürstentum Birkenfeld. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Baldes, Das Landesmuseum zu Birkenfeld im Fürstentum Birkenfeld. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inventarisierung vorgeschichtlicher Altertümer in Privatbesitz.

Von Erich Blume, Posen.

Mit 1 Textabbildung.

In grosser, bunter Fülle meldet sich allenthalben in fundreichen Ländern und wohl auf der ganzen Erde in gleicher Weise das Interesse an den Resten aus der Vorzeit des Menschen; schon als Neugier an der seltenen Form, oder als Sucht, verborgene Schätze in alten Gräbern zu entdecken, wagt es sich hervor, um schliesslich gar zu gern zu gipfeln in dem zielgläubigen Wunsche des Forschers, für ewig verlorene Zeiten greifbar wieder zu gewinnen. Vom Landmann an, der ein wunderliches Gerät auf seinem Acker auspflügt und es seinen Kindern als willkommenes Spielzeug mit nach Hause bringt, bis herauf zum Vorsteher einer amtlichen Sammlung, der aus Überfülle an Stoff und Arbeit die bedeutsameren Funde aus der Menge des Gebotenen bevorzugen muss, wirkt ja ein unendlich mannigfaltiges Suchen und Fragen an den Geschenken der Vergangenheit in immer jungen Formen.

Aber man gestehe sich einmal ernstlich, wie wenig von diesem regen Interesse oft zu einem wissenschaftlichen Ganzen zusammenstrebt! Recht bescheiden müssen wir dann mit unserer Freude werden.

Da stellt sich jemand eine alte Urne in sein Arbeitszimmer, nur um so ein Stück, das der Nimbus eines nebelhaften Altertums umschwebt, vor sich zu haben und dann zu träumen von Geschicken und Menschen, die mit dem ehrwürdigen Topfe verquickt gewesen sein können, oder ein anderer füllt sich seine Wohnung mit Massen von Keramik, die er ausgräbt und ausgräbt, aus reiner Sammelgier wild darauf los, das meiste dabei zerstörend — denn er hat ja draussen die Fülle — und kaum vermag er in sein Bett zu gelangen, ohne auf Urnen zu treten. — Man forsche nicht nach dem Ende dieser begehrten Schätze! Der tollende Jagdhund und das flatterhafte Staubtuch sind allzu wohl bekannte Attentäter auf die ungetrübte Existenz der alten Töpfe, und der Müllhaufen wird dann das armselige Grab, das die verachteten Reste neuer Vergessenheit anheimgibt.

Digitized by Google

Solche Sammelgeister wird man selten davon überzeugen können, dass es ihnen und der Mitwelt meist nützlicher wäre, ein solides Buch über die Vorgeschichte des Landes zu lesen, als fruchtlos vor einem alten Stücke zu träumen, und dass nur zerstören darf, wer den Willen hat — den heiligen Willen — aufzubauen und aufbauen zu helfen. Gewiss sind manche da, die an den grossen Aufgaben der Wissenschaft mitarbeiten wollen, so weit es ihnen ihre oft geringen Kräfte erlauben; aber es fehlt ihnen zumeist an der nötigen Anleitung, sich in dem Labyrinth fachmännischer Erzeugnisse sicher zurecht zu finden.

Da drängt sich selbstverständlich der Gedanke in den Vordergrund, dieses Streben gut zu organisieren, um es nutzbar zu machen, und der andern Menschheit als anregendes Beispiel aufzuzeigen. Der Fachverein wäre dafür ja die gegebene Form. Doch an den geeigneten kleinen Vereinen, die tief genug fassen können, mangelt es im allgemeinen noch zu sehr. Die grossen wissenschaftlichen Gesellschaften können sich wohl kaum mit weitgehender erziehlicher Einzelarbeit abgeben, wenn schon sie mehr ins Praktische zu wirken vermöchten, als es bisher geschah, und so erscheinen sie den Kleinen unter den Liebhabern viel zu erhaben, vor allem aber werden sie ihnen auch zu kostspielig. Da können dann kleinere Landesvereine, wie einer mit überraschendem Erfolge von Hans HAHNE für Hannover begründet wurde, helfend und nützlich eingreifen, aber sie sind nur möglich in Gegenden, in denen die Sammeltätigkeit bereits in grösserem Umfange durch die Entstehung vieler kleiner Museen einen ganzen Stamm von Interessenten heranwachsen liess. Wie es in dem genannten Falle geschah, ist das betreffende Landesmuseum der gegebene Mittelpunkt für die Organisierung der suchenden Kreise. Ihm fällt ja auch die Aufgabe zu, die exakte Kleinsammeltätigkeit in seinem Gebiete auszuüben, so lange es an leistungsfähigen kleinen Museen gebricht. Ich denke da an Beispiele, wie sie sich das Posener Kaiser-Friedrich-Museum [1]) geschaffen hat, wo durch eine sorgfältige Einsammlung der kleinsten Fundstücke, von Scherben und Feuersteinsplittern an offen liegenden Fundplätzen, ein Einblick in die Siedlungsschichten der Gegend gewonnen wurde, wie er durch die seltenen Schaustücke, die sich systematisch und durch Ausgrabungen herbeischaffen lassen, nur mühsam in längerer Zeit hätte errungen werden können. Aber selbst wenn das Landesmuseum über diese Stufe der Erziehung im Kleinen hinweg gewachsen ist und Lokalsammlungen das weitere besorgen können, bleibt eine grosse Anzahl verstreuter Fundstücke, die zu nur wenigen vereinigt oder gar vereinzelt in Privatbesitz schliesslicher Vernichtung ausgesetzt sind.

Daher hat das Posener Kaiser Friedrich-Museum eine Einrichtung getroffen, um einerseits solche kleineren Sammlungen der Wissenschaft zu erschliessen, sodann aber auch um den Besitzern ein schlichtes Beispiel strenger, wissenschaftlicher Sammeltätigkeit zu geben, damit sie einsehen lernen, dass unsere Altertümer doch noch mehr wert sind, als eine stille, tatenlose Liebhaberei. Der dritte Zweck ist der, das Stück

[1]) Durch die Lokalsammlungen aus Grotnik, Kreis Fraustadt, aus der Umgegend von Neutomischel und Siedlemin, Kreis Jarotschin, und in noch strengerer Form für die Steinzeit der Umgebung von Posen.

Digitized by Google

nach Möglichkeit vor dem Schicksal zu bewahren, als Findelkind auf die Nachwelt zu gelangen. Wenn schon zwar in Privatbesitz steckengebliebene Funde öfters noch vor gänzlicher Zerstörung gerettet werden, so ist doch mit dem Besitzwechsel leicht jede sichere Kunde über ihre Herkunft verloren. Gerade hierin will die neue Einrichtung fördernd eingreifen, indem sie die Stücke, die für das Museum selbst nicht erworben werden können, mit Aufschriften versieht und in einem Inventar verzeichnet. Für die Einzelheiten des Verfahrens sei auf den unten abgedruckten Aufruf selbst verwiesen. Die dem Stück aufgetragene Inventarnummer wird mit Schellack befestigt, damit sie nur unter Hinterlassung einer deutlich sichtbaren Kratzstelle wieder zu entfernen ist. Bei der Numerierung wurde angeknüpft an die grosse Ausstellung, die das Kaiser-Friedrich-Museum im August 1909 zu Ehren der Anthropologenversammlung veranstaltet hatte. Schon Hans SEGER wies in seiner Besprechung des Ausstellungsverzeichnisses im Zentralblatt für Anthropologie (1909 S. 361) darauf hin, dass es als Grundlage für ein grösseres Inventar dienen könne, und wenn auch noch nicht so ausgesprochen, verfolgte die trotz überreichen Stoffes eingehendere Behandlung der Ausstellungsobjekte damals ganz ähnliche Ziele.

Die im Verhältnis viel zu geringen wissenschaftlichen und technischen Arbeitskräfte der vorgeschichtlichen Abteilung am Posener Museum gestatten aber natürlich nicht, auch nur ganz entfernt eine systematische Behandlung aller bekannt werdenden Funde in Privatbesitz zu versuchen, sondern es muss hier bei einer Auswahl von Sammlungen, die gelegentlich ins Museum gelangen oder deren Bedeutung es erheischt, vor allen Dingen den kleinen und kleinsten, sein Bewenden haben. Umfangreichere Privatsammlungen sind ja auch an und für sich lange nicht so der Gefahr ausgesetzt, in Vergessenheit zu verkommen, wie vereinzelte Fundstücke, zumal auch ihre Besitzer eher ein grösseres Interesse an wissenschaftlich begründetem Verständnis und an Sicherung ihrer Schätze an den Tag legen.

Schliesslich scheint mir das Privatinventar eine glückliche Einrichtung, die gar zu häufigen Drückeberger auf eine gefahrlose Weise vors Forum der Wissenschaft zu laden. Die nicht unberechtigte Furcht vor dem Landesmuseum, dem ja das Bestreben angeboren ist, möglichst alles Wichtige aus seinem Gebiet an sich zu ziehen, artet gar zu leicht in planmässige Verheimlichung aus, und daher hat das Museum wohl die grosse Pflicht, dem Ängstlichen zu zeigen, dass es auf amtlichem Wege gewillt ist, das Vertrauen der Privatsammler zu gewinnen und Hand in Hand mit ihnen, unter Zurückstellung seines selbstsüchtigen Interesses, höheren Zwecken der Forschung zu dienen.

Aufruf.

Kaiser Friedrich-Museum.

Posen, Datum des Poststempels.

Reisende Gelehrte beklagen sehr oft die grosse Zersplitterung, die in der wissenschaftlichen Sammeltätigkeit Deutschlands herrscht, weil es ihnen die Zeit und häufig andere Umstände nicht erlauben,

Digitized by Google

auch nur die Sammlungen vollständig durchzuarbeiten, die den Anspruch erheben, der Allgemeinheit zu dienen. Ganz unmöglich aber ist es ja für sie, die reichen wissenschaftlichen Schätze, die im Privatbesitz ringsum verstreut sind, für ihre Arbeiten zu verwerten. Wie aber die Erfahrung immer und immer wieder lehrt, kann oft ein einziges neues Stück das Ergebnis der Arbeit stark beeinflussen, ein Glied in der Kette der Beweise für eine Vermutung werden, das sie schliesst.

Am ärgsten macht sich dieser Mangel in der Vorgeschichtswissenschaft bemerkbar, gerade weil in ihr die möglichste Vollständigkeit des Materials die grösste Rolle spielt. Erscheint doch hier jeder Fund wie die Seite eines Buches mit zusammenhängendem Text. Je mehr Funde die Forschung verarbeiten kann, um so sicherer ist die Geschichte, die der Text erzählt, zu verstehen.

Das Kaiser Friedrich-Museum ist nun als Zentralstelle für die wissenschaftliche Heimatkunde in der Provinz Posen bestrebt, das einschlägige Material möglichst vollständig der Forschung zugänglich zu machen. Was es nicht selbst in seinen Räumen der Öffentlichkeit zeigen kann, das sucht es wenigstens durch Schrift und Bild in seinen Archiven festzuhalten, um es im gegebenen Falle wissenschaftlich zu verwerten oder doch der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen.

Darum beabsichtigt es, in Zukunft auch die vorgeschichtlichen Altertümer in Privatbesitz zu inventarisieren. Die Anregung dazu hat die Sonderausstellung vorgeschichtlicher Funde gegeben, die im Jahre 1909 zu Ehren des Anthropologenkongresses veranstaltet wurde, und so recht zeigte, welche vorgeschichtlichen Schätze für die Wissenschaft in Posener Privatbesitz schlummern. Die Erfahrung hat gelehrt, dass bei Besitzwechsel der Privatsammlungen die näheren Fundumstände, manchmal überhaupt jedes Wissen über die Herkunft dem Gedächtnis verloren gehen. Die Inventarisation hat daher auch den Zweck, die Herkunft der Stücke für die Wissenschaft zu retten, falls sie einmal in andere Hände kommen. Sie bietet gleichzeitig den Privatsammlern die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bestimmung ihrer Sammlung.

Der Gang der Inventarisation ist folgender:

1. Die Altertümer sind mit genauen Angaben der Fundorte und womöglich der Umstände unter dem Zusatz, zur „Inventarisation in Privatbesitz“ an das Kaiser Friedrich-Museum einzusenden. Auf Wunsch stellt das Kaiser Friedrich-Museum Kisten mit Verpackungsmaterial zur Verfügung und trägt die Versandkosten. Einsendungen können unfrankiert erfolgen.
2. Alle eingesandten Altertümer, die als vorgeschichtliche Funde aus der Provinz angesprochen werden, erhalten die kleine farbige Bezeichnung „Posen“ und eine Nummer (Fortführung der Ausstellungsnumerierung). Auf Wunsch wird der Fundort mit aufgeschrieben.
3. Sie werden katalogisiert (beschrieben, unter Angabe der Fundumstände und des Besitzers) und photographiert. Eine Publikation der inventarisierten Altertümer in einer wissenschaftlichen

Digitized by Google

Fachzeitschrift behält sich das Kaiser Friedrich-Museum vor. In gegebenem Falle wird ein Sonderabdruck als Beleg zugeschickt.

4. Kostenfreie Rücksendung der eingesandten Altertümer.

Anmerkung. Besondere Wünsche sind bei der Einsendung der Altertümer anzugeben. Es ist bei Anmeldung der Fundstücke genau zu unterscheiden, ob sie als Geschenk, Leihgabe (zu längerer Aufbewahrung im Kaiser Friedrich-Museum unter Wahrung des Besitzrechtes) oder nur zur Inventarisation eingesandt werden.

Der Direktor.
Kaemmerer.

Als schlichte Beispiele für die Art der Buchung im Museum mögen die ersten elf Nummern dienen. Von jeder Nummer ist eine photographische Aufnahme vorhanden.

Lehrer H. Lange, Niestronno bei Josephowo: Nr. 2884—2892.

Nr. 2884. Feuersteinbeil, dicknackig, fast ganz geschliffen, braungelb; L. 7,2 cm, Br. 4 cm. — Buchfelde, Kr. Mogilno, auf einem Acker.

Nr. 2885. Steinaxt, etwa kahnförmig, Bohrloch schwach konisch; L. 10,2, H. 4,7, Br. 5,5 cm. — Czaganiec, Kr. Mogilno, Acker des Besitzers Tetzlaff; ausgepflügt.

Nr. 2886. Feuersteinflachbeil, dicknackig, grau und weisslich, geschliffen; L. 6,9 cm, Br. 3,4 cm. — Czaganiec, Kr. Mogilno, Acker des Besitzers Tetzlaff.

Nr. 2887. Spanmesser aus Feuerstein; unteres Ende schräg retuschiert; L. 6,2 cm, Br. 1,3 cm. — Winiec, Kr. Mogilno, Rittergut.

Nr. 2888. Feuerstein-Einsatzbeil, dicknackig, graugelb, geschliffen; L. 4,5 cm, Br. 3,4 cm. — Fundort? Aus dem Besitz des Briefträgers Klawitter in Wymyslowo, Kr. Mogilno.

Nr. 2889. Steinbeil, dicknackig, schwarzgrau; L. 7,2 cm, Br. 4,3 cm. — Niestronno, Kr. Mogilno, Garten des Schmiedemeisters Noster.

Nr. 2890. Steinaxtkopf, Bohrloch leicht konisch; H. 4,9 cm, Br. 5,1 cm; — Niestronno, Kr. Mogilno, Acker des Grundbesitzers Strohschein.

Nr. 2891. Steinbeil, mit rundlichem Nacken, grau; L. 9 cm, Br. 4,2 cm. — Niestronno, Kr. Mogilno, Acker des Grundbesitzers Strohschein.

Nr. 2892. Steinaxtbruchstück, fast doppelaxtförmig, schwarzweiss gesprengelt, Durchm. 8,3 cm, H. 3,5 cm. Bohrloch konisch. — Morhardsberg, Kr. Mogilno, auf dem Acker. Aufschrift des Begleitzettels „16. 3. 10. Schüler Franz Walendowski" und „abgeliefert am 18. 3. 10".

Digitized by Google

Lehrer Kurzmann, Buschkowo:

Nr. 2893. Steinerne Pflugschar, schwarz-gelb gesprenkelt; L. 12,7 cm, Br. 6,6 cm. — Kirschgrund, Lkr. Bromberg, Grundstück von Kurzmann. Beim Pflügen gefunden.

Lehrer Tumm, Posen:

Nr. 2894. Klopfstein, grünlich-rötliches Gestein, 8,5 cm Durchmesser, (Abb.). — Lassek-Luban, Kr. Posen-West, Wüste. Von der 1910 amtlich untersuchten Stelle. — Steinzeitlich wie die meisten Funde aus der Wüste, vergl. Mannus I, 138 Nr. 5. III, 291 Nr. 11.

Priv.-Inv. Posen 2894. — $^{2}/_{3}$.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsberichte.

In der **3. Sitzung** des dritten Vereinsjahres, die am **2. Dezember 1911** im Hörsaale des Kgl. Instituts für Meereskunde stattfand, teilte der Vorsitzende, Professor Dr. KOSSINNA, zunächst die von der Hauptversammlung in Coblenz beschlossene Satzungsänderung mit, die von 1912 ab eine Erhöhung des Jahresbeitrages auf 12 Mk. einführt, sowie den Beschluss des Vorstandes der Zweiggesellschaft, ihren Jahresbeitrag künftig auf 2 Mk. zu ermässigen (s. jetzt Mannus III, 330).

Dann widmete der Vorsitzende in längerer Ausführung Worte wärmster Anerkennung dem Gedenken des am 31. Juli 1911 am Bodensee plötzlich verschiedenen Mitgliedes, des trefflichen Geschichtsprofessors von Ostdeutschland, Prof. Dr. Erich SCHMIDT in Bromberg, und teilte den am 10. Nov. 1911 erfolgten Tod des Mitgliedes Apotheker Otto MÜLLER in Friesack mit (vergl. jetzt Mannus III, 327 f.).

Weiter gab der Vorsitzende eine Übersicht der wissenschaftlichen und geselligen Genüsse, die der Gesellschaft bei ihrer nächsten Hauptversammlung bevorstehen, die auf Einladung des Magistrats der Stadt Dortmund daselbst Anfang August 1912 stattfinden wird (vergl. jetzt Mannus IV, 169 f.).

Dann berichtete Herr Professor Dr. Konrad PAAPE in sehr eingehender Schilderung über den Inhalt der wissenschaftlichen Vorträge und den Verlauf der Vergnügungen, sowie der anschliessenden ausgedehnten wissenschaftlichen Ausflüge, die bei der dritten Tagung für Vorgeschichte zu Coblenz im August 1911 geboten wurden (vergl. jetzt Mannus IV, 11—122), woran er eine eingehende Skizzierung des Inhalts der Coblenzer Festschrift des 1. Vorsitzenden über „Die Herkunft der Germanen" schloss (vergl. jetzt Mannus IV, 145 ff.).

Es folgte dann ein Vortrag des Herrn Sanitätsrat Dr. HARTWICH aus Havelberg (Prignitz) über Neue Depotfunde der Bronzezeit aus der Prignitz. Ausser einigen kleineren älteren Funden wurden besonders zwei sehr stattliche neue beschrieben und grossenteils auch im Originale vorgeführt.

Der Vorsitzende, Professor KOSSINNA, gab im Anschluss daran eine nähere Charakterisierung der in den Funden vertretenen Typen und der durch sie bedingten Zeitstellung der gesamten beiden Funde. Der erste Depotfund, der vor Jahren von einem Landwirt auf seinem Gehöft gefunden, bis vor kurzem unbeachtet auf dem Hausboden gelagert hatte und nun ins Havelberger Prignitzmuseum gelangte, stammt von Lenzer Silge bei Lanz, Kr. Westprignitz. Er besteht aus 26 wohlerhaltenen, schön patinierten Bronzegegenständen: einem einfach gedrehten dünnen Halsring mit Endösen, einem ähnlichen mit mehrfachem Wechsel der Drehung („Wendelring"), einem sehr dicken, gedrehten Halsringe mit verzierten ovalen Endplatten und daraus emporsteigenden grossen Endspiralscheiben, einer vollständigen und einer nur teilweise erhaltenen grossen Plattenfibel, vier zylindrischen Armspiralen aus Bronzedraht, zwei ähnlichen von geringerer Weite, 11 offenen dünnen Armbändern, die an beiden gerade abschneidenden Enden einen dreieckigen Ausschnitt aufweisen, einem geschlossenen, massiven, reichverzierten Armband mit Mittelknoten („Nierenring"), 2 Tüllenbeilen,

Digitized by Google

einem kleinen hohlen Buckelchen mit Rückröse, einem kleinen Gehänge mit drei Klapperringen, sowie einem grossen Stück Rohbronze von 1,290 kg Gewicht. Der Fund gehört dem Ausgange der germanischen Bronzezeit an, genauer der 2. Hälfte der 5. Periode.

Älter ist der zweite Depotfund, der aus Jederitz, Kr. Westprignitz, stammt. Es handelt sich hier um eine der berühmten Hängedosen und zwar um eine solche von dem in Norddeutschland selteneren alten Typus, der in diesem Falle in die Zeit des Überganges von der 3. zur 4. Periode der germanischen Bronzezeit fällt. In ihr geborgen lagen etwa 30 stark zinnhaltige Bronzebuckelchen mit konzentrisch geripptem Unterteil, Knopfspitze und Rückröse, ein geschlossenes Armband und andere zerbrochene und durch Rost zerstörte Bronzebruchstücke.

Es besteht Aussicht, dass wir von beiden Depotfunden Abbildungen demnächst werden bringen können.

Den Hauptvortrag des Abends hielt Herr Hermann BUSSE aus Woltersdorf bei Berlin über das von ihm und teilweise von unserem Mitgliede Herrn STIMMING aus Grosswusterwitz in langer Zeit aufs sorgfältigste ausgegrabene Gräberfeld der Latènezeit bei Schmetzdorf, Kr. Jerichow II, Prov. Sachsen, dessen genaue Beschreibung eine der grossen Abhandlungen in diesem Hefte des Mannus bildet (s. oben S. 233 ff.). An der dem Vortrage folgenden Diskussion beteiligten sich Herr cand. phil. Martin JAHN und der Vorsitzende.

G. Kossinna.

* * *

In der **4. Sitzung** des dritten Vereinsjahres, die am **18. Dezember** stattfand, besprach der Vorsitzende, Professor Dr. KOSSINNA, eine stattliche Reihe von Eingängen aus der vorgeschichtlichen Literatur. Hervorgehoben sei davon nur folgendes:

1. Ludwig SCHEMANN, Alexis de Tocqueville. Vortrag, Stuttgart 1911. — Der Vorsitzende der Gobineau-Vereinigung gibt hier ein ausgezeichnetes Charakterbild dieses hervorragenden französischen Staatsmannes, der für uns noch seine besondere Bedeutung hat als Lehrer Gobineaus, Normanne wie dieser, als Freund des Deutschtums, sowie im allgemeinen durch sein klassisches Werk „La democratie".

2. A. RUTOT, Essai sur les Origines et sur le Développement de l' Humanité. Brüssel 1911, — eine vortreffliche Behandlung der verschiedenen Menschenrassen des paläolithischen Zeitalters.

3. M. FELDHAUS, Die geschichtliche Entwickelung der Technik des Lötens. Berlin 1911 (Sowohl in Troja als innerhalb der mykenischen Kultur war das Löten bekannt).

4. Herm. BUSSE, Neuere und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Einzelfunden, Gräberfeldern und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kr. Niederbarnim. Berlin 1911.

5. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus in Müncheberg (Mark). Herausgegeben von G. MIROW. Heft 1. 1911.

6. Edward CARSTENN, Zur Geschichte der Trusoforschung (Truso = das vorgeschichtliche Elbing in Westpreussen).

7. P. GÖSSLER, Die Altertümer des Oberamtes Blaubeuren. Esslingen 1911.

8. Bericht des Burzenländer sächsischen Museums in Kronstadt 1908—1910. Herausgegeben von der Museumsleitung (Kronstadt in Siebenbürgen 1911.)

Digitized by Google

9. Hugo OBERMAIER, Der Mensch der Vorzeit. München und Berlin. Dieses hochbedeutsame Werk, das den ersten Teil des dreigliedrigen Sammelwerkes „Der Mensch aller Zeiten" bildet, ist die erste wahrhaft wissenschaftliche Darstellung der jetzt so wichtig gewordenen Uranfänge der Menschheit während des Tertiärs und des Eiszeitalters. Es schildert zunächst die Gletscherwelt des Diluviums, dann seine Tiere und Pflanzen, endlich die verschiedenen Kulturstufen und Rassenausprägungen des paläolithischen Menschen, wobei auf das Alter des Menschengeschlechts überhaupt, also auch auf den Tertiärmenschen, sowie auf die Eolithenfrage ausführlich eingegangen wird. Dann beginnt eine Schilderung der Pflanzen- und Tierwelt der geologischen Gegenwart als Einleitung zur Darstellung der Kulturen der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit und der römischen Eisenzeit, — Perioden, die in den bisher erschienenen 10 Lieferungen noch nicht berührt worden sind. Hoffentlich bieten die kommenden Lieferungen, die diesen jüngeren Perioden gewidmet sein werden, aus denen der Verfasser bisher keine Sonderarbeiten geliefert hat, ebenso Ausgezeichnetes, wie die schon erschienenen, die ein Gebiet behandeln, auf dem der Verfasser zu den ersten Autoritäten gehört. Eine eingehendere kritische Würdigung des Werkes behalten wir uns vor.

10. Ernst KIWULL, Gewandreste und Bronzefunde aus einem lettischen Gräberfelde der jüngeren Eisenzeit bei Wenden (Livland) [aus dem 11. Jahrhundert nach Chr.].

Darauf gab der Vorsitzende eine eingehende Schilderung der unerwartet schönen Feier, die mit der Einweihung des neuen Städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund am 16. Dezember, also erst 2 Tage vor der Sitzung, verbunden gewesen war. Der Vorsitzende hatte auf besondere Einladung des Magistrats der Stadt Dortmund hieran teilgenommen und in längerer Ansprache die Glückwünsche der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte übermittelt. Genaueres hierüber ist bereits im 1. Hefte des Mannus (IV, 130ff.) mitgeteilt worden.

Im Anschluss an diese Mitteilung zeigte der Vorsitzende eine verbesserte und erweiterte Karte der Siedlungen in Mitteleuropa während der zweiten Periode der Bronzezeit vor, die demnächst in der „Deutschen Erde" (Gotha, Justus Perthes) erscheinen wird. Sie zeigt, dass die Germanen erst am Ende der Bronzezeit (Per. V), den Teutoburger Wald überschreiten und teils die Weser aufwärts gehen, teils das Lippegebiet besetzen. Charakteristische germanische Fundbelege sind die Urnengräber mit den länglich rechteckigen Rasiermessern, wie sie der germanischen Bronzezeit eigentümlich sind. Selten im Vergleich hierzu sind in Westfalen die ebenso charakteristisch germanischen Funde von Bronzezeitfibeln und von Bronzeschmuckdosen derselben 5. Periode. Doch ist ein sehr schöner Depotfund kürzlich in Rheda a. Ems, Kr. Wiedenbrück, gemacht worden, der eine solche reich verzierte Hängedose enthielt, worin sich eine Anzahl Bronzegegenstände, wie Messer, Armband usw. befand. Wenn auch die Fundumstände nicht klar ermittelt worden sind, vielmehr vom ersten Besitzer absichtlich verschleiert worden zu sein scheinen, so ist jedoch an der Echtheit der Stücke selbst nicht zu zweifeln. Sie sind ins Museum zu Bielefeld gekommen.

Endlich sprach der Vorsitzende ausführlich über die von Prof. FLEISCHER erdachten „Musikalischen Bilder aus Deutschlands Vergangenheit", die am 11. Januar 1912 in Berlin zu einer grossartigen Aufführung gebracht werden sollten und mittlerweile gebracht worden sind. Dem Vorsitzenden war hierbei die Aufgabe zugefallen, die Einzelheiten und die gesamte Ausstattung der 1. Szene zu erdenken, und ihre Ausführung zu überwachen. Es handelte sich hierbei um ein Mittsommer-Sonn-

Digitized by Google

wendfest in der älteren Bronzezeit (Periode II), um 1500 vor Chr. — Das Nähere hat bereits der Mannus gebracht (IV, 167 f.). **G. Kossinna.**

Dann hielt Privatdozent Dr. HAHNE-Hannover einen durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten Vortrag über Neue Forschungen und Erfahrungen aus der Vorgeschichte der Provinz Hannover. Einleitend bemerkte er, er wolle zeigen, welche Kleinarbeit in den Museen zu leisten ist, damit die Altertumsforscher nach einheitlichen grossen Gesichtspunkten ihre Schlüsse ziehen können. Bei paläolithischen Funden muss die Geologie befragt werden, da hier alles auf die Schicht, in der die Funde gelagert waren, ankommt. Überhaupt gibt es wohl keine Wissenschaft, die nicht wichtige Aufschlüsse über Fragen der Archäologie liefern kann.

Bei Hameln sind im unteren Löss Stücke von Halswirbeln, Rippen, Oberarmknochen des Riesenhirsches mit Einschnitten, Schmarren und Schrammen gefunden worden, die beim Zerlegen des getöteten Wildes entstanden sind. In der Walsroder Gegend wurden unter Torfablagerungen Feuersteinabschläge entdeckt, bemerkenswert, weil zum ersten Mal im nordwestdeutschen Flachlande nachgewiesen. Ob ein im Kieselguhr der Lüneburger Heide aufgefundener menschlicher Skelettrest als sicher festgestellter Fund angesehen werden darf, ist noch fraglich.

Im Hildesheimschen wurde aus einem Bach ein Nephritbeilchen zutage gefördert. Jadeit- und Nephritbeile sind noch aus der Gegend von Göttingen, Hannover (nahe der Stadt), Nienburg und Osnabrück bekannt. Diese Beile, die durch den Handel eingeführt worden waren, sind sämtlich in der Nähe der Leine gefunden worden, ein Beweis, dass schon in der neolithischen Zeit der Leineweg eine wichtige Handelsstrasse war, die dem Elbeweg zur Seite stand als Verkehrslinie aus Mitteldeutschland nach dem nordwestdeutschen Flachlande. Wichtig ist die Entdeckung alter Fundberichte über frühere Nachgrabungen in den Megalithgräbern der Wittlager Gegend. An steinzeitlichen Tongefässen führte HAHNE aus, dass Technik und Ornamentik sich aus dem Materiale selbst ergeben. Die neolithischen Gefässe sind nicht aus freier Hand gemacht, sondern über Formen verfertigt. Der Tiefstich hat auf der Innenseite keine Spur hinterlassen; daher ist anzunehmen, dass der innere Raum durch die Form bei Anbringung des Ornamentes ausgefüllt war. Dr. HAHNE wies auch darauf hin, dass noch heute die germanischen Völker den Bohrer rechts, die romanischen links herum drehen. Dieser Unterschied lässt sich bereits an den Bohrern der Steinzeit nachweisen.

Die Bedeutung des Leinegebiets als Handelsstrasse, die, wie vorher an den Nephritbeilen dargetan, schon in neolithischer Zeit hervortritt, zeigt sich auch in der Verteilung der Funde von kupfernen Doppeläxten, die gerade längs der Leine auftreten. Überhaupt muss man bei Beurteilung von Fundkarten des nordwestdeutschen Flachlandes die Lage der grossen Moore im Auge behalten. Wo diese weite Flächen bedecken, sind naturgemäss keine Funde zu erwarten.

Dann wurde das schon auf der Tagung in Koblenz vorgelegte Halsgeschmeide aus Gold gezeigt (vergl. jetzt Mannus IV, 70 ff.). Ein anderer wichtiger Goldfund ist bei Lüchow gemacht worden, ein an beiden Enden in Doppelspiralen auslaufender goldener Armring, wie er in der zweiten Periode der Bronzezeit in Skandinavien häufiger vorkommt. Er bezeugt das erste Vordringen der Germanen in diese linkselbische Gegend. Der späteren Bronzezeit gehört das Königsgrab bei Harsefeld an. Auch hier waren, ähnlich wie in dem brandenburgischen Seddin, Sagen im Umlauf über einen König, der an einer Tafel mit goldenen Geräten sitze. Unter den Fundsachen sind zu beachten ein Rasiermesser mit S förmigen Figuren und Schiffs-

Digitized by Google

darstellungen, wie sie für die fünfte Periode bezeichnend sind. Auch ein Bronzemesser mit nach oben gebogener Spitze und einem Griff, der in einen Ring ausläuft, in dem wiederum zwei Ringe hängen, hat die für diese Periode oft übliche Form.

Bei einer Nachlese auf dem schon früher ausgebeuteten spätrömischen Friedhofe von Barnstorf, Kreis Diepholz, kamen sieben Messingeimer vom Hemmoortypus, also dem dritten Jahrhundert nach Chr. zugehörig, zutage. Diese Eimer sind durch Treibarbeit, Hämmern oder Druck, hergestellt. Die Friese am oberen Rande sind nicht gegossen, wie man bisher annahm, sondern die Umrisslinien und inneren Konturen der einzelnen Figuren durch Meisselschläge in das Metall eingegraben, so dass zwar die Figuren erhaben hervortreten, aber doch nie über die überall gleich hohe Oberfläche hervorragen. Die Ausübung dieser Arbeit geht, wie Versuche bewiesen haben, ziemlich rasch vonstatten.

Auch bei Harsefeld, dessen Königsgrab oben genannt wurde, liegt ein vorgeschichtlicher Friedhof. Hier fand sich in Gruben zwölfmal Leichenbrand, der sich haarscharf von der umgebenden Erde abhob. Daher muss er in einer Hülle, die vergangen ist, etwa einem Tuche, beigesetzt worden sein. An einer anderen Stelle wurde beobachtet, dass in einem Becken auf dem Boden Eichenblätter ausgebreitet waren, dann kam der Leichenbrand, wahrscheinlich in einer jetzt verschwundenen Hülle, und obenauf waren wieder Eichenzweige und -blätter gehäuft. Selbst bei Leichenbrand lässt sich bei sorgsamer sachkundiger Untersuchung aus den Knochen Alter und Geschlecht des Verbrannten mit Bestimmtheit nachweisen. Meist fehlten in Harsefeld einige Knochen, nur bei einem zweijährigen Kinde waren sie ganz vollständig. Hier hatte wohl die Mutter selbst sorgfältig die verbrannten Gebeine ihres Kindes zusammengelesen. Sehr bemerkenswert war auch eine sonst noch nicht gemachte Beobachtung. In geringer Entfernung von dem aus den verbrannten Knochen bestehenden Leichenbrande fand sich zu verschiedenen Malen eine Grube, in welche die beim Brand entstandene Holzasche geschüttet worden war. — (Grosse Teile dieses Vortrages sind inzwischen im Jahrbuch des Prov.-Museums zu Hannover für 1912 erschienen unter dem Titel: H. Hahne, Das Brandgräberfeld von Barnstorf, Kr. Diepholz. Mit 8 Tafeln.)

Die Nachsitzung wurde als Weihnachtsfeier gestaltet, wobei eine überaus lustige, mit ganz ausgezeichneten Scherzzeichnungen geschmückte Ulkzeitung, verfasst von den Mitgliedern des prähistorischen Seminars, einen grossen Erfolg hatte.

E. Snethlage.

Digitized by Google

IV. Bücher-Besprechungen.

L. Franchet, Céramique primitive. Introduction à l'étude de la technologie. Leçons professées à l'Ecole d'Anthropologie en 1911. Avec 26 Figures. Paris. Paul Geuthner. 1911.

In der Vorgeschichte ist oft neben der Form eines Gegenstandes auch die Art seiner Herstellung von grosser Bedeutung. Deshalb wird jeder Prähistoriker ein Werk, das ihn mit den Grundlagen der Technik bekannt macht, mit Freuden begrüssen. Das vorliegende Buch behandelt die Töpferei der vorgeschichtlichen Völker auf Grund von Untersuchungen ihrer Tongefässe und unter Heranziehung moderner Parallelen bei sog. Natur- und Kulturvölkern (Verf. zieht namentlich die Bretagne dafür heran). Auch die Mittelmeerkulturen werden eingehend behandelt, die kretische Keramik, das ägyptische blaue und grüne Email. Bisweilen wird auch eine Entwickelungsreihe bis tief in die geschichtliche Zeit fortgeführt. Von dem reichen Inhalt des Werkes will ich nur einiges über die Zusammensetzung des Tones anführen. Die Grundelemente sind Kieselerde und Aluminium. Beide allein sind strengflüssig. Die Kieselerde gibt in Verbindung mit den übrigen Bestandteilen des Tons (Eisenoxyd, Kalk usw.) ein schmelzbares Produkt, dagegen bildet sie mit dem Aluminium zusammen das nicht schmelzbare Aluminiumsilikat. Das Aluminium selbst geht keine Verbindung ein, die bei der Temperatur unserer Brennöfen schmölze. Siliziumreiche Massen erhalten bei einem Brand von wenigstens etwa 900° einen oft fast metallischen Klang. Verf. verwirft deshalb die Bezeichnung „klingend hart gebrannt". Da er aber den Brand vorgeschichtlicher Gefässe bei 500—600° vor sich gehen lässt, so bleibt der Ausdruck für unsere Wissenschaft bedeutend.

Von den schmelzbaren Bestandteilen des Tons ist vor allem das Eisenoxyd wichtig: denn von ihm hängt die Färbung der Masse hauptsächlich ab (schwarze Färbung erzielt man auch durch Beimischen von gepulverter Holzkohle oder durch Anschmauchen usw.). In oxydierender (mit Sauerstoff gesättigter) Flamme behält es seine rote Farbe, soweit sie nicht durch Beimischung von Kalk und anderen Bestandteilen in gelb orange oder einem anderen Ton verändert wird. In reduzierender Flamme verbindet es sich mit dem Kohlenoxyd und der Kohlensäure, die aus Mangel an Sauerstoff nicht verbrennen können, zu schwarzem Eisenprotoxyd. Ob die schwarze Färbung auf dem Vorhandensein von Eisenprotoxyd beruht, lässt sich dadurch erweisen, dass man das Gefäss in oxydierender Flamme brennt. Dann muss sich das Eisenprotoxyd in Eisenoxyd zurückbilden. Steigt die Temperatur beim Brand so hoch, dass das Eisenoxyd sich mit der Kieselerde verbindet, so entsteht eine mehr oder weniger dunkelbraune Farbe.

Digitized by Google

Seine Bildsamkeit verdankt der Ton nicht dem Aluminium, sondern dem in ihm natürlich vorhandenen oder ihm künstlich zugesetzten Wasser. Die Magerungsmittel sind im Ton selbst schon vorhanden (wie der Quarzsand) oder man setzt sie ihm zu (wie feiner gleichmässig verteilter Kalk, der in der Natur in viel zu groben Körnern im Ton vorkommt). Ferner fügte man kleine Bruchstücke von Muschelschalen und Tonscherben und gepulverte Holzkohle der Masse zu, um ihr grösseren Halt zu geben.

Von dem übrigen Inhalt will ich nur erwähnen, dass Verf. glaubt, eine bronzezeitliche Drehscheibe in Roches-de-Baume (Jura) entdeckt zu haben. Freilich muss der Verfasser zugeben, dass ihre Form zum Zweck nicht recht passen will. Jedenfalls müssten erst gedrehte Gefässe gefunden werden, ehe man eine so komplizierte Scheibenkonstruktion annehmen kann, wie sie Verfasser nach einem modernen indischen Vorbild aus dem Fundstück wieder herstellen will.

Berlin. F. Lissauer.

Paul Benndorf, Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände aus Mittel-Deutschland, 2. Auflage. Verlag von Friedr. Brandstetter, Leipzig.

Unter den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen gehört die Vorgeschichte zu denjenigen, deren weiteste Verbreitung ganz besonders geboten ist. Ganz abgesehen von dem grossen Interesse, das die lokalen Bodenfunde für die Heimatskunde darbieten, haben sie noch eine weit höhere, allgemeine Bedeutung, denn eine Vergleichung mit der Kulturhinterlassenschaft aus anderen Ländern gewährt uns die Möglichkeit, Kulturzusammenhänge und Völkerwanderungen aus Zeitperioden festzustellen, die weit vor jeder geschriebenen Geschichte liegen, ja bis an die Anfänge der Menschwerdung zurückreichen. Bergung und Erhaltung der nicht nur bei methodischen Grabungen, sondern auch rein zufällig aufgefundenen prähistorischen Gegenstände ist daher für die prähistorische Forschung das erste Erfordernis. Dies ist nur möglich, wenn jedermann, dem sich, sei es bei Feld-, Garten- oder Erdarbeiten oder auch nur bei einfachen Spaziergängen Gelegenheit zur Auffindung vorgeschichtlicher Altertümer darbietet, soweit unterrichtet ist, dass er sie als solche zu erkennen vermag, und alles, was zur Förderung und Verbreitung dieser Kenntnis dient, ist daher freudig zu begrüssen.

Neben kleinen Ortsmuseen ist hierzu wohl nichts besser geeignet, als die Anbringung von Wandtafeln mit guten Darstellungen von vorgeschichtlichen Altertümern in den Schulen. Die Bilder, die der Schüler tagtäglich vor sich sieht und die, selbst wenn ihm eine nähere Erklärung nicht geboten wird, an sich schon seine Wissbegierde anregen, prägen sich ihm unauslöschlich ein, und er wird sich deshalb auch späterhin jederzeit, wenn ihn der Zufall oder Berufsarbeit auf vorgeschichtliche Altertümer stossen lässt, jener Bilder erinnern und die Bedeutung der vor ihm liegenden Stücke erkennen.

Aus diesen Erwägungen heraus sind die BENNDORFschen Tafeln entstanden, die nunmehr in 2. wesentlich verbesserter und vermehrter Auflage vorliegen und auf 5 Blättern (früher 3) in vorzüglichen, ungemein plastisch wirkenden, grösstenteils kolorierten Abbildungen dem Laien und Schüler die wichtigsten, in Mitteldeutschland vorkommenden vorgeschichtlichen Typen vor Augen führen. Die Bilder sind nach den Hauptperioden — Stein-, Bronze-, Hallstatt- und Latène-, Römische Kaiser-, Völkerwanderungs-, Slawische Zeit — gruppiert, während von einer weitergehenden Gliederung, die nur verwirrend wirken könnte, mit Recht abgesehen worden ist. Erwünscht wäre es jedoch, dass die durch die Funde von Markkleeberg

Digitized by Google

nunmehr auch in Sachsen belegte ältere Steinzeit berücksichtigt worden wäre. Dann würde in dem begleitenden Text auch die Angabe: Dauer der Steinzeit 5000 bis 1800 vermieden worden sein, eine Angabe, die sich natürlich nur auf das Neolithikum beziehen soll, beim Leser aber den Eindruck erweckt, als ob Mitteldeutschland vorher überhaupt nicht besiedelt gewesen sei. Zu empfehlen wäre ferner die Aufnahme einiger Proben der so wichtigen und schönen Rössener und Glockenbecherkeramik, die ja auch in Sachsen nicht unbekannt, namentlich aber in unseren Nachbargebieten reich vertreten sind. Endlich wären auch noch einige Abbildungen von Megalithbauten (Hoher Stein bei Grimma u. ähnl.) und namentlich von Hügelgräbern (Nimbschen, Thümlitzwald u. a.) erwünscht, da gerade sie, wenn nicht erkannt, besonders leicht der Zerstörung ausgesetzt sind. Doch sind dies blosse Wünsche, die den Wert des Werkes als Ganzes nicht im mindesten beeinträchtigen. Jedenfalls haben wir alle Ursache, dem Verfasser wie der Verlagshandlung für die vorzüglich ausgeführten und überaus instruktiven Tafeln aufrichtig zu danken, und es ist aus den oben angeführten Gründen dringend zu wünschen, dass die Tafeln in sämtlichen Volksschulen, Seminaren und höheren Lehranstalten unseres Königreichs und der Nachbargebiete eingeführt werden.

Leipzig. G. Wilke.

Miske, Kálmán Freiherr von: Die prähistorische Ansiedelung Velem St. Vid. Bd. I.: Beschreibung der Raubbaufunde. Mit 70 Lichtdrucktafeln, einer farbigen Beilage und einer Karte. Wien, Carl KONEGEN, 1908. XI, 72 S. 4°. 70.— Mk.

Längst schon hat der Name Velem St. Veit, eine Ortschaft im Komitat Steinamanger, also nahe der steierischen Grenze, in unserer Wissenschaft einen guten Klang. Er reiht sich den andern berühmten vorgeschichtlichen Wohnplätzen Ungarns, wie Lengyel, Tordos, Toszeg würdig an durch die wahrhaft unerschöpfliche Fülle von Funden, die wir zu einem kleinen Teile durch die bisherigen Veröffentlichungen des Freiherrn von MISKE bereits kannten, und fast noch mehr durch die über alle Perioden der Vorzeit und sogar bis in die Neuzeit andauernde Besiedlung. Nachdem der Verfasser nun bald zwei Jahrzehnte den Fundplatz systematisch durchforscht hat, schenkt er uns jetzt den Anfang eines gross angelegten Prachtwerkes, das namentlich durch seine ausgezeichneten Tafeln wirken will. Diese Tafeln zeigen in vorzüglichem Lichtdruck, zweimal sogar in Dreifarbendruck, alle Zufallsfunde des Wohnplatzes: Stein-, Knochen- und Horngeräte (Taf. 1—8), Bronzeschmuck, Bronzegeräte, Bronzewaffen (Taf. 9—42), darunter Gussmaterial und Werkzeuge zur Bronzebereitung (Taf. 20—27), Glasperlen und Spinnwirtel (Taf. 43—44), Latènefunde (Taf. 45—52), Tongefässe (Taf. 59—67), Verschiedenes (Taf. 53—58, 68—70). Der Text bietet wohlabgewogene, durch Mitteilung der einschlägigen Literatur zu weiterem Studium anregende Erklärungen. Von Wichtigkeit erscheinen besonders die Ausführungen über den an dem Wohnplatz in weitestgehendem Masse geübten Bronzeguss, bei dem das im Koszeggebirge gewonnene Antimon eine bedeutungsvolle Rolle spielte. Bereits dieser erste Band des auf 3 Bände angelegten MISKE'schen Werkes zeigt die hervorragende, ja fast einzigartige Bedeutung des ungarischen Wohnplatzes in vollstem Masse und ist an sich eine vortreffliche Leistung. Um so schmerzlicher wird es jedem Freunde unserer Wissenschaft sein, dass der zweite Band des Werkes, der die systematischen Grabungen bringen und die Altersstufen der Funde behandeln soll, noch immer nicht erschienen ist. Wer in den Sammlungen zu Steinamanger und Güns (Köszeg) auch nur die in geradezu wunderbarem Erhaltungszustand herausgehobenen feinen Hallstattsachen von Velem zu bewundern Gelegenheit hatte,

Digitized by Google

wird dem Verfasser nichts angelegentlicher wünschen, als dass alle etwa auftretenden Schwierigkeiten, die sich der Vollendung seines Lebenswerkes hindernd in den Weg stellen, rasch und endgiltig überwunden werden mögen. Finanzielle Schwierigkeiten müsste nötigenfalls der ungarische Staat beseitigen; jedenfalls hat die Wissenschaft ein Anrecht darauf, das ganze Velem, wie es MISKE erforscht hat, baldigst durch ihn kennen zu lernen.

Gustaf Kossinna.

K. Schumacher: Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Gallier-Darstellungen. (Kataloge des röm.-germanischen Zentralmuseums Nr. 3). Mainz 1911. 72 S. mit 32 Abb. im Text und einer Tafel.

Dem vielgeschätzten Germanenkatalog hat SCHUMACHER in dem Verzeichnis der im Zentralmuseum vorhandenen Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Gallierdarstellungen ein Heft folgen lassen, das sich viele Freunde erringen wird. Wenn die Mainzer Sammlung bestrebt ist, nach und nach die Germanendarstellungen in möglichster Lückenlosigkeit, sei es im Abguss, sei es im Abbild ihr Eigen nennen zu können, so wird man sich bei den Keltendarstellungen stets auf Haupttypen beschränken müssen. Das vorliegende Verzeichnis gibt unter 77 Nummern die bisher vorhandenen Stücke an. Man erkennt deutlich, dass der Begriff „Haupttyp" recht weit gefasst ist und man wünscht beim Durchblättern des Katalogs den Darstellungen eine baldige Vermehrung und einen besonderen Aufstellungsraum. Die kurze Einleitung gibt eine Übersicht über die Entwickelung der Gallierdarstellungen. Die einzelnen Nummern führen uns von der Frühlatènezeit (der bekannten Schwertscheide aus Hallstatt) zu den italischen Alabasterurnen und zu den attalischen Figuren. An die Terrakottafigürchen hellenistischer Zeit schliessen sich hellenistische und römische Gemmen und die keltischen Münzen. Den Reliefdarstellungen an Sarkophagen und Triumphbögen reihen sich Einzelstatuen (z. B. die sog. Thusnelda, der sog. Thumelicus und der sog. Vercingetorix) an, bis wir zu den bekannten Darstellungen des täglichen Lebens aus Frankreich, Oberitalien und den Rheinlanden (Metz, Neumagen) gelangen. Sehr zu begrüssen ist es, dass SCHUMACHER die Teilung in Abgüsse und Abbildungen aufgegeben hat und eine rein chronologische Ordnung vorgenommen hat. Dies ist eine Änderung, die hoffentlich auch für die Germanendarstellungen bei der nächsten Auflage des Verzeichnisses durchgeführt wird. SCHUMACHER hat uns im Gallierkatalog einen schönen Beitrag zur Materialsammlung für die Geschichte der Völkerdarstellungen geliefert. Wer das Heft zur Hand genommen hat, wird es mit Freude lesen und gern wieder zu ihm greifen.

Berlin. Georg Girke.

Fünfter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Die Latènefibeln. Bearbeitet von Robert Beltz-Schwerin. Hierzu eine Kartenbeilage. Berlin 1911. 8°.

Es war ein wohl von allen Prähistorikern mit grosser Freude begrüsster Gedanke, die Latènefibeln zum Gegenstande einer Sammelforschung zu machen. Sind doch gerade die Fibeln zur chronologischen Bestimmung und ethnischen Zuweisung der Latènezeitfunde besonders wichtig und daher in erster Linie geeignet, zur Lösung siedelungsgeschichtlicher Fragen innerhalb der letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung beizutragen. Das Ergebnis dieser Sammelforschung liegt nunmehr in

Digitized by Google

Form einer kartographischen Zusammenstellung und begleitenden Legende vor uns, und wenn auch das Material, hauptsächlich wohl infolge eines nicht scharf genug zu tadelnden ablehnenden Verhaltens einzelner Sammlungen (S. 667) noch verschiedene Lücken aufweisen mag [1]), so ist es doch ein so riesiges — einschl. der Nachträge rund 2300 Nummern —, dass das Gesamtbild zu der Verteilung der einzelnen Typen dadurch wohl kaum irgendwie beeinträchtigt wird. Wir haben daher allen Grund, dem Verfasser für die ungeheuer mühevolle Aufspürung, Sichtung und Zusammenstellung dieses reichen Materials unseren Dank auszusprechen.

Noch grösser freilich würde unsere Dankbarkeit sein, wenn dieses Riesenmaterial in einer Form dargebracht worden wäre, die eine einigermassen leichte Verwendbarkeit gestattet hätte. Dies ist aber leider nur in recht beschränktem Masse der Fall und namentlich ist die Karte so gut wie gar nicht zu benützen. Schon der Umstand allein, dass hier 6 verschiedene Typen auf einer einzigen Karte zusammengedrängt sind, macht diese in höchstem Grade unübersichtlich, ganz abgesehen von den schweren gegen sie zu erhebenden typologischen und chronologischen Bedenken. Der Formbestand an Latènefibeln ist ein so ausserordentlich reicher, dass ihm die von LISSAUER s. Z. aufgestellten sechs Haupttypen mit ihren Varianten auch nicht annähernd gerecht werden, wie dies übrigens der Herausgeber der Karte selbst ausdrücklich anerkennt. Es war daher weder zweckmässig noch richtig, diese mannigfachen, von einander so grundverschiedenen Fibelformen in einige wenige Haupttypen hineinzuzwängen und in dieser Gestalt kartographisch zu verwerten. Nicht minder bedenklich ist die Einzwängung der einzelnen Typen in das TISCHLERsche Schema das zwar in den Tagen TISCHLERs bei dem damals vorliegenden Fundmaterial und dem damaligen Stande der allgemeinen Chronologie seine volle Berechtigung haben mochte, das aber heute, wie der Verfasser ja auch selbst betont, nur noch in beschränktem Masse zutrifft. So kommt es, dass in der Typenkarte und Legende — obwohl sich Verfasser dessen selbst bewusst ist — Fibeltypen der Frühlatènestufe zugeschrieben werden, die ganz ausschliesslich der Mittellatènezeit angehören, und dieser wieder Typen, die niemals mit mittellatènezeitlichen, sondern immer nur in Begleitung von spätlatènezeitlichen Formen erscheinen. Wer also etwa, um eine Vorstellung von der Art und Dichtigkeit der Besiedelung Deutschlands im dritten vorchristlichen Jahrhunderte zu gewinnen, allein nach der BELTZschen Typenkarte und der dazugehörenden Legende eine Siedelungskarte für diese Periode entwerfen wollte, ohne die hier angeführten Typen nochmals hinsichtlich ihrer Zeitstellung und Form genau zu prüfen, würde zu einem völlig verkehrten Bilde kommen und das Gleiche würde auch für alle übrigen Zeitabschnitte der Latèneperiode gelten.

Wenig zweckmässig und die weitere wissenschaftliche Verwertung sehr erschwerend ist endlich die Art der Klassifizierung und Gruppierung der so überaus mannigfachen Fibeltypen in der Legende. Massgebend für die Klassifizierung waren die Bildung der Sehne (S), des Bügels (B) und des Fusses (F), und ausserdem werden noch eine Reihe von Sonderformen angeführt, die schlechterdings nicht in das allgemeine Schema hineinpassen, trotzdem aber in der Typenkarte unter den allgemeinen Formen mit erscheinen. Die verschiedenen Sehnen-, Bügel- und Fussformen werden durch Römische, den TISCHLERschen Latènestufen entsprechende Zahlen und durch daneben gesetzte arabische Ziffern charakterisiert. So bedeutet Br. B. III 8 F III 7 eine bronzene Sp. L. T. F. die mit einem gleichmässig gewölbten

[1]) Sehr erwünscht wäre im Interesse der Siedelungsgeschichte Altgermaniens eine Aufnahme des Fibelbestandes Dänemarks.

Digitized by Google

Bügel einen unregelmässig vierseitigen geschlossenen Fuss verbindet, B III 9 F III 4 eine Sp. L. T. F. mit unregelmässig vierseitigem offenen Fuss und hoch gewölbtem, mit Knick einbiegendem Bügel u. s. f. Gegen diese Charakterisierung, die zur Formbestimmung im allgemeinen vollauf genügt, wäre ja an sich nichts einzuwenden, wenn nur dann die Gruppierung eine andere wäre. Diese erfolgt — für jede einzelne Latènestufe gesondert — nach Landschaften und Provinzen, bei denen also sämtliche zu einer bestimmten Latènestufe gerechneten Typen aufgezählt sind. Dadurch wird das Heraussuchen einzelner, in so komplizierter Weise charakterisierter Typen natürlich sehr erschwert. Will man beispielsweise die Verbreitung der Frühlatèneform S 1 B 1 4 F 1 11 (Spirale von grösserem Durchmesser; flach gewölbter Bügel, von ovalem Querschnitt; Fuss mit runder Scheibe) kennen lernen und zu ethnischen Schlüssen kartographisch festlegen, so muss man ausser den Nachträgen die sämtlichen 754 Nummern der Zusammenstellung durchmustern, was nicht nur sehr mühsam und zeitraubend ist, sondern bei der schwer zu behaltenden Charakterisierungsweise auch leicht zu Irrtümern führt. Übrigens fehlt die Bezeichnung auch noch bei manchen Exemplaren, so bei Nr. 3, 8, 9, 10 usw. auf S. 760, und man weiss daher nicht, ob für sie die Charakteristika der vorhergehenden Nummern gelten sollen, oder ob die Einzelheiten nicht bekannt sind. Diese Zweifel sind um so mehr berechtigt, als in manchen anderen Fällen die Signatur der Variante bei jeder einzelnen folgenden Nummer wiederholt wird, so bei Nr. 207—212 auf S. 711. Auch das im Text wohl erwähnte recht wichtige Charakteristikum der Ein- und Zweigliedrigkeit tritt bei der Beschreibung der Einzelstücke im Verzeichnis nicht hinreichend scharf hervor, während umgekehrt in anderen Fällen die Differenzierung wohl etwas zu weit geht, so bei der Bildung des Schlussstückes der Typen F I, 1 und 2; F I 6, 7 und 8 u. a., die von einander kaum mehr zu unterscheiden sind.

Soll ich mich zum Schluss, um nicht nur Kritik zu üben, noch kurz darüber äussern, wie ich mir die Bearbeitung gedacht hätte, so ist folgendes zu sagen. Das gesamte Material war in so viele einzelne Formen zu gliedern, wie es die einzelnen Unterscheidungsmerkmale erforderten. Jede Form war durch präzise Angabe der Unterscheidungsmerkmale, wozu immerhin die vom Herausgeber gewählte Methode benutzt werden konnte, zu charakterisieren und mit entsprechenden Abbildungen, die auch geringere Variationen veranschaulichten, zu erläutern. Dann war für jede Form, soweit dies nach dem jetzigen Stande der Forschung angängig war, eine möglichst genaue Chronologie zu ermitteln, und schliesslich, wiederum für jede einzelne Form gesondert, ein Fundortverzeichnis — selbstverständlich unter Aufzählung der Begleitfunde usw. — aufzustellen. Einer besonderen Typenkarte hätte es dann überhaupt nicht bedurft, da ja jedermann sich mühelos auf Grund der Verzeichnisse je nach Wunsch und Zweck selbst eine Karte herstellen konnte. Wurde aber trotzdem auf eine kartographische Darstellung Wert gelegt, so genügte hierzu nicht eine einzige grosse Karte, sondern es musste je nach der Zahl der hierzu ausgewählten Formen eine grössere Reihe einzelner Kärtchen einfachster Ausführung geboten werden, von denen jedes möglichst nur einen oder einige wenige, in diesem Falle synchronischer und zugleich sich territorial ausschliessender Typen enthielt.

Vielleicht entschliesst sich der Verfasser, das von ihm mit erstaunlichem Eifer zusammengetragene und in mühevoller Arbeit gesichtete Material im Sinne der vorstehenden Anregungen der weiteren Forschung noch bequemer und leichter zugängig zu machen. Des wärmsten Dankes der Prähistoriker, die ihm schon jetzt für sein Werk verpflichtet sind, könnte er gewiss sein.

Leipzig. G. Wilke.

Digitized by Google

Oberstudienrat Dr. **Friedrich Ohlenschlager**, München: Die Hochäckerfrage. Sonderabdr. aus: Altbayerische Monatsschrift 1911, H. 5/6.

Dr. **Friedrich Weber**, München: Können die südbayrischen Hochäcker von Alemannen oder Bajuwaren herrühren? Sonderabdr. aus: Altbayer. Monatsschrift 1911, H. 5/6.

Seit einigen Jahren ist der Streit um die Herkunft der Hochäcker Süddeutschlands wieder heftiger entbrannt. Die genannten Forscher stehen auf Seiten derer, die die Hochäcker als vorgermanisch verteidigen, gegen die andern unter Kurat FRANKs und Dr. REINECKEs Führung, die sie in germanische Zeit setzen und die Germanen als Urheber ansehen. Innerhalb dieses Zeitraums freilich mussten sie es mit fast allen Abschnitten versuchen, während jene durch die Ergebnisse der neueren archäologischen Forschung für Südbayern einen oberen Zeitpunkt in der jüngeren Hallstattzeit bekommen haben.

OHLENSCHLAGER leitet seine Arbeit mit einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Hochäcker ein und gibt die bis jetzt vorhandene Literatur an geeigneter Stelle an. In dem ersten Teile sucht er der Frage nach Entstehungszeit und Urhebern nahe zu kommen durch Nachweis des Alters des über den Hochäckern heute teilweise stehenden Waldes. Er beschränkt sich dabei auf die Wälder der Umgebung Münchens und will erst Folgerungen auf eine grössere Masse oder alle Hochäcker ziehen, wenn solche Untersuchungen bei anderen Gebieten die gleichen Ergebnisse haben.

Es gelang ihm mit Hilfe bis ins Mittelalter zurückreichender Karten, der Ergebnisse der Namenforschung, literarischer und urkundlicher Zeugnisse und mit Betrachtungen allgemeinerer Art über das jetzige und mittelalterliche Kartenbild der Siedlungen nachzuweisen, dass schon vor der bajuwarischen Landnahme der Wald über diesen Hochäckern längere Zeit bestanden haben muss. Damit war (ungefähr für die Entstehungszeit) ein anderer Zeitpunkt gefunden und die Germanen als Urheber ausgeschlossen. Es blieb somit nur die Latènezeit als Entstehungszeit für die Hochäcker Südbayerns übrig und als Urheber das Volk, das in dieser Zeit dort sass, die Kelten als Vindeliker und Noriker. Die Frage nach dem Urhebervolk in Südbayern verquickt sich ihm aber mit der nach einem einzigen bestimmten Urhebervolk dieser Bauweise überhaupt und veranlasst ihn die Entscheidung, sie als keltisch anzusprechen, aufzuschieben, bis genügende Beweise für oder gegen den nur keltischen Ursprung dieser Bauweise überhaupt erbracht sind.

Anders WEBER, der als Einleitung eine kurze kritische Geschichte des Hochäckerstreites gibt. Er spricht sich entschieden für den keltischen Ursprung der Hochäcker Südbayerns aus und fragt nicht, ob man diese Bauweise keltisch im Sinne von nur keltisch nennen dürfe. Seine Beweismittel für vorgermanische Herkunft nimmt er hauptsächlich aus der Rechtsgeschichte und der Sozial- und Agrarwissenschaft. Ihn leitet bei der Beweisführung der Widerstreit zwischen der irgendwie genossenschaftlichen Bewirtschaftung, die die Hochäcker notwendig erforderten und dem Wirtschaftswesen nach der bajuwarischen Landnahme, die auf weitaus vorherrschendes Sondereigen gegründet war.

Im zweiten Teil ihrer Arbeiten setzen sich beide Forscher vor allem mit den Folgerungen auseinander, die FRANK und REINECKE aus der Überackerung römischer Strassen nach WETZELs Vorgang zogen und mit Eifer verfechten. Diese Gelegenheit nimmt OHLENSCHLAGER wahr, um darin zugleich einige persönliche Ausfälle jener gegen ihn abzuwehren, während WEBER dasselbe in einer Vor- und Schlussbemerkung seiner Abhandlung tut.

Offenbar müssen zu einer endgiltigen Entscheidung der ganzen Frage noch weitere Untersuchungen nach Umfang und Art gemacht werden, was hoffentlich recht bald geschieht.

Charlottenburg. Alfred Kitzele.

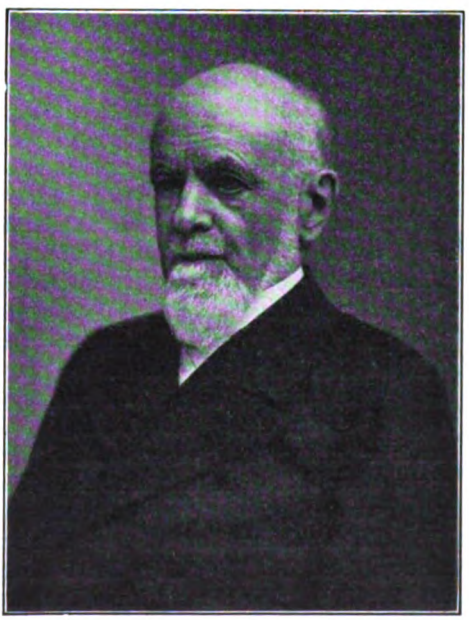
Digitized by Google

V. Nachrichten.

Todesfälle.

Alexander v. Peez.

Am 12. Januar d. J. verschied zu Weidling bei Wien, nahezu 83 Jahre alt, Alexander v. PEEZ, ein Mann, der den Prähistoriker alten Schlages wenig interessieren dürfte, dessen Andenken aber innerhalb der deutschen Vorgeschichte, wie wir sie heute verstehen, um so pietätvoller gepflegt werden muss.



Geboren am 19. Januar 1829 zu Wiesbaden, promovierte er 1854 zu Heidelberg, siedelte nach langen Reisen durch Deutschland und ganz Europa 1861 nach Reichenberg in Böhmen und 1868 nach Wien über. 1910 ernannte ihn die Berliner Universität zum philosophischen Ehrendoktor.

Uns berührt hier nicht, was er, ein Schüler Friedrich LISTS, als Volkswirt und geistiger Führer der österreichischen Industriewelt geleistet hat. Ebensowenig seine rein politische Wirksamkeit, wo ihm, da er durch und durch Grossdeutscher war, das Jahr 1866 ein schmerzvolles Erlebnis wurde, dessen schlimme Folgen er weitblickend sogleich dadurch abzuwenden riet, dass die Deutschen in Oesterreich ihre Ostmark nun um so kräftiger im Deutschtum festhalten und deutscher Politik dienstbar machen sollten. Vielmehr sind es seine Arbeiten in Geschichte und Volks- und Stammeskunde, Gebiete, die für ihn stets nur e i n e s waren, die uns PEEZ unvergesslich machen. In allen diesen Schriften, angefangen mit der über „Die Deutschen" (1853) bis zu dem prächtigen Sammelwerk „Erlebt, Erwandert" (1899—1902, 3 Bände), zeichnet sich PEEZ, der doch kein Fachhistoriker war, durch einen wunderbar seherischen Blick aus, der ihn in der Gegenwart die Urzeit erkennen und ebenso die Vergangenheit mit dem Heute verknüpfen liess. Und so empfahl er die Methode der Aufhellung der Vorzeit durch die Gegenwart besonders auch den Hütern der

Digitized by Google

germanischen Vorgeschichte. Er war zudem einer der Auserwählten, die — unabhängig von Gobineau — zur Erkenntnis durchgedrungen waren, dass in dem Auf und Ab der Völker- und Kulturentwicklungen stets die Rasse den Ausschlag gebe.

Ich entsinne mich lebhaft der starken Erregung, in die ich durch die Abhandlung „Europa aus der Vogelperspektive" (1889) versetzt wurde, die schnell vergriffen, vor langen Jahren mir durch Otto AMMON zugänglich gemacht wurde. Seit damals beschäftigte mich der Gedanke eines Neudrucks dieser, wie alles, was von PEEZ ausging, in edeler Sprache und in anschaulichem, klarem Stile abgefassten Schrift.

Hoffentlich erfreuen uns die Erben in Bälde mit einer Sammlung der kleineren Schriften dieses hervorragenden Mannes, die durch solche Wiedergeburt sicher zu ihrem eigentlichen Leben und Wirken erst erweckt werden würden.

Karl Penka.

Bald nach PEEZ, am 10. Februar d. J., schied eine andere Wiener Grösse der Germanenforschung von uns, Prof. Dr. Karl PENKA, erst 65jährig; geboren 26. Oktober 1847 zu Müglitz in Mähren.

Von Hause aus Sprachforscher — seine erste Schrift behandelt die Nominalflexion der indogermanischen Sprachen (1878) — widmete er sich bald ausschliesslich und andauernd der allseitigen Erfassung der Fragen, die mit dem Ursprung und der Verbreitung des indogermanischen Urvolks und der aus ihm hervorgegangenen Einzelvölker zusammenhängen. Nach dem Vorgange POESCHEs zog er hier neben Sprach-, Geschichts- und Vorgeschichtsforschung die Anthropologie zur Entscheidung heran und gelangte gleichzeitig mit L. WILSER zu der heute in dieser Formulierung nicht mehr ganz zutreffenden Meinung, dass ausschliesslich Skandinavien die Heimat der Indogermanen sei. Hierhin gehören seine beiden Werke „Origines Ariacae" (1883) und „Die Herkunft der Arier" (1886), von denen namentlich das letztere eine grosse Wirkung hatte. Allgemein anerkannt ist in der Sprachforschung seine Aufstellung, dass starke Veränderungen im Lautstand einer Sprache gewöhnlich nur dann erfolgen, wenn die Sprache von einem Fremdvolke oder Teilen eines Fremdvolkes übernommen wird, denen sie durch Vermischung mit den Urbesitzern dieser Sprache aufgedrungen worden ist. Seine späteren Einzelforschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte der europäischun Völker zeigten dann aber leider, dass es ihm an eindringender Kenntnis und noch mehr an folgerechter Methode in der Handhabe der manigfachen hier in Betracht kommenden Wissenschaften durchaus fehlte, so dass diese an sich recht fleissigen Arbeiten zwar nicht wertlos waren, aber doch ohne nennenswerten Einfluss auf den Fortschritt dieser Fragen geblieben sind.

Zu erwähnen sind davon: Die Heimat der Germanen (Mitt. der Wiener anthrop. Ges. Bd. 23; 1893); Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas (ebd. Bd. 27; 1897); Die ethnologische Bedeutung der megalithischen Grabbauten (ebd. Bd. 30; 1900); Kultur und Rasse (Polit.-anthropol. Revue Bd. 3; 1904); Die Flutsagen der arischen Völker (ebd. Bd. 4; 1905); Neue Hypothesen über die Urheimat der Arier (ebd. Bd. 5; 1906); Entstehung der neolithischen Kultur Europas (ebd. Bd. 5; 1907); Die Herkunft der Völker Italiens und Griechenlands in ihren Kulturen (ebd. Bd. 6; 1908); O. Schraders Hypothese von der südrussischen Urheimat der Indogermanen (ebd. Bd. 7; 1908); Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie (ebd. Bd. 8; 1910); Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands (ebd. Bd. 10; 1911).

Digitized by Google

Max Klittke.

Am 25. Mai d. J. starb zu Frankfurt a. O. nach längerem chronischen Blasenleiden unser Mitglied, Mittelschullehrer Max KLITTKE, geschätztes Vorstandsmitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins in Frankfurt, vor allem Kustos der Sammlungen jenes Vereins und der Museumsgesellschaft. Als solcher hat dieser bei aller Kränklichkeit ungemein fleissige Mann auch der Vorgeschichte seiner Gegend Pflege und Arbeit angedeihen lassen; so hat er über neue Funde und Zugänge aus dem Gebiete der Vorgeschichte in der Zeitschrift Helios des öfteren berichtet, besonders in den Jahrgängen 1899, 1900, 1902, 1903. Es ist sehr bedauerlich, dass in der Osthälfte der Provinz Brandenburg die Arbeiter unserer Wissenschaft ohne Nachfolger auszusterben scheinen.

Wilhelm Blasius.

Nach langem, schweren Leiden starb am 31. Mai d. J. zu Braunschweig der Geh. Hofrat Prof. Dr. med. et phil. Wilhelm BLASIUS im 67. Lebensjahre.

Geboren am 5. Juli 1845 als Sohn des namhaften Braunschweiger Zoologen Joh. Heinrich BLASIUS wurde er nach Vollendung des medizinischen Studiums und nachdem er den Feldzug 1870/71 als Militärarzt mitgemacht hatte, Professor der Zoologie und Botanik an der herzogl. technischen Hochschule, Direktor des botanischen Gartens und des Naturhistorischen Museums zu Braunschweig und bekleidete 41 Jahre lang diese Ämter mit grösstem Pflichteifer. Daneben hat er mit Vorliebe auch der Vorgeschichte sich zugewendet. Zuerst waren es besonders die Höhlen mit diluvialen Einschlüssen, in späteren Jahren die Megalithgräber Nordwestdeutschlands, die sein Interesse ständig wach hielten; andauernde Reisen und Fusswanderungen widmete er ihrer Erforschung, über die er in zahlreichen kürzeren Berichten und längeren Abhandlungen Kunde gab. Genannt seien folgende: Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübelander Höhlen. Braunschweig 1908 (Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs). — Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstadt, Harbke und Marienborn. Br. 1901 (Festschrift für Rich. DEDEKIND). — Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben. Br. 1901. — Die megalithischen Grabdenkmäler im westlichen Teile des Kreises Salzwedel in der Altmark. Br. 1904. — Eine wertvolle bibliographische Zusammenfassung gab er in dem Buche: Die anthropologische Litteratur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluss des ganzen Harzes. Br. 1900.

Mit Begeisterung schloss er sich s. Zt. der neugegründeten Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte an. Das Andenken des vornehm denkenden, liebenswürdigen Gelehrten wird unvergessen bleiben.

Digitized by Google

Jakob Heierli.

Am 18. Juli d. J. starb nach schwerer Krankheit und Operation, 59 Jahr alt, Dr. phil. h. c. Jakob HEIERLI, Sek. Lehrer und Privatdozent für Vorgeschichte a. d. techn. Hochschule und a. d. Universität zu Zürich. Dieser vorzeitige Tod, der den seit Jahrzehnten unstreitig ersten Prähistoriker der Schweiz mitten aus grossen Arbeiten und Plänen herausgerissen hat, bedeutet den schwersten Verlust, den unsere Wissenschaft in jenem Lande erleiden konnte. Ein bedeutender handschriftlicher Nachlass des verstorbenen Gelehrten liegt vor. Hoffentlich treten neue Arbeiter in die Fusstapfen des Dahingegangenen. Eine eingehende Würdigung HEIERLIs aus berufenster Feder soll das nächste Heft bringen.

G. K.

Unser Mitglied Kandidat Walther SCHULZ aus Minden hat auf Grund einer bei der philosophischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität eingereichten trefflichen Dissertation über „Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit" am 27. Juni die mündliche Doktorprüfung abgelegt.

Unser dritter Schriftführer, Dr. Erich BLUME, Assistent am Kaiser-Friedrich-Museum in Posen, ist als Nachfolger Dr. HAHNES zum Direktorialassistenten am Provinzialmuseum zu Hannover ernannt worden. Er wird die Stelle, deren Inhaber die Pflege der Vorgeschichtlichen Abteilung obliegt, zum 1. Okt. d. J. antreten.

Unser Verlag, die Firma Curt KABITZSCH (früher A. STUBER) in Würzburg, beging am 1. Juli die Jubelfeier ihres 50jährigen Bestehens. Der erste Vorsitzende sprach dem Herrn Verleger durch ein Telegramm die besten Wünsche unserer Gesellschaft für das Gedeihen der Firma im allgemeinen und des Mannus, wie der Mannusbibliothek im besonderen aus.

Digitized by Google

Nachruf.

Am 10. September ist der wissenschaftliche Assistent am Kaiser-Friedrich-Museum zu Posen

Dr. phil. Erich Blume

Schriftführer der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, im 29. Lebensjahre seinen Freunden und der Wissenschaft für immer entrissen worden. Sein vornehmer, lauterer Charakter, sein liebenswürdiges Wesen, seine deutsche Gesinnung, sein eiserner Fleiss, seine hohe wissenschaftliche Begabung, die bereits schönste Früchte gezeitigt hatte und nach menschlichem Ermessen ihm dereinst einen Platz unter den Zierden der germanischen Wissenschaft verhiess, werden ihm bei der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte und weit darüber hinaus das ehrenvollste Andenken sichern. Für die Wissenschaft vom deutschen Volke ist sein Hinscheiden ein unersetzlicher Verlust.

Berlin, den 15. September 1912.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Univ.-Professor Dr. Kossinna.

Digitized by Google

Neue Mitglieder.

Seit dem Mai d. J. sind unserer Gesellschaft als Mitglied beigetreten:

12. Ailio, J., Dr., Dozent — Helsingfors (Finnland), Histor. Museum.
13. Bartels, Pfarrer — Hörde (Westf.).
14. Bartels, Paul, Dr. med., Privatdozent — Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 12.
15. Benndorf, Paul, Schriftsteller — Leipzig, Kohlgartenstr. 3.
16. Brass, Photograph — Kamen (Westf.).
17. Byhan, A., Dr., Abteilungsvorsteher — Hamburg, Naturhistor. Museum.
18. Cremer, Geh. Kommerzienrat — Dortmund, Martinstrasse.
19. Gustafson, Gabriel, Univ.-Prof., Dr., Mus.-Direktor — Kristiania (Norwegen).
20. Holtschneider, Kgl. Musikdirektor — Dortmund, Balkenstr. 34.
21. Kersten, R., Professor — Luckau (Lausitz).
22. Klaas jr., Willi — Dortmund, Märkische Str.
23. König, Hanns, stud. archaeol. — Lüneburg, Apothekenstr. 1.
24. Köttgen, Dr., Bürgermeister — Dortmund.
25. Kumm, Prof., Dr., Mus.-Direktor — Danzig, Westpr. Prov.-Museum.
26. Kunst- und Gewerbemuseum, Städtisches — Dortmund.
27. Langhans, Paul, Professor — Gotha.
28. Matern, Julius, Rentier — Charlottenburg, Schlüterstr. 61.
29. Mauritz, A., Dr., Brauereidirektor — Dortmund, Prinz-Friedrich-Karlstr. 39.
30. Merzdorf, Woldemar Artur, Oberstabsarzt — Borna (Sachsen).
31. Müller-Brandenburg, H., Schriftsteller — Berlin, Bernburger Str. 15/16.
32. Museum, Prähistorisches — Köln.
33. Neuhaus, Joh., Dr., Lektor — Berlin NO 43, Meyerbeerstr. 13.
34. Polenski, Erich — Berlin C 19, Scharrenstr. 16.
35. Pork, Justizrat — Dortmund.
36. Provinzialmuseum, Westpreussisches — Danzig.
37. Ruhfus, F. W., Buchdruckereibesitzer — Dortmund, Ardeystr. 5.
38. Sammlungen, Fürstlich Fürstenbergische — Donaueschingen.
39. Sartori, Professor — Dortmund, Ardeystr. 29.
40. Schulz, Franz, Hüttendirektor — Lünen bei Dortmund.
41. Strohmeyer, Oberturnlehrer — Dortmund, Cappenbergstr. 44.
42. Telle, Dr, Korpsstabsapotheker — Leipzig-Gohlis, Wilhelmstr.
43. Thomas, Ronald — Dresden, Europäischer Hof.
44. Tschilingirow, Anastas D., Kustos am Nat.-Museum in Sofia — Charlottenburg, Stuttgarter Platz 5 I r.
45. Verein für Heimatpflege und Altertumskunde des Kreises Neuwied – Neuwied.
46. Wolfram, Oberrentmeister — Schloss Cappenberg.
47. Zeitung, Rheinisch-Westfälische — Essen (Ruhr), Theaterplatz 8.
47. Schick, Pfarrer, Queckborn (Oberhessen).

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Das Schachbrettmuster in der mittelländischen Kultur.

Eine religionsgeschichtliche Untersuchung.

Von Museumsinspektor Dr. Vittorio Macchioro, Neapel[1]).

Mit 81 Abbildungen.

Der Stoff, der die Grundlagen vorliegender Untersuchung bildet, ist an und für sich sehr geläufig, meistens schon mehrfach veröffentlicht und allen Fachmännern bekannt. Nur insofern vermag derselbe ein eigenartiges Interesse zu beanspruchen, als er hier zum erstenmale als Beweis einer ununterbrochenen Reihe von Erscheinungen benutzt wird, die einer gründlichen Untersuchung seitens des Prähistorikers und des Soziologen würdig sind. Die Ergebnisse meiner Untersuchungen vorwegnehmend sei es mir erlaubt, der Klarheit halber, hier meine Schlussfolgerungen vorzubringen.

Ich will nämlich beweisen, dass das Schachbrettmuster insofern von den übrigen gewöhnlichen Mustern zu unterscheiden ist, als es von einem uralten, vorbildlichen, orientalischen Gewand abstammt, dessen Vorhandensein und Gebrauch schon in der frühen Bronzezeit nachweisbar ist. Ich werde ferner auch beweisen, dass dieses Gewand schon anfangs einen ausgeprägt religiösen und rituellen Charakter hatte, der von der vorgeschichtlichen Zeit bis tief ins 3. Jahrhundert hinab fortdauerte.

[1]) Ich drücke meinen verbindlichsten Dank Herrn Prof. Dr. G. KOSSINNA aus, der mit grosser Freundlichkeit die Mühe auf sich nahm, meine von mir selbst in deutscher Sprache geschriebene Schrift stilistisch umzuarbeiten.

Digitized by Google

Ich habe nicht die geringste Spur dieser Erscheinungen in West-, Mittel- und Nordeuropa finden können. Sämtliche Denkmäler, die ich untersucht und benutzt habe, weisen auf das östliche Gebiet des mittelländischen Meeres hin: ich bin also der festen Meinung, dass die hier in Betracht kommenden Erscheinungen nicht über die Grenzen der mittelländischen Kulturkreise hinausgingen.

I.

Mit dem Worte Schachbrettmuster werden im Laufe dieser Schrift zwei Gattungen von Mustern bezeichnet: a) ein vertikales, aus regelmässigen Rechtecken gebildetes Muster, b) ein schräges, aus Rechtecken oder Rauten bestehendes. Beide Typen sind nach meiner Theorie gleichwertig, indem ich im zweiten Typus nur eine zeichnerische Abart des ersten erblicke; da aber manchmal die beiden Typen als grundverschieden betrachtet worden sind, so sehe ich mich gezwungen, die Gründe auseinander zu setzen, warum ich diese Unterscheidung abweisen muss[1]).

Es lässt sich zunächst nicht leugnen, dass das augenscheinlich schräge Muster sehr oft an und für sich vertikal läuft, aber schräg orientiert ist. In diesem Falle ist das schräge Aussehen eine rein pseudoskopische Erscheinung. Diese gleichgiltige Orientierung lässt sich aus der Natur der primitiven Kunst erklären, deren Elemente oft in einer unorganischen Weise angewandt werden, ohne zu einem abgeschlossenen System verarbeitet zu werden. Dass aber auch zwischen Rhomben- und Rechteckmustern keine wesentliche und ursprüngliche Verschiedenheit besteht, bei ihrer Verwendung auf Vasen, das heisst auf gebogenen Flächen, davon wird jedermann überzeugt sein, der nur bedenkt, dass der Rhombus ganz einfach ein verlängertes Rechteck ist, dessen Durchmesser horizontal oder vertikal orientiert worden sind. Auf gebogenen Flächen verlängern sich aber sehr oft die Figuren, etwa wie es mit den Figuren auf Vasen geschieht, die photographisch aufgenommen werden. Diese Wahrnehmung lässt sich durch zahlreiche Beispiele nachweisen; eine cyprische Vase[2]) ist mit einem Schachbrettmuster verziert, dessen Elemente am Hals rechteckig, und am Bauch, wo die Fläche am meisten gebogen ist, rhombisch sind; am Fuss be-

---

[1]) M. MAYER (Le staz. preistor. di Molfetta-Docum. e monogr. publ. dalla commiss. di archeol. Bari Vol. VI, S. 185) unterscheidet das rautenförmige vom rechteckigen Schachbrett und schliesst, dass das erste, das auf einem Fragment von Matera vorkommt, vom zweiten, das zu Matrensa in Gebrauch war, herkommen könnte.

[2]) PERROT-CHIPIEZ: Hist. de l'art, Ill. Taf. IV.

Digitized by Google

steht aber das Muster aus geradezu verlängerten Rauten. Zu Abb. 1 ist eine Vase der ersten Eisenzeit aus Gemeinlebarn wiedergegeben, wo dieser Prozess deutlich zu erkennen ist. An einer neolithischen Scherbe aus Dimini [1]) sind die oberen Elemente des Schachbrettes rechteckig, die unteren aber, und zwar wo die gebogene Fläche beginnt, rautenförmig. Auch an Erzeugnissen einer höheren und entwickelteren Kultur

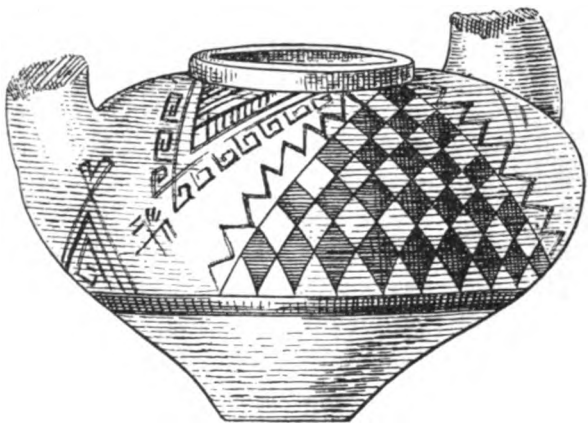


Abb. 1. Nach Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst Taf. XIX, 4.

lässt sich dieser Prozess erkennen; eine Wiener Schale, im Stil der rotfigurigen Vasen, ist mit rhombischem punktierten Schachbrett gemustert (S. 396), aber die Elemente verlängern sich am Fuss und werden rhomboidisch. Um volle Überzeugung zu erzielen, führe ich endlich einige Beispiele von Darstellungen an, wo uns wirkliche Gewänder begegnen; in Abb. 2, die einem etruskischen Spiegel des Britischen Museums entnommen ist, kommt eine Achillesfigur zum Vorschein, die mit einem geschachteten Gewand bekleidet ist. Es handelt sich hier natürlich um ein einziges Gewand. Trotzdem ist das Muster mit Rauten und zugleich mit Rechtecken zusammengestellt. Auch eine Parisfigur auf einer Karlsruher Hydria [3]) ist sehr beachtenswert. Die Kleidung des Helden ist mit rechteckigem Schachbrett gemustert, aber die Elemente sind rautenförmig am rechten Arm und am rechten Fuss. Athena, auf derselben Vase, trägt eine Aegis, die mit rechteckigem Schachbrett verziert ist; und doch sind die Elemente unten links rautenförmig! — Da ein einziges Muster in diesen beiden Beispielen das ganze vorbildliche Gewand schmückte, so muss man annehmen, dass das

[1]) TSOUNTAS: *Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου*, Athen 1908. Taf. 21, Fig. 1a.

[2]) LABORDE: Vases Lamberg, II. Suppl., Taf. 7.

[3]) GERHARD: Ap. Vasenbild. Taf. D2.

Digitized by Google

Urmuster — sei es rechteckig oder rautenförmig — auf zwei verschiedene Weisen wiedergegeben wurde, durch Rechtecke und durch Rhomben, und zwar mit vollkommener Gleichwertigkeit. Dass dabei manchmal eine gewisse zeichnerische Leichtfertigkeit anzunehmen ist, ist sehr wahrscheinlich. Wenn wir eine Artemisfigur einer auch später zur Besprechung kommenden melischen Vase in Betracht ziehen[1]), die einen rechteckig geschachteten Chiton trägt, dann werden wir bemerken, dass einige Elemente des Musters, und zwar über dem Reh, unregelmässige Rauten sind, als ob der Maler jenen unregelmässigen Raum in ganzer Eile gefüllt hätte. Merkwürdig ist es, dass die breiten Rechtecke, die den Chiton der Göttin schmücken, in jenen Raum nicht hätten passen können.

Abb. 2.
Nach Gerhard, Etr. Spiegel 399.

An der Hand dieser Wahrnehmungen gelangen wir also zur Erkenntnis, dass die beiden Typen von Hause aus dasselbe sind und nur zeichnerisch auseinandergehen.

Auch gegen eine andere sehr allgemeine Ansicht, dass das Schachbrett einem ursprünglichen Geflechtschema entnommen sei, erheben sich schwere Bedenken. Denn nichts verrät im Schachbrettmuster einen solchen Ursprung

Abb. 3
Nach Montelius, Civ. prim. Ser. B Taf. 2, 22.

[1]) CONZE: Mel. Tongef., Taf. III u. IV. — SITTL: Arch. d. Kunst, Atlas, Taf. VIII a, Fig. 66. — RAJET-COLLIGNON: Hist. céram. gr., Taf. 3. — COLLIGNON: Hist. de la sc. gr., I., S. 93. — BAUMEISTER: Denkmäler, III. Fig. 2086. — FORRER: Reallexikon der präh. Alt., S. 593, Taf. 165.

Digitized by Google

und wir sind nicht berechtigt, darin die reichere Ausgestaltung eines rohen Geflechts zu erblicken. Letzteres kann nur einem Schema von gekreuzten Linien Ursprung geben, wie es in einer in Abb. 3 wiedergegebenen Scherbe von der Insel Virginia zum Vorschein kam [1]). Das Schachbrett kann nur dann entstehen, wenn die Rechtecke, die mit horizontalen oder vertikalen Streifen gefüllt sind, mit heller oder dunkler Farbe gemalt werden. Das ist aber schon ein malerisches Verfahren, das künstlerische Fähigkeiten, ja einen Geschmack voraussetzt, der mit dem rohen Geflecht nicht in Einklang steht. Das Schachbrett ist ein malerisches Muster und in der Malerei muss man seinen Ursprung suchen. Wie könnten wir sonst anders erklären, dass keines der vielen in der Erde glücklicherweise aufbewahrten vorgeschichtlichen Gewebe der hier bekämpften Theorie auch nur den geringsten Anhaltspunkt bietet? und dass die gleichzeitigen Gefässe mit Mustern verziert sind, die mit jenen Geweben nicht übereinstimmen [2])? Dass ein Geflecht an und für sich und zwar ohne Malerei keineswegs zum Schachbrett führen kann, dafür finden wir die Gegenprobe in den Schachbrettstreifen — von ganz „geometrischem" und korinthischem Geschmack —, die manche Urvölker auf geflochtene Körbchen malen. Aber diese Streifen sind freie malerische Erfindungen, und keineswegs mechanische Herleitungen vom Geflecht [3]), denn mit demselben System malen jene Völker gleichzeitig kompliziertere menschliche Figuren [4]). Manchmal wird der malerische Eindruck durch buntfarbige eingeflochtene Streifen, statt durch Malen erzielt, wie in Abb. 4, aber auch in diesem Fall ist das Ziel noch immer ein malerisches überhaupt. Dass ferner das Geflechtschema ohne Zutat der Farben unverändert bleiben

---

[1]) MONTELIUS: Chronol. der ältest. Bronzezeit, S. 221, Fig. 537 und Civil. primit., Ser. B, Taf. 2, 22. — MUNRO-RODET: Les stations lacustres, Paris 1908. Taf. 27, 29. „Fragment du fond d'un vase, portant l'empreinte d'un tissu de joncs ou de paille qui semblerait faire croire qu'on l'a mis à secher sur une natte (MONTELIUS: Civil., Text S. 45—46). Andere ähnliche Fragmente aus Butmir sind im Museo Preistorico zu Rom verwahrt. Vergl. mit diesen Fragmenten das Gewebe FORRER: Reallex., S. 281, Fig. 1. Durch Andrücken von Geflechten pflegen auch manche ungebildete Völker ihre Gefässe zu schmücken, z. B. Bureau of amer. ethnol. Report. 1891—92, S. 37 ff., S. 39, Fig. 13, Taf. VIII u. IX.

[2]) S. die Gewebe MUNRO-RODET: Taf. 16 und FORRER Reallex., S. 281, und die Gefässe MUNRO-RODET, Fig. 48 a, 3 u. 4. — MOSSO (Mon. antichi, XIX. S. 216) ist einer Herleitung von Textilvorbildern günstig und erkennt doch an, dass auch die einfache neolithische Dekoration von Phaestos viel fortgeschrittener sei als das Urgeloche oder Geflecht.

[3]) Bureau of amer. ethnol., Report. 1904—05. Taf. XXVI ff. 1907. I. Teil, S. 139, Fig. a, S. 133; 1884—85, S. 233 ff.

[4]) Bureau of ethnol., Rep. 1884—85, S. 213, Fig. 312, Taf. XXIX, Fig. f, i.

Digitized by Google

muss, dafür finden wir einen Beweis in einer protokorinthischen Pyxis von Bologna[1]), deren Dekoration zweifellos auf geflochtene Vorbilder

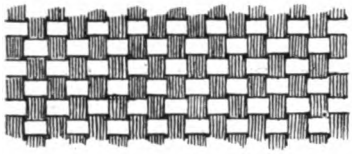


Abb. 4.
Nach Bur. of ethnology. Report 1084—85 Fig. 318.

zurückgeht; und doch zeigt sich keine Spur des Schachbrettes, obwohl dieses Muster auf korinthischen Gefässen ganz allgemein ist, sondern ganz genau das Schema der Virginiascherbe.

Die Grundverschiedenheit der beiden Gattungen hoffe ich endlich durch Abbild. 5[2]) in helles Licht zu rücken, wo eine sizilische Vase der neolithischen Periode wiedergegeben ist. Gestalt und Verzierung verraten einen starken Einfluss des Geflechts, aber als malerische Zutat ist das geschachtete Viereck, das den Hals der Vase ziert und in unverkennbarem grellem Widerspruch mit der Gesamtdekoration steht[3]).

Abb. 5.
Nach Bull. pal. 1895 Taf. IV 2.

Nur insoweit ist eine Herleitung von Gewebemustern augenscheinlich berechtigt als das Schachbrett gleichzeitig Vasen und Gewänder verziert. Aber ich hoffe dafür eine bessere Erklärung geben zu können.

Wenn man aber die Frage aufwerfen will, ob die Gefässe ihre Ziermuster von den Gewändern hernahmen, oder umgekehrt, dann wird man die Wahrscheinlichkeit der zweiten Annahme bestreiten müssen, und zwar auf Grund der Psychologie und der Ethnographie. Beide Wissenschaften gewähren uns tatsächlich die Gewissheit, dass zuerst die

---

[1]) PELLEGRINI Catal.: Museo di Bologna, 24, Fig. 8.

[2]) Bull. paletn., XXI. 1895. Taf. IV2 = Anthropologie, 1897, S. 141.

[3]) Eine andere sizilische Vase (MONTELIUS: Chronologie, S. 185, Fig. 460) zeigt auch eine Mischung von zwei Dekorationsgattungen. Eine vertikale Reihe von Rauten, die geradezu zu hängen scheint, steht im grellsten Widerspruch mit der sehr einfachen Gesamtdekoration.

Digitized by Google

Gewänder und in erster Linie die Kleider (das ist der menschliche Körper), später aber die Geräte verziert wurden.

Ein anderes Muster muss hier Erwähnung finden. Es ist ein Schachbrett, dessen Elemente alternierend leer und gestrichen sind. Beispiele dafür sind cyprische Vasen [1]), eine Scherbe von der Pertosagrotte [2]) u. a. m. Ich muss in Abrede stellen, dass dieses Muster, in Abb. 6 wiedergegeben, auf Textilvorbilder zurückzuführen ist. Dazu fehlten

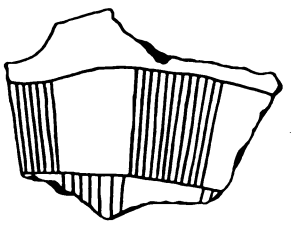


Abb. 6.
Nach Mon. ant. IX S. 586 Fig. 50.

Abb. 7. Tonfigur von Kličevac, Serbien.

die gekreuzten Linien, die alle wirkliche Textilschemata kennzeichen. Ich sehe im Gegenteil in diesem Muster das Erzeugnis eines malerischen Wollens, durch eine einzige Farbe den Eindruck von zwei Farben zu erwecken, genau wie der Zeichner und der Stecher tun, die durch Striche die verschiedenen Schattierungen wiedergeben. Wer heute ein farbiges Schachbrett mit Feder oder Bleistift wiedergeben wollte, der könnte nicht umhin, das hier besprochene Muster zu zeichnen. Die Stichhaltigkeit meiner Annahme springt in die Augen, wenn wir die oft abgebildete Statuette von Kličevac [3]) — in Abb. 7 wiedergegeben — in Betracht ziehen. Wer könnte wohl in Abrede stellen, dass das Muster, das die Kleidung dieses Idols schmückt, die zeichnerische einfarbige Wiedergabe eines in Wirklichkeit zweifarbigen Gewandes sei? Und dass die leeren und

[1]) CESNOLA-STERN: Cypern, Taf. XIII.

[2]) Mon. ant., IX. S. 586, Fig. 50. PEET: The stone and br. age, Oxford 1909, S. 403, Fig. 209 g.

[3]) L'Anthropologie 1892, S. 238. — HOERNES: Urgesch. d. bild. Kunst, Taf. IV. — PERROT-CHIPIEZ, VIII, S. 188. — S. MÜLLER, Eur. prehist., S. 38.

Digitized by Google

die gestrichenen Elemente den hellen und den dunklen Rechtecken des Gewandes vollkommen entsprechen?

Eine leichte Variante dieses Typus kommt auf einer anderen Pertosascherbe[1]) und auf manchen Bruchstücken zum Vorschein, die im Museo Preistorico zu Rom aufbewahrt sind. Hier sind die Rechtecke alternierend leer und mit Pünktchen gefüllt. Auch in diesem Falle muss das Verfahren der Zeichner erwähnt werden, die die verschiedenen Farben mit Hilfe von Pünktchen wiedergeben. Es handelt sich also von neuem um ein farbiges Schachbrett, das zeichnerisch wiedergegeben wurde.

Die sehr natürliche und durchaus berechtigte Frage, ob das Schachbrett von einer ursprünglichen Tätowierung abzuleiten ist, ist hier nebensächlich und bedarf keiner gründlichen Erörterung. Tatsache ist aber, dass dasselbe Muster zugleich den menschlichen Körper und die Geräte verzierte[2]). Zwei ägyptischen Pintaderas, die im Museum von Turin sich befinden[3]), können in der Tat recht gut einen geschachteten Eindruck geben, wenn nur die Rechtecke mit zwei alternierenden Farben gefüllt werden, oder auch abwechselnd ohne Farbe gelassen und mit Farbe gefüllt werden. Eine etwa so tätowierte Figur möchte ich in einer Gestalt erkennen, die auf einer cyprischen Vase der Eisenzeit erscheint[4]) und in Abb. 8 wiedergegeben ist.

Abb. 8. Nach Hoernes Urgesch. d. bild. Kunst, Fig. 180.

II.

Wenn ich die Ausbreitung des Schachbrettes verfolgend von Ägypten anfange, so geschieht das weniger aus chronologischen und archäologischen als aus praktischen und kulturgeschichtlichen Rücksichten. Damit soll nicht gesagt sein, dass dieses Muster in Ägypten nicht auf uralten Gegenständen vorkommt. Die neolithischen Scherben von Ballas und Nagada — vielleicht eingeführte Ware — sind mit braun-rotem Schachbrett geschmückt[5]). Oft kommt auch auf ägyptischen vorgeschicht-

---

[1]) Mon. ant., IX. S. 584, Fig. 46.

[2]) CAPART, Bull. corr. hell., 1907, S. 265, Note 4 (POTTIER). — POTTIER (a. a. O.) glaubt im Gegenteil, dass die Tätowierung ihre Motive von den Gefässen übernahm. Die Vermutung scheint mir nicht berechtigt.

[3]) MOSSO: Le origini della civ. medit., Mailand 1910. S. 191, Fig. A u. B. Vergl. eine von HOERNES (S. 289) erwähnte Pintadera von Hadersdorf.

[4]) OHNEFALSCH-RICHTER: Kyprus, die Bibel und Homer, Taf. XCVII, 4. Nur die Figur bei HOERNES, Fig. 180.

[5]) FLINDERS-PETRIE: Nagada and Ballas, Taf. XXIX = MONTELIUS: Chronol. der ält. Bronzezeit, S. 145, Fig. 360. Vergl. HOERNES, S. 193.

Digitized by Google

lichen Gefässen, ein Muster vor, das alternierende leere und geritzte Rechtecke bildet[1]). Aber weitere archäologische Belege für die Ursprünglichkeit des Motives im Niltal sind nicht nachzuweisen. Insbesondere da uralte chaldäische Gebäude nur, so weit ich weiss, ein Netzwerk mit eingeschriebenen Rhomben zeigen[2]), nicht aber Schachbrett. Diese Anschauung gilt auch, wenn wir die Frage vom kulturgeschichtlichen Standpunkt lösen wollen. Die ausserordentliche Fülle von Beispielen, die üppige und phantasiereiche Anwendung, die das Schachbrett an Gebäuden, Gewändern, Möbeln bis tief in die späteste Zeit fand einerseits; die Natur der ägyptischen Kultur andererseits, deren Unveränderlichkeit uns in Stand setzt, in den späteren Denkmälern die Nachklänge uralter Sitten zu verspüren: alles dies befestigt uns in der Meinung, dass das Schachbrett in Ägypten schon in uralter Zeit üblich war, und von da aus sich ausbreitete. Diese Annahme findet darin eine Gegenprobe, dass sämtliche Anwendungsformen, wie wir sie im Orient und Griechenland zu beobachten im Stande sind, schon in Ägypten sehr üblich waren. Hier wie dort hat man Gebäude, Gewänder, Waffen, Geräte mit Schachbrett verziert: hier wie dort trägt diese Gewohnheit deutlich einen religiösen Charakter. Wir werden also zu dem Schluss geführt, dass das Schachbrett — als religiöses und rituelles Muster — zuerst in Ägypten Anwendung und Entwickelung fand und von Ägypten nach Osten und Griechenland eingeführt wurde. Die sonderbaren Übereinstimmungen zwischen ägyptischen und orientalischen oder griechischen Beispielen,

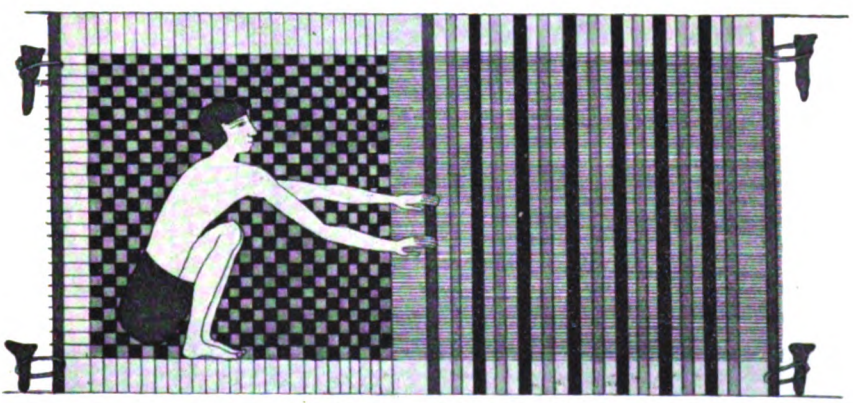


Abb. 9. Nach Rosellini, Mon. dell' Egitto II T. XLI Fig. 6

[1]) MOSSO: Origini, S. 13.

[2]) MONTELIUS: Chronol. S. 185 Abb. 464. PERROT-CHIPIEZ: Hist. de l'art II S. 293 Abb. 119.

Digitized by Google

die meine Theorie rechtfertigen, wird der Leser selbst im Laufe dieser Schrift bestätigen können.

Zwei Wandmalereien von Beni Hassan — deren eine Abb. 9 veranschaulicht — sind für uns von grösstem Interesse. — Zwei Weber sind mit ihrem Handwerk beschäftigt, und — siehe! — das Gewand ist mit gelb-grünem Schachbrett gemustert. Schon aus der Tatsache, dass der Maler dieses Gewand gewählt hat, lässt sich folgern, dass es ein vornehmes Prachtgewand war. Die Denkmäler liefern uns in der Tat den Beweis, dass das geschachtete Gewand in den oberen sozialen Schichten und für Festlichkeiten üblich war. Ich werde ein Gemälde von Philae erwähnen [1]), wo das Kleid des Ptolemäus mit Schachbrett gemustert ist. Ein anthropoider Sarkophagdeckel im Neapeler Museum [2]) zeigt am Hals mehrere konzentrische weiss-rot geschachtete Streifen, die ich als einen Kragen deuten möchte. Ein Beispiel eines eigenartigen Hutes liefert uns Abb. 10 von einer Malerei zu Ibsamboul herkommend, wo uns Hofre Ari entgegentritt. Ein breites Kissen ist in Abb. 11 wiedergegeben, die einer Malerei von El-Amarna entstammt, mit Bankett-

Abb. 10.
Nach Rosellini, Mon dell' Egitto I Taf. XVI 2.

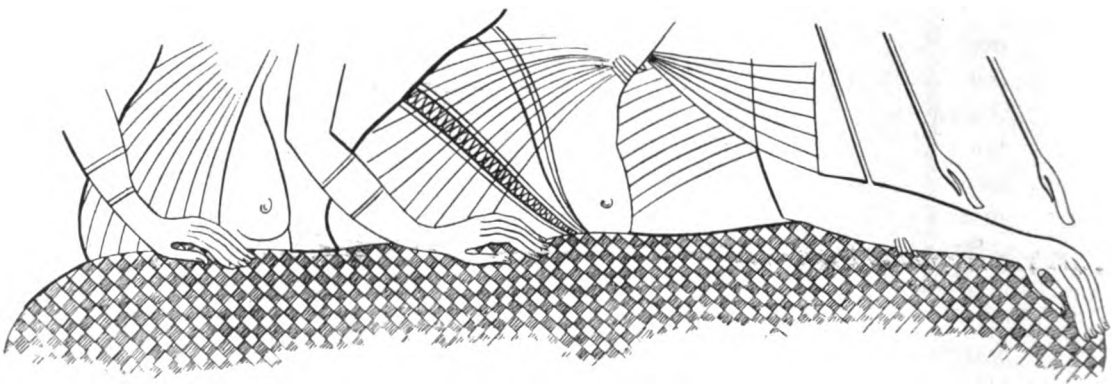


Abb. 11. Nach Lepsius, Denkm. aus Aeg. Abt. III T. 108—109.

szene. Auch eine andere Malerei von Ibsamboul ist merkwürdig [3]), wo das Pferd eines Sohnes des Ramses II mit einer Schabracke bedeckt

[1]) ROSELLINI: Mon. dell. Egitto, II. T., XLI, Fig. 5 u. 6.
[2]) Inv. 2347.
[3]) ROSELLINI: I. Taf. 82.

Digitized by Google

ist, die ein punktiertes Netzwerk schmückt[1]); ein Motiv, das mit dem Schachbrett eng verbunden ist, wie ich später zeigen werde. Der Übergang des Motivs vom Gewande zu den Waffen wird durch ein thebanisches Gemälde bestätigt, wo uns ein rot-gelb geschachteter Köcher begegnet (Abb. 12). Auch die sakralen Geräte erhielten diese eigen-

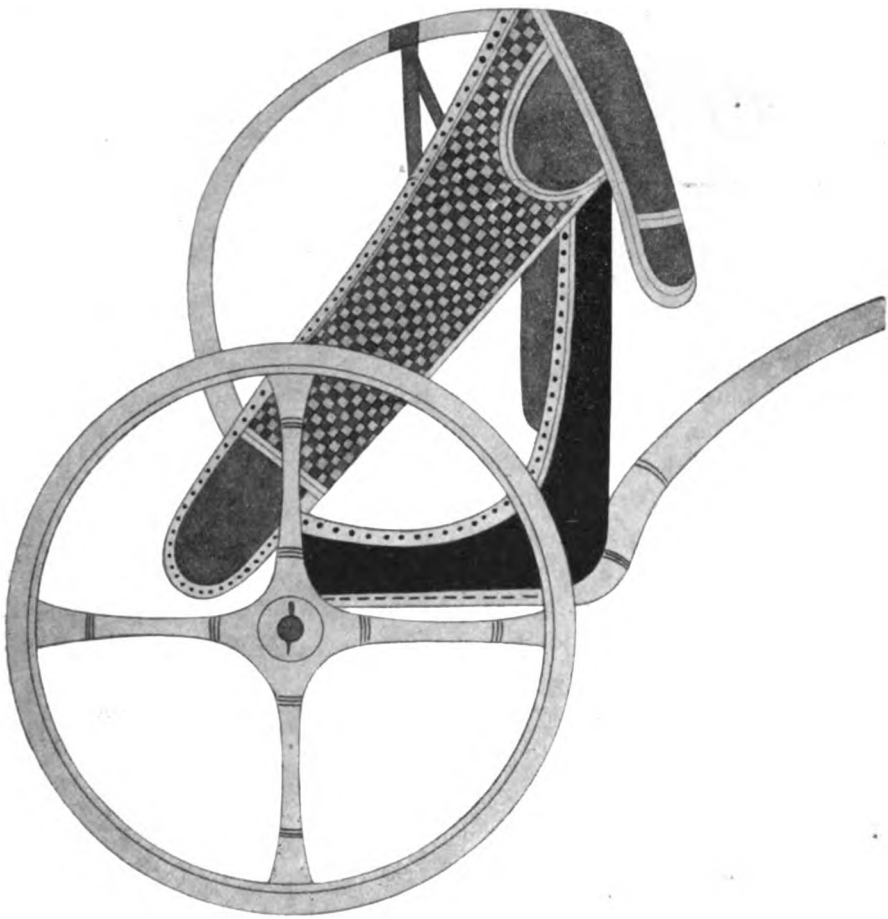


Abb. 12. Nach Rosellini Mon. dell' Eg. II T. 122, 2.

artige Dekoration, wie zahlreiche Malereien deutlich machen. In erster Linie sei hier ein gemalter sakraler Tisch in Biban-el-Moluk erwähnt[2]), worauf unter mehreren Opfergaben drei mit buntem Schachbrett gemalte Vasen stehen. Eine Malerei von Elethya[3]) bietet einen anderen sakralen

[1]) ROSELLINI: II. Taf. 122, 2.
[2]) ROSELLINI: II. Taf. 88, 1.
[3]) ROSELLINI: II. Taf. 78, 3.

Digitized by Google

Tisch und eine ähnliche Vase. Ein thebanisches Gemälde des Neuen Reiches zeigt eine geschachtete Opfervase, aus der Vögel emporsteigen, die natürlich eine symbolische Bedeutung haben[1]). Als Beispiel dieser Gefässe zeigt Abb. 13 eine Vase, die mehrere Frauen mit anderen Opfergaben darbringen. Abb. 14 veranschaulicht ein anderes sakrales Gerät,

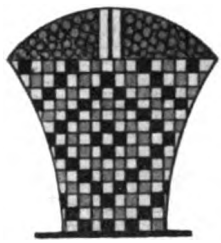


Abb. 13. Nach Rosellini II Taf. 129, 2.

Abb. 14. Nach Rosellini II T. 129, 2.

einen Dreifuss, den eine Frau in Anwesenheit eines Bettes hält, worauf Anubi eine Mumie niederlegt. Endlich muss hier eine Vase Erwähnung finden, die auf einem Altar steht und mit einem konischen Deckel bedeckt ist, den ein punktiertes Netzwerk ziert. Diese Malerei schmückt das Grab des Nevothph[2]).

Dasselbe religiöse Gepräge trägt das Schachbrett, wenn es die Throne der Könige verziert. Hathor und Anubi sitzen auf solchen Thronen, die zu Philae an einem in claudische Zeit fallenden Denkmal vorkommen: in Abb. 15 und 16 sind die beiden Schemata wiedergegeben.

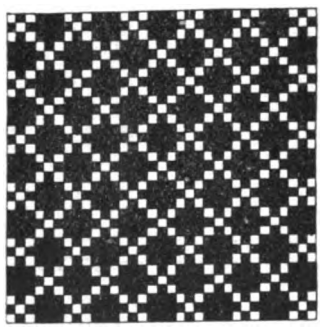


Abb. 15.
Nach Lepsius, Denkm. aus Aeg. IV. Taf. 98.

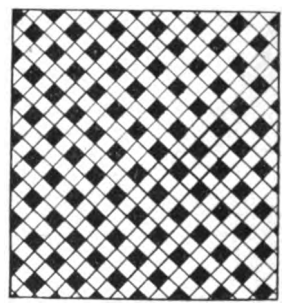


Abb. 16.
Nach Lepsius, Denkm. aus Aeg. IV Taf. 98.

Auch öffentliche oder private, jedenfalls sakrale Gebäude waren mit Schachbrettmuster geschmückt. An Grabdenkmälern war dieses

---

[1]) LEPSIUS: Denkm. aus Äg., Abt. III. Taf. 108.
[2]) ROSELLINI: II. Taf. 60, 11, Text II. Teil, II. Band, S. 353.

Digitized by Google

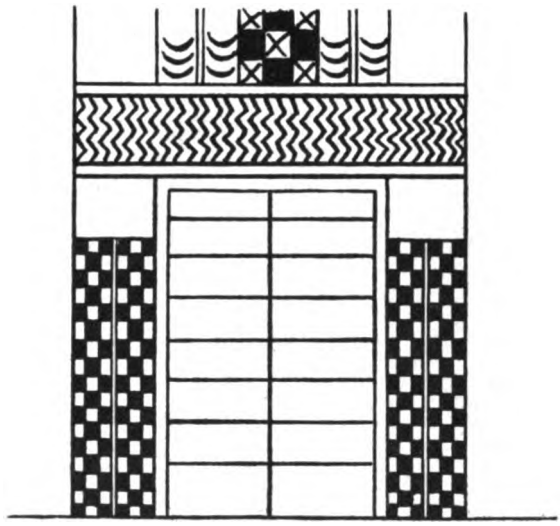


Abb. 17. Nach Lepsius, Denkm. aus Aeg. IV Taf. 98.

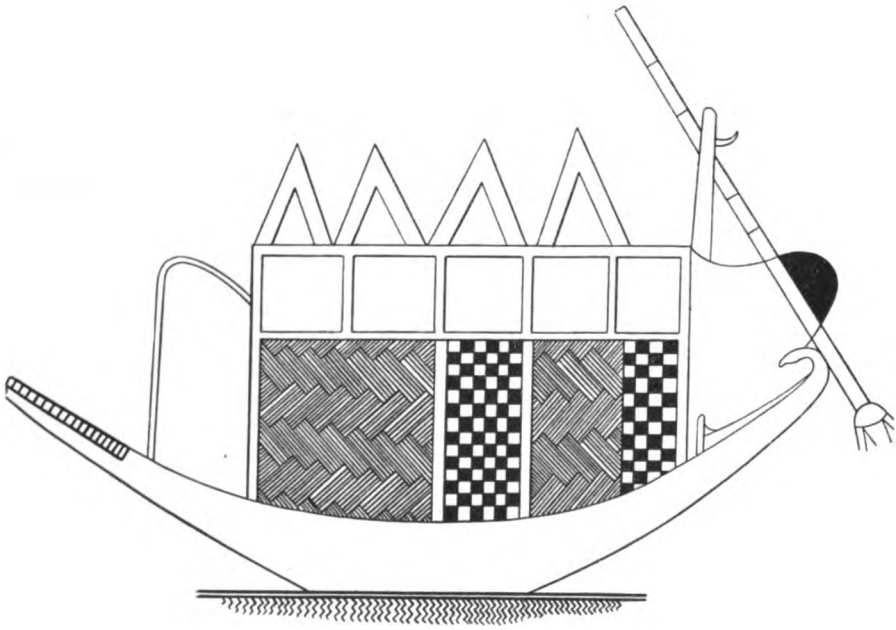


Abb. 18. Nach Rosellini II Taf. 105, 2.

Muster sehr gewöhnlich[1]); ein Beispiel davon gibt Abb. 17, wo eine auf einem ägyptischen Sarkophag gemalte Grabtüre wiedergegeben ist.

[1]) ROSELLINI: II. Taf. 72, 22; Taf. 73, 25. — LEPSIUS: IV. Taf. 148. — PERROT-CHIPIEZ: I. Taf. XIV.

Digitized by Google

Auch Grabschiffe pflegte man sehr oft mit Schachbrett zu schmücken: ich verweise auf Abb. 18, wo ein gemaltes Schiff aus dem Grabe Amenemhe's zu sehen ist. Fünf verstorbene Frauen sitzen in diesem verhängnisvollen Schiffe, auf dem Verdeck erkennt man deutlich ein

Abb. 19. Nach Rosellini II Taf. 105, 1.

Zimmer, dessen Wände teils m. E. mit Gewändern teils mit Stroh- oder Binsematten bedeckt sind. — Auf einem anderen Grabschiff[1]), das drei

Abb. 20. Nach Pottier, Vases du Louvre I Taf. 29, D 32.

Personen bishin bringt, ist ein Zimmer zu bemerken, das ganz mit Schachbrett gemustert ist. Ein drittes Schiff (Abb. 19) hat ein geschachtetes Segel.

[1]) LEPSIUS: IV. Taf. 95. — MASPERO: Hist. anc. des peuples de l'Orient, I. S. 299. Vergl. Ann. du Musée Guimet, XXVIII. T. L.

Digitized by Google

Dass bei allen diesen Beispielen ein unverkennbares religiöses Gepräge zum Vorschein kommt, darüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten, am deutlichsten ist das an den Grabschiffen bemerkbar. Das geschachtete Segel ist m. E. geradezu das symbolische Kennzeichen, das die Jenseitnatur des Grabschiffes kennzeichnet. Ohne mich in eine eingehende Erörterung einzulassen, sei es mir gestattet, die wichtige Tatsache hervorzuheben, dass die Segel von uralter Zeit her der natürliche Sitz für Zeichen oder Symbole sind, die sich auf Natur, Zweck oder Verhängnis des Schiffes beziehen. Die bekannte Theseussage, in der ein schwarzbesegeltes und todbezeichnendes Schiff den Selbstmord des Vaters verursacht, ist hier bedeutungsvoll. Übrigens wird wohl jedermann, der kleine italienische Seestädte besucht hat, der bunten, mit heiligen Bildern und Symbolen überladenen Segel der armen Fischer sich erinnern. Ich bin also der Meinung, dass jenes Grabschiff nicht ohne tiefe religiöse Gründe ein mit Schachbrett geschmücktes Segel führt.

* * *

Sparsam genug im Vergleich mit dieser Fülle von Denkmälern sind die Beispiele, die uns die übrigen Länder an den östlichen Ufern des Mittelmeeres liefern. Ziemlich allgemein und charakteristisch ist das Schachbrett auf cyprischer Ware, aber bei der bekannten Unveränderlichkeit der cyprischen Kunst[1]) für chronologische Zwecke wenig benutzbar. Sowohl Vasen der ersten[2]) als auch der dritten Periode — die Ormidiavase —[3]) sind mit Schachbrett gemustert. Wenn nun die 1. Periode ungefähr in die Jahre 2500—1500, die 3: aber in die Jahre 800—400 datiert ist, dann ergibt es sich, dass diese Dekoration wenigstens anderhalb Jahrtausende dauerte. Wir sind also berechtigt anzunehmen, dass auch Cypern ein Ausstrahlungszentrum hierfür war. Beispiele dieser sehr bekannten Kunst scheinen mir überflüssig[4]); nur möchte ich einige Stücke anführen, die m. E. einen deutlichen Einfluss der Textilkunst verraten. Diesen Ursprung möchte ich dem Sterne

[1]) MUNRO in Journ. hell., st. XI. 1890. S. 59.

[2]) POTTIER: Catal. du Louvre, I. S. 205, No. 40—46.

[3]) PERROT-CHIPIEZ: III. Fig. 507.

[4]) POTTIER: Vases du Louvre, I. Taf. 6A 56, 7A 105. — CESNOLA: Salaminia², Taf. XX, 3. — CESNOLA: Cyprus, Taf. XXIX; — CESNOLA-STERN: Cypern, Taf. V, XXXVIII, 1, Taf. LXVIII. — PERROT-CHIPIEZ: III. Fig. 51, Fig. 479 und Taf. IV. — MONTELIUS: Chronol. d. ältest. Bronzezeit, S. 185, Abb. 462 u. 463. — NICOLE: Catal. vases Musée d'Athènes Suppl. Taf. II 513, 667.

Digitized by Google

beimessen, der an einer Vase aus Jerusalem zu sehen ist[1]). Die geometrischen Motive der bekannten Vase von Ormidia scheinen wirklich auf dem Schachbrettgrund wie an einer Stickerei angebracht. Ganz mit einem prächtigen Gewand bedeckt erscheint ein schöner Dreifuss mit anthropo- und zoomorphischer Dekoration[2]).

Beachtenswert ist auch die Tatsache, dass in der cyprischen Kunst das Motiv gleichmässig schräg oder vertikal orientiert ist, aber immer streng rechteckig, wie im Gewand, welches zwar gedreht werden kann, aber in seiner Dekoration unveränderlich bleibt.

* * *

Das hergebrachte Schema durchbricht die mykenische Kunst durch reichere Ausgestaltung des Motivs. Als Beispiele dieser neuen Richtung sei hier ein Bruchstück von der Akropolis vorgeführt[3]) mit alternierenden Rechtecken und punktierten Kreischen. Ein anderes Bruchstück aus Tiryns[4]) mit einer Prozession von Frauen hat helle punktierte und rotbraune Elemente. Eine Schale aus Mouliana[5]) bietet in den dunklen Rechtecken kleine Halbmondzeichen. Ein Bruchstück aus Phylakopie ist mit rautenförmigem Muster verziert[6]). Ein Krug aus Phäestos[7]) mit einem Vogel, der einen Fisch in den Klauen emporbringt, und grossem Schachbrettfeld scheint unter Einfluss von Textilvorbildern zu stehen. Höchst merkwürdig — und zwar aus Gründen, die später anzuführen sind — ist ein Kästchen mykenischen Stils aus Süditalien, jetzt im Louvre befindlich (Abb. 20), mit Schachbrett gemustert, worin das älteste Glied einer fortdauernden Kette von interessanten Merkmalen zu erblicken ist.

In diesen punktierten oder in anderer Weise reicher gestalteten Mustern erkennt man deutlich die entwickelteren Typen der schwarzfigurigen Vasenmalerei. Auch die Neigung, einen Streifen oder ein Viereck mit Schachbrett bei einer Vase anzubringen, deren Darstellung oder Dekoration ungeometrisch ist, führt zu schwarzfigurigen Gefässen. Als Beispiele dieser Neigung in der mykenischen Kunst mögen das

---

[1]) PERROT-CHIPIEZ: III. Fig. 507.

[2]) OHNEFALSCH-RICHTER: Taf. CLII, 4.

[3]) GRAEF: Die ant. Vasen von der Akropolis, Berlin 1909. Taf. 7, Nr. 227.

[4]) SCHLIEMANN: Tirynthe, T. XVIb, c.

[5]) Anthropologie, 1904. S. 652, Fig. 10.

[6]) Excav. at Phylakopi, Taf. XXIX, 8.

[7]) Mon. ant. XIV. Taf. 37 und S. 567 (SAVIGNONI).

Digitized by Google

Bruchstück aus Tiryns mit weiblicher Prozession gelten, oder ein Bruchstück aus Mykenä mit einem Fisch[1]).

Nun empfiehlt es sich aber nachzusuchen, ob wir an der Hand der mykenischen Denkmäler die Spuren eines Ritus ermitteln können. Zwei Denkmäler scheinen wenigstens meine Annahme zu rechtfertigen: ein Tempelchen, das auf einem Wandgemälde zum Vorschein kommt[2]), wo das Schachbrett architektonische Streifen bildet und der berühmte Sarkophag von Hagia Triada[3]), wo die in Abb. 21 dargestellte Säule gemalt ist. Sie fusst auf einer geschachteten Basis und trägt ein sakrales doppeltes Beil worauf ein symbolischer Vogel sitzt. Die Vermutung drängt sich auf, dass dem Schachbrett sowohl des Tempelchens als auch der Säule ein religiöser Begriff zugrunde liegt.

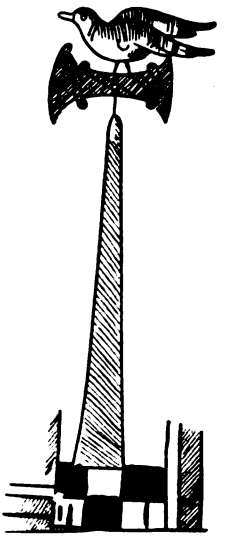


Abb. 21.
Nach Österr. Jahreshefte XII S. 309, Fig. 157.

* * *

Einschaltungsweise und nur um das Ausbreitungsgebiet des Motivs zu bestimmen, wende ich mich der rhodischen und jonischen Kunst zu. Einige Beispiele scheinen auf Textilvorbilder zurück zu gehen. Ich beschränke mich auf eine Lotusblume mit geschachtetem Dreieck des Euphorbospinax[4]) und auf eine Vase aus Idrias[5]), wo der Einfluss des Gewebes m. E. unleugbar ist. Eine melische Amphore zu Athen mit Joles Entführung ist mit geschachteten Triglyphen geschmückt, worin Sphynxe gemalt sind. Und die Sphynxe scheinen auf einem geschachteten Grund angebracht, ganz wie an Stickereien.

Häufig sind die Streifen oder die Vierecke. Eine etruskische Lekane rhodischen Stils aus Cervetri[6]), ein Bruchstück aus dem Es-

---

[1]) FURTWÄNGLER-LOESCHCKE: Myk. Vasen, Taf. XXXIX, 402.

[2]) Journ. hell., st. XXI, Taf. V. — DRERUP: Homer, München 1903, Fig. 70. — LICHTENBERG: Haus, Dorf, Stadt, Leipzig 1909. S. 185.

[3]) Mon. ant., XIX. Taf. 1—3. Die Säule in Österr. Jahreshefte 1910, XII. S. 309, Fig. 157.

[4]) SALZMANN: Necr. de Camiros, Taf. 53. — SITTL, Arch. der Kunst, Atlas. Taf. VIId, Fig. 9c. — BAUMEISTER: Denkm., I. Fig. 470. — WOERMANN: Gesch. der Kunst, I. S. 235. — FORRER, Reallex., S. 137. — HOEBER: Gr. Vasen, München, 1909, Fig. 9.

[5]) PERROT-CHIPIEZ: V. Fig. 232 u. 233.

[6]) MONTELIUS: Civ. prim., Ser. B. Taf. 345, 7.

Digitized by Google

quilin[1]), eine etruskisch-jonische Pyxis im Louvre[2]), ein clazomenischer Sarkophag im Louvre[3]), die Würzburger Phineusschale[4]) sind treffliche Beispiele dafür. Als Herkunft dieser jonisch-rodischen Dekoration darf das Schachbrett, rechteckig oder schräg, mit Punkten oder auch Kreuzchen gelten, welches sehr oft etruskische spätere Vasen, insbesondere Oinochoai, am Hals, schmückt, wie zahlreiche Stücke, insbesondere aus Falerii, im Museum von Villa Giulia zeigen.

* * *

Keine Spur von Schachbrett — so viel ich weiss — auf den Fikelluravasen. Trotzdem mögen dieselben unser Interesse erwecken. Denn sehr oft sind diese Vasen mit einem Muster verziert, das mit dem Schachbrettmuster im engsten Zusammenhang steht: das rhomboidische Netzwerk.

Abb. 22.
Nach Monum. ant. IX Taf. 46.

Um den Zusammenhang der beiden Motive ins Licht zu rücken, trifft glücklich zu die Tatsache, dass orientalische Krieger oder Amazonen oft Kleidungen tragen, die mit rautenförmigem Schachbrett verziert sind. Da ich später auf diese Tracht zurückkommen muss, beschränke ich mich hier darauf, einen asiatischen Reiter von der Akropolis als Beispiel anzuführen[5]). Oft ist aber dieses Schachbrett durch ein einfaches Netz — das ist mit dem Schema — ersetzt: ein Phrygier auf einer Oinochoe der Bibliothèque Nationale (Abb. 22) oder zwei morgenländische Reiterfiguren auf einer Bronzevase aus S. Maria di Capua[6]) sind gute Belege dafür.

Diese zahlreichen Figuren gehen wahrscheinlich auf sehr alte Vorbilder zurück. Ja, die ersten Vorläufer können wohl auch in die Zeit der alten Fikelluravasen gehören. Die völlige Unveränderlichkeit dieser Figuren berechtigt aber zu der Vermutung, dass das rechteckige Schachbrett die ursprüngliche Verzierung der Gewänder, das Netzwerk aber

[1]) MONTELIUS: Ser. B., Taf. 361, 3.
[2]) POTTIER: Vases, Taf. 31, D 149.
[3]) Bull. corr. hell., 1895. XIX. S. 71, Taf. I.
[4]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: Gr. Vasenmal., Taf. 41. — HOEBER, Fig. 6.
[5]) PERROT-CHIPIEZ: VIII. Fig. 324. — Vergl. LECHAT: Sculpt. att. avant. Phidias, S. 277, Note 1, S. 319.
[6]) Mon. Inst., V. T. 25.

Digitized by Google

nur eine zeichnerische, beinahe skizzenartige Verkümmerung dieses Musters sei.

Aus diesen Gründen halte ich mich durchaus für berechtigt, das Netzwerk der Fikelluravasen mit dem rautenförmigen Schachbrett in Zusammenhang zu bringen, insbesondere da das Muster oft mit eingeschriebenen Kreuzchen — wie oft das ägyptische Schachbrett — versehen wird[1]); ein Muster, das oft an schwarzfigurigen Vasen wiederkehrt. Auch eine andere Variante, wo die gekreuzten Linien kleine Sternchen oder Kreuzchen ausmachen[2]), kommt auf Vasen dieser letztgenannten Gattung zum Vorschein. Eine dritte Abänderung besteht aus schrägen Reihen von Rhomben[3]) und ähnelt einerseits dem rautenförmigen Schachbrett, zeigt jedoch andererseits ausgeprägte Verwandtschaft mit dem Muster, das Anubis Thron zu Philae verziert[4]).

Endlich muss hier eine Situla aus Daphnae Erwähnung finden, mit zwei Vierecken, die ein Schachbrett füllen[5]).

Die Herkunft des Schachbrettes, das auf Dipylonvasen sehr gemein ist und einen Bestandteil der Gesamtdekoration ausmacht, ist keine Frage, die hier gründlich erforscht und besprochen zu werden braucht; mykenischer Ursprung möchte jedoch am wahrscheinlichsten erscheinen[6]). Hier werde ich nur die Aufmerksamkeit des Lesers auf den schon so oft hervorgehobenen textilischen Charakter der gesamten Dipylondekoration lenken. Da — wie bald zu erweisen ist — die geschachteten Gewänder in der Dipylonzeit sehr beliebt waren, so fühlen wir uns zur Annahme geführt, dass der Ursprung dieses textilischen Charakters, der den Dipylonvasen eine so besondere Eigenart gibt, nicht nur in einer malerischen und mechanischen Herleitung von Motiven und Stil zu suchen ist, sondern besser in einer direkten Nachahmung von gleichzeitigen Gewändern; so sind wir imstande hier tatsächlich eine kunstgeschichtliche Erscheinung zu beobachten, die bisher nur eine notwendige prinzipielle Voraussetzung war.

Die Dekoration dieser Vasen ist so allgemein bekannt, dass eine

---

[1]) BOEHLAU: Aus jon. und ital. Nekrop., S. 53, Nr. 2 u. 3, S. 58, Fig. 29a, 30, Taf. III 3. — COLLIGNON-COUVE: Cat. des vases d'Athènes, Taf. XXI, 771. — Jahrbuch, I. S. 142, No. 3000.

[2]) BOEHLAU: S. 83, Nr. 1, S. 58, Nr. 31.

[3]) BOEHLAU: S. 58, Fig. 3.

[4]) LEPSIUS: IX. Abteil. IV 770.

[5]) WALTERS: Hist. of anc. pott., I. S. 351.

[6]) POULSEN: Die Dipylongräber und die Dipylonvasen. Leipzig 1905. S. 93.

Digitized by Google

Beschreibung derselben unnötig ist[1]). Ich kann aber nicht umhin, eine Pyxis zu erwähnen[2]), die für meine Aufstellung sehr wichtig ist. Ein Diskos mit breitem Schachbrettstreifen am Rand[3]) steht vielleicht mit orientalischen Schildern in Zusammenhang, welche bald zur Besprechung kommen werden.

* * *

Nun ist es Zeit die Zeugnisse eines wirklichen Gewandes zu untersuchen, die im Rahmen der oben erwähnten Merkmale zu finden sind.

Eine wirkliche Statuette aus Tiryns[4]) trägt einen Chiton, den rotbraune gekreuzte Streifen verzieren, so dass dieselbe der Statuette von Klicevac ähnelt. Viel wichtiger sind manche Gottheiten, die auf einer oft abgebildeten Amphore von Melos auftreten[5]). Artemis, eine der Musen,

Abb. 23.
Nach Baumeister, Denkmäler III Fig. 2086.

Abb. 24.
Nach Perrot-Chipiez, Hist. de l'art III Taf. IV.

[1]) Jahrbuch 1906. S. 178. — GRAEF: Die ant. Vasen, Taf. 9, 270. — COLLIGNON-COUVE: Cat. de vas. Athènes, Taf. XII, 214. — PERROT-CHIPIEZ: VII. Fig. 43. 44, 52. — RAYET-COLLIGNON: Hist. Fig. 17. — COLLIGNON-COUVE: Taf. XIII. 228 u. 238. Taf. XV. 280, 347. — PERROT-CHIPIEZ: Fig. VII, 44. — COLLIGNON-COUVE: Taf. XVI. 362. — PERROT-CHIPIEZ: VII. Fig. 51.

[2]) Arch. Anz. 1891. S. 27, Fig. 17.

[3]) GRAEF: a. a. o. Taf. 9, 270.

[4]) SCHLIEMANN: Tirynthe, Taf. XXV, Fig. c. — WINTER: Terrakotten, I. S. 22, 6.

[5]) CONZE: Mel. Tongef., Taf. III, IV. — SITTL, Arch. d. Kunst, Atlas, T. VIId, Fig. 67. — RAYET-COLLIGNON: Hist. ceram. gr., Taf. 3. — COLLIGNON: Hist. sc. gr., I. S. 93. — BAUMEISTER: III. Fig. 2086. — FORRER: S. 593, Taf. 165.

Digitized by Google

und eine Frau, die links dem Zweikampf beisteht, tragen einen reichen Rock mit gesticktem Rand, der sich vorne auf einem geschachteten Chiton öffnet, wie Abb. 23, wo die weibliche Gestalt dargestellt ist, veranschaulicht.

Auch eine cyprische Vase der Sammlung Piot, in Abb. 24 wiedergegeben, kann unser Interesse beanspruchen. Wir sehen hier eine weibliche Büste, die auf den Schultern zwei breite Dreiecke mit Schachbrett hat. Ich möchte die wahrscheinliche Vermutung aufstellen, dass diese Dreiecke eine Art Shawl darstellen, der um den Hals und über die Schultern gelegt ist. Die Franse, die den Rand der beiden Dreiecke schmückt, sagt uns, dass es hier jedenfalls um eine Kleidung sich handelt. Auch der strenge Realismus der Büste (Haartracht, Halsschmuck, Diadem) ist meiner Deutung durchaus günstig.

Endlich will ich ein Tonpferdchen mit Reiter aus Cypern vorführen[1]), dessen Brust mit rautenförmigem Schachbrett bemalt ist, worin ich eine Schabracke erblicken möchte. Andere orientalische Merkmale sind: zwei orientalische Reiter, die an einer Bronzevase aus S. Maria di Capua vorkommen[2]), ein Panzer, der bei Olympia aufgefunden wurde[3]) und eine rituelle Szene bildet: eine männliche Gestalt, von fünf Personen umgeben, spielt die Leier, der Leierspieler trägt eine Art von Shawl mit punktiertem Netzwerk. Auch eine andere Gestalt trägt ein ähnliches Gewand; in Abb. 25 ist der Leierspieler wiedergegeben.

Abb. 25. Nach Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst Taf. XXXVI, 2.

Abb. 2 gibt eine Achillesfigur wieder, die auf einem etruskischen Spiegel erscheint. Bedeutungsvoller sind aber einige etruskische Grabmalereien, die für die Begründung unserer Annahme von grösstem Interesse sind. Es sind Bankettszenen, denen natürlich ein transzendentaler Inhalt nicht fehlt. Mehrere dieser prächtigen Betten, worauf die schmausenden Toten sich gelagert haben, sind mit einem kostbaren Gewand bedeckt, das mit Schachbrett dekoriert ist. Manchmal schliesst sich diesem Muster ein reichgestalteter Mäander an und bildet einen breiten Streifen, wie z. B. im Tomba dell'orco (Abb. 26)[4]) oder im

[1]) PERROT-CHIPIEZ: III. Taf. II, 2.

[2]) Mon. Inst., V. 25.

[3]) Bull. corr. hell., 1883. VII. Taf. I—III. — HOERNES: Taf. XXXVI 1. u. 2. — OHNEFALSCH-RICHTER: Kypros, Taf. CXLI, 1. — FORRER: Taf. 156, 4.

[4]) Mon. Inst., IX. 14. — DENNIS: Cities and cemet.[3] I. S. 347.

Digitized by Google

Tomba della Pulcella[1]). Anderswo ist das Schachbrett sehr einfach[2]) oder erscheint in der verkümmerten Form eines rautenförmigen Netzwerkes, welches einem Fikelluramuster ähnelt, wie Abb. 27 zeigt.

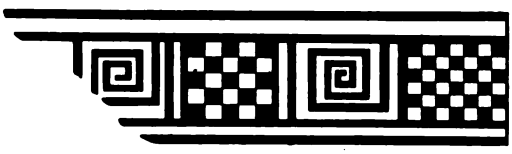


Abb. 26. Nach Mon. ined. IV Taf. 19.

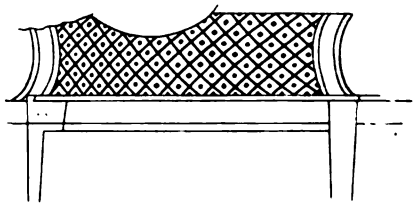


Abb. 27. Nach Mon. ined. IX Taf. 14.

Abb. 28.
Nach Mon. ined. IX 39.

Wenn wir noch einen Blick auf manche Dipylonszenen werfen, dann werden wir zu unserer grossen Überraschung manchen Klagefrauen begegnen, die an einer Prothesiszeremonie teilnehmen und eine mit Schachbrett gemusterte Kleidung tragen[3]). An einem Fragment aus dem Heraion zu Argos erblickt man einige Frauen, die mit grosser Feierlichkeit Zweige bringen[4]): wahrscheinlich die Darstellung einer Festlichkeit, welche man in Argos zu Ehren der Hera beging (λεχέρνα), wenn man der Jungfrau das Hochzeitsbett mit Zweigen vorbereitete[5]). Auch diese Frauen tragen eine mit Schachbrett gemusterte Kleidung. Dieses Gewebe deckt auch das Bett, worauf der Tote ruht[6]): die beiden Abb. 28 und 29 geben eine der Frauen und die Leichenbahre wieder.

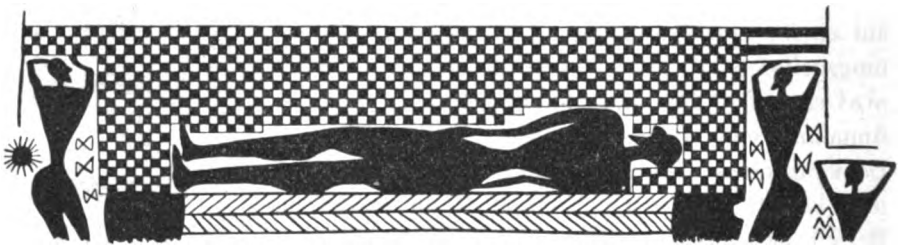


Abb. 29. Nach Perrot-Chipiez, Hist. de l'art. VII Fig. 56.

[1]) Ant. Denkm., II. Taf. 43, 2.

[2]) Mon. Inst., I. 33.

[3]) Mon. Inst., IX. 39. — RAYET-COLLIGNON: Fig. 17. — PERROT-CHIPIEZ: VII. S. 169 u. 175. — POTTIER: Vases, Taf. 20 A, 541.

[4]) WALDSTEIN: The argive Heraeum I Taf. 57, 17.

[5]) FARNELL: The cults of the greek states I 187.

[6]) PERROT-CHIPIEZ: VII. Fig. 56. — RAYET-COLLIGNON: Taf. I. — COLLIGNON: Sculptgr., I. S. 76.

* * *

Digitized by Google

Wir haben schon das Schachbrett auf ägyptischen Waffen vermerkt. Nun ist es an der Zeit, dieselbe Dekoration auch auf orientalischen Waffen aufzusuchen. Gute Belege bieten dafür mehrere italische Fundgegenstände aus der ersten Eisenzeit, die orientalische Einfuhrware oder Nachahmungen sind. Einen bekannten Schild aus dem Grabe Regulini-Galassi verzieren alternierende konzentrische Streifen von orientalisierenden Figuren und Schachbrett [1]). Einer ähnlichen Dekoration verdankt ein konischer Helm aus Oppeano seine Schönheit [2]), wovon Abb. 30 eine Vorstellung gibt. Auch auf einem hallstättischen Gürtel, der unter dem Einfluss der rhodisch-orientalischen Kunst entstanden ist, fehlt das Schachbrett nicht [3]). Ein Viereck mit Schachbrett samt anderen geometrischen Motiven verziert eine Schwertscheide von Novilara [4]), deren gebogene Form an den Orient erinnert. Endlich sei hier auch ein sogenannter Kommandostab aus dem Pfahlbau von Möringen (Bielersee) herangezogen [5]), dessen streng geometrische Dekoration auch einen breiten Schachbrettstreifen enthält. Der Pfahlbau von Möringen gehört dem Höhepunkt und dem Ende der Bronzezeit an und lieferte manche bronzene Geräte, die den Einfluss des griechisch-geometrischen Stils verraten. Dieser Serie gehört auch ein sehr merkwürdiger etruskischer Stamnos, im Vatikanischen Museum [6]), mit der Darstellung des Koraraubes. Der Wagen des Pluton ist ganz mit schrägem Schachbrettmuster dekoriert. Vielleicht darf man darin den Wiederschein orientalischer Trachten erblicken: jedenfalls ist die Übereinstimmung mit ägyptischen Beispielen sehr beachtenswert.

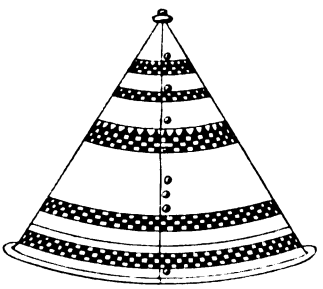


Abb. 30.
Nach Bull. pal. 1878 Taf. VI Fig. 5.

Zwei etruskische Terrakottaplatten im Louvre sind hier am besten einzureihen als Beispiel der Anwendung des Schachbrettes an architektonischen Teilen und zugleich an Altären. Die erste ist mit einem Schachbrettstreifen verziert, die zweite aber bietet einen Altar, dessen Verzierung aus grossen bunten Rechtecken besteht [7]). Auch die

[1]) MARTHA: L'art. etrusque, Fig. 100. — SITTL: Atlas. Taf. VIII. Fig. 14b. — MONTELIUS: a. a. O., Taf. 337, 16.

[2]) Bull. pat. 1878. Taf. VI, 5—5b. — ZANNONI: Scavi della Certosa, Taf. XXXV. 57. — FORRER, Taf. 88, 3.

[3]) SACKEN: Das Grabfeld von Hallstatt, Taf. XII 1.

[4]) Mon. ant., V. S. 227, Fig. 5. — MONTELIUS: Civ. prim., Ser. B. Taf. 146, 9.

[5]) MUNRO-RODET: Fig. 80, 3.

[6]) GERHARD: Ausserl. Vas 240. — OVERBECK: Kunstmyth. Atlas XVIII, 14.

[7]) Monum., VI. 30. — WOERMANN: Gesch. d. Kunst, I. S. 400.

Digitized by Google

Deckenverzierung eines caeretanischen Grabes [1]) ist hier sehr wichtig; denn dieses dreifarbige Schachbrett erinnert an viele sehr bekannte ägyptische Beispiele.

IV.

Die Reihe der griechisch-orientalischen Ornamente muss hier unterbrochen werden, und zwar aus rein methodologischen Gründen. Die Dipylonvasen sind mit der späteren Bronzezeit und der ersten Eisenzeit Italiens gleichzeitig und bevor wir auf Grund korinthischer schwarz- und rotfiguriger Vasen das Fortdauern des Gebrauchs in Griechenland verfolgen, mag es angezeigter sein, dasselbe Phänomen während der oben erwähnten Epoche in Italien zu erforschen. Denn es wäre chronologisch nicht richtig, zuerst die ganze Reihe der griechischen Denkmäler bis zur spätrotfigurigen Malerei zu schildern, und dann sich der italischen Halbinsel zuzuwenden.

Das vorgeschichtliche Material Siziliens und das sikelische Material Unteritaliens kann hier kaum Erwähnung finden und fällt ganz aus dem Rahmen unserer Untersuchung. Die Keramik von Castellucio [2]), von Finocchito [3]), von Pertosa [4]), von Matera [5]), von Madonna del Piano [6]), ist oft mit rechteckigem oder rautenförmigem gemalten oder eingeritztem Schachbrett verziert: aber mehr als einen mehr oder minder engen Anschluss an orientalische Vorbilder darf man daraus nicht schliessen.

Ganz anders, wenn wir die Merkmale der ersten Eisenzeit in Mittel- und Norditalien in Betracht ziehen. Hier können wir leichteren und sicheren Schrittes voranschreiten, indem vier Arten von Merkmalen zu unterscheiden sind: 1. Eingeführte Denkmäler, 2. Nachahmungen von eingeführten Geräten, 3. Geräte lokalen Ursprungs, 4. Belege für das Gewand an und für sich. Kaum ist es zu sagen, dass wir aufs neue einigen Denkmälern begegnen werden, von denen schon in bezug auf die orientalische Kultur die Rede war, und die manche orientalischen Elemente der italischen Kultur verraten. Ich bin der Meinung, dass

---

[1]) MONTELIUS: Ser. B. Taf. 304, 2.

[2]) Bull. pal. 1893. Taf. VI, 41, 42, 35; 1895. Taf. VI, 2. — L'Anthropologie 1897. S. 141, Fig. 17. — PEET: The stone age, Fig. 84a.

[3]) Bull. pal. 1897. Taf. VI. 11.

[4]) Mon. ant., IX. S. 584, Fig. 46 (Patroni). — CARUCCI: La grotta preist. d. Pertosa, Napoli 1907. Taf. XXIX. Fig. 11. Ein ähnliches Fragment im Museo preistorico zu Rom stammt von Coppa Nevigata (Manfredonia) her, und gehört der Bronzezeit (MOSSO: Origini civ. med., Fig. 5).

[5]) MAYER: Le staz. preist. di Molfetta, Fig. 98. PEET: The stone age, S. 78, Fig. 30. Vergl. die Fragmente der Sammlung Ridola von QUAGLIATI angeführt. Bull. pal. 1896. S. 283.

[6]) Bull. pal. 1905, S. 116, Fig. 20.

Digitized by Google

mein Verfahren durchaus berechtigt ist und vom Standpunkte der Kulturgeschichte unanfechtbar. Denn schon, weil aus italischem Boden orientalisierende Gegenstände ans Licht getreten sind, ist der Schluss berechtigt, dass die orientalische Kultur sich in die italische fortgepflanzt hatte. Der Stil verrät Gebräuche, Verkehr, Beziehungen, manchmal auch Rasse. So geschieht es, dass dieselben Merkmale als Zeugnisse zweier Erscheinungen gelten, je nach dem wir sie vom kunstgeschichtlichen oder vom kulturgeschichtlichen Standpunkt prüfen. Sie sind Ausstrahlungen der orientalischen Kunst, und Zeugnisse der italischen Kultur. — Ich muss aber aufrichtig bekennen, dass nur eine eingehende, genaue Untersuchung der einzelnen Geräte — die mir nicht möglich war — eine strenge und endgültige Unterscheidung der vier Gattungen ermöglichen könnte.

Als eingeführt möchte ich beurteilen: das Kästchen im Louvre, „mykenischen" Stils [1]), ein jonisches oder rhodisches Bruchstück aus dem Esquilin [2]), die Schwertscheide aus Novilara [3]), den Schild Regulini-Galassi [4]), den Helm aus Oppeano. Als direkte Nachahmungen eingeführter Ware können folgende gelten: eine jonisch-etruskische Pyxis aus Caere im Louvre [5]), eine rhodisch-etruskische Lekane aus Cervetri [6]). Lokalerzeugnisse sind in erster Linie einige eiförmige und henkellose Pithoi [7]), für die das Schachbrett typisch ist, eine kornetanische Vase mit Streifen am Fuss [8]), eine Vase aus der Nekropole von Villa Cavalletti (Grottaferrata) mit rohen alternierenden leeren und geritzten Vierecken [9]), eine Amphore aus Capodimonte, in einer tomba a pozzo aufgefunden, mit ähnlicher Dekoration [10]), ein Ossuar aus Rom mit einem gleichverzierten Viereck [11]), ein Holmos aus Narce mit Schachbrettstreifen [12]).

Nun die Belege für das wirkliche Gewand. In erster Linie seien hier noch einmal manche etruskische Grabgemälde erwähnt; auch die

---

[1]) POTTIER: Vases, Taf. 29, D 32.

[2]) Mon. ant., V. S. 227, Fig. 5 (Brizio) — MONTELIUS: Civ. prim., Ser. B. Taf. 146, 9.

[3]) MARTHA: l'art. etrusque, Fig. 100. — SITTL: Atlas, Taf. VIII, Fig. 14b. — MONTELIUS: a. a. O., Taf. 337, 16.

[4]) Bull. pal. 1878. Taf. VI, 5—5b. — FORRER: Taf. 88, 3.

[5]) POTTIER: Vases, Taf. 31, D. 149.

[6]) MONTELIUS: a. a. O., Taf. 345, 7.

[7]) Z. B. POTTIER: Vases Taf. 35, D 233.

[8]) MONTELIUS: Ser. B, Taf. 196, 4..

[9]) Not. scavi 1902. S. 181, Fig. 881.

[10]) Not. scavi 1894, S. 128, Fig. 6.

[11]) Mon. ant., XV. Taf. XIX, 15 (PINZA).

[12]) Mon. ant., V. S. 227, Fig. 5 (BARNABEI).

Digitized by Google

Achillesfigur eines etruskischen Spiegels — schon von mir besprochen und wiedergegeben — kann gewissermassen hier eingereiht werden, insofern diese Figur wahrscheinlich eine Lokaltracht aufweist. Die Vermutung wird Gewissheit in bezug auf andere etruskische Tonfiguren, die auf dem Deckel zweier chiusinischer Aschenurnen thronen und eine Kleidung tragen, die ein dickes Netzwerk schmückt[1]). Es lässt sich nicht leugnen, dass zugunsten dieser Verwertung auch der bekannte Realismus eintritt, der gewöhnlich der etruskischen Kunst — insbesondere in bezug auf Tracht — eigen war. Zwei etruskische Statuetten sind auch beachtenswert. Die erste, dem Grab Regulini-Galassi entstammend, ionisierend, trägt ein mit Netzwerk gemustertes Kleid, wie Abb. 31 zeigt[2]); das zweite Gewand ist mit losen kleinen Vierecken verziert[3]). Beweisstücke ersten Ranges sind endlich die beiden Situlae von der Certosa[4]) und von Kuffarn[5]). Das erste Gerät ist so bekannt, dass eine genaue und in jedem Fall weitschweifige Beschreibung überflüssig ist: ich verweise auf die zahlreichen Abbildungen dieses kostbaren Stückes. Eine kriegerische Prozession von bewaffneten Männern, ein prächtiges Opfer, ein reiches Bankett: das sind die Darstellungen, die sich um die Vase in drei Streifen mit ununterbrochenem innerlichen Zusammenhang entwickeln. Drei Akte eines festlichen Dramas, wo ein grossartiges Ereignis — vielleicht ein Sieg? — gefeiert wird. Nicht unähnlich, obwohl viel bescheidener sind die Darstellungen der Situla von Kuffarn: Spiele, Wetteifer, ein Bankett.

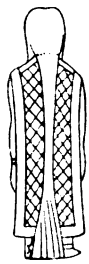


Abb. 31. Nach Montelius Ser. B Taf. 337, 4.

Unter den zahlreichen Personen, die an der Feierlichkeit teilnehmen, beanspruchen einige das lebhafteste Interesse. Auf der ersten Situla, drei auf dem Kopf einige Kästchen tragende Frauen, zwei feierliche Figuren, vielleicht Priester, eine Figur, die aus einem grossen Krater schöpft, eine andere, die dem Bankett beisteht. Auf der zweiten Situla: der Schmausende selbst, drei Paedotriben u. a. m. Alle diese Figuren, deren ich zwei in Abb. 32 wiedergebe, tragen ein eigenartiges Gewand mit Netzwerk. Angesichts der Wahrnehmung, dass nur jene Personen diese Kleidung tragen, die einen religiösen Akt vollziehen, nehme ich keinen Anstand, in diesem mit Netz gemusterten Gewand noch einmal eine rituelle Kleidung zu erblicken, die mit der

[1]) MONTELIUS: a. a. O., Taf. 228, 3 u. 5.

[2]) MONTELIUS: a. a. O. Taf. 337, 4. — DAREMBERG-SAGLIO: Dictionn., I. Fig. 1837.

[3]) MICALI: Mon. ined., Taf. XXXIII. — DAREMBERG-SAGLIO: I. Fig. 1836.

[4]) HOERNES: Taf. XXXII. — FORRER: S. 743.

[5]) HOERNES: Taf. XXXIII. — FORRER: S. 741.

Digitized by Google

Natur der Zeremonie selbst zusammenzuhängen scheint. Und mit allem Vorbehalt möchte ich die Vermutung wagen, es handle sich noch einmal um das geschachtete Gewebe, dessen verkümmerte Wiedergabe das Netzwerk sein könnte.

Eine andere recht interessante Figur möchte ich dem Kreise der italischen Denkmäler zuteilen: ich meine eine Vase aus Ödenburg, die ein Werk der ersten Eisenzeit ist[1]). Abb. 33 ist diesem interessanten

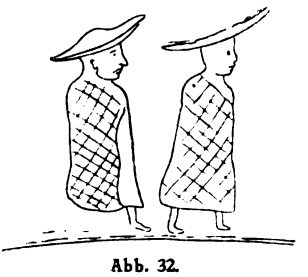


Abb. 32.
Nach Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst
Taf. XXXVI.
(Situla von Certosa).

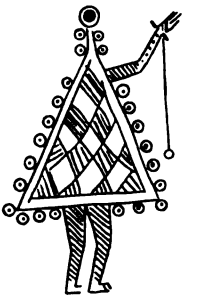


Abb. 33.
Nach Hoernes
Urgesch. d. bild. Kunst
Taf. XXIX.

Gefäss entlehnt und veranschaulicht die in Betracht kommende Figur: auf dem breiten glockenförmigen Kleid erkennt man deutlich ein rohes Schachbrettmuster. Die Ödenburger Vasen sind übrigens oft mit diesem Muster geschmückt[2]).

V.

Es ist nun an der Zeit die griechische Reihe der Beispiele weiter zu verfolgen. Auf geometrisch-attische Vasen bildet das Schachbrett breite horizontale Streifen[3]), vereinzelte oder in breite Streifen kombinierte Rechtecke[4]), Triglyphen[5]). Der theräische geometrische Stil bietet oft ein Viereck mit schrägem Schachbrett[6]), minder häufig scheint ein Dreieck mit ähnlichem Muster gefüllt[7]), oder ein grosses Viereck[8]).

---

[1]) HOERNES: Taf. XXXIX.

[2]) HOERNES: Taf. XIX. 13, 14., XXII. 18.

[3]) Jahrbuch 1899. S. 193, Fig. 155; S. 209, Fig. 78; S. 211, Fig. 87; S. 214, Fig. 94 (WIDE). — COLLIGNON-COUVE: Taf. XVI, 362.

[4]) Jahrbuch 1899. S. 205, Fig. 71; S. 209, Fig. 79; S. 214, Fig. 97.

[5]) Jahrbuch 1899. S. 206, Fig. 73; S. 207, Fig. 75; S. 214, Fig. 98.

[6]) DRAGENDORFF: Theräische Gräber (Thera II), Fig. 167, 318, 320, 321, 327, 348, 349.

[7]) DRAGENDORFF: a. a. O., Fig. 330, 331.

[8]) DRAGENDORFF: Fig. 338, Taf. I 2.

Digitized by Google

Die Schultern einer Amphore aus Thera sind mit punktiertem Netzwerk verziert [1]).

Angesichts der parallelen Entwickelung, die sowohl im theräischen als auch im attischen geometrischen Stil wahrzunehmen ist, und bei dem Mangel an Beweisen dafür, dass Thera unter attischem Einfluss stand oder umgekehrt, fühlte sich DRAGENDORFF [2]) bemüssigt, auf eine grundverschiedene Kunstgattung zurückzugreifen und diesen geometrischen Stil aus einer vermutlichen Metalltechnik abzuleiten, deren Dasein blosse Vermutung ist. Gegen die Annahme muss ich Einspruch erheben. Es fragt sich vor allem, an welchen Kriterien wir den Einfluss dieser Technik auf den geometrischen Vasen zu erkennen vermögen, da nichts von allem, was wir vom „metallischen" Stil des Altertums kennen, mit dem geometrischen Stil in Einklang steht. Diese beiden Stile haben keine Berührungspunkte. Der Textilstil hat eine entschiedene Vorliebe für gerade Linien, deren Schema der Einschlag selbst gibt. Der „metallische" Stil bevorzugt im Gegenteil die gebogenen Linien, welchen die metallischen biegsamen Fäden leicht folgen. Die gebogene Linie ist so natürlich im zweiten, wie beinahe unmöglich im ersten Stil.

Wenn dies alles richtig ist, dann ist die Vorliebe für gerade Linien, die dem geometrischen Stile eigen ist, schon an und für sich bedeutungsvoll und widerspricht DRAGENDORFF's Theorie. Bis man nicht gegen meine Folgerungen einen ernsten und endgültigen Einwand erhebt, werde ich den geometrischen Stil von der Textilkunst ableiten.

* * *

Aus böotischen Vasen ergibt sich so gut wie nichts, wenn auch die Anwendung von geschachteten Streifen an diesen Vasen [3]) nicht ganz ohne Interesse sein möchte.

* * *

Auch die korinthischen Vasen, die oft mit geschachteten Streifen verziert sind [4]), haben für unsere Untersuchung nur geringen Wert. Der geschachtete Streifen, der sich an diese Vasen oft unter der figürlichen Darstellung ausdehnt [5]), dürfte zu keiner allgemeinen

---

[1]) DRAGENDORFF: Fig. 346 a, b.

[2]) DRAGENDORFF: S. 167.

[3]) Not. scavi 1895. S. 185. — Vorlegebl. 1888. I. 8 u. 9. — Mon. Inst., IX. 4. — BAUMEISTER: III. Fig. 2087.

[4]) POTTIER: Vases, Taf. 39, E 13. — MONTELIUS: a. a. O., Taf. 196, 4. — Not. scavi 1893. S. 473 usw.

[5]) POTTIER: Taf. 44, E 622; Taf. 50, E 640, E 642.

Digitized by Google

Schlussfolgerung Anlass geben. Ein einziges Beispiel aus dem Gebiete der korinthischen Vasen bin ich im Stande anzuführen, das einen direkten Nachweis für unsere Theorie liefert. Das ist ein Krater im Louvre [1]) mit Bankettszene. Die Betten sind mit einem Gewand bedeckt, das ein rautenförmiges Netzwerk verziert.

* * *

Ein viel weiteres und reicheres Gebiet erschliesst sich dem Forscher, der die schwarzfigurigen Vasen untersucht. Die unschätzbare Fülle jener Kunstperiode kann vielleicht nur derjenige gründlich ermessen, der diese Vasen von unserem Standpunkt aus prüft. Bevor wir aber zu den figürlichen Darstellungen übergehen, empfiehlt es sich, die Üppigkeit ins rechte Licht zu stellen, die auch die rein dekorative Anwendung des Schachbretts charakterisiert.

Dem Künstler genügt es nicht mehr, wie an böotischen und korinthischen Vasen die Szene mit einem Streifen zu unterstützen; er dehnt den Streifen auch auf den Hals [2]), auf die Schulter [3]), oder die Mündung aus [4]). Manchmal verzieren zwei Streifen die Vase, unter der Darstellung und am Fuss [5]). Manchmal auch bildet das Schachbrett den einzigen Schmuck von nicht figurirten Vasen [6]).

Abb. 34.
Nach Gardner, Cat. of the Fitz-William Mus. Taf. XII.

Abb. 35.
Nach Journ. hell. st. 1884 Taf. XLI.

[1]) POTTIER: Taf. 46, E 29.
[2]) Journ. hell. st., II, Taf. 2.
[3]) Ann. Inst. 1876. Taf. A.
[4]) POTTIER: Vases, Taf. 85, F 334.
[5]) Röm. Mitt. 1902. Taf. V.
[6]) POTTIER: Taf. 87, F 524, F. 528.

Digitized by Google

Nun zu den Darstellungen des Gewandes! — Auffallend genug ist die Tatsache, dass das eigentliche geschachtete Gewand auf schwarzfigurigen Vasen sehr selten ist. Nur zwei Beispiele sind mir bekannt: „Telamon" auf einer Amphore mit Herakles' Kampf gegen die Amazonen, die im Fitz-William Museum zu Oxford aufbewahrt ist (Abb. 34) und Athena auf der Berliner Amphore des Exekias [1]), deren Apoptygma mit Schachbrett gemustert ist, in das ausserdem kleine Rechtecke eingeschrieben sind.

Desto reicher aber erscheint die Fülle von Kleidungen, deren Dekoration, wie wir sehen werden, mit dem Schachbrett aufs engste verbunden ist. Manche Vorläufer dieser Muster erblicken wir an einer rhodischen Schale mit Herakles-Apotheose [2]), der Abb. 35 entnommen ist. Andere von mir nicht wiedergegebene Figuren bieten abwechselnde Sterne und Punkte.

Ein anderes rhodisches Vorbild von mehreren Motiven, die baldigst besprochen und zum Teil abgebildet werden sollen, ist der typische rhodische Mäander, der in Abb. 36 wiedergegeben ist. Ein Vergleich zwischen diesem Motiv und anderen schwarzfigurigen Mustern wird den Zusammenhang ins Licht rücken. Durch leichte Umbildung erhält man die letzten Muster, wenn man die Elemente des rhodischen Mäanders — Stern und eckige Spirale — in ein Netzwerk hineinarbeitet.

Für das Netzwerk mit eingeschriebenen Rechtecken ist mir eine assyrische Herkunft sehr wahrscheinlich. Auf assyrischen Denkmälern schmückt dieses Muster ungemein häufig, ja fast ausschliesslich, die Prachtgewänder von Königen oder Gottheiten [3]). Auch eine geflügelte Gottheit an einem Architrav zu Niniveh [4]) trägt ein solches Gewand. Eine andere geflügelte Gottheit sei hier angeführt, die auf einem Zylinder im Cabinet des Medailles auftritt [5]). Manchmal sind die Vierecke alternierend leer und mit Rosetten gefüllt, oder auch leer und mit Vierecken. Auch Gebäude pflegte man in der uralten chaldäischen Kultur mit Motiven, die dem Schachbrett verwandt sind, zu schmücken [6]).

Dass die verschiedenen Muster, die nun zur Sprache kommen werden, auf diese orientalischen und assyrischen Vorbilder zurückzu-

---

[1]) Vorlegebl. 1888, Taf. VI 3b.

[2]) Journ. hell. st. 1884, Taf. XLI.

[3]) BOTTA-FLANDIN: Monum. de Ninive, I. Taf. 12, 14, 81; II. Taf. 88, 90, 105.

[4]) PERROT-CHIPIEZ: II. Fig. 123. — SITTL: Atlas, Taf. III, Fig. 1.

[5]) LAJARD: Culte de Mythra, Taf. LXI, 18. — Gaz. arch. 1879, S. 255. — Vergl. OHNEFALSCH-RICHTER: Taf. CXCIV, Fig. 1a, 1b.

[6]) PERROT-CHIPIEZ: II. S. 293, Fig. 119. — MONTELIUS: Chronol. der Bronzez., S. 185, Fig. 484 (aus Warka).

Digitized by Google

führen sind, darüber kann m. E. kein Zweifel obwalten. Aber nirgends ist die Üppigkeit der Gewandverzierung zu einer solchen Blüte gediehen, wie an schwarzfigurigen Vasen. Wir können hier eine Menge von Abänderungen unterscheiden.

Manchmal besteht das Muster aus einem Netzwerk mit eingeschriebenen Kreuzchen: als Beispiele mögen das Gewand der Athena auf einer Pariser Amphore des Amasis gelten[1]), oder einige

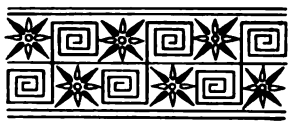


Abb. 36.
Nach Walters, Hist. of pottery II Fig. 142.

Abb. 37.
Nach Mon. ined. XI Taf. 41.

Frauen auf einer cornetanischen Schale mit Herakles und Triton (Abb. 37). Auch eine Frau auf einer Neapler Schale[2]), oder Athena auf einer ehemaligen Basseggio-Amphore mit Herakles und Kyknos[3]) können hier angeführt werden. Das Netzwerk kann aber statt rechteckig rautenförmig sein, ganz wie an Fikelluravasen. Ich beschränke mich auf zwei Beispiele: eine Frau einer Berliner Amphore aus Vulci mit Iliupersis[4]) und eine weibliche Figur auf einer Neapler Amphore[5]).

Eine weitere Bereicherung wird durch eingeschriebene Pünktchen oder Kreuzchen erzielt. Diesen punktierten Kreuzchen gesellen sich in abwechselnder Reihe mehrfache Muster: eckige Spirale[6]) (Abb. 38), gebogene Spirale[7]) (Abb. 39), Sternchen[8]) wie auf Abb. 40, leere Vierecke wie bei mehreren Figuren der François-Vase[9]), Kreuzchen die aus Pünktchen bestehen, oder Blümchen wie bei anderen

---

[1]) Vorlegebl. 1889. Taf. III, Fig. 28. — HOEBER: Gr. Vasen, Fig. 36.
[2]) SANTANGELO: Nr. 173.
[3]) GERHARD: Auserl. Vasenb., 121, 1.
[4]) GERHARD: Etr. camp. Vasenb., 21. — HOEBER: Fig. 30.
[5]) HEYDEMANN: 2460. — Vergl.: Die Berliner Amphore GERHARD: Etr. camp. Vas. Taf. XX.
[6]) GERHARD: A. Vas., Taf. 74; Élite cér. III. 42. (Berliner Amphore.)
[7]) Amphore aus Vulci im Br. Mus. mit dem Kallirrhoebrunnen.
[8]) WALTERS Cat. of the vases of the Br. Mus., B 208, II S. 9, Fig. 19. — OVERBECK: Kunstmyth., Atlas. Taf. IV 3.
[9]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: Vasenm., Taf. 1—3, 12—13.

Digitized by Google

Gestalten derselben Vase [1]), punktierte Vierecke [2]), breite Punkte, die mit kleinen Pünktchen umrahmt sind [3]) (Abb. 41), dreifache Kreuzchen (Abb. 42), einfache Punkte [4]). Andere Abänderungen erblicke

Abb. 38. Nach Gerhard, Auserl. Vasenb. 74.

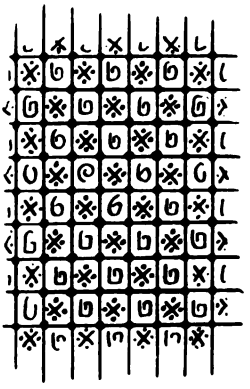


Abb. 39.
Nach Gerhard, Auserl. Vasenb. 307.

ich in den schrägen Kreuzen mit einwärts gebogenen Strahlen, die an dem Chiton einer panathenäischen Athena, auf einer Neapler Vase, mit eckigen Spiralen abwechselt (Abb. 43), und auch in den dreifachen Kreuzchen, die z. B. im Verein mit Kreuzchen den Chiton der Athena auf einer schon erwähnten Amphore des Britischen Museums schmücken [5]); und auch der Chiton des Kyknos auf der Berliner Oinochoe von Cholchos ist mit diesen Kreuzchen verziert [6]). Manchmal gesellen sich den dreifachen Kreuzchen breite Punkte zu wie in Abb. 44 [7]) oder breite Punkte, die ein punktiertes Kreischen umrahmt [8]), oder schräge punktierte Kreuzchen [9]),

---

[1]) Vergl. die Neapler Amphore 2735 (Chiton des Geryon), und FURTWÄNGLER-REICHHOLD: T. 4. — HOEBER: Fig. 42 (Athena. Schale des Andokides zu München).

[2]) Br. Mus., B 197 (WALTERS Catal. II, Taf. V. Aphrodite).

[3]) GRAEF: Taf. 24, 594 u. Taf. 41, 614 a.

[4]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 4 (Münchener Amphore).

[5]) B. 208. WALTERS Catal. II. S. 9, Fig. 19.

[6]) GERHARD: A. V. 122—123.

[7]) Aus der Amphore des Cholchos. Ferner: Amer. Journ. of arch., 1895. XI. S. 10, Fig. 7 (Amphore mit den spielenden Achilles und Aias), Élite I 67 (Athenas Geburt. — Eine Eileithyia).

[8]) GRAEF: T. 35, 2 (Aphrodite im Deinos des Lydos).

[9]) Élite, III 42.

Digitized by Google

Abb. 40.
Nach Overbeck, Kunstmyth. Atlas tav. IV, 3.

Abb. 41. Nach Graef, Die ant. Vasen von der Akr. Taf. 24, 594.

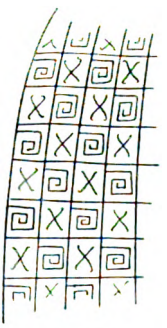


Abb. 42.
Nach der Vase Heydemann 2764.

Abb. 43.
Nach Gerhard, Auserl. Vasenb. 122—23.

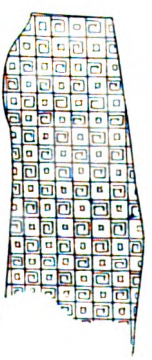


Abb. 44.
Nach Mon. ined. II Taf. 22.

Digitized by Google

oder kleine Gruppen von Pünktchen[1]). Aber manchmal bilden dreifache Kreuzchen den ganzen Schmuck[2]).

Diese Reihe von Mustern führt uns zu den eckigen Spiralen, die mit den eingeschriebenen orientalischen Vierecken in Zusammenhang stehen: beide Muster füllen tatsächlich das Netzwerk, das Ledas Chiton auf einer Amphore des Exekias deckt (Abb. 40). Anderswo[3]) ist dieses Muster mit punktierten Kreuzchen vereinigt: aber Hera auf einer Amphore der Bibliothèque Nationale[4]) und eine Hydrophore auf einer Vase des Britischen Museums mit dem Kallirrhoe-Brunnen[5]) tragen Gewänder, deren einziger Schmuck diese eckigen Spiralen bilden.

Vielleicht können wir die eckigen Spiralen als eine Umgestaltung der eingeschriebenen Vierecke betrachten, die oft vorkommen. Als Beispiele seien hier angeführt: Geryon auf einer Amphore des Britischen Museums[6]), Athena an einer anderen Amphore mit dem Kampf von Herakles gegen die Amazonen[7]), Zeus auf einem Krater des Nikosthenes, wo dieses Muster mit einfachen Kreuzchen alterniert[8]), eine Frau, die dem Kampf zwischen Theseus und dem Minotauros beiwohnt, auf einer Berliner Amphore[9]), wo aber das Muster durch breite Punkte kompliziert ist. Ein wenig umgestaltet schmückt dieses Motiv das Gewand einer Terrakottastatuette zu Berlin — in Abb. 41 wiedergegeben — und kommt in seiner rautenförmigen Variante auf dem Chiton einer Eileithyia auf einer Berliner Amphore zum Vorschein[10]). Dass die normalen Spiralen mit den eckigen Spiralen im engsten Zusammenhang stehen, darüber kann kein Zweifel bestehen: manchmal kommen sie ganz allein vor[11]), manchmal samt punktierten Kreuzchen[12]).

Als Schluss dieser langen Reihe muss hier endlich auch das einfache punktierte rautenförmige Netzwerk erwähnt werden, das das Gewand des leierspielenden Apollo einer ehemaligen Candelori-Vase verziert, wie Abb. 42 veranschaulicht[13]). Beachtenswert ist es, dass dieses Motiv oft den Chiton schmückt, den manche leierspielenden

---

[1]) GERHARD: Etr. camp. V. XX. (Berliner Amphore mit Achilles und Troilos.)
[2]) GERHARD a. a. O. XXII.
[3]) Élite cér. III. 42.
[4]) DE RIDDER: Catal. des vases de la B. N. S. 343, Fig. 18.
[5]) GERHARD: A. V. 307.
[6]) B. 194. WALTERS Cat. II. T. IV.
[7]) GERHARD: A. V. 104.
[8]) Vorlegebl. 1890/91. Taf. VI, 12.
[9]) GERHARD: Etr. camp. Vas. XXIII.
[10]) Mon. Inst., III. 44. Élite I. 65 A.
[11]) GERHARD: A. V. 314.
[12]) GERHARD: A. V. 307. — SYBEL: Weltgesch. d. Kunst. S. 134.
[13]) GERHARD: A. V. 23. — OVERBECK: Kunstm. Atlas. T. XIX 18.

Digitized by Google

Figuren shawlartig auf den Arm geworfen tragen. Ich führe den Apollo einer ehemaligen Depoletti-Vase an, wo das Netzwerk mit Kreuzchen statt Punkten, gefüllt ist [1]). Zwei andere leierspielende Figuren einer Berliner Vase [2]) bieten Kreuzchen oder Kreischen in den Rhomben.

Abb. 41.
Nach Jahrbuch d. Inst. 1888 S. 343 Fig. 27.

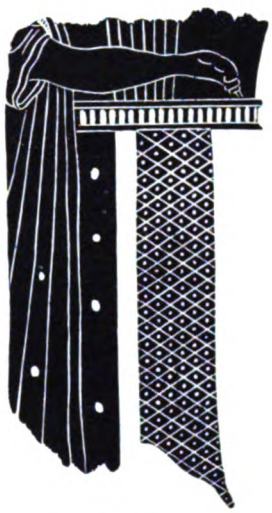


Abb. 42.
Nach Gerhard, Auserl. Vasenb. 23.

Diese Reihe von Mustern bringe ich mit dem Schachbrett in Zusammenhang. Die beiden Gattungen sind tatsächlich nur dadurch unterschieden, dass die Elemente des Netzwerkes im Schachbrett durch Farbe, in den anderen Mustern aber durch Zeichen gekennzeichnet werden. Wenn wir die dunkle und helle Farbe durch Sternchen und Punkte ersetzen, dann erhalten wir statt eines Schachbretts ein Netzwerk mit Sternchen und Punkten.

Die Verwandtschaft der Gattungen wird auch dadurch bewiesen, dass dieselben sehr oft in eine einzige zusammenfliessen. Im ägyptischen Schachbrett sind sehr oft die Elemente durch Farben und gleichzeitig durch Zeichen unterschieden. Bei einem weiss-roten Schachbrett z. B. sind die roten Vierecke auch gekreuzt. Dasselbe ist an schwarzfigurigen Vasen zu vermerken. Abb. 43 veranschaulicht ein treffendes Beispiel eines derartigen Musters, wo die beiden Gattungen zusammenfliessen. Die Athena einer Berliner Amphore mit dem nemäischen Löwen [3]), trägt einen Chiton mit Schachbrett, wo die hellen Elemente durch Vierecke, die dunklen aber durch grosse Punkte noch besser

[1]) Élite cér., II. 29.
[2]) GERHARD: Etr. camp., Vas. III.
[3]) GERHARD: Etr. camp. Vas., XII.

Digitized by Google

hervorgehoben werden. Lehrhafter erscheint eine Athena-Gestalt an der Amphore des Exekias zu Berlin [1]), wo das Netzwerk mit zweifarbigen Rechtecken und zugleich mit eingeschriebenen Vierecken gefüllt ist. Manchmal fehlt zwar eine tatsächliche Differenzierung, aber die scharf gewählten verschiedenen Zeichen verleihen den Elementen einen solchen verschiedenen Ton, dass das Auge darin ein wahrhaftiges zwiefarbiges Schachbrett zu sehen glaubt: ein treffendes Beispiel dieser pseudoskopischen Erscheinung gibt uns Abb. 39. Eine andere Abart, die auf dem Chiton von Phobos an einer ehemaligen Bourgignon-Vase gezeichnet ist [2]), ist auch für unsere Theorie beachtenswert. Wenn ich also diese Motive mit dem Schachbrett in Zusammenhang bringe, so scheint mir mein Verfahren durchaus berechtigt.

Diese Fülle an kostbaren Gewändern, deren schon die François-Vase gegen die Mitte des VI. Jahrhunderts treffliche Beispiele liefert,

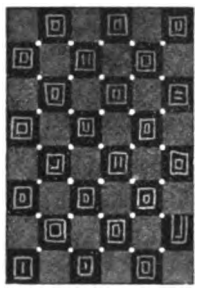


Abb. 43.
Nach Élite céram. II 11.

Abb. 44.
Nach Journ. hell. st. I Taf. I.

ist m. E. mit der wirtschaftlichen und kulturellen Ausbreitung der Griechen zu erklären, die am Ende des VII. und während des VI. Jahrhunderts stattfand und die Griechen mit der orientalischen Kultur in Berührung brachte [3]).

Nun verlohnt es sich, durch Vermittelung der figürlichen Darstellungen den Übergang des Schachbretts von den Gewändern auf die Waffen, Gebäude und Geräte zu erforschen. Sehr interessant ist eine Schale der Sammlung Ragey, worin ein behelmter Kopf gemalt ist, den Abb. 44 veranschaulicht. Am Ansatz des Lophos erkennt man deutlich einen Streifen mit schwarz-weissem Schachbrett. So einen Helm trägt auch ein Krieger auf einer fragmentierten Vase aus dem Heraion von Argos [4]). Darauf sind auch zwei Schilde zu sehen,

[1]) Vorlegebl., 1888. Taf. VI. 3b.
[2]) Arch. Ztg., 1884. Taf. 15. — ROSCHER: Lex., III. Sp. 2393.
[3]) BUSOLT: Gr. Gesch., II. S. 186, 198, 200, 248, 332.
[4]) WALDSTEIN: The argive Heraeum II Taf. 67, 4.

Digitized by Google

die am Rande — ganz wie beim Schilde Regulini — mit einem breiten Schachbrettstreifen verziert sind. Die schwarzfigurigen Vasen liefern uns auch einige sehr wichtige Gegenstücke zu den ägyptischen Schiffen. Es sind Schiffe, deren ἐκρίωμα mit einem der oben besprochenen Muster verziert ist. Ein Netzwerk mit punktierten Kreischen schmückt Dionysos' Schiff an einer Münchener Schale des Exekias, in Abb. 45 wiedergegeben. Mit Netzwerk und eingeschriebenen Kreischen

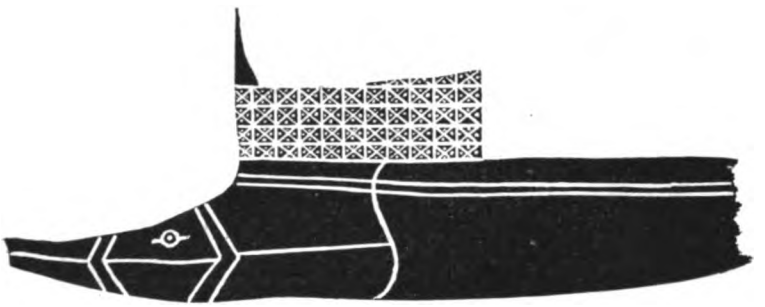


Abb. 45. Nach Gerhard, Auserl. Vasenb. 49.

ist das ἐκρίωμα von fünf Schiffen gezeichnet, die auf einem Münchener Lebes gemalt sind [1]). Netzwerk und eingeschriebene Vierecke schmücken endlich das ἐκρίωμα eines Schiffes, worüber das Eidolon des Patroklos (oder Achilles) schwebt. Die Szene kommt auf einer Vase des Britischen Museums zur Darstellung [2]).

Jetzt geht unsere Untersuchung zu einer Reihe von Darstellungen über, denen das grösste Interesse zukommen muss: ich meine Darstellungen von sakralen Gebäuden, die mit Schachbrett verziert sind. Wertvoll ist dabei eine im Louvre aufbewahrte Hydria mit dem Kallirrhoe-Brunnen: letzterer ist ganz mit einem Schachbrettmuster verziert, wie man in Abb. 46 erkennt. Auch ein Brunnen, bei dem Kadmos die Schlange tötet, auf einer Vase des Louvre [3]), ist so verziert. Ein dritter in Betracht kommender Brunnen ist auf einer Neapler Hydria gemalt [4]), deren Szenerie einer Kallirrhoedarstellung entlehnt ist. Hier ist es angebracht, manche architektonische Reste von griechischen Gebäuden zu erwähnen, die die Gegenprobe für die Verwertung der figürlichen Darstellungen bieten: ein marmornes Akroter von der Akropolis, ganz mit Schachbrett gemustert, das Abb. 47 wiedergibt; ein Geison aus Metapontion, im Neapler Museum aufbewahrt,

[1]) GERHARD: A. V. 254—55. — Vergl. das Lebes Coghill (MILLINGEN: Vases Cogh. 52. — BAUMEISTER: Ill. Fig. 1062).

[2]) GERHARD: A. V. 198.

[3]) Arch. Ztg., 1881. Taf. 12.

[4]) HEYDEMANN: Samml. Santangelo, 157.

Digitized by Google

mit kleinen weiss-rot geschachteten Vierecken, die in einem Mäander mit weissen Sternen eingegliedert sind [1]); ebenso befindet sich im Neapler Museum ein ägyptisierendes Terrakottasima aus Lokroi, das

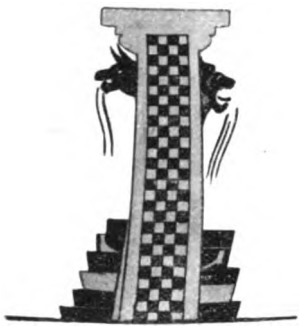


Abb. 46.
Nach Pottier, Catalogue Taf. 83 F 296.

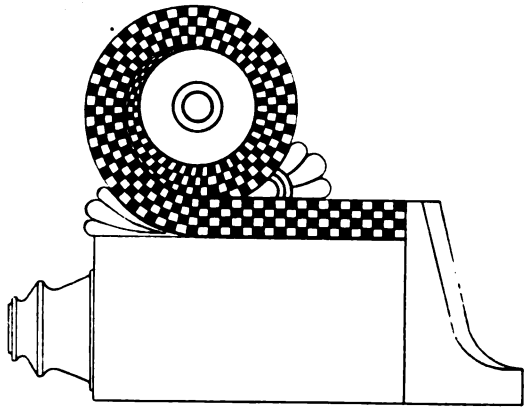


Abb. 47.
Nach Perrot-Chipiez VII Taf. XLVI.

mit Schachbrett geschmückt ist. Endlich erwähne ich ein Gesims aus Gioia Tauro, das auch mit diesem Muster verziert ist [2]). Damit ist m. E. der letzte Beweis erbracht, dass meine Verwertung der Malereien mit architektonischer Anwendung des Schachbretts richtig ist [3]). Überflüssig scheint mir übrigens, hier noch einmal die ägyptischen Gebäude mit Schachbrett zu erwähnen.

Es kann nicht wundernehmen, wenn wir auch Altäre und Gräber treffen, die das bekannte Muster verziert. Einen Nachweis dafür liefert ein aus Kymä kürzlich vom Neapler Museum erworbener Deckel mit Iliupersis, wo ein Altar des Zeus Herkeios mit weiss-braunem Schachbrett bemalt ist [4]). Ein ähnliches Beispiel liefert eine Berliner Amphore mit Iliupersis, wo ein Altar auch mit Schachbrett verziert ist [5]). Auch eine „Tyrrhenische" Amphore des Britischen Museums mit Polyxena's Hinrichtung ist sehr beachtenswert. Des Achilles Grab, worauf Ajax, Neoptolemos und zwei andere Krieger die unglückselige Jungfrau mit dem Schwert abschlachten, ist mit gekreuztem weissbraunen

[1]) Wiedergegeben in Atti dell'acc. d'arch. di Napoli, XXII. 1895. Taf. II.
[2]) Not. scavi, 1902. S. 128 Fig. 2, 5.
[3]) POTTIER's Auffassung (Bull. corr. hell., 1907. S. 260), dass das Schachbrett bei Wiedergabe von Gebäuden nur ein konventionelles Andeutungszeichen für architektonische Teile sei, ist durch meine Ausführungen als irrig erwiesen worden.
[4]) Röm. Mitt. 1911, Taf. V (GABRICI).
[5]) GERHARD, Etr. camp. Vasen, Taf. XXI.

Digitized by Google

Schachbrett dekoriert (Abb. 48)[1]). Ein drittes Beispiel liefert eine Amphore zu München[2]) mit dem Kampf um Troilos Leichnam: der Omphalos ist mit Netzwerk verziert, das Kreuzchen und weisse Punkte füllen (Abb. 49). Ein grosses mit Schachbrett verziertes Grab kommt

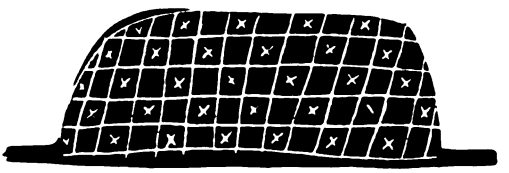


Abb. 48.
Nach Journ. hell. st. 1898 Taf. XV.

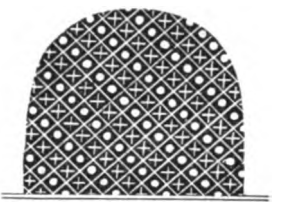


Abb. 49.
Nach Gerhard, Aus. Vasenb. 223.

auch auf einer florentinischen Amphore zum Vorschein mit dem Mythus des Amphiaraos und Wetteifer zu Ehren des toten Pelias[3]). Bei weitem am wichtigsten ist aber der Altar, der uns an einer Pariser Vase mit Opferdarstellung begegnet[4]) und das lebhafteste Interesse beanspruchen darf. Die Analogie dieser Beispiele mit einem Altar auf einer schon erwähnten etruskischen Terrakottaplatte im Louvre ist schlagend. Angesichts dieser Wahrnehmungen scheint mir die Annahme berechtigt, dass die augenscheinlich gemalten Altäre und Gräber, tatsächlich mit einem geschachteten Gewand bedeckt waren, etwa wie man die Omphaloi mit Tänien schmückte[5]) oder wie in homerischen Zeiten und bei Dipylonvasen die Grablager bedeckt waren[6]). Aber über eine blosse Möglichkeit geht diese Vermutung nicht hinaus.

VI.

Nun die rotfigurige Vasenmalerei. — Dass das Schachbrett einen Bestandteil der Dekoration dieser Gattung von Vasen ausmacht, dafür bedarf es keiner längeren Beweisführung. Nur die Parallelerscheinungen von Vasenschmuck und Gewand müssen hier hervorgehoben werden.

---

[1]) WALTERS Hist. of anc. pott., I. Taf. XXIII. — Journ. hell. st., 1898. Taf. XV.

[2]) GERHARD: A. V. 223. — Annali 1851. Taf. E, F. — HOEBER: Fig. 24.

[3]) THIERSCH: Tyrrhen. Amphoren Taf. 21. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD Ser. III, Text S. 5, Abb. 3.

[4]) DAREMBERG-SAGLIO: Dictionnaire I S. 352, Abb. 427.

[5]) STRAB: IX. 3, p. 419: *δείκνυται δὲ καὶ ὀμφαλός τε τις ἐν τῷ ναῷ τεταινιώμενος.*

[6]) *Σ.* 352 f.: *ἐν λεχέεσσι δὲ θέντες ἑανῷ λιτὶ κάλυψαν | ἐς πόδας ἐκ κεφαλῆς, καθύπερθε δὲ φάρει λευκῷ. Ω* 586 ff.: *τὸν δ' ἐπεὶ οὖν ὁμωαὶ λόεσαν καὶ χρῖσαν ἐλαίῳ, | ἀμφὶ δέ μιν φᾶρος καλὸν βάλον ἠδὲ χιτῶνα* [Christ]. — *β* 97: *εἰσόκε φάρος | ἐκτελέσω . . . | Λαέρτῃ ἥρωϊ ταφήϊον* [Dindorf].

Digitized by Google

Das rautenförmige Schachbrett mit eingeschriebenen kleinen Rhomben kommt mit sehr leichten Abänderungen auch auf einer ganzen Reihe von glockenförmigen kleinen Vasen vor, deren einige in Bologna, Este und Adria aufgefunden wurden [1]) und andere, aus Nola, im Neapler Museum zu sehen sind [2]); Abb. 50, einer anderen Neapler Vase dieser Gattung entlehnt, Inv. Minervini 526, veranschaulicht dieses Muster. Sehr interessant ist auch eine Entwickelung, die der übliche Mäander manchmal erfährt. Er ist bekanntlich sehr oft durch ein geschachtetes Viereck unterbrochen. Aber dieses Viereck entwickelt sich manchmal bis zu einem breiten und regelmässigen Schachbrett. Dann ähnelt der Mäander ganz einer Dekoration, die etruskische Gewänder schmückt: die beiden Abb. 25 und 51 — letztere einer Pelike der Bibliothèque Nationale entlehnt —

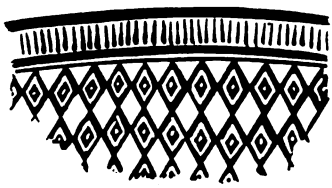


Abb. 50.

Abb. 51.
Nach De Ridder Catalogue Fig. 59.

Abb. 52.

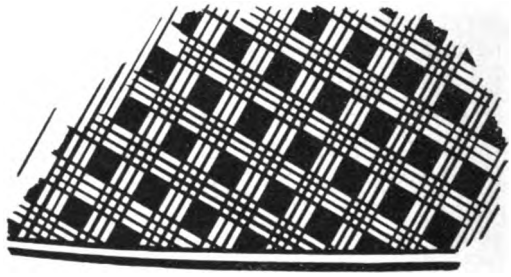


Abb. 53.

setzen diese auffallende Ähnlichkeit in hellstes Licht. Dieser Schachbrettmäander ist auf späten Vasen ziemlich häufig [3]). An der Amphore von Melos [4]) ist das Schachbrett punktiert. Auch italisch-etruskische Vasen, Nachahmungen attischer Vorbilder, insbesondere Oinochoai, sind

---

[1]) ZANNONI: Scavi della Certosa, Taf. CXLIII, Fig. C, Taf. CXXVIII, Fig. 1 u. 2, Taf. LXIX, Fig. 8 u. 15. — Mon. ant., X. Taf. V 10 u. S. 59, 61. — Not. sc. 1882, Taf. V 55 (GHIRARDINI).

[2]) Inv. Minervini, 585, 586, 590. Eine ähnliche Vase ist von LABORDE: Vases Lamberg, II. Taf. 49, 50 veröffentlicht.

[3]) Z. B.: DE RIDDER: Cat. de la Bibl. Nat. Nr. 594, Fig. 60 („Volanische" Amphore). — Journ. hell. st., II. Taf. 10 (Schale des Br. Mus.). — COLLIGNON-COUVE: Taf. XLI, 91, 6 u. WOERMANN: Gesch. d. Kunst, I. S. 339 (Vase im Br. Mus. mit Peleus und Thetis). — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: Taf. 70 (Petersburger Pelike mit eleusinischer Szene) usw.

[4]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 96—97.

Digitized by Google

oft mit punktiertem Schachbrett verziert und zwar am Halse. Im Villa-Giulia-Museum kann man viele solcher Stücke beobachten; an einer etruskischen Oinochoe von Wien [1]) hat dieses Muster auch Kreuzchen in den ausgesparten Rechtecken. Manchmal bildet das Muster den ganzen Schmuck von späteren Schalen, und zwar an der Aussenseite, wie z. B. bei zwei Neapler Schalen mit Bankettszene [2]); in Abb. 52 sieht man das Muster der zweiten Schale wiedergegeben. Hier darf wohl auch ein Skyphos aus Elteghem [3]) erwähnt werden, wo eine Gestalt zwischen zwei breiten Rechtecken auftritt, deren Schachbrettmuster durch verlängerte Pünktchen bereichert ist.

Nur einschaltungsweise seien hier auch einige weissgrundige Lekythoi angeführt und zwar in erster Linie eine Neapler Lekythos [4]), deren Muster — in Abb. 53 wiedergegeben — ein echtes Textilmuster ist. Eine Santangelolekythos zu Neapel ist mit punktierten Rhomben und breiten Streifen verziert: oft ist die ganze Vase mit diesem Muster bedeckt.

Ein weiterer Schritt führt uns zu den späteren attischen Gattungen, die dem III. Jahrhundert angehören. Zwei Vasen vom Westabhang der Akropolis sind mit einem schwarz-weiss geschachteten Viereck verziert [5]). Ein Krug aus Taman [6]) ist mit weiss-gelbem Muster dekoriert.

Es liegt mir jetzt ob, die figürlichen Denkmäler heranzuziehen. Sonderbar genug ist es, dass die rotfigurigen Vasen kein einziges von jenen prunkvollen Gewändern liefern, die auf schwarzfigurigen Vasen so allgemein sind. Die orientalische Lust an feierlichen Gewändern ist vorbei: ein einfacheres Gewand mit schrägem oder horizontalem Schachbrett drängt sich nun in den Vordergrund. Diese Einfachheit findet aber in der Mannigfaltigkeit der Anwendung ihren Ersatz, was uns mahnt, dass dieses Gewebe nun echt griechisch geworden ist. Die schwarzfigurigen Vasen veranschaulichen den Höhepunkt der Entwickelung dieser Tracht, aber die rotfigurigen ein Maximum in Bezug auf ihre Ausbreitung.

Vor allem seien hier einige sehr charakteristische Belege für die orientalische Herkunft des Gewandes vorgeführt; ich meine zahlreiche Parisgestalten, die immer mit einem orientalisierenden gechachtetem Gewand bekleidet sind. Beispiele liefern: eine Hydria aus Jouz-oba

[1]) MASNER; Vasen und Terr. im österr. Mus., Fig. 33.
[2]) HEYDEMANN: 2621, 2623.
[3]) Compte-rendu, Atlas 1877. Taf. IV.
[4]) HEYDEMANN: 2824.
[5]) Ath. Mitt. 1901. S. 78, Nr. 24 (WATZINGER).
[6]) Compte-rendu, Text 1880. S. 12, Fig. 4.

Digitized by Google

in der Eremitage [1]), ein Wiener Krater [2]), eine Berliner Hydria [3]), eine Hydria aus Kertsch in der Eremitage [4]). Zu Abb. 54 die von einer bekannten Karlsruher Hydria herstammt, findet der Leser ein Beispiel dieser Parisgestalten. Auch andere Gestalten möchte ich dieser orientalisierenden Reihe zugesellen. In erster Linie Tamiris auf einem Ariballos von Ruvo [5]), dann aber viele Amazonen. Manchmal ist hier der Rock mit einem breiten vertikalen Streifen verziert: so eine Amazone auf dem fragmentierten Krater von Bologna [6]) und eine andere auf dem Aryballos von Cumae zu Neapel [7]). Viel wichtiger ist eine Amazone auf einem Neapler Krater [8]), deren Kleid mit rautenförmigem

Abb. 54.
Nach Gerhard, Ap. Vasen Taf. D 1.

Abb. 55.

punktierten Muster dekoriert ist. Dass dieses Motiv einem schon an Vasen vermerkten Muster ähnelt, davon wird ein Vergleich zwischen

---

[1]) Compte-rendu, Atlas 1861, Taf. V. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 79.

[2]) NICOLE: Meidias, S. 94, Fig. 17.

[3]) GERHARD: A. p. Vasenb., Taf. C. — BAUMEISTER: I, Fig. 314.

[4]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 79. — DUCATI: Vasi dip. nello stile di Midia (Atti Lincei 1909), S. 84. — Eine Parisgestalt (FORRER: Taf. 205, 1) trägt eine mit Schachbrett gemusterte phrygische Mütze.

[5]) NICOLE: Taf. VII, 4 und VIII, 39.

[6]) Atti e mem. dep. storia patria Romagna, 1903. Taf. D. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 15. — Neues Jahrb. für Philol., III. Taf. 8.

[7]) Bull. nap. N. S., IV. Taf. 8. — FIORELLI: Vasi rinvenuti a Cuma, Taf. 8. — BAUMEISTER: II. Fig. 2151.

[8]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 26—28.

Digitized by Google

Abb. 55 und 52 überzeugen. Ein Paar gute Beispiele liefert auch ein Krater von New York [1]), wo zwei Amazonen gemalt sind, deren eine eine Kleidung trägt, die im oberen Teil mit rechteckigem, im unteren Teil aber mit rautenförmigem Muster geschmückt ist: wobei auch noch einmal die Gleichwertigkeit der Motive zu vermerken ist. Eine zweite Amazone trägt Helm und Kleid, beides geschachtet.

Auch im Kreise der orientalisierenden Figuren sind wir im Stande, einige uns schon bekannte Abänderungen zu bestätigen: eine auf dem Krater von Bologna auftretende Amazone liefert uns ein Beispiel von punktiertem Netzwerk [2]). Auf einer Breslauer Pelike [3]) treffen wir eine Kriegerin, die auf einem mit punktiertem Netzwerk gemustertem Kleid einen Oberrock trägt, den ein rautenförmiges Schachbrett verziert.

Auch manche Phrygier seien hier angeführt: ein Phrygier, den ein Löwe verfolgt, auf einer Oinochoe der Bibliothèque Nationale (Abb. 21), ein Schütze auf einer Bostoner Schale [4]), dessen Anaxyriden mit punktiertem Netzwerk gezeichnet sind, ein Muster, das uns schon an einem Panzer von Olympia begegnete. Zu dieser Gattung möchte ich aus typologischen Gründen einen leierspielenden Apollo einer Arndtoinochoe [5]) und einen Leukippiden auf der Hydria des Meidias [6]) hinzuziehen: beide mit Vorderstreifen. Eine Herleitung dieser Tracht dürfen wir vielleicht der Figur eines Helden an einer Münchener Schale entnehmen [7]), dessen Kleidung mit Netzwerk verziert ist, das punktierte Rhomben füllen.

Trachtgeschichtlich sind aber diese Beispiele in Bezug auf Attika von keinem Wert, und auch insofern darf man sie hier heranziehen, als sie die ununterbrochene Fortdauer der orientalisierenden Figuren in der Kunst beweisen. Wir sind also genötigt, anderswo die Belege für unsere Theorie zu suchen.

Auf einer Amphore des strengen Stils im Britischen Museum [8]) tritt ein Flötenspieler auf, der einen kurzen geschachteten Rock trägt (Abb. 56): es ist eine echte ritualische Figur. Gleichen Wert können wir den zahlreichen leierspielenden Figuren beimessen, die uns rotfigurige

---

[1]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 116. — Neue Jahrb. für Phil., XXVII bis XXVIII. 1911. Taf. II.

[2]) Siehe Note 6 zu S. 392.

[3]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 109.

[4]) BENNDORF: Heroon, Fig. 142. — GERHARD: A. V. 203.

[5]) NICOLE: Meidias, S. 91, Fig. 16.

[6]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 8. — HOEBER: Fig. 69.

[7]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 6.

[8]) Mon. Inst., V 10. Nur der Spieler in BAUMEISTER: I. S. 553.

Digitized by Google

Vasen zeigen: eine Petersburger Pelike [1]) und zwei Neapler Hydrien [2]). Abb. 57 gibt ein gutes Beispiel davon: sie stammt von einer gegenwärtig

Abb. 56.
Nach Mon. ined. V Taf. 10.

Abb. 57.
Nach Élite cér. II Taf. 48.

an unbekanntem Ort aufbewahrten Hydria [3]). Auf einer Wiener Kalpis [4]) hat dieses Gewand ein punktiertes Netzwerk. Vielleicht handelt es sich in einigen Fällen um ἕλυμος, das Futter der Leier [5]).

Abb. 58.
Nach Röm. Mitt. 1887
Taf. 11—12.

Abb. 59.
Nach Guhl-Koner.
Fig. 851.

Ein merkwürdiger Kopfputz, den meistens Gottheiten tragen, bildet eine Haube von geschachtetem Gewand: Hera und Aphrodite auf der Hydria von Suessula mit dem Paris-Urteil (Abb. 58), die Hesperide Crisotemi

[1]) Compte-rendu, Atlas. Taf. V.
[2]) HEYDEMANN: 3155. — SANTANGELO: 192.
[3]) Élite cér., II. 48. — STACKELBERG: Gräber der Hell., Taf. XX.
[4]) MASNER: Fig. 28.
[5]) DAREMBERG-SAGLIO: Dictionn., III, 2. S. 1446.

Digitized by Google

auf der Hydria des Meidias [1]), Aphrodite auf der Berliner Parishydria [2]), Hyppodameia auf der Amphore von Arezzo [3]): alle diese Gestalten tragen diese eigenartige Haube. Auch ganz gemeine Figuren liebten aber diese Tracht: denn diese Haube schmückt das Haupt zweier Frauen, die auf einer Hamiltonschen Vase mit weiblichen Szenen gemalt sind [4]).

Eine beachtenswerte Hamiltonsche Oinochoe [5]) in Form eines Frauenkopfes zeigt auch eine solche Haube. Manchmal besteht die Haube aus einem Gewand, welches das uns bekannte punktierte Netzwerk schmückt: Persephone auf einem im Louvre aufbewahrten Stamnos mit eleusinischer Szene [6]) und eine Muse auf einem Münchener Krater [7]) mögen als Beispiele gelten. Beispiele von Schildfutter (*σάγμα*) liefert eine Schale des Duris im Vatikan [8]), wie Abb. 59 zeigt, und eine Lekythos aus Spinasanta [9]).

Auch Throne und Polster pflegte man mit geschachtetem Gewand zu bedecken, wie zahlreiche Merkmale es bekunden. Als Beispiele erwähne ich: Thetis' Thron auf der Theseusschale des Euphronios, Triptolemos' und Keleos' Throne an der Frankfurter Schale des Brigos [10]), ferner einen Sessel an einer Santangelo-Vase mit dem Mythus der Andromeda [11]). In eigenartiger Weise kommt das Schachbrett an Zeus' Throne vor, den ein Krater vom Villa Giulia Museum bietet [12]); die Beine sind mit einem horizontalen geschachteten Streifen geschmückt. Manchmal ist der Thron mit einer Abart des Netzwerkes verziert, wie Achilles' Sessel im Skyphos des Hieron im Louvre [13]) oder ein Sessel auf der Brigosschale mit Iliupersis [14]).

Eine breite Schabracke von geschachtetem Gewand, die auf dem Stuhl hingeworfen ist, ersetzt manchmal die bisher geschilderte Verzierung: ein treffliches Beispiel hiefür bietet Abb. 60 von der Kotyle

---

[1]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 20.
[2]) GERHARD: Ap. Vasenb., Taf. C.
[3]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 67.
[4]) Élite céram., I. 32.
[5]) TISCHBEIN: Collect. of engrav., III. Taf. B.
[6]) Élite céram. III. 69.
[7]) Élite céram., II. 86.
[8]) Annali 1875, Taf. F, G. — Nur der Krieger mit dem *σάγμα* bei GUHL u. KONER, La vie des Grecs, Paris 1902. I. S. 33.
[9]) ORSI: Gela. Mon. ant. XVII. Taf. LV.
[10]) Annali 1850. Taf. G. — GERHARD: Trinkschalen u. Gefässe, Taf. B.
[11]) Atti acc. arch. Napoli, XVII. 1894. S. 31, Fig. 3a.
[12]) Journ. hell. st. XXVII. 1907, S. 244. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 20.
[13]) Monum., VI 9. — BAUMEISTER: I. Fig. 776.
[14]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 25.

Digitized by Google

des Hieron und Makron stammend, wo uns Priamos entgegentritt [1]). Eine ähnliche Schabracke mit punktiertem Netzwerk deckt Hera's Thron auf einer Wiener Vase [2]).

Von Gräbern bin ich im Stande nur ein einziges und zwar auch noch zweifelhaftes Beispiel anzuführen: es handelt sich um zwei italische Stamnoi aus Falerii, gegenwärtig im Museum von Villa Giulia, beide mit einer Lustrationsszene, wo ein Tumulus zum Vorschein kommt, der mit rohem Netzwerk gemustert ist: vielleicht eine Nachahmung der schon angeführten Tumuli der schwarzfigurigen Vasenmalerei. Es liegt in der Natur der Sache, dass dieses kostbare Gewand auch die reichen Betten deckt, worauf Götter oder Heroen ruhen. So ist mit Netzwerk und eingeschriebenen Kreuzchen das Bett verziert, worauf Danae, an einem

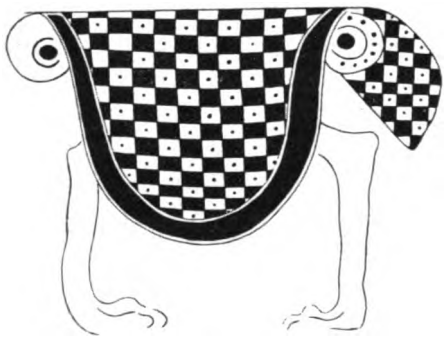


Abb. 60.
Nach Gaz. archéol. 1880 Taf. VII.

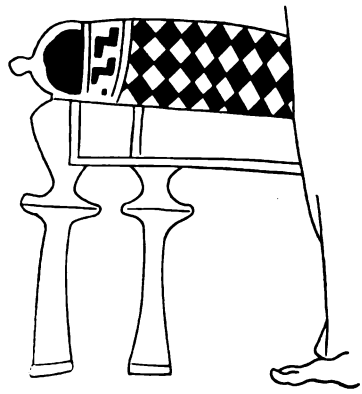


Abb. 61.
Nach Bull. nap. V Taf. 1.

ceretanischen Krater, ruht [3]). Interessanter wird aber Achilles' Bett in der schon erwähnten Wiener Vase erscheinen, das mit punktiertem rautenförmigen Netzwerk bedeckt ist und an den Beinen ein geschachtetes Viereck hat.

Nun erübrigt es sich den Übergang dieser Dekoration von den heiligen zu den gewöhnlichen Geräten zu untersuchen, also von den Thronen, worauf Götter und Heroen prunken, zu den Betten, worauf sich die fröhlichen Zecher lagern. Es handelt sich diesmal nicht um Schabracken, sondern um einfachere Polster, wie sie uns eine ehemalige Hamiltonsche Vase zeigt [4]). Eine andere beachtenswerte Vase

---

[1]) Gaz. arch. 1880. Taf. 7. — Vorlegebl., Ser. C, Taf. I, Fig. L. — Arch. Ztg. 1882. S. 3, 5. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 85. — HOEBER: Fig. 59.

[2]) Mon. Inst., VIII. 27. — MASNER: Vasen u. Terr., Fig. 33.

[3]) GERHARD: Berl. Winckelmannspr., 1854. — BAUMEISTER: I. Fig. 447. — FORRER: Taf. 26, 1.

[4]) D'HANCARVILLE: Antiq. grecques et rom. etc., IV. 90.

Digitized by Google

ist der obengenannte New-Yorker Krater, wo ein Kentaur sich gegen einen Lapithen mit einem geschachteten Polster verteidigt, den er als Schild handhabt. Ein anderes Polster liegt noch auf dem Bett und ist mit einem Streifen von Schachbrett verziert. Eine dritte Bankettszene[1]) zeigt uns einen Polster dessen Schachbrett mit Pünktchen kompliziert ist.

Abb. 61 veranschaulicht ein drittes Übergangsstadium. Es sind nicht mehr Zecher, die diese Polster benutzen, sondern Frauen: nicht eine feierliche, sondern eine ganz ruhige, gewöhnliche und bescheidene Szene. Dieses Polster kommt in der Tat auf einer Lekane der Sammlung Jatta vor, worauf ein Frauengemach gemalt ist.

Angesichts dieser langen Reihe bedeutungsvoller Beispiele ist es beinahe überflüssig, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die schon erwähnten ägyptischen und lokrischen Throne und Kissen zu lenken. Das Fortdauern des Gebrauchs ergibt sich von selbst.

Ein weiterer Zusammenhang zwischen ägyptischen oder orien-

Abb. 62.
Nach Furtwängler-Reichhold Gr. Vasenmal. 95—96.

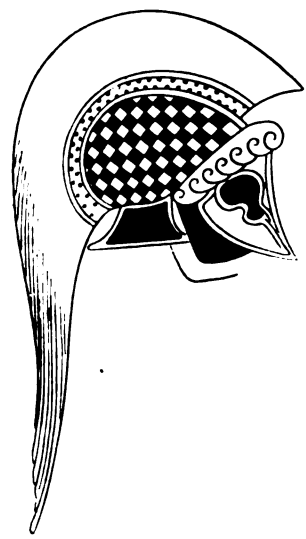


Abb. 63.
Nach Mon. ined. VIII Taf. 27.

talischen und griechischen Sitten lässt sich an der Hand der Waffen und Geräte verspüren. Auch in Griechenland pflegte man die Schilde mit Schachbrett zu verzieren. Aber selten kommt eine Verzierung der ganzen Schildfläche vor, wie Abb. 62 zeigt, die der bekannten Melosamphore entnommen ist. Die gewöhnliche Dekoration besteht aus

[1]) INGHIRAMI: Pitt. di vasi fittili II 177.
[2]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 95—96.

Digitized by Google

einem breiten geschachteten Streifen, der den Schild inwendig schmückt. Treffliche Beispiele davon liefert der Bologneser Krater mit Amazonomachie [1]) und der New-Yorker Krater. In bezug auf andere Waffen möchte ich die sonderbare Häufigkeit von Helmen hervorheben, die mit Schachbrett geschmückt sind. Es kann dabei die ganze Kapsel mit diesem Muster geziert sein, wie z. B. bei zwei am Grund hängenden Helmen auf dem Wiener Skyphos mit Priamos [2]), deren einen Abb. 63 wiedergibt. Als weitere Beispiele seien hier genannt: Paris auf einer Berliner Hydria [3]), Athena auf einer Hydria aus Vulci [4]) und auf der Berliner Schale des Hieron [5]), Menelaos in der Kotyle des Hieron und Makron [6]), ein Krieger auf dem Neapler Krater mit Amazonenkampf [7]), ein anderer Krieger auf einem orvietanischen Krater mit Argonautenszene im Louvre [8]), ein dritter auf dem Bologneser Krater mit Iliupersis [9]). — Nicht minder häufig ist ein verkümmerter Schmuck, ein schmaler Streifen, der das Lophos unten verziert, wie Abb. 44 es schon zeigte. Ich beschränke mich auf wenige Beispiele: Athena und Geryon auf der Schale des Brigos [10]), ein Krieger auf einer anderen Schale desselben Meisters [11]), Menelaos, der Helena auf einer Wiener Hydria verfolgt [12]) und m. a. [13]).

Nichts ist aber für unsere Anschauung bedeutungsvoller als die Wahrnehmung, dass das Schachbrett regelmässig göttliche Waffen schmückt, und in erster Linie die Aegis der Athena. Eine ganze Reihe von Darstellungen auf Vasen des schönen Stils ist hier anzuführen: die Kadmoshydria in der Ermitage [14]), die meidiasische Hydria im

---

[1]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 75—76.

[2]) Mon., VIII. 27. — MASNER: Fig. 33. — ENGELMANN: Homeratlas, Taf. 20, 108. — BAUMEISTER: I. Fig. 791. — ROSCHER: III. 2959—60.

[3]) GERHARD: Ap. Vasenb., Taf. D, 1.

[4]) GERHARD: Ap. Vasenb., Taf. C.

[5]) GERHARD: Trinkschalen, Taf. XI—XII.

[6]) Gaz. arch. 1880. Taf. 7. — Arch. Ztg. 1882. S. 3, 5. — Vorlegebl., Ser. C. Taf. L 1. — HOEBER: Fig. 59. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 85.

[7]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 26 - 28.

[8]) Mon. XI. 38—39. — SYBEL: Weltgesch. der Kunst, 2 Taf. II. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 208.

[9]) Monum. X. 54.

[10]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 22.

[11]) Monum. IX. 46.

[12]) Annali 1849, Taf. D.

[13]) Annali 1879. Taf. H—I. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 5, 86, 96—97 usw. — Monum. XI. 33, 42.

[14]) Compte rendu, Atlas. 1860. Taf. V. — ROSCHERs Lexikon, II. S. 839—40.

Digitized by Google

Museum von Villa Giulia mit Herakles' Apotheose [1]), die Berliner Kadmoshydria [2]), eine Hydria in Suessula mit Paris-Urteil [3]), eine gegenwärtig in unbekanntem Ort verwahrte Hydria mit der lernäischen Hydra [4]), die Karlsruher Parishydria [5]), der chiusinische Erittonios-Krater [6]), ein Krater aus Camarina mit Dionysos' Epiphanie [7]), eine ehemalige Hamiltonvase mit Marsyaswettstreit [8]), eine Münchener Pelike mit Herakles' Apotheose [9]).

Abb. 64.
Nach Mon. ant. XIV Taf. I.

Abb. 65.
Nach der Vase Heydemann 3174.

Immer tritt auf diesen Vasen Athena auf und trägt eine geschachtete Aegis. Abb. 64 gibt ein Beispiel davon und stammt von der Vase aus Camarina. Dass diese Dekoration auf eine vorbildliche Bemalung der Schuppen zurückzuführen sei, indem dieselben alternierend mit heller und dunkler Farbe bedeckt waren, davon liefern zwei Vasen einen schlagenden Beweis: die erste ist eine nolanische Amphore von panathenäischem Typus, worauf die in

[1]) FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 20. — Journ. hell. st., XXVII. 1907. S. 244.
[2]) GERHARD: Ap. Vasenb., Taf. D 1.
[3]) Röm. Mitt. 1887. Taf. 11—12.
[4]) Ausonia 1906. Taf. I (PATRONI).
[5]) GERHARD: Ap. Vasenb., D 2. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 30.
[6]) Monum., II. 30. — Élite céram., I. 85, A.
[7]) Mon. ant., XIV. Taf. I, S. 37—38, Fig. 14.
[8]) D'HANCARVILLE: Antiquités, IV. 64. — Élite, II. 69.
[9]) Monum., IV. 41. — BAUMEISTER: I. S. 669. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 109.

Digitized by Google

Abb. 65 wiedergegebene Athena steht; die zweite Vase ist ein in Berlin in Privatbesitz aufbewahrter Krater [1]) mit dem Kampf zwischen Achilles und Memnon: letzterer Held trägt einen Harnisch, dessen Schuppen abwechselnd schwarz und ausgespart sind.

Auch andere Waffenstücke pflegte man mit Schachbrett zu schmücken. Dies bezeugt wenigstens die in Abb. 66 wiedergegebene Penthesilea, die natürlich unter Einfluss von griechischen Vorbildern gezeichnet wurde, obwohl sie ein Erzeugnis etruskischer Kunst ist.

Letzteres Beispiel bezeugt auch den Übergang der Dekoration von göttlichen zu heroischen und menschlichen Personen. Eine Frau mit ausgeprägt göttlichem Charakter — vielleicht Athena —, die auf dem Talos-Krater in Ruvo auftritt [2]), trägt eine Art von Brustpanzer (Abb. 67), dessen Muster wir schon an einigen Neapler Vasen aus Nola erkannt

Abb. 66.
Nach Gerhard Etr. Spiegel 233.

Abb. 67.
Nach Bull. nap. N. S. II Taf. 6.

haben. Auf einem Berliner Stamnos mit Aigisthos' Todesstrafe [3]) erblickt man eine Orestesfigur, deren Harnisch im oberen Teil mit schrägem Schachbrett gemustert ist. Auch eine Amazone an dem ehemaligen Forman Deinos hat einen solchen Panzer [4]). In Abb. 68 bilde ich ferner einen Krieger ab, der auf der Frankfurter Triptolemosschale des Brigos

[1]) LUCKENBACH-ADAMI: Arte nel mondo antico, Fig. 320.

[2]) Arch. Ztg. 1846. Taf. 44—45. — Bull. nap., N. S. II. Taf. 6. — BAUMEISTER: Ill. Fig. 1804 u. 1805.

[3]) GERHARD: Etr. camp. Vasenb., Taf. XXIV. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: Text, Fig. 41.

[4]) GERHARD: A. V., 329—330. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 58.

Digitized by Google

gemalt ist[1]). Einen ganz ähnlichen Harnisch bietet endlich ein Bruchstück zu Odessa[2]). Ein Beleg von grösster Wichtigkeit für die Verzierung der Wagen ist ein etruskischer Stamnos des vatikanischen Museums, welcher mit attischer Kunst aufs engste verbunden ist[3]).

Abb. 68.
Nach Gerhard Trinkschalen Taf. B.

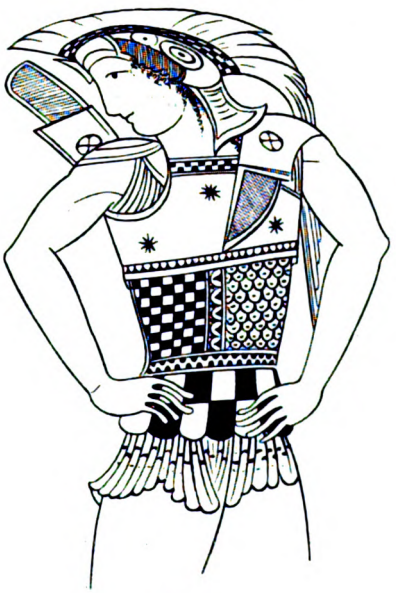


Abb. 69.
Nach Röm. Mitt. 1908 S. 332.

Die Malerei stellt Kora's Raub dar, und der Wagen des Pluton ist ganz mit schrägem Schachbrett verziert. Also auch die Wagen — wenigstens die göttlichen Wagen — pflegte man mit dem heiligen Motiv zu schmücken.

Manche Schwierigkeiten wird man meiner Auffassung natürlich entgegenhalten. Mancher wird in Abrede stellen, dass die bisher angeführten malerischen Erfindungen auch dokumentarisch zu verwerten seien, da eine unmittelbare Beziehung zwischen Darstellung und Wirklichkeit mindestens sehr zweifelhaft ist. Zu Gunsten dieser Einwände spricht es ferner, dass sämtliche angeführte Figuren und Szenen einen ausgeprägt göttlichen oder heroischen, jedenfalls idealistischen Charakter tragen. Aber abgesehen davon, dass die Trachten doch immer realistisch sind, will ich die Stichhaltigkeit meiner Folgerungen besser als mit Worten durch Zeugnisse beweisen. Den letzten Beweis halte ich für erbracht,

[1]) Annali 1850. Taf. G. — GERHARD: Trinkschalen, Taf. B.
[2]) STERN: Theodosia und seine Keramik, Odessa 1905, Taf. IV. 24.
[3]) GERHARD: A. V. 240 = OVERBECK: Kunstmyth. Atlas Taf. XVIII, 14.

Digitized by Google

wenn ich auch nur eine einzige Darstellung anführen kann, die streng realistisch ist und zugleich ein Beispiel geschachteter Waffen liefert. Ein kürzlich in Ruvo aufgefundener Krater [1]) bietet diese höchst willkommene Szene. Ein junger Krieger steht da und zieht den Harnisch an. Das Waffenstück — in Abb. 69 gezeichnet — ist in der rechten Hälfte mit Schachbrett gemustert und hat zweifarbige πτέρυγες, deren Farben ein breites Schachbrett bilden. Angesichts dieser gemeinen, realistischen Figur darf es mit Gewissheit angenommen werden, dass jener Harnisch eine wirkliche Waffe darstellt. Wir sind also durchaus berechtigt, einen besonderen dokumentarischen Wert der Berliner Schale von Sosias beizumessen [2]), wo die πτέρυγες des Achilles mit feinem Schachbrett gemustert sind. Endlich gebe ich in Abb. 70 drei Harnische wieder, die

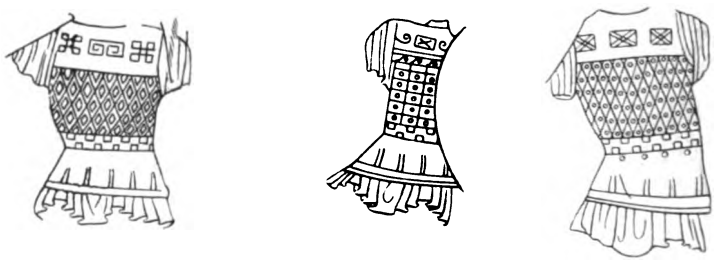


Abb. 70. Nach Gerhard Auserl. Vasenb. 197.

uns auf einer Münchener Kalpis begegnen [3]) und mit drei Mustern verziert sind, deren Verwandtschaft mit dem Schachbrett schon erkannt worden ist.

Ein letztes Übergangsstadium bezeichnen die Kästchen, die sehr oft mit Schachbrett gemustert sind. Dieser Moment erhält dadurch besondere Wichtigkeit, weil hierbei bescheidene, ganz gewöhnliche Geräte unser Untersuchungsmaterial bilden. So ist der Verlauf der Entwickelung von den Göttern bis zu den Menschen vollkommen.

Der Gebrauch, Kästchen mit Schachbrett zu verzieren, war sehr alt. Nachweise dafür sind sowohl ein „mykenisches" Kästchen im Louvre, als auch manche Dipylonkästchen, die oben zur Besprechung kamen. Auch die sehr gewöhnlichen korinthischen Kästchen oder Pyxides mit Schachbrettstreifen müssen natürlich als Vorläufer gelten. Dass diese Denkmäler eine ununterbrochene Kette bilden müssen, deren letzte Glieder die attischen und die unteritalischen Kästchen sind, darüber hoffe ich durch Vermittelung der figürlichen Darstellungen volle Überzeugung zu begründen.

---

[1]) Röm. Mitt. 1908. S. 332 u. 338 (JATTA).

[2]) Monum. Inst., I. 25. — Ant. Denkm., I. 10. — FORRER: Taf. 206. — FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 133. — HOEBER, Fig. 53.

[3]) GERHARD: A. V., 197. — BAUMEISTER: I. Fig. 783.

Digitized by Google

Die hier in Betracht kommenden Kästchen sind fast ausnahmslos weibliche Geräte. Zwei Neapler Vasen[1]), eine Hydria und ein Deckel, seien hier angeführt, wo zwei Frauen je ein Kästchen mit grossem rechteckigen Schachbrett bringen. Ein punktiertes Schachbrett bildet den Schmuck eines Kästchens, das eine spätere Hydria im Britischen Museum bietet[2]). Aus verlängerten Rechtecken ist das Schachbrett gebildet, das ein Kästchen auf einer weissgrundigen Lekythos des Fitz-William-Museums verziert[3]). In Abb. 71 liegt eine Abänderung vor, die ein Neapler

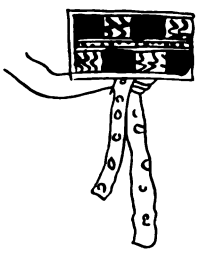


Abb. 71.
Nach De Ridder
Catalogue II Fig. 124.

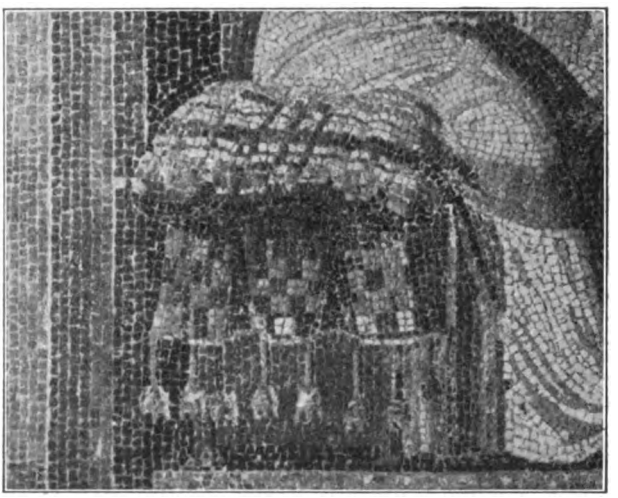


Abb. 72.

Deckel[4]) bietet. Endlich scheint mir eine späte etruskische Kylix des Britischen Museums beachtenswert[5]) mit drei nackten Frauen, deren eine den Deckel einer Pyxis hebt, die mit rautenförmigem punktierten Netzwerk gemustert sind.

Mit hellenistischen Vorbildern lassen sich auch einige Beispiele in Zusammenhang bringen, die uns an pompejanischen Mosaiken entgegentreten. Ich meine ein Kästchen oder Körbchen, worauf eine Taube sitzt, die mit Schachbrettserien verziert ist[6]): und ein unbestimmbarer Gegenstand — vielleicht ein Sack mit rundem, dicken, wahrscheinlich gesteppten Mündungsrand —, den das bekannte Neapler Mosaik mit Masken bietet[7])

[1]) HEYDEMANN: 2635, 3167.
[2]) WALTERS Catalogue, Fig. 156, Taf. V.
[3]) GARDNER: Cat. of the F.-W. Museum, Nr. 138, Taf. XXX.
[4]) HEYDEMANN: 2246. — Vergl. Bull. nap., N. S. II. 6 (Neapler Deckel) und FURTWÄNGLER-REICHHOLD: 57, 3 (Londoner Pyxis).
[5]) WALTERS Catalogue, F 478. Taf. XII, 2.
[6]) Inv., 9980.
[7]) Museo Borbonico XIV Taf. 14. Fot. Lembo, 757.

Digitized by Google

und der aus geschachtetem Gewebe hergestellt ist. Höchst interessant ist ein Mosaik des Diskurides mit Komödienszene [1]), wo eine Frau auf einem Stuhl sitzt, den ein reiches Gewand mit Schachbrett deckt. Abb. 72 zeigt diese Gestalt.

VII.

Die letzten Ausläufer sind auf unteritalischem Boden zu suchen. Es kann wohl kein Zweifel obwalten, dass, auch bevor die attischen Trachten und Sitten in Unteritalien eingeführt wurden, das Schachbrett ein Bestandteil der Dekoration an Gefässen ausmachte. Auf rohen apulischen Vasen — jenen Vasen, die einst dem V.—VII. Jahrhundert zugeschrieben wurden, während sie nach Max MAYERs Meinung und nach meinem endgiltigen Beweis [2]) dem Ende des IV. und dem Anfang des III. Jahrhunderts angehören — auf diesen apulischen Vasen kommt sehr oft das Schachbrett zum Vorschein [3]). Manche apulischen Funde, die als eingeführt gelten [4]), bestärken uns in der schon an und für sich wahrscheinlichen Meinung, dass diese Dekoration sich unter griechischem Einfluss entwickelte. Besondere Beachtung beansprucht ein Kalathos im Neapler Museum [5]) aus unbekanntem Fundort mit dicht am Fusse angebrachten breiten Schachbrettstreifen. Die Dekoration, die alternierend Lotosblumen und Palmetten bilden, bekundet orientalischen Einfluss. Diesem Kalathos möchte ich eine andere Vase gleicher Form zugesellen, die in einem griechischen Grabe von Ruvo aufgefunden wurde [6]): sie ist mit rotbraun-braunem Schachbrett verziert.

Bevor wir zu den figürlichen Darstellungen übergehen, werde ich Zweckmässigkeit halber die dekorative Anwendung des Musters besprechen. Sehr interessant scheint mir in dieser Hinsicht ein Neapler Skyphos aus Bari, den drei breite horizontale Streifen verzieren, deren Typus Abb. 73 veranschaulicht. Es sind eben die drei Typen, die nach meiner Auffassung nur Abänderungen eines einzigen Typus sind und hier beieinander erscheinen. Nicht minder merkwürdig ist eine schwarz-

[1]) Jahrb. des Inst., XXVI. 1911. S. 4, Fig. 2.

[2]) Röm. Mitt. 1910. XXV. S. 159 ff.

[3]) Z. B. Röm. Mitt. 1899. Taf. II. 1, 2; 1897. S. 212, 213, Fig. 8. — Mon. ant., VI. Sp. 383—384, Fig. 29 u. 30. — Not. sc. 1907. S. 32, Fig. 4 rechts. — LABORDE: Vases Lamberg, II. Taf. 50, 6. — Vergl. Röm. Mitt. 1909. Beil. I, S. 198, Fig. 3.

[4]) Z. B. eine von MAYER untersuchte Vase in Monopoli mit grossem, rotweissem Schachbrett (Not. scavi 1898, S. 205), oder eine Vase des Museums zu Bari (Nr. 3325) mit weiss-grauem Schachbrett (Not. scavi 1898. S. 203, Fig. 6).

[5]) Inv., 24159. — Mon. ant. VI. S. 384, Fig. 1.

[6]) Röm. Mitt. 1908. S. 342 (JATTA).

Digitized by Google

gefirnisste Trozzelle aus Oria, auch im Neapler Museum [1]), deren bandartige Henkel mit Schachbrett geschmückt sind. Andere Anwendungen, am Hals [2]) oder mitten im Mäander [3]), sind uns schon bekannt und ähneln attischen Vorbildern. Aber ich kann nicht umhin, einige

Abb. 73.
Nach dem Skyphos
Heydemann 65.

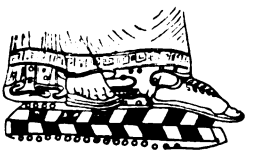


Abb. 74.
Nach Millingen-Reinach,
Peintures 41.

kolossale apulische Amphoren heranzuziehen, deren Halsdekoration einen entschieden textilen Charakter trägt. Eine Amphore [4]) bietet schwarze statt weisse eingeschriebene Rhomben: eine andere [5]) ist aber mit gewöhnlichem, punktierten Schachbrett geschmückt.

In Bezug auf figürliche Darstellungen sei hier eine Tatsache besonders vermerkt, die zur Gunsten der kulturellen Selbständigkeit Apuliens spricht. Die Beispiele unmittelbarer Übernahme oder Nachahmung attischer Sitten sind vereinzelt, trotz der ungemeinen Fülle der Darstellungen. Nur zwei will ich vorführen: ein Kissen, worauf Aphrodite die Füsse hält auf einer lukanischen Lekythos [6]) (Abb. 74) und Iphigeneia auf einer ehemaligen Buckingham-Amphore, die ein geschachtetes Kleid trägt (Abb. 75) [7]). Diese beiden Beispiele tragen ein entschieden attisches Gepräge. Attische künstlerische Herleitungen sind auch manche orientalisierende Figuren, die ein geschachtetes Gewand tragen: Lykurgos auf einer fragmentierten apulischen Vase der Sammlung Fiedler zu Dresden [8]), eine Amazone auf einer Berliner Amphore [9])

[1]) HEYDEMANN: 105.
[2]) HEYDEMANN: 2221.
[3]) HEYDEMANN: 285, 22, 852. — PATRONI: La Ceram. ant., Fig. 59. So auch eine unedierte campanische Hydria im Museo Civico von Pavia.
[4]) HEYDEMANN: 3233.
[5]) HEYDEMANN: 2887.
[6]) MILLINGEN-REINACH: Peintures de vases, 41. — Élite céram., IV. 87.
[7]) Monum. IV. 51. — Arch. Ztg. 1849, Taf. 12. — BAUMEISTER: Fig. 808.
[8]) Arch. Anz. 1891. S. 24, Fig. 9.
[9]) GERHARD: Ap. Vasenb., Taf. III.

Digitized by Google

mit punktiertem Netzwerk und dergl. Aus diesen Beispielen darf man keine Schlussfolgerung in Bezug auf unteritalische Sitten ziehen, denn diese Vasendarstellungen sind augenscheinlich Abkömmlinge attischer Vorbilder: einen jedenfalls geringen Wert kann man vielleicht der Lykurgosdarstellung beimessen, wo es an lokalen Spuren nicht fehlt. Auch ein Krater im Louvre mit Amazonenschlacht [1]) — eine

Abb. 75.
Nach Arch. Zeitg. 1844 Taf. 12.

Abb. 76.
Nach Millin-Reinach, Peintures I 61.

Szene griechischer Erfindung — wo uns der in Abb. 76 dargestellte Schild begegnet — ist kein wichtiger Beleg.

Diesen sparsamen, unbedeutenden, abgeleiteten Beispielen steht aber eine ganze Reihe von Darstellungen gegenüber, die sichere Nachweise für echte lokale Trachten liefern. Diese Tracht besteht darin, dass das Schachbrettgewand nicht die ganze Kleidung bildet, sondern nur einen breiten Streifen, der unten den Rand des Chitons schmückt, sei er mitgewoben, oder wahrscheinlicher angenäht. An Beispielen seien hier genannt: Athena auf einer ruvesischen Amphore in der Eremitage mit Priamos und Achilles [2]), Kalypso, eine Hesperide, auf der Neapler Vase des Assteas [3]), eine Frau auf der schon erwähnten Fiedlervase, zwei Frauen auf einer pästanischen Vase im Louvre mit dem Mythus des Kadmos [4]), eine göttliche Gestalt — Latona oder Hera? — auf einer apulischen Hydria mit Paris oder Hermes [5]), Megara auf der Herakles' Vase des Assteas [6]), Athena und Kadmos auf der Kadmos-Vase zu Neapel [7]), eine Frau auf der campanischen Lekythos

[1]) MILLIN-REINACH: Peintures, I. 6.
[2]) Monum. IV. 11. — BAUMEISTER: I. 792. — ROSCHER: III. Sp. 2961—2962.
[3]) MILLIN-REINACH: I. 3.
[4]) MILLIN-REINACH: II. 7.
[5]) Monum. I. 57a. — Élite céram., II. 87. — Nur Hera in OVERBECK: Kunstmyth. Atlas, X. 13.
[6]) BAUMEISTER: I. S. 665. — PATRONI: Ceramica, Fig. 30. — WALTERS History, I. Fig. 107.
[7]) Vorlegebl., I. 7. — PATRONI: Ceram., Fig. 36.

Digitized by Google

des Britischen Museums F. 339, Alcmena auf der Vase des Python [1]): letztere Tracht ist in Abb. 77 veranschaulicht. Recht selten ist ein vertikaler Streifen, der das Kleid vorne schmückt, wie bei einer Büste auf der schon oben erwähnten Kadmos-Vase im Louvre. Diese zahlreichen Beispiele mögen insofern das lebhafteste Interesse beanspruchen, als Parallelerscheinungen in der attischen Vasenmalerei fehlen. Diese eigenartige Tracht ist also echt unteritalisch. Denselben Wert muss man einer Kriegergestalt beimessen, die auf einer Vase des Museo Campano zu Capua auftritt und in Abb. 78 wiedergegeben ist, deren kurzer

Abb. 77.
Nach Journ. hell. st. XI Taf. VI–VII.

Abb. 78.
Nach Jahrbuch 1909 S. 149 Fig. 20.

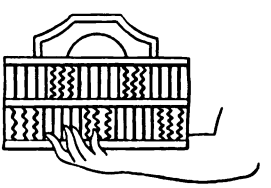


Abb. 79.
Nach Laborde, Vases Lamberg I Taf. 5.

Chiton vielleicht ein Ableger der griechischen geschachteten *πτέρυγες* ist. Jedenfalls aber eine lokale Tracht.

Griechischer Herkunft sind dagegen die geschachteten Kästchen. Auf einem Wiener Krater [2]) begegnet uns ein Kästchen, dessen Schachbrett, wie Abb. 79 zeigt, eine leichte Änderung erfahren hat. Reicher erscheint die Verzierung an einer Vase mit „Thaleia's" Entführung [3]), wo das Kästchen mit zwei geschachteten Streifen geschmückt ist, die in der Mitte ein geschachtetes Viereck vereinigt. Ein drittes Kästchen, auf einer Wiener Vase [4]), ist mit einfachen Streifen von Schachbrett verziert. Ein viertes Kästchen ist in Abb. 80 wiedergegeben und kommt an einer Neapler Vase vor.

---

[1]) Journ. hell. st. XI. Taf. VI—VII. — PATRONI: Ceram., Fig. 40. — Auf einem Pariser Deckel (Élite, II. 72. — MILLINGEN: Vases Coghill, Taf. IV) trägt Apollo einen Vorderstreifen mit Schachbrett, aber aus der unvollkommenen Wiedergabe kann man nicht beurteilen, ob die Vase unteritalisch ist.

[2]) LABORDE: I. Taf. 5.

[3]) TISCHBEIN: Collect. of engr., I. 26. — Élite, I. 16. — OVERBECK: Atlas, Taf. VI, 6.

[4]) LABORDE: I. 10.

Digitized by Google

Auf der Assteas-Vase mit dem wütenden Herakles treffen wir ein Gerät, das einer eingehenden Untersuchung würdig ist. Unter den Möbeln und Geräten, die der wahnsinnige Held aufgehäuft hat, erblickt man eine Vase oder einen Korb, der in Abb. 81 dargestellt ist. Zwei

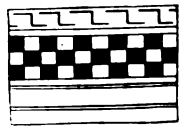


Abb. 80.
Nach Bull. nap. II Taf. IV.

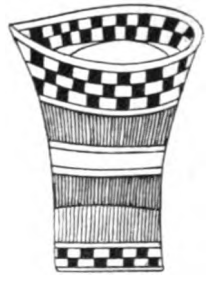


Abb. 81.
Nach Walters, Hist. of. anc. pottery I Fig. 107.

horizontale Streifen verzieren dieses merkwürdige Gerät, dessen Form und auch gewissermassen Dekoration an eine schon erwähnte altapulische Vase zu Neapel (Inv. 29159) erinnert. Es handelt sich also um eine Wiedergabe wirklicher Geräte.

VIII.

Wir haben nun das Ende der Entwickelung erreicht, und es verlohnt sich auf die Resultate einen Rückblick zu werfen. Folgende Punkte sind besonders beachtenswert.

I. Dieselben Muster verzierten gleichzeitig die Vasen und die Kleidungen. Wir haben sehr oft Denkmäler der beiden Gattungen getroffen, die übereinstimmend gemustert waren. Das rautenförmige Netzwerk mit Kreuzchen bildet den Schmuck von Fikelluravasen und von manchen an schwarzfigurigen Vasen vorkommenden Gewändern. Eine andere Abänderung treffen wir auf einer ganzen Reihe von Vasen und an einer weiblichen Gestalt der Talosvase. Einem dritten Typus begegnen wir auf zwei Neapler Schalen und bei einer Amazone des Neapler Kraters. Im allgemeinen ist das Übereinstimmen der Verzierung eine zweifellose Erscheinung. Daraus folgt also: entweder geht die Dekoration der Vasen auf Textilvorbilder zurück, oder umgekehrt. Auf Grund der Ethnologie und der Kunstwissenschaft können wir ganz ruhig den ersten Fall annehmen. Bevor die Geräte mit Schachbrett dekoriert wurden, war ein Gewand in Brauch, das als Vorbild gedient hat.

II. Zwischen räumlich und zeitlich weit von einander abstehenden Denkmälern besteht eine entschiedene Übereinstimmung, die auf einen einzigen, ursprünglichen Aus-

Digitized by Google

strahlungspunkt und zugleich auf ähnliche psychologische Zustände verweist. Sowohl in Ägypten als auch in Jonien und Griechenland wurde das Schachbrett in der Dekoration von Gebäuden und Schiffen angewandt. Einen breiten glockenförmigen Rock treffen wir in der Bronze- und Eisenzeit, zu Melos, auf Dipylonvasen, in Griechenland und Unteritalien. Betten mit geschachtetem Gewand waren in Ägypten, in der Dipylonzeit, bei den Etruskern und in Griechenland sehr beliebt. Überall haben wir ferner Throne vermerkt, die mit Schachbrett verziert waren. Überall, von der mykenischen Zeit bis tief ins III. Jahrhundert hinein, Kästchen mit Schachbrett. Überall auch Waffen, die das Schachbrett verzierte. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass manche dieser Übereinstimmungen nicht als rein künstlerische Herleitungen gelten müssen, insbesondere in Bezug auf orientalisierende Darstellungen. Aber eine so grosse Fülle von Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen im Typus und Gebrauch der Dekoration muss an und für sich — da der Zufall ausgeschlossen bleibt — auf Gleichheit psychologischer Zustände beruhen, die auch Jahrhunderte lang fortdauern mussten.

III. Das geschachtete Gewand hatte religiösen Ursprung und Charakter. Dieser dritte Satz wird durch Gruppierung der in Betracht gezogenen Beispiele anschaulicher werden. Die im Laufe dieser Untersuchung getroffenen Merkmale lassen sich in folgende Klassen teilen:

1. Idole. Statuetten von Klicevac, Tiryns, Thisbe, Regulini-Galassi. Vielleicht auch die cyprische Vase mit weiblicher Büste.

2. Gottheiten. Geflügelte assyrische Gottheit, Artemis und eine Muse auf der melischen Amphore, Götter an einer rhodischen Kylix, an schwarz- und rotfigurigen Vasen, Megara, Alcmena usw. an unteritalischen Gefässen.

3. Personen, die eine religiöse oder rituelle Handlung vollziehen. Anbeter einer assyrischen Gottheit, Frauen von Dipylonvasen, Leierspieler auf dem Panzer von Olympia, mehrere Gestalten an der Françoisvase, an der Situla von Bologna, Frauen einer Kallirrhoevase, Flöten- und leierspielende Figuren.

4. Throne. Throne von Anubis und Hathor und auf einem Relief von Lokri, Throne von Thetis, von Triptolemos und Keleos, von Zeus, von Hera, von Priamos an rotfigurigen Vasen.

5. Gebäude, Gräber, Altäre. Chaldäische und ägyptische Gebäude, Säule auf dem Sarkophag von Hagia Triada, Façade an einer mykenischen Malerei, lokrisches Sima, attisches Akroter, Kallirrhoebrunnen, Altar an einer etruskischen Terrakotta, Altäre des Zeus Herkeios, Grab des Achilles, Omphalos an schwarzfigurigen Vasen.

6. Krieger und Heroen. Hofre Ari und Ptolemaios Evergetes, Krieger auf assyrischen Monumenten, Reiter von der Akropolis, Amazonen

Digitized by Google

und phrygische Reiter, Telamon und Kyknos auf schwarz-, Parisgestalten auf rotfigurigen Vasen, Lykurgos auf einem apulischen Gefäss.

7. Schiffe. Ägyptische, griechische Schiffe.

8. Betten, Polster, Kissen. Ägyptische Bette, Grablager der Dipylonvasen, etruskische Bankettlager, Betten auf korinthischen und schwarzfigurigen Vasen, Polster auf rotfigurigen und unteritalischen Vasen.

9. Waffen. Ägyptischer Köcher, Schild Regulini-Galassi, Helm aus Oppeano, Gürtel aus Hallstatt, Schwertscheide aus Novilara. Helme, Schilde samt Schildfutter und Panzer auf attischen Vasen, etruskisch attischer Wagen, Aegis der Athena.

10. Geräte. Vasen und Dreifuss in Ägypten, mykenische, korinthische und Dipylonpyxides, Kästchen bei attischen und unteritalischen Vasen, altapulischer Kalathos, Kalathos an einer pästanischen Vase.

Diese Übersicht ist schon an sich eine Gegenprobe meiner Auffassung. Glücklicherweise ist aber das erste und älteste Beispiel auch das bedeutungsvollste, denn die Statuette von Klicevac ist ohne dem geringsten Zweifel ein Idol. In dieser hieratischen Statuette erkennen wir ein uraltes Vorbild jener primitiven mit kostbaren Gewändern und Schmucksachen überladene Xoana, deren ein treffliches Beispiel die in einigen Münzen wiedergegebene Hera von Samos ist: die Schmucksachen dieser Gottheit werden auch im Inventare des Heraions verzeichnet [1]). Ein rituelles Bekleiden von göttlichen Bildern war übrigens sehr gemein im klassischen Altertum [2]). Allbekannt ist das Darbieten eines Peplos an Athena, wie es im Parthenonfries wiedergegeben ist. Auch bei anderen Völkern lässt sich etwas ähnliches finden. Nach ACOSTA pflegten die Azteken einen der Statue des Huitzilopotli ganz ähnliches Idol zu bilden, dem manche Gewänder angeboten wurden, die mit jenen Kleidern übereinstimmten, die die Gottheit wirklich trug. Bei einer gewissen Festlichkeit bilden die unter dem Einfluss des Sternes Ila geborenen Koreaner manche Figürchen, die auch gekleidet werden [3]). Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass die Statuette von Klicevac ein Idol ist.

Seit uralter Zeit war also das Schachbrettgewebe ein ausserordentlich kostbares Gewand — wahrscheinlich eine Spezialität von wenigen Orten, vielleicht von einer einzigen orientalischen oder ägyptischen Stadt — welches nur die Götter tragen durften. Die zahlreichen göttlichen

[1]) COLLIGNON: Hist. sc. gr., I. S. 107. — ROSCHER: Lexikon, I. S. 2084. — BAUMEISTER: I. S. 602. — Vergl. Varro bei Latt. I. 17, 8: nobilissimum et antiquissimum templum eius est Sami et simulacrum in habitu nubentis figuratum.

[2]) Z. B. Für Apollo Amyklaios. S. Paus. III. 16, 2. — Vergl. PAULY-WISSOWA: Realenz., I. 2. S. 1998.

[3]) FRAZER: Le rameau d'or, II. S. 99, 113.

Digitized by Google

Gestalten, die ein Schachbrettgewand tragen, sind also für uns leicht erklärlich. Wie man den Göttern den schönsten Körper und die schönsten Waffen nachsagte, so auch die schönste und kostbarste Kleidung: das Schachbrettkleid.

Religion und Ritus waren einst und sind noch jetzt beinahe dasselbe: es war also eine natürliche Folge, dass die Priester beim Kultus jenes Gewand trugen, das anfangs nur Gott tragen darf: so geschah, dass die göttliche Kleidung eine priesterliche und sakrale Kleidung ward, wie die Beispiele der dritten Gattung bestätigen.

Entweder als priesterliches oder auch als göttliches Gewand musste dieses Gewebe in erster Linie den Thron eines irdischen Gottes, des Königs, später auch der Heroen schmücken, worauf sie in der vollen Pracht ihrer Mächtigkeit zu sitzen pflegten (4. Gruppe). Dass ferner das Schachbrettgewand auch an Altären und sakralen Gebäuden, wie die 5. Gruppe aufzählt, vorkommt, das ist aus der Religion zu erklären. In Bezug auf den Kallirrhoebrunnen erinnere ich daran, dass derselbe einen sakralen Charakter hatte, denn die Jungfrauen pflegten sich daran vor der Heirat zu reinigen [1]). Es lag ferner in der Natur der Sache, dass dieses göttliche Vorrecht bald auch auf die Halbgötter und Heroen der 6. Gruppe überging. Manche dieser Heroen rühmten sich ja einer göttlichen Abstammung: als Halbgötter wurden sie jedenfalls betrachtet.

Der Jenseitsglauben, der mit der Religion aufs engste verbunden war, erklärt uns das Vorkommen des Schachbretts an Gräbern, Grabschiffen und Grablagern, die in der 5., 7. und 8. Gruppe aufgesammelt worden sind. Auch der Übergang vom Grablager zum gewöhnlichen Bett (8. Gruppe) wird natürlich erscheinen, wenn man bedenkt, dass eine tatsächliche Verschiedenheit beider Gattungen nicht bestand. Jedes Bett konnte als Leichenbett dienen: auch reiche mit prunkvoll gestickten Gewändern ausgestattete Bette liebte der Grieche ausserordentlich [2]). Es ist auch durchaus nicht ausgeschlossen, dass manche der in Betracht kommenden Bankettszenen einen gewissermassen rituellen Inhalt hatte. Abgesehen davon, ist dieser Übergang nur ein Widerschein jener Vermenschlichung des Motivs, die die Krieger der 6. Gruppe und die gewöhnlichen Polster der 8. Gruppe bekunden.

Auch der Verzierung der Waffen (9. Gruppe) liegt diese Auffassung zugrunde. Nun tragen auch die Heroen jene prunkvolle Panzer und Helme, die einst nur den Göttern zuzukommen schienen.

---

[1]) Vergl. DAREMBERG-SAGLIO: Dictionn., II. S. 1230.
[2]) DAREMBERG-SAGLIO: III. 2. S. 1025.

Digitized by Google

Die Aegis der Athena — die göttliche Waffe an sich — ist in der Tat immer mit Schachbrett gemustert.

Endlich verziert man mit dem uralten Motiv auch häusliche und gemeine Geräte wie jene, die in der Gruppe 9 zusammengefasst sind. Es lässt sich aber nicht leugnen, dass die Dekoration der weiblichen Kästchen auch durch einen ursprünglich religiösen Gebrauch zu erklären ist. Denn es war eine allgemeine, feierliche Sitte, der Braut die prächtigen Hochzeitsgeschenke (ἐπαύλια) an dem der Hochzeitsnacht folgenden Tag zu überreichen [1]: und dieselben enthielten natürlich nach griechischer Sitte manche schöne Kästchen. Anfangs war also das weibliche Kästchen geradezu ein ritueller Gegenstand; nun erklärt es sich, warum dieselben so oft in weiblichen Szenen vorkommen.

Manche der Erörterungen, die hier nur flüchtig angedeutet worden sind, fussen auf vielen, den Soziologen recht bekannten Erscheinungen. Der Zusammenhang zwischen Gott und Heros, zwischen Gott und König zwischen Religion und Ritus, zwischen Religion und Jenseitsglauben, das Sichvermenschlichen göttlicher Begriffe, das Fortdauern durch verschiedenartige Stufen der Entwickelung von Gebräuchen und Sitten, insbesondere ritueller Natur: alle diese sind wichtige soziale Wahrnehmungen, die sich volle Gewissheit schon errungen haben und hier als vorausgesetzt gelten müssen. Nur eines möchte ich hervorheben: wäre auch meine religiöse Auffassung irrig, so bleibt doch die Tatsache, dass die von mir ins Licht gebrachten Übereinstimmungen nicht zufällig sind. Ein einziger Gebrauch, eine einzige Sitte, die Jahrhunderte lang bei verschiedenen Völkern gedauert hat, muss hier vorausgesetzt werden. Aber was für eine Sitte, wenn nicht eine religiöse überhaupt? Welche Folgerungen sind wir im Stande aus allen diesen Tatsachen zu ziehen, wenn nicht jene von mir schon anfangs ausgesprochenen, die das Korollarium meiner ganzen Untersuchung sind?

Aber noch etwas. Ich will der Ethnologie einige Schlussfolgerungen entnehmen, welche die Gegenprobe meiner Theorie liefern werden [2].

Diese Wissenschaft lehrt uns, dass zuerst der menschliche Körper verziert wurde, dann aber die Kleidungen. Der psychologische Trieb dazu war eine gewisse Freude an Farben, aber der unmittelbare Zweck war auch der Wunsch, seinem eigenen Körper eine ungemeine

---

[1]) DAREMBERG-SAGLIO: III. 2. S. 1653s.

[2]) Die von mir angenommene Auffassung ist u. a. von WUNDT zusammengefasst worden (Völkerpsychologie, II. Mythus und Rel., I. S. 106, 157f., 167, 199f., 207ff.).

Digitized by Google

Würde zu schenken; deshalb trugen — und tragen noch immer — der König, der Priester und der Krieger besondere Trachten. Da dieselben auch gewissermassen als prophylaktisch gelten, so geht der Gebrauch leicht auf die Waffen, insbesondere die Schutzwaffen (Schild und Helm) über. Ganz natürlich breitet sich dann die Sitte auf die sakralen Geräte und endlich auf die gewöhnlichen Geräte überhaupt aus, die man gerne schmückt, weil der Besitzer selbst durch Vermittelung seiner Gegenstände und Geräte eine persönliche Feierlichkeit erzielen will.

Alle diese Wahrnehmungen, die bei zahlreichen ungebildeten Völkern bestätigt worden sind, bilden die psychologische Voraussetzung meiner Untersuchung. Nur aus psychologischen und atavistischen Gründen lässt sich die ganze Reihe von Erscheinungen erklären. Die Ethnologie sagt uns also das letzte Wort über das grossartige religiöse Phänomen, das ich ins rechte Licht gestellt zu haben glaube.

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der erste Baltische Archäologen-Kongress zu Stockholm, 13. bis 17. August 1912.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Tafel LIII und 14 Textabbildungen.

Das Jahr 1912 hat eine solche Fülle von Tagungen gebracht, die der vorgeschichtlichen Archäologie entweder ausschliesslich gewidmet waren, oder sie wenigstens in den Vordergrund ihrer Interessen stellten, wie noch keines zuvor. Ich nenne nur die Dortmunder Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, den Internationalen Prähistoriker- und Anthropologen-Kongress zu Genf, die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Würzburg, den 3. Internationalen Archäologen-Kongress zu Rom. Zu diesen, zum Teil althergebrachten Versammlungen trat mit dem Baltischen Kongress eine ganz neue Art von Tagungen. In der Erkenntnis, dass die Zusammenfassung mehrerer Wissenschaften, z. B. der Vorgeschichte, Anthropologie und Ethnologie, bei einem Kongress, zumal bei einem internationalen, ein überlebtes, heute verfehltes Unternehmen ist und dass für uns Prähistoriker nur noch die Kongresse für Vorgeschichte in Betracht kommen, war man in Schweden auf den trefflichen Gedanken gekommen, fachmännische Vertreter der Vorgeschichte aus den Ländern um die Ostsee herum nach Stockholm einzuladen zu gemeinsamer Beratung, zum Austausch wichtiger neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, zu gemeinsamem Besuch bedeutsamer Denkmäler der Vorzeit und wichtiger Untersuchungsstätten, endlich zu erhöhter Pflege persönlicher Beziehungen.

Seit den ältesten Zeiten stehen die Länder um die Ostsee herum in denkbar engster Verkehrs- und Kulturgemeinschaft, was nicht wunder nimmt, da sie zugleich die Urgebiete germanischer Bevölkerung sind: so sind sie für die Vorgeschichte in höherem Sinne eine einheitliche Kulturprovinz.

Digitized by Google

Dieser verlockenden Einladung waren die Gelehrten aus Skandinavien, Finnland, den baltischen Provinzen Russlands und aus Norddeutschland in grosser Zahl gefolgt, nämlich 76, einschliesslich der Damen, von denen jedoch eine Anzahl gleichfalls Fachleute waren. Von diesen 76 Teilnehmern waren 31 Schweden und 21 Deutsche, 12 Finnländer, 5 Deutschlivländer, 4 Petersburger, 3 Norweger. Dänemark war auffallenderweise unvertreten. Unsere Wissenschaft wandelt in Kopenhagen schon lange ihre ganz eigenen Wege; nun zeigt sich dort bedauerlicherweise auch äusserlich und persönlich dieses Beiseitestehen. Von den Deutschen waren 19, von den anderen Nationen 15 Teilnehmer zugleich Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, so dass also fast die Hälfte der Teilnehmer unserer Gesellschaft angehörten und der Kongress für uns das Ansehen gewann, als wäre er die Fortsetzung der zu Anfang August abgehaltenen Dortmunder Tagung.

Von unserem Vorstande waren anwesend: Prof. KOSSINNA, Prof. BEZZENBERGER, Dr. HAHNE (Dr. BLUME hatte wegen Geschäftsüberhäufung in letzter Stunde leider abschreiben müssen); von unserem Ausschuss Rektor RADEMACHER; sonst noch die Herren BAUM, GUMMEL, HEINRICH und Frau, KUMM, KRÜGER, LIENAU und Frau, PEISER, SEGER und Frau, STIEDA, THOMAS, WAHLE, WINKLER, von auswärtigen Mitgliedern: MONTELIUS, ÅBERG, AILIO, ALMGREN, ARNE und Frau, BRÖGGER, CEDERHVARF und Frau, HACKMAN, FRÖDIN, SCHETELIG und Frau, SCHNITTGER (vgl. Taf. LIII).

Unwillkürlich schweiften die Gedanken der ältesten Kongressteilnehmer zurück zu dem Internationalen Kongress für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie, der 1874 in Stockholm tagte und wohl der glanzvollste in der langen Reihe dieser Kongresse war. Unsere Wissenschaft, die in Skandinavien längst zum kritischen Stadium fortgeschritten war, befand sich in den meisten Ländern Europas damals noch in ihrem enthusiastischen Stadium.

Bewiesen wurde dieser noch ungeteilte Enthusiasmus der Fachleute aller Nachbarwissenschaften wie weitester Laienkreise schon durch die ungeheure Teilnehmerzahl von 1640 Personen, darunter 881 Schweden und 759 Ausländer, Vertreter sämtlicher Staaten Europas und unter letzteren bezeichnenderweise 252 Franzosen nebst 65 Belgiern, weiter 162 Engländer, aber nur 56 Deutsche und 50 Dänen.

Ehrenpräsidenten waren CAPELLINI, DESOR, WORSAAE; Vizepräsidenten waren BOGDANOFF, DUPONT, FRANKS, der ältere HILDEBRAND, (Bror Emil), LEEMANS, DE QUATREFAGES, VIRCHOW, Generalsekretär war der jüngere HILDEBRAND (Hans), Sekretäre waren: CAZALIS DE FONDOUCE und CHANTRE, MONTELIUS und RETZIUS (Gustaf), Hilfssekretär war STOLPE.

Von allen diesen Gelehrten leben heute nur noch DUPONT und die damals noch jugendlichen 5 Sekretäre: Hans HILDEBRAND, CAZALIS, CHANTRE, MONTELIUS, RETZIUS. Verstorben ist auch der Hilfssekretär Hjalmar STOLPE, dessen berühmtes Ausgrabungsgebiet auf der Björkö damals von ihm zum ersten Male der Wissenschaft gezeigt und erklärt wurde und seitdem das Ziel aller Stockholmfahrer unter den Archäologen geworden ist und der später das ebenso berühmt gewordene Gräberfeld von Vendel in Arbeit nahm, dessen

Digitized by Google

Schätze ein Hauptanziehungspunkt für den baltischen Kongress von 1912 bildeten.

Vom damaligen Ausschusse lebt nur noch der greise PIGORINI (Rom), von sonstigen Teilnehmern leben noch Soph. MÜLLER und Wald. SCHMIDT (Kopenhagen), ASPELIN (Helsingfors), CARTAILHAC (Toulouse), BECQUET (Namur), ANDERSON (Edinburg), K. RYGH (Drontheim), KOLLMANN (Basel, damals München); alles in allem also nur noch 15 der damaligen Teilnehmer. Unter den deutschen Teilnehmern von 1874 seien ausser KOLLMANN genannt: BASTIAN, FRAAS der Ältere, E. FÖRSTEMANN, GENTHE, GREMPLER, HANDELMANN, HELM (Danzig), A. KUHN, LISSAUER, MANNHARDT, MESTORF, v. QUAST, SCHAAFFHAUSEN, VIRCHOW, WATTENBACH, ZITTEL. Unter den schwedischen Teilnehmern fielen auf: Prof. Esaias TEGNER aus Lund, der Dichter, und Graf GOBINEAU, damals französischer Gesandter in Stockholm.

Dienstag, den 13. August.

Um 10 Uhr eröffnete Reichsantiquar MONTELIUS den Kongress mit einer Begrüssung der Teilnehmer, insonderheit der zahlreich erschienenen Ausländer und erinnerte an den im Jahre 1874 zu Stockholm abgehaltenen Internationalen Prähistoriker- und Anthropologen-Kongress.

MONTELIUS wurde sodann auf Vorschlag von Prof. KOSSINNA zum Vorsitzenden des Kongresses, ebenso Antiquar ARNE zum Schriftführer gewählt. Der Vorsitzende berief sodann den Alt-Reichsantiquar Hans HILDEBRAND, den Generalsekretär des Stockholmer Kongresses von 1874, zum Ehrenvorsitzenden, Prof. KOSSINNA als Vertreter des Südbaltikums und den Germanisten Prof. F. BRAUN (St. Petersburg) als Vertreter des Ostbaltikums zu stellvertretenden Vorsitzenden.

Nun folgten die wissenschaftlichen Vorträge.

Professor Rutger SERNANDER, Uppsala:

Die geologische Entwickelung des Nordens nach der Eiszeit in ihrem Verhältnis zu den archäologischen Perioden.

SERNANDER sprach zunächst über die in Deutschland durch volkstümliche Darstellungen bereits bekannt gewordenen wichtigen Untersuchungen De GEERs an dem wegen seines Aussehens sog. Bändertone, richtiger Eismeer- oder Yoldiaton, von dem er einen kleinen Block als anschauliche Probe vorzeigte[1]). Es sind das jene unter den Endmoränen der Nacheiszeit abgelagerten Tonschichten, deren äussere Enden entsprechend dem jährlichen Zurückweichen des Gletschers dachpfannenartig übereinanderliegen und so eine Jahreszählung ermöglichen, die neuerdings an absolute Jahreszählungen angeknüpft werden konnte. Danach dauerte der Rückgang des Landeises von Schonen bis Norrland 5000 Jahre und erfolgte in Norrland vor 8000 Jahren. Schonen wurde also vor etwa 13000 Jahren vom Eise verlassen. In der Yoldiaperiode hatte es

[1]) Diesen Block machte der Vortragende nach Schluss der Sitzung Professor KOSSINNA zum Geschenk, der ihn bei der dem Bericht über den Baltischen Kongress gewidmeten Sitzung der Berliner Zweiggesellschaft am 21. November ausstellte und dann dem Geographischen Institut der Berliner Universität übergab.

Digitized by Google

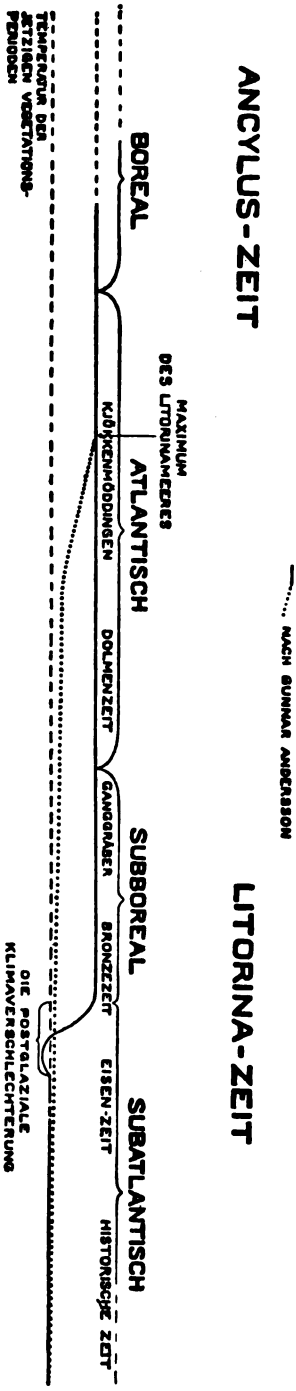


Abb. 1. (Sernander; Gerlands Beiträge zur Geophysik Bd. XI).

südgrönländisches Klima, in der folgenden Ancyluszeit zunächst ein unbestimmtes subarktisches, später ein trocken und warmes boreales Klima. Mit dem Beginn der Litorinazeit, 6000 vor Chr., setzt die postglaziale Wärmezeit ein, die bis zum Ende der Bronzezeit stets an Wärme zunimmt. Durch zufällige Funde von Altertümern in den schwedischen Torfmooren hat die sehr eingehende Moorforschung eine Gleichsetzung archäologischer Perioden mit Torfmoorschichten herausarbeiten können (Abb. 1). Und zwar folgt einem mildem Seeklima (subatlantisch), das bis zum Ende der Dolmenzeit reicht, eine trockene Wärmezeit (subboreal), die dem Klima des mittelrussischen Ackerbaugebietes entsprach, nur dass sie wohl noch wärmer war, mit etwa 2 ° C höherer Jahrestemperatur als heute in Schweden. Sie herrschte während der steinzeitlichen Perioden der Ganggräber und der Steinkisten und während der ganzen Bronzezeit und wurde dann zu Beginn der Eisenzeit (um 700 vor Chr.) infolge eines völligen Klimasturzes durch ein feucht und kaltes Klima abgelöst, das in ganzer Schärfe sogleich einsetzt und im Verlaufe von zwei Jahrtausenden bis heute nur um ein Geringes besser geworden ist. Mit Recht erinnerte SERNANDER an den Fimbulwinter der nordischen Mythologie. Während der subborealen Wärmezeit des letzten Teiles der Steinzeit und der ganzen Bronzezeit reicht die Nordgrenze von Kiefer, Hasel und Wassernuss um 3 Breitengrade weiter nach Norden, als es seit dem Klimasturz der Fall ist. Hirse wurde in der Bronzezeit weit nach Norden angebaut; seit der Eisenzeit gedieh er aber nur noch in Schonen; der Weizenbau in Skandinavien und Finnland erhielt durch den Klimasturz der beginnenden Eisenzeit seinen Todesstoss. Es sei zu vermuten, dass die Verschlechterung der Lebensbedingungen eines Ackerbauvolkes, die naturgemäss am stärksten in der Randzone des Klimawechsels fühlbar werden musste, auch Verschiebungen der Bevölkerung verursacht habe.

Digitized by Google

Eine Untersuchung der Zahlenverhältnisse der schwedischen Funde aus dem Ende der Bronzezeit und der frühen Eisenzeit, wesentlich auf Grund des Bestandes des Stockholmer Museums, hat gezeigt, dass die 5. Bronzezeitperiode in 250 Jahren (1000—750 vor Chr.) 140 Funde bietet, während die beiden Perioden früher Eisenzeit, die von 550 bis 150 vor Chr. reichen, in 400 Jahren nur 80 Funde bieten. Die zwischenfallende Periode VI der schwedischen Bronzezeit (750—550), eigentlich schon Eisenzeit, nimmt auch in der Anzahl der Funde eine Mittelstellung ein.

In der Diskussion trat SARAUW gegen SERNANDER auf, indem er daran festhielt, dass Maglemose in die Ancylusperiode und nicht an den Beginn der Litorinaperiode zu setzen sei. — KOSSINNA brachte die ihm längst bekannte, nunmehr aber statistisch belegte Tatsache, dass seit der Klimaverschlechterung zu Beginn der Eisenzeit die schwedischen Funde plötzlich so ausserordentlich spärlich wurden, mit seiner seit Jahrzehnten auf archäologischer Grundlage aufgebauten Meinung zusammen, dass zu Beginn der Eisenzeit aus Schweden eine grosse Bevölkerung in die Weichselgegenden übergesiedelt sei, die allmählich zu dem Stamm der Ostgermanen auswuchs. — MONTELIUS erinnerte daran, dass die zur selben Zeit eintretende Verlegung des Bernsteinhandels von Jütland nach Ostpreussen hierbei wohl mitgewirkt habe. (Doch hat KOSSINNA längst es ausgesprochen, dass die Eröffnung des ostpreussischen Bernsteinhandels nur die Folge der Tatsache sein kann, dass nunmehr Germanen die ostpreussische Küste aufsuchen konnten und aufsuchten: Zs. f. Ethnol. 1902, S. 216) [1]).

Nach diesem grosszügigen Vortrage SERNANDERs, der dem künftigen Zusammenarbeiten der Diluvialgeologie und Pflanzengeschichte mit der vorgeschichtlichen Archäologie neue Bahnen wies, sprach Museums-Assistent S. LINDQUIST (Stockholm) über die

Ansiedlungsgeschichte von Nerike und den angrenzenden Provinzen während der Stein- und Bronzezeit.

Seit Jahrzehnten häuft das Historische Museum in Stockholm die einkommenden Funde des Steinalters und kein Stück wird verschmäht, wenn nur die Fundverhältnisse gesichert sind. So ist es möglich für jede Landschaft die früheste Besiedelungsgeschichte festzustellen. Der

[1]) Bekanntlich ist von dem ausgezeichneten Erforscher der nordwestdeutschen Hochmoore, Prof. Dr. C. A. WEBER in Bremen, nachgewiesen worden, dass in diesen Mooren der untere, ältere Sphagnetum-Torf von dem oberen, jüngeren Sphagnetum-Torf durch einen trockenen „Grenzhorizont" geschieden wird, der meist aus Heidetorf, oft auch aus Waldtorf besteht. WEBER setzte den Grenzhorizont in die boreale Trockenperiode zu Ende der Ancylusperiode. Nach eigenen neuen Untersuchungen hat SERNANDER 1911 festgestellt, dass der Grenzhorizont durchaus gleichzeitig ist mit der skandinavischen subborealen Trockenperiode, also dem Ende der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit entspricht. Dadurch werden manche der hannöverschen Bohlwege zeitlich festgelegt, so der Bohlweg III des Aschener Moores in die Bronzezeit, andere sogar in die Steinzeit. (Geolog. Fören. Förhandl. 1912, S. 467 ff.). Die germanischen Moorleichen der späten Kaiserzeit liegen durchweg im oberen Sphagnetumtorf. Neue Untersuchungen dreier hannöverscher Moore durch WEBER im Vereine mit Dr. Hans HAHNE haben neue bestätigende Datierungen gebracht: hoffentlich werden diese Ergebnisse baldigst durch Veröffentlichung der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht.

Digitized by Google

Redner führte das aus für die Gegend Oerebro. Er zeigte die starken Verschiedenheiten der Wasserstandshöhe des Hjälmarsees einst und jetzt, die mit dem Jahrtausende währenden allmählichen Zurückweichen des einst so hoch stehenden Litorinameeres zusammenhängen. Die ältesten Steinzeitfunde stammen von Landhöhen, die 60 m über dem heutigen Wasserspiegel sich befinden, wo einst die Ostseeküste lag. Das Meer reichte damals durch das Mälartal tief hinein ins Herz Schwedens. Die Funde aus der Dolmenperiode reichen schon etwas tiefer hinab, aber nicht weiter als 40 m über dem Meeresspiegel, Funde aus der Ganggräberzeit zahlreich bis 30 m, zuweilen noch bis 25 m und erst die Funde aus der Steinkistenzeit gehen bis zum heutigen Strande des Hjälmar und sogar noch etwas weiter herunter. So lässt sich für alle Siedlungsstätten die Lage des Meeresstrandes in den verschiedenen Steinzeitabschnitten feststellen.

Dann führte Museums-Konservator M. LIENAU (Lüneburg) eine kleinste menschliche Bronzefigur der älteren Bronzezeit vor aus einem Grabhügel bei Kolkhagen Kr. Lüneburg. Sie stellt einen Anhängsel dar zu einem Bronzehalsschmuck, der in einem Holzkästchen der toten Frau ins Grab mitgegeben worden ist. Eigentümlich ist die Ähnlichkeit dieser absichtlich roh gehaltenen Form mit den schematischen Männerdarstellungen der schwedischen Felsenzeichnungen. Beides gehört in die 2. Periode der Bronzezeit. KOSSINNA hat bereits bei Gelegenheit des Grabfundes von Anderlingen, Kreis Bremervörde, mit seinem Bildstein, auf den Zusammenhang dieser Figuren mit den skandinavischen Felsenzeichnungen, sowie weiterhin mit der Einwanderung der eigentlichen Germanen aus Skandinavien nach Hannover zu Beginn der älteren Bronzezeit hingewiesen (Korresp.-Blatt d. Gesamt-Ver. d. Gesch. Ver. 1908). — Eine ausführliche Veröffentlichung des Fundes wird der 5. Band des Mannus bringen.

Nach dem kurzen gemeinsamen Mittagsmahle, das in ungezwungener Weise jedesmal in den gemütlichen Räumen des Strandhotels eingenommen wurde, wurden die Vorträge, nunmehr unter dem Vorsitz Hans HILDEBRANDs, fortgesetzt. Statt des der deutschen Vortragssprache nicht mächtigen Dozenten A. SPITZYN (St. Petersburg) sprach sein Schüler TISCHTJENKO über Steinzeitgegenstände aus dem Schirskoje-See nahe Jekaterinburg (Ural) und von einem neolithischen Wohnplatze bei Wyschnij Wolotschok, Gouv. Twer. Vorgezeigt und erläutert wurden Knochenharpunen, Pfeil- und Speerspitzen, die charakteristischen Geräte eines Jäger- und Fischervolkes, angeblich aus dem frühen und mittleren Bronzealter Russlands, wie sie durch das ganze nordeuropäische und asiatische Russland hin vorkommen und in nächster Verwandtschaft zur arktischen Schiefer- und Knochenkultur Skandinaviens stehen (vergl. KOSSINNA: Ursprung der Urfinnen, Mannus I). Interessant waren meisterhaft gearbeitete Elchköpfe, ähnlich den bekannten uppländischen. Die sicher sehr wichtigen Diskussionsreden von ALMGREN und SARAUW hierzu anzuhören, war Referent wegen der Vorbereitung des Projektionsapparates zu seinem eigenen Vortrage leider verhindert.

ALMGREN wird sich wohl in demselben Sinne ausgesprochen haben, wie er das in seiner bei der Tagung verteilten, neuen trefflichen

Digitized by Google

Schrift getan hat, auf die hier nachdrücklichst hingewiesen sei: Några svenska-finska stenåldersproblem, en orienterings-försök. Stockholm 1912, — dass nämlich die archäologischen Tatsachen (Keramik, Schiefergeräte) unzweifelhaft dartun, dass mit KOSSINNA und gegen BRÖGGER ein Fortschreiten dieser Knochen- und Schieferkultur von Ostschweden über Finnland nach Russland erfolgt ist, nicht umgekehrt.

Es sprach nun Mag. K. SOIKKELI (Helsingfors) über die Fundverhältnisse der Tongefässe der steinzeitlichen Wohnplätze Finnlands. Redner schilderte an der Hand zahlreicher Photographien namentlich die Grabungsverhältnisse an der Wohnstätte zu Häyrynmäki bei Wiborg, wo mehr als 68 000 Scherben gefunden worden sind. Überall in Finnland kommen die Reste der Tongefässe nur in kleinen Scherben zum Vorschein, mit Ausnahme der Ålandsinseln, wo auch heile Gefässe gefunden wurden, wohl weil dort der Ton mehr Kalkgehalt besitzt. Die Scherbenfunde häufen sich um die Wohnstätten herum und auch bei den Vorratsplätzen. Durch zehnjährige, aussergewöhnlich genaue Untersuchung ist es möglich gewesen, in Häyrynmäki mehrere Kulturperioden zu scheiden. Viele Geschlechter sind über die Hügellehne hinweggegangen, indem sie die alten Wohnungen aufgaben und immer wieder neue errichteten.

Nunmehr hielt Prof. KOSSINNA (Berlin) einen Lichtbildervortrag über die Herkunft der ostdeutschen Bevölkerung der Bronzezeit. Da der Inhalt dieses Vortrages sich teilweise mit dem deckt, was der Redner einerseits in den Abhandlungen „Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas" I, II und III (Mannus 1911 und 1912), andererseits in dem Buche „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (Würzburg 1912, S. 41 ff.), sowie in seiner „Herkunft der Germanen" (Würzburg 1911) ausgeführt hat, so sei hier nur kürzer darüber berichtet. Unterstützt wurde der Vortrag dadurch, dass jedem Zuhörer ein Exemplar der in der „Deutschen Erde" 1912, Heft 41, Tafel 14, erschienenen Neubearbeitung jener Karte eingehändigt wurde, auf der Redner die Siedlungen der drei Völkerstämme Mitteleuropas während der älteren Bronzezeit (Periode II = 1700—1400 vor Chr.) eingetragen hatte, nämlich der Germanen, Kelten und Illyrier. Redner zeigte zunächst, dass in Nordwest- und Mittelwestdeutschland bereits einige Zeit vor der letzten Periode der Steinzeit eine Verödung der Siedlungen durch Auswanderung der Bevölkerung eingetreten sei. Hier wanderten am Ende der Periode I der Bronzezeit von Norden her über Schleswig-Holstein die Germanen ein und besetzten Hannover und die Altmark bis ans Mittelgebirge heran. Gleichzeitig rückte von der oberen Donau nordwärts über Westdeutschland das neu erstandene Volk der Kelten vor.

Anders in Ostdeutschland. Hier trat Auswanderung und Landverödung erst am Ende der Periode I der Bronzezeit ein und es erfolgte Einwanderung neuer Völker um die Mitte der Periode II, und zwar von Westungarn und Nord-Österreich her über Schlesien, Posen, Hinterpommern bis an die Odermündung. Redner zeigte durch zahlreiche Lichtbilder den charakteristischen Inhalt der germanischen Kultur dieser Periode II in Skandinavien, Dänemark, Schleswig-Holstein, West-Mecklenburg, dann eine mit einigen fremden Bestandteilen gemischte

Digitized by Google

Kultur in Ostmecklenburg und Nordbrandenburg, endlich das Fehlen jeglicher germanischen Kulturerzeugnisse und die Alleinherrschaft jener oben genannten ungermanischen Bestandteile in dem angrenzenden ostdeutschen Gebiete von der Odermündung ab ostwärts und südwärts. Dazu gehören vor allem ein besonders gearteter weiblicher Schmuck, wie grosse Arm- und Beinspiralen, Fussknöchelringe mit Endspiralscheiben, schwere Halsringe mit Endstollen, Hufeisenarmringe mit Wolfszahnmuster, ostdeutsche Ösennadeln, Blechgürtel mit gebuckelter Verzierung, Halszierat in Form von Hängetutuli mit konzentrischen Rippen und Mittelspitze oder in Form von tütchenförmigen Spitzhütchen; aber auch die Gerätformen des sogenannten Lappenbeiles, vornehmlich jedoch die Keramik (besondere Krugform, besonders Buckelornament). Diese ostdeutschen Typen setzen sich mit geringen örtlichen Veränderungen unter Zuwachs einiger neuer und Fortfallen einiger der ostdeutschen Typen, in den Hauptzügen aber gleichartig südwärts fort nach Böhmen, Mähren, Niederösterreich, West- und Süd-Ungarn, Kroatien, Bosnien, ja sogar nach Venetien. In der ganzen Südhälfte dieses genannten gewaltigen Gebietes sass noch in den letzten Jahrhunderten vor Chr. der grosse indogermanische Stamm der Illyrier. Und die ptolemäische Karte von Grossgermanien zeigt uns noch für das 2. Jahrhundert nach Chr. in Ostdeutschland (Posen, Schlesien, Mähren, Böhmen) zahlreiche echt illyrische Ortsnamen. Es gehört also keine grosse Kühnheit dazu, um den Schluss zu ziehen, dass wie überall, so auch hier in Ostdeutschland eine nach aussen hin sich merklich abhebende Kulturübereinstimmung Volksgleichheit bedeutet. Auch in Ostdeutschland sassen einst Illyrier und vielleicht hiessen sie einst Veneter, wie ihre oberitalischen Brüder. Dann würde sich erklären, warum die Germanen auf diejenigen ihrer Ortsnachbarn, die später in die verlassenen Sitze der Veneter einwanderten, nämlich die Slawen, den Namen Veneter, heute „Wenden", übertrugen.

Um 6 Uhr vereinigte sich der Kongress zu einem Festmahle auf Skansen, zu dem Reichsantiquar MONTELIUS und Frau geladen hatten. Eine stimmungsvollere Festhalle für germanische Archäologen, als der Oberstock des Festhauses in Skansen, der wie eine altgermanische Fürstenhalle anmutet, lässt sich kaum denken, mitteninne in jenem wundervollen Park, der das erste und zugleich grossartigste Freiluftmuseum der Welt in sich schliesst. Und dazu als Bedienung nur echte Dalekarlierinnen in ihrer einzig schönen malerischen Tracht, die von dem tiefen Rot so beherrscht wird, dass ihre Buntheit nichts von südländischer Grelle an sich hat, sondern eine Freude für das germanische Auge ist. So war denn auch die Stimmung der hundert Gäste bald die wärmste, wie sich an dem vollen Anklang zeigte, den Prof. KOSSINNA bei der Versammlung fand, als er in seiner Rede über die Beziehungen skandinavischer und norddeutscher Archäologie schliesslich ausmündete in ein Hoch auf den Altmeister MONTELIUS, den alle anwesenden Fachgenossen verehrten, wie Kinder ihren lieben Vater verehren. — Ich danke, Kinder! lautete die launige Antwort des Seniors der Archäologen, nachdem der brausende Hochjubel sich gelegt hatte.

Nach Beendigung des Festmahles und des gleich anschliessenden Kaffees, der im Untergeschoss des Blockbaues eingenommen wurde,

Digitized by Google

kehrte man zurück in die Festhalle und sah an einer Säule aufgestellt einen einsamen ländlichen Fiedler, der dann den ganzen Abend unermüdlich die volkstümlichen Tanzweisen erklingen liess. Von der ungewöhnlich stark beim Kongress vertretenen Jugend im Verein mit den Dalekarlierinnen wurden reizende Volkstänze und Reigen aufgeführt, woran sich zuletzt ein noch lange währendes allgemeines Tänzchen anschloss.

Der 2. Tag, 14. August, war einem Ausflug nach Upsala gewidmet.

Die Führung lag hier allein in den Händen von Oscar ALMGREN, dem Dozenten für Vorgeschichte an der Universität in Upsala. Der erste Gang galt dem Universitäts-Museum für nordische Altertümer, das in dem einstigen Gewächshause Linnés untergebracht ist und zunächst als Lehrsammlung für den Universitätsunterricht dient, zugleich aber Provinzialmuseum für Uppland ist. Ungemein reich sind die Steinzeitfunde aus dem westlichen höher gelegenen Uppland (etwa 100 Stück), Zeugen einer Zeit, während der das Ostgebiet der Provinz noch vom Meere bedeckt war. Vgl. die beiden Schriften von G. EKHOLM: Upplands Stenålder (1910); Upplands Bronsålder (1911). Viel bewundert wurde ein bei Bragby, Kirchspiel Ramsta, neugefundenes herrliches Bronzekurzschwert mit besonders gegossenem, massiven Bronzegriff und reicher Linienverzierung auf der breiten triangulären Klinge, vom Ende der I. Periode der Bronzezeit, das erste dieser Art aus Schweden. Eine Festausgabe der „Upsala Nya Tidning" brachte eine ausführliche Schilderung der Vorzeit Upplands mit mehreren grossen Abbildungen neu gefundener Felsenzeichnungen und Bronzen, darunter auch jenes schönen Schwertes. — ALMGREN selbst spendete den Teilnehmern seine „Upplands Fornminnen" Uppsala 1912, Grundlinien für seine Vorlesungen des eben verflossenen Sommersemesters, sowie den Sonderabdruck der grossen Arbeit „Alunda Sockens Fornminnen", Altertümer des Kirchspiels Alunda, die er im Verein mit Carl SILWER und Aug. ERIKSSON in Heft 28 der „Upplands Fornminnes Foreningens Tidskrift" hat erscheinen lassen.

Der das Universitäts-Museum umgebende Park ist der ehemalige Botanische Garten Linnés: hier befinden sich zahlreiche Runensteine, besonders solche des 11. Jahrhunderts, deren die Provinz Uppland nicht weniger als 1000 besitzt.

Dann ging es nach dem Dom, der die Grüfte der Vasakönige und Linnés enthält, nach dem neuen Gebäude der Universität, über die im 17. Jahrhundert der ebenso geniale als kraftvolle Polyhistor Olof Rudbeck herrschte, dessen Bildnis die überlegene Persönlichkeit gut zum Ausdruck bringt; weiter nach der Universitätsbibliothek. Hier war der Codex argenteus des Wulfila, die unschätzbare Quelle gotischer Sprache, die ich bei meiner Stockholmfahrt von 1904 noch in die Hand nehmen durfte, inzwischen, da man Diebstahl befürchtet, in diebessicheren Verwahr gebracht worden, der nur dem Bibliothekar bekannt ist; gezeigt werden nur 2 Blätter. Von hier gings schliesslich zu dem von den Studenten „Gästis" genannten Stadthotel, wo eine nach schwedischer Art überreich besetzte Frühstückstafel eine lang vorhaltende Stärkung bot. Dann fuhr man mit Wagen nach Håga zu dem grossen

Digitized by Google

Hügel von 45 m Dm. und 8 m Höhe, der 1902—03 auf Veranstaltung des jetzigen schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf von seinem Lehrer Oscar ALMGREN musterhaft gründlich erforscht worden ist. Er enthielt ein wahrhaft königliches Brandgrab der 4. Periode der Bronzezeit (11. Jahrhundert vor Chr.), dessen Beigaben, Schwert, Fibel, Knöpfe, Rasiermesser u. s. w. durchweg mit Gold belegt waren. Vgl. Oscar ALMGREN: „Kung Björns Hög" och andra fornlämningar vid Håga. Stockh. 1905.

Dieser Hügel wird im Land als Grabstätte des Königs Björn angesehen, der im 9. Jahrhundert nach Chr. gelebt haben soll, zur Zeit als Ansgar in Birka zuerst das Christentum predigte. Nach dem Befunde der Ausgrabung muss dieser „arme" König, wie MONTELIUS den Fremden bei Erklärung der Fundstücke aus dem Königsgrabe zu sagen pflegt, schon fast 2 Jahrtausende eher verstorben sein, als er geboren wurde.

Der Schluss des schönen Ausfluges galt dem Besuch von Schwedens Herz, dem uralten Königssitz und Kulturmittelpunkt der Svear („Sviones" des Tacitus), dem 4 km nordöstlich der Stadt belegenen Gamla Upsala, von wo die Herrschaft über das heutige grosse Schweden ausgegangen ist. Besichtigt wurde dort zunächst die sehr bescheidene Kirche (s. Abb. 2)[1]), die ursprünglich der Chor des im 12. Jahrhundert erbauten Doms war, nach dessen Zerstörung im 13. Jahrhundert der Erzbischofs-

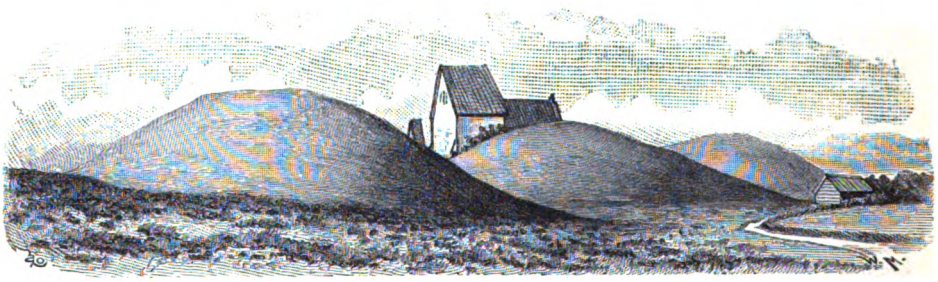


Abb. 2. Die drei Königsgrabhügel bei Gamla Upsala.

sitz nach der blühenden Hafenstadt Oestra Aros, dem heutigen Upsala, verlegt wurde. Der Dom war errichtet worden an Stelle eines alten heidnischen Tempels. Über das Aussehen dieses berühmtesten schwedischen Tempels und über die in und bei ihm begangenen Feste und Opfer haben wir die bekannten, ungemein wichtigen Schilderungen ADAMs von Bremen (um 1070). — Beim Tempel befand sich, wie ADAM auch erzählt, ein riesenhafter immergrüner Baum, den Prof. L. Fr. LÄFFLER in seiner den Kongressmitgliedern überreichten Schrift Det evigt grönskande trädet vid Upsala hednatämpel (Svenska Landsmål 114, 1911, Festschrift für H. F. FEILBERG) für eine Eibe erklärt. Weiter befand sich beim Tempel nach ADAM von Bremen eine heilige Quelle, an der die heidnischen Opfer vollzogen wurden, wobei auch ein

[1]) Die Stöcke zu den Abbildungen 2—14 wurden von Herrn Reichsantiquar MONTELIUS freundlichst geliehen.

Digitized by Google

Mensch in der Quelle ertränkt wurde. Stud. arch. Martin OLSSON hat 1911 einen 8½ m tief nur in den Ton getriebenen, uralten Brunnen entdeckt, der sich demnach nie mit Grund-, sondern nur mit Oberflächenwasser füllen konnte, trotzdem aber mit vier Eichenbäumen und Zwischenbrettern sorgfältig ausgefüttert war. Da auch eine feste Leiter hinunter führte, so liegt hier wohl der alte rituelle Brunnen vor (vgl. Martin OLSSON, En forntida brunn vid Gamla Uppsala: Upplands Fornminnes Foreningens Tidskrift 28).

Nun besichtigte man die daneben gelegenen drei grossen Königshügel, deren östlichster, „Odinshügel", 1846/47 vom älteren HILDEBRAND untersucht, während der westlichste 1874 für den Internationalen Prähistoriker-Kongress ausgegraben wurde, der mittlere aber noch nicht genau untersucht worden ist. Der Odinshügel stammt aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, fällt also in die Zeit des schwedischen Goldalters, wo Kostbarkeiten sich nur in Schätzen finden, die man in die Erde oder auf die Erde legte, während die reichen Grabbeigaben durch den Leichenbrand völlig zerstört wurden. Der andere untersuchte Hügel ist aus dem Beginn des 7. Jahrhunderts nach Chr. (H. HILDEBRAND: Månadsblad 1876).

Nachdem man in dem kleinen Gasthause des Ortes noch echten Met aus einem Stierhorne gekostet hatte, war allen Anforderungen der Ehrfurchtsbezeugung entsprochen, die solch eine geweihte Stätte an den Vorgeschichtsforscher stellt, und man trat hochbefriedigt die Heimfahrt nach dem heutigen Herzen Schwedens, der schönen Mälarkönigin, an.

Der 3. Tag, 15. August, war wieder ganz für wissenschaftliche Vorträge bestimmt, die unter dem Vorsitz von Prof. KOSSINNA, Berlin, gehalten wurden und ausschliesslich die Eisenzeit behandelten.

Dr. A. HACKMAN (Helsingfors) sprach über die ältesten eisenzeitlichen Funde in Finnland.

Während sowohl die Bronzezeit, als die sogenannte römische Eisenzeit in Finnland durch Funde recht wohl bekannt sind, fehlt es für die sogenannte vorrömische Eisenzeit, wenn man von ein paar Stücken (Halsringe, Gussformen für Beile) absieht, noch fast völlig an einschlägigen Funden. Dagegen ist die sogenannte frührömische Zeit, also die ersten Jahrhunderte nach Chr., jetzt durch eine ganze Reihe von Funden vertreten und zwar aus Österbotten, aus Nyland und auch aus dem „Eigentlichen Finnland", doch nur in den nach Schweden zuweisenden Gegenden. Wichtig erscheint hier der Fund italischen Bronzegefässes aus Perkio, Kirchspiel Lyllkyre, Österbotten, vom 1. Jahrhundert nach Chr., wie solche in Schweden mehrfach gefunden worden sind. Das scheint aber auch die einzige Beziehung dieser Zeit zu Schweden zu sein. Alle anderen nicht wenigen Denkmäler dieser Zeit fallen erst ums 2. und 3. Jahrhundert nach Chr. und weisen einen unverkennbaren Zusammenhang mit ostbaltischen Typen auf, wie sie in den russischen Ostseeprovinzen und in Ostpreussen zu Hause sind. Die reichste Fundstätte hierfür ist das Flachgräberfeld mit Urnenbestattungen zu Penttala, Kirchspiel Nakkila. Man ist daher gezwungen, anzunehmen, dass von Süden her diese Kultur nach Finnland eingeführt worden ist, und da KOSSINNA wahrscheinlich gemacht hat, dass die ostbaltischen Provinzen damals

Digitized by Google

von einem finnischen Stamm bewohnt waren, so wird man schon vom 2. Jahrhundert nach Chr. an mit einer starken finnischen Einströmung in das früher von schwedischer Bevölkerung besetzte Südwestfinnland rechnen müssen. Während man früher die ersten Finnen bekanntlich erst um 400 nach Chr. nach Finnland kommen liess, hat KOSSINNA bereits eine steinzeitliche urfinnische Bevölkerung in Finnland angenommen. Dann wäre in der früheren Eisenzeit also ein neuer finnischer Nachschub nach Finnland festzustellen.

In der anschliessenden Diskussion machte BEZZENBERGER (Königsberg) wichtige ergänzende Bemerkungen über die Verwandtschaft der finnländischen und ostpreussischen Fundstücke und ihre genauere Zeitstellung und MONTELIUS wies darauf hin, dass eines der italischen Schöpfgefässe aus Schweden zu Kungsgården, Kirchspiel Hög, im nördlichen Hälsingland gefunden worden sei, also auf der Westküste des bottnischen Meerbusens gerade gegenüber dem finnländischen Perkio. Das schwedische Schöpfgefäss weise auch den Namen des Fabrikanten auf, der jedoch fehlerhaft eingestempelt worden sei: Ephaproditus statt Epaphroditus, also ein Druckfehler schon etwa 1500 Jahre vor Erfindung der Buchdruckerkunst!

Indendent G. SARAUW (Göteborg): aus der römischen Eisenzeit im baltischen Gebiete. SARAUW hatte von den einst durch S. MÜLLER veröffentlichten drei dänischen durchlochten Schaftstäben aus Rengeweih zwei als postglaziale (Mannus I, Tf. I, 2) anerkannt, den 3. aber als nordamerikanischer Herkunft verdächtigt. Jetzt erklärt SARAUW diesen Stab zwar insofern für echt, als er an die Fundangabe '1874 in einem kleinen Moore an der Südküste Seelands gefunden' glaubt, wegen seiner reichen Verzierung mit eingestempelten Dreiecken ihn aber der Metallzeit zuschreibt. Längst hatte SARAUW die Hoffnung, näheres über die Entstehungszeit und Zweckbestimmung des Gerätes zu ermitteln, aufgegeben, als er im Museum der Provinz Skaraborg ein Gegenstück entdeckte, das einem gleichfalls 1874 entdeckten Depotfunde von Jättened bei Falköping in Westergötland angehört, zu dem ausser einem eisernen Amboss und Bronzebarren noch 5 unfertige Bronzefibeln des spätesten Latène-Typus gehören, die wir schon durch ALMGRENs Fibelwerk Tafel I, 8, kennen. So war zwar die Zeit der Rengeweihstücke nunmehr genau bestimmt; aber woher kam in der Latènezeit das Ren selbst? Es verschwindet in Skandinavien mit der arktischen Steinkultur und erscheint erst in der Wikingerzeit von neuem. Jetzt kann man vielleicht die von SERNANDER entdeckte Klimaverschlechterung zu Beginn der frühen Eisenzeit zur Erklärung des Wiedererscheinens des Rens heranziehen und weiter sogar die bekannte Beschreibung jenes stierähnlichen Hirsches aus dem hercynischen Walde, die CÄSAR geliefert hat. Männchen und Weibchen sollen nach CÄSAR dieselbe Art von Geweih besitzen, was bei einer Deutung auf das Ren zutreffen würde. CÄSAR versteht unter dem hercynischen Walde das gesamte mitteleuropäische Mittelgebirge ostwärts bis zu den Karpaten. Danach könnte das von ihm beschriebene Ren vielleicht das in Mittelrusslands Wäldern lebende gewesen sein, von dem schon der Grieche THEOPHRAST berichtet, der den dortigen Waldnomaden und zwar den Budinen, die man für Finnen hält, den Besitz des „Tarandos" zuschreibt. Dafür spricht auch

Digitized by Google

folgender Zug, der die Budinen mit den heutigen Lappen verbindet. THEOPHRAST nennt die Budinen wunderlicherweise Läuseesser. Nun bedeutet der von ihm gebrauchte Ausdruck φθειρ ausser „Laus" aber auch „Fichtenzapfen"; doch auch diese kann man schwerlich essen. Allein in Russland, wie im Norden werden die Fichtenzapfen von einem Pilz angegriffen, der die Gestalt der Fichtenzapfen annimmt, und solche Knollen dienen den Lappen als Nahrung und wurden wohl einst auch von den budinischen Rentiernomaden gegessen. Das Rengeweih zu den Geräten der Latènezeit aus Seeland und Westergötland kam demnach vielleicht von der oberen Weichsel her.

Dozent Dr. O. ALMGREN (Uppsala): Zur Entstehung des germanischen Stils in der römischen Kaiserzeit.

Wie schon S. MÜLLER und andere, sieht auch ALMGREN Böhmen als Ausgangspunkt an für die vielen Neuschöpfungen, die etwa seit Cäsars Zeiten einen gegen den Formenschatz der Latènezeit stark abstechenden, neuen Stil der Germanen allmählich heraufführen. ALMGREN verweist auf die bekannte Stelle bei Tacitus (Annalen II, 62), wo der böhmische Königssitz Maroboduum als Heim zahlreicher römischer Kaufleute geschildert wird. Die Hochflut italisch-römischer Einfuhrwaren in Böhmen, wie sie aus dem Inhalt der frühkaiserzeitlichen Gräber der Markomannen, vor allem des Gräberfeldes von Dobrichow-Pičhora hervorleuchtet, hat freilich auch jetzt noch, trotz ALMGRENs richtigen Beobachtungen, m. E. wenig Anteil an der Schöpfung der neuen germanischen Formen, wenn man absieht von den profilierten Henkelenden gewisser Bronzeeimer, die aber schon im keltischen Spätlatènestil nachgeahmt (Riemenzungen von Bibracte und Stradonic), vielleicht also erst aus zweiter Hand auf den germanischen Stil (Riemenenden, Nadelköpfe, Trinkhornspitzenbeschläge) eingewirkt haben. Zweifellos Vorbilder für germanische Formen wären aber provinzialrömische Formen aus den österreichischen Alpenländern, so die rechteckigen Bronzeschnallen mit eingebogenen Rahmenseiten und Tierkopfzapfen an der Aussenseite, wie sie in Virunum (Klagenfurt) und Wies (Steiermark) zum Vorschein gekommen sind. Auch die so reich durchbrochenen Gürtelschliessen, wie sie auf westgermanischem Gebiete nur in Böhmen vorkommen, scheinen unter dem gleichen österreichischen Einflusse zu stehen. Desgleichen die Gestalt des Sehnenhakens bei der ältesten Art der Augenfibeln, die jetzt in Böhmen und nach KOSSINNAs Nachweis auch zu Sondershausen in Thüringen bekannt geworden sind. Ebenso ist das germanische Böhmen auch die Heimat der Fibel mit zweilappiger Rollenkappe, von der sich in den Alpen nur zwei früheste Stücke finden (Krain, Gurina in Kärnten), und der frühen feinprofilierten Schildfessel, endlich auch der sogenannten Situlaform der Tongefässe, sowie nach KOSSINNAs Nachweis des westgermanischen Rädchenmäanders der Tongefässe.

Alles in allem zeigen ALMGRENs Nachweise Böhmen nicht als Heimat des gesamten germanischen, sondern nur des westgermanischen Stils, genauer noch nur des elbgermanischen Stils der herminonischen, swebischen Gruppe der Westgermanen.

Dieser wertvolle Vortrag wird im Mannus veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Der ursprünglich hier angesetzte Vortrag von Dr. E. BLUME (Posen): Kaiserzeitliche Hügelgräber in Ostdeutschland musste ausfallen, da der Redner leider den Kongress nicht hatte besuchen können.

Statt dessen sprach Prof. Dr. E. KUMM (Danzig) über die westpreussischen Gesichtsurnen. Nach kurzer Schilderung der bekannten Kulturgruppe, innerhalb der die Gesichtsurnen erscheinen, führte der Redner in einer überwältigenden Fülle farbiger Lichtbilder eine Menge dieser wichtigen und an interessanten Einzelheiten so reichen Gefässe unter knappen, sachgemässen Erläuterungen vor.

Am Nachmittag sprach unter Prof. BRAUNs (St. Petersburg) Vorsitz zuerst Reichsantiquar O. MONTELIUS über Goldalter und Vendelzeit in Schweden.

Goldalter und Vendelzeit umfassen etwa 300—400 Jahre, die Zeit von 500 oder von 400—800 nach Chr. Zuerst behandelte MONTELIUS das schwedische Goldalter, d. h. das 6. Jahrhundert. Zunächst wurden einige der grössten schwedischen Schätze des Goldalters im Original vorgezeigt: zuerst überwältigende Goldmassen in Form dicker unverzierter Ringe, also fast Rohstoff; dann herrlicher Goldschmuck. So von dem grössten skandinavischen Goldfunde, der 1774 bei Tureholm in Södermanland zum Vorschein kam, diejenigen wenigen Teile, die für das Stockholmer Museum gerettet werden konnten, darunter ein reichverzierter, massiver Halsring von fast 1 Kilo Gewicht, Schwertgriff- und Schwertscheidenbeschlägen. Uneingeschmolzen blieb nur $^1/_{10}$ des Fundes. Der Gesamtfund hatte ein Gewicht von mehr als 12 Kilo und einen Wert von 35000 Kronen. Weiter die beiden dicken, vierkantigen Goldbarren nebst einigen Ringketten, die aus 26 Ringen gebildet werden, Gesamtgewicht über 7 Kilo, Wert 20000 Kronen, von Timboholm bei Sköfde in Westergötland (1904), und der prächtige 828 g schwere Halsring von Bragnum in Westergötland (1878), dessen gediegene Nachbildung im vorigen Jahre bei der Tausendjahrfeier der Normandie der Stadt Rouen vom schwedischen Staate gewidmet wurde. Alsdann wurden andere herrliche Goldschmiedearbeiten der Zeit um 500 nach Chr. im Lichtbilde vorgeführt, wie die drei Meisterstücke[1]) des dreifachen, fünffachen und siebenfachen, röhrenförmigen Halsschmuckes von Westergötland (Aleberg, Möne) und Oeland, sowie Beispiele von Goldbrakteaten, die als Halsschmuck dienten. Der grösste dieser Brakteaten, der von Åsum in Schonen, hat einen Durchmesser von 12 cm.

Alle diese Schätze zeigen, dass Schweden, das jetzt als arm gilt, damals nicht nur ein reiches Land war, sondern auch, dass die schwedische Goldschmiedekunst — denn all dieser Schmuck ist einheimische Arbeit — damals so hoch stand, wie nur irgend eine in der Welt. Die Goldmassen kamen nach Schweden aber über Ostdeutschland von der unteren Donau her, wo Goten und verwandte Germanenstämme Fried-

[1]) Neuerdings wiederum abgebildet in den schönen Lichtdrucktafeln des Werkes O. MONTELIUS, Mästerstycken i Statens Historiska Museum afbildada och beskrifna. Stockholm 1912, Heft 1, Taf. VIII. Dieses Heft erschien gerade noch während des Kongresses.

Digitized by Google

samkeit oder auch Kriegsdienst in gleicher Weise für schwere Goldsummen von Byzanz sich abkaufen liessen.

Dem 7. und 8. Jahrhundert gehört die Vendelzeit an, eine Periode reichster Kulturblüte, die vor der Wikingerzeit gelegen, erst seit 1881 bekannt wurde, als der ausgezeichnete 1905 verstorbene Archäologe Hjalmar STOLPE, der bis 1881 zehn Jahre auf Björkö die alte Wikingerstadt ausgegraben hatte, nun das Gräberfeld an der Vendelkirche in Uppland zu erschliessen begann [1]).

Diese Periode zeigt eine durchaus bodenständige Kultur, ohne nennenswerte Einflüsse vom Auslande; nicht einmal fremde Münzen kamen jetzt nach Schweden. Die 14 aufgedeckten Flachgräber von Vendel sind durchweg Schiffsgräber und durchweg Männerbestattungen. Die ältesten, des 7. Jahrhunderts, sind die kostbarsten. Die Leichen dieser Häuptlinge wurden sitzend in voller kriegerischer Ausrüstung samt ihren reichst aufgezäumten Kriegsrossen auf der Steuerbordseite im Hinterteile des Schiffes bestattet, während im Vorderteile des Backbords zahlreiche Haustiere aller Art beigegeben lagen. Der prachtvolle Schmuck der Helden waren Eisenhelme mit Bronzekamm, Augen-, Nasen- und Wangenschutz und herrlich verzierten figurenreichen umlaufenden, vergoldeten Bronzeplatten, in welche die Ornamente eingepresst sind, weiter Eisenschildbuckel, ebenfalls belegt mit solchen reich verzierten, vergoldeten Bronzeblechplatten, sowie Schwerter mit herrlichen vergoldeten und edelsteinbesetzten Bronzebeschlägen und rot emaillierte Zaumzeugbeschläge aus vergoldeter Bronze. Die Bronzeplatten der Helme zeigen unter anderem eingepresste Bilder von Kriegern zu Ross wie zu Fuss, auf dem Marsche wie im Kampfe. Die Arbeit ist durchweg als einheimisch erwiesen, die Ornamentik in dem bekannten Werk von Bernh. SALIN über altgermanische Tierornamentik untersucht worden. Gotländische Bildsteine auf Gräbern dieser Zeit legen die Deutung nahe, dass der Tote auf dem Schiffe ins Götterland fahren und dann, da Walhall nicht an der Küste lag, sein Ziel zu Ross erreichen musste. Ein gotländischer Bildstein zeigt sogar, dass Odin selbst sein eigenes achtbeiniges Ross Sleipnir dem Toten zu diesem Ritt entgegen gesandt habe.

Zu weiterer Erläuterung dieses Vortrages folgte eine Museumsführung, die den Sammlungen der Eisenzeit gewidmet war. Zu den Abteilungen der anderen Perioden diente die soeben erschienene 3. Auflage des deutschen Führers durch das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm, ausgearbeitet von O. MONTELIUS, Stockholm 1912, als sicherer Wegleiter.

Der Vorsitzende, Prof. BRAUN, verlas darauf „Einige allgemeinere Bemerkungen eines russischen Archäologen", verfasst von dem anwesenden Dozenten A. SPITZYN (St. Petersburg). Beifall oder nur Zustimmung fanden diese langatmigen, vielfach geringe Sachkunde bezeugenden Gedankengänge wohl bei Niemand, lösten aber bei Antiquar ARNE die Aussprache des dringenden Wunsches der europäischen Prähistoriker aus, die

[1]) An diesem Kongresstage erschien gerade das neue Prachtwerk des Historischen Museums: Graffältet vid Vendel, undersökt af Hjalmar STOLPE, beskrifved af Hj. STOLPE och T. J. ARNE. Stockholm 1912. 66 S. u. 53 Tafeln, gr. 4°.

Digitized by Google

Russen möchten ihre archäologischen Veröffentlichungen künftig entweder in einer bekannten Kultursprache, deutsch oder französisch, abfassen oder mindestens eine Schlussübersicht in einer solchen Sprache anhängen. Andernfalls würde die russische Forschung nach wie vor in Europa grösstenteils unbeachtet bleiben müssen und selbst davon den grössten Schaden haben. Lauter Beifall unterstützte die sehr angebrachte Äusserung.

Den Schluss des Tages machte der Vortrag von Dozent und Assistent Dr. SCHNITTGER: Die vorgeschichtlichen Burgwälle in Südschweden. Die eigentümlichen Steinmauern auf schwer zugänglichen Höhen hat man früher angesehen für Befestigungen von Kreisgebieten (Härad). Redner erkannte, dass sie sich häufen an den grossen Wasserzügen Schwedens und dass sie auf Öland, in Ostergötland und Bohuslän nach Ausweis der Funde, wie Fibeln, Tongefässe (auch ein verkohltes Gerstenbrot) u. a. durchweg im 5. u. 6. Jahrhundert nach Chr. entstanden sind, d. h. also in der Zeit des Kampfes der Schweden gegen die Göten (Gauten), wie sie teils im Beowulf (Schück, Stjerna)[1]), teils in der Ynglinga-Saga und anderen altisländischen Schriften geschildert sind.

Die Burgen sind so verteilt, dass sie dem Eingang nach Öster- und Westergötland wehren sollten. Und wenn auch die benachbarten Küstenstriche Tjust im Osten und Bohuslän nebst Dalsland im Westen dicht mit Burgwällen bedeckt sind, so zeigt sich hierin, in wie alte Zeiten ihre Zusammengehörigkeit mit dem Götalande hinaufreicht. Dasselbe gilt von Oeland. Dagegen hören an der Südgrenze von Westergötland, also an einer Linie durch Småland, die Burgen gänzlich auf: hier sassen bereits die den Göten in der Sagenzeit befreundeten Dänen (Schonen, Blekinge).

In der Diskussion bemerkte Prof. KOSSINNA, dass die Gauten in Südschweden nicht mit den ihnen allerdings nächstverwandten Goten an der Weichsel und auf Gotland verwechselt werden dürfen. Plinius und Tacitus nennen nur die Weichselgoten, wogegen die Gauten in Südschweden erst von Ptolemäus genannt werden. Die deutsche Forschung auf sagengeschichtlicher (MÜLLENHOFF), wie archäologischer (KOSSINNA) Grundlage habe längst festgestellt, dass in Jütland und auf einem Teil der dänischen Inseln westgermanische (also nicht dänische) Stämme gewohnt haben bis zur Entvölkerung des Landes bei der Übersiedlung der Jüten, Angeln, Sachsen nach England. STJERNAS Beowulfstudien und jetzt SCHNITTGERs Burgenforschung im schwedischen Götalande haben eine ausgezeichnete Bestätigung für die deutsche Anschauung von Norden her gebracht. Dann ist es nun klar, dass der Vorstoss der schonischen und seeländischen Dänen bis in das entvölkerte Jütland hinein zum Teil mit veranlasst worden ist durch die anhaltenden und erfolgreichen Angriffe, die von den Schweden im heutigen Mittelschweden auf die südskandinavischen Völker ausgeübt worden sind.

(Dass ich die Göten mit den Jüten gleich gesetzt hätte, wie in einem sonst guten Stockholmer Zeitungsbericht zu lesen war, ist natürlich ganz irrig. Diese beiden Völkernamen haben nichts mit einander gemein.)

---

[1]) STJERNAS Schriften sind mittlerweise gesammelt ins Englische übersetzt worden: Archaeological essays on questions connected with the poem of Beowulf, translated and edited by John R. Clark HALL. London, The Viking Club, Extra Series Vol. III, 1912. 284 S. m. 127 Abb. (Vergl. Mannus II, S. 279.)

Digitized by Google

Freitag, den 16. August.

Die Morgenstunden vor Antritt des vielversprechenden Ausfluges nach Björkö wurden dazu verwendet, zwei eingeschobene Vorträge zu erledigen.

Geheimrat Prof. Dr. L. STIEDA (Königsberg) sprach, angeregt durch Untersuchung einiger Schädel, namentlich solcher von dem bekannten früheisenzeitlichen Gräberfelde von Alvastra am Omberge „Über trepanierte menschliche Schädel". Er wandte sich gegen die Bezeichnung „trepaniert" bei diesen und den meisten anderen so bezeichneten vorgeschichtlichen Schädeln. Denn hier liege keine eigentliche Trepanation vor, d. h., kein Schnitt in die noch unverletzte Schädeldecke und keine Durchlochung des heilen Schädelknochens, was schon durch die Lage des Schädelloches, das sehr oft über eine Knochennaht hinweglaufe, ausgeschlossen sei. Vielmehr handele es sich bei diesen Schädeln um eine reinigende Erweiterung und Abrundung einer meist wohl durch Verwundung, seltener durch Krankheit, entstandenen Schädelverletzung zum Zwecke besserer Heilung. Immerhin liegt, wie MONTELIUS richtig hervorhob, ein ärztlicher, operativer Eingriff am Schädel auch bei STIEDAs Auffassung vor.

Museumsdirektor Dr. H. HAHNE (Halle a. S.) hielt darauf einen durch zahlreiche Lichtbilder veranschaulichten, ebenso eingehenden, als interessanten Vortrag über das Thema: Zur Bedeutung von Naturwissenschaft und Technik für die Vorgeschichtsforschung. Wir brauchen auf die Einzelheiten hier nicht einzugehen, da sie sich vielfach deckten mit dem Vortrage, den HAHNE am 18. Dezember 1911 in der Berliner Gruppe der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte hielt über „Neue Forschungen und Erfahrungen aus der Vorgeschichte der Provinz Hannover" und der Bericht hierüber im Mannus bereits erfolgt ist (Bd. IV, S. 336 f.).

Um 1 Uhr entführte der eigens dafür gemietete Dampfer Enköping den Kongress nach Björkö im Märlarsee, der alten Wikingerstadt Birka.

Der Kongress von 1874 brauchte drei grosse Dampfer zur Fahrt nach Björkö, und dazu waren noch der gesamte Ausschuss vom Königspaar, das den Ausflug mitmachte, in seine Yacht aufgenommen worden. Aber so vergnügt wie unsere Fahrt kann jene frühere nur im besten Falle gewesen sein: alles, nicht bloss die schwedischen Gäste, auch die Finnländer, Russen, Norweger sprachen in ihrer Unterhaltung deutsch; ein herrlicher blauer Himmel sah auf die grünen Wiesen- und Waldufer und spiegelte sich in den blauen Seen; dazu eine Tafel mit allen Leckerbissen der schwedischen Küche. So vergingen die zwei Stunden der Wasserfahrt nur zu schnell und man landete unterhalb der Burg des alten 'Birca', an jener Stelle, wo der deutsche Missionar Ansgar 829 ausgestiegen war, um den Schweden vom Christentum zu predigen, und wo im Jahre 1834 zu seinem Andenken ein mächtiges Granitkreuz errichtet worden ist.

Die hochgelegene einstige Burg (Abb. 3D) ist gegen Westen durch Felsen, nach den anderen Seiten durch einen Stein- und Erdwall begrenzt, der von drei Toren durchbrochen wird. Nördlich der Burg erstreckt sich längs dem Strande ein Ackerfeld, genannt „Schwarze Erde" und „Bysta'n"

Digitized by Google

d. h. Stadtstelle (Abb. 3A). Erst durch H. STOLPEs zehnjährige Ausgrabungen wurde die alte Überlieferung, dass hier einst eine Stadt gestanden habe, dahin bestätigt, dass diese Stadt von etwa 760 nach Chr. bis gegen 1060 bewohnt gewesen ist und tatsächlich die reiche Handelsstadt

Abb. 3. Die Stadt Birka auf der Insel Björkö im Mälarsee.

'Birca' war. Diese Stadt bedeckte einen Raum von 9 km und war durch einen Erdwall (Abb. 3B—C) geschützt. Ihr Boden ist bis $2^1/_2$ m tief bedeckt mit Kohlen und Asche, den aus den Häusern ausgeschütteten Rückständen des Herdfeuers, sowie mit Tierknochen, die den Abfall der Mahlzeiten bildeten. Eine Fülle von Geräten und Schmucksachen hat die Schwarze Erde ans Tageslicht gegeben.

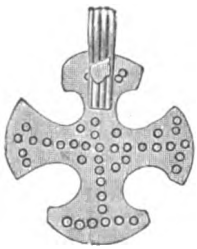


Abb. 4. Silberkreuz; Björkö. 1/1.

Noch weit reicher sind aber die Ergebnisse der Untersuchung der Grabhügel (Abb. 3E) und der anderen Gräberarten, die den Stadtplatz in der ungeheuren Zahl von 2000 umgeben und wohl das grösste zusammenhängende Gräberfeld der Vorzeit darstellen. Mehr als 1100 dieser Gräber sind bereits untersucht. Die heidnischen Brandgräber unter Hügel waren weniger ergiebig an wertvollen Beigaben — da auch diese dem Leichenbrand ausgesetzt gewesen waren —, als die bereits christlichen Flachgräber mit Skeletten. Die den Toten mitgegebenen silbernen und goldenen Kreuzchen (Abb. 4) und Kruzifixe beweisen, dass wir es mit Christen zu tun haben. Männer- und Frauengräber sind schon in der Anlage verschieden. Während die Männergräber aus sehr geräumigen rechteckigen Ausschachtungen bestehen, die kammerartig mit Holzwänden gezimmert

Digitized by Google

Abb. 5. Reitergrab auf Björkö.

sind (Abb. 5), liegen die Frauen in Holzkisten, die ungefähr die Länge der menschlichen Körper haben. In den Männergräbern liegen oft ausserhalb der Kammern auf erhöhtem Absatz ein bis zwei Pferde in

Digitized by Google

voller Schirrung mit Steigbügeln, also Reitpferde, selten Wagenpferde. Der Tote war ursprünglich auf einem Stuhle sitzend beerdigt in voller Tracht mit Silber- und Goldstickerei und mit allen seinen Waffen, dem guten Schwert, dem Speer, Pfeilköcher, Streitaxt, Schild (oft zwei), langem Messer, dazu ein Pferdekamm, grössere Bronzeschale und Holzeimer, persönlicher Schmuck, eine besondere grössere Ringfibel aus Bronze oder Eisen für Männer (Abb. 6) und etwas Silbergeld; zuweilen ein Glasbecher, Brettspielsteine von Glas oder Knochen, Würfel, Tongefäss.

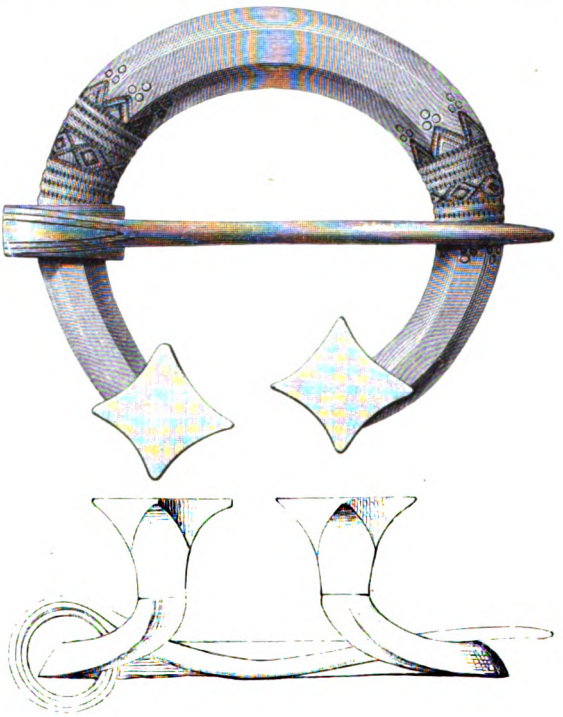


Abb. 6. Ringfibel von Bronze.

Die Frauengräber (Abb. 7) enthalten stets zwei grosse ovale Schalenfibeln aus Bronze als Mantelschliessen an den Achseln (Abb. 7, 8), dazwischen als Kleiderverschluss eine sog. gleicharmige oder eine kleeblattförmige Fibel, zuweilen aus Silber (Abb. 9), nebst einer Schere (Abb. 10) zur rechten und einem Messer zur linken Seite; weiter bunte Glasperlen und anderen Hängeschmuck (Abb. 11), wie Kreuze (Abb. 4) und Kruzifixe; zuweilen auch Glasbecher (Abb. 12), Tongefässe.

Als Einfuhrware fallen auf: Gläser und zwei Tonkannen (Abb. 13) aus rheinischen Fabriken, vermittelt durch Wikinger in Wijk bei Durstede, weiter Tongefässe, die vollständig übereinstimmen mit der spätesten, besten gedrehten Tonware aus dem wendischen Ostdeutschland (Abb. 14), ostpreussischer Bernstein, kufische, deutsche, angelsächsische Münzen.

Über die „Schwarze Erde" geht heute der Pflug, die Grabhügel sind mit Birken und Heidekraut bewachsen: es war ein herrlicher Spaziergang, der den Kongress in getrennten Gruppen durch diese

Digitized by Google

Abb. 7. Frauengrab auf Björkö (Nr. 464).

Digitized by Google

Abb. 8. Schalenfibel aus Bronze; Björkö. 1/1.

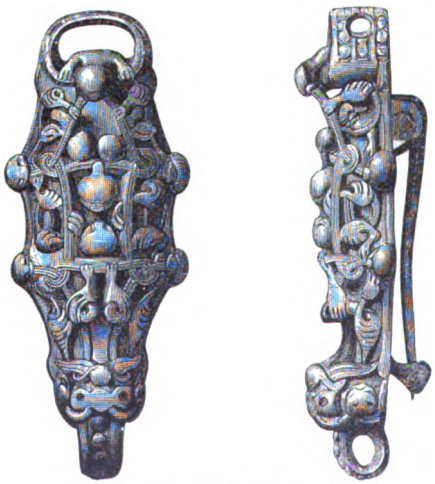


Abb. 9. Silberfibel; Björkö. 1/1.

Abb. 10. Silberbelegte Eisenschere; Björkö. 1/1.

Digitized by Google

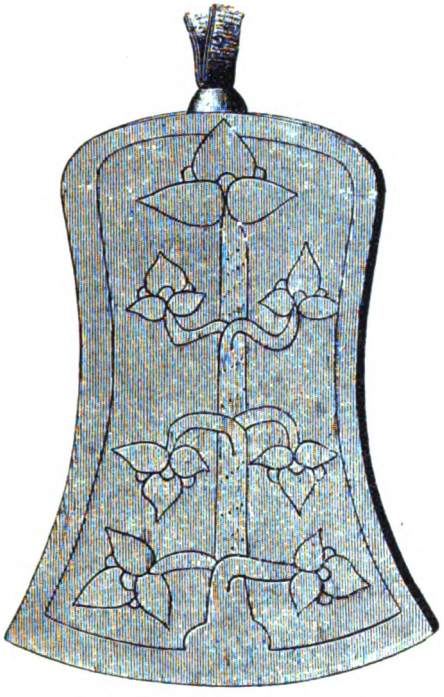


Abb. 11. Silberner Hängeschmuck („Der Baum des Lebens"); Björkö. 1/1.

Abb. 13. Tonkanne; Björkö. 1/3.

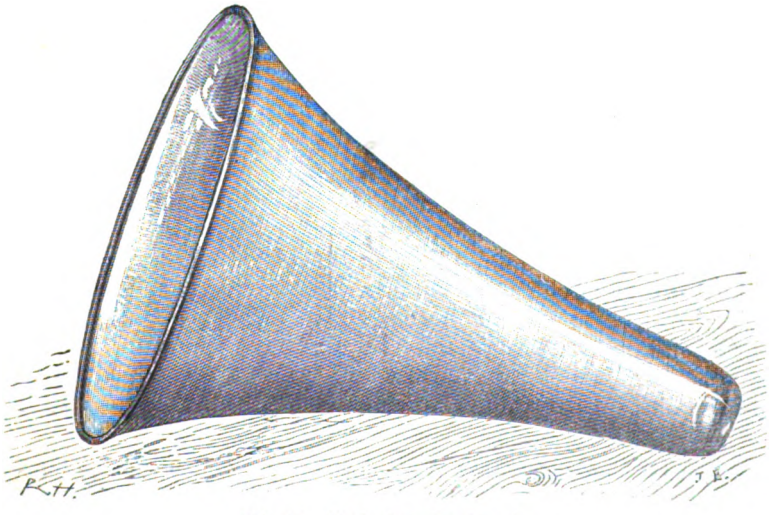


Abb. 12. Glasbecher; Björkö. 1/2.

Digitized by Google

Abb. 14. Tongefäss; Björkö, „Schwarze Erde".

mannigfachen Landschaftsbilder der Insel führte. Um das ganze Gebiet in seinem jetzigen Bestande zu erhalten, ist es vor kurzem vom Staate für 120 000 Kronen angekauft worden. Hoffentlich findet die Stockholmer Akademie, die für das von STOLPE erschlossene Gräberfeld von Vendel eine so prachtvolle Veröffentlichung hat herstellen lassen, nunmehr baldig auch Mittel und Wege, um dem ersten Werke STOLPEs, der Aufdeckung der Wikingerstadt Birka, einer Stätte der Vorzeit, der kein anderes Land etwas Ähnliches an die Seite zu setzen hat, eine ebenso würdige Veröffentlichung angedeihen zu lassen. Die Wissenschaft hat hiernach ein dringendstes Verlangen[1]). Bei der Rückkehr zur Burgstelle erfuhren wir von neuem einen Beweis der berühmten schwedischen Gastfreundschaft: von dem Maler Gunnar HALLSTRÖM, einem Bruder des Stockholmer Museumsassistenten, der den Sommer auf Björkö zu wohnen pflegt und dessen Gastfreundschaft ich schon bei meiner ersten Birkafahrt im Jahre 1904 reichlich genossen hatte, war mit seiner Gattin ein grosser blumenbekränzter Tisch, mit reichlichem Imbiss und Trank besetzt, dem Kongress aufgebaut worden. Ein vierfaches schwedisches Hurra, das Prof. KOSSINNA ausbrachte, war der Dank und rasch wurde dann das Boot aufgesucht, da ein Dutzend der deutschen Teilnehmer für den Abend zu einem Festmahl beim deutschen Gesandten, Herrn von REICHENAU, geladen war.

Diese Ehrung unserer Wissenschaft bedeutete zugleich einen hohen geselligen Genuss, denn noch mehrere Stunden nach der Tafel wurden wir im Gesandtschaftspalais festgehalten, da der Herr Gesandte das lebhafteste Interesse zeigte für die Vorzeit der germanischen Völker und die uralte Kulturbedeutung der nordeuropäischen Rasse überhaupt. Nur verlangte er nach handgreiflichen Beweisen, die er noch nicht kenne. Schreiber dieser Zeilen ist veranlasst worden, sein Buch über „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" dem Herrn Gesandten zu übermitteln, und hatte die Freude, in dem Dankesbriefe folgendes zu lesen: „Das Ergebnis, dass die vielverschrienen Germanen eine hohe Kultur besessen haben, entspricht dem in jeder

[1]) Wie ich nachträglich höre, winkt dem hier ausgesprochenen Wunsche baldige Erfüllung, da Amanuensis Gustaf HALLSTRÖM mit der Veröffentlichung der Grabungen STOLPEs auf Björkö ernstlich beschäftigt ist.

Digitized by Google

echt und tief empfindenden deutschen Seele ungewollt und unklar, sagen wir atavistisch vorhandenen Gefühle, einer alten Edelrasse anzugehören".

Sonnabend, den 17. August.

Der ganze Morgen dieses Tages war der Führung durch das in seiner einzigen Grossartigkeit genügend bekannte Nordische Museum auf Skansen gewidmet. Der Berichterstatter hatte dabei den besonderen Genuss, unter Leitung von Direktor Dr. Bernhard SALIN selbst einen Einblick in die Geheimnisse des wissenschaftlichen Archivs dieser Anstalt zu erhalten, der die ganze Weite der Gesichtspunkte und die bewundernswert eingerichtete Organisation dieser Seite der Arbeit des Museums hell erkennen liess. Gegen Mittag fanden im Vortragssaale des Nordischen Museums noch zwei Vorträge statt. Leider hatte Prof. WIKLUND (Uppsala), dessen Vortrag über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Lappländer und die skandinavischen Lehnwörter im Finnischen und Lappischen mit Spannung erwartet wurde, dem Kongress fernbleiben müssen.

Professor F. BRAUN (St. Petersburg) sprach in ebenso knapper als fesselnder Weise über „einen Dnjeprkatarakt in der Runenliteratur."

Die Inschrift eines kleinen Runensteins von Pilgårds im Nordosten Gotlands meldet, dass drei Brüder zum Andenken an einen gewissen Hrafn Steine aufgerichtet hätten, südlich mitten vor dem „Rufstein bei Aifur." Aifur ist der wikingische Name der vierten der grossen Stromschnellen des Dnjepr südlich von Jekaterinoslaw. Rufstein wurde von PIPPING-Helsingfors zuerst übersetzt als „zersprengter Stein", von Soph. BUGGE jedoch als „Stein mit einem Loch darin." Da der Vortragende die topographische Literatur der fraglichen Gegend vergeblich nach diesem Namen durcharbeitete, reiste er einen Monat vor dem Kongress selbst an Ort und Stelle. Er fand bei der genannten Stromschnelle, an der die Wikinger ihre Böte über Land tragen mussten, auf einer in halber Höhe des Strandes vorspringenden Terrasse den Rufstein in Gestalt eines Blockes mit drei der bekannten heiligen, als Opferstätte dienenden Schälchenvertiefungen, über die im Volke dort die Sage umgeht, Katharina II. habe in einem der Löcher gekocht. Und auf der Höhe über dem Rufstein, dort wo der alte Landweg lief, fand sich eine kreisrunde Steinsetzung, 19 m im Durchmesser, von etwa 40 mannshohen Blöcken, wie die schwedischen Bautasteine. Die Ortsbevölkerung wusste noch, dass innerhalb dieses Steinringes ein jetzt beseitigter Hügel sich befunden habe, der ein Skelett enthielt. Dass das auf Gotland erwähnte Grab eines Schweden inmitten Russlands nach 900 Jahren noch genau festgestellt werden und die alte russische Topographie auf demselben Wege eine Bereicherung erfahren konnte, ist gewiss ein seltener glücklicher Fall [1]).

[1]) Bereits im Jahre 1911 hat BRAUN über diesen Gegenstand eine kleine Arbeit in der „Festschrift für den Grafen Bobrinski" veröffentlicht (russisch).

Digitized by Google

Dr. von SABLER (Dorpat): über die Nationalität der Aestier im Zusammenhang mit anderen Problemen der vorgeschichtlichen Ethnologie des Ostbaltikums.

Bisher hatte man die Aestier teils für Vorfahren der lettischen Völker (ZEUSS, MÜLLENHOFF), teils für solche der Finnen-Esten (KOSSINNA) angesehen. Redner nimmt die Ansicht Jakob GRIMMs wieder auf und erklärt sie für Germanen und zwar für Westgermanen. Die übergrosse Länge des Vortrags (2 Stunden) erlaubte nicht mehr die Eröffnung eines Meinungsaustausches darüber; doch stellte Geheimrat BEZZENBERGER seinen scharfen Widerspruch fest gegen die vorgetragenen Ansichten.

Am Nachmittag folgten noch drei Vorträge, gehalten im Historischen Museum:

Zunächst sprach Univ.-Professor Dr. PEISER, Königsberg, über: Neue Grabuntersuchungen in Ostpreussen. Es handelt sich um einen „Depotfund", wie ihn der Vortragende nennt, aus Frauenburg, der neben zahlreichen Fibeln und anderem Schmuck aus Bronze eine römische Goldmünze vom Jahre 484 nach Chr. enthielt und in einen Lederbeutel eingenäht gewesen zu sein scheint. Redner setzt die Vergrabung des Schatzes etwa ins Jahr 600 nach Chr. und hält ihn für den Besitz eines südeuropäischen Händlers, der ihn aus unbekannten Gründen nicht wieder habe heben können.

Prof. KOSSINNA widerspricht dem Vortragenden insoferne, als der Fund mit Ausnahme der Münze fast ausschliesslich aus im Lande verfertigten Lokaltypen bestehe und als Ganzes somit nicht vom Süden herstammen könne; auch gehörten die Bronzefibeln spätestens in die Zeit um 400 nach Chr., man dürfe daher über das Ende des 5. Jahrhunderts mit Ansetzung der Vergrabung nicht hinausgehen.

Antiquar T. J. ARNE, Stockholm: Vorführung von Denkmälern, die die wikingerzeitlichen Verbindungen Schwedens und der russischen Ostseeprovinzen beleuchten.

Solche Denkmäler erscheinen sowohl in Schweden, wo in Gotland, im Mälargebiet, hier namentlich zu Birka, wie auch in Norrland russische Einfuhrware zu Tage kam, als auch besonders in Russland, wo die schwedischen Zeugnisse unvergleichlich zahlreicher sind. Mehr als 80 schwedische Runensteine berichten von den russischen Fahrten der Schweden, wie auch eine Inschrift an der Küste des Schwarzen Meeres und das berühmte Runenband des Piräuslöwen, der jetzt in Venedig sich befindet. Die finnische Kultur Nordrusslands, die man Permkultur nennt, zeigt sich in vielen Funden Norrlands, und auch mit der Kultur des Khasarenreiches in Südrussland stand Schweden im lebhaften Austausch. Die ältesten und meisten schwedischen Denkmäler erscheinen in Kurland, worüber bereits RIMBERT berichtet, der Verfasser der Lebensbeschreibung Ansgars, ferner in Livland und Estland. Der nächste schwedische Punkt ist die Kolonie an der Wolchowmündung und besonders am Südufer des Ladoga. Daran schliessen sich ununterbrochen die Funde längs der grossen Wasserwege Dnjepr, Don und Wolga, so beim alten Smolensk, Kiew, Jekaterinoslaw, Kasan und weiter bis Saratow, wo

Digitized by Google

überall auch schwedische Frauen gewohnt haben müssen. Hier findet sich echt schwedischer Schmuck mit morgenländischem Stileinfluss, also Lokalarbeit. — Redner schilderte dann die Handelswege dieser Zeit, besonders auf Grund der Untersuchungen über die grossen Münzfunde von Professor MARCO. Merkwürdig ist, wie wenig orientalische Münzen in dem Reiche der als hervorragende Handelsleute bekannten türkischen Khasaren sich finden, d. h. südlich des 49. Breitengrades. (Es wurde bemerkt, dass die Khasaren um 600 nach Chr. zum Judentum übertraten und noch heute den Kern der so zahlreichen kleinrussischen Juden bilden: so wären die als Händler nach Schweden gekommenen Khasaren die Ahnen der heutigen jüdischen Händler Schwedens.) Nördlich der Khasaren im Gebiete der Donschen Kosaken werden die Münzfunde schon zahlreicher. Aber die vielen grossen Münzfunde Litauens und der baltischen Provinzen sind nicht den Dnjepr entlang, sondern auf dem Wolgawege dorthin gelangt. Die grossen russischen Funde orientalischer Münzen — manche enthalten bis 40 kg Münzen — folgen durchaus den Wegen des schwedischen Handels und sind von Schweden gesammelt. Einige der schwedischen Münzschätze dieser Zeit — man kennt jetzt 280, darunter 60 mit mehr als 100 Stück — sind möglicherweise von orientalischen Handelsleuten vergraben, die vor der Rückkehr verstarben. — Bei Gelegenheit dieses Vortrages überreichte ARNE seinen Hörern eine Arbeit über russisch-byzantinische Malereien in einer Kirche auf Gotland (Garda) (aus Fornvännen 1912).

MONTELIUS warnte davor, die in orientalischer Tracht gekleideten Toten von Birka ohne weiteres für Orientalen zu halten, denn eine isländische Sage meldet, dass ein aus Russland zurückgekehrter Isländer durch seine russische Tracht Aufsehen erregt habe.

Amanuensis Gustaf HALLSTRÖM, Stockholm:

Nordskandinavische Opferplätze.

Die Lappen, anthropologisch betrachtet der weitest nach Westen vorgeschobene mongoloide Stamm, haben bereits vor Jahrtausenden im Ladogagebiet eine finnische Mundart angenommen, dazu skandinavische Lehnworte vielleicht schon vor Chr. oder mindestens um 800 nach Chr. Von den Sagas werden sie zuerst unter Harald Harfagr bei Vestenfjörd in Norrland genannt. Ihre Denkmäler sind Gräber, Wohn- und Opferplätze. Die Leichen findet man in Holzkisten oder Schlitten, geborgen in Höhlen oder Steinhügeln, zuweilen in Birkenrinde eingehüllt.

Die Opferplätze liegen an eigenartig gestalteten Steinen oder Felsen. Ihre Götterbilder sind Natursteine, die im Wasserfall der Flüsse zu menschenähnlichen Gestalten abgeschliffen sind, sog. „Seitar", sehr selten einmal ein künstliches Bild. Während die meisten Opferplätze nicht über das 17. Jahrhundert zurückreichen, kann man den von Gräträsk im südwestlichen Lappland, westlich von Piteå, vermöge der dabei gefundenen angelsächsischen Münzen, wie auch einer aus Kiew, in die Zeit von 1000—1200 verlegen. Der Kupfer- und Messinghängeschmuck hier ähnelt sehr dem viel später erscheinenden Behang an Teufelstrommeln und aufgenähtem Kleiderschmuck. Die eingeführten Sachen scheiden sich in solche aus dem Ladogagebiet und solche aus Nordrussland.

Digitized by Google

Ein zweiter grosser, Jahrhunderte alter Opferplatz liegt am See Rantasjärvi im Hochgebirge Nordwestlapplands und besteht aus einem Steinkreis, der an einem steilen Abhang zum Strande hinabreicht. Die Opfergaben liegen hier am Boden des Lagers und darunter viele durchbohrte Münzen und Brakteaten, die als Schmuck gedient hatten, grösstenteils angelsächsische von 978—1084 und norwegische von Harald Hardrad, ferner 50 Pfeilspitzen und einige Hämmer aus Rengeweih, sowie „Seitar", aber nichts Schwedisches. Erst seit 1200 erlischt die Verbindung mit dem Osten und macht schwedischem (norrländischem) Einfluss Platz. Dasselbe zeigt sich in Norwegen.

Beide Orte, Gråträsk, wie Rantasjärvi sind heute noch wichtige Stationen für die lappischen Wanderungen, jenes für den Winteraufenthalt im Walde, dieses für den Sommeraufenthalt im Gebirge.

* * *

Damit war der Baltische Kongress in Stockholm zu seinem Ende angelangt. Und es blieb Professor BRAUN nur noch übrig, den schwedischen Wirten den herzlichsten Dank aller ausländischen Teilnehmer für die ebenso lehrreiche als genussreiche Tagungswoche auszusprechen.

Geheimrat BEZZENBERGER wiederholte diesen Dank, forderte gleichzeitig alle Teilnehmer auf, den Baltischen Kongress zu einer dauernden Einrichtung zu machen, und lud sie für 1915 zum 2. Kongress nach Königsberg ein, was mit einstimmigem lauten Beifall begrüsst wurde.

Reichsantiquar MONTELIUS schloss dann die Sitzung mit herzlichen Worten des Dankes an alle, die bei diesem an ernsten Arbeitserfolgen so reichen Zusammensein ihre Mithilfe geleistet und ihren Gemeinsinn bewiesen hätten, und rief: Auf Wiedersehen!

Ein letzter Abschied wurde dann um 6 Uhr Abends gefeiert durch ein Essen im Hotel Rosenbad, mit anschliessendem recht spät werdenden Kaffe, wo wiederum von MONTELIUS, KOSSINNA u. a. eine Reihe herzlicher Trinksprüche ausgebracht wurde. Während sich nun die Hälfte der Teilnehmer nach allen Richtungen zerstreute, begab sich ein Teil des Kongresses, etwa 20 Mitglieder, noch in derselben Nacht auf die Fahrt nach Gotland[1]). Der Bericht hierüber, verfasst von einem der Teilnehmer des Ausfluges, ist diesem Hauptbericht unten angehängt worden (S. 445 ff.).

Ein anderer Teil, 15 Personen stark, nutzte den nächsten Tag, Sonntag, den 18. August, noch zu eingehendem Studium der Museen aus und trat am Abend die Eisenbahnfahrt nach Mjölby an,

[1]) An dieser Stelle sei erwähnt, dass dem Kongress noch eine weitere Arbeit des unermüdlich fleissigen Dr. O. ALMGREN vorgelegt wurde, nämlich der erste Teil eines Prachtwerkes über die ältere Eisenzeit Gotlands, betitelt: Die vorrömische Eisenzeit Gotlands, Stockholm 1912. 4°.

Digitized by Google

um dort eine kurze Nachtruhe zu halten und am nächsten Morgen nach Hästholmen weiter zu fahren, wo Antiquar Dr. FRÖDIN, der verdiente Ausgräber des steinzeitlichen Pfahlbaues bei Alvastra in Ostergötland, die Ankommenden empfing.

Zuerst besichtigte man einige neu entdeckte und nicht uninteressante Felsenzeichnungen bei Hästholmen. Eine von ihnen stellt fünf Ziegen hinter einem Bocke dar, eine zweite zwei Schiffe, mit je drei Bogenschützen bemannt, die gegen einander gerichtet sind. — Eine kleine Wanderung führte zu den herrlichen Klosterruinen von Alvastra, die an unser rheinisches Heisterbach erinnern.

Dann fuhr man zu Wagen an den Fuss des Ombergs. Es wurde der Gipfel des die ganze Gegend beherrschenden waldbedeckten Berges erklommen, der herrliche Blick in die Landschaft von dem hohen Aussichtsturm herab genossen und die vorgeschichtliche Befestigung des Berges besichtigt, der nach Norden und Süden durch einen Steinwall, nach Osten und Westen aber durch den natürlichen Steilabfall geschützt ist. Beim Abstieg sandte uns Thor seinen Gruss mit Sturm, Regen und Blitz.

Nun gings tief hinab nach dem Hauptanziehungspunkt, dem Pfahlbau bei Alvastra. Die Erklärung, die Dr. FRÖDIN hier gab, konnte kurz gehalten werden, da seine treffliche Darstellung des Standes der Ausgrabung am Ende des Jahres 1909, die der Mannus (Bd. II, S. 109—152 nebst 80 Abbildungen) gebracht hat, als allgemein bekannt vorausgesetzt werden musste. Damals waren erst 52 qm des „Fussbodens" freigelegt worden, heute sind es bereits 425 qm, damals erst 7 Herdstellen, heute bereits 40.

Es hat sich mittlerweile herausgestellt, dass der Fussboden nicht frei auf Pfählen, sondern auf Reisig auflagerte, der unmittelbar auf die Kalkmodde gelegt war. Das Ganze ist mit senkrechten Pfählen, besonders längs der Ränder, verankert. Was das Haus angeht, glaubt Dr. FRÖDIN nicht mehr an eine grosse, unter einem gemeinsamen Dache vereinigte Anlage, sondern an eine Anzahl kleiner Hütten.

An Artefakten sind jetzt im ganzen 2000 Stück gehoben worden, worunter als neu Meissel von Biberzahn zu erwähnen sind. Die Tierarten, deren Knochen zum Vorschein kamen, sind auf die Zahl 30 gestiegen; es fanden sich auch Schuppen von Ostseeheringen. Die Bestimmung der Tierknochen wird dem ausgezeichneten Osteologen Magister HEDELL verdankt, der stets anwesend ist, solange die Ausgrabung dauert. Der Staatsgeologe Dr. von POST gab endlich noch lehrreiche Aufschlüsse über die geologischen Verhältnisse des Ortes.

Zum Schlusse begab man sich nach dem auf der anderen Seite der Eisenbahn von Alvastra belegenen Sandhügel, mit dem bezeichnenden Namen „Smörkullen", auf dem das grosse, zumeist bereits ausgebeutete Skelettgräberfeld der älteren Eisenzeit (Latène- und frührömische Zeit) belegen ist. Freigelegt war für uns nur ein wahrscheinlich weibliches Grab mit wohl erhaltenem Skelett in Rückenlage, die Hände auf der Brust und ein Eisenmesser an rechter Hüfte.

Man eilte zum Zuge, um wiederum Hästholmen zu erreichen, dann den Dampfer zu besteigen und eine erquickende Fahrt quer über

Digitized by Google

den Wettersee zu geniessen, die uns nach dem schönen Badeorte Hjo brachte, wo aber, da gerade Schulferienschluss eintrat, bereits eine Art Stillleben eingezogen war.

Am Morgen des Dienstag, den 20. August, führte uns unter Leitung von Dr. FRÖDIN die Eisenbahn nach Falköping, in jenes Gebiet Westergötlands, das vielleicht das reichste der Welt ist an Megalithgräbern. Auf engem Raume befinden sich dort an 200 solcher, teils Ganggräber, teils Steinkisten. In mehrstündiger, durch den Regen nur wenig beeinträchtigter Wagenfahrt, bei der sich schöne Blicke auf den Mösseberg boten, besichtigten wir bei Falköping zwei Ganggräber, das eine von ältestem Typus mit ovaler Kammer, dann bei Karleby vier rechteckige Ganggräber, darunter die bekannten von MONTELIUS in Gemeinschaft mit Gustaf RETZIUS 1872 und 1874 untersuchten und das noch nicht untersuchte grösste dieser Riesengräber, dessen Kammer von neun grossen Granitblöcken gebildet wird und 16,65 m lang und 2,40 m breit ist. Auffallend ist bei diesen Gräbern, dass die Wandsteine stets aus gespaltenen Platten von rotem Kalkstein bestehen, die Decksteine aber aus Granitblöcken.

Mit der Rückkehr nach Falköping war auch das lehr- und genussreiche Nachspiel zum Stockholmer Kongress beendigt. Und als nun ein letztes Zerteilen der Fahrtgenossen nach allen vier Himmelsrichtungen stattfand, beherrschte jedermann das Gefühl der Tatsache, dem Prof. KOSSINNA in seiner Dankrede auf Dr. FRÖDIN bereits Ausdruck gegeben hatte — dass die unvergesslichen Tage des ersten Baltischen Kongresses die schönste Feier kollegialer Geselligkeit waren, die ein jeder in dieser Zeit sich endlos drängender Tagungen bisher nur erlebt hat.

Erklärung des Kongressbildes (Tafel LIII).

1. Mitglieder unserer Gesellschaft (s. Mitgliederverzeichnis S. 1): Åberg, Ailo, Arne (und Frau), Baum, Bezzenberger, Cederhvarf, Gummel, Hackman, Hahne, Prof. Heinrich (und Frau; Fürstl. Sammlungen in Donaueschingen), Kossinna, Krüger, Kumm, Lienau (und Frau), Montelius, Peiser, Schetelig, Schnittger, Seger (und Frau), Stieda, Wahle, Winckler.

2. Sonstige im Bericht schon genannte Teilnehmer:
Braun, Hallström (und Frau), Hildebrand, Läffler, Olsson, Sarauw, v. Sabler, Soikkeli, Tischtschenko.

3. Ausserdem:
Hansson, H., Rektor in Gamleby (Östergötland). Julius, Amanuensis bei Dr. Almgren in Upsala. Iverus, Intendent in Lovisa (Finnland). v. Löwis of Menar, Ritterschaftsbibliothekar in Riga. Nordman, stud. phil. in Helsingfors. Rothmann, Museumsassistent in Kiel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ausflug des Baltischen Kongresses nach Gotland, 18. bis 20. August.

Von Univ.-Professor Dr. Felix Peiser, Königsberg.

Die Teilnehmer an der Fahrt nach Gotland langten Sonntag, den 18. August, morgens in Visby an und besuchten, nachdem sie in dem schönen Garten des interessanten Burmeister-Hauses gefrühstückt hatten, eine Reihe der Kirchenruinen unter der sachkundigen Führung Dr. EKHOFs, des Leiters der vom Historischen Museum angestellten Untersuchungen. Sehr interessant war besonders der Nachweis der vier aufeinander folgenden Stadien der St. Klemenskirche. Nach einer Fahrt nach Snäckgärdet, wo gebadet und steinzeitliche Gruppen im Meere photographisch festgehalten worden, folgte eine Besichtigung des Museums (Visbys Fornsal), dessen vorgeschichtliche Abteilung recht gut aufgestellt und ausgestattet ist, wenn auch die Hauptmasse der gotländischen Funde und wohl die besten Sachen nach Stockholm übergeführt worden sind.

Am Montag fuhren wir nach Brucebo, besichtigten unterwegs ein kleines, aus Kalksteinbrocken aufgeschichtetes Hügelgrab, dann einen ebenfalls aus Steinen aufgeschütteten Längswall, an dem sich noch zusammengelegte Schleudersteinhaufen fanden, ferner eine unbedeutende Steinzeithöhle und desgleichen abri. In Brucebo von der liebenswürdigen Besitzerin, Frau Benedicks-Bruce aufs gastfreieste bewirtet, bewunderten wir ihr geschmackvolles Heim, ihre interessanten Sammlungen und vortrefflichen, stimmungsvollen Bilder, teils ihres verstorbenen Gatten, teils ihrer eigenen Kunst. Der Versuch einer Ausgrabung in ihrem Garten, wo schon viele Gräber ausgegraben worden waren, ergab leider nur die Feststellung einer vor langer Zeit zerstörten Stelle. Von Brucebo führten uns die Wagen quer über das Plateau der Insel nach Svenskens im Kirchspiel Endre. Bevor wir unser Ziel erreichten, kamen wir durch schönen Nadelwald, und im wundervollsten Heidekraut zeigten sich Steinhaufen neben Steinhaufen, eine grosse Reihe leider von unbefugter Hand zerstörter und ausgeplünderter Hügelgräber, bei denen noch teilweise die Bauart der Kisten zu erkennen war. In Svenskens war ein Kämpegrafve von Dr. ARNE aufgedeckt und als Haus der jüngeren römischen Kaiserzeit erwiesen worden. Von Svenskens gings zurück nach Visby, rund um die Stadt nach Süden und zum Kneipp-

Digitized by Google

bade, einem entzückenden Sanatorium und Sommeraufenthalte, wo wir einer Einladung des Leiters, Dr. KALLENBERG, folgten und ein echt schwedisches Abendbrot genossen.

Trotzdem wir spät genug nach Visby zurückgekommen waren, ging es am Dienstag früh wieder fort, und zwar zuerst nach Bjerges; dort in der Nähe, bei Nickarfve, waren bereits mehrere Grabstellen der römischen Kaiserzeit (kl. Steinhügel, darunter Steinkisten mit Brandbestattung) freigelegt und wurden von Dr. ARNE und unter seiner Leitung untersucht. Weiter ging es nach Roma, wo die Ruinen des Zisterzienserklosters besichtigt wurden, und dann zurück nach Visby. Hier endete der köstliche Ausflug, der allen Teilnehmern wie ein trautestes Familienfest in der Erinnerung lebt. Während die meisten mit dem Dampfer nach Stockholm zurückfuhren, um sich von dort in alle Winde zu zerstreuen, blieb ein kleiner, ganz unersättlicher Rest von sechs Mann, von denen aber einer auf den Titel Frau Professor hörte, noch zusammen, fuhr nach Norrköping und, dort von Dr. Br. SCHNITTGER unter seine fidele Leitung genommen, nach Besteigung eines hochinteressanten Burgwalls, Besichtigung von Felsenzeichnungen weiter nach Wadstena, Alvastra zu dem trefflichen Dr. FRÖDIN, Falköping mit den Riesenkisten und Göteborg.

„Hier hat das Lied ein Ende".

Digitized by Google

III. Nachrichten.

Todesfälle.

Jakob Heierli †.

Mit 1 Porträt.

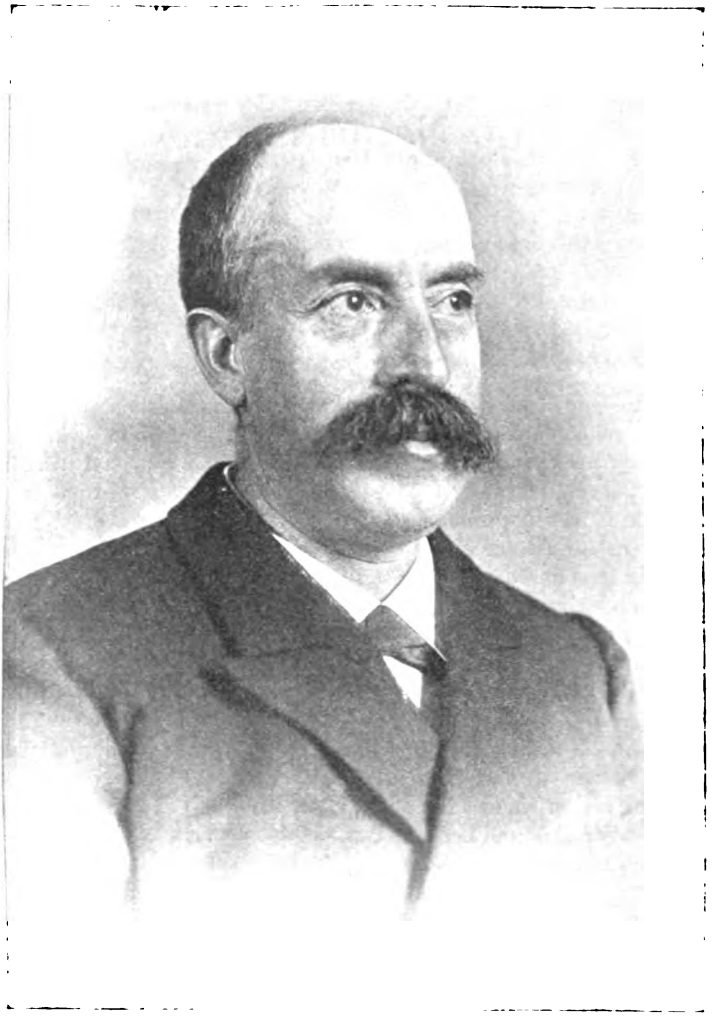
Der im Ausland bekannteste schweizerische Prähistoriker der Gegenwart, der Mann, dem es gelungen ist, der Wissenschaft der Vorgeschichte auf dem Boden der Schweiz einen breiten Resonanzboden zu verschaffen, Jakob HEIERLI, ist am 18. Juli dieses Jahres nach einer längeren schmerzhaften Krankheit im Alter von nur 59 Jahren in Zürich gestorben.

Sein Lebenslauf ist der eines selfmade man. Aus eigener Kraft hat er sich auf Grund seiner ersten Bildung als Primarlehrer zu der Stellung förmlich emporgerungen, die ihm einen europäischen Namen verschafft hat. Nachdem er auf dem thurgauischen Lehrerseminar in Kreuzlingen seine Examina mit Auszeichnung bestanden hatte, so dass er sogar an der Musterschule unterrichten durfte, kam er nach Zürich, wo er sein ganzes späteres Leben verbringen sollte. Nach Beendigung des für die Erreichung der Stellung eines zürcherischen Sekundarlehrers erforderlichen akademischen Studiums (1879) erlangte er 1882 eine Stelle als definitiv gewählter Sekundarlehrer an dem damals noch als Aussengemeinde Zürichs geltenden Hottingen, wo er bis zu seinem Ende tätig geblieben ist. Lehrer ist er geblieben, auch war ihm der Verkehr mit Lehrern der liebste, sein pädagogisches Geschick hat er auch später, wenn er auf ein höher gebildetes Publikum hinuntersehen konnte, nie verleugnet.

Schon vor seiner endgiltigen Anstellung begann die Altertumswissenschaft, besonders die schweizerische, wie sie durch deren Altmeister Ferdinand KELLER begründet worden war, ihn zu interessieren und ihn in ihren Bannkreis zu ziehen. Im Jahre 1880 wurde er Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, die sich damals besonders das Studium der schweizerischen Pfahlbauten angelegen sein liess. Mit den Pfahlbauten hat er sich auch zunächst ausschliesslich beschäftigt. Seine erste grössere Arbeit veröffentlichte er im Jahre 1886 über den Pfahlbau Wollishofen (Mitt. der Antiq. Ges. Zürich. Bd. XXII, 1886). Da sein Lehrer Ferdinand KELLER schon 1881 gestorben war, übernahm er die von ihm bis jetzt erstatteten Pfahlbauberichte in der gleichen Publikation (IX. Pfahlbaubericht, erstattet von Jakob HEIERLI im gleichen Bande 1888). Besonders war es die technische Seite der Pfahlbaukultur, die ihn fesselte. Von den zahlreichen kleineren Arbeiten, die HEIERLI über technische Fragen veröffentlichte, erwähnen wir „Die Anfänge der Weberei" in Anz. f. schweiz. Alt. V. (1887). In jener Zeit, die für ihn als die entscheidende bezeichnet werden kann, habilitierte er sich als Privatdozent für

Digitized by Google

„Prähistorische Archäologie" an der ersten Sektion der philosophischen Fakultät der Universität Zürich; es war am 20. Februar 1889, als er seine Antrittsvorlesung über die „Handelsbeziehungen der Pfahlbauer" hielt, und schon ein Jahr darauf



ernannte ihn die Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. zu ihrem korrespondierenden Mitgliede, eine Auszeichnung, die ihm immer deutlicher die Wege wies, auf denen der Züricher Sekundarlehrer weiter zu gehen hatte. Er erweiterte nun allmählich durch weite Reisen, durch Teilnahme an Kongressen, durch Abwechslung in seinen Vorlesungen, durch Wandervorträge im Kreise der zürcherischen Lehrervereine sein Arbeitsgebiet von Jahr zu Jahr und je mehr er sich hervortat und je zahlreicher seine Publikationen wurden, desto mehr häuften sich die Anerkennungen von seiten des In- und Auslandes.

An der Gründung des Schweizerischen Landesmuseums nahm unser Prähistoriker einen hervorragenden Anteil; war er schon bei Anlass der Erstellung

Digitized by Google

der Bewerbungsschrift Zürichs um das Landesmuseum in dem Redaktionsausschuss gewesen, so übernahm er in der eigentlichen Eröffnungsschrift im Jahre 1898 eine grössere Arbeit, betitelt „Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz" (Festgabe auf die Eröffnung des schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898, p. 45—82). In diesem Aufsatz ist nicht nur versucht, Ordnung in das damals noch herrschende Chaos der Chronologie zu bringen, sondern HEIERLI gab auch einen kurzen Überblick über das, was bis zu jenem Zeitpunkt auf diesem Gebiete in der Schweiz geleistet worden war. Seiner Neigung, den Spuren der früheren Forschungen nachzugehen, mag das in allen seinen Schriften sichtbare Bestreben entsprungen sein, die bisherigen Forschungen jeweils zusammenzustellen. Man weiss nicht, ob man es bedauern soll, dass es ihm — teilweise mögen da Intrigen im Spiele gewesen sein — nicht gelang, eine Stellung am Landesmuseum zu erhalten. Es ist nämlich fraglich, ob er so viel hätte leisten können, wenn er seine Freiheit in der Verwaltung einer so grossen Anstalt eingebüsst hätte. Er selber pflegte sich dem Schreiber dieser Zeilen oft in diesem Sinne zu äussern. Jedenfalls blieb er wenigstens anfänglich in Fühlung mit dem Landesmuseum, indem ihm dieses manche Ausgrabung übertrug, so z. B. die des reichen Hallstatt-Gräberfeldes von Unter-Lunkhofen im Aargau (vgl. HEIERLI, die Grabhügel von Unter-Lunkhofen: Anz. f. schweiz. Alt. N. F., Bd. VII und VIII, 1905/06.) Über der Verbindung mit dem eidgenössischen Institut vergass er die Beziehungen zu den kantonalen Sammlungen und Vereinen nicht. Er entwarf und veröffentlichte die archäologischen Karten der Kantone Zürich (allerdings auf Grund der Forschungen Ferdinand KELLERs), Thurgau, Wallis (mit OECHSLI zusammen), Aargau, Graubünden, Solothurn, alles Vorarbeiten zu einer Gesamtkarte der Schweiz, die zu vollenden ihm nicht mehr vergönnt sein sollte. Er stellte sich in den Dienst zahlreicher schweizerischer Museen, ordnete und katalogisierte ihre vorgeschichtlichen Bestände, wie am Rätischen Museum in Chur, an den Museen von Solothurn, Luzern, Winterthur.

Das bedeutendste Werk ist seine „Urgeschichte der Schweiz", die 1901 in Zürich erschien. Er konnte nicht warten, bis die Gesamtaufnahme des Landes beendigt war. Er glaubte genug Material in der Hand zu haben, um diesen Wurf zu wagen, der in der Tat der erste Versuch überhaupt ist, die Urgeschichte eines ganzen Landes zu schreiben. Er steht auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Mag auch seither eine ganze Menge von neuem viel sorgfältiger gehobenem Material dazu gekommen sein, so dass man über den Zeitpunkt der Herausgabe eines solchen Werkes mit dem Verfasser rechten könnte; mag man seither in mancher Hinsicht mit mehr Kritik und systematischer arbeiten; es war eine Tat, die ihre reichen Früchte getragen hat. Das einzige was man mit Recht dem Werke vorwerfen darf, ist der Mangel jeglichen Literaturnachweises. In seinem Bestreben, volkstümlich zu sein, hat HEIERLI es den Forschern unmöglich gemacht, ihn nachzuprüfen. Der Verf. muss diesen Übelstand selbst gefühlt haben; denn im gleichen Jahre erschien in dem Sammelwerk „Bibliographie der Schweiz" Fasc. V. 2. ein vollständiges Literaturverzeichnis, das jedem unentbehrlich ist, der sich mit schweiz. Urgeschichte beschäftigt, wie die Spezialzusammenstellung der gesamten Literatur über den bekannten Römerplatz Vindonissa (HEIERLI, Vindonissa. I. Quellen und Literatur. Im Auftrage der Vindonissa-Kommission zusammengestellt. Argovia. Bd. XXXI. Aarau 1905) für den Vindonissa-Forscher zu allen Zeiten grundlegend sein wird.

Dass der Senat der Universität Zürich ihn damals zum Ehrendoktor ernannte, war allgemein erwartet; ja man hätte gedacht, er könne damals doch zu einer wenigstens ausserordentlichen Professur gelangen.

Digitized by Google

Seit 1904 entfremdete er sich der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft, die sich von den Zielen ihrer Gründer immer mehr entfernte, und wandte sich dafür der geographisch-ethnographischen Gesellschaft dieser Stadt zu, der er als Sekretär hervorragende Dienste leistete. Sehr beachtet wurde sein Aufsatz über die römischen Grenzfestungen am Schweizerischen Rhein im Jahresbericht der Gesellschaft 1904/05, ein Aufsatz, der mit dazu beigetragen haben mag, der schweizerischen Limesforschung einen erhöhten Antrieb zu verleihen. Hat sich doch seither bei der Archäologischen Kommission, der der Verstorbene ebenfalls angehörte, eine Unterkommission gebildet, die sich die systematische Untersuchung dieser spätrömischen Anlage an der schweizerischen Nordgrenze zur Aufgabe stellte.

Während dieser geradezu staunenswert fruchtbaren literarischen Tätigkeit fand HEIERLI Zeit, im Auftrage des antiquarischen Vereins von Schaffhausen das altberühmte Kesslerloch, das schon von NÜESCH teilweise durchforscht und veröffentlicht worden war, einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen. Das Ergebnis dieser dankbaren, aber aufreibenden Arbeit war das gross angelegte Werk: „Das Kesslerloch bei Thaingen. Von Dr. HEIERLI in Zürich. Unter Mitwirkung der Herren Prof. Dr. HENKING, Prof. Dr. HESCHELER, Prof. J. MEISTER, Dr. E. NEUWEILER und anderer Forscher". Neue Denkschriften der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft. Bd. XLIII. Zürich 1907. In diesem Werk hat er ausser der Einleitung, die eine dokumentierte Geschichte der Untersuchung dieser weltberühmten Stätte enthält, den archäologischen Teil bearbeitet.

Das Jahr 1907 bedeutete einen Wendepunkt im Schicksale HEIERLIs. In diesem Jahre kam der Gedanke, der namentlich von seinen Freunden und Mitarbeitern, besonders WIEDMER-STERN in Bern und Dr. TATARINOFF in Solothurn angeregt worden war, nämlich eine schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte zu gründen, zur Ausführung. Er wurde deren Sekretär und hat als solcher seine ganze Arbeitskraft in den Dienst dieser neuen Vereinigung gestellt. Dass sie so rasch in allen Teilen des Schweizerlandes Mitglieder fand und von vielen lebhaft begrüsst wurde, hat sie hauptsächlich ihm zu danken. Die vier ersten Jahresberichte, die auf Kosten der Gesellschaft veröffentlicht und fast vollständig von ihm hergestellt wurden, sind auch den Fernerstehenden ein Beweis für die hervorragende Arbeitskraft des Verewigten.

Von Charakter war er ein seltsames Gemisch von kindlicher Treuherzigkeit und scharf abweisendem Verstand; in beider Hinsicht ein echtes Kind seiner Appenzeller Berge. Dass ihm die akademische Bildung abging, hat ihm bei seinem Volke, dem er immer ein grosses Verständnis entgegenbrachte, nicht geschadet, im Gegenteil; wohl aber mag dieser Umstand ein Grund dafür sein, dass er in zünftigen Kreisen doch nicht für vollwertig angesehen wurde und dass er deswegen nicht zu einer seiner würdigen Stellung gelangte. Die hagere, knochige Gestalt, mit ihrer unverwüstlichen Ausdauer, die er nur etwas zu stark zur Schau trug, imponierten dem sonst nur schwer zugänglichen schweizerischen Landmann, mit dem er so oft zu verkehren Gelegenheit hatte. So war er eigentlich populär und seine Wissenschaft hat er damit auch populär gemacht. Aber eben das mag manchem „Zünftigen" an ihm nicht gepasst haben. Dagegen war er im Ausland, sowohl bei Deutschen wie bei Franzosen, ein angesehener Herr, dessen tiefe Basstimme, wenn sie seine reichen Kenntnisse mitteilte, die Leute im Nu für sich gewann. Was jedermann, Freund und Feind — und deren hatte er nicht wenige —, an ihm schätzten, das war seine unermüdliche Arbeitskraft und sein eiserner Fleiss, die in ihm das, was die anderen als Lebensgenuss schätzen, nicht aufkommen liessen. Er war ein

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Erich Blume.

Digitized by Google

förmlicher Asket im guten Sinne des Wortes. War er einmal mit seiner Gemahlin, in der er eine getreue und sachverständige Helferin gefunden hatte, auswärts auf Reisen, so war vom frühen Morgen bis zum späten Abend seine Losung: „Arbeiten und nicht rasten!" Und wenn er auch nur an einem Sonntagnachmittag über Land ging, immer musste ihm für seine Vorgeschichte dabei etwas herausschauen, sonst war er nicht glücklich. Dass er gerade an seiner Arbeit eine solche kindliche Freude hatte, das hat ihm über manches Ungemach, an dem er allerdings oft zum Teil wenigstens selber Schuld war, hinweggeholfen.

E. Tatarinoff (Solothurn).

Dr. Erich Blume †.

Mit 1 Porträt (Taf. LIV).

Als ich von der Tagung des Gesamtvereins der Altertumsvereine zu Würzburg heimkehrte, machte ich in Halle abends Halt, um den Stand des Neubaues des dortigen Museums für Vorgeschichte kennen zu lernen. Dr. HAHNE empfing mich am Bahnhof mit der Schreckensnachricht, unser lieber Schriftführer BLUME in Posen, der gerade im Begriffe war, an das Provinzialmuseum zu Hannover als Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung überzusiedeln, sei am Abend des 10. September durch einen Revolverschuss ums Leben gekommen.

Ich taumelte ob der Nachricht zuerst zurück, fing dann aber an krampfhaft zu lachen, da ich an eine solche Unvernunft des Schicksals nicht glauben konnte, nicht glauben wollte. Gegenüber einer vom Posener Kaiser-Friedrich-Museum gegebenen telegraphischen Bestätigung der Zeitungsnachricht war jedoch ein ohnmächtiges Aufbäumen nicht weiter möglich. Ich lag die Nacht über wie im Fieber: immer wieder musste ich das Geheimnisvolle des Unglücksfalles und die Grösse unseres Verlustes durchgrübeln.

Ich dachte an die armen Eltern, Herrn Rentier Karl BLUME, einen der Gründer unserer Gesellschaft, und seine Gattin, deren Stolz dieser einzige Sohn war, der trotz aller Jugend schon Grosses geleistet hatte und nach menschlichem Ermessen einer glänzenden Zukunft entgegen ging.

Selbstsüchtig wie der Mensch ist, dachte ich dann an mich selbst. Und wie sollte ich das nicht? War doch Blume so ganz ein Ebenbild meiner eigenen wissenschaftlichen Persönlichkeit gewesen. Wie ich, hatte er sich zuerst der germanischen Philologie ergeben, war dann zur Altertumskunde, zur Vorgeschichte übergegangen, hatte als solcher einerseits die benachbarte Volkskunde gepflegt, ebenso aber auch der unentbehrlichen Hilfen der naturwissenschaftlichen Fächer, namentlich der Geologie und der Anthropologie, sich bemächtigt. Und all das umfasste er mit demselben Ernst, derselben Liebe. Infolge unseres vieljährigen engsten wissenschaftlichen Verkehrs hatte er in mein Denken sich eingelebt, wie kein anderer Vertreter unserer Wissenschaft: meine Methode und meine grundsätzlichen Anschauungen waren die seinen. Dass Kulturprovinz und Volksstamm zwei sich deckende Begriffe sind, hatte er von mir nicht etwa als Glaubenssatz übernommen, sondern war ihm zu selbsterworbenen Wissen geworden, weil er ein umfassender Systematiker war von meiner Art, der das Material überall erschöpfend sammelte, ehe er an seine Deutung heranging. Museumsmaterial und Literatur beherrschte er auf dem von ihm behandelten Gebiete in vollendeter Weise und dieses Wissen war bei ihm kein totes Kapital, das erst beim Nachblättern in Hand-

Digitized by Google

büchern und Sammelheften Zinsen brachte, sondern stets lebendig und zum Dienste bereit. Machte ich ihm nur eine Andeutung über neu erkannte Kulturzusammenhänge, stets erfasste er sofort ihre Bedeutung in allen ihren Einzelheiten und ihren Folgen, auch wenn ich auf diese zunächst noch gar nicht eingegangen war. Ein vereinzelter derartiger Fall sei hier erwähnt, weil er mir erst nach BLUMEs Tode zu Ohren kam. BLUME konnte, durch Verhältnisse gezwungen, meinem Berliner Aprilvortrage über das Aufkommen des illyrischen Volkes und seiner Kultur zur älteren Bronzezeit in Ostdeutschland nicht beiwohnen. Er hatte aber gehört, dass ich dieselbe Kultur in ganz Österreich-Ungarn und bei den oberitalischen Venetern gezeigt und die Vermutung ausgesprochen hatte, dass die ostdeutschen Illyrier vielleicht auch den Namen Veneter getragen hätten. Sofort fiel er seinem Berichterstatter mit der ja auch von mir vorgetragenen weiteren Vermutung (von der er aber noch nicht gehört hatte) ins Wort: damit wäre zugleich eine Erklärung des germanischen Namens Wenden für die Slawen gegeben. Und wie war er emsig und erfolgreich am Werke, in seiner Posener Provinz die von mir angebahnte ethnographische Durchdringung des vorgeschichtlichen Stoffes weiterzuführen, für alle Perioden, wie er es bei Hinterpommern und Westpreussen für die römische Kaiserzeit so schön getan hatte. Schon hatte er das Fortleben westgermanischer Volksteile und Kulturäusserungen unter der darübergelagerten ostgermanischen Herrschaft während der frühesten Eisenzeit Westpreussens und Posens im Einklange mit meiner Aufstellung gezeigt. Und den ersten Eintritt der Wenden nach Ostdeutschland zu erspüren, war seine ständige Sorge gewesen. Wie hätte er von Hannover aus ebenso den nordwestdeutschen Verhältnissen seinen unermüdlichen Fleiss und durchdringenden Scharfsinn widmen können! — Es wird niemand wunder nehmen, dass mir die Stunden persönlichen Verkehrs mit einem solchen Schüler, seine in den letzten Jahren infolge der Abgelegenheit seines Wohnsitzes ja nicht zu häufigen Besuche geradezu wissenschaftliche Feierstunden waren. BLUME war eine stille Natur, aber er konnte doch auch recht warm und lebhaft werden, sobald es sich darum handelte, die Bedeutung seines Faches ins rechte Licht zu setzen oder Grundsätze und Methodenfragen der Wissenschaft und im Zusammenhange damit Personalfragen des Faches zu erörtern. Dann konnte man merken, dass er bei aller äusseren Bescheidenheit innerlich das vollberechtigte Bewusstsein seines Eigenwertes besass.

Ich dachte weiter an den Verlust für die praktische Arbeit in der Vorgeschichte. BLUME zeigte durch seine Tätigkeit in der gesamten Provinz Posen so recht, dass nur ein ausgebildeter Theoretiker zugleich ein wahrhaft ausgezeichneter Praktiker sein oder werden kann. Schon sein Prenzlauer Museumskatalog war ein kleines Meisterstück, noch jetzt die beste Einführung in die Vorgeschichte der Mark Brandenburg, die wir haben; mein ausführliches Kolleg hierüber hatte er trefflich dafür ausgenützt (vgl. HAHNEs Besprechung: Mannus I). Eine geradezu bewundernswerte Leistung war dann die Posener vorgeschichtliche Ausstellung vom Jahre 1909. Was hatte er da alles aus entferntesten, sogar längst verschollenen und für verloren gehaltenen Privatsammlungen ans Licht gebracht und der Wissenschaft zu bequemerer Ausnutzung hergerichtet! Wie war der zweibändige illustrierte Katalog mit seiner geschichtlichen Einführung wieder eine Musterarbeit an Sorgfalt und Umsicht! Und dazu noch die innerhalb eines Jahres vollendete Durcharbeitung, Ordnung und streng wissenschaftliche Aufstellung des bis dahin ziemlich verwahrlosten Museums selbst! Wie übte er die Kunst der Ausgrabung, die er zu Königsberg in BEZZENBERGERs Meisterschule erlernt hatte! Von der unübertrefflichen Genauigkeit seiner wissenschaftlichen Beobachtungen beim Ausgraben, durch die

Digitized by Google

manche schöne Erkenntnis des Kulturganges in Posen neu erschlossen wurde, wird eine grössere Arbeit über spätkaiserzeitliche Hügelgräber noch Zeugnis ablegen, die sich in seinem Nachlass fast druckfertig vorgefunden hat. Alle seine neuen Museumseinrichtungen zeigten ihn eben als den vollendeten Wissenschaftler, der weitblickend stets die letzten und höchsten Aufgaben aller praktischen Museumsarbeit im Sinne hat, d. h. die Förderung der Erkenntnis der grossen Kulturzusammenhänge: ein Standpunkt, zu dem sich der banausische, wenn auch noch so gut abgerichtete, „reine" Museumspraktiker und Ausgrabungstechniker nie wird erheben können. Leider wird zum grössten Schaden unserer Wissenschaft neuerdings vielfach die gegenteilige Ansicht verfochten, seitdem Leute einflussreich geworden sind, die unbeschwert durch wissenschaftliche Ausbildung nur auf ihre Grabungstechnik stolz sind, obwohl sie bei Licht besehen, nicht einmal dazu einen berechtigten Anlass haben.

Ich dachte weiter an den Verlust für unsere Gesellschaft, die BLUME ja mit aus der Taufe heben geholfen hatte. Begeistert hing er ihr an und betonte gern den besonderen Charakter, den sie dadurch aufweise, dass in ihr die von mir an der Universität gepflegte Art der Auffassung und Betätigung unserer Wissenschaft in den Vorträgen und Veröffentlichungen zu entschiedener Geltung komme. Er war nicht nur selbst eines unserer treuesten Mitglieder, sondern schaffte uns in seinem Wirkungskreise viele neue Anhänger. Seine angestrengte Museumstätigkeit und seine umfassende Forscherarbeit liessen ihn leider vorläufig noch nicht dazu kommen, dem Mannus grössere darstellende Veröffentlichungen zu übergeben. Doch werden seine Posener Zuwachsverzeichnisse sogar noch nach seinem Tode eine Fortsetzung von seiner Hand erfahren. In Haupt- wie Berliner Zweigversammlungen hat er uns öfter durch seine gediegenen, inhaltreichen Darbietungen gefesselt. Auch in materieller Hinsicht hat er unsere Gesellschaft gleich zu Anfang zu stützen gesucht, mehr als ich an dieser Stelle sagen darf. Und 1909, als er durch Überarbeitung und trübe innere Erfahrung mit verzweifelten Stimmungen lange im Kampfe lag, hat er die Gesellschaft in rührender Anhänglichkeit mit einem wahrhaft hochherzigen Erbteil bedacht. Hierüber sei näheres aber erst gebracht, sobald die Angelegenheit des bürgerlichen Prozesses von BLUMEs Erben gegen seine Mörderin entschieden sein wird.

Erich BLUME ist uns genommen worden wenige Tage, nachdem er am 6. September 1912 in sein 29. Lebensjahr eingetreten war (geb. 6. Sept. 1884). 1891—95 besuchte er das Kgl. Prinz Heinrich-Gymnasium zu Berlin-Schöneberg, von da ab das Steglitzer Gymnasium, an dem er Ostern 1903 die Reifeprüfung gut bestand. Er ist fast ständig der erste unter den Klassenschülern gewesen. Seine „besinnliche" Art, die so gar nichts hatte von der Sucht, nach aussen glänzen zu wollen und die ihn so scharf von dem Wesen anderer Knaben und Jünglinge schied, wird schon auf der Sexta von seinem ersten Direktor hervorgehoben.

Zwei Sommersemester, 1903 und 1904, studierte er zu Freiburg i. Br., im dazwischenliegenden Winter zu Berlin germanische Philologie und Geschichte. Im Winter 1904, wiederum nach Berlin zurückgekehrt, kam er zu mir, zu Vorlesungen wie Übungen, erkannte, dass die Sprachwissenschaft für sich allein nicht entfernt befähigt sei, in das Dunkel der Vorzeit zu dringen, und vertiefte sich nun in archäologisch-vorgeschichtliche Studien. Er tat das sogleich mit ganzer Kraft und mit grosser Freude, scheute als einziger meiner damaligen Schüler keineswegs vor der Schwierigkeit zurück, als Anfänger über nicht leichte Spezialwerke von MONTELIUS einen Vortrag zu halten, wozu er rasch erst der schwedischen Sprache sich bemächtigen musste. Offenbar hatte er nun mit einem Schlage gesehen, wo das ihm

Digitized by Google

zusagende und zugleich erfolgversprechende Arbeitsfeld liege. Mir fiel er sofort durch den Ernst und die Ruhe seines Wesens, seine stille Bescheidenheit, seinen Eifer und auch sein sicheres wissenschaftliches Urteil auf: so wählte ich ihn mir als Seminar-Amanuensis aus. In dieser Stellung, die ihm viel Arbeit, aber dadurch und durch den sehr vermehrten wissenschaftlichen Verkehr mit mir auch viel Studienvorteile bot, ist er mir in unermüdlicher Hingabe vier Jahre lang eine wertvolle Stütze gewesen. Aus dem ihm von mir aufgegebenen Vorträgen im Seminar kam er zu dem Gegenstande seiner Dissertation, für die er mehrere Jahre hindurch zu Museenstudien mehrmonatige Reisen nach den nordostdeutschen Provinzen unternahm, wobei er in Ostpreussen auch das Graben selbsttätig erlernte. Nachdem er so 7 Semester bei mir studiert hatte, übertrug ich ihm die Ausarbeitung des Prenzlauer Sammlungsverzeichnisses (s. oben). Dann ging er Juli 1908, noch vor Abschluss seiner Doktorarbeit, nach Posen, um eine dort neu geschaffene Stelle zur Verwaltung der Vorgeschichtlichen Abteilung am Kaiser Friedrich-Museum anzutreten.

In Posen harrten seiner sogleich gewaltige Amtsgeschäfte: die völlige Neugestaltung des Museums, verbunden mit neuer Aufstellung der Sammlung, ging Hand in Hand mit den Vorbereitungen zu der grossen Ausstellung für Vorgeschichte, die einschliesslich des oben erwähnten Kataloges bis zum August 1909 fertig sein musste und auch fertig wurde. Die Vollendung seiner Doktorarbeit musste infolgedessen ruhen. Dass sie aber trotz meines steten Mahnens erst im Sommer 1910 zum Abschluss gelangte, daran war die Person schuld, die er sehr bald in Posen kennen gelernt hatte, die von Beginn an sein Unstern war und schliesslich seine Mörderin wurde. Im Juli bestand er seine Doktorprüfung und wurde am 10. Oktober 1910 zum Doktor promoviert auf Grund seiner grossen Arbeit über „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit", von der die ersten vier Kapitel gedruckt vorlagen, während der volle erste Teil, der Textband, trotz alles meines Drängens erst 1912 als Nr. 8 der Mannusbibliothek erscheinen konnte, während der ebenso starke Band der Materialien ungedruckt geblieben ist und in der Gestalt, wie sie ihm BLUME 1910 gegeben hat, in der Mannusbibliothek veröffentlicht werden soll.

Ich hatte BLUME als Gegenstand seiner Doktorarbeit vorgeschlagen, eine in chronologisch-typologischer Richtung gehaltene, auf das Kleinste eingehende Untersuchung der drei grossen Kulturgebiete vorzunehmen, die ich selbst für die ersten Jahrhunderte nach Chr. als Stammesgebiete der Ostgermanen nachgewiesen hatte. BLUME hat sich auf das nördlichste dieser Gebiete beschränkt, aber diese Aufgabe in ebenso umfassender als tiefgründlicher Art gelöst, indem er ein so gewaltiges Material zusammengebracht, wissenschaftlich geordnet und geistig durchdrungen hat, wie es für ein so grosses Gebiet und einen verhältnismässig nicht geringen Zeitraum bisher noch niemals, weder in Deutschland, noch im Auslande versucht worden ist. So ist ein Werk zu stande gekommen, dass nicht nur durch seinen äusseren Umfang, das damit bewiesene Mass der Arbeitsleistung, sondern auch durch Fülle und Bedeutung der Ergebnisse als ein solches von bleibendem Werte sich erweisen wird, das nach dem bei deutschen Dissertationen sonst üblichen Massstabe überhaupt nicht messbar ist, sondern nur den skandinavischen Doktordissertationen, die ja stets ausgereifte Werke von höchster Bedeutung sind, sich an die Seite stellen lässt.

Das erste Kapitel erläutert meine siedlungsarchäologische Methode näher und gibt für die Tatsache der scharfen Abgrenzung der Kulturgebiete und ihr Zusammenfallen mit Stammesgebieten eine gute Erklärung in der Annahme von Jahrmärkten der einzelnen Stämme zu den Zeiten ihrer grossen Jahreszeitenfeste. Die weiteren

Digitized by Google

acht Kapitel untersuchen das gesamte Fundmaterial des Oder-Passargegebietes für die ersten vier Jahrhunderte nach Chr. nach der typologischen Entwicklung hin, stets an der Hand der bisher durch TISCHLER und ALMGREN erreichten Chronologie, die im Einzelnen verbessert, im Grossen bereichert wird durch Einschub einer neuen Periode, C/D = 250—375, zwischen C und D. Als vorzügliche Monographien seien hier hervorgehoben die Kapitel über die Fibeln, die Gürtelteile, die Keramik, einen für diese Gegenden bisher noch gar nicht im Zusammenhang behandelten Stoff, vor allem aber über die Schlangenkopfarmbänder, das als ein wahres Vorbild für derartige Untersuchungen bezeichnet werden muss. Im neunten Kapitel: Stämme und Kulturgruppen, das ostwärts über das im Titel genannte Landgebiet vielfach weit hinausgreift, werden auf Grund des chronologischen geordneten Materiales die grösseren Kulturgruppen, ihr gegenseitiges Sichverschieben im Laufe kleinerer Zeiträume, schliesslich ihr Zusammenfallen mit bestimmten geschichtlich überlieferten Volksstämmen untersucht und ermittelt, so dass nun die einzelnen Teile der Goten, nämlich Gepiden, Ost- und Westgoten, nebst Galinden, ebenso die Rugier, Burgunden, Wandalen in dem behandelten Gebiete noch schärfer von einander sich abheben, als es bei meiner in grossen Zügen skizzierenden Darstellung möglich war. Hervorgehoben seien noch die feinsinnigen Urteile über den Charakter der Gerätformen einer bestimmten Epoche, der sowohl mit dem allgemeinen Zeitstil, als mit seiner besonderen Ausprägung in der Eigenart einer Kultur- und Stammesgruppe in Einklang zu setzen gesucht wird. Eine kritische Besprechung des Werkes von besonders berufener Seite wird der Mannus demnächst bringen können.

Erwähnenswert ist noch der eigenartige Vortrag über die bronzezeitliche Keramik des Posener Landes, den er bei der Hauptversammlung unserer Gesellschaft zu Koblenz im August 1911 hielt (Mannus IV, 75 ff.). Auffallend war mir der Vortrag besonders durch seine Sprache. Während BLUME bisher in seinen Schriften einen Stil gezeigt hatte, der keineswegs besonders lebendig, sondern bei aller Klarheit und knapper Sachlichkeit eher etwas schwerflüssig zu nennen war, floss er in Koblenz förmlich über von gesuchter, blumenreicher, ja gezierter Ausdrucksweise und von übertrieben feinfühligen Betrachtungen; man kannte ihn nicht wieder. In der Wendung seines streng sachlich ernsten Wesens in der Wissenschaft zu dieser gezierten, rein ästhetisierenden Auffassung sehe ich die übele, ansteckende Wirkung jener aus blosser Sinnenlust fliessenden Art der Kunstverliebtheit, wie er sie bei dem schon genannten teuflischen Weibsbilde kennen gelernt hatte. Sogar inhaltlich war der Vortrag angesteckt von dem entarteten Wesen dieser Person. BLUME hatte von mir gelernt, germanischem Wesen und germanischer Betätigung für die Vorzeit mehr noch als heute den Preis zuzuerkennen. In Koblenz aber gefiel er sich darin, die Schwächen germanischer Art gegenüber fremder Art hervorzukehren.

Ebenso hatte er von der Edelart des germanischen Körpertypus, von dem Werte ungemischt germanischen Blutes zur Genüge von mir gehört, hatte diese Wahrheiten in seinen Glaubensschatz aufgenommen und sie oft genug vertreten. Wenn nun Lehre und Leben bei ihm in schärfsten Gegensatz gerieten, dadurch, dass er in heftigster Leidenschaft für ein Wesen entbrannte, das nicht nur einen ausgesprochen ungermanischen Typus, sondern sogar die abstossenden Züge eines völlig entarteten Mischlings offenkundig zur Schau trägt[1]), so ist das nur zu erklären durch den geradezu hypnotisierenden Einfluss, den diese Person über BLUME

[1]) Leider ist der Mannus, wie ich nachträglich vernommen habe, auf den Tafeln VIII, X, XI, XII dieses Bandes durch Abbildung von Hand und Unterarm der Mörderin besudelt worden.

Digitized by Google

gewann, einen Mann mit sonst tadellos blankem Ehrenschilde, der aus einem Elternhause stammte von gediegenster bürgerlicher Ehrbarkeit. Die verworfene Person muss dem von Natur weichen und gutmütigen, vor allem aber in höchstem Masse ideal gesinnten jungen Manne auf irgendeine Weise das Bewusstsein oder wenigstens das Gefühl einer Schuld an ihr beigebracht haben und an diesem Gängelbande hat sie ihn mit sich in ihren schmutzigsten, ekelhaftesten Morast hinabgezogen, ohne dass BLUME anscheinend bis kurz vor seinem Ende diese ihm fremde Umgebung erkannte, also auch nicht zu ernster Gegenwehr sich aufraffen konnte. Sie zwang ihn wahrscheinlich zur Verlobung und zu der überhasteten Heirat und hielt ihn dann in niedrigster, sklavischer Abhängigkeit, bis sie sich durch Meuchelmord von ihm wieder befreite. Schwäche war es, davon kann man ihn nicht freisprechen, die ihn so tragisch, so schmachvoll zugleich enden liess, aber eine Schwäche, die mit seinem idealen Denken und Fühlen in engstem Zusammenhange stand und die wir nach unserem jetzigen unzureichenden Erkennen des rätselhaften Verlaufes seiner Ehezeit nicht verurteilen, nur beklagen können. Es widerstrebt mir, hier auf die jetzt erst in reichlichstem Masse aufgedeckte schwere Leidenszeit seines letzten Lebensjahres und namentlich seines letzten Halbjahres seit der Eheschliessung näher einzugehen oder gar die letzten Wochen vor seinem Tode und die Ereignisse um seine Ermordung herum, die ja erst durch die Gerichtsverhandlung ihre möglichste Aufklärung gewinnen werden, zu besprechen. BLUME war ein Mann, der wenig aus sich herausging und noch weniger über seine Privatverhältnisse sich äusserte. So waren nicht einmal seine nächsten Freunde, nicht seine Eltern im geringsten darüber unterrichtet, wie es um sein Inneres stand: und so hat ihm auch niemand helfen können in seiner Not.

Erwähnt sei nur, dass BLUMEs Tod zu Unterberg bei Posen, dicht bei dem Restaurant Bürger erfolgte, in dessen Garten BLUME im Jahre 1911 eine beim Chausseebau aufgedeckte ostgermanische Steinkiste der Gesichtsurnenkultur, aus der Zeit um 400 vor Chr. herum, aufgestellt hatte (vgl. unten das Schriftenverzeichnis Nr. 14). Ferner, dass in dem Zimmer des Hotel Bürger, wo am Tage nach dem Morde die Leiche seziert wurde, an der Wand der Spruch gemalt war: Herr lass uns bedenken, dass wir sterben und davon müssen, auf dass wir klug werden.

Alles in allem: im Umgange mit BLUME hatte man stets das Gefühl, es mit einer sittlich gefestigten Persönlichkeit, einem vornehmen, lauteren Charakter von durchaus idealer Sinnesrichtung zu tun zu haben. Er war unstreitig der begabteste, fleissigste, kenntnisreichste, vielseitigste unter meinen Schülern. Für die deutsche Wissenschaft bringt sein frühzeitiger Tod einen Verlust, so gross, dass er kaum zu ermessen ist, vergleichbar dem unersetzlichen Verluste, den der vor wenigen Jahren erfolgte Tod von Dr. Knut STJERNA der schwedischen Forschung brachte. BLUME hatte eine glänzende Laufbahn vor sich und schien berufen, unsere Wissenschaft ein gut Stück vorwärts zu bringen. Ich persönlich hatte die Überzeugung, dass er einst an die Spitze der deutschen Vorgeschichtsforscher treten würde. Wenn ich in die Zukunft sah und in Gedanken mir einen Nachfolger auf meinem Lehrstuhle vorstellte, konnte ich mir niemand anders denken und wünschen, als immer wieder nur BLUME. Das ist nun alles dahin. Und alle, die wir ihn kannten und liebten wir können ihm nur noch ein inniges Abschiedswort ins Grab nachrufen.

G. K.

Digitized by Google

Verzeichnis der Schriften Erich Blumes:

1. Die ethnographische Methode in der deutschen Archäologie, gez. E. R. B. (Unterhaltungsbeilage zur Täglichen Rundschau 1908, Nr. 243).

2. Verzeichnis der Sammlungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins in Prenzlau. Im Auftrage des Vorstandes bearbeitet. Prenzlau 1909 (1908). 103 S. 8. Mit 125 Abb.

3. Die chronologische und die ethnographische Methode der vorgeschichtlichen Forschung (Mannus I, 141. 1909).

4. Aus der Provinz Posen. Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen 1908, Juli bis Dezember (Mannus I, 137 ff.); 1909 Januar bis Juni (Mannus I, 303 ff.); 1909 Juli bis Dezember (Mannus 1911, III. 289 ff.).

5. Besprechung: R. FORRER, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Berlin-Stuttgart, und R. FORRER, Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruche der Geschichte. Stuttgart (Mannus I, 309 ff.).

6. Ausstellung vorgeschichtlicher Altertümer aus der Provinz Posen (Historische Monatsblätter für die Provinz Posen 1909, Heft I).

7. Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909. 173 S. mit 20 Tafeln.

8. Aufgaben der Vorgeschichtsforschung in der Provinz Posen (Korrespondenzblatt der Deutsch. Gesellschaft f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1909; Aus dem Posener Lande 1910, Heft I).

9. Die Vorgeschichte Kujawiens (Zeitschrift der Historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 1910).

10. Zur Glasflasche von Latkowo, Prov. Posen (Mannus 1911. III, 156 ff.).

11. Besprechung: H. HAHNE, Das vorgeschichtliche Europa; Kulturen und Völker. Bielefeld u. Leipzig 1910 (Mannus III, 161 ff.).

12. Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Kap. I—IV. Berliner Inaugural-Dissertation. Würzburg 1910.

13. Kaiser-Friedrich-Museum in Posen. Amtlicher Führer. 3. Aufl. Posen 1911. III. Vorgeschichtliche Abteilung (S. 31—51).

14. Die Gräberfunde von Unterberg [bei Posen] (Posener Tagebl. 29. Okt. 1911).

15. Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen. 1911 und 1912 (Aus dem Posener Lande, seit April 1911 monatlich).

16. Thrakische Keramik in der Provinz Posen mit 23 Textabb. und 7 Tafeln (Mannus 1912. IV. 75 ff.).

17. Inventarisierung vorgeschichtl. Altertümer in Privatbesitz (Mannus IV. 327 ff.).

18. Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge in der römischen Kaiserzeit. Teil I. Text. Mit 256 Abb. im Text und auf sechs Tafeln und 1 Karte. Würzburg 1912 (Mannusbibliothek No. 8). VI und 213 S. 8°.

Ernst von Koken †.

Am 21. November 1912 entschlief sanft nach schweren Leiden, erst 52 jährig, Dr. phil., Dr. rer. nat. h. c. Ernst KOKEN, Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität zu Tübingen. Er stammte aus Braunschweig, promovierte 1884 in Berlin, wurde dort Assistent am Museum für Naturkunde und habilitierte sich 1888, ging 1891 als Nachfolger v. BRANCAs nach Königsberg und 1895 als Nach-

Digitized by Google

folger QUENSTEDTs nach Tübingen. Unserer Gesellschaft ist er gleich im ersten Jahre nahe getreten, als wir von der ersten Hauptversammlung in Hannover 1909 aus nach der diluvialarchäologischen Konferenz den grossen Ausflug zum Studium der Diluvialarchäologie im ganzen Rheingebiete unternahmen, um dann in Tübingen mit einer zweiten diluvialarchäologischen Konferenz zu enden. An dieser beteiligte sich KOKEN in hervorragender Weise (vgl. Mannus, Ergänzungsband I, 99). Bleibend ist sein Name mit unserer Wissenschaft verbunden durch seinen Anteil an dem grossen im Erscheinen begriffenen Werke R. R. SCHMIDTs „Die diluviale Vorzeit Deutschlands" (Stuttgart, E. Schweizerbart), wofür er den zweiten, geologischen Teil zu bearbeiten übernommen hatte, die Darstellung der Geologie und der Tierwelt der paläolithischen Kulturstätten Deutschlands, die in der letzterschienenen 5. Lieferung des Werkes mit S. 158 gerade zu erscheinen begonnen hat.

Eduard Handtmann †.

Am 27. November 1912 verschied zu Potsdam, seinem Ruhesitz, der emeritierte Pfarrer HANDTMANN, der in früheren Jahrzehnten solange er zu Seedorf bei Lenzen a. Elbe im Amte war, als eifriger Erforscher der Vorzeit der Prignitz sich betätigt hatte.

Ludwig Brink †.

Am 15. Dezember 1912 verschied nach längerem Leiden in dem noch jungen Alter von 51 Jahren unser Mitglied, der Notar Justizrat Dr. BRINK zu Mayen im Rheinlande, der frühere Vorsitzende des blühenden Geschichts- und Altertumsvereins für Mayen und Umgebung, der unserer Gesellschaft 1911 auf der Koblenzer Hauptversammlung bei dem unvergesslich schönen Ausflug nach Mayen eine so herrliche Aufnahme bereitete und zugleich einen so trefflichen Führer abgab, durch die ebenso schwierig aufzudeckenden, wie in ihrem Zusammenhang zu übersehenden Anlagen des grossen befestigten Dorfes aus der neolithischen Periode der Pfahlbaukultur (Michelberger Typus). Schriftstellerisch ist der Verewigte hervorgetreten durch seinen Anteil an der „Geschichte von Mayen", Mayen 1910. Er bearbeitete hier die Vor- und Frühgeschichte unter dem besonderen Titel „Die Niederlassungen in Mayen bis zum Beginn des Mittelalters" (90 Seiten). Bereits zu Beginn des letzten Jahres hatte er aus Gesundheitsrücksichten das Amt des Vereinsvorsitzenden niederlegen müssen; an seiner Stelle war Bankdirektor KAIFER getreten. BRINK sollte in einer Festsitzung des Vereins, die gerade an dem Tag nach seinem Tode anberaumt war, zum Ehrenvorsitzenden des Vereins ernannt werden.

Otto Schötensack †.

Am 23. Dezember 1912 starb zu Heidelberg im 63. Lebensjahr unser Mitglied der Privatdozent Dr. Otto SCHÖTENSACK, Titularprofessor für Anthropologie an der dortigen Universität. In unserer Wissenschaft ist er bekannt geworden durch Aufsätze in der Zeitschrift für Ethnologie, so die verdienstliche mit Ed. KRAUSE

Digitized by Google

gemeinsam bearbeitete Aufnahme der megalithischen Gräber der Altmark (1893), die Arbeiten über Nephrit und Nephritbeile (1885, 1887, 1891, 1904), Vor- und Frühgeschichtliches aus dem italienischen Süden und aus Tunis (1897), die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form (1901, 1902), über die Bedeutung der Hockerbestattung (1901), über die sog. Kommandostäbe als fibulae palaeolithicae (1903). Ferner nenne ich die beiden Abhandlungen über die Gleichzeitigkeit der menschlichen Niederlassung aus der Renntierzeit im Löss bei Munzingen unweit Freiburg i. B. und der paläolithischen Schicht von Thaingen und Schweizersbild bei Schaffhausen (Archiv f. Anthropologie, S. 69 ff. u. N. F. VI, 170 ff.), worin er gegen den Geologen STEINMANN mit Recht für den Magdalénien-charakter von Munzingen eintritt, sowie seine Beiträge zur Kenntnis der neolithischen Fauna Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der Funde am Mittelrhein (Heidelberg 1904) aus Verhandlungen des Naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg, N. F. VIII, Heft 1). Ein unvergängliches Verdienst erwarb er sich durch Rettung des schnell zu grösster Berühmtheit gelangten Unterkiefers von Mauer bei Heidelberg, dem er eingehendstes Studium widmete. Sein Werk darüber (Leipzig 1908) ist im Mannus nach Verdienst gewürdigt worden (II, 249).

* * *

Professor Verworn.

In den deutschen Zeitungen, z. B. in der Tägl. Rundschau, sind letzthin folgende sehr merkwürdige Mitteilungen über Prof. VERWORN und die mit ihm verbündete Direktion der Vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde gemacht worden:

1. Französische Beschuldigungen gegen einen deutschen Gelehrten.

Ein peinlicher Vorfall, der zurzeit den Gegenstand von diplomatischen Verhandlungen zwischen der deutschen und französischen Regierung bildet, wird, wie die „Daily Mail" mitteilt, in der politischen und archäologischen Welt lebhaft besprochen.

Wie verlautet, hat Dr. LALANNE, der bekannte französische Geologe, bei den Ausgrabungen, die unter seiner Leitung in Laussel im Departement Dordogne vorgenommen wurden, zwei Steinfiguren nackter weiblicher Figuren gefunden, die als älteste der bekannt gewordenen prähistorischen Menschendarstellungen besonderen Wert und Interesse haben. Einige Zeit nach der wertvollen Entdeckung erfuhr Dr. LALANNE, dass eine Figur, die den von ihm aufgefundenen völlig glich, von dem Museum für Völkerkunde in Berlin angekauft worden sei. Sie war hier indessen der Öffentlichkeit nicht zugänglich, sondern war im Arbeitszimmer des Kustos untergebracht, wo Dr. LALANNE gelegentlich eines Berliner Besuchs sie zu sehen Gelegenheit fand. Da der französische Gelehrte dabei die Überzeugung gewann, dass das Kunstwerk unbedingt aus Laussel stammen müsste, leitete er nach der Rückkehr nach Frankreich eine Untersuchung ein, die zu der Entdeckung führte, dass einer seiner Arbeiter von einem deutschen Archäologen bestochen worden war (?) und diesem die Statuette verkauft hatte. Dr. LALANNE meldete den Fall der Polizei, die den ungetreuen Arbeiter verhaftete.

Auf Grund des dem Unterstaatssekretär im Ministerium der schönen Künste vorgelegten Materials ist der französische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten jetzt in Unterhandlungen mit dem Auswärtigen Amt in Berlin getreten, die auf Rückgabe der wertvollen Statuette abzielen. Nach den Mitteilungen des „Intransigeant" heisst der deutsche Zwischenhändler Dr. VERWORN (?), und der dem Arbeiter bezahlte Preis beträgt 20 000 M.

Digitized by Google

Ungenaue derartige Meldungen wurden schon vor einigen Tagen gemacht; da jetzt auch ein Name genannt wird, glauben wir über die Angelegenheit, die hoffentlich bald ihre Klärung finden wird, nicht länger hinweggehen zu dürfen.

2. Der Direktor des Physiologischen Institutes in Bonn, Herr Prof. Dr. VERWORN schreibt uns: In der Morgenausgabe der „Täglichen Rundschau" vom Freitag, 6. Dezember, finde ich eine aus französischen Zeitungen stammende Notiz über den unrechtmässigen Verkauf eines prähistorischen Fundstückes aus Frankreich nach Deutschland, in der mein Name genannt wird in Verbindung mit Angaben, die in keiner Weise den Tatsachen entsprechen. Obwohl Sie bereits in Ihrer Wiedergabe der Notiz die Unglaubwürdigkeit derselben betont haben, würden Sie mich doch zu Dank verpflichten durch den Abdruck der folgenden Richtigstellung.

Die in Frage stehende Steinfigur wurde mir Anfang dieses Jahres von einem Ausgräber und Händler in Frankreich, von dem ich, wie zahlreiche Museen und Privatsammler, seit Jahren zu kaufen pflegte, zum Kauf angeboten. Da es mir nicht gelang, den verlangten Kaufpreis von 18000 Fr. für eins unserer Bonner Museen aus Privatmitteln zusammenzubringen, habe ich das Berliner Museum für Völkerkunde unter Angabe der Herkunft des Stückes benachrichtigt und angefragt, ob es auf das Stück reflektiere oder ob ich es wieder an den Finder nach Frankreich zurückschicken solle. Das Museum hat dann nach näherer Erkundigung bei mir das Stück direkt vom Finder gekauft.

Davon, dass ich den Finder bestochen haben soll, das Stück nach Deutschland zu verkaufen, ist selbstverständlich keine Rede. Es erübrigt sich für mich, eine so abenteuerliche Angabe eingehend zu wiederlegen. Ihr hochachtungsvoll ergebener Max VERWORN, Direktor des physiologischen Instituts der Universität Bonn.

Berichtigungen.

1.

Der im Mannus IV, Heft 3 abgedruckte Bericht über meinen Vortrag in Berlin vom 18. Dezember 1911 enthält verschiedene Irrtümer, von denen ich folgende besonders auffällige berichtigen möchte:

1. Die Lagerungsverhältnisse der Riesenhirschreste in der Löss-Gegend von Hameln sind noch nicht gesichert.
2. Die Andeutung über die Technik gewisser nordwestdeutscher neolithischer Gefässe ist von mir nicht auf „die neolithischen Gefässe" verallgemeinert.
3. Die grossen Moore schliessen bekanntlich keineswegs Funde aus.
4. Die vom Berichterstatter unter „Harsefeld" erwähnten Funde von einem Brandgräberfriedhof gehören zu dem Friedhof von Barnstorf.

Dr. H. Hahne.

2.

In der Abhandlung von C. RADEMACHER, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit (Mannus IV) ist zu lesen:

Seite 198, 5. Zeile von oben: Taf. XXI, Fig. 19 statt Taf. XX, Fig. 19.
Seite 201, 10. Zeile von oben: Taf. XXVIII, Fig. 20 statt Fig. 22.
Seite 201, 17. Zeile von oben: Spitzbecher wie Taf. XVIII, Fig. 22 statt „Die oben beschriebenen Spitzbecher".
Seite 201, 6. Zeile von unten: Taf. XIX, Fig. 10, 16 statt Fig. 10, 15.
Seite 201, letzte Zeile: Taf. XXI, Fig. 1, 7, 9, 13, 14, 16 statt Fig. 1, 7, 9, 15, 14, 16.

Digitized by Google

Seite 202, 17. Zeile von oben: Taf. XXI, Fig. 5, 15 statt Fig. 5, 13.
Seite 203, im 1. Abschnitt letzte Zeile: Taf. XX, Fig. 7 statt Taf. XXI, Fig. 7.
Seite 209, 16. Zeile von oben: Taf. XXX, Fig. 6 und 8 statt Fig. 36.
Seite 215, bei Tafel XVIII ist hinzuzusetzen: Fig. 22. Spitzbecher von Altenrath.

3.

In der Abhandlung von V. MACCHIORO, Das Schachbrettmuster in der mittelländischen Kultur (Mannus IV) ist zu lesen:

Seite 382, 2. Zeile von oben: Abb. 40a statt Abb. 41.
Seite 382, 3. Zeile von oben: Abb. 40b statt Abb. 42.
Seite 382, 8. Zeile von unten: Abb. 40c statt Abb. 43.
Seite 382, 2. Zeile von unten: Abb. 40d statt Abb. 44.
Soite 385: Abb. 40a statt 41, Abb. 40b statt 42, Abb. 40c statt 43, Abb. 40d statt 44.
Seite 390, 11. Zeile von oben: Abb. 26 statt Abb. 25.
Seite 393, 14. Zeile von oben: Abb. 22 statt Abb. 21.
Seite 412, 4. Zeile von ohen: Gruppe 10 statt Gruppe 9.

Neue Mitglieder.

Seit Oktober 1912 sind unserer Gesellschaft als Mitglied beigetreten:

49. Hüttenhein, Reg.-Rat, Dr. — Hannover, Podbielskistr. 18 II.
50. Jacob, K. H., Dr. phil., Museumsassistent — Leipzig, Königsplatz 16 II (vom 1. I. 1913 ab Hannover, Prov.-Museum).
51. Richter, Johannes, Dr., Museumsassistent — Posen, Kaiser-Friedrich-Museum.
52. Stegemann, Pfarrer und Kreisschulinspektor — Göritz bei Prenzlau.
53. Stolzing-Cerny, Josef, Schriftsteller — Berlin, Kleinbeerenstr. 27 III.
54. Tegtmeyer, Dr. — Lichte bei Wallendorf (Sachs.-Meiningen).

Ferner seit 1. Januar 1913:

55. v. Bagenski-Seeben, Generalleutnant, Exz. — Halle a. S., Unterburg Giebichenstein.
56. Bock, Franz, Univ.-Professor Dr. — Marburg (Hessen), Weissenburgstr. 38.
57. Hennig, Alf., Dr. phil. — Leipzig, Thomasring 3 c.
58. Langer, Franz, Oberpostassistent — Waidmannslust bei Berlin, Kurhausstr. 15.
59. Pätzold, Alfred, Prof. Dr. — Charlottenburg, Kirchplatz 6 I.
60. Panzer, Friedrich, Akademieprofessor Dr. — Frankfurt a. M., Grillparzerstr. 90.
61. Seibertz, Norbert, Referendar — Charlottenburg, Dahlmannstr. 8.
62. Obst, Karl, Kaufmann, Posen, Thalstr. 2.
63. Reventlow, Ernst Graf zu, Charlottenburg, Dernburgstr. 4.

Gestrichen wurden wegen Nichteinhaltung der Satzungen die bisherigen Mitglieder: Jeenicke (Teerofen), Kitzler (Berlin), Klepp (Potsdam), Martens (Bergen), Schwarzbeck (Cobern), Vasvármegyei Kultur-egyesület (Steinamanger), Walter-Choinanus (Berlin), Wilke (Berlin); ausserdem wegen Unwürdigkeit Rolf (Berlin). Ausgetreten sind im Jahre 1912 14, verstorben 5 Mitglieder. Zu dem Bestande von 379 Mitgliedern am Beginn des Jahres 1912 ist also im Laufe des Jahres ein Zugang von 63, ein Abgang von 28 Mitgliedern erfolgt, so dass wir **mit 414 Mitgliedern** ins neue Jahr eintreten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sachregister.

Abaris, Skythe 129.
Absatzbeil von Roisdorf 271, 272.
Achäer, als Träger der Buchstabenschrift 303.
Acheuléen in der Kartsteinhöhle 34, 36.
Adam von Bremen, Schilderung des Tempels in Gamla Upsala 424.
Aduatuker 23.
Ägäa, Folge der Bevölkerungen 303, 304.
— Bienenkorbgräber 301.
Ägäische Buchstabenschrift 297 ffg.
— Silbenschrift 302 fg.
Agger, Nebenfluss der Sieg 192.
Ägypten, Schachbrettmuster 358 fg., 373, 385, 388, 397, 409, 410.
Ägyptische Hieroglyphen, Bilderschrift 299.
Aifur, wikingischer Name einer Stromschnelle des Dnjepr 439.
Alandsinseln, steinzeitliche Tongefässe 421.
Albrecht †, Nachruf 171.
Albsheim, Rössener Keramik 55, Taf. IV, Abb. 4.
Alcalá (Portugal), Kuppelgrab 300.
Aleberg (Westergötland), goldener Halsschmuck der Vendelzeit 428.
Alkuin, Runenstäbe als Lose 301.
Almgren, Schieferkultur 421.
— Vortrag in Stockholm, germanischer Stil in der römischen Kaiserzeit 427.
Alignements in Indien 427.
Aliso, Deutung auf Oberaden 131.
Alte Höfe (Taunus), Ringwälle 117.
Altenrath (Siegkreis), Hügelgräber der Hallstattzeit 192, 193, 199, 202, 213, 215, 216, 217, 218.
— Schnurkeramik 189, 213.
Altenwalde (Kr. Lehe), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Altkönig (Taunus), Ringwälle, Ausflug dorthin 115 ffg.
— Literatur über die Ringwälle 119.
Altmark, Ausbreitung der keltischen Grabkultur 267.
— Einwanderung der Germanen 421.
Altranft (Kr. Oberbarnim), Gräberfeld der Latènezeit 269.
Alt-Töplitz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Alunda (Uppland), Altertümer von Almgren behandelt 423.
Alvão (Portugal), Steine mit Schriftzeichen aus Dolmen 295 ffg.
Alvastra (Östergötland), Ausflug dorthin 443.
— Pfahlbau, neue Ausgrabungen 443.
— Skelettgräberfeld der älteren Eisenzeit 443.
— Schädel aus diesem Gräberfeld 431.
Alzey (Rheinhessen), Gräberfeld mit Hinkelsteinkeramik 52.
Ammianus Marcellinus, germanische Sprache 24.
Anau (Vorderasien), europäische Gefässformen 47.
Ancyluszeit in Schweden, Klima 418.
— strittig, ob Maglemose ihr zugehörig 419.
Anderlingen (Kr. Bremervörde), Bildstein 420.
Andernach, Ausflug dorthin 106 fg.
— Museum 106.
— Station des Magdalénien auf dem Martinsberge 21.
Andrée † 171.
Angeln, Übersiedelung nach England 430.
Angelsächsische Münzen von Björkö 434.
— von Opferplätzen der Lappen 441, 442.
Angelsächsische Runen 125.
Anhänger, trichterförmige, der 2. niederrheinischen Hallstattstufe 203.
— s. auch Hängeschmuck.
Ansa asciata 289.
Ansgar, Landung in Birka 431.
— Lebensbeschreibung von Rimbert 440.
Apulische Vasen mit Schachbrettmuster 404 fg., 410.
Aranyos (Kom. Borsod), Griffzungenschwert 282.
Archäologie, Wirkungskreis 19.
Argos (Griechenland), Schachbrettmuster 372, 386.
Arier, Erfinder der Buchstabenschrift 128 fg.
— Verbreiter der Buchstabenschrift 303.

Digitized by Google

Arier, Silbenschrift 303.
— s. auch Nord-, Süd-.
Aristoteles, Erfindung der Buchstabenschrift 125.
Armbänder, eiserne, von Schmetzdorf 240, 265.
— von Jastorf 241.
Armbrustfibel von der Kartsteinhöhle 34.
Armin im Liede 24.
Armringe von Rethwisch 219, 223 fg.
— von Eggestedt 225.
— von Wickbranzen 225.
Armringe der 1. niederrheinischen Hallstattstufe 201.
— der 2. desgl. 203.
— der 4. desgl. 208.
— hohle, mit gleichen Ornamenten in rheinischen Hügeln wie in Norddeutschland 208, 209.
Armring, goldener, mit Spiralenden der 2. Bronzeperiode von Lüchow 336.
Armspiralen der 1. niederrheinischen Hallstattstufe 201.
Arne, Schriftführer beim Stockholmer Kongress 417.
— Vortrag in Stockholm, Wikingerzeit 440.
Arnsburg, Latènegräberfeld 235 Anm.
Arqua Petrarca (Venetien), Mondhenkelkrüge 289, 290.
Arzheimer Wald (Kr. Coblenz), Leichenbrandgräber der Latènezeit, nach Schumacher germanisch 23.
Aschener Moor, Bohlwege 419 Anm. 1.
Asenkofen (Bz.-A. Freising, Oberbayern), Griffzungenschwert 284.
Asien, Südindogermanen 174.
— Schriftarten 126 ffg., 297 ffg.
Askiburgion, wegen des Anlauts ask 292.
Assyrische Denkmäler, Gewandmuster 380.
— Schachbrettmuster 409.
Ästier, Nationalität 440.
Athen, Schachbrettmuster 366, 367, 368, 377, 378, 387.
Attischer geometrischer Stil, Schachbrettmuster 377, 378.
Augenfibeln, Gestalt des Sehnenhakens 427.
Aunetitzer Typus, Buckelverzierung 180.
— Bevölkerung 173, 272.
Auriether Typus, Verwandtschaft mit dem ostdeutschen in Posen 82.
Aurignacien in der Kartsteinhöhle 35, 36.
— bei Metternich und Rhens 21.
Ausschuss, Neuwahlen in Coblenz 113.
— Sitzung in Coblenz 11.
— am 1. März 1912: 1.
Azteken, Bekleidung von Idolen 410.

Baden, besondere keltische Krugform 176.
— Buckelgefässe 182.
Balingen (Württemberg), Spange mit Runen 129.
Balkanländer, griechische Doppelspiralfibel 174.
— Südindogermanen 174.
— Thraker 174.
Baltischer Archäologen-Kongress 415 ffg.
Banat, Illyrier 179.
Bandkeramik in Rheinhessen 49 ffg.
— Zeitfolge der Unterstufen 57 ffg., 61 ffg.
— Völker in Rheinhessen 64.
— Form der Gruben 59, 60.
Barnim, s. Ober-, Nieder-.
Barnsdorf (Kr. Diepholz), Messingeimer vom Hemmoortypus 337.
— Brandgräberfriedhof 337 (irrtümlich dort Harsefeld angegeben; vergl. Berichtigung 460).
Basalt, Geräte daraus 40.
Baum, Direktor d. Dortmunder Museums 130, 133 fg.
Bautasteine am Dnjepr 439.
Bayern, Griffzungenschwerter, Typologie 286.
Becher, zylinderförmige, als Beigefässe der 2. niederrheinischen Hallstattstufe 203.
— s. auch Fuss-, Glocken-, Kelch-, Posener-, Schnurzonen-, Spitz-.
Beeskow-Storkow (Kreis), Zahlenverhältnis der bronzezeitlichen zu den latènezeitlichen Grabfeldern 266.
Beigefässe in den niederrheinischen Grabhügeln der Hallstattzeit 195, 201, 203, 206, 207, 215 bis 218.
— vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 235, 237.
Beile, eiserne, der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 311 fg.
— s. auch Absatz-, Lappen-, Rand-, Stein-.
Békés (Komitat in Südungarn), Griffzungenschwert 278
Belgien, Spiral-Mäanderkeramik 54.
Beltz, über Latènefibeln 308.
Bemalte neolithische Keramik in Asien 174.
Beowulflied, Deutung auf die Kämpfe der Göten mit den Schweden 430.
Berichtigungen zu Hahne, neue Funde in Hannover 460
— zu Rademacher, niederrheinische Hallstattzeit 460.
— zu Macchioro, Schachbrettmuster 461.
Bernstein in Björkö 434.
— in Gräbern des ostdeutschen Typus 87.
— Verlegung des Handels von Jütland nach Ostpreussen 419.
Bertarina (Oberitalien), Mondhenkelkrug 289, 290.
Bertinvai (Frankreich), Griffzungenschwert 280.

Digitized by Google

Bestattungswechsel bei den Wandalen 139.
Bevensen-Seedorf, Urnenfriedhof 152.
Bezzenberger, Nationalität der Ästier 440.
Biber in der Kartsteinhöhle 35.
— Alvastra, Meissel aus dessen Zahn 443.
Bibracte (Gallien), Riemenzungen 427.
Bienenkorbgräber, Verbreitung 300 fg.
Biernatki (Kr. Schrimm), Gefässe vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 53, 54, 55, 64.
Biesenthal (Kr. Oberbarnim), Kammstichornament in bronzezeitlichen Gräbern 138.
Birka s. Björkö.
Bilder-Schriften 299.
— auf Kreta 302.
Birkenfeld (Fürstent.), Landesmuseum, Einweihung und Beschreibung 321 ffg.
— Wendelringe 189, 323 324.
— Latènekultur 23, 325.
— Kelten und Germanen 325.
Birkenrinde zur Einwickelung einer Fibel 219.
Birlinghofen (Siegkreis), Grabfeld der Hallstattzeit 193.
Birnbaum (Posen), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 24, 25, 28.
Bison in der Kartsteinhöhle 35.
Björkö, Ausflug dorthin, Beschreibung der Stadt Birka und der Grabfelder 431 ffg.
— Tote in orientalischer Tracht 441.
Blasius †, Nachruf 347.
Bleibeskopf (Taunus), Ringwälle 119.
Blekinge, Dänen 430.
Blotnik (Kr. Bomst), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 14, 41, 43.
Blume †, Nachruf 349, 451 ffg.
— Verzeichnis seiner Schriften 457.
— Vortrag, ostgermanische Kultur zur römischen Kaiserzeit 138.
Blumental (Kr. Blumental), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Bobritsch, Nebenfluss der Freiberger Mulde, Geräte aus Quarz 41.
Bochow (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Bodewig, Führung Merkurtempel 103.
Bogenbandkeramik, von Koehl verworfene Bezeichnung 50.
Bohlwege, Zeitbestimmungen 419 Anm. 1.
Böhmen, Bevölkerung in der Bronzezeit 272.
— Illyrier 174, 272, 422.
— illyrische Ortsnamen 293, 422.
— Aunetitzer Stil 174, 180.
— Ausgangspunkt des germanischen Stils zur römischen Kaiserzeit 427.
Böhmen, Hinkelstein — vermischt mit Spiral-Mäanderkeramik 51.
— Augenfibeln 427.
— Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe 427.
— Mondhenkelkrüge 288.
Bohrer, verschiedene Art der Drehung 336.
Bohuslän, Burgwälle 430.
Bolhög (Schonen), Griffzungenschwert 286.
Bombenförmige Gefässe in Indien 46.
— der Hinkelsteinkeramik 64.
— der Spiral-Mäanderkeramik 53, 65.
Bombennadeln, frühlatènezeitlich 265.
— von Schmetzdorf 239, 257, 265.
Bonnet, Bericht über die Michelsberger Ausgrabungen 69 Anm. 1.
Böotische Vasen mit Schachbrettmustern 378, 379.
Borna (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Bosen (Fürstent. Birkenfeld), Hügelgräberfeld der Hallstattzeit 324.
Bosnien, fibula ad arco di violino 28.
— Illyrier 174, 288, 422.
Bos primigenius im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
Bracht, Entdecker der Buchenlochhöhle 21.
Bragby (Uppland), Bronzekurzschwert der 1. Periode 423.
Bragnum (Westergötland), Goldfund der Vendelzeit 428.
Brakteaten auf Opferplätzen der Lappen 442.
Bramstedt (Kr. Geestemünde), Griffzungenschwert 277.
Brandbestattung, Arten im Sieg-Wuppergebiet zur Latènezeit 211.
— zur römischen Kaiserzeit 212.
Brandenburg (Provinz), germanische und ostdeutsche Mischkultur zur 2. Bronzeperiode im Norden 422.
— Übereinstimmung der Funde vom ostdeutschen Typus mit Posen 76.
— Funde von Luren 25.
— Bevölkerung von der Bronze- bis zur römischen Kaiserzeit 265 ffg.
— Waffen und andere Funde aus der römischen Kaiserzeit 309 ffg.
Brandgräber, neolithische, bei Frankfurt a. M. 120.
Brandgruben im Sieg-Wuppergebiet in Spätlatène- und Kaiserzeit 212.
Braun, Vorsitzender auf dem Stockholmer Kongress 417.
— Vortrag in Stockholm, Dnieprkatarakt in der Runenliteratur 439.
Briest (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Brillenfibel von Rethwisch 219, 222.
— Zeitbestimmung 228.

Digitized by Google

Brink †, Nachruf 458.
Britz (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Brögger, Ausbreitung der Schieferkultur 421.
Bronzezeit in der Rheinprovinz 22, 31, 189.
— in Schweden, Klima 418, Fundstatistik 419.
— Bevölkerung der Mark Brandenburg 265 ffg.
Brückberg bei Siegburg (Siegkreis), Gräberfeld der Hallstattzeit 213.
Bruckhausen (Kr. Dinslaken), Funde der 2. Bronzeperiode 189, 271, 277.
Buch (Kr. Niederbarnim), Pfostenlöcher auf dem bronzezeitlichen Wohnplatz 138.
Buchenlochhöhle bei Gerolstein (Eifel), Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum 21.
Buchfelde (Kr. Mogilno), Steinaxt 331.
Buchholz bei Roisdorf (Kr. Bonn), Rössener Periode 213.
— Bronzezeit 213.
— Hallstattzeit 193, 213, 216 Taf. XX.
Buchow (Kr. Osthavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Buchstabenschrift 123 ffg., 295 ffg.
Buckelverzierungen, verschiedene Arten nach Aussehen, Zeit, Volk 176, 178 ffg., 422.
— an Gefässen vom ostdeutschen Typus 76 ffg.
— spätester, entarteter Typus an Urne von Rethwisch 219, 226.
Buderose bei Guben, Gräber der Latènezeit 138.
Budinen, Deutung des Beinamens Läuseesser 427.
Bügelplattenfibel von Porta Westfalika 223.
— von Rethwisch 219, 223.
Bülstringen (Kr. Neuhaldensleben), Latènefibel 238.
— Scheibenkopfnadel 239.
— halbmondförmiges Messer 241.
Burgunder in Ostdeutschland 138 fg.
Burgwälle in Südschweden 430.
— im Taunus 115 ffg.
Busse, Erörterung über Kammstichornamente 138.
— Vortrag in der Berliner Zweiggesellschaft, Schmetzdorf 334.
— Rede auf Montelius 30.
Butmir, Scherben mit Flechtmuster 355 Anm. 1.
Butzow (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
— der römischen Kaiserzeit 312, 313, 315.
Buxtehude (Kr. Stade), Griffzungenschwerter 280.
Buzija (Bez. Petrovac, Bosnien), Griffzungenschwert 279.
Byzanz, Goldlieferungen an die Goten 429.

Cacushöhle bei Mechernich, Le Moustier-Station 21.
Caesar, germanische Gräber 190.
— Runenstäbe als Lose 301.
— Deutung einer Tierbeschreibung als Ren 426.
— auf deutschen Schulen 91, 93.
Caldauen (Siegkreis), Gräberfelder der Hallstattzeit 213.
Campignien von Lousberg bei Aachen 21.
Cattenes a. d. Mosel, spätrömisch-fränkische Rosettenfibel 11.
Cerekwice (Kr. Posen West), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 33.
Certosa (Italien), Situla mit Schachbrettmuster 376, 377.
Cervetri (Etrurien), Schachbrettmuster 367, 375.
Cervus elaphus im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
Chalcedon, Gerätematerial im Magdalénien bei Andernach 21.
Chaldäische Kunst, nicht eigentliches Schachbrettmuster, aber ähnliche Motive 359, 380, 409.
Chojno (Kr. Rawitsch), Gefässe vom ostdeutschen Typus 86, 90.
Chrotta = Crouth.
Coblenz, Führung durch das Museum und Aufzählung der neuen Funde 30 fg.
Coblenz-Oberwerth, Gefässe der jüngeren Bronzezeit 31.
Coblenzer Gebiet, ob gallisch oder germanisch vor dem Eindringen der Römer 23.
Coblenzer Stadtwald, Tempel des Merkur und der Rosmerta 103.
Cölner Bucht, topographische Beschreibung 191.
— vorgeschichtliche Grabstätten 213.
Cro Magnonartige Menschenrasse in Vorderasien und Indien 46.
Cromlechs in Indien 47.
Crouth, keltisches Musikinstrument 25, 136.
Cypern, Schriftarten 301, 303.
— tätowierte Figur 358.
— Schachbrettmuster 352, 357, 365, 371.
Czaganiec (Kr Mogilno), Feuersteinflachbeil 331.
Czarnikau (Stadt, Pr. Posen), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 17.

Dahmsdorf (Kr. Breslau), Griffzungenschwert 278.
Daker 292.

Digitized by Google

Dalekarlierinnen, Tracht 422.
Dalsland (Schweden), Burgwälle 430.
Dammereez (Mecklenburg-Schwerin), Griffzungenschwert 280.
Dänemark, Bronzetässchen der Periode 2c 180.
— Heimat der Griffzungenschwerter 275.
— Lunulae 70.
— Lappenbeile 229, 230.
— Schaftstäbe aus Rengeweih zu neolithischer und Latènezeit 426.
Dänen in Schonen und Blekinge 430.
— vor dem 5. bis 6. Jahrhundert nach Chr. nicht in Jütland 430.
Dardaner, Träger der Buchstabenschrift 303.
Deckelgefässe der niederrheinischen Grabhügel der Hallstattzeit 195.
— von Schmetzdorf 237.
Dellbrück (Kr. Mülheim a. Rh.), Grabfeld der Hallstattzeit 193, 210, 213.
Dembicz-Kolonie (Kr. Schroda), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 69.
Denkmalschutz-Gesetz für das Grossherzogtum Oldenburg 162ffg., 230.
Derwitz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267, 314.
Deutsche Münzen von Björkö 434.
Deutsch-Poppen (Kr. Schmiegel), Gefässe vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 57, 58, 63.
Dienstweiler (Fürstentum Birkenfeld), Hügelgräberfeld 325.
Dingelstedt, Gefäss mit Spiralverzierung in Furchenstich 51 Anm.
Diodor, bestreitet, dass Phöniker Erfinder der Buchstabenschrift 123, 305.
Dipylonvasen, Schachbrettmuster 369fg. 372, 374, 389, 402, 409, 410.
Dnjepr, Steinsetzung der Wikingerzeit 439.
Dobrichow-Pičhora (Böhm.), frühkaiserzeitliches Gräberfeld 427.
Dolienbestattung in Mayen 201.
— in der Sieg-Wuppergegend selten 201.
Dolmen bei Alvão, Steine mit Schriftzeichen 295ffg.
Dolmenzeit in Schweden, Klima 418.
— Höhenlage der Funde am Hjälmarsee 420.
Doppelaxt, religiöses Symbol und Schriftzeichen 297, 303.
— aus Kupfer, Funde längs der Leine 336.
Doppelkonische Gefässe aus Provinz Posen 79, 83.
— aus Grünz und Wessenstedt 264.
— aus Schmetzdorf 236, 251 Grab 33, 254 Grab 41, 262 Grab 63, 263fg.
— als tatsächlich der Latènezeit zugehörig 263fg.
Doppelkonische Gefässe, Vorstufe für Gefässe der Hallstattzeit 208.
Doppelspiralscheibenfibel, sog. griechische, die Südillyrier als Träger 174.
Dorer, Abstammung 303.
Dortmund, Goldfund 132.
— Museum, Einweihung und Beschreibung 131fg., 335.
— im Museum an den Funden keltische und germanische Kultur erkennbar 177, 189.
— vorläufiger Tagungsplan für 1912 169.
Dornsode (Kr. Neuhaus a. d. Oste) Hügelgrab der 2. Bronzeperiode mit Griffzungenschwert 279.
Dragendorff, Herleitung des geometrischen Stils 378.
Dreiecke, hängende, an Hallstatturnen 98.
— an Urnen von Schmetzdorf 236, 237.
Drillingsgefässe vom ostdeutschen Typus 86.
Dronkau (Kr. Schrimm), Gefässe vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 59, 67.
Dünnwald (Kr. Mülheim a. Rh.), Hügelgräber der Hallstattzeit 192, 193, 213, 215 Taf. XIX, 216 Taf. XXI.
Dussaud, Ansicht über Erfindung der Buchstabenschrift 305.

Eberstadt bei Giessen, Wohnplatz mit Grossgartacher Keramik 171.
Eburonen 23.
Edda, Runenoffenbarung Wodans 302.
Eddelsdorf (Kr. Ülzen), Griffzungenschwert 280.
Eggestedt (Kr. Blumenthal), bronzener Armring 225.
Eichelsbach (Maingegend), Spiral-Mäanderkeramik 54.
Eiersteine als Beigabe in Gefässen vom ostdeutschen Typus 82.
Eifel, Steinzeit 22.
— Latènezeit 23.
— Kartsteinhöhle 33.
Eil (Kr. Mülheim), Grabhügel der Hallstattzeit 192, 213.
Eimer, bronzene, italische Importware im Mittelrheingebiet 23.
— eisenzeitliche, Nachahmung römischer Henkelenden 427.
— vom Hemmoor-Typus 337.
— — Technik derselben 337.
Eisenringe kleine der 2. niederrheinischen Hallstattstufe 203.
Eisentechnik, Auftreten in Indien und China 48.
— Zeit der Verbreitung im Orient 49.
Eisenzeit, erste in Italien 374.
— erste nordische, Übereinstimmungen mit der 4. niederrheinischen Hallstattstufe 208.

Digitized by Google

Eisenzeit erste, Zeitbestimmung 209.
— — Art der Bestattung 212.
— Altersstufen in Osthannover nach der Einteilung von Schwantes 150, 152, 209.
— in Schweden, Klima 418, 426.
— — Fundstatistik 419.
Eiserfey s. Kartsteinhöhle.
Eisfuchs in der Kartsteinhöhle 34.
— im Magdalénien bei Andernach 21.
Eiszeit, Klimawechsel nach den Funden in der Kartsteinhöhle 36.
Elbgermanischer Stil der Kaiserzeit, seine Heimat 427.
Elchköpfe der Schieferkultur in Russland 420.
Eller, Flachgräberfeld 189, 190.
El Oficio (Spanien), mondhornartige Gebilde 48.
Elsass, Buckelgefässe 182.
— besondere keltische Krugform 176.
England, Lunulafunde 70.
Ephaproditus, römischer Fabrikantenname, Stempel auf Schöpfgefäss in Schweden 426.
Epirus, Völkermischung 291.
Eschbach (Kr. Usingen), Griffzungenschwert 277.
Esselborn (Rheinhessen), Grossgartacher Keramik 55, 58.
— Hinkelsteinkeramik 58.
— Rössener Keramik 58.
— s. auch Kettenheim.
Esus = Merkur 104.
Etruskische Kunst, Schachbrettmuster 353ffg.
Euktemon 129.
Euphratebene, Cro Magnonartige Menschenrasse 46.
Europäische Geräteformen neolithischer Zeit in Indien 46.

Falköping (Schweden), Ganggräber 444.
Falzdeckel auf Urne in Schmetzdorf 235, 237, 256 Grab 47.
Fauerbach (Hessen), Spiral-Mäanderkeramik 54.
Fauna des Aurignacien im Rheinland 21.
— des Magdalénien im Rheinland 21.
— — in der Karsteinhöhe 34.
Fehértemplon (Komitat Temes), Griffzungenschwert 284.
Feh-Rune 127.
Felsenzeichnungen von Hästholmen 443.
— in Uppland 423.
— Vergleich der skandinavischen mit dem Bildstein von Anderlingen 420.
Ferchesar Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Fergitz (Uckermark), Gräber der Latènezeit 138.
Fergitzer Burgwall, Ausflug dorthin 139.
Festschriften für die Coblenzer Tagung 11.
Feuerstahl der römischen Kaiserzeit von Hohenferchesar 311.
Fibeln, älteste, Vortrag von Montelius 27.
— germanische Erfindung 18.
— germanische, von Servirola 174.
— germanische, von Wellersdorf und aus Südtirol 175.
— germanische, auf illyrischem Gebiet 274, 278.
— von Rethwisch s. Bügelplattenfibel.
— der Latènezeit von Schwantes zur Einteilung seiner Eisenaltersstufen Osthannovers verwandt 150.
— vom Latènegräberfelde bei Schmetzdorf 238, 244 Grab 7, 246 Grab 13, 248 Grab 19, 250 Grab 30, 265.
— der Spät-Latènezeit vom Mittel-Latèneschema 307, 308.
— der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309fg.
— mit zweilappiger Rollenkappe, das germanische Böhmen als Heimat 427.
— der Wikingerzeit von Björkö 434.
— s. auch Augen-, Brillen-, Bügelplatten-Doppelspiralscheiben-Fibula-, Ring-, Schalen-, Ur-.
Fibula ad arco di violino 27fg.
Fikerullavasen 368, 369, 381, 408.
Fimbulwinter 418.
Fingernageleindrücke an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 201, 203, 207.
— von ostdeutschem Typus 78, 80, 83.
— von Schmetzdorf 236, 245 Grab 12, 252 Grab 34.
Fingerring aus Bronze, 2. niederrheinische Hallstattstufe 203.
— aus Gold, römische Kaiserzeit von Hohenferchesar 311, 314.
— aus Eisen, Latènezeit, von Schmetzdorf 240.
— aus Silber, sächsische Zeit, von Westerwanna 316.
Finnland, steinzeitliche Wohnplätze 421.
— Schieferkultur 421.
— älteste eisenzeitliche Funde 425.
— Bevölkerung 426.
— Weizenbau 418.
Finnen, zweimalige Einwanderung in Finnland 425, 426.
Fixheide (Kr. Mülheim a. Rh.), Gräberfeld der Hallstattzeit 210, 213.
Flachgräber der Bronzezeit in der Rheinprovinz 22, 97.
— in der 1. Stufe der niederrheinischen Hallstattzeit 97, 199, 201.
— zur 1. Eisenzeit in den germanischen norddeutschen Gebieten 212.

Digitized by Google

Flaschenförmiges Beigefäss von Schmetzdorf 235, 237, 258 Grab 52, 264.
— dasselbe verglichen mit rheinischen Formen 264.
Fleischer, Vortrag über vergleichende Musikwissenschaft 136.
— Aufführung musikalischer Bilder 335.
Flénusien von Muffet 21.
— von Trosky 41.
Fliegenberg bei Troisdorf, Tardenoisien 21.
— Hallstattzeit 193, 213.
— germanische Zeit 213.
Flomborn (Rheinhessen), Spiral-Mäanderkeramik 52, 53.
Florenz, Griffzungenschwert 280.
Flügelnadel, Typologie 150.
Fond de Forêt (Belgien), Moustérien, verglichen mit dem der Kartsteinhöhle 34.
Fohrde (Kr. Westhavelland), Bombennadeln 240.
— Gräberfeld mit Latènekultur 267.
— Gräberfeld der römischen Kaiserzeit 310, 312, 315.
Frankfurt a. M., Besichtigung und Beschreibung des Historischen Museums 119fg.
— Siedelungen in allen vorgeschichtlichen Zeiten 120.
Fränkische Waffen, Taf. VI.
Frankreich, Bienenkorbgräber 301.
Franzhäuschen bei Schreck (Siegkreis), Gräberfelder der Hallstattzeit 213.
Frauenburg (Ostpreussen), Depotfund nach Peiser um 600, nach Kossinna um 500 nach Chr. 440.
Freyr, Runenzeichen 124.
Friedberg (Oberhessen), Griffzungenschwert 277.
Friesack (Kr. Osthavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Fuchsrech (Rheinhessen), Wohngrube mit Zonenkeramik 59.
Fuciner See bei Aquila (Italien), Griffzungenschwert 280.
Fuhlrott, birgt die Reste des Neanderthalers 20.
Fuhlsbüttel bei Hamburg, Urnenfriedhof 155, 157.
Furchenstich bei Spiralverzierung, Dingelstedt 51 Anm.
Fussbecher, Beigefässe der niederrheinischen Grabhügel der Hallstattzeit 203, 206.
Fussurnen, germanische, aus Niederpleis 190.
— niemals in den niederrheinischen Hügelgräbern der Hallstattzeit gefunden 190.
Futhark, Sprossformen 125.
Galgenberg s. Ripdorf.
Gallischer Einfluss auf die Kultur der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 206.
Gamla Upsala, Ausflug dorthin, Dom, Brunnen, Königshügel 424fg.
Ganggräber bei Falköping und Karleby 444.
Ganggräberzeit in Schweden, Klima 418.
— Höhenlage der Funde am Hjälmarsee 420.
Garlitz (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Gauten = Göten, nicht = Goten 430.
— von Ptolemäus genannt 430.
Gemeinlebarn (Niederösterreich), Vase mit Schachbrettmuster 353.
Gemma Augustea 291.
Genf, internationaler Kongress 169.
Geometrischer Stil in Griechenland, Schachbrettmuster 377, 378.
Gepiden in Ostdeutschland 138fg.
Gering, Gräberfeld der Hallstattzeit 96ffg., 121.
— Funde im Mayener Museum 111.
— s. auch Mayen 96.
Germane, Bronzestatuette 31.
Germanen, Charakter 18.
— als Naturvolk aufgefasst 17.
— auf der Gemma Augustea 292.
— Herkunft 11, Festschrift Nr. 1, 421.
— Siedelungen zur 2. Bronzeperiode 11, Festschrift Nr. 1, 421.
— Grenzen in Ostdeutschland gegen die Illyrier 82, 87fg., 182, 272fg.
— Einwanderung in Norddeutschland 134.
— — in Hannover 421.
— — Rheinprovinz 23.
— — an den Niederrhein, Mosel- und Maingegend 212.
— — in das Fürstentum Birkenfeld 325.
— — in Westfalen 177.
— nicht Errichter der niederrheinischen Hügelgräber 188.
Germanische Griffzungenschwerter 276ffg.
— — Fundstatistik 286.
— Musik 23ffg., 136.
— Tierornamentik zur Vendelzeit 429.
Germanischer Stil in der römischen Kaiserzeit, Entwickelung 427.
Germania superior, strittig, ob linksrheinisches Gebiet ehemals germanisch 23.
Gernyeszeg (Kom. Maros-Torda, Siebenbürgen), thrakisches Buckelgefäss der Bronzezeit 178, 179.
Gerstenbrot, verkohltes, in schwedischem Burgwall 430.
Gesichtsurne, westpreussische 428.
Giebelloch in Indien 46.

Digitized by Google

Gläser, römische, im Dortmunder Museum 132.
— von Björkö 434, 437.
Glockenbecher in der Rheinprovinz 22, 96.
Glogau, germanische Fibel der 3. Bronzeperiode 274.
Goethe, vorgeschichtliches Musikinstrument 135.
Gohlitz (Kr. Westhavelland), Funde der römischen Kaiserzeit 312, 313.
Golaschin (Kreis Obornik), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 30.
Gold als Beigabe in Gräbern vom ostdeutschen Typus 87.
Goldalter in Schweden 425, 428.
Goldfund von Dortmund 132.
— von Hohenferchesar 311, 314.
— von Lüchow 336.
— von Rethwisch 219, 222.
— von Schifferstadt 181.
— von Schwarzenbach 324.
— in Schweden im sog. Goldalter und zur Vendelzeit 428fg.
— von Stollhof 180, 181.
Goldgrube (Taunus), Ausflug dorthin, Ringwälle 115ffg.
Gollwitz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Golzow (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Gora (Kreis Jarotschin), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 65.
Gorsko (Kr. Bomst), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 62.
Gorzewice (Kr. Samter), Bronzeschwert 87.
— Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 61.
Goten in Ostdeutschland 138, 430.
— Übermittler der Goldeinfuhr von Byzanz nach Schweden 428.
Göten, Kämpfe mit den Schweden im 5. und 6. Jahrhundert nach Chr. 430.
Gotland (Insel), Ausflug dorthin 442, 445fg.
— Bildsteine der Vendelzeit 429.
— von den Goten bewohnt 430.
Götaland (Schweden), Burgwälle 430.
— s. auch Öster-, Wester-.
Götze, erster Bearbeiter der Rössener Keramik 55.
— Ansicht über die Thraker 179.
Gourdan (Frankreich), Renntierstab mit Zeichen 296.
Graphit an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 189, 203.
— an Gefässen vom ostdeutschen Typus 83, 85.
Gråträsk (Lappland), Opferplatz der Lappen 441.
Grätz (Stadt, Pr. Posen), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 71, 72.
Griechen, Musik 136, s. auch Hellenen.
Griechenland, fibula ad arco di violino 27, 28.
— Schachbrettmuster 359ffg.
Griechische Schrift 297ffg.
Griffzungenschwerter 175, 274ffg.
Grimm, Nationalität der Ästier 440.
Gristow (Kr. Greifswald), Griffzungenschwert 281.
Grossbeeren (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Grossenstingen (Württemberg), Buckelgefäss 182.
Grossgartacher Keramik in Frankfurt a. M. 120.
— in Rheinhessen 49ffg.
— Form der Wohngruben 59.
— Chronologie 61ffg.
— Formen und Verzierungsarten 64fg.
Grosskreuz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Grosswusterwitz (Kr. Jerichow II), Begräbnisplatz der römischen Kaiserzeit 313, 315.
Grotta del Farne (Oberitalien), Mondhenkelkrug 289.
Grünz (Kr. Randow), doppelkonische Urne und Kropfnadel 264.
— Griffzungenschwert 277.
Güldenstein (Kr. Oldenburg i. Holst.), Gürtelhaken 157.
Günther, Führung im Coblenzer Museum 30.
Gurina (Kärnten), Fibel mit zweilappiger Rollenkappe 427.
Gürtelbeschläge der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 310ffg.
Gürtelhaken, Typologie 150, 155fg., 160, 427.
— gleiche Formen in rheinischen Hügeln wie in Nordwestdeutschland 208, 209.
— von Jastorf 239.
— von Schmetzdorf 239, 265, 269, 270.
— von Wittenau 269.
Gürtelschliessen s. Gürtelhaken.

Haan (Kr. Mettmann), Griffzungenschwert 282.
Hack (Kr. Mülheim a. Rh.), Grabfeld der Hallstattzeit 193, 213.
Hackmann, Vortrag in Stockholm, älteste Eisenzeit Finnlands 425.
Håga (Uppland), Brandgrab der 4. Bronzeperiode 424fg.
Hagia Triada (Kreta), Sarkophag mit Schachbrettmuster 367, 409.
Hahne, Museumsdirektor in Halle a. S. 171.
— neue Mooruntersuchungen 419 Anm.
— Vortrag in der Berliner Zweiggesellschaft, neue Forschungen in Hannover 336.

Digitized by Google

Hahne, Vortrag in Stockholm, Technik 431.
Hakenkreuz, religiöses Symbol 296.
— Schriftzeichen 303.
Halbmondförmige Verzierungen auf Ringen 317 fg., 319.
Halle a. S., Bau des Provinzialmuseums 171.
Halsringe der niederrheinischen Hallstattzeit 201, 208.
— aus der Provinz Hannover mit halbmondförmigen Verzierungen 318, 319.
— von Schmetzdorf 241, 247 Grab 19, 263 Grab 70, 265.
— von Rethwisch 219, 220 fg. 227.
Hallstatt (Österreich), Schachbrettmuster 373, 410.
— Urnen mit Kreuzen und Strichen 190.
Hallstattzeit, niederrheinische Hügelgräber 187 ffg.
— Einteilung in 4 Stufen für Süddeutschland nach Reinecke 197 ffg.
— Gräberfeld von Gering bei Mayen 95 ffg.
Hallström, Vortrag in Stockholm, nordskandinavische Opferplätze 441.
Haltern, Urne aus frührömischer Zeit 325.
— Verdrängung der keltischen durch die germanische Kultur 177.
Hameln, Riesenhirschknochen mit Schrammen 336, 460.
Hammer bei Nürnberg, Griffzungenschwert 285.
Hämmer mit Schaftrille in Indien 46.
— s. auch Renntiergeweih-.
Hammerich, Untersuchungen über die Luren 135.
Handelsweg, neolithischer, längs der Leine 336.
— der Wikingerzeit in Russland 440.
Handtmann †, Nachruf 458.
Hängedose von Jederitz 334.
— von Rheda 335.
Hängeschmuck der niederrheinischen Hallstattzeit 201.
— von Björkö 434, 437.
— s. auch Anhänger.
Hannover, Einwanderung der Germanen 421.
— Eisenzeit, Einteilung 150, 152 ffg., 209.
— Lurenfunde 25.
— neue Forschungen 336.
— Statistik der Funde von Griffzungenschwertern 286.
Hardt, Bezeichnung für kleine Plateaus am Niederrhein 193.
Harsefeld (Kr. Stade), Griffzungenschwert 276.
— Königsgrab der späteren Bronzezeit 336.
— Brandgräberfeld, irrtümlich statt Barnsdorf angegeben 337, 460.
Hartwich, Vortrag auf der Berliner Zweiggesellschaft, Bronzezeit in der Prignitz, 333.
Hasel, Nordgrenze in Schweden 418.
Hästholmen (Östergötland), Felsenzeichnungen 443.
Hauben, griechische, mit Schachbrettmuster 395.
Haumesser aus Melaphyr 40.
Haus der jüng. römischen Kaiserzeit in Svenskens 445.
Havelländische Kreise, Ausbreitung keltischer Grabkultur 267.
Häyrynmäki (Finnland), steinzeitlicher Wohnplatz 421.
Hebräische Schrift 299.
Heeslingen (Kr. Zeven), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Heierli †, Nachruf 348, 447 ffg.
Heidingsfeld (Unterfranken), Spiral-Mäanderkeramik 54.
Heitbrack (Hannover), Urnenfriedhof 151 ffg.
Helme der Vendelzeit 429.
Hellenen, Abstammung 303.
Hellweg, vorgeschichtliche linksrheinische Strasse 192.
Hemmoortypus, Eimer von Barnsdorf 337.
— Technik 337.
Henkelbecher als Beigefässe der niederrheinischen Hallstattzeit 101, 201.
Henkelgefässe beim ostdeutschen Typus 78 ffg.
Henkeltassen als Beigefässe der niederrheinischen Hallstattzeit 203.
Hercynischer Wald, Ausdehnung bei Caesar 426.
Hering, Schuppen in Alvastra gefunden 443.
Hermes, als Erfinder der Schrift 124.
Herminonen, Stil zur römischen Kaiserzeit 427.
Hettitische Hieroglyphen, Bilderschrift 299.
Heumar (Kr. Mülheim a. Rh.), Grabfeld der Hallstattzeit 193, 210, 213, 216 Taf. XXII.
Hildebrand, Vorsitzender auf dem Stockholmer Kongress 417.
Hildebrandslied, Musik dazu 24.
Hildesheim, Nephritbeil 336.
Hinkelstein, Gräberfeld mit Hinkelsteinkeramik 52, 55.
— Wohnplatz mit Rössener Keramik 55.
Hinkelsteinkeramik in Rheinhessen 49 ffg.
— in Böhmen, Mähren, Sachsen, Thüringen 51.
— Form der Wohngruben 59.
— Chronologie 57, 61 ffg.
— Formen und Verzierungsarten 64.
Hinterpommern, Illyrier 421.
Hirsch, in der Kartsteinhöhle 34, 35.
— im Magdalénien bei Andernach 21.

Digitized by Google

Hirse, Nordgrenze in Schweden 418.
Hjälmarsee (Schweden), Statistik der steinzeitlichen Funde nach Wasserstandshöhen 420.
Hjerpetan (Wermland), Griffzungenschwert 286.
Hof-Mauer (Württemberg), Wohngruben 60.
Hög (Schweden), italisches Schöpfgefäss 426.
Hohenferchesar (Kr. Westhavelland), Funde d. römischen Kaiserzeit 310 ffg.
Höhlenbär im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
— in der Kartsteinhöhle 35.
Höhlenlöwe im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
— in der Kartsteinhöhle 35.
Höhlenhyäne in der Kartsteinhöhle 35.
Holstein, Griffzungenschwerter 282.
Holsteinische Nadel 156, 159.
Homer, Erwähnung des Jardanos 302.
— Pelasger 304.
Hornstein, Gerätematerial im Magdalénien bei Andernach 21.
Hrafn, Wikinger 439.
Hünerburg (Taunus), Ringwälle 119.
Hunsrück, Latènekultur 23.
Hüttenbewurf in neolithischen Wohngruben 60, 68 Anm. 1.

Ichendorf (Kr. Bergheim), Grabfeld der Hallstattzeit 193, 213, 215, 216, 217.
Iddelsfelder Hardt (Kr. Mühlheim a. Rh.), Grabfeld der Hallstattzeit 193, 213.
Ilbenstadt (Oberhessen), Spiral-Mäanderkeramik 54.
Illyrier, Abstammung 134.
— in Ostdeutschland und Österreich-Ungarn 174 ffg., 272 ffg., 287 ffg., 421 fg.
— s. auch Nord-, Süd-.
Illyrische Ortsnamen 292 fg., 422.
Illyrisches Gebiet, germanische Fibeln 274, 278.
— Griffzungenschwerter 277 ffg.
— besondere Krugform 176.
Indien, Kulturparallelen mit den Ostmittelmeerländern 45 ffg.
Indogermanen, Erfinder der Buchstabenschrift 128, 299 ffg.
— s. auch Nord-, Süd-.
Irland, Bienenkorbgräber 307.
— Lunulafunde 70.
Issendorf (Kr. Stade), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Istrien, Illyrier 287.
Istväonen, nicht Errichter der niederrheinischen Hügelgräber 188.
Italien, Fibeln 27 fg., 174 fg.
— Griffzungenschwerter 175, 275 ffg.
— Schachbrettmuster 371 ffg.
Italische Einfuhr in Gräbern vom ostdeutschen Typus 87.

Jacyniec (Kr. Bombst), Gefäss vom ostdeutschen Typus 88 Nr. 1.
Jadeitbeile, Funde aus der Provinz Hannover 336.
Jägerhaus bei Mühlheim a. Rh., Rössener Keramik, Bronze-, Latènezeit 31.
— flaschenförmiges Gefäss der älteren Latènezeit 264.
Jahn, Vortrag in der Berliner Zweiggesellschaft, märkische Latènefunde 138.
Japygenkolonien, Doppelspiralscheibenfibel 174.
Japygische Ortsnamen 293.
Jardanos, Verbreitung des Namens 302.
Jasmund (Rügen), Griffzungenschwerter 280.
Jastorf (Kr. Ülzen), Urnenfriedhof 150 ffg.
— Armbänder 241.
— Beisetzungen ohne Urne 234 Anm.
— Bombennadeln 240.
— Gürtelhaken 239.
Jastorf-Stufe der nordischen Eisenzeit 152, 209.
Jättened bei Falköping (Westergötland), Depotfund der Latènezeit mit Schaftstab aus Rengeweih 426.
Jederitz (Kr. Westprignitz), Depotfund der 3. bis 4. Bronzeperiode 334.
Jentzsch, Untersuchungen über den lausitzer (ostdeutschen) Typus 76, 266.
Jonier, Träger der Buchstabenschrift 303.
Jordan = Jardanos 302.
Jordansmühler Stil, Buckelverzierung 178.
Jütchendorf (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Jüten in Jütland und England 430.
Jütland, Bernsteinhandel 419.
— westgermanische Bevölkerung vor den Dänen 430.

Kaiseresch (Kr. Kochem), Funde im Mayener Museum 111.
Kaiser Friedrich-Museum in Posen, Inventarisierung privater Sammlungen 328 ffg.
Kämme der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 311.
Kammstrich in Bronze- und Latènezeit 138.
— an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 207.
— an Urnen von Schmetzdorf 236.
Kämpegrafve von Svenskens 445.
Kannen mit abgeschrägtem Rande in Siebenbürgen und Persien 47.

Digitized by Google

Kapelläcker (Rheinhessen), Wohngruben mit Hinkelstein- und Pfahlbaukeramik 59.
Kaphtor 304.
Karow (Kr. Niederbarnim), Funde eines Gräberfeldes der Latènezeit 268.
Karleby (Westergötland), Ganggräber 444.
Kärlich (Kr. Coblenz), Feuersteinwerkzeuge vom La Quina Typus 21.
— Radnadel der 2. Bronzeperiode 31.
Karpodaken 76.
— Verwerfung dieser Bezeichnung 184.
Kartstein bei Eiserfey (Eifel), Knochenpfriemen der Latènezeit 241.
Kartsteinhöhle (Eifel) 33ffg.
Käsesteine, Beigabe in Gräbern vom ostdeutschen Typus 82.
Kassenbericht 113.
Katzenberg bei Mayen, Erdwerk 97.
Kaukasus, Südindogermanen 174.
Kaulsdorf (Kr. Niederbarnim), Latènefibel 267.
Kbely, Hügelgräber 175.
Keft 304.
Kelchbecher, Beigefäss der niederrheinischen Hallstattzeit 203.
Kelten, Abstammung und Verbreitung 173fg.
— Siedelungen zur 2. Bronzeperiode 287, 421.
— Grenzen gegen die Germanen in der 4. und 5. Bronzeperiode in Nordwestdeutschland 273.
— an der Donau 291.
— in Westfalen 134, 177.
— im Fürstentum Birkenfeld 324fg.
— besondere Krugform 176.
— Einfluss auf die Wandalen 139.
— Musik 136.
Keltisches Gebiet, Griffzungenschwerter 277ffg.
Keltische Grabkultur, Ausbreitung über Altmark und Provinz Brandenburg 267.
Keltiberische Schrift 297fg., 302.
Keltoillyrier auf der Gemma Augustea 292.
Keramik, neolithische nordwestdeutsche, Technik 336, 460.
Kerbschnittmuster an Gefässen der ältesten niederrheinischen Hallstattzeit 101, 199, 200.
Kerbschnitt, keltisch, Ausbreitung 177.
Kessenich (Kr. Bonn), Grabfeld der Hallstattzeit 213.
Keszthely (Kom. Zala, Ungarn), Griffzungenschwert 282.
Kettenheim (Rheinhessen), Grossgartacher Keramik 55, 58.
— Hinkelsteinkeramik 58.
— Rössener Keramik 58.
— Spiral-Mäanderkeramik 59.
Kettenheim, s. auch Esselborn.
Ketzin (Kr. Osthavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Ketzür (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Khasaren, Handel mit Schweden 440, 441.
Kiefer, nördliche Grenze in Schweden 418.
Kiekebusch, Zeitbestimmung der niederrheinischen Hügelgräber 188.
Kieselschiefer als Gerätematerial im Magdalénien bei Andernach 21.
Kirschgrund (Lkr. Bromberg), steinerne Pflugschar 332.
Kithara auf Tongefässen der Hallstattzeit 136.
Klappergefässe vom ostdeutschen Typus 82.
Kleineller, Flachgräberfeld mit Brandgruben 189, 190.
Klein-Kreuz (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
— Funde der römischen Kaiserzeit 313, 315.
Klein-Kühnau b. Dresden, Latènegräberfeld, Urnendeckel 235 Anm.
— Scheibenkopfnadel 239.
Kličevac (Serbien), Idol mit Schachbrettmuster 357, 370, 409, 410.
Klimawechsel in Schweden 418, 426.
Klittke †, Nachruf 347.
Kolkhagen (Kr. Lüneburg), Bronzefigur der älteren Bronzezeit 420.
Klopffleisch, Einteilung der neolithischen Keramik 50fg.
Knorr, Feststellung einer ersten Eisenzeit in Norddeutschland 149ffg., 208.
— Typologie der Flügelnadel 150.
— Vergleich seiner Forschungen mit denen von Schwantes 149ffg., 161.
— Antwort Knorrs zu den Bemerkungen Schwantes 161fg.
v. Koken †, Nachruf 457.
Koenen, Entdecker des Magdalénien bei Andernach 21.
Kongress im Jahre 1874 in Stockholm 416fg.
— im Jahre 1912 in Genf 169.
— — in Stockholm 415ffg.
Königsforst (Rheinprovinz), Hallstattgefässe 215, 216.
Konojad (Kr. Kosten), Gefässe vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 63, 64.
Konzentrische Kreise an Gefässen der 2. niederrheinischen Hallstattstufe, 202 bis 205.
Koreaner, Bekleidung von Idolen 410.
Korinthische Vasen, Schachbrettmuster 378.
Kossinna, Festschrift für die Coblenzer Tagung, Herkunft der Germanen 11.
— Festrede in Coblenz 15.

Digitized by Google

Kossinna, Festvortrag in Coblenz, deutsche Vorgeschichte eine nationale Wissenschaft 17.
— Rede bei Einweihung des Dortmunder Museums 133.
— Vorsitzender auf dem Stockholmer Kongress 417.
— Vortrag in Stockholm, ostdeutsche Bevölkerung der Bronzezeit 421.
— Ästier, Nationalität 440.
— Bernsteinhandel 419.
— Ostgermanen, Herkunft 419.
— Schieferkultur, Gang der Ausbreitung 421.
— Segelohrringe, Zeitbestimmung 265.
— Brandenburg, Bevölkerung 266 fg.
— Finnland, steinzeitliche finnische Bevölkerung 425 fg.
— Hannover, Einwanderung der Germanen 420.
— Jütland, Bevölkerung 430.
— Prignitz, Bronzezeit 333.
— Teltow, Ostgrenze der Westgermanen in früherer Latènezeit 267.
— Westfalen, Bevölkerung 134, 335.
Kowalewko (Kr. Obornik), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 17, 21, 42.
Krain, Fibel mit zweilappiger Rollenkappe 427.
Kremmen (Kr. Osthavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Krenowitz bei Austerlitz (Mähren), Jordansmühler Gefäss mit Buckel 178.
Kreta, Bienenkorbgräber 300.
— Gewölbegräber 46.
— Verschiedene Schriftarten 302.
Kretz (Rheinland), Spiral-Mäander-Keramik 22, 53.
Kreuzchen in Schachbrettmustern 369, 381, 382.
— christliche von Björkö 432.
Krielow (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Kroatien, Illyrier 174, 422.
Kropfnadel in der 4. niederrheinischen Hallstattstufe 208.
— gleiche Formen am Niederrhein wie in Norddeutschland 209.
— von Karow 268.
— von Schmetzdorf 239.
— von Wittenau 269.
Kruseberg s. Klein-Kreuz.
Kuffarn, Situla 376.
Kufische Münzen von Björkö 434.
Kuhlewitz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Kumm, Vortrag in Stockholm, westpreussische Gesichtsurnen 428.
Kungsgarden (Schweden), römisches Schöpfgefäss 426.
Kupferne Doppeläxte, Funde längs der Leine 336.
Kuschten (Kr. Meseritz), Gefäss vom ostdeutschen Typus 88 Nr. 5.
Kyprische Dolche in Persien, fehlen in Indien 47.
— Kyprische Silbenschrift 297 ffg., 302.

Laacher See (Eifel), Spiral-Mäander-Keramik 21.
Laaland, Griffzungenschwert 282.
La Madeleine (Frankreich), Renntierstab mit Zeichen 296.
Landshut (Niederbayern), Griffzungenschwert 286.
Langenfurth (Kr. Obornik), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 17, 33.
Lanz (Kr. Westprignitz), Depotfund der 5. Bronzeperiode 333.
Lanzenspitzen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
Lappen, Abstammung, Sprache, erste Erwähnung in Schweden 441.
Lappenbeil von Rethwisch 219, 226, 228.
— im Fürstentum Birkenfeld 322.
— Typologie und Chronologie 228 ffg.
La Prevosta (Oberitalien), Mondhenkelkrüge 289, 290.
La Quinatypus. Funde bei Kärlich 21.
— in der Kartsteinhöhle 35.
Lassek-Luban (Kr. Posen-West), Klopfstein 332.
Latènezeit in der Mark Brandenburg 233 ffg., 306 ffg.
— in der Rheinprovinz 23, 34, 96, 103, 105, 189, 197, 211.
— in Skandinavien 426.
— Gräberfelder in Nordwestdeutschland, Literaturnachweis 237.
Läuseesser, Deutung dieses Beinamens der Budinen 427.
Lausitz, Bevölkerungen von der Bronzezeit bis zur römischen Kaiserzeit 265 ffg.
— Statistik der bronze- und latènezeitlichen Gräberfelder 266.
Lausitzer Typus, Namengebung 76.
— s. Ostdeutscher Typus (der Einheitlichkeit wegen ist im Sachregister stets ostdeutscher T. für die sonstigen Bezeichnungen Lausitzer und thrakischer T. gebraucht).
Laussel (Dordogne), Steinfiguren 459.
Lebus (Kreis), Statistik der bronze- und latènezeitlichen Gräberfelder 266.
Legeved (Schweden), Griffzungenschwert 286.
Leichenbrand in späterer Phase der Spiral-Mäanderkeramik 54.
Leidenhausen (Kr. Mülhausen a. Rh.), Gräberfeld der Hallstattzeit 192, 193, 195, 200, 213.
Leine (Fluss), neolithische Handelsstrasse 336.

Digitized by Google

Leisnig a. d. Mulde, Gerät aus Sandstein 38.
Lenzer Silge s. Lanz.
Lichterfelde (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Lienau, Vortrag in Stockholm, Bronzefigur der älteren Bronzezeit 420.
Liesbütteler Berge (Kr. Rendsburg), Griffzungenschwert 275.
Lignitringe, gefunden im Fürstentum Birkenfeld 323.
Lind bei Wahn (Kr. Mülheim a. Rh.), Einbaum 210.
Lindau am Bodensee, Griffzungenschwert 280.
Lindquist, Vortrag in Stockholm, Nerike in Stein- und Bronzezeit 419.
Lippegebiet, Besiedlung durch die Germanen 134, 177, 335.
— keltischer Kerbschnitt 177.
Lockenhalter (-ringe) der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 208.
Löss in Wohngruben der Bandkeramik 59.
Literaturnachweise, Altkönig, Ringwälle 119.
— Grabhügel des Niederrheins 187 fg.
— Latènegräberfelder in Nordwestdeutschland 237.
— Ostdeutscher (Lausitzer) Typus 88.
— Schriften Blumes 457.
— Neue Erscheinungen, vorgelegt in der Berliner Zweiggesellschaft 135, 137, 334 fg.
Litorinazeit in Schweden, Klima 418.
— strittig, ob Maglemose ihr zugehört 419.
Lohmar (Siegkreis), Grabfeld der Hallstattzeit 192, 193, 213.
Lohme (Rügen), Griffzungenschwert 277.
Lousberg bei Aachen, Campignien 21.
Löwenbruch (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Löwitz (Mecklenburg-Schwerin), Griffzungenschwert 281.
Lüchow, Goldfund 336.
Luchs in der Kartsteinhöhle 34.
Ludwigsburg (Württemberg), Wohngruben 60.
Luersen, Erforschung Deutschlands 172.
Lünow (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
— germanisches Skelettgrab aus der römischen Kaiserzeit 309, 312.
Lunularinge, 70 ffg.
Luren 25 fg., 135, 168.
Lustkullen (Blekinge), Griffzungenschwert 286.
Lyllkyre (Österbotten), italisches Bronzegefäss 425.

Mäander neben Schachbrettmuster auf Gewändern 371, 390, 405.
Mäander, rhodischer 380.
— westgermanischer, Ursprungsland 427.
Mäanderurnen der römischen Kaiserzeit 18, 159, 310 ffg.
Magdalénien bei Andernach 21.
— in der Kartsteinhöhle 34 ffg.
Magdeburg-Neustadt, Griffzungenschwert 281.
Maglemose (Dänemark), strittige Zeitbestimmung des neolithischen Wohnplatzes 419.
Mähren, Hinkelstein-, vermischt mit Spiral-Mäanderkeramik 51.
— Aunetitzer Stil und Bevölkerung 174.
— Buckelverzierung bei der Aunetitzer Keramik 180.
— Illyrier 174, 422.
— illyrische Ortsnamen 293, 422.
Maifeld s. Gering.
Main, südliche Grenze der Germanen am Ende der Latènezeit 212.
Mainz, Ausflug dorthin 114.
— Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Neuordnung 72.
Mammut im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
— in der Kartsteinhöhle 35.
Mannus, Erklärung des Namens 127.
— im Liede 24.
Man-Rune 127.
Mariendorf (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Markomannen, Anteil an der Entstehung des germanischen Stils der römischen Kaiserzeit 427.
Maroboduum, Heim römischer Kaufleute 427.
Martin, Denkmalspfleger in Oldenburg 167.
Marwitz (Kr. Osthavelland), latènezeitliche Wohnstätte 138.
Marzahn (Kr. Niederbarnim), Latènefibel 268.
Mas d'Azil, bemalte Steine 124, 127, 295.
Mauspfad, vorgeschichtliche Strasse im Sieg-Wuppergebiet 192, 193.
Mayen, Ausflug dorthin 108 ffg.
— Museum, Beschreibung 111.
— neolithisches Erdwerk 22, 96, 108 fg.
— Gräberfeld der Hallstattzeit 95 ffg., 201.
— Latènezeit 90.
— Kerbschnittmuster 200.
— s. auch Gering.
Mazedonien, Bevölkerung 291.
Mechernich (Kr. Schleiden, Eifel), Cacushöhle 21.
Meckenheim bei Bonn, Spiral-Mäanderkeramik 22.
Mecklenburg, Griffzungenschwerter 277, 281.

Digitized by Google

Mecklenburg, Lurenfunde 25.
— s. auch Ost-, West-.
Medinet-Habu, Pulasata-Bilder 304.
Megalithgräber, Verbreitung 300fg.
— in Indien 46.
— nicht in der Rheinprovinz 21.
— alte Fundberichte aus der Wittlager Gegend 336.
Meiches (Kr. Schotten, Oberhessen), Griffzungenschwert 277.
Melaphyrgeräte von Trosky 33ffg.
Menhirs in Indien 47.
— nicht in der Rheinprovinz 21.
Merkur, Bronzestatuette vom Coblenzer Stadtwald 31.
Merkurtempel im Coblenzer Stadtwald 103fg.
Mesa-Stein 299.
Meseritz (Stadt), Gefäss vom ostdeutschen Typus 88 Nr. 1.
Messer der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 310ffg.
— s. auch Rasiermesser.
Messerschärfer aus Eisen der römischen Kaizerzeit von Hohenferchesar 311.
Mestorf, Briefwechsel mit Schwantes über die nordische Eisenzeit 152ffg.
— Feststellung einer ersten Eisenzeit in Norddeutschland 151ffg., 208.
Meton 129.
Metopenband als Ziermuster an Hallstattgefässen 197, 200.
Metternich (Kr. Coblenz), Aurignacien 21.
Michelsberg, Bonnets Ausgrabungsbericht 69 Anm. 1.
Michelsberger Keramik in Rheinhessen 49.
Mikrolithen von europäischem Typus in Indien 46.
Milawetsch, Südwestböhmen, illyrischer Buckelkrug 179, 180.
Millowitz bei Saitz (Mähren), Aunetitzer Buckelgefäss 179, 180.
Minoische Typen in Indien 47, 48.
Mischwesen, Verbreitung 48.
Misdroy (Insel Wollin), Fund der 2. Bronzeperiode 272.
Mitglieder, Verzeichnis 1ffg.
— neue 185, 350, 461.
— Statistik des Ab- und Zuganges 461.
— Teilnehmer am Stockholmer Kongress 416, 444.
Moabitische Buchstabenschrift 125.
Mönchswalde (Kr. Jauer), goldenes Diadem mit Buckeln 181.
Mondhenkelkrüge 288ffg.
Mondhornartige Gebilde in Europa und Indien 48.
Mondkult, Verbreitung 48.
Möne (Westergötland), goldener Halsschmuck der Vendelzeit 428.
Monsheim (Rheinhessen), Grossgartacher Keramik 55, 58, Taf. IV Abb. 5 und 6.
— Hinkelsteinkeramik 58.
— Rössener Keramik 55, 57, Taf. IV. Abb. 3 und 4.
— Spiral-Mäanderkeramik 53, 58, 65 Abb. 1 und 2.
Montelius, Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte 29.
— Vorsitzender auf dem Stockholmer Kongress 417.
— Vortrag in Stockholm, Goldalter und Vendelzeit in Schweden 428.
Moore in Nordwestdeutschland, neue Forschungen 419 Anm. 1.
— in Schweden, Gleichsetzung archäologischer Perioden 418, 419 Anm. 1.
Moorleichen, Bestimmung der Torfschicht 419 Anm. 1.
Morgenstern-Museum in Geestemünde 317.
Morhardsberg (Kr. Mogilno), Steinaxt 331.
Möringen (am Bielersee), Pfahlbau der Bronzezeit, Schachbrettmuster 373.
Moritzenberg bei Norby (Kr. Eckernförde), Griffzungenschwert 284.
Morsbroich (Kr. Mülheim a. Rh.), Gräberfeld der Hallstattzeit 213.
Moschusochse in der Kartsteinhöhle 34.
Moselgebiet, Latènekultur 23.
— Einwanderung der Germanen 212.
Mosesberg s. Butzow.
Moustérien in der Cacushöhle 21.
— in der Kartsteinhöhle 34ffg.
Muffet (Rheinland), Flénusien 21.
Müllenhoff, Nationalität der Ästier 440.
— Westgermanen in Jütland 430.
Müller, Sophus, Ursprungsland der Griffzungenschwerter 274fg.
Müller-Friesack †, Nachruf 333.
Mulsum (Kr. Lehe), goldener Halsring mit halbmondförmiger Verzierung 318.
Münsinger Hardt (Württemberg), Griffzungenschwert 284.
Münzen, kufische, deutsche, angelsächsische von Björkö 434.
— angelsächsische und norwegische auf Opferplätzen der Lappen in Schweden 441, 442.
— orientalische in Russland z. Wikingerzeit 441.
Museum zu Andernach 106.
— zu Birkenfeld 321ffg.
— zu Coblenz 30fg.
— zu Dortmund 131fg., 335.
— zu Frankfurt a. M. 119fg.
— zu Geestemünde 317.
— zu Halle a. S. 171.
— zu Haltern 177.
— zu Mainz 72, 114.
— zu Mayen 111.
— zu Posen 328.

Digitized by Google

Museum zu Stockholm 439.
— zu Upsala 423.
Musik, germanische 23 ffg., 136, 168.
Musikwissenschaft, vergleichende 168.
Mykenae, Schriftzeichen der ägäischen Silbenschrift 303.
Mykenischer Stil, Schachbrettmuster 366, 402, 409.
Mykenisches Griffzungenschwert von Kossinna als einheimisch nordisch bestimmt 285.

Nadeln mit geschwollenem Halse der 2. Bronzeperiode von Coblenz 31.
— der niederrheinischen Hallstattzeit 203, 208, 209.
— der Latènezeit von Schmetzdorf 239, 265, 269, 270.
— Einwirkung römisch-keltischer Formen auf die germanischen Nadelköpfe der Kaiserzeit 427.
— s. auch Flügel-, Holsteinische-, Kropf-, Ösen-, Rad-, Scheibenkopf-, Schwanenhals-, Spiralkopf-, Vasenkopf-.
Nadziejewo (Kr. Schroda), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 44, 50—52.
Nagy-Lehota (Kom. Neutra, Ungarn), Griffzungenschwert 286.
Nakkila (Finnland), Gräberfeld des 2. u. 3. Jahrhunderts nach Chr. 425.
Näpfchenförmige Vertiefungen in Indien 46.
Napoleonshut (Art Mahlstein), Fürstent. Birkenfeld 324.
Neanderthaler aus dem Neanderthal 20.
Nechtelsen (Kr. Sulingen), Griffzungenschwert 277.
Neckel, Runenforschung 301.
Nemeter 23.
Neolithische Zeiten in Schweden, Klimaänderungen 418.
Nephritbeile, Fundstätten in der Provinz Hannover 336.
Nerike (Schweden), Stein- und Bronzezeit 419 fg.
Netowitz (Böhmen), illyrischer Buckelkrug 176, 179, 180.
Neuenkirchen (Kr. Hadeln), Halsring mit halbmondförmigen Verzierungen 318, 319.
Neuglienicke (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Neuhaldensleben, germanisches Buckelgefäss 183.
Neuwühren (Schleswig-Holstein), Griffzungenschwert 275 Anm. 1.
Nickarfve (Gotland), Gräber der römischen Kaiserzeit 446.
Niederbarnim (Kreis), Fundstätten der Latènezeit 266, 267 fg.
Niederösterreich, Aunetitzer Stil und Bevölkerung 174.
Niederösterreich, Buckelverzierung bei der Aunetitzer Keramik 180.
— Illyrer 174, 422.
Niederpleis (Siegkreis), Begräbnisstätten von der Steinzeit bis zur fränkischen Zeit 190, 210, 213.
— Gräberfelder der Hallstattzeit 193, 199, 210, 213, 216 Taf. XX, 217 Taf. XXII.
Nienburg a. Weser, Urne mit gezähntem Rande 236 Anm.
Nienbüttel, Urnenfriedhof 150, 157 fg.
Nierenring von Lanz 333.
Niestronno (Kr. Mogilno), Steinbeile 331.
Nindorf (Kr. Neuhaus a. d. Oste), Fund der 2. Bronzeperiode, darunter Griffzungenschwert 284.
Nord-Arier, Verbreitung der Megalithkultur 301.
Nord-Brabant, keltischer Kerbschnitt 177.
Norby (Kr. Eckernförde), Griffzungenschwert 275 Anm. 1, 284.
Nordendorf (Bayern), Spange mit Runen 129.
Norddeutschland, Literaturnachweis über latènezeitliche Gräberfelder 237 fg.
— Statistik der Funde von Griffzungenschwertern 286, 287.
Nord-Frankreich, Lunulafunde 70.
Nordgallische Kultur zu Ende der Hallstattzeit, Einwirkung auf die niederrheinische 198.
Nord-Illyrier, Ausbreitung 291.
Nordindogermanische Buckelverzierung 180.
Norrland (Schweden) Zeit des Rückgangs des Landeises 417.
Norwegische Münzen auf Opferplätzen der Lappen 442.
Nosaberg (Schonen), Griffzungenschwert 286.
Nückel-Loxstedt (Kr. Geestemünde), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Nyland (Finnland), Funde der frührömischen Kaiserzeit 425.

Oberaden (Kreis Hamm), Römerlager, Funde im Dortmunder Museum 131.
Oberbarnim (Kreis), Verhältnis der bronze- zu den latènezeitlichen Gräberfeldern 266.
Ober-Bayern, besondere keltische Krugform 176.
Ober-Italien, Illyrier 174, 287.
— Kelten 174.
Oberlahnstein, Ausflug dorthin 105.
Oberlahr (Siegkreis), Gräberfeld der Hallstattzeit 193.
Oberspay (Kr. Goar), Merkurtempel 104.
Ödenburg (Ungarn), Vase mit Schachbrettmuster 377.
Odermündung, Nordgrenze der Illyrier 422.

Digitized by Google

Odin als Leiter der Toten 429.
Odinshügel bei Gamla Upsala, Untersuchung 425.
Ofen (Ungarn), Griffzungenschwert 282.
Ogmius, keltischer Gott, Erfinder der Schrift 124.
Ohrringe der niederrheinischen Hallstattzeit 101, 208, 209.
— dieselben als Vorstufe der Segelohrringe 209.
— s. auch Segelohrringe.
Oitzmühle, Urnenfriedhof 150ffg.
— s. auch Ripdorf.
Öland, Burgwälle 430.
— goldener Halsschmuck der Vendelzeit 428.
Oldenburg (Grossherzogtum), Denkmalschutz-Gesetz 162ffg., 230.
— Depotfund von Rethwisch, 219ffg.
Olympia, Panzer mit Schachbrettmuster 371, 409.
Omberg (Östergötland), vorgeschichtliche Befestigung 443.
Opferplätze der Lappen in Nordskandinavien 441.
Opladen (Kr. Solingen), Hügelgräber der 2. und 3. Bronzeperiode 189.
Oppeano (Provinz Verona), Helm mit Schachbrettmuster 373, 375, 410.
Örebro (Nerike), Höhenlage der steinzeitlichen Funde 420.
Orient, europäische Kultureinflüsse 17.
— Schachbrettmuster 359ffg.
Orsova (Banat), Mondhenkelkrug 290.
Ortsnamen, illyrische 292.
Ösennadeln, aus Bronze und Eisen vom latènezeitlichen Gräberfeld von Schmetzdorf 239, 269.
Ostdeutschland, Bevölkerungswechsel in der älteren Bronzezeit 421.
— Illyrier 183fg., 287ffg., 422.
— Ostgermanen 138, 291, 419.
Ostdeutsche Keramik s. auch Thrakische K. 75ffg., vergl. dazu 183.
Ostdeutscher Typus, der Einheitlichkeit wegen im Sachregister für die sonstige Bezeichnung „Lausitzer Typus" gebraucht.
— Literaturnachweis 88fg.
Österbotten (Finnland), Fund der frührömischen Kaiserzeit 425.
Osterburg (Altmark), Latènefibel 238.
Östergötland, Burgwälle 430.
Österreich, Illyrier 421, 422, vergl. auch 272, 287.
— Griffzungenschwerter 175, 278, 281.
— s. auch Nieder-.
Ostgermanen, Einwanderung in Ostdeutschland 138, 291, 419.
— Grund der Auswanderung aus Schweden 419.
Ostgermanische Kultur zur römischen Kaiserzeit 138fg.
Osthavelland (Kreis), Gräberfelder mit Latènekultur 267.
Ost-Mecklenburg, Mischkultur zur 2. Bronzeperiode 422.
Ostpreussen, Bernsteinhandel 419.
— neue Grabungen 440.
Östra Aros, früherer Name v. Upsala 424.
Ostseeprovinzen, russische, Verbindungen mit Schweden zur Wikingerzeit 440.
Oxstedt (Kr. Cuxhaven), Griffzungenschwert 277.

Paape, Bericht über die Coblenzer Tagung 333.
Paffrath (Kr. Mülheim a. Rh.), Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 198, 210, 213, 216 Taf. XXI.
Pakawie (Kr. Samter), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 31.
Palästina, Herleitung des Namens 304.
Pannonier = Nordillyrier 291.
Parisgestalten mit geschachtetem Gewande 391 fg., 410.
Passarge, Grenze zwischen Goten und Gepiden 136fg.
v. Peez †, Nachruf 345.
Peiser, Vortrag in Stockholm, Fund von Frauenburg 440.
Pelasger, Abstammung 303.
— = Philister 304.
Pelischtim = Philister 304.
Penka †, Nachruf 346.
Penttala (Finnland), Gräberfeld des 2. und 3. Jahrhunderts nach Chr. 425.
Perlen aus Gräbern der niederrheinischen Hallstattzeit 203, 209.
— vom latènezeitlichen Gräberfeld von Schmetzdorf 240.
Perkio (Finnland), italisches Bronzegefäss 425, vergl. 426.
Perleberg (Kr. Stade), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Persien, Gräber mit falschem Gewölbe 46.
— europäische Keramik 47.
— kyprische Dolche 47.
Pertosa (Italien), Scherbe mit Schachbrettmuster 357, 358, 374.
Peschiera (Oberitalien), Fibeln 27 fg.
Petronell (Niederösterreich), Griffzungenschwert 281.
Pfaffendorf (Kr. Coblenz), Gefässe der jüngeren Bronzezeit 31.
Pfahlbauten (oberitalische) 174.
Pfahlbau-Keramik in Rheinhessen 49, 59.
Pfahlbautypus des Lappenbeils 229.
Pferd in der Kartsteinhöhle 34, 35.
— im Magdalénien bei Andernach 21.
Pfriemen aus Eisen, der römischen Kaiserzeit 311, 312, 314.
— aus Knochen, vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 241, 254 Grab 41.

Digitized by Google

Phöniker, nicht Erfinder der Buchstabenschrift 123, 125, 295, 305.
Phönikische Buchstabenschrift 125, 297 ffg.
- Keilschrift 299.
Philister, arische Ägäer 304.
Phineusschale, Würzburger, Schachbrettmuster 368.
Phaestos (Kreta), Diskos mit Bilderschrift 303.
Piette, Ursprung der Buchstabenschrift 124.
Pilgård (Gotland), Runenstein 439.
Pinzetten der niederrheinischen Hallstattzeit 203.
— der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 270, 311.
Piräuslöwe in Venedig, Runeninschrift 440.
Plaidt (Kr. Mayen), Spiral-Mäanderkeramik 22, 53, 54.
Plattenfibel von Rethwisch 219, 222, 223.
— von Porta Westfalica 223.
Plinius, Erfindung der Buchstabenschrift 123, 125.
— nennt nur die Weichselgoten 430.
Podbaba bei Prag. Spiral-Mäanderkeramik 53.
Polada (Prov. Brescia), Mondhenkelkrüge 288, 290.
Pommern s. Hinter-, Vor-.
Pompejanische Mosaik, Schachbrettmuster 403.
Porta-Westfalika, Bügelplattenfibel 223.
Portugal, Bienenkorbgräber 301.
— Cro Magnonartige Menschenrasse 46.
Posen, Illyrier 292, 421.
— illyrische Ortsnamen 292, 422.
— ostdeutsche (thrakische) Keramik 75 ffg., vergl. dazu 183.
Posener Becher, Bezeichnung einer Gefässart des ostdeutschen Typus 79.
Povegliano bei Verona, Griffzungenschwerter 282.
Prätorius, Erfindung der Buchstabenschrift 305.
Praunheim a. d. Nidda (Ob. Taunuskreis), Griffzungenschwert 282.
Prenzlau, Ausflug dorthin 139.
Prignitz, Depotfunde der Bronzezeit 333.
Prismatischer Stich in der Spiral-Mäanderkeramik 53.
Pritzerbe (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Procillus, von den Sweben gefangener Römer 301.
Ptolemaeus, Erwähnung der Gauten 430.
— illyrische Ortsnamen 292, 422.
Pulasata = Philister 304.
Punzen (runde eingedrückte Tupfen), an Gefässen der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 207.
— an Gefässen vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 236.
Pythagoras, Erfinder der Schrift 129.
— Tonsystem 136.

Quarz, Moustériengeräte in der Kartsteinhöhle 34 fg.
—, Geräte am Bobritzflusse 41.
Quarzit, Moustériengeräte in der Kartsteinhöhle 34 fg.
—, Gerätematerial im Magdalénien bei Andernach 21.
Quelkhorn (Kr. Achim), sächsischer Urnenfriedhof 316.

Radbod, Friesenkönig, Losen mittels Runenstäbe 301.
Radewege (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Radfiguren, Sonnensymbole, in Europa und Indien 48.
Radnadel der 2. Bronzeperiode von Kärlich 31.
Ragösen (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Ragow (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Rákos-Palota (Kom. Pest, Ungarn), Mondhenkelkrug 288, 289.
Ralswieck (Rügen), Griffzungenschwert 281.
Ramesseum, Pulasata-Bilder 304.
Randbeile, von Beisrath 273.
— im Fürstent. Birkenfeld 322, 323.
Rantasjärvi (See in Lappland), Opferplatz der Lappen 442.
Rasiermesser aus Bronze, rechteckige, germanischer Typus, der jüngeren Bronzezeit 134, 219, 225, 228, 335, 336.
— — Wegweiser für germanische Besiedelung 134, 335.
— — mit Schwanenhalsgriff von Rethwisch 219, 225, 228.
— — mit Schiffsdarstellungen von Harsefeld 336.
— aus Eisen, sichel-, halbmondförmige, halbrunde, der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 209.
— — vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 241, 265, 270.
— — von Bülstringen 241.
— — der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 310.
Rasse, Begriffserklärung 177.
Rauhe Alb (Württemberg), keltischer Krug 176.
Rauhungen an Gefässen vom ostdeutschen Typus 78, 80.
Ravensberg (Reg.-Bez. Köln) Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 213, 215, 216, 217.

Digitized by Google

Rechtenfleth (Kr. Geestemünde), sächsischer Urnenfriedhof 316.
Regulini Galassi (Etrurien), Schachbrettmuster 373, 375, 376, 387, 409, 410.
v. Reichenau, deutscher Gesandter in Stockholm 438.
Reinecke, Einteilung der süddeutschen Hallstattzeit 197.
Renntier in der Kartsteinhöhle 34 ffg.
— im Magdalénien bei Andernach 21.
— in Schweden zur neolithischen und zur Wikingerzeit 426.
— an der oberen Weichsel zur Latènezeit 427.
— Deutung einer Tierbeschreibung bei Caesar 426.
Renntiergeweih, Schaftstäbe der Latènezeit in Skandinavien 426.
— Hämmer auf schwedischen Opferplätzen der Lappen 442.
Renntierstäbe mit Zeichen aus Frankreich 295, 296, 299, 302, 305.
Rethwisch (Amt Vechta, Oldenburg), Depotfund der jüngeren Bronzezeit 219 ffg.
Reusrath bei Opladen (Kr. Solingen), Bronzezeit 96, 213, 272, 273.
— — Dolch und Randbeil 272, 273.
— niederrheinische 1. Hallstattstufe 96, 199, 213, 215 Taf. XVIII.
— germanische Zeit 213.
Reutlingen, Griffzungenschwert 284.
Rheda (Kreis Wiedenbrück), Depotfund der 5. Bronzeperiode 335.
Rheindürkheim (Rheinhessen), Hinkelsteinkeramik 52, Taf. IV Abb. 1.
Rheingewann bei Worms, neolithisches Gräberfeld 52.
– Prismatischer Stich in der Spiral-Mäander-Keramik 54 Anm. 1.
Rheinhessen, Bandkeramik 49 ffg.
Rheinland, Gefässe der Spiral-Mäanderkeramik 53, 54.
Rhens (Kr. Coblenz), Aurignacien 21.
Rhinow (Kr. Ostha elland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Rhinozeros im Aurignacien von Metternich und Rhens 21.
— in der Kartsteinhöhle 35.
Rhodischer Mäander 380.
Richter, Begrüssungsrede in Coblenz 15.
— Führung im Coblenzer Museum 30.
Riemenbeschläge der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
Riemenzungen im Spätlatène- und germanischen Stil der römischen Kaiserzeit 427.
Riesenhirsch, Knochenfund bei Hameln 336, 460.
Rieste (Hannover), Urnenfriedhof 150, 154, 155, 157.
Rietz (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Rillen an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 97, 199, 200, 203, 205, 207.
— an Gefässen vom ostdeutschen Typus 80, 83.
Rimbert, Lebensbeschreibung Ansgars 440.
Ringe der niederrheinischen Hallstattzeit 201, 203, 207.
— vom Latènegräberfeld bei Schmetzdorf 240, 269.
— der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 311 ffg.
— Funde im Fürstentum Birkenfeld 323.
— in Neuenkirchen 319.
— in Rethwisch 220.
— in Schulenburg 71.
— in Westerwanna 316.
— s. auch Arm-, Eisen-, Finger-, Gold-, Hals-, Locken-, Lunula-, Nieren-, Ohr-, Segelohr-, Schleifen-, Tordierte-, Wendel-.
Ringfibel von Björkö 434.
Ringkragen, als Typenbezeichnung für eine Art Halsringe vorgeschlagen 227.
Ringwälle im Taunus 115 ffg.
Ringwallfiguren in Indien 46.
Ripdorf (Kr. Ülzen), Urnenfriedhof 150 ffg.
Ripdorfstufe der nordischen Eisenzeit 152, 209.
— s. auch Oitzmühle.
Röbbel, Gürtelhaken 155, 156.
Rochebertier (Frankreich), Renntierstab mit Zeichen 296.
Roisdorf (Kr. Bonn), Absatzbeil und Dolch 271, 272.
— vorgeschichtliche Siedelungen 210.
Rollstempelverzierung in der Spiral-Mäanderkeramik 53.
Römerschanze bei Potsdam, latènezeitliche Scherben 264.
Römisch-germanisches Zentralmuseum in Mainz, Neuordnung 72 ffg.
— Besichtigung 114.
Römische Feldzeichen 74.
Römische Kaiserzeit, Bevölkerung der Mark Brandenburg und der Lausitz 265 ffg.
— Alfertümer der Mark Brandenburg 309 ffg.
— germanischer Stil 427.
— Funde auf Gotland 445, 446.
— in der Kartsteinhöhle 34.
Römstedt (Kr. Ülzen), Urnenfriedhof 160.
Rosenthal (Kr. Niederbarnim), Spätlatènefibel 268.
— latènezeitliche Wohnstätte 138.
Rosko (Kr. Filehne), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 24.

Digitized by Google

Rosmerta, Tempel im Coblenzer Stadtwald 103.
Rössen (Reg.-B. Merseburg), Gräberfeld 55.
Rössener Keramik im Coblenzer Museum 31.
— von Frankfurt a. M. 120.
— von Mayen 96.
— in niederrheinischen Hügelgräbern 21, 189.
— in Rheinhessen 49, 55, 57, 59, 61, 64.
— Form der Wohngruben 59.
— Zeitfolge innerhalb der Bandkeramik 57, 61 ffg.
— Formen und Verzierungsarten 64.
Rote Farbe an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 99, 203.
— an Gefässen vom ostdeutschen Typus 85.
Rotenbach (Siegkreis), Gefässe der Hallstattzeit 213, 215—218.
Rotfigurige griechische Vasenmalerei 389 ffg.
Rotta s. Chrotta.
Rouen. Widmung einer Nachahmung des Bragnumer Goldringes 428.
Rudow (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Rufstein der Wikingerzeit am Dnjepr 439.
Rügen, Griffzungenschwerter 277, 280, 281.
Ruhlsdorf (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Runen 124 ffg., 297 ffg.
Runenstein von Pilgards 439.
— in Upsala 423.
— schwedische in Russland 440.
Russland, Schieferkultur 420 fg.
— Handelsweg der Wikingerzeit 440 fg.

Saalburg (Taunus), Ausflug dorthin 121.
Sabler, Vortrag in Stockholm, Nationalität der Ästier 440.
Sachsen, Übersiedlung nach England 430.
Sachsen (Provinz), germanische Buckelgefässe 183.
— Hinkelstein-, vermischt mit Spiral-Mäanderkeramik 51.
Sächsische Urnenfriedhöfe, Aufzählung 316.
Sajo Gömör (Kom. Gömör, Nordungarn), Griffzungenschwerter 280, 281.
Sandstein, rohes Gerät von Leisnig 38.
Santomischel (Kr. Schroda), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 39.
Sarauw, Vortrag in Stockholm, römische Eisenzeit im baltischen Gebiet 426.
— Zeitbestimmung des neolithischen Wohnplatzes von Maglemose 419.
Schaaffhausen, Endecker d. Magdalénien bei Andernach 21.
Schaaffhausen, Zeitbestimmung der niederrheinischen Hügelgräber 188.
Schachbrettmuster 351 ffg.
Schaftstäbe aus Rengeweih, skandinavische Funde aus neolithischer und Latènezeit 426.
Schalenfibeln von Björkö 434, 436.
Scheeren der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 310 ffg.
— von Björkö 434, 436.
Scheibenkopfnadeln der niederrheinischen Hallstattzeit 101, 102, 203.
— vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 239.
Schenkendorf (Kr. Guben), Buckelgefäss 182.
Scheuerbusch bei Wahn (Kr. Mülheim a. Rh.), Untergrombacher Stil 22, 209, 213.
— Bronzezeit 209, 213.
— Gräberfeld der Hallstattzeit 188, 193, 198, 199, 200, 213, 215—218.
— römische Kaiserzeit 209, 212, 213.
Schieferkultur, Verbreitung 420, 421.
Schierzig-Hauland (Kr. Meseritz), Gefässe vom ostdeutschen Typus 88 Nr. 3 u. 4.
Schifferstadt (Rheinpfalz), Goldschmuck (sog. „goldener Hut") 181, 182.
Schiffsgräber an der Vendelkirche 429.
Schildbuckel der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
— silberner von Westerwanna 318.
Schildfesseln der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
Schirmeisen, Buchstabenschrift 123.
Schirskoje-See (Ural), Steinzeitfunde 420.
Schlachtsichel, keltische, Prototyp 217.
Schlehen (Kr. Posen-West), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 27.
Schleifenringe der niederrheinischen Hallstattzeit 196.
Schlesien, Illyrier 292, 421, 422.
— illyrische Ortsnamen 292.
— Griffzungenschwerter 175.
— Übereinstimmung der Funde vom ostdeutschen Typus mit denen in Posen 76, 83.
Schleswig-Holstein, Bevölkerung zur 1. Bronzeperiode 421.
— Ursprungsland der Griffzungenschwerter 275.
Schliz, Ausgrabungen neolithischer Wohnhäuer 56 Anm. 1, 60, 66.
Schmerbroich (Kr. Mülheim a. Rh.), Gräberfeld der Hallstattzeit 199, 213, 215 Taf. XVIII, 218 Taf. XXV.
Schmetzdorf (Kr. Jerichow II), bronzezeitliches Gräberfeld 263 Anm.
— latènezeitliches Gräberfeld 233 ffg., 334.
Schmidt, Erich †, Nachruf 333.
— Hubert, Ansicht über die Thraker 179.
— Rud. Rob., Habilitierung 171.

Digitized by Google

Schnabelkannen, Importware im Mittelrheingebiet 23.
Schnallen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
— provinzial-römische, als Vorbilder germanischer 427.
Schneehuhn im Magdalénien bei Andernach 21.
— in der Kartsteinhöhle 34.
Schnittger, Vortrag in Stockholm, Burgwälle in Südschweden 430.
Schnurkeramik in der Rheinprovinz 22, 189, 213.
— in Rheinhessen 49.
Schnurösen an Schalen der niederrheinischen 2. Hallstattstufe 202.
Schnurzonenbecher in niederrheinischen Hügelgräbern 189.
Schonen, Zeitbestimmung des Rückgangs des Landeises 417.
— Dänen 430.
Schötensack †, Nachruf 458.
Schottland, Lunulafunde 70.
Schraffierte Dreiecke in der Bandkeramik 53, 64, 65.
— an Gefässen der niederrheinischen Hallstattzeit 203, 207.
Schreck (Siegkreis), Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 199, 213, 215 Taf. XVIII.
Schroda (Stadt, Pr. Posen), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 20.
Schröter, Erläuterung des Tacitus 190.
Schuchhardt, Bevölkerung der Mark Brandenburg vor Chr. 265.
Schulenburg (Kr. Marienburg i. Han.) Fund einer goldenen Lunula 70 fg.
Schulz, Walther, Doktordissertation 348.
Schwäbische Alb, Griffzungenschwert 284.
Schwanenhalsnadel der niederrheinischen Hallstattzeit 203.
— von Karow 268.
— Chronologie 152.
Schwantes, Briefwechsel mit Mestorf 152 ffg.
— Namengebung der Stufen der nordischen Eisenzeit 152, 208, 209.
— Zeitbestimmung frühlatènezeitlicher Metallsachen 265.
Schwarzbraune Farbe an Gefässen vom ostdeutschen Typus 85.
Schwarzenbach (Fürstentum Birkenfeld), Gold- und Bronzefund 324.
Schwarzfigurige griechische Vasen 379 ffg.
Schweden, Kämpfe mit den Göten 430.
Schweden, Klimawechsel in den verschiedenen vorgeschichtlichen Zeiten 418, 426.
— Renntier 426.
— Burgwälle 430.
— Griffzungenschwerter 286.
— Schieferkultur 421.
— Eiszeit, Rückgang des Landeises, Zeitbestimmung 417.
Schweden, Bronzezeit, Fundstatistik 419.
— Eisenzeit, Fundstatistik 419.
— Goldalter 428.
— Vendelzeit 429.
— Wikingerzeit 431 ffg., 439, 440.
— frühchristliche Zeit 432.
Schweiz, Kelten 174, 287.
— fibula ad arco di violino 28.
Schweizer Form des Lappenbeils 229.
Schweizerhof, Urnenfriedhof = Seedorf 153 ffg.
Schwerter, bronzene, Funde im Fürstentum Birkenfeld 322, 323.
— der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 310 ffg.
— s. auch Griffzungen-.
Seedorf, Urnenfriedhof 150 ffg.
— Bezeichnung für eine Stufe der nordischen Eisenzeit 152, 209.
Seeland, Schaftstab aus Rengeweih zur Latènezeit 426.
Seeort (Kr. Kolmar, Posen), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 23, 37.
Seevölker in den ägyptischen Urkunden 304.
Segel mit Schachbrettmuster 364 fg.
Segelohrringe, Vorbilder in der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 209.
— Chronologie 160.
— von Schmetzdorf 240, 265, 269, 270.
Selchow (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Semiten, verschiedene Schriftarten 299.
Semnonen in der Mark Brandenburg 315.
Separowo (Kr. Grätz), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 73.
Serbien, fibula ad arco di violino 28.
Sernander, Vortrag in Stockholm, Geologie und archäologische Perioden 417.
Servirola (Oberitalien), germanische Fibel der Bronzeperiode IIb 174.
— italische Urfibel 174.
Siebenbürgen, in 1. und 2. Bronzeperiode ohne Bevölkerung 174.
— Einwanderung der Thraker 178, 288.
— thrakische Buckelgefässe 178.
Siegburg (Siegkreis), Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 199, 213, 217, 218.
Sieg-Wuppergebiet 187 ffg.
Silbersachen vom sächsischen Urnenfriedhof von Westerwanna 316 fg., 318.
Sizilien, neolithische Vase mit Schachbrett- und Flechtmustern 356.
Skandinavien, Opferplätze der Lappen 441.
— s. auch Schweden.
Skansen, Besichtigung des Nordischen Museums 439.
— Festmahl 422.

Digitized by Google

Skelettbestattung in der 1. Phase der Spiral-Mäanderkeramik 54.
— zur keltischen Hallstattzeit in der Rheinprovinz 22.
Sleipnir, von den Toten geritten 429.
Slopanowo (Kr. Samter), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 11, 28.
Småland, Grenzlinie der Burgwälle 430.
Soikkeli, Vortrag in Stockholm, steinzeitliche Tongefässe in Finnland 421.
Sondershausen, Augenfibel 427.
Sonnenräder an Gefässen vom ostdeutschen Typus 85.
Soroksar (Kom. Pest), Urnenfeld der 3. Bronzeperiode (eigenartige Krugform) 176.
Spandau, Griffzungenschwert 281.
Spanien, Bienenkorbgräber 301.
— Cro Magnonartige Menschenrasse 46.
Spree, Niederlassungen zur Latènezeit 267.
Spirale, Land der Erfindung 18.
— religiöses Symbol 296.
— in Gewandmustern 381, 384.
Spiral-Mäanderkeramik, Namenerklärung 51.
— Formen und Verzierungsarten 53, 54, 65, 178.
— Buckelverzierung 178.
— prismatischer Stich 53.
— Zeitfolge innerhalb der Bandkeramik 57, 61.
— Form der Wohngruben 52, 59.
— Leichenbrand 54.
— Skelettbestattung 54.
— Abstammung der Bevölkerung 303.
— in Belgien 54.
— in Böhmen 51.
— in Mähren 51.
— in den Maingegenden 54.
— in Rheinhessen 49, 51, 52, 54, 57 fg., 59, 61 fg., 65.
— in der Rheinprovinz 21, 54.
— in Sachsen 51.
— in Thüringen 51.
— in der Wetterau 54, 120.
Spiralkopfnadeln der niederrheinischen Hallstattzeit 203, 209.
— Übereinstimmung mit denen in Norddeutschland 209.
Spitzbecher, Beigefässe der niederrheinischen Hallstattzeit 99, 201, 203.
Spitzyn, Vortrag in Stockholm, Steinzeit Russlands 420.
Sporen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 311, 315.
Steffelsdorf (Kom. Gömör, Nordungarn), Griffzungenschwert 280.
Steimbke (Kr. Nienburg), Buckelurne 183.
Steinbeile vom europäischen Typus in Indien 46.
Steinkistenzeit in Schweden, Klima 418.
— Höhenlage der Funde am Hjälmarsee 420.
Stempuchowo (Kr. Wongrowitz), Gefässe vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 17.
Stephanos, Erwähnung des Namens Jardanos 302.
Sterley (Kr. Lauenburg), Urnenfriedhof 159.
Sternberg (Kr. Stade), Griffzungenschwert 276.
Stichpunktverzierung in der Spiral-Mäanderkeramik 53, 54.
Stieda, Vortrag in Stockholm, trepanierte Schädel 431.
Stimming, Ausgrabungen in Schmetzdorf 234, 269.
Stollhof (Niederösterreich), Goldscheibe mit Buckeln 180, 181.
Stolpe, Ausgrabungen in Björkö 416, 429, 432, 438.
— Ausgrabungen an der Vendelkirke 416, 429.
Strabo, Nachweis über alte Schriften in Spanien 305.
Stradonic (Böhmen), Riemenzungen 427.
Strand, Grabstein mit Runen 129.
Süd-Arier 303.
Süddeutschland, Kelten 173.
— besondere keltische Krugform 176.
— Einteilung der Hallstattzeit nach Reinecke 197, 199.
— Unterscheidungsmerkmale der Hallstattzeit von der niederrheinischen 197 fg.
Südende (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Süd-Illyrier, der Rasse und Sprache nach von den Thraken beeinflusst 291.
Südindogermanen, Abwanderung aus dem Donaugebiet 174.
— rassenmässig unter Illyriern und Kelten erhalten 177.
Südlengern (Kr. Herford), Buckelgefäss 183.
Suetonius, Erwähnung des Vicus Ambitarvius 103.
Sugambrer 23.
Suhit, Erklärung des Namens 127.
Susa (Persien), Gefässe vom europäischen Typus 47.
— Mischwesen 48.
Svear 424.
Svenskens (Gotland), Kämpegrafve 445.
Sviones bei Tacitus = Svear 424.
Sweben, Sitte des Loswerfens mit Runenstäben 301.
Sylt, Griffzungenschwert 275.
Szomolány (Kom. Pressburg), Griffzungenschwert 284.

Digitized by Google

Tacitus, Erfindung der Buchstabenschrift 123, 125.
— germanische Gräber 190.
— germanische Sprache u. Lieder 24, 26.
— Schilderung von Maroboduum 427.
— Runenstäbe als Lose 301.
— Semnonen als Bewohner der Mark Brandenburg 315.
— Erwähnung der Weichselgoten 430.
— Erklärung auf deutschen Schulen 91, 93.
Tarandos = Renntier, Name bei Theophrast 426.
Tardenoisien am Fliegenberge bei Troisdorf 21.
Taunus, Ringwälle 115 ffg.
Technik, Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung 336 fg., 431.
— der Bohrer 336.
— der Eimer vom Hemmoorer Typus 337.
— neolithischer Tongefässe 336, 460.
— Tongefässe vom ostdeutschen Typus 78, 85.
Teilnehmerliste der Coblenzer Tagung 122.
— des Stockholmer Kongresses 416.
Teltow (Kreis), Aufzählung der Gräberfelder mit Latènekultur 267.
— Ostgrenze der Westgermanen in der früheren Latènezeit 267.
Teltow (Stadt, Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Tempelfelde (Kr. Oberbarnim), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Tempelhof (Kr. Teltow), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Tepé Aly-Abad (Persien), Gräber mit falschem Gewölbe 46.
Terremaren (Oberitalien), Bevölkerung 174, 287.
— Lappenbeil 229.
Teukrer, Träger d. Buchstabenschrift 303.
— Sitze 304.
Teutoburger Wald, von den Germanen überschritten 134, 335.
Theophrast, Bericht über die Budinen 427.
Theräischer geometrischer Stil, Schachbrettmuster 377, 378.
Thomas, Erforscher der Ringwälle im Taunus 115.
Thor, Runenzeichen 124.
— in Runeninschriften 302.
Thraker in Ägäa 303.
— erneutes Auftreten in Siebenbürgen und Ostungarn in der 3. und 4. Bronzeperiode 178.
— Einfluss in Rasse und Sprache auf die Süd-Illyrier 291.
— Thraker im ostdeutschen Gebiet in der Abhandlung „Thrakische Keramik 75 ffg." sind nach Kossinna Illyrier, vergl. 183.
— antike Sittenschilderungen 87.
Thrakische Buckelverzierung 178.
Thrakische Musik 136.
Thurn (Kr. Mülheim), Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 216 Taf. XXI.
Thurow bei Züssow (Kr. Greifswald), Griffzungenschwert und Fibel der 2. Bronzeperiode 279.
Thüringen, Hinkelstein- vermischt mit Spiral-Mäanderkeramik 51.
Tierornamentik, germanische, zur Vendelzeit 429.
Timboholm bei Sköfde (Westergötland), Goldfund der Vendelzeit 428.
Tinsdahl-Jastorf-Gruppe der nordischen Eisenzeit 149.
Tirol, Illyrier 287.
— Kelten 174, 287.
— germanische Fibel der 2. Bronzeperiode 175.
Tirschtigel (Kr. Meseritz), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 9.
Tiryns, Schriftzeichen der ägäischen Silbenschrift 303.
— Schachbrettmuster 366, 370, 409.
Tisza-Sas (Kom. Heves, Ungarn), Spiral-Mäandergefäss mit Buckel 178.
Tjust, Küstenstrich in Ostschweden, Burgwälle 430.
Todendorf (Kr. Stormarn), Urnen der nordischen Eisenzeit 149, 157.
Töpferscheibe, nicht an Gefässen von Schmetzdorf wahrnehmbar 235.
Tordierte Ringe der niederrheinischen 2. Hallstattstufe 203.
Trendelberg s. Neuhaldensleben.
Trepanation 431.
Treverer im Fürstentum Birkenfeld 325.
Treviso bei Venedig, Griffzungenschwert 282.
Trinkhorn, Nachbildung in Ton beim ostdeutschen Typus 86.
Trinkhornspitzenbeschläge im germanischen Stil der römischen Kaiserzeit 427.
Trippelsdorf (Kr. Bonn), Brandgruben der Kaiserzeit 212, 213.
— Bandkeramik 213.
— fränkische Zeit 213.
Triquetren beim ostdeutschen Typus 85.
Troische Buckelverzierung 179.
Troische Typen der 2. Periode in Indien 47, 48.
Troisdorf (Reg.-Bez. Cöln), Gräberfeld der Hallstattzeit 22, 192, 213.
— s. auch Fliegenberg.
Throja, Schriftzeichen der ägäischen Silbenschrift 303.
Trosky (Böhmen), Melaphyrgeräte 36 ffg.
Trumma (Trommel), deutscher Wortstamm 26.
Trumpa (Trompete), deutscher Wortstamm 26.
Tuisko im Liede 24.
Tungendorf, Gürtelhaken 157.

Digitized by Google

Tupfen auf Tongefässen s. Punzen.
Turdetanische Schrift 297 ffg., 302.
Tureholm (Södermanland), Goldfund der Vendelzeit 428.
Tutuli der niederrheinischen 1. Hallstattstufe 201.
Tyr, Runenzeichen 124.

Ubier 23.
Uffenheim (Mittelfranken), Griffzungenschwert 277.
Undset, Untersuchungen über den ostdeutschen (Lausitzer) Typus 76.
Ungarn, Aunetitzer 174.
— Illyrier 174, 179, 287 ffg., 293, 421 fg.
— illyrische Ortsnamen 293.
— Thraker 174, 179, 184.
— fibula ad arco di violino 28.
— Griffzungenschwerter 280 ffg.
— Mondhenkelkrüge 288 ffg.
Ungarische Form des Lappenbeils 229.
Ungarischer Import in Gräbern des ostdeutschen Stils 87.
Untergrombacher Periode in der Rheinprovinz 22, 30, 209.
Upflamör (Schwäbische Alb), Griffzungenschwert 284.
Uppland, Felsenzeichnungen 423.
— Runensteine 423.
Upsala, Ausflug dorthin 423.
Urfibel, italische, Entstehung 175.
Urmitz, Erdfestung 22, 30, 31, 32.
Urnenfriedhöfe, sächsische, Aufzählung 316.
Ur-Rune 127.

Vangionen 23.
Vareser See (Lombardei), Mondhenkelkrug 290.
— s. auch Virginia.
Varusschlacht, Ort 130.
Vasenkopfnadeln der niederrheinischen Hallstattzeit 189, 203.
Vattina (Banat), Mondhenkelkrüge 288, 289, 290.
Veden, Dämonenkultus 48.
Vehlefanz-Eichstädt (Kr. Osthavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Veltheim (Kr. Minden), germanische Brandgräber der römischen Kaiserzeit 132.
Vendelkirche (Uppland), Gräberfeld 416, 429.
Vendelzeit in Schweden 428, 429.
Venedig, Runeninschrift auf dem Piräuslöwen 440.
Veneter, illyrischer Volksstamm 291, 293, 294, 422.
Venetien, Illyrier 287, 422.
Verworn 459.
Vestenfjörd (Norrland), zuerst erwähnter Wohnplatz der Lappen in Schweden 441.
Viereckhaus, neolithisches, bestritten 56 Anm. 1, 67 fg.
Villanova-Typus, Gefässe der niederrheinischen 1. Hallstattstufe 199.
Villenhof (Lkr. Cöln), Schnurkeramik 213.
Virchow, Schöpfer der Bezeichnung „Lausitzer Typus" 76.
Virginia im Vareser See (Lombardei), Tonscherbe mit Nachbildung eines Flechtmusters 355.
Virunum (Klagenfurt), provinzialrömische Bronzeschnalle mit Tierkopfzapfen 427.
Vochem (Lkr. Cöln), Gräberfeld der Hallstattzeit 193, 213, 217, 218.
Volk, Begriffserklärung 177.
Vorpommern, Griffzungenschwerter 277, 286.
Vorstand, Neuwahlen 114.
— Sitzung in Coblenz 11.

Wachenheim (Rheinhessen), Spiral-Mäanderkeramik 52.
Wachow (Kr. Westhavelland), germanisches Skelettgrab der römischen Kaiserzeit 310.
Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg 309 ffg.
Wagenitz (Kr. Westhavelland), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Wahn (Kr. Mülheim a. Rh.), Hallstattgefässe 215 Taf. XIX, 216 Taf. XXI.
— s. auch Scheuerbusch.
Waldalgesheim (Kr. Kreuznach), Goldfund der Latènezeit 23.
Walhall, Totenritt dorthin 429.
Walsrode (Kr. Fallingbostel), Feuersteinabschläge 336.
Wandalen in Ostdeutschland 138, 139.
— keltischer Einfluss und Bestattungswechsel 139.
Wartenberg, Buchstabenschrift 127.
Wassernuss, Nordgrenzen in Schweden 418.
Weber, neue Mooruntersuchungen 419 Anm. 1.
Wehden (Kr. Lehe), Griffzungenschwert 277.
— sächsischer Urnenfriedhof 316.
Weichselgegend, von Schweden her besiedelt 419.
Weigel, Untersuchungen über den Lausitzer Typus 76.
Weisse Farbe an Gefässen vom ostdeutschen Typus 84, 85.
— an Hallstattgefässen 100.
Weizen, Nordgrenzen in Skandinavien 418.
Welka Dobra (Böhmen), Buckelgefäss 180.
Wellersdorf (Kr. Sorau), germanische Bronzefibel der Periode II c 174 fg.

Digitized by Google

Wendelringe der niederrheinischen 4. Hallstattstufe 189, 207, 209.
— gleiche Formen am Niederrhein wie in Norddeutschland 189, 209.
— im Fürstentum Birkenfeld 323, 324.
— von Lanz 333.
Wenden, Herleitung des Namens von den Venetern 294, 422.
Wenigumstadt (Unterfranken), Spiral-Mäanderkeramik 54.
Werder (Kr. Zauch-Belzig), Gräberfeld mit Latènekultur 267.
Wesergebiet, germanische Buckelurnen 183.
— von den Germanen besetzt 335.
Wessenstedt (Kr. Ülzen), doppelkonische Urne 264.
Wessenstedt-Stufe der nordischen Eisenzeit 152, 208, 209.
Westergötland, Megalithgräber 444.
— Burgwälle 430.
Westerwanna (Kr. Hadeln), Griffzungenschwert 277.
— sächsischer Urnenfriedhof, Silbersachen 316 ffg.
Westfalen, Bevölkerung 134, 177, 273.
Westgermanen, Verdrängung der Illyrier im westlichen Teile Ostdeutschlands 291.
— Ostgrenze in der früheren Latènezeit 267.
Westgermanischer Stil der römischen Kaiserzeit, Heimat 427.
Westhavelland (Kreis), Aufzählung der Gräberfelder mit Latènekultur 267.
West-Mecklenburg, germanische Kultur zur 2. Bronzeperiode 421.
Westpreussen, Gesichtsurnen 428.
Wetterau, Spiral-Mäanderkeramik 54.
Wetzstein vom Latènegräberfeld von Schmetzdorf 241, 265.
— der römischen Kaiserzeit von Wachow 310.
Wickbranzen (Kr. Syke), Armring aus Bronze 225.
Wies (Steiermark), provinzialrömische Bronzeschnalle mit Tierkopfzapfen 427.
Wijk bei Durstede, Handelsplatz der Wikinger 434.
Wikingerzeit, Ausgrabungen in Björkö 431 ffg.
— Steinsetzung am Dnjepr 439.
— Verbindungen Schwedens mit den russischen Ostseeprovinzen 440.
— Wiedererscheinen des Renntiers in Schweden 426.
Wildeshausen (Grht. Oldenburg), reicher Fundort von Altertümern 230.
Wilhelmshöhe (Kr. Kolmar, Pos.) Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 34, 90 Nr. 70.
Wilke, Generalarzt 171.
Wilke, Buchstabenschrift 295.
Wilser, Buchstabenschrift 295, vergl. 123.
Winiec (Kr. Mogilno), Spanmesser aus Feuerstein 331.
Winkelbandkeramik, von Koehl verworfene Bezeichnung 50.
Wittenau (Kr. Niederbarnim), Fundstücke der Latènezeit 269.
Wittlage (Kreis, Prov. Hannover), alte Fundberichte üb. Megalithgräber 336.
Wodan, Runenoffenbarung 124, 302.
— wandalischer Kriegsgott 139.
Wohngruben mit Bandkeramik 52, 59, 67 fg., 171.
— im Erdwerk bei Mayen 96, 110.
Wohnplätze mit Bandkeramik 55.
Wojtostwo (Kr. Schrimm), Gefäss vom ostdeutschen Typus 90 Nr. 45.
Wolchowmündung (Russland), schwedische Ansiedlung der Wikingerzeit 440.
Wolga, orientalische Münzen aus der Wikingerzeit 441.
Worms, Bombengefäss der Hinkelsteinkeramik Taf. IV. Abb. 2.
Wreschin (Kr. Filehne), Gefässe (22) vom ostdeutschen Typus 89.
Wronke (Kr. Samter), Gefäss vom ostdeutschen Typus 89 Nr. 3.
Wulfila, Codex argenteus 423.
Wurfringe mit dreieckigem Querschnitt in Indien 46.
Wyschnij Wolotschock (Gouv. Twer), neolithischer Wohnplatz 420.

Ynglingasaga, Deutung auf die Kämpfe der Göten mit den Schweden 430.
Yoldiaperiode in Schweden, Zeitbestimmung 417.
— Klima 418.
Yoldiaton 417.
Yortan Kelembo, Cro Magnonartige Menschenrasse 434.

Zahna (Kr. Wittenberg), Grabfund der Spätlatènezeit 306 ffg.
Zapfenring als Typbezeichnung für eine Art Halsringe vorgeschlagen 227.
Zastow bei Krakau, Mondhenkelkrug 288.
Zauch-Belzig (Kreis), Aufzählung der Gräberfelder mit Latènekultur 267.
Zeus als Erfinder der Schrift 124.
Zeuss, Nationalität der Ästier 440.
Ziegen auf Felsenzeichnungen 443.
Zlota (Gouv. Kielce, Polen), Mondhenkelkrüge 288.
Zombor (Kom. Bacs.-Bosdrog, Südungarn), Griffzungenschwert 284.
Zonenkeramik in Rheinhessen 49, 59.
— in der Rheinprovinz 22, 31.
Zweiggesellschaft Berlin, Sitzungsberichte 135, 333 ffg., vergl. 460.
Zwillingsgefässe, neolithische i. Indien 47.
— vom ostdeutschen Typus 86.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Zeitlich geordnet.)

Seite, Tafel

1. Jungpaläolithikum.

Frankreich.

Renntierstäbe mit Zeichen . . . 296

2. Jüngerneolithische Zeit.

Deutschland.

Grabenschnitt des Erdwerks bei Mayen in der Rheinprovinz . 109
Gefässe der Bandkeramik in Rheinhessen . . . . . 65, IV
Klopfstein aus der Provinz Posen 332

Polen und Galizien.

Mondhenkelkrüge 288

Mähren.

Krug des Jordansmühler Stils mit Buckeln 178

Ungarn.

Krug der Spiral-Mäanderkeramik mit Buckeln 178

Italien.

Scherbe mit Flechtmuster vom Vareser See 354
Scherbe mit Schachbrettmuster von Pertosa 357
Vase mit Schachbrett- und anderen Mustern aus Sizilien 356

Portugal.

Inschriftstein von Alvão 296
Kuppelgrab von Alcalà 300

3. Bronzezeit.

Deutschland.

1. Germanisches Gebiet

Absatzbeile der 2. Periode . 276, 280
Buckelurnen mit internationaler Buckelverzierung 183
Fibeln der 2. Periode . . 279, 280
Griffzungenschwerter der 2. und 3. Periode . . 276, 278—281, 283
Halsschmuck, goldener, der 1. Periode (sog. Lunula) 71
Lurenbläser 26

Seite, Tafel

Depotfund der 4. Periode von Rethwisch (Grh. Oldenburg) 220—222, 224—226

2. Keltisches Gebiet

Beile, Absatz- 272
—, Lappen- 322
—, Rand- 273, 322
Dolche 272, 273
Griffzungenschwerter . . 276, 283, 285
Goldschmuck (sog. „goldener Hut") von Schifferstadt (Rheinpfalz) 181
Keltische Krugform . . . 176, 182

3. Illyrisches Gebiet

Fibeln, germanische, der 2. und 3. Periode 175, 274
Griffzungenschwert, germanisches, der 2. Periode 278
Illyrische Buckelkrüge . . 176, 182
Gefässe vom ostdeutschen Typus in Posen 77, 79—82, 84—86, VII—XIII

Böhmen und Mähren.

Aunetitzer Keramik (Buckelverzierung) 179
Illyrische Krugform . . 176, 179, 180

Niederösterreich.

Goldscheibe der frühesten Bronzezeit mit grossen Buckeln . . 180

Tirol.

Fibel, germanische, der 2. Periode 175

Ungarn nebst Siebenbürgen.

Gefäss mit thrakischer Buckelverzierung 179
Griffzungenschwerter 278, 281, 283, 285
Mondhenkelkrüge . . . . 288—290

Bosnien.

Griffzungenschwert 278

Oberitalien.

Mondhenkelkrüge . . . . 288—290

Griechenland.

Leierspieler auf Panzer der Dipylonzeit von Olympia 371

Digitized by Google

Seite, Tafel

Kreta.

Sarkophag der mykenischen Zeit von Hagia Triada 367

4. Vorrömische Eisenzeit.

Deutschland.

In der Provinz Sachsen

Latènezeitliches Gräberfeld bei Schmetzdorf 242, 253, 257, 261, 268, XXXII—XLII

Grabfund der Spätlatènezeit von Zahna 306, 307

In der Rheinprovinz

Gefässe der Hallstattzeit 98, 100, 200, 204, 205, XIV—XVII, XVIII—XXV

Metallsachen der Hallstattzeit 101, 217, XXVI—XXXI

Im Fürstentum Birkenfeld

Funde der Hallstattzeit . . . 324, LI

Funde der Latènezeit . . LII oben

Im Taunus

Ringwälle . . . . . 115—117

In Posen

Gefässe vom ostdeutschen Typus (letzte Ausläufer) XIII Abb. 71—73

Österreich.

Bemalte Vase der Hallstattzeit von Gemeinlebarn 353

Ungarn.

Gestalten von einer Vase von Ödenburg 377

Oberitalien.

Helm von Oppeano mit Schachbrettmuster 373

Gestalten von der Situla von Certosa 377

5. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.

Waffen und andere Altertümer aus der Mark Brandenburg . XLIV—IL

Römische Altertümer im Museum zu Mainz . . . . . 74, V

Funde aus dem Fürstentum Birkenfeld . . . . . LII unten

Italien.

Gemma Augustea 291

6. Mittelalter.

Fränkische Zeit.

Fränkische Waffen im Museum zu Mainz VI

Sächsische Zeit in Nordwestdeutschland.

Silberring vom Urnenfriedhof von Westerwanna 317

Seite, Tafel

Bronzering vom Urnenfriedhof von Neuenkirchen 319

Wikingerzeit.

Funde von Björkö in Schweden 432—438

7. Mehreren Zeiten Angehöriges.

Schichtenprofil im Innern der Kartsteinhöhle 35

Schematische Darstellung des Klimawechsels in Skandinavien 418

8. Unbestimmt.

Melaphyrgeräte von Trosky in Böhmen . . . . . 37—40

Idol von Kličevac in Serbien . . 357

9. Siedelungskundliches.

Ansichten von der Kartsteinhöhle in der Eifel III

Übersichtskarte der Hallstattgräberfelder im Sieg- und Wuppergebiet 214

Fundkarte von Altertümern der römischen Kaiserzeit von Brandenburg a. H. und Umgegend L

Karte des östlichen Germaniens nach Ptolemäus XLIII

Ansicht der drei Königshügel von Gamla Upsala in Schweden . 424

Lageplan der Stadt Birka in Schweden 432

10. Bildnisse.

Blasius 347

Blume LIV

Heierli 448

Montelius II

v. Peez 345

11. Verschiedenes.

Ansicht des Museums in Dortmund 131

Ehrendiplom für Montelius . . I

Schrifttafel 298

Schachbrettmuster, ägyptischer Kulturkreis . . . . . 359—364

— cyprischer K. 358, 370

— mykenischer K. 364, 367

— griechischer K. 356, 368, 370—372, 379, 381, 383, 385—390, 392, 394, 396, 397, 399—403, 405—408

— etrurischer K. 372, 373, 376, 377, 381, 382, 390, 400

— mitteleuropäischer K. 353, 354, 357, 377

— römischer K. (pompejanisches Wandgemälde) 403

Digitized by Google

Bücher-Besprechungen.

Seite

Behn, F., Römische Keramik mit Einschluss der hellenistischen Vorstufen, Mainz 1910 (Walther Schulz) 148

Beltz, R., Die Latènefibeln, Berlin 1911 (G. Wilke) 341

Benndorf, P., Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände aus Mittel-Deutschland, 2. Auflage (G. Wilke) 339

Franchet, L., Céramique primitive. Introduction à l'étude de la technologie, Paris 1911 (F. Lissauer) 338

Kossinna, G., Die Herkunft der Germanen, Würzburg 1911 (C. Paape) . . 145

v. Miske, K., Die prähistorische Ansiedlung Velem St. Vid, Band I, Wien 1908 (G. Kossinna) 340

Ohlenschlager, F., Die Hochäckerfrage, 1911 (A. Kitzele) 344

Schumacher, K., Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Gallier-Darstellungen, Mainz 1911 (G. Girke) 341

Weber, F., Können die südbayerischen Hochäcker von Alemannen oder Bajuwaren herrühren? 1911 (A. Kitzele) 344

Wilke, G., Spiral-Mäander-Keramik und Gefässmalerei; Hellenen und Thraker, Würzburg 1911 (v. Lichtenberg) 140

Wilke, G., Südwesteuropäische Megalith-Kultur und ihre Beziehungen zum Orient, Würzburg 1912 (v. Lichtenberg) 142

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 1 1903

Digitized by Google

DATE DUE

DL433 28M

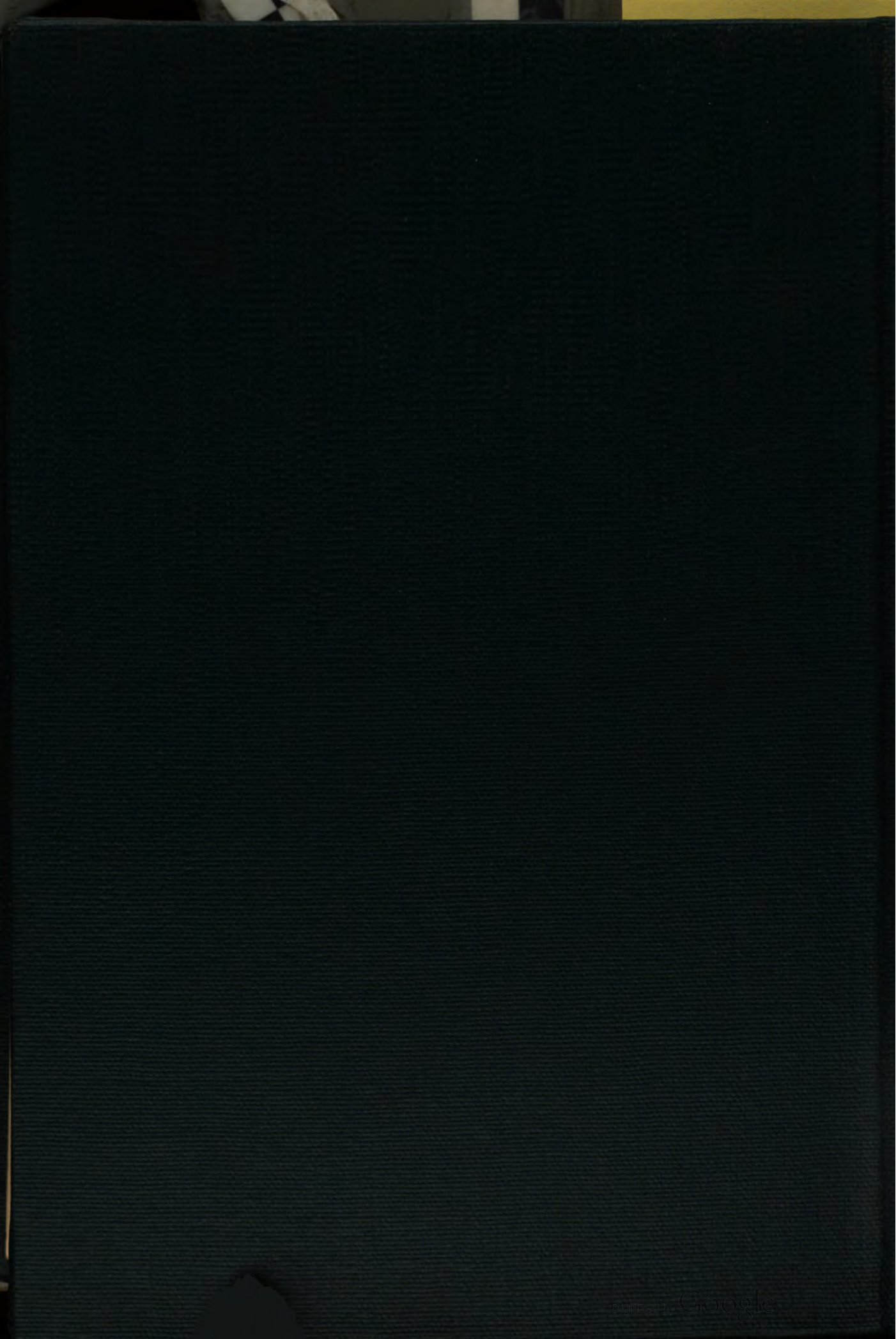
Digitized by Google

L913.05 M285 3-4
3 5556 008 977 142

L913.05 M285 v.3-4 ANNEX 519856

L913.05 M285 v.3-4 ANNEX 519856
Mannus

DATE	ISSUED TO
NOV 3 1948	Burgemeier Bindery

LOWER LEVEL STORAGE

Digitized by Google